Dept
Z 287

M.VI 1/41.

N aa 57

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 15 1971
AP30
A8
[V.12]
no. 182-273
1839
I -Sept.

Digitized by Google

Nr. 182.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Julius 1839.

Abenteuer eines Banianen.

(Von ihm selbst erzählt.)

Wie die Zugvögel, die man nur in den ersten Tagen des Winters und Frühlings bemerkt, haben auch die Savojarden ihre Wanderungszeit. Sobald die letzte Ernte eingebracht ist und der Schnee die Gipfel der Gebirge weiß macht, gehen auch die Kinder der armen Familien fort, um anderswo die Wintermonate zu benutzen und laufen singend dem Glück nach.

Im Jahre 1820 war ich 8 Jahre alt. Ich verließ wie die Andern mein Vaterland im Gefolge einer Gesellschaft fremder Kaufleute, die mich in Dienst nahmen. Zehn Jahre verstrichen, zehn Jahre voll Mühe und Lust, wo ich nach und nach Seiltänzer und Kaminfeger, Stallknecht, Kammerdiener, Factotum eines Dichters war, der sich seitdem in der Politik verloren hat, Bursche (mousse de chambre) auf einem genuesischen Schiffe und coque am Bord eines Kriegsschiffs. Mit 18 Jahren hatte ich die drei Theile des alten Continents gesehen, hatte mir selbst die wenige Erziehung gegeben, die ich besaß, und was das Beste an der Sache war, es war mir gelungen, eine Birne für den Durst zu behalten (wie meine geizigen Landsleute sagen), 1000 Fr. in Goldstücken in meinen Gürtel zu nähen.

In diesem Alter der Täuschung war ich schon ganz nüchtern. Das Unglück, mein unzertrennlicher Gefährte, zeigte mir eine bescheidene Hütte am Abhang meines Gebirgs, drei Hufen Landes von Castanienbäumen beschattet, wie ein irdisches Paradies, wo meine Tage frei und glücklich vergehen sollten. Aber um diese Güter zu erwerben, reichten 1000 Francs nicht, ich brauchte Tausend Thaler. Um sie zu erhalten, nahm ich einen Weg, den ich für den kürzesten hielt, und ach! er war der längste. Nach dem Feldzug gegen Algier, den ich als Coque mitgemacht hatte, landete ich in Toulon und ging sogleich nach Marseille. Dort glaubte ich eine vortheilhaftere Stellung auf einem Schiffe zu erhalten. Es war nichts. Ich war genöthigt, den Maurern zu dienen, oder den HH. Méry und Barthélemy welche ein Gasthaus in meiner Nähe bewohnten, die Stiefeln zu putzen. Dann machte ich in unbeschäftigten Augenblicken, während sie politische Satyren schrieben, Klaglieder und Dramen oder Mysterien, die ich aus der heiligen Schrift nahm: die Klaglieder für die Hausirer, die Mysterien für die Schiffer im Hafen, die sie mir mit 40 Frk. bezahlten, und noch 50 Proc. bei jeder Aufführung als Recht des Verfassers. Diese literarischen Nebenverdienste hatten mein Vermögen über meine bescheidenen Hoffnungen gesteigert, als ein unerwarteter Umstand aus mir einen Blutegelhändler machte.

An einem Sonntag Abend kam ich von meinem einsamen Spaziergang zurück, ein Stück Brod zum Nachtessen verzehrend und Seneca lesend. In der Allee von Meilhan fand ich einen erbrochenen Brief, der von einem Kaufmann von Rio-Janeiro geschrieben war. Das Postscript dieses Briefs lautete folgendermaßen: „Ein Artikel von unwiderstreitbarer Wichtigkeit wären Blutegel; wenn Sie mir 20,000 im Laufe des July schicken könnten, so garantire ich, das Stück wenigstens zu 300 Reis zu verkaufen.“

Dreihundert Reis ein Blutegel, rief ich erstaunt; dreihundert Reis! Ich weiß nicht, wie viel ein Reis werth ist, aber was schadet's? Da es ein gutes Geschäft für einen Andern ist, so dünkt mir, kann es eben so auch für mich seyn. Voll von diesem Gedanken, eilte ich mein Project zwei Piemontesen mitzutheilen, bei denen ich wohnte, die mit Saiten handelten, und beide nicht ohne mercantilische Kenntnisse waren. Nachdem sie den Brief hatten lesen hören, rief der Jüngste in seiner bildlichen Sprache aus: „da die Stimmgabel des Zufalls für uns die Saite des Glücks anschlägt, so müssen wir eilen, ihren Tönen zu lauschen.“ Sogleich gingen wir an die Börse, uns zu erkundigen, ob Schiffe mit Fracht nach Rio da wären; ein einziges befand sich im Stande abzusegeln: es war la Circonstance, Capitän Cernat; wir wurden mit dem Rheder über den Preis der Ueberfahrt und den Frachtlohn unsrer Waare einig, und während Einer von uns sich beschäftigte, unsere Papiere in Ordnung zu bringen, kauften die Andern drei leere Bordeauxfässer, sägten sie von einander, legten jede Hälfte mit Bleiplatten aus, füllten sie mit trefflicher Erde, wo 10,000 Blutegel mit Bequemlichkeit während der Ueberfahrt lebten; wir trugen Sorge, sie jeden Tag mit einem Glase süßen Wassers

FRANCISCO CAROLINUM

Digitized by Google

zu begießen, und aus den Gefäßen diejenigen herauszunehmen, die gestorben waren. Als dieser erste Theil unsrer Ladung vollendet war, kauften wir verschiedene kleine Waaren, wie seidene Gürtel, Schnallen, Spieldosen, Arbeitskästchen und packten Alles in einen Kleiderkoffer, ohne daß man es wahrnehmen konnte. Endlich am 2 Mai 1831, fünf Tage, nachdem ich den Brief gefunden, gingen wir unter Segel und passirten die Meerenge.

Ich enthalte mich jeder empfindsamen oder beschreibenden Erzählung unsrer Ueberfahrt. Es war eine wahre Damenreise.

Am 21 Junius erreichten wir, von günstigen Winden getrieben, den Aequator. Gegen Abend desselben Tages fiel, nach mehrmaligem Wechsel, der Wind plötzlich und hielt uns im Netze der abscheulichsten Windstille fest. Am folgenden Tage mäßigte kein Lüftchen die erstickende Hitze, die wie Blei auf uns lag; die Segel hingen schlaff an den Masten und wären unbeweglich gewesen, wenn das Meer, das noch bewegt war, sie nicht ein wenig angeschwellt hätte; aber bald belterte sich der Horizont auf zum Verzweifeln, und in dieser Breite, die auf Null steht, konnte man leicht voraussehen, daß unser Aufenthalt mitten im Ocean sich um einige Wochen verlängern würde.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen über das Königreich Madura. *)

Das Königreich Madura umfaßt die Abtheilungen Bangkallan, Palega und Sampang. Der Sultan ist reich, indem ihm allein die indischen Vogelinseln über eine halbe Million Gulden eintragen. Das Land wird von mehreren kleinen Flüssen durchströmt, von welchen drei in dem Districte Bankallan sind, einer zu Palega und einer zu Sampang. Schon aus der Kleinheit der Insel kann man schließen, daß diese Flüsse unbedeutend sind, und der daraus folgende Wassermangel ist ein hinlänglicher Grund der geringeren Fruchtbarkeit. Sie entspringen mit klaren und vortrefflichen Quellen, welche aber, so wie sie sich dem Strande nähern, in Brackwasser verwandelt werden.

Die bedeutendsten Producte des Königreichs Madura sind Mais, Reis, Katjang, Baumwolle, ein wenig Zuckerrohr und Indigo. Doch reicht der Ertrag der Aecker nicht hin, um die Einwohnerzahl zu ernähren, deren Zahl sich auf 77,761 Seelen beläuft. Es werden deßhalb jährlich von Java ungefähr 1000 Kojangs Reiskörner und 100,000 Bund Reis im Stroh eingeführt. Das Weben des Kattuns und die Fischerei beschäftigt eine große Menge von Einwohnern, dennoch scheinen im Allgemeinen die Madurefen arm zu seyn. Der Sultan ist alleiniger Herr des Bodens und gibt Dörfer und Ländereien an die Glieder seiner Familie, denen jene zum Unterhalt dienen. Die Aecker werden wieder an Chinesen zu möglichst hohen Preisen verpachtet, welche nun auf ihre Weise die Unterthanen ausplündern. Nicht ganz unbedeutend ist die Pferde- und Büffelzucht.

Der District Bangkallan hat nach den neuesten Angaben 63,714 Einwohner, würde aber ungleich mehr Bewohner ernähren, wenn man die Felder durch künstliche Bewässerung fruchtbarer machte. Schwieriger mag dieß hier seyn als auf Java, wo die Zahl der Flüsse sehr groß ist, doch würden sich leicht Brunnen graben lassen, welche man zu diesem Zwecke benutzen könnte. Man kann jedoch mit Recht erwarten, daß mit dem täglich wachsenden Einfluß der Holländer auf Madura nach und nach diesen Mängeln abgeholfen werde.

Der District Sampang hat über 7500 Einwohner, und ist von dem kleinen Reiche Pamakassan durch den Fluß Tjatjern geschieden. Dieß Ländchen liegt an der Nordküste zwischen Madura und Sumanap. Es hat eine geringe Einwohnerzahl, welche sich nicht auf volle 18,000 S. beläuft, worunter noch 1000 Chinesen sind; der Boden ist schlecht, und die Bewohner desselben haben oft mit Wassermangel zu kämpfen. Der Mais macht das Hauptnahrungsmittel aus, und selbst der Reis, welcher hier sparsam wächst und von schlechter Qualität seyn soll, wird damit vermengt gegessen

Der Panumbahan (Herrscher) hat Wollenwebereien, und läßt Sarongs verfertigen, um sie auszuführen. Aber selbst nicht einmal die hinlängliche Menge von Wolle bringt dieser Landesstrich auf, dieselbe muß von Bali eingebracht werden. Das einzige Merkwürdige, welches dieß Land darbietet, sind die vielen Salzpfannen und Salzmagazine; auch sieht man hier eine große Menge von Kalkfelsen, und das Kalkbrennen ernährt einen Theil der Bewohner.

Hieran schließt sich das Reich Sumanap, welches die östliche Hälfte der Insel einnimmt; der Hauptort dieses Reiches führt denselben Namen, der Sultan hat hier seine Residenz. In der Mitte seines Dalam (Palast) entspringt der Fluß Maringan, welcher hier als Bad dient; obgleich er nicht größer als andere inländische Flüsse ist, so befahren ihn doch kleine Fahrzeuge (Prauw), welche für den inländischen Handel von großer Wichtigkeit sind. Der weiche Stein wird in Sumanap besonders viel gefunden und darunter ein feiner Alabaster, welcher jedoch nur vom Sultan benutzt wird.

Zu Pajong, einem Dessa, findet man das Fundament eines indischen Tempels, bei dessen Trümmern sich noch ein Siwa- und Buddabild befand, welche der Resident-Assistent zu Sumanap in Besitz genommen hat, und zur Verzierung seines Hauses gebraucht. — Die Salzfabrication ist hier stark, und mehr als 800 Salzpfannen werden zur Krystallisation desselben benutzt.

Sumanap selbst hat eine Bevölkerung von 132,762 Seelen, darunter sind 2200 Chinesen, 270 Araber und 2000 Malaien. Auch auf diesem Theile der Insel ist der Ackerbau von wenig Gewicht, woran ebenfalls der Wassermangel Schuld ist. Der Sultan wendet zwar vielen Fleiß auf diesen Gegenstand, und hat mehrere künstliche Wasserleitungen angelegt, welche jedoch im Verhältniß mit der trockenen Bodenoberfläche noch gering sind. Das Land bringt fast nur Mais hervor und Reis in so geringer Quantität, daß man auf Java annimmt, die jährliche Ernte desselben reiche höchstens hin, um die Bevölkerung auf drei Monate zu ernähren; die Einfuhr dieses letz-

*) S. Ausflug von Surabaya nach Madura Nr. 179 bis 181.

Digitized by Google

genannten Artikels von Java ist deßhalb sehr bedeutend. Dagegen werden von Sumanap Oel, Büffelhäute, Tamarinden und Sarongs ausgeführt; im Jahre 1830 betrug die Anzahl der letzten 4789. In demselben Jahre liefen 100 verschiedene Schiffe von anderen Inseln, Java abgerechnet, in den sumanap'schen Hafen ein, und 121 verführten die genannten Producte nach Amdon, Benkulen, Banka, Bali, Macassar, Palembang, Rioun, Sukadana, Timor u. s. w.

Die Viehzucht ist eine Lieblingsbeschäftigung der Bewohner von Sumanap und die madureſischen Büffel sind im ostindischen Archipel besonders beliebt, sowohl der Milch und Häute wegen, als auch als Feinde der Tiger, mit welchen man sie zur Belustigung kämpfen läßt. Diese Art des Schauspiels liebt man sehr, sowohl auf Madura als auch auf Java.

In dem vorhin genannten Jahre wurden 1880 Büffel ausgeführt, außerdem 4000 Stück Häute derselben, während man den jährlichen Bedarf des Landes selbst zu 6000 annimmt.

Verschiedene kleine Inseln welche in der Nähe des Reichs von Sumanap liegen, stehen ebenfalls unter der Herrschaft des Sultans. Diese sind:

Sapudie mit . .	7400	Einwohnern
Ra-as	3000	—
Gillie-genteng . .	1900	—
Gillie-radja . . .	2100	—
Gillie-ang . .	1850	—
Puteran . . .	7250	—
Kaugeang . .	1541	—
Gongra . . .	270	—

Die wichtigste dieser kleinen Inseln ist Kaugeang, weil hier außer hinlänglichem Wasser auch Jaliholz gefunden wird. Uebrigens waren diese Inseln auf Java ziemlich unbekannt und außer den genannten Notizen konnte ich nur noch erfahren, daß die Häuptlinge daselbst vom Sultan von Sumanap angestellt werden.

Man hat auf Madura zwei Arten von Baumwolle, den Wollbaum (bombax pentandrum), und den Wollstrauch (eine Species des gossypium herbaceum). Der erste bringt nur eine sehr grobe Sorte von Wolle hervor, welche, malayisch Kapok genannt, zur Füllung von Matratzen und dergleichen benutzt wird. Der zweite, Kapas genannt, bringt die zartere und weichere hervor, welche die Eingebornen zu ihrer Kleidung benutzen. Letzterer ist eine starke Pflanze, welche ein und einen halben Fuß hoch wird. Man säet sie nach der Reisernte, und sie erlangt innerhalb drei Monaten ihre Reife. Eine eiförmige Frucht enthält alsdann die Baumwolle, in deren Mitte sich die Fruchtkörner befinden. Die Bearbeitung derselben ist nicht ohne Schwierigkeit, welche bedeutend vermehrt wird durch das Reinigen von den Kernen. Die Madureſen gebrauchen hiezu einen Apparat, welcher aus zwei hölzernen Cylindern besteht, die gegen einander gedreht werden und zwischen denen man die rohe Wolle hindurchzieht. Diese Arbeit ist so schwierig, daß ein Mann zwei volle Tage Arbeit hat, um ein Kati (1¼ Pf.) zu reinigen. Nach Absonderung der Kerne wird sodann die Wolle geklopft (geblek) und auseinander gezogen (piudi), sodann auf einen Stock gewunden (pusuh). Von der so bearbeiteten Wolle kann eine Person in zehn Tagen ein Kati spinnen. Vier Tage hat wieder eine geschickte Weberin nöthig, um einen Sarong zu weben, wozu ein Stück Zeug gehört, welches 9 Fuß lang und 3 Fuß breit ist. Jede Frau webt selbst, was für den Bedarf ihres Hauses nöthig ist, und es gereicht ihr zum Ruhm, eine besonders geschickte Weberin zu seyn.

Die Besitzungen der Portugiesen an der Ostküste Afrika's.

Erster Artikel.

(Nach José Accurſio das Neves.)

Die Portugiesen verachteten bis jetzt sich an der Küste vom Cap Negro an bis zur äußersten Südspitze Afrika's, so wie bis zur Bai Lourenço Marques nach Norden hin festzusetzen. Sie betrachteten diese Küstenländer, die sie bloß durch Schiffbrüche, die sie daselbst erlitten, kannten, als unbewohnbar. Ebenso hatten sie nicht daran gedacht, das Cap der guten Hoffnung zu besetzen, als dieses noch von keiner europäischen Macht geschehen war. Portugal besitzt deßhalb heutzutage nur einen geringen Theil dieser Küste, welcher in der Bai von Lourenço Marques beginnt, ungefähr im 26° S. B. und sich bis zum Cap Delegado unter 10° die Küste entlang erstreckt. Der andere Theil dieser Besitzung erstreckt sich von Quillimane ins Innere bis Zumbo, den Lauf des Flusses Zambese aufwärts. Diese Gesammtbesitzungen machen das Gouvernement oder die General-Capitania, wie sie sonst hieß, von Mozambique aus. Von der Erstreckung ins Innere und seinen Gränzen weiß man nichts Genaues. — Die Küste wird von vielen afrikanischen Volksstämmen und Arabern bewohnt, die zum Theil unabhängig, zum Theil der portugiesischen Oberherrschaft unterworfen sind. Die verschiedenen Nationen, die nach dem Innern zu wohnen und mit Mozambique in Handelsverkehr stehen, sind besonders die Mujaos und Mocuas, die, zuweilen mit Lanzen und Wurfspießen, selbst mit Feuergewehr bewaffnet, verschiedentlich verheerende Einfälle in die portugiesischen Besitzungen gemacht haben. Diese wilde Nation erstreckt sich über einen großen Theil des innern Afrika's, vom Zambese-Fluß aus nördlich. Der Zambese scheidet sie von den Kaffrestämmen, die ebenfalls nicht immer freundschaftlich mit den Portugiesen umgehen. Die eigentlichen Etablissements der Portugiesen, wo diese die Herren sind, sind die Bai von Lourenço Marques, das Cap Corrientes, Inhambane, Sofalla, Quillimane, Mozambique und Cap Delegado. — Die Bai von Lourenço Marques ist ein Punkt von großer Wichtigkeit nicht nur für die Schifffahrt, sondern auch für den Handel ins Innere. Drei beträchtliche Flüsse münden in diese Bai aus: der Espirito Santo, welches der größte auf der Nordseite, der Lourenço Marques in der Mitte und der Maynto, südlicher. Die Kaffern, und noch mehr die Manchavas-Nation, bringen hieher ihr Elfenbein, so wie die Zähne der Seepferde (Walroß), auch Ambar. Verschiedentlich haben die Holländer, Franzosen und Engländer Versuche gemacht, sich hier anzusiedeln und Handel zu treiben, was jedoch immer wieder, zum Theil durch die Eingebornen, welche die Niederlassungen zerstörten, zum Theil durch das portugiesische Gouvernement, vereitelt wurde.

Inhambane ist eine kleine Villa mit ihrem Hafen, in welchen

Digitized by Google

aber nur kleine Fahrzeuge einlaufen können. Gegenwärtig ist dieser Ort sehr unbedeutend, könnte aber durch seine vortheilhafte Lage für den Handel sehr emporkommen, wenn deßhalb die Mittel angewendet würden. — Sofalla, einstens eine der reichsten Handelsstädte und von reichen Kaufleuten bewohnt, ist heutzutage zu einer elenden armseligen Villa herabgesunken, fast ganz entvölkert und nur noch von wenigen arabischen und portugiesischen Familien bewohnt. Der Glanz und die Wohlhabenheit dieser Stadt, als sie noch im Besitze der Araber war, und den sie auch noch einige Zeit später unter portugiesischer Herrschaft hatte, erweckten in dem König Don Manoel den Wunsch, sie zu besitzen, der auch nachher durch Pedro Anhaia erfüllt wurde, welcher daselbst im Jahre 1505 ein Fort errichtete und sich die Stadt unterwarf. Sie wurde der Sitz der Gouverneure der afrikanischen Besitzungen der Ostküste bis zur Regierung der Königin Dona Katharina, welche aus Furcht vor den Angriffen der Türken die Befestigungen in Mozambique anlegen ließ, und von der Zeit an die Gouverneure sechs Monate in Mozambique und sechs Monate in Sofalla ihre Residenz nehmen mußten. Von da an kam Sofalla in Verfall, und die Gouverneure behielten darauf ihren beständigen Sitz in Mozambique. Dem in die größte Decadenz verfallenen Sofalla ist nichts Anderes übrig geblieben, als die Elemente seiner frühern Größe, die ihm Niemand nehmen kann und die nur wieder erweckt zu werden brauchten, allein dazu fehlt es wohl nicht den Portugiesen an gutem Willen, als vielmehr an Geschick und Thatkraft der Gouverneure, um dieses zu bewerkstelligen.

Auf dem großen angeschwemmten Landstriche, der durch den Rio Zambese gebildet worden ist, liegt an dessen Mündung die Villa Quillimane. Uebrigens hat der Zambese, einer der größten Flüsse Ostafrika's, mehrere Mündungen, die eben so viele Flüsse bilden. Die vorzüglichsten davon sind: der Cuama, der Quillimane, der Luabo und der Luabell. An dem Quillimane liegt die Villa gleichen Namens, die klein ist und dabei einen schlechten Hafen hat; allein dennoch herrscht daselbst vieler Verkehr, denn sie ist gleichsam das Thor, durch welches man nach den Etablissements in dem Sertao vordringen kann, und den Handel mit dem Innern treibt; auch gehen von hier der größte Theil der Lebensmittel nach Mozambique. Die einzigen Vertheidigungsanstalten gegen einen Feind von außen bestehen hier aus einem hölzernen Gebäude, worin die Besatzung einquartiert ist, und einigen aufgepflanzten Kanonen. Man bedarf auch hier keiner andern, weil wegen stürmischer See und Mangel an Landungsplätzen nicht leicht ein Angriff zur See zu erwarten ist.

Ungefähr 26 Legoas oberhalb Quillimane ist die Baree von Quinzungo oder Quiçungo, und noch etwas weiter die von Angora, wo die Pangayos aus Mozambique ihren Handel treiben. Kaum können diese Plätze aber als Portugal angehörend betrachtet werden, denn in dem ersten haben die Eingebornen und in dem letzten die Araber mehr Macht wie die Portugiesen.

Mozambique, die Hauptstadt des Gouvernements, so wie des Bisthums, was aber seit vielen Jahren keinen Bischof gehabt, liegt auf einer kleinen Insel unter 15° S. B. mit einem Umfange von ungefähr einer Legoa. Die Insel ist nur eine bloße Sandbank, die sich ins Meer erstreckt, und die schlechterdings keine Art von Vegetation hat. Sie besitzt nicht einmal einen Brunnen, allein ihre vorzügliche Position, indem sie mit dem festen Lande den sichersten Hafen in dem großen Canal zwischen dem Festland und Madagascar bildet, gibt ihr eine große Importanz, was sich auch früher die Araber, bevor die Portugiesen nach dem Orient vordrangen, zu Nutze zu machen wußten. Noch heutzutage ist dieser Hafen eine Station für alle Schiffe, die nach Asien segeln, besonders der portugiesischen; er macht den Vereinigungsknoten oder Glied der Kette zwischen der europäischen Hauptstadt und den indischen Besitzungen, zu gleicher Zeit ist er aber auch der Mittelpunkt des portugiesischen Handels in Ostafrika. — Die Insel ist außer ihrer Steerilität auch sehr ungesund; allein die Einwohner nehmen dann ihre Zuflucht auf den Continent. Das Festland gegenüber macht eine große Einbiegung, so daß zu beiden Seiten zwei vorstehende Landspitzen entstehen. Auf der nördlichen liegt der Ort Cabaceira und auf der südlichen Sancule. Auf der nördlichen schmalen Landzunge liegt der Ort Mossacil. In diesen Gegenden haben der Gouverneur, so wie alle Behörden und wohlhabenden Personen ihre Landsitze mit Blumengärten und Quintas mit schattigen Bosquets und Obstbäumen, besonders Orangen, Limonen und Palmbäumen u. s. w. Hier herrscht stets heitere gesunde Luft.

Die Etablissements der Portugiesen am Cap Delegado bestehen auf den Inseln gleichen Namens, denn das Festland ist in den Händen der Araber und unabhängigen Neger. Der Inseln sind mehr als 50 in einer Gruppe vereinigt, die meisten sind sehr klein und nur 7 von ihnen sind bewohnt. Amisa ist die größte, nach ihr sind Querimba und Oibo oder Ibo die ansehnlichsten. Querimba mag wohl eine Legoa im Umkreise haben. Sie sind sehr fruchtbar, und zu gleicher Zeit haben sie ein gesundes Klima. Sie sind mit Bäumen bedeckt. Man hält viel Vieh daselbst, und das Meer ist außerordentlich fischreich, so daß auf diesen Inseln Ackerbau und Handel leicht in blühenden Zustand kommen könnten. Oibo ist die Hauptstadt dieser Inseln und zur Villa erhoben. Sie ist die einzige, welche einen Hafen besitzt. Bei niederer Ebbe kann man zu Fuß nach der Insel Querimba kommen, und dieses ist auch der Fall mit einigen andern dieser Inseln. Zwischen manchen derselben können aber auch große Schiffe sich vor Anker legen. Diese Inseln waren ehedem sehr bevölkert, wovon noch die vielen steinernen Wohnhäuser den Beweis abgeben, allein sie wurden durch die Einfälle der Araber, so wie der Sacalavas, ein wildes Volk, welches auf der nördlichen Hälfte der Insel Madagascar wohnt, zerstört. Nur Oibo blieb verschont, sie konnten sie nicht nehmen, weil sie befestigt war und vertheidigt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Nachrichten von Australia Felix. Von Port Philipp ist (wie es scheint im Anfange dieses Jahres, denn ein Datum ist nicht angegeben) eine Expedition aufgebrochen, um nach der Karte des Majors Mitchell Australia Felix aufzusuchen. Sie gelangten auch wirklich dahin, und die Briefe schildern das Land und den Graswuchs als höchst üppig. Die Schwarzen waren zahlreich und sehr zudringlich. (Asiatic Journal. Junius 1839.)

Nachricht von Port Philipp. Diese Niederlassung steigt mit unglaublicher Schnelle. Man rechnet bereits, daß die Zahl der dort befindlichen Schafe nicht viel unter einer Million beträgt; in der letzten Wurfzeit haben sich die meisten Heerden verdoppelt. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 183.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Julius 1839.

Racenverschiedenheit in Frankreich.

Das Edinburgh Review enthält in seiner neuesten Nummer eine Beleuchtung des Werks: Essai sur la Statistique de la population française, considérée sous quelques-uns de ses rapports physiques et moraux. Par le comte A. d'Angeville. Wir entheben daraus einige Data, die ein nicht uninteressantes Corollar zu der neulich mitgetheilten Criminalstatistik von Frankreich bilden. Es ist interessant, wie man jetzt, nachdem die Thorheit den Menschen zu generalisiren, so ziemlich ausgelaufen, allmählich wieder zur alten Weisheit zurückkehrt, und die Racenunterschiede beachten lernt, die trotz der frühern vornehmen Nichtachtung und trotz des Firnisses, den unsere Bildung darüber auszubreiten strebt, doch immer wieder hervortreten. Das, was man Nationalcharakter nennt, dieß Gesammtergebniß der Strebnisse und Gewohnheiten, welche die Sinnesart eines Volks bilden, beruht weit mehr auf Ursachen, deren letzten Grund wir nicht angeben können, als auf solchen, die der statistische Anatom verfolgen zu können glaubt. Es liegt in erblichen Tugenden und Lastern eine Stärke, welche zum mindesten viele Generationen hindurch gegen allen Einfluß äußerer Umstände sich behauptet: der Schiffer auf den amerikanischen Seen ist noch ein Franzose bis ins Herz hinein, der Löwenjäger am Cap immer noch ein Holländer, trotz der seltsamen Verschiedenheit ihrer jetzigen Gewohnheiten von denen ihrer europäischen Ahnen. Groß ist allerdings der Einfluß des Klima's, der Gesellschaft, des Unterrichts, aber Quetelet, der durch seine statistischen Arbeiten über den moralischen Zustand des Menschen in verschiedenen Ländern sich ein gründliches Urtheil hierüber erworben hat, macht die sehr richtige Bemerkung, daß diese Einflüsse durch noch kräftigere, nämlich die erblichen Neigungen und Anlagen verschiedener Racen, in sittlicher Hinsicht eben so wohl, wie in intellectueller überwältigt werden. Was aber weder Quetelet noch ein Anderer bemerkt, das ist der Umstand, daß die Besonderheiten, welche die verschiedenen Menschenracen bezeichnen, in Zeiten des Friedens und der ruhigen Gewohnheiten stärker werden, indem hier der Eindruck, welchen die Vermischung der Racen in Zeiten des Wechsels und der Wanderung hervorbrachte, wieder verschwindet.

Wenn immer eine Race durch den Zutritt von Fremden, — vorausgesetzt, daß diese minder zahlreich sind, als die ursprünglichen Bewohner, und daß den Wechselheurathen kein Hinderniß im Wege steht — gekreuzt wird, so wird der Einfluß der neuen Ankömmlinge in den nächsten Generationen am sichtbarsten seyn. Aber mit jeder neuen Generation wird das fremde Blut sich, so zu sagen, über eine weitere Oberfläche in schwächern Verhältnissen verbreiten, bis aller bemerkliche Unterschied verschwindet, und der ursprüngliche Stamm völlig wieder vorherrscht. Das spanische Amerika bietet gegenwärtig das merkwürdigste Beispiel dieser Art dar.

Manche Schriftsteller, welche viel über die Verschiedenheit der Racen in Europa geschwatzt, haben dieses große Gesetz der Gesellschaft nicht hinreichend erwogen: sie schienen meist anzunehmen, daß diese Racen sich mehr und mehr vermischten, während es gewiß ist, daß, die wenigen Fälle ausgenommen, wo die Einwanderung fremden Bluts immer noch fortdauert, diese Vermischung immer geringer wird. Während der langen stationären Periode, welche der großen Völkerbewegung bei dem Fall des römischen Reichs folgte, mußte der durch die Vermischung getrübte Strom allmählich sich wieder aufhellen. Der Einbruch deutscher Völker in den Westen Europa's mußte in seinen Folgen für die physische Constitution der Landeseingebornen bald verwischt werden, ja er konnte nie sehr bedeutend seyn. Die 5 oder 6000 Franken Chlodwigs, die 60,000 Burgunder müssen sich bald mit den Millionen von Provincialen verschmolzen haben, unter denen sie sich niederließen. Viel zahlreichere Eroberer sind durch denselben natürlichen Proceß allmählich wieder verschwunden: so nimmt das maurische Blut in Spanien, so das slavonische im nördlichen Deutschland mehr und mehr ab. Wohl möchte nach Jahrhunderten der Verwirrung der alte hellenische Typus in den Berg- und Inselbewohnern Griechenlands wieder erscheinen. Auch der römische Stamm mag sich von der temporären Beimischung fremder Elemente mehr und mehr gereinigt haben, denn seit vielen Jahrhunderten bot die alte Hauptstadt der Welt nur wenig Einwanderern eine Lockung dar, und wahrscheinlich sind die jetzigen Bürger Roms die ächtern Repräsentanten der alten Quiriten, als die Einwohner desselben zu den Zeiten der Antonine.

Digitized by Google

Was von ganzen Reichen wahr ist, gilt auch von Provinzen: blühende Städte und große Linien der Handelsverbindung ausgenommen, neigen sich die Bevölkerungen einzelner Districte mehr zur Trennung von einander als zum Zusammenschmelzen. Daher diese Einwurzelung der Gewohnheiten, Sitten, Dialekte und Charaktere, was mitten unter der anscheinenden, durch die Civilisation hervorgebrachten Gleichförmigkeit das Staunen oberflächlicher Beobachter erregt. Wenden wir nun diese Bemerkungen auf die Beleuchtung des auffallenden Unterschieds an, der in geistiger Bildung wie in Moralität zwischen den nördlichen und südlichen Theilen von Frankreich besteht, welche Länder doch seit Jahrhunderten durch dieselben Gesetze, Sprache und Religion vereint sind. Hr. Quetelet theilt in einer merkwürdigen Abhandlung über diesen Gegenstand, die Racen, welche gegenwärtig Frankreich und die Niederlande bewohnen, in drei Gruppen ein: die Deutschen — denen er eine entschiedene Neigung beilegt, mit Eigenthum und Personen ziemlich frei zu verfahren, — im Norden und Osten die pelagischen Stämme (unter denen er wohl die Aquitanier und Ligurier versteht) längs dem Mittelmeere: bei ihnen herrschen die Verbrechen gegen die Personen vor; endlich die eigentlichen Celten, in der Mitte und im Westen, welcher Stamm vielleicht die wenigste Energie, gewiß aber die meiste Moralität unter den dreien hat. Diese Eintheilung scheint uns nicht ganz historisch genau, wir führen sie aber an als ein Beispiel der Anwendung der ethnographischen Wissenschaft auf das Studium der Erscheinungen der neuern Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines Banianen.

(Fortsetzung.)

In der That verstrichen vier Wochen, ohne die geringste Veränderung in der Atmosphäre hervorzubringen. Das Meer war spiegelglatt, und nicht eine Wolke trübte den Azur des Himmels. Wann werden wir etwas günstigen Wind erhalten? waren die Worte, die man sich am Morgen zurief, und des Abends wiederholte. Der Wind, und immer der Wind, herrschte in den müßigen Gesprächen und konnte doch nicht herbeigebracht werden. Aber mehr als die Matrosen und die andern Passagiere hätten ich und meine Handelsfreunde gewünscht, die Segel zum Bersten mit Wind gefüllt zu sehen. Unser Schmerz war groß, als wir sehen mußten, wie unsere armen Thiere die Augenlieder schlossen. Aus Mangel an hinreichender Menge frischen Wassers erlaubten sie sich zu sterben und saugten so wie wahre Blutegel unsern Gewinn. Doch wußten wir uns zu trösten. Wir kannten vollkommen das gemeine Sprüchwort: hundert Thaler Sorgen bezahlen nicht zwei Heller Schulden, und wir warteten in philosophischer Ruhe, bis die Herren Cherubim mit gefüllten Backen die Gefälligkeit haben würden, uns zu erlauben von Père la Ligne Abschied zu nehmen, als ein Opfer sich bot, sie uns günstig zu machen.

Am zweiunddreißigsten Tage dieser verwünschten Windstille war das Repertorium der Ergötzlichkeiten am Bord erschöpft, und der Capitän hielt für gut, um seine Leute zu vergnügen jene Saturnalien zu erneuern, die unter dem Namen „Feste der Wendekreise" bekannt sind, und die man jetzt wenig mehr feiert. Zum bloßen Zeitvertreib also vermummten sich Matrosen und Passagiere, so gut sie konnten, in eine grotteske Kleidung, um die Rolle zu spielen, die jedem persönlich übertragen war, und sich taufen zu lassen, wenn sich Gelegenheit fände. Um das Schauspiel noch ergötzlicher zu machen, verfiel unser gefälliger Capitän darauf, statt der gewöhnlichen Wasserkufe ein Beisegel so über Bord aufstellen zu lassen, daß es ein ungeheures Wasserdecken bildete, dem die gefräßigen Bewohner des Oceans nicht beikommen und das als Weihkessel dienen konnte.

Zu diesem Zweck wurden zwei Enden dieses Segels an die Borkhölzer des Backbords angebunden und die beiden andern von dem Tauwerk gehalten, das man an den Raaen des Fockmastes befestigt hatte; eine Eisengans (gueuse), die man in dieses unsichere Bad warf, dehnte das Segel aus und bildete ein großes Bassin, wohin Jeder, der den Aequator noch nicht passirt hatte, geworfen wurde, nachdem er zuvor mit einem hölzernen Säbel rasirt worden war. Schon waren mehrere Passagiere, wie auch ich, über Bord gesprungen, als Einer meiner Handelsfreunde, entweder um seine Bravour zu zeigen oder weil er das Untertauchen in den Weihkessel für zu prosaisch hielt, den Händen des Barbiers entschlüpfte, als er die Taufe erhalten sollte, die Wandtaue erkletterte, bis an das Ende der Fockmastraae hinkroch, und bevor man seine Absicht errathen konnte, den schönsten Taucherspruug Kopf über machte, den ich je gesehen. Er war noch nicht auf die Oberfläche gekommen, als ein Schiffsjunge, der, als Teufelchen gekleidet, auf dem Girkbaum der Brigantine herumsprang, einen fürchterlichen Hai sah, den wahrscheinlich der Sturz des Piemontesen herbeigezogen hatte. Majestätisch kam er bis an den Ort heran, wo der unglückliche Cagnasso auftauchte, der kaum die Augen geöffnet hatte, als er sich dem furchtbaren Herrn der Gewässer gegenüber sah. Bei dem Ruf: „ein Haifisch", den der Schiffsjunge ausstieß, während er mit der Hand auf das Thier zeigte, wurde jedoch die Ceremonie aufgehoben, und Alles drängte sich auf die Vorderschanze, Jeder verfolgte mit Angst und Schrecken die Bewegungen des fürchterlichen Fisches und seines schwachen Gegners mit den Augen.

Ich glaube nicht, daß ein unvermeidlicher Schiffbruch eine Bestürzung gleich der, die sich jetzt in Aller Blicke malte, hervorgebracht hätte. Es war ein entsetzlicher Anblick, diesen Tiger der Meere, begleitet von seinen zwei ewigen Piloten, heranschwimmen und zurückweichen zu sehen, wodurch er seinen Appetit mehr reizte, seine Beute zu verschlingen. Kaum hatte mein unglücklicher Handelsfreund Kenntniß von der Gefahr, als er an das Beisegel zu kommen suchte. Doch das Thier erlaubte ihm diesen Rückzug nicht, der ihm übrigens auch nichts genutzt hätte, da der Hai nur den Augenblick erwartete, wo er aus dem Wasser hervorkäme, um ihn zu verschlingen. In dieser entsetzlichen Lage behielt mein Piemontese die bewundernswürdigste Ruhe. Schon hatte er dicht an der Seite des Haifisches das Schiff umschwommen, ohne daß man Mittel hätte finden

Digitized by Google

können ihn zu retten; doch wollte man eben das Boot herablassen, als der Schiffer, noch ganz bedeckt mit dem Flitterstaat des improvisirten Neptuns, seine Tunica und seinen Dreizack bei Seite warf, mit einem Sprung auf die Raae des Hauptmastes sich schwang und ein Ende des Tauwerks, das er durch den Block (poulie d'empointure) gesteckt hatte, in das Meer hinabließ. Er sagte den armen Teufel sich mit Schultern fest daran zu binden, weil man ihn heraufziehen wolle, was er auch sehr geschickt that, denn trotz der Ermattung, die seine Glieder ergriffen haben mußte, hatte er die Vorsicht, noch einen Knoten einen Fuß hoch über seinen Kopf in das Seil zu machen, um sich gegen den Stoß der Raae zu sichern. Dann rief er mit einem Blick auf den Hai, der ihn zu beobachten schien: „Zieht!" und drei Männer, die das andere Ende des Taues hielten, ließen sich vom Mastkorb in die Pagaje fallen, auf die Gefahr hin, die Beine auf dem Verdeck zu brechen. So hatte diese dreifache Kraft ihn in weniger als zwei Secunden, fünf und dreißig Fuß über den Meeresspiegel gehoben. Doch, trotz der Schnelligkeit dieses Aufsteigens wurde er ergriffen. Ich sah, wie das Ungeheuer sich auf die Seite neigte, einen breiten mit drei Reihen dreieckiger Zähne versehenen Rachen öffnete, sich aus seinem Elemente in verticaler Richtung erhob, die drei Menschen eine Secunde lang im Gleichgewicht hielt, dann zurückfiel — und an dem Fischtau sahen wir nur noch einen verstümmelten Körper hängen, dessen Eingeweide am rechten Beine herabhingen: das linke war abgerissen!

Zwei Stunden darauf starb er.

Armer Cagnasso! Mein anderer Associé und ich bedauerten ihn aufrichtig; nicht, weil er uns zu seinen Erben machte, sondern weil er wirklich ein guter, heiterer Gesellschafter war.

Wie sonderbar!! Hätte man nicht sagen sollen, daß dieses Unglück uns Glück brächte? An demselben Abend hatten wir Wind.

Wie in allen Städten Spaniens und Portugals haben die Perückenmacher in Rio immer noch das Privilegium, Aber zu lassen und Blutegel zu setzen. Diese Gewohnheit, die ich nicht kannte, erfuhr ich sogleich, als wir in die Bucht gekommen waren und die Sanitäts-Commission uns ihren Besuch gemacht hatte. Das Gesundheits-Boot hatte sich kaum entfernt, als wir das der Douane herankommen sahen, von einer unzähligen Masse Piroguen begleitet. Diese Fahrzeuge waren nur von einen Weißen und einen Schwarzen besetzt, die sie führten. Sobald die Zollbeamten in die Kajüte hinabgestiegen waren, sah ich aus den Pirognen gegen zwanzig Barbiere sich auf den Verdeck stürzen, die Alle zugleich schrieen: „Senor vende se bochas de sange?" Haben die Herren Blutegel zu verkaufen? Wir hüteten uns wohl zu antworten, ehe die Beamten sich entfernt hatten; doch nahmen wir die Adresse unserer künftigen Käufer, deren Menge uns ein gutes Zeichen war, daß der Verkauf leicht und vortheilhaft seyn würde.

Das Erste, woran wir dachten, als wir ans Land kamen, war, einen Ort zum Aufbewahren unserer Waaren zu suchen, die wir nur zum Theil und hinter dem Rücken eines Zollbeamten ausschiffen konnten, der dafür sorgen sollte, daß nichts ohne die Erlaubniß der Douane das Schiff verlassen sollte. Einen solchen Ort fanden wir im Hause eines Italieners, den mein Handelsfreund, ein politischer Flüchtling, als einen seiner Gefährten des Exils erkannte. Dieser Mann, der schon einige Jahre in Brasilien war, wo er von Contrebande lebte, gab uns alle nöthigen Anweisungen, um die Rechte Seiner brasilianischen Majestät zu umgehen, und seiner Erfahrung verdankten wir den vollständigen Erfolg bei der Landung unserer Waaren.

Da ich glaube, der Leser wird sich sehr wenig interessiren, wenn ich ihn in die Geheimnisse des kaufmännischen Lebens einführe, so genüge es, ihm zu sagen, daß, nachdem wir bei allen Barbieren der Stadt herumgelaufen waren, und ihnen Proben unserer Waaren gebracht hatten, es uns gelang, unsere Blutegel zu dem ziemlich hohen Preis eines Conto de reis (5000 Fr.) zu verkaufen. Sie hatten uns nur 1500 Fr. ohne die kleinen Ausgaben für Unterhalt und Fracht, gekostet, die für Jeden noch 150 Fr. machten. Also hatten wir fast 3000 Fr. reinen Gewinn. Das war Aufmunterung! Unsern kleinen Kram konnten wir in Rio nicht verkaufen. Diese Stadt, von der mehrere Straßen nur einen ungeheuern Bazar bilden, ist mit diesen Artikeln besser versehen, als unsere Fabrikstädte in Europa. Um den Verkauf zu bewerkstelligen, mußte man zu den Mäklern seine Zuflucht nehmen, die ihre Procente verlangten, die unsern Gewinn überstiegen; das war unsere Sache nicht. Unser Wirth, der Italiener, den wir befragten, kam uns zu Hülfe. Er rieth uns, einen Streifzug ins Innere zu machen, gab uns einen Weg an, den er selbst im vorigen Jahre gemacht hatte, und versicherte uns, daß wir mit Geduld, Muth und einem nicht zu engen Gewissen einen glücklichen Erfolg nicht verfehlen könnten. Dieser Rath mißfiel mir keineswegs; denn ohne die Vortheile zu berücksichtigen, die, wie es schien, er uns bringen mußte, eignete sich auch mein abenteuernder Sinn vollkommen für eine solche Lebensart. Wir vervollständigten also unsern Kram mit Quincaillerie und kurzen Waaren, theilten sie der Ordnung wegen in zwei besondere Kisten und machten uns auf den Weg bei einem Wärmegrade, dem sich unser Temperament nur sehr schwer gewöhnen konnte. Dieser neue Stand schien mir anfangs sehr schwierig, besonders, da wir unsere Waaren in den Landhäusern (facendas) anpreisen mußten, wo man uns nicht verstand. Doch mit Hülfe des wenigen Latein, das ich kannte, des Provençalischen und Italienischen gelang es mir bald, mich portugiesisch auszudrücken; selten geschah es, daß ich nicht verstanden wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Besitzungen der Portugiesen an der Ostküste Afrika's.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Kehren wir aber nun wieder zur Mündung des Rio Zambese zurück, um einen Blick auf die Besitzungen des Innern zu werfen, die sich fast allein nur auf die Ufer längs dessen Küste hinauf beschränken.

Digitized by Google

Diese Besitzungen theilen sich in vier Distriete, welche den vier Villas, Senna, Tette, Manica und Zumbo angehören, die zusammen ein dem von Mozambique untergeordnetes Gouvernement ausmachen, welches den Namen Governo dos Rios de Senna führt. Der Gouverneur hatte sonst seinen Sitz in der Villa de Senna, nachher wurde derselbe nach Tette verlegt. So wie man früher dem Lacerda, Gouverneur dieser Distriete, besondere Instructionen wegen der Ausforschung des Innern des Landes gab und zur Communication nach Angola, so hat man gegenwärtig auch dem neuernannten Gouverneur dahin (1839) besondere Instructionen zur Hebung des Ackerbaues und der Ansiedlungen gegeben, so daß er ganz eigenmächtig darin verfahren kann, und unabhängig vom Generalgouverneur in Mozambique ist. Da nun aber zur Ausführung der Plane manche andere Maaßregeln nöthig sind, welche den bisherigen Gang der Geschäfte alteriren und für deren Aufrechthaltung doch der Generalgouverneur verantwortlich ist, so muß hiedurch nothwendigerweise eine Störung hervorgehen, die um so empfindlicher sich gestaltet, je mehr sich dabei der Untergouverneur der Oberherrschaft des Generalgouverneures zu entziehen sucht, was stets der Fall ist, da hier Niemand gern einen Andern über sich anerkennt. Ungeachtet daß durch solche Mißgriffe des Gouvernements in Lissabon schon ungemeiner Schaden für die überseeischen Besitzungen hervorgegangen, so ist es dadurch doch noch nicht klug geworden, und fällt immer in neue Fehler.

Von Quillimane bis zur Villa de Senna rechnet man 60 Legoas und eben so viel von Senna nach Tette, allein mehr denn 100 Legoas von Tette nach Zumbo; dieses würden zusammen also 220 Legoas ausmachen; nach Andern wird die Entfernung von Quillimane nach Zumbo auf 300 Legoas geschätzt. — Die Reise von Quillimane nach Senna macht man zu Wasser den Zambese hinauf, und ohne Schwierigkeiten; von da an aber weiter aufwärts ist sie schwieriger, ja an manchen Stellen sogar gefahrvoll, besonders an einem Engpasse, Luvata genannt, der beinahe auf der Hälfte Wegs zwischen Senna und Tette ist. Der Strom ist daselbst außerordentlich eingeengt zwischen Felsenmassen, und die Stromschnellen dadurch so heftig, daß die Fahrzeuge, ohne die allergrößte Vorsicht zu beobachten, leicht an die Felsen geschleudert werden und zertrümmern. Von Senna aus führt ein besonderer Weg ins Land hinein durch den Landstrich von Barue nach der Villa de Manica, wo ehemals ein kleines besetztes Fort war, jetzt ist es aber nur noch ein erbärmliches Präsidium. Von Tette bis Zumbo bringt man beinahe einen Monat auf der Reise zu, indem man die ersten vierzehn Tage die Reise zu Lande macht, um die Wasserfälle des Flusses bis nach Chicova zu vermeiden; von da aufwärts fährt man in kleinen Barken. Dieser ganze große Landstrich von 500 Legoas ins Innere (der sich wohl nur auf die Hälfte reduciren möchte, wenn man genaue Messungen anstellte) gehört, mit Ausnahme einiger kleinen Distriete, die den Eingeborenen gehören, die aber den Durchgang nicht weigern, den Portugiesen. Was würde aus denselben nicht werden können, wenn sich Colonisten an den Ufern des Flusses ansiedelten und dieser mit Dampfschiffen befahren würde? Die Compagnie des Ackerbaues, welche man jetzt zu diesem Zweck errichten will, wird wahrscheinlicherweise diesen Zweck nicht erfüllen, denn selten gedeihen solche Ansiedlungen da, wo man planmäßig damit zu Werke geht; so etwas muß sich mehr von selbst machen, wie die Ansiedlungen in Nordamerika, als durch ein Directorium, welches seine Vorschriften gibt. —

Die Distriete von Senna und Tette enthalten außer den beiden Villas noch einige andere auf europäische Art erbaute Ortschaften mit Militärbesatzung. Senna liegt in einer sehr ungesunden Gegend, und ist dadurch noch ungesünder geworden, nachdem die Einwohner große Gruben gemacht, um Leimkuchen zu fabriciren, woraus die Wohnhäuser erbaut sind, so daß in diesen Gruben nun stehende Sümpfe entstanden, die durch das Austreten des Zambese sich stets mit Wasser füllen. Manica und Zumbo sind nur unbedeutende Marktflecken, die von den Handelsleuten von Zeit zu Zeit bezogen werden, um dort ihren Handel mit den Eingebornen zu betreiben. — Im Anfange dieses Jahrhunderts vertrieben die Kaffern die Portugiesen aus Zumbo, allein im Jahre 1820 wurde es von neuem von den Portugiesen in Besitz genommen; jedoch ist dieser Besitz nur sehr prekär, da man keine gehörige Stärke von Truppen hat, um sich mit Gewalt halten zu können, übrigens ist aber die Wiedereroberung eben so leicht, und ohne Blutvergießen, wenn man nur den Häuptlingen der barbarischen Stämme, welche in der Nachbarschaft leben, einige Geschenke europäischer Handelsartikel zufließen läßt. —

Der rechtmäßige Besitz der Portugiesen dieser großen Landeserstreckung ist nicht nur auf das Recht der Eroberung allein gegründet, sondern stützt sich auch auf alle Verträge mit den ehemaligen Besitzern. So z. B. trat der Herrscher von Monomotapa durch Intervention von Diego Simoes Madeira, im Jahre 1607, an Portugal nicht nur seine Goldminen, sondern auch die Hälfte seiner Staaten ab, nicht nur damit die Portugiesen ihm zur Erhaltung der andern Hälfte beistünden, sondern auch aus Dankbarkeit für den ihm schon geleisteten Beistand. Die Portugiesen erfüllten ihren Vertrag, allein der Kaiser von Monomotapa, da er schon nichts mehr zu fürchten, wollte demselben untreu werden; man brachte ihn aber bald durch Waffen zur Raison, und seitdem sind die Portugiesen im ruhigen Besitze. —

Die Auflösung und Zerstückelung jenes großen Reichs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, seine Zertheilung unter eine Menge kleiner Häuptlinge, indem nur noch ein Schattenkaiser in dem Beherrscher von Changamira übrig blieb, veränderte ganz und gar die politische Lage des östlichen Afrika's; alle die kleinen Chefs, die nur sehr schwach sind, bekriegten sich nun untereinander und verwüsteten ihre Länder, was sie nur noch mehr schwächte und günstiger für die portugiesischen Besitzungen war, denn es verlor dadurch seine mächtigen Feinde, von denen es etwas zu fürchten, und die kleinen wurden leicht durch ein Geschenk gewonnen. So erhielt z. B. der Kaiser von Monomotapa stets ein Geschenk von Portugal, und selbst der nachherige Herrscher von Changamira erhielt es noch während einiger Jahre. Nach und nach schlief aber diese Sitte ein, und seit vielen Jahren ist sie ganz abgekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ungeheurer Hagel in Südamerika. Darwin, dessen wir bereits gedachten, erzählt es als eine beglaubigte Thatsache, die während seines Aufenthalts in den Pampas sich ereignete, daß in einer Nacht Hagel in der Größe von kleinen Aepfeln von außerordentlicher Härte niederfiel, so daß eine große Anzahl wilder Thiere umkam.

Kleinasiatische Alterthümer. Die Litterary Gazette vom 15 Junius meldet als Gerücht, daß die englische Regierung ein Schiff nach Kleinasien absenden werde, um die durch den mehrfach erwähnten Reisenden Ch. Fellows in jenen Ländern gesammelten Antiquitäten nach England zu bringen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 184.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Julius 1839.

Altvulcanische Erscheinung in den Cordilleren.

Für einen eifrigen Geologen sind die Cordilleren mit ihrer großen Vulcanenreihe, von denen noch viele thätig sind, und ihrem schmalen Streif von westlicher Küste, die unaufhörlich von unterirdischen Stößen bebt, ein geweihter Boden. Hr. Darwin, der, wie wir schon mehrfach bemerkten, die Schiffe Adventure und Beagle auf ihrer Fahrt zur Aufnahme der südamerikanischen Küsten als Naturforscher begleitete, ließ sich nicht abschrecken, über die hohe Andenkette auf dem Uspallatapaß nach Mendoza zu gehen. Der Uspallatapaß windet sich um die Südseite des großen Aconcaguagipfels, der nach den sorgfältigen Messungen des Capitäns Fitzroy eine absolute Höhe von 23,000 Fuß hat, und also fast so ziemlich als der höchste Gipfel der Anden angesehen werden muß. Als der Reisende fand, daß die niedere Bergkette, welche der großen Cordillere parallel läuft, aus untermeerischen Laven und Niederschlägen bestand, welche den horizontalen Lagerungen an den Ufern der Südsee genau glichen, begann er, sich nach verkieseltem Holz umzusehen, welches diesen Formationen eigenthümlich ist, und bald fand er sich auf eine außerordentliche Weise befriedigt. An einem kahlen Abhang in einer Höhe von etwa 7000 Fuß sah er einige schneeweiße, hervorstehende Säulen, die bei näherer Untersuchung sich als versteinerte Bäume zeigten: 11 davon waren verkieselt, und 30 bis 40 in einen grob krystallisirten, weißen Kalkspath verwandelt. Diese Bäume gehörten dem Araucariageschlecht an, doch hatten sie einige Verwandtschaft mit dem Eibenbaum. Es ist interessant, die Folgerungen, welche Hr. Darwin aus seinen Entdeckungen zieht, zu vernehmen.

„Es bedarf, sagt er, nur geringe geologische Uebung, um die wunderbare Geschichte zu erklären, welche dieser Anblick entfaltet, obwohl ich gestehe, daß ich anfangs so sehr erstaunt war, daß ich meinen Augen nicht trauen konnte. Ich sah die Stelle, wo eine Gruppe schöner Bäume einst an den Ufern des atlantischen Oceans stand, als dieser, der jetzt 700 (engl.) Meilen weit entfernt ist, an den Fuß der Anden reichte. Ich sah, sie waren entsprungen auf einem vulcanischen Boden, der über die Meeresfläche erhoben worden war, und das trockene Land mit seinen aufrecht stehenden Bäumen hatte sich dann wieder in die Tiefen des Oceans gesenkt. Hier wurde es bedeckt durch Niederschläge, und diese wieder durch unermeßliche Ströme untermeerischer Lava, wovon eine einzige Masse die Dicke von 1000 Fuß erreichte. Diese Ströme von geschmolzenen Steinen und Wasserniederschlägen hatten sich fünfmal über einander hingelagert. Der Ocean, der eine solche Masse aufnahm, muß tief gewesen seyn, aber wiederum übten die unterirdischen Kräfte ihre Gewalt aus, und ich sah jetzt, wie das Bett dieses Meeres eine Bergkette von 7000 Fuß Höhe bildete. Eben so wenig schlummerten die entgegen gesetzten Kräfte, welche stets beschäftigt sind, die Unebenheiten des Bodens wieder auszugleichen: die ungeheuren Schichten waren von vielen breiten Thälern durchschnitten, und die jetzt in Kiesel verwandelten Bäume standen aus dem vulcanischen, zum Fels gewordenen Boden hervor, aus dem sie in ihrem grünen, blühenden Zustande ihre hohen Häupter erhoben hatten. Alles dieß ist unwiederbringlich öde und unfruchtbar: an dem Stein der ehemaligen Bäume kann auch nicht einmal ein Moos haften. So ungeheuer und fast undegreiflich solche Veränderungen erscheinen müssen, so sind sie doch alle in Vergleich mit der Geschichte der Cordilleren in einer neuern Periode vorgekommen, und diese Cordillere selbst ist neu in Vergleich mit einigen andern fossilienführenden Schichten Südamerika's."

Abenteuer eines Banianen.

(Fortsetzung.)

Zwei Monate reisten wir so von Flecken zu Flecken, uns und unsere Waaren schleppend, und dem Vorurtheil des Landes trotzend, das jeden Weißen mit Verachtung ansieht, der irgend etwas zu tragen sich erniedrigt. Eines Tages gingen wir von Ilha-Grande nach Santa Maria; der Weg, den wir verfolgten, war sandig und machte unsere Reise sehr beschwerlich. Die Sonne stand gerade über uns, eine drückende Hitze umgab uns, und nicht der leichteste Luftzug, uns zu erfrischen, nicht einmal Schatten genug, uns vor den glühenden Strahlen zu

Digitized by Google

schützen, die uns verzehrten. Es fehlte nicht an Bäumen; aber die Wälder, die am Weg hinzogen, waren so dicht, die Lianen und die in einander verschlungenen Gesträuche bildeten eine so undurchdringliche Hecke, daß wir kaum den Arm durchdringen konnten; und wenn wir je zuweilen eine Oeffnung trafen, groß genug, um hindurch gehen zu können, so zwangen Myriaden von Insecten uns bald, daraus zu weichen. Endlich, gegen Mittag, nachdem wir, gebeugt unter unserer Last, sechs Stunden gegangen waren, kamen wir am Ufer des Affenflusses (Rio dos Macacos) an, wo wir im Schatten eines großen Bananenbaumes einschliefen.

Ich schlummerte schon lange, als ein seltsames Geräusch, das fast dem Grunzen eines Schweines glich, mich aufweckte. Ich rief meinen Gefährten, um uns wieder auf den Weg zu machen, und da ich an dem Platze, wo er eingeschlafen war, nur seinen Ballen sah, erhob ich mich und ging einige Schritte nach dem Fluß zu, wo ich ihn mit lauter Stimme rief. Da antwortete mir mitten aus dichtem Schilfrohr, das zur Hälfte aus dem Sumpfe hervorwuchs, ein halb erstickter Schrei, ein Röcheln. Ich ging weiter und sah einen ungeheuern Kaiman rückwärts gehen und meinen unglücklichen Kameraden ins Wasser ziehen, der, sobald er mich erblickte, verschwand. Mein armer Freund gab kein Lebenszeichen mehr. Sein Kopf war fürchterlich zerschellt und seine beiden Füße abgeschnitten, als wenn sie mit der Art abgehauen wären. Sein Tod, der der meine gewesen wäre, wenn ich, wie er, dem Flusse zunächst gelegen hätte, machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich länger als eine Stunde den Leichnam anstarrte, ohne im Stande zu seyn, den geringsten Entschluß zu fassen. Doch die Nacht näherte sich, und ließ mich an meine eigene Sicherheit denken, und ich beschloß weiter zu gehen. Ehe ich mich aber entfernte, ließ ich die Ueberreste meines Freundes in eine kleine Schlucht hinabrollen (nachdem ich erst einen Gürtel mit 10 Unzen Gold abgenommen hatte); ich bedeckte sie mit Blättern des Bananenbaumes, auf die ich etwas Erde warf, band seinen Ballen an den meinen, und entfernte mich von dem unglücklichen Orte, wiederholt ausrufend: „Armer Fenoglio!"

Wenn mich das Gold des Unglücklichen etwas über seinen Verlust tröstete, so war mein Banianenherz nicht weniger von diesem Ereigniß getroffen. Durch diesen Schlag wichen meine Aussichten auf Vermögen ernsten Besorgnissen. Ich wurde so entmuthigt, daß ich anfangs die Absicht hatte, sogleich nach Rio zurückzukehren, und ich führte sie nur deßhalb nicht aus, weil mich noch zehn Meilen von Ilha Grande trennten, und meine doppelte Last, die einen Centner wog, mir nicht erlaubte, diese noch an dem Abend zurückzulegen. Ich setzte also meinen Weg fort, konnte aber trotz meines Muthes keine Wohnung erreichen. Diese Nacht brachte ich unter freiem Himmel zu, ohne ein Auge schließen zu können, so schreckten und beunruhigten mich das Gebrüll der Jaguars und die Stiche der Insecten.

Als ich am folgenden Tage nach Santa-Maria gekommen war, eilte ich meine Quincailleriewaaren zu verkaufen, um mich dieser Last zu entledigen. Auch vertauschte ich zwölf Duzend Instrumentsaiten meines verstorbenen Freundes gegen ein Pfund Goldstaub, setzte meinen Weg weiter nach Saint-Paul fort, verkaufte meine Bänder und Nadeln, und kam nach Rio mit einem Vermögen von 6500 Fr., eine Summe, von der ich die Hälfte den Verwandten Fenoglio's zu übergeben beschloß, wenn ich je reich genug werden würde.

So hatte Plutus sich herabgelassen, mir zu lächeln, wie ein Mythолog des achtzehnten Jahrhunderts sagen würde. Wäre in diesem Augenblicke nur Einmal die Klugheit mir zu Hülfe gekommen, so hätte ich mich sogleich mit einigen tropischen Colonialwaaren nach Frankreich eingeschifft, deren Einfuhr wahrscheinlich mein Vermögen verdoppelt hätte; aber Glück und Klugheit wollte sich in einem so tollen Kopfe, wie der meinige, nicht verstehen. Mir selbst überlassen, sagte ich zu mir, wie Amyot zu Karl IX sagte: „Der Hunger kommt im Essen!" Und ich verzieh mir diesen rohen Appetit nach den Gütern dieser Welt, obgleich der Tod meiner beiden Handelsfreunde oft mir die Gefahren vor die Augen führte, mit denen das Leben eines Banianen besäet ist. Konnte ich mich denn aber wegen eines Fehlers tadeln, welcher dem menschlichen Geschlechte eingepflanzt ist?

(Fortsetzung folgt.)

Racenverschiedenheit in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Eine Linie, quer durch Frankreich von Nantes nach Mezieres oder nahe an den Punkt, wo die belgische und preußische Gränze zusammenstoßen, gezogen, hat im Norden den größten Theil der dichtbevölkerten Departements von Frankreich. Auch bezeichnet diese Linie die Nordgränze der weinerzeugenden Abtheilung von Frankreich. Berücksichtigt man aber die moralische und intellectuelle Statistik, so fühlt man sich geneigt, diese Linie etwas anders zu ziehen. Die, welche Hr. Charles Dupin von Nordwesten nach Südosten zieht, so daß die Bretagne im Süden, Burgund und die Franche Comté im Norden liegt, scheint zwei Nationen zu theilen. „Man möchte glauben, sagt Hr. d'Angeville, daß zweierlei Bevölkerungen an einer Linie gegen einander stießen, welche den Hafen von St. Malo mit Genf verbindet." Diese Linie theilt die Agriculturländer Frankreichs von den manufactur- und handeltreibenden mit merkwürdiger Genauigkeit. Nordwärts derselben liegen fast alle Departements, wo die Natur der Einwohner die durchschnittliche Größe übersteigt, südwestlich fast alle, wo sie unter derselben bleibt. Diese Linie trennt fast eben so genau die besser genährte Bevölkerung von der schlechter genährten, die besser von der schlechter unterrichteten, die besser von der schlechter wohnenden. Der Kriegsdienst ist im Süden am wenigsten populär, und wird es mehr und mehr, je mehr man sich den nördlichen und nordöstlichen Gränzen nähert, was mit der alten Bemerkung Strabo's über die Gallier fast wörtlich zusammentrifft. Politischer Eifer, insofern er sich in der Ausübung des Wahlrechts zeigt, ist am stärksten im Süden, eben so der religiöse Eifer, doch mit einigen scharfen Ausnahmen.

Digitized by Google

Die Unpopularität und geringere Wirksamkeit der Gesetze — wie sie sich durch das stärkere Verhältniß der Lossprechungen gegen die Verurtheilungen, die Schwierigkeit der Steuererhebung und die Zahl der widerspänstigen Conscribirten zeigt — herrschen auch bedeutend auf der Südseite der Trennungslinie vor.

Es geht nun augenscheinlich daraus hervor, daß der Süden Frankreichs in den meisten Beziehungen, welche die äußere Civilisation bilden, gegen den Norden zurücksteht. Man hat verschiedene Ursachen zu Erklärung dieser Erscheinung angeführt und einige haben allerdings nicht unbedeutend beigetragen. Der Süden Frankreichs hat, im Allgemeinen genommen, weniger schiffbare Flüsse und schlechtere Landverbindungen, was allerdings ein Hinderniß für die Entwickelung der Industrie ist. Einiges ist auch politischen Ursachen zuzuschreiben, deren Einfluß noch jetzt nach Jahrhunderten gefühlt wird. Der Süden Frankreichs hat sich nie völlig erholt von der Vernichtung seiner Nationalität durch den Einbruch des Nordens im 12ten und 13ten Jahrhundert. Seine Municipalfreiheiten wurden vernichtet, seine vornehmsten Familien fielen durch das Schwert, seine zierliche Sprache ward zu einem Provincialdialekt herabgewürdigt. Der Geschichtschreiber Thierry sagt selbst: „Die unglücklichste Epoche in der Geschichte des südlichen Frankreichs ist die, wo seine Einwohner Franzosen wurden, und wo der Monarch, den ihre Voreltern nur als den König von Paris gekannt hatten, sie als seine Unterthanen von der Langue d'Oc zu bezeichnen begann."

Eine tiefere Ursache liegt aber im Charakter der verschiedenen Racen, denen dieser schöne Theil Europa's seit dem Beginn der bekannten Geschichte anheimfiel. Westlich und nordwestlich waren die Cello-Gallier, oder Gallo-Cambrier, oder Kymren (um nur einige von dem Heer von Namen zu geben, womit neuere Alterthumsforscher dieß vielbesprochene Volk tauften); im Südwesten die Aquitanier oder Basken, von denen schon Strabo sagt, daß sie mehr den Spaniern als den Galliern glichen; im Südosten der ligurische Stamm, also von iberischer Abkunft. Dieß sind die drei Hauptfamilien, welche das südliche und westliche Frankreich bevölkerten. Von einander selbst in vielen Beziehungen verschieden, stehen sie alle, und namentlich die beiden letztern, in den meisten soliden Eigenschaften des geselligen Lebens dem belgischen Stamm und den eigentlichen Galliern nach, von denen der Nordosten und Osten von Frankreich bevölkert sind. Dem Südfranzosen fehlen bei allem Talent, Energie und Lebhaftigkeit doch die Neigung zur Industrie und die Kraft der schärfern Logik, eben so die höhere Erfindungsgabe. In der Wissenschaft, der Literatur und in den Künsten steht er augenscheinlich zurück. Mit Ausnahme Montaignes und Montesquieu's, die beide Gascogner waren, und des Auvergnaten Pascal, ist, so viel wir uns erinnern, auch nicht Einer der großen und wahrhaft originellen Schriftsteller in der südlichen Hälfte des Königreichs geboren. Selbst in gewöhnlichen literarischen Arbeiten ist fast alles Bessere durch Leute aus dem Norden geliefert worden. Der jüngere Crebillon, der lange Jahre Censor war, soll, wie Mercier sagt, die vermuthliche Güte eines Gedichts immer zum voraus durch die geographische Lage des Geburtsorts des Dichters bestimmt haben. „Vielfältige Erfahrung," äußerte er sich, „hat mir gezeigt, daß von zwanzig Schriftstellern aus dem Süden neunzehn abscheulich sind, während von einer gleichen Zahl aus dem Norden wenigstens die Hälfte Talent zeigt und großer Dinge fähig ist. Die schlechtesten Verse werden zwischen Bordeaux und Nismes gemacht. Das ist die geographische Breite schlechter Dichter. Alle diese Schriftsteller haben gewöhnlich nichts als Wind im Kopfe, während die aus dem Norden gesunden Verstand haben, und nur der Ausbildung bedürfen."

Diese Inferiorität ward jedoch auf der andern Seite wieder aufgewogen. Es ist auffallend, in welchem Grade der besondere Charakter, welcher lange Zeit die Elite der französischen Nation auszeichnete, — die Färbung des alten Hofs, der Ton der eleganten und witzigen Cirkel, das Wesen der feinen Gesellschaft, — ursprünglich aus dem Süden stammt. Wo immer Leute aus dem Süden und Norden in Berührung kommen auf einem Schauplatz, wo äußere Vortheile, rasche Besonnenheit und Witz über wesentliche Eigenschaften den Sieg davon tragen konnten, wie zu Paris und Versailles, haben die erstern fast ohne Ausnahme ihre solidern Rivalen aus dem Felde geschlagen. Die unter unserm Volke herrschende Ansicht vom französischen Charakter paßt fast nur auf den homme du midi, und gar nicht auf den Normannen, Picarden oder Lothringer. Dieß war namentlich der Fall seit der Regierung Franz I, mit dem die Hofgeschichte Frankreichs beginnt. „Seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts, sagt Thierry, bestanden die Leute, die am Hof in Gunst standen, die sogenannte noblesse de cour, in großer Mehrheit aus Gascognern oder südlichen Familien überhaupt." Ob die erbliche Verbindung mit dem Hofe ihnen eine besondere Gewandtheit in politischen Verhältnissen gab, oder ob die zu einem politischen Führer nothwendigsten Eigenschaften eben nicht gerade auf den solidern Geistesfähigkeiten beruhen, sondern auf Kühnheit, Besonnenheit und Feuer, — immerhin ist es gewiß, daß politische Gewalt, wie durch eine Art Fatum, fast unwandelbar auf Leute vom linken Ufer der Loire fällt. In unsern Tagen haben Villele, de Cazes, Martignac, Polignac, Périer, Soult, Guizot u. s. w. dieß alte Vorrecht ihrer Landsleute behauptet.

(Schluß folgt.)

Die Besitzungen der Portugiesen an der Ostküste Afrika's.

(Fortsetzung.)

Von den dortigen Minen und andern Naturproducten.

Die Gierde nach Gold und Silber, und der Ruf der reichen Minen von Butua oder Abutua, von Manica und Chicova war es hauptsächlich, welche die Portugiesen nach jenen barbarischen Ländern führte, woselbst in den Expeditionen eines Francisco Barreta, eines Vasco Fernandes und Diego Simoes so vieles Blut vergossen. Es gingen damals Gerüchte von dem Reichthum dieser Minen, daß man Goldklumpen darin gefunden, welche 12,000 Ducaten, und sogar einen, welcher 400,000 Ducaten Werth gehabt. — Man war damals

Digitized by Google

der Meinung, daß das Gold an den Wurzeln der Bäume entstehe, und so lange fortwachse, als der Baum grüne. Durch solche trügerische Hoffnungen angespornt, drangen die Portugiesen mit bewaffneter Hand ins Land ein, und suchten in Afrika ein Eldorado, so wie es die Spanier im Innern von Amerika suchten. Zweihundert jener kühnen Unternehmer unter Vasco Fernandes fanden mitsammt ihrem Anführer den Tod unter baebarischen Nationen. — Auch in spätern und selbst neuern Zeiten wurden noch viele ein Opfer dieser Sucht nach Gold, theils wurden sie durch die Insalubrität des Klima's dahingerafft, theils fielen sie durch mörderische Hände der Barbarenvölker.

Es ist zwar nicht zu zweifeln, daß alle jene Nachrichten über den Reichthum der Minen großen Uebertreibungen unterworfen, so wie es auch in Amerika oft der Fall war; auch glaubt der Mensch in diesem Stücke so gern ans Wunderbare. So viel ist nun ausgemacht, daß die Minen existiren und auch reich seyn müssen, wenn wir nur in der Geschichte zurückgehen und in die Zeitepoche, in welcher die Phönicier, Hebräer und Araber so vieles Gold aus Sofalla bezogen. Auch zeigen wohl die Reste großer Gebäude mit Inschriften in unbekannten Sprachen, welche die Portugiesen in der Gegend von Zumbo fanden, daß hier ein civilisirtes reiches Volk existirt haben müsse, und das Gold, was die Kaffern und Neger auf unsere Märkte bringen, so wie das, was von den Portugiesen aus den Flüssen gewaschen wird, besonders bei Manica und in der Nachbarschaft von Tette, beweist von dem Goldreichthume dieser Besitzungen.

Die Kaffern und Neger beschäftigen sich am meisten mit dem Goldwaschen aus dem Flußsand oder durch Ausgrabungen, wobei sie nicht tiefer gehen, als die Höhe eines Menschen ist, und die Portugiesen arbeiten auf dieselbe Art; eine materielle Arbeit, die von hier aus nach Brasilien verpflanzt wurde, und wo man noch bis zum Jahre 1816 auf dieselbe Art verfuhr, bis endlich durch den Obristen v. Eschwege daselbst neue Manipulations- und Aufbereitungsmethoden, besonders aber die ersten Pochwerke eingeführt wurden.

Unvollkommnere Nachrichten hat man über die Silberminen von Chicova, was aber Diego de Couto und Faria e Sousa darüber geschrieben haben, indem sie sich auf authentische Facta berufen, scheint so positiv zu seyn, daß man an dem Reichthume derselben wohl nicht zweifeln darf. Betrachtet man aber so manchen portugiesischen Autor, der über metallische Reichthümer Brasiliens geschrieben, wie z. B. ein Dr. Couto, der als erster Mineralog in Brasilien galt, und der den so häufig als ganze Bergmassen anstehenden Eisenstein für Kupfererz hielt u. s. w., dann ein Feijo, der über Silbererze in Ceara belehrte, die sich als Arsenikkiese auswiesen, und der auch Mineralog und Metallurg seyn wollte, und als solcher auftrat, dann kann man nicht umhin, auch jene Nachrichten des afrikanischen Couto, Faria und Sousa in Zweifel zu ziehen. — Daß jene Länder auch Eisen, Kupfer, Blei, so wie Salz und Steinkohlen, auch Reißblei hervorbringen, hat man gesehen, ob aber in so großer Menge, wie gesagt wird, müssen wir dahingestellt seyn lassen, denn der Portugiese pflegt in diesem Stücke gar nicht sparsam mit dem Wörtchen v i e l zu seyn. Und wenn man nur hier und dort eine Anzeige von diesem und jenem Metalle findet, so heißt es doch gleich *muito* ferro, *muito* cobre u. s. w. —

Das Thiergeschlecht, so wie die Vegetation, ist mit geringem Unterschiede dieselbe, wie in Angola, zuweilen aber noch vorzüglicher. Die Schildkröten z. B. sind daselbst von außerordentlicher Größe, und das Schildpatt derselben von vorzüglicher Güte und höher im Handel geschätzt; auch kommen daselbst häufiger Wallroß- und Elephantenzähne vor.

Die Nahrungsvegetabilien bestehen hauptsächlich aus Mais, Reis und Mandioca. Die Orangen sind dort vorzüglich gut, und werden in Menge nach Bombai exportirt. Der Kaffee vom Rio Senna ist der beste, der bekannt ist. Es scheint, daß diese Gegenden das ursprüngliche Vaterland des Kaffees sind, und ihn die Europäer zuerst kennen lernten, indem die alten Schriftsteller anführen, daß der Kaffee zuerst aus dem östlichen Aethiopien nach Arabien gekommen, also aus diesen Gegenden. — Die üppigen Wälder und die außerordentliche Größe der Bäume sind wohl die besten Beweise der Productivkraft des Erdreichs. Es würde auch hier der Ackerbau zum größten Flor gebracht werden können, und besonders da es nicht an Menschen zur Arbeit fehlt, allein die Neger sind hier eben so faul und zum Müßiggange geneigt, wie an der Westküste. Bis jetzt besteht der Ackerbau, so wie in Brasilien, noch darin, daß man Wald fällt, das Holz verbrennt und dann den Samen ausstreut, alles Uebrige von der Natur erwartend. Dieß der Landbau jener Völker. — Die Canarins aus Goa, die seit undenklicher Zeit sich an den Flüssen dieses Landes niedergelassen, sind noch in dieser Hinsicht die industriösesten und fleißigsten; nur schade, daß diese Kaste noch immer eine so große Abneigung hat, sich durch Heurathen mit europäischer Race zu vermischen, obgleich diese Abneigung schon etwas geringer wie ehmals ist. — Neue Ansiedlungen würde dieses Land emporbringen, und man hat verschiedentlich deßhalb auch Versuche gemacht, so z. B. im Jahre 1824, wo man die Colonisation der Bai von Lourenço Marques beabsichtigte. Man errichtete daselbst eine Factorei für Rechnung einer Compagnie, deren Director Vicente Thomas dos Santos war. Es wurde derselben der exclusive Handel mit Elfenbein in dieser Bai, so wie das Privilegium der Befreiung von allen Abgaben der Handelsartikel ertheilt, die aus Portugal kamen, oder auch von da ausgeführt wurden. Dieses Privilegium galt auf 14 Jahre, auch versprach man dieselben Privilegien für ein Etablissement in Inhambane. — Die Compagnie dagegen sollte in Zeit von einem Jahre alle Einrichtungen von Häusern, Magazinen u. s. w. zum Handel treffen. Sie sollte hinreichenden Vorrath von allen Handelsartikeln besitzen, selbst von Lebensmitteln für die Truppen. Jährlich sollte ein Schiff der Compagnie nach diesen Etablissements schiffen mit freier Passage für zwölf Familien, die sich dort anbauen wollen u. s. w. Seit dieser Zeit existirt nun zwar die Compagnie, allein man hört schlechterdings nichts von ihren Fortschritten in der Colonisation. Von beiden Seiten scheinen die Bedingungen eingeschläfert zu seyn, man sagt, die Compagnie habe verschiedene Verluste erlitten, oder mit Einem Worte, sie hat das Schicksal aller Compagnien in Portugal, wobei es auf Thätigkeit und gute Verwaltung ankommt, und die aus Mangel dieser Eigenschaften, die in Portugal nicht zu Hause sind, dann zu Grunde gehen. Das Beste bleibt aber immer in den Händen der Administrateuren. — Der jetzt 1838 errichteten neuen Compagnie für die Colonisation dieses Landes, die aber eigentlich noch im Entstehen begriffen ist, wird es wohl nicht besser ergehen. Das Privilegium des freien Handels, was die Unternehmer eigentlich wollen, machen sie sich wohl zu Nutze, indessen die Beförderung der Colonisation ist ihnen viel zu mühsam und nicht lohnend, da die Folgen oder die Vortheile davon erst den Kindeskindern zu Gute kommen können.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 76.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 Julius 1839.

Gedichte von Thomas Moore.

An Julia.

Ich sah den Landmann trennen roh
Des Epheu's und der Eiche Band;
Sie schienen ihres Bunds so froh,
Frisch steht die Eiche, wie sie stand.

Anders dem Epheu ist zu Sinn;
Getrennt von seinem lieben Halt,
Verwaist und trauernd sinkt er hin,
Und seine Blüthen fallen bald.

So waren unsre Herzen Eins.
Bis löst' ihr Bündniß das Geschick;
Leichtsinnig blüht und freut noch deins, —
In Gram sinkt sterbend meins zurück.

An Rosa.

Warum schwimmt in Thränen mein Herzenskind
Bei solch trunkenem Wiedersehn?
Vergütet vergangene Schmerzen ja sind
Durch Einen Moment die so schön!

Hat der seel'ge Moment sie fließen gemacht,
Den ihre Erinnerung trank?
Fließen sie wie der Thau der buhlrischen Nacht,
Von der Wärme der Sonne, die sank?

Oh! süß ist zum schmachtenden Lächeln die Thräu',
Zum Lächeln, so reizend wie nie;
Läßt Entzücken durch solche Perlentropfen sich sehn.
Immerhin dann vergieße du sie!

An Julia.

Süß, himmlisch süß ist solch ein Traum,
Wo Entfernte sich nahe im phantastischen Traum!
Um Mitternacht, Liebe, will denken ich dein,
Um Mitternacht, Liebe, o denke du mein!
Dann denke, du gebst mir den innigsten Kuß,
Ich will denken, ich fühle den Himmelsgenuß;
Und erröthest du dann: dieß Erröthen sey mein,
Und wenn ich weine: die Thräne sey dein!

Auf den Tod einer Frau.

Wenn, lieblichee Geist, dein luftiger Schlummer
Meine Seufzer nicht hört, meine Thränen nicht schaut,
O so laß ich in Thränen den Lauf meinem Kummer,
Bis des Herzens letzter Tropfen im Auge mir thaut.

Doch wenn, o Geschmückte mit Seraphsflügeln,
Unsres Jammers Gefühl noch dringt bis zu dir:
Dann will fest ich mein brechendes Herz versiegeln,
Und du sollst keinen Seufzer vernehmen von mir!

Des Morgens Stahl die Wellen bekränzte,
Doch häßliche Wolken entstellten den Tag;
Du warst der Stahl, der am Morgen glänzte,
Und der Tod der Sturm, dem das Licht erlag.

Du warst nicht gemacht, *hienieden* zu wallen
Im *Leben*; dem Himmel ja warst du verwandt;
Doch *wie* glaubten, weil du so lieb warst uns Allen,
Du seyst nicht gemacht für des *Todes* Hand!

Graf Xavier de Maistre.

(*Fortsetzung folgt.*)

Xavier wurde geboren zu Chambery, im October 1763, und stammt aus einer sehr edeln und zahlreichen Familie. Er trat in den Militärdienst, und seine Jugend verfloß ihm in verschiednen Garnisonen Piemonts. Herrschten damals schon in ihm literarische Neigungen und füllten sie seine Freistunden

Digitized by Google

aus? „Ich muß der Wahrheit zur Ehre gestehen, antwortete er auf eine darauf bezügliche Frage, daß ich in jenem Zeitraum das Garnisonsleben getreulich mitgemacht habe, ohne ans Schreiben, ja ohne oft ans Lesen zu denken; wahrscheinlich hätte man nie weiter von mir reden gehört, ohne den von mir in meiner „Reise in meinem Zimmer herum" angegebnen Umstand, der mich einige Zeit in Arrest brachte." Vor dieser sinnreichen Reise hatte er eine leckere und weniger eingeschlossene gemacht, eine aeronautische Fahrt; er stieg von einem Landgut in der Nähe von Chambery auf und ließ sich etwa drei Meilen von dort nieder. Er war sechs bis siebenundzwanzig Jahre alt und Officier bei einem Marine-Regiment in Alexandria, als er die „Reise in meinem Zimmer herum" schrieb; einige Anspielungen jedoch beziehen sich auf eine spätere Zeit; er hatte sie einige Jahre in seinem Schreibtisch und fügte von Zeit zu Zeit ein Capitel hinzu. Auf einem Besuch bei seinem Bruder Joseph in Lausanne im Jahr 94 oder 95 brachte er diesem das Manuscript; er erzählt: „Mein Bruder war mein Beschützer und Vormund; er lobte mich wegen meiner neuen Beschäftigung, und behielt die Papiere, die er nach meinem Weggehen ordnete. Bald erhielt ich ein gedrucktes Exemplar, und empfand die Ueberraschung, die ein Vater empfinden würde, wenn er ein als Säugling verlassenes Kind erwachsen wieder sähe. Ich war sehr vergnügt, und machte mich sogleich an den „nächtlichen Ausflug;" aber mein Bruder warnte mich, und rieth mir einen andern Gegenstand zu wählen."

Wenn man diese liebenswürdige Reise liest, lernt man den Verfasser besser kennen, als wenn er uns geradezu seine Bekenntnisse ablegte; es ist übrigens eine Art von Bekenntniß, unter einer halb scherzhaften Form. Ein milder Humor herrscht darin, weniger scharf betont als bei Sterne, an welchen jedoch mehrere Capitel mahnen; im Allgemeinen würde ich eher die lächelnde und gefühlvolle Grazie eines Charles Lamb darin erkennen.

Die Scheidungen, die Streitigkeiten und Wiederversöhnungen der Seele und des Andern (wie de Maistre das Sinnliche am Menschen nennt) bieten dem liebenswürdigen Humoristen eine Menge philosophischer Reflexionen dar, so fein und tief, als sie nur immer ein Lehrstuhl der Psychologie einem Analytiker von Profession einzugeben vermochte. Schwung und Gefühl mischen sich bald darein und geben dem Ganzen eine ernste Rührung; man lese nur das rührende 21ste Capitel über den Tod eines Freundes und die Gewißheit der Unsterblichkeit. „Seit langer Zeit, sagt er dann fortfahrend, bot sich das Capitel, das ich so eben geschrieben, meiner Feder dar, und immer hatte ich es zurückgewiesen. Ich hatte mir gelobt, in diesem Buche nur das lachende Antlitz meiner Seele sehen zu lassen; aber dieser Vorsatz ist mir entschlüpft, wie so viele andre." Die Melancholie ist bei ihm äußerlich nicht zu spüren; nur in einzelnen Augenblicken verräth sie sich. Seine Gutmüthigkeit und Leutseligkeit verbirgt sein Gefühl und einen ernsten, melancholischen Grundton. Ueberhaupt sind seine ausgezeichneten Eigenschaften verschleiert und halb dem Auge entzogen durch seine Leutseligkeit und Bescheidenheit. Man könnte lange mit ihm zusammen seyn, ohne sie zu ahnen; er nimmt wenig Theil an allgemeinen Fragen, und fängt über nichts selbst zu sprechen an; er liebt Gespräche zu Zweien; man glaubt zu merken, daß er sich lange eines theuren Orakels erfreut, ihm lange zugehört hat. Der französische Geist findet sich wieder unter seinem leichten savoyischen Accent und durchdringt sich angenehm damit; „der Accent des Landes, wo man geboren ist, sagt La Rochefoucauld, bleibt im Geist und im Herzen, wie in der Sprache."

Als Savoyen mit Frankreich vereinigt wurde, glaubte der Graf Xavier, der in Piemont diente, sein Vaterland aufgeben zu müssen, dessen eine Hälfte, wie er sagte, ihn selbst aufgegeben habe. Unsre Kriege in Italien vertrieben ihn. Er wanderte nach Rußland aus, wohin er nur einen sehr kleinen literarischen Schatz eigener Productionen mitnahm. Im Norden angekommen, glaubte er keine andre Hülfsquelle zu haben, als seinen Pinsel, und wie so viele Ausgewanderte, schickte er sich an, davon zu leben; aber das Schicksal hatte es anders mit ihm vor; er konnte den Degen behalten und stieg in russischen Diensten allmählich bis zum Rang des Generals. Wie sein Schicksal fixirte sich auch sein Herz, als er eine geistig hochbegabte Dame heirathete, welche den großen Stempel slavischer Schönheit auf der Stirne trug. Er hatte das Glück gefunden.

Zwanzig Jahre waren verstrichen, seit er die „Reise im Zimmer herum" geschrieben; eines Tags fiel in einer Gesellschaft in St. Petersburg das Gespräch auf den Aussatz der Juden. Einer sagte, diese Krankheit sey nicht mehr vorhanden; dieß gab dem Grafen Xavier Gelegenheit, von dem Aussätzigen in der Stadt Aosta zu sprechen, den er gekannt hatte. Er that dieß mit einer Wärme, welche seine Zuhörer und ihn selbst für diese Geschichte interessirte, von der er bisher Niemanden etwas gesagt hatte. Es kam ihm der Gedanke, sie niederzuschreiben; sein Bruder ermunterte ihn und billigte seinen ersten Versuch, den er ihm zeigte, rieth ihm jedoch zur Abkürzung, und ließ auch den Aussätzigen drucken.

Die Geschichte des Aussätzigen ist somit eine wahre, wie die der jungen Sibirierin, welche der Verfasser zum Theil von dieser selbst erfahren, und wie es überhaupt alle Erzählungen des Grafen Xavier sind und wären, wenn er sie vermehrt hätte. So habe ich ihn die rührende Geschichte eines emigrirten französischen Officiers erzählen hören, der auf der Insel Wight lebte, und die noch nicht niedergeschrieben ist. Wenn er durch die Sprache Frankreich angehört, so kann man sagen, daß er durch die Manier zu erzählen schon an Italien streift. Alles ist bei ihm wahr, nichts romanhaft; er copirt mit einer pünktlichen Treue die Wirklichkeit in der Anekdote. Das Ideal liegt bei ihm in der Wahl des Gegenstandes, in der Zartheit der Zeichnung und Schilderung, und in einem gewissen menschlichen und frommen Ton, der sich sanft über Alles verbreitet. In Frankreich haben wir sehr wenige solche Erzähler und Novellenschreiber im eigentlichen Sinn, ohne den romantischen und phantastischen Zusatz. *) Ich vergleiche den Grafen

*) In Deutschland dürfte als eigentlicher Erzähler in diesem Sinn eine der höchsten Stellen, wo nicht die höchste, Heinrich von Kleist einnehmen.

Digitized by Google

Xavier de Maistre keck mit Merimée; es sind dieß die beiden vollendetsten Erzähler, die wir haben, die beiden geschicktesten, der eine die Wahrheit zu copiren, der andere sie zu imaginiren. Der Verfasser des Aussätzigen, der jungen Sibirierin und der Gefangnen im Kaukasus hat ohne Zweifel weit weniger Farbe, Licht und Schatten und Feinheit des Grabstichels, mit einem Wort weniger Kunst, als der Verfasser der: Einnahme einer Redoute und von Matteo Falcone; aber er ist ebenso vollkommen in seiner Gattung, und es eignet ihm besonders das Menschliche und das Naive.

Der arme Aussätzige lebte, ehe er sich in der Stadt Aosta aufhielt, in Oneille. Als die Franzosen, nachdem sie Savoyen und die Grafschaft Nizza eingenommen, einen Einfall bis nach Oneille machten, wo dieser Unglückliche war, gerieth er in Angst und glaubte sich bedroht; er wollte auswandern wie andre Leute. Eines Tags kam er zu Fuß vor Turin an; die Schildwache hielt ihn am Thor an; und als man sein Gesicht sah, ließ man ihn zwischen zwei Schützen zum Gouverneur führen, der ihn ins Hospital schickte; von hier entschloß man sich, ihn nach Aosta zu schicken, wo er auf Befehl seinen Wohnsitz hatte. Dort sah ihn de Maistre oft. Der gute Aussätzige hatte, wie man gern glaubt, einen ziemlich beschränkten Ideenkreis; der Erzähler wollte, indem er ihm alle diejenigen gab, die aus seinem Zustand selbst herflossen, ihm doch nicht allzuviele leihen. Seine Wohnung war ganz einsam; ein junger Officier gab damals gern der Dame, die er liebte, Rendezvous in dem Garten, welcher Rosen versteckte; sie waren gewiß, dort nicht gestört zu werden. Zwei Liebende, die sich beseligende Zusammenkünfte geben im Schatten des gefürchteten Hagebuchengangs des Aussätzigen, ist das nicht rührend? das höchste Glück, kaum durch ein zitterndes Blatt geschieden von der äußersten Verzweiflung — ist das nicht das Leben?

Man liest und liest wieder den Aussätzigen; man vergießt eine Thräne darüber, aber man analysirt ihn nicht, man spricht darüber hin und her. Indeß hat nicht Jedermann so gedacht; man hat versucht, den Aussätzigen umzuarbeiten. Der Graf Xavier war so wenig gekannt in Frankreich, selbst nach dieser Publication, daß man sie seinem Bruder Joseph zuschrieb, und nachdem dieser gestorben war, glaubte eine geistreiche Dame, Madame Olympe Cottu, freie Hand zu haben, das Werkchen nach ihrem Gefallen umzuarbeiten, wodurch es übrigens nach meiner Ueberzeugung nur verloren hat und entstellt worden ist. In dem eigenthümlichen Büchlein verrathen sich hin und wieder die unverkennbaren Spuren eines ausgezeichneten Rathgebers, und ganz vortreffliche Züge; so sagt z. B. der Aussätzige: „Betreffend mein so zu sagen ödes und wüstes Leben, zu dem ich verurtheilt bin, so verfließt es viel schneller als man sich denken sollte; und das ist schon viel, fuhr er mit einem leichten Seufzer fort, denn ich gehöre zu denen, welche nur reisen, um ans Ziel zu kommen. Mein Leben ist ohne Abwechslung, meine Tage sind ohne Schattirungen; und diese Einförmigkeit macht, daß mir die Zeit kurz erscheint, wie die Kahlheit einer Gegend sie minder ausgedehnt erscheinen läßt."

Der einfache und sanfte Aussätzige machte seinen Weg durch die Welt ohne vielen Schmuck und Pomp, und man verlangte das auch nicht von ihm; er nahm bald Besitz von allen Herzen, und gewährte Jedem, der ihn las, eine jener dem Gebet verwandten Rührungen, eine jener seltenen, reinen Stunden, die einen ganzen Tag weihen. Literarisch könnte man beinahe sagen, daß er eine Schule gestiftet habe; man könnte eine Reihe kleiner Romane anführen (deren letzter, glaube ich, der Verstümmelte von Saintine ist), wo das Interesse auf einem physischen Leiden beruht, welches mit den Gefühlen der Seele contrastirt; aber das sind Romane, und der Aussätzige ist keiner. Unter diese, mehr oder minder directe Nachkommenschaft erlaube ich mir in gewissem Betracht auch zu zählen, und zwar nenne ich sie mit Auszeichnung, die nur allzu gefühlvolle Onrika, bei welcher der Aussatz wenigstens nur in der unheilbringenden Farbe besteht, aus der ihre Leiden entspringen. Unter den Ahnen des Aussätzigen will ich, wenn ich ins Mittelalter zurückgehe, nur an die rührende deutsche Mähre vom armen Heinrich erinnern; es ist dieß der Name eines edeln Ritters, der plötzlich vom Aussatz befallen wird. Der gelehrteste Arzt in Salerno hat ihm erklärt, er werde nur durch das freiwillig dargebotne Blut eines jungen Mädchens geheilt werden, und die Liebe läßt ihn sie finden.

(Schluß folgt.)

Die Opfer der Gesellschaft.

(Schluß.)

Einige weitere Reflexionen aus einem Brief der Marquisin Villeroi über die Ehebruchsprocesse in England mögen hier folgen:

„In den englischen Sitten gibt es gewisse Anomalien, die mir sehr empörend vorkommen. Ich meine die gehässige Oeffentlichkeit der Proceßverhandlungen wegen Bruchs der ehelichen Treue. Bei uns (in Frankreich) sind die Ehemänner hinlänglich gedemüthigt durch den Verdacht einer schlechten Aufführung ihrer Frauen, und hüten sich wohl, einen Schritt zu thun, sie zu beweisen. So kommt es nie zu mehr als zum Verdacht, der sich nicht über den nächsten Kreis hinaus erstreckt; und die dergwohnten Individuen benehmen sich in der Gesellschaft so, daß nie ein Symptom unziemlicher Vertraulichkeit sichtbar wird. Daher wird der öffentliche Anstand nicht beleidigt, die öffentliche Moral nicht verletzt, obgleich sie im Privatleben oft Noth leiden mag. Wie ganz anders ist es bei euch! Ein entehrter Ehemann in England veröffentlicht die Schmach seiner Gattin und seine eigene; er enthüllt seine häuslichen Wunden wie Bettler ihre Schwären; manchmal vielleicht um Mitleid, aber immer Ekel zu erregen. Um die Unbill zu beweisen, die er erlitten, muß er Zeugnisse beibringen von der frühern Neigung seiner unglücklichen Gattin, ehe sie den Pfad der Tugend verließ. So wird die heilige Heimlichkeit der ehelichen Liebe enthüllt vor den profanen glotzenden Augen des vielköpfigen Ungeheuers: Publicum. Empfindungen der Zärtlichkeit und liebkosende Ausdrücke werden sprüchwörtlich und Gegenstand der

Digitized by Google

gemeinsten Scherze im Mund des niedersten und rohesten Pöbels. Empörende Details von Thatsachen, welche die Schuld der Angeklagten beweisen sollen, werden nicht nur vor Gericht angegeben, sondern auch in den Journalen veröffentlicht; bis ganz England und der ganze Continent die Gewißheit hat, daß der Ehemann das ist, was zu seyn bei uns ein Ehemann nicht um sein Leben gestehen würde, und seine Frau, die Mutter seiner unschuldigen Kinder, mit dem glühenden Eisen der Schande gebrandmarkt ist. Wie ein stolzer Mann, oder ein Mann von Ehre sich selbst so preis geben kann, scheint zum Erstaunen; und doch kommen solche Fälle immer wieder bei euch vor. Euer Land ist wesentlich ein Handelsland; und jedes Ding, sey es noch so heilig, die Gefühle selbst und Neigungen werden vom Gesichtspunkt dieser Nationaleigenthümlichkeit betrachtet.

Wenn ein Ehemann im zartesten Punkt, in der Ehre seines Weibes, verwundet ist, so sucht er Genugthuung durch einen Proceß gegen den Verführer; und wenn er ihre Schuld und seine Schmach beweist, erkennt ihm das Gesetz den als angemessen erscheinenden vollen Preis beider in Gestalt einer von dem Paramour zu erlegenden Geldbuße zu.

Sind die Hoffnungen eines zärtlichen Vaters für immer zerstört durch die Verführung seiner Tochter, so wendet er sich wegen Genugthuung an die Gerichte. Der vorher nur Wenigen bekannte Fehltritt seines Kindes wird der Welt verkündet; ein Flecken haftet für immer auf ihrem Namen; aber der Vater erhält den Preis, zu welchem ihre Tugend angeschlagen wird.

Wird ein junges, unschuldiges Mädchen in ihren jungfräulichen Gefühlen und Neigungen getäuscht von einem falschen jungen Mann, der sich um ihre Hand beworben, so flieht sie nicht in die Einsamkeit, um über seine Treulosigkeit zu weinen und über ihre allzu zärtliche Leichtgläubigkeit, sondern zum nächsten Advocaten, um eine Klage wegen Bruchs des Heirathsversprechens anhängig zu machen! dann legt sie jede Zeile vor, die der „Falsche" je an sie schrieb, widerholt jede seiner Betheurungen von Liebe, und sucht eine Geldentschädigung herauszuschlagen, als eine Heilsalbe für ihr verwundetes Herz." —

Endlich mag noch eine Schilderung der Vorbereitung zu einem Ball folgen:

„Die fashionable Welt ist in eine angenehme Aufregung versetzt worden durch das nicht häufig eintretende Ereigniß eines bal costumé, der alle Modistinnen, Nähterinnen und Juweliere der ungeheuren Hauptstadt in Requisition gesetzt hat — Reisende sind zu Rathe gezogen, Bücher über Trachten eingesehen, und Alles, außer den Mitteln die Anzüge zu bestreiten, in ernste Ueberlegung genommen worden.

Die Gräfin Hohenlinden war die den Vorsitz führende Patronin dieser fête; und in ihrem Hause kamen les Dames, les plus à la mode häufig zusammen, um über ihre Anzüge sich zu berathen.

Lady Acid, die in den Ruf gekommen, witzig und geistreich zu seyn, weil sie über die Massen boshaft ist — in London wird beides immer verwechselt — erklärt: aus moralischen Gründen sollten bals costumés hier ermuntert werden, weil sie manche Damen veranlassen, an Charakter zu denken, welche die Vortheile eines solchen Besitzes längst vergessen hätten. „Wie muß es manchen meiner Freundinnen etwas Neues seyn," sagte sie, „auch nur eine Nacht lang einen Charakter zu haben!"

„Ey, am Ende haben sie," sagte Lord Charles Bretteville, „so lange und so gut sich ohne einen solchen Zugehör beholfen, daß ihnen jetzt gar nicht mehr damit gedient wäre."

„Wie viele Herzen," wimmerte die sentimentale Mrs. Caningsby, „schlagen jetzt höher in der Erwartung der zu machenden Eroberungen, der Ketten, die geschmiedet, oder der lässigen Anbeter, die wieder gewonnen werden sollen." — — „Oder der Freundinnen, die man ärgern und kränken will," unterbrach sie Lady Acid.

„Ich werde als Venetianerin erscheinen," sagte die Marquisin von Eiderdown, „weil ich so alle meine Juwelen tragen kann."

„Die einzigen Gelegenheiten, wo sie brillant ist," flüsterte mir Lady Acid ins Ohr.

„Ich werde als Schäferin hingehen," lispelte Lady Simper.

„Weil diese Tracht zugleich die Kleinheit ihrer Taille und ihres Witzes zeigen kann," setzte Lady Acid hinzu.

„Ich als Schweizer Bäurin," sagte Lady Mellicent.

„Um ihre Beine sehen zu lassen," bemerkte ihre Freundin, Lady Acid.

„Ich habe die griechische Tracht gewählt," bemerkte Lady Rawlinson.

„Nicht übel gewählt," flüsterte Lady Acid, „wenn Alles, was wir von ihrer Neigung zum Spiel hören, wahr ist."

„Ich gedenke eine Magdalena darzustellen," sagte Mrs. Walton, „meine Haare über die Schultern fallend."

„Fürchten Sie nicht, die Leute werden denken, der Charakter passe gar zu gut?" fragte ihr jüngst abgedankter Anbeter.

„Meine Tracht soll die einer römischen Kaiserin seyn!" sagte Lady Easy.

„Messalina vermuthlich?" flüsterte Lady Acid.

„In welchem Charakter soll ich hingehen?" fragte Lord Wellingford.

„In dem des sorglosen Ehemanns," antwortete Lady Acid.

„Und Sie, Mr. Milner," fragt eine andere, „welchen Charakter werden Sie darstellen?"

„Den armen Gentleman," flüsterte Lady Acid," — u. s. w.

Wir schließen diese Anzeige mit der Bemerkung, daß das Buch viel feine Beobachtung und viele Kenntniß der socialen Verfeinerung und Fäulniß in den höhern Kreisen zeigt, aber daß unsers Bedünkens die Damen, je mehr sie das Unnatürliche, Empörende und Schändliche gewisser Zustände und Verhältnisse fühlen, um so mehr es den Männern überlassen sollten, sie zu schildern und zu geißeln.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 185.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

4 Julius 1839.

Neuere Beobachtungen über Sternſchnuppen.

Das bekannte American Journal of Science and Arts enthält in ſeiner Nummer vom Januar d. J. einen Bericht über die Sternſchnuppen, die am 7 December 1838 beobachtet wurden, mit Bemerkungen über Sternſchnuppen überhaupt. Bekanntlich ſind die Nächte vom 13 bis 15 Nov. durch die große Zahl der Sternſchnuppen, die man öfters in denſelben bemerkt, ausgezeichnet, und man hat, namentlich auf Arago's Betrieb, angefangen, Beobachtungen über die Zahl derſelben und ſonſtige nähere Umſtände zu ſammeln. Ein anderer Zeitpunkt, wo man Sternſchnuppen in größerer Anzahl beobachtet, iſt der 10 Aug. Ein Hr. Edward Herrick, an der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften in Connecticut, der die Angabe aufgefunden, daß am 6 Dec. 1798 gleichfalls eine beſonders große Zahl von Sternſchnuppen beobachtet worden ſey, machte ſich an die Arbeit, und beobachtete die Sternſchnuppen vom 6 bis 15 Dec. v. J., und fand, daß ein Zeitraum meteoriſcher Fülle (season of meteoric abundance) vom 6 bis mindeſtens zum 11 December geherrſcht habe. Während der Abende des 6 und 7 waren die Sternſchnuppen ſo zahlreich und glänzend, daß ſie in verſchiedenen Theilen der Stadt die Aufmerkſamkeit der Volksmenge auf ſich zogen.

Aus den angeſtellten Beobachtungen kann man ſchließen, daß am Abend des 7 Decembers 4 bis 5 Stunden lang 125 bis 175 Sternſchnuppen in der Stunde erſchienen. Vergleicht man dieß mit der bis jetzt angenommenen durchſchnittlichen Zahl für die Stunde in dieſer Zeit der Nacht, welche etwa 25 beträgt, ſo ergibt ſich, daß man etwa ſechsmal ſo viel als gewöhnlich ſah. Nimmt man Quetelets allgemeine Durchſchnittszahl, nämlich 16 in der Stunde an, ſo beträgt die Zahl der wirklich beobachteten Sternſchnuppen neunmal ſo viel. Umfaſſendere Beobachtungen werden vermuthlich dieſe beiden Durchſchnittszahlen anders ſtellen, es kann jedoch immerhin kein Zweifel ſeyn, daß die Erſcheinungen am 6ten und 7ten ungewöhnlich zahlreich waren; daß auch mehrere Tage nachher noch die Meteore die gewöhnliche Zahl überſchritten, daß aber am 15ten die meteoriſche Jahreszeit völlig vorüber war.

Es gibt noch andere Zeiten im Jahre, wo die Meteore ungewöhnlich zahlreich ſeyn können: einige davon ſind October 3 bis 15, Junius 10 bis 20, Januar 2, Februar 15, Julius 28, September 11, November 8. Die zwei erſten Zeitpunkte ſcheinen namentlich beachtenswerth. Man ſcheint jetzt bereits hinreichend zu wiſſen, um den Satz aufzuſtellen, daß Sternſchnuppen kleine Körper von verſchiedener Größe, Stoff und Dichtigkeit ſind, welche ſich um die Sonne drehen und leuchtend ſind in Folge der Hitze, welche ihr zufälliger Durchgang durch unſere Atmoſphäre erzeugt. Dieſe Anſicht iſt keineswegs neu. Man findet ſie ſchon in Plutarchs Leben Lyſanders, und obgleich ſie nie allgemein angenommen wurde, ſo hatte ſie doch ſtets ihre Vertheidiger. Coquerel gab ihnen den nicht unangemeſſenen Namen: „mikroſkopiſche Planeten.“ So viel wir wiſſen, haben ſie dieſelben aſtronomiſchen Verhältniſſe, wie die größeren leuchtenden Meteore, die man Feuerbälle, Bolliden, Meteoriten u. ſ. w. nennt. Die Atmoſphäre trifft auf ſie wahrſcheinlich zu jeder Stunde des Jahres, aber an manchen Theilen der Erdbahn in viel größerer Anzahl als an andern. Die Vertheilung dieſer Körper im Sonnenſyſtem läßt ſich noch nicht beſtimmen. Die Mehrzahl derſelben mag ſich in Gruppen bewegen, und ſie bilden vielleicht einen oder mehrere breite Zonen oder Ringe, ſo daß die Meteore in einigen Theilen derſelben ausnehmend zahlreich ſind. Wenn nach gewiſſen Perioden*) die Erde in dieſe dicht gefüllten Räume kommt, ſo ergeben ſich die großen Meteorfälle, wie man dieſe vor und nach Chriſto mannichfach beobachtet hat: die letzten waren in den Jahren 1799, 1803, 1832 und 1833. Man kann annehmen, daß die Erde in andern Jahren durch einen Theil des Ringes geht, wo die Meteore minder zahlreich ſind, ſo daß dann nur eine weit mindere Zahl fällt. Ob es mehrere ſolcher Ringe gibt, ob dieſe Meteore Bruchſtücke zerſprengter Planeten ſind, oder urſprünglich unabhängige Körper, alles dieß ſind Fragen, die ſich für jetzt noch auf keinen Fall löſen laſſen.

*) Der Cyklus des Meteorfalls im November ſcheint 33 oder 34 Jahre zu ſeyn, der des Falls im April etwa 27.

Digitized by Google

Racenverschiedenheit in Frankreich.

(Schluß.)

Eine genauere Untersuchung zeigt, daß diese beiden großen Abtheilungen, 32 Departements im Norden, 54 im Süden, mehrere Unterabtheilungen umfassen, die eine genauere Forschung verdienen. Die Normänner sind ein besonderes Geschlecht, das sich von seinen Nachbarn im Osten und Westen mannichfach unterscheidet. Hinsichtlich des Fortschritts der Bevölkerung bietet die Normandie ein ganz eigenthümliches Verhältniß dar. Todesfälle und Geburten sind minder zahlreich als in andern Gegenden Frankreichs, die Vermehrung geht sehr langsam vor sich, im Eure-Departement steht sie trotz des anscheinend großen Wohlstandes völlig still. Das Leben dauert lang, der Lebensunterhalt ist gut, und die Körpergröße übersteigt den mittlern Durchschnitt in Frankreich. Unterricht ist ziemlich, das Verbrechen aber verhältnißmäßig noch mehr verbreitet; auch die Zahl der unehelichen Kinder und Findlinge ist bedeutend. Auffallend ist, daß die Normannen keine sonderliche Unterwürfigkeit unter das Gesetz zeigen: die Steuern gehen nicht leicht ein, und die Conscribirten sind widerspänstig, das Volk überhaupt moult fort à justifier, wie ihr Landsmann Wace sie schon vor 600 Jahren schilderte. Dabei sind sie äußerst proceßsüchtig, und in dieser Beziehung, so wie in ihrer Abneigung gegen den Militärdienst zeigen sie einen mehr südlichen als nördlichen Charakter. Weder in politischer noch in religiöser Hinsicht sind sie sehr eifrig, und die statistischen Untersuchungen bestätigen den ihnen allgemein zugeschriebenen Charakter, der durch Schlauheit, Energie, Unabhängigkeit und etwas Selbstsucht bezeichnet, aber durch den Einfluß von Reichthum und Bildung gemildert ist.

Die Picardie, Artois und die andern Departements der belgischen Gränze bilden einen der werthvollsten Theile des Reichs, theils wegen des Reichthums, theils durch den moralischen und physischen Charakter der Einwohner. Das Blut der alten Belgen hat, wie in den Tagen Cäsars, ein entschiedenes Uebergewicht über das der andern celtischen Stämme behauptet. Was Manufacturen und Handel betrifft, kommt kein Distrikt an gleicher Ausdehnung diesem gleich. Die Bevölkerung, namentlich in den Departements Nord und Pas de Calais, ist sehr dicht, und wächst mit mäßiger Schnelle an. Das Volk ist gut genährt, und die mittlere Lebensdauer, mit Ausnahme der großen Städte, ziemlich lang. Hinsichtlich des Unterrichts sind diese Departements nicht so weit voran, als man bei ihrem Reichthum und ihrer Industrie vermuthen sollte, und Pauperismus ist das fressende Uebel dieses Theils von Frankreich. Verbrechen sind häufig in der Picardie, selten im französischen Flandern (Dep. du Nord) trotz der dichten Bevölkerung. Französisch Flandern steht hinsichtlich der Nahrung des Volks, so wie der Körpergröße der Conscribirten am höchsten, ein hinreichender Beweis, daß die Industrie im Allgemeinen nicht die Tendenz hat, die Race zu verschlechtern.

Elsaß und Lothringen sind von einer gemischten Bevölkerung bewohnt, die von dem reinen celtischen Franzosen in Gewohnheiten, und bekanntlich auch großentheils in der Sprache abweichen. Sie sind ein kühnes und besonders energisches Volk, mit den Fehlern und Tugenden eines solchen Charakters. In keinem Theile Frankreichs ist der Militärdienst so populär; die Reiterei wird noch bis auf diesen Tag hauptsächlich aus diesen Departements recrutirt, und der Handel mit Stellvertretern, wobei ein ordentlicher Mann in Zeit von vier bis fünf Jahren 1200 bis 1500 Franken ersparen kann, wird großentheils von Elsassern und Lothringern betrieben. Die politische Aufregung ist hier groß, hier waren die eifrigsten Anhänger der kaiserlichen Regierung, gegenwärtig aber ist die Gesinnung wesentlich republicanisch. Die Bevölkerung mehrt sich rasch, der Unterricht ist weiter, als irgendwo in Frankreich verbreitet, und die Industrie, namentlich im Elsaß, sehr entwickelt. Leider muß man hinzusetzen, daß Elsaß eines der Länder Frankreichs ist, wo die meisten Verbrechen vorkommen, was seinen Grund hauptsächlich in den Zollinien und der staatsökonomischen Weisheit der Kammern hat. Die häusliche Moralität steht gleichfalls nicht sehr hoch, das Kinderaussetzen ist hier aber sehr selten, wie überall, wo der Unterricht vorherrscht.

Die östlichen Theile von Burgund und Franche Comté haben wieder eine andere Race, die viele werthvolle Eigenschaften besitzt. Reichthum und Industrie ist hier nicht viel zu finden, aber die Leute sind nüchtern und thätig, und ungewöhnlich kräftig und gesund, auch kommt ein Departement der Franche Comté (Jura) hinsichtlich der Körpergröße gleich nach dem Departement du Nord. Das Unterrichtswesen steht hier am höchsten: in den Departements Doubs und Jura können von 1000 Recruten nur 170 nicht lesen und schreiben, während die Durchschnittszahl in Frankreich 486 von 1000 ist. Die Zahl der Verbrechen ist mittelmäßig, der moralische Zustand ziemlich gut, namentlich hinsichtlich der Kinderaussetzung, die fast unbekannt ist, das religiöse Gefühl ist stark, was beweist, daß dasselbe in Frankreich mit einem hohen Stand des Unterrichtswesens nicht unvereinbar ist.

Die Bretagne liegt trotz ihrer nördlichen Breite im Süden oder eigentlich im Südwesten der großen Theilungslinie, und ihre Characterzüge bieten den möglich stärksten Contrast gegen die des nördlichen Frankreichs. Hier ist die Industrie sehr wenig entwickelt, Verbrechen äußerst selten, der moralische Zustand sehr gut und doch der Unterricht in hohem Grade zurück. Das Departement Finisterre, der westlichste Theil des Reichs, steht in dieser letztern Beziehung am tiefsten: fast vier Fünftheile der Einwohner erhalten gar keinen Unterricht. Die religiöse Gesinnung ist kräftig, die politische Aufregung sehr gering; das Departement Ille und Vilaine, in welchem Rennes, die alte Hauptstadt der Bretagne, liegt, steht hinsichtlich der Zahl der Wähler, die ihr Recht ausüben, von ganz Frankreich am tiefsten, und im Ganzen genommen herrscht in der Bretagne ein ziemlich hartnäckiger und passiver Royalismus. In physischer Hinsicht lebt die bretagnische Race im Ganzen nur kurz, im Durchschnitt bloß 30 Jahre, ist sehr schlecht genährt, wohnt schlecht, und ist von sehr geringer Körpergröße. Anjou, Maine und Vendee, die Sitze der Bevölkerung, die sich durch

Digitized by Google

so viel Muth und Aufopferung auszeichnete, unterscheiden sich von der Bretagne in moralischer Beziehung nur wenig, in allen sind Verbrechen selten, und das Unterrichtswesen steht sehr tief. Die körperliche Constitution dieses Stammes ist günstig, nur sind sie in der Regel sehr klein. Die Zahl der unehelichen Kinder und der Findlinge ist ausnehmend gering.

Die mittlere Region des südlichen Frankreichs zwischen den Thälern der Rhone, der Loire und Garonne ist ausnehmend groß und umfaßt mehr als 10 Departements, die dem statistischen Beobachter ziemlich gleichförmige Züge darbieten, und der elendeste Strich nicht Frankreichs allein, sondern vielleicht des civilisirten Europa's sind. Dieser ganze District ist rein ackerbauend und die Armuth ziemlich allgemein, der Menschenstamm ausnehmend klein und keineswegs robust. In einer großen Provinz, dem Limousin, bilden Castanien einen bedeutenden Theil der täglichen Nahrung, und diese Bevölkerung scheint hinsichtlich der Lebenslänge in ganz Frankreich am schlechtesten daran zu seyn. Der moralische Zustand dieses Landstrichs bietet größere Verschiedenheiten: im Allgemeinen werden von diesen armen vernachlässigten Racen wenig Verbrechen begangen, aber Auvergne, das wenig Industrie und Erziehung hat, zeigt viele Vergehen gegen Personen und Eigenthum, und Aveyron und Lozere, das Gebiet der Cevennen, sind von einem besonders rohen Volke bewohnt, das durch die langen Religionskriege völlig demoralisirt scheint, und in ganz Frankreich ziemlich den schlimmsten Anblick darbietet. Der Kriegsdienst ist in diesem ganzen Theile des Landes unpopulär, die religiöse Gesinnung ist eifrig, die politische Aufregung meist groß, und seltsamer Weise ist dieß arme Land auch noch das Schlaraffenland der Advocaten; in dem bettelhaften kleinen Departement Lozere, am Südabhang der Cevennen, kommt ein Proceß auf 69 Einwohner, Männer, Weiber und Kinder.

Die Bewohner des Garonnethals, die eigentlichen Gascogner, gegen die ihre Landsleute so viel sprüchwörtliche Witze abschießen, bietet viel angenehmere Züge dar. Die Industrie ist zwar nicht so entwickelt, wie in den nördlichen Departements, doch herrscht viel Wohlstand. Das Leben ist lang in diesem begünstigten District und die Zahl der Individuen, welche über 100 Jahre alt werden ist viel größer als in irgend einem Theile Frankreichs. In moralischer Hinsicht steht das Departement der Gironde sehr hoch, obgleich es die große Handelsstadt Bordeaux einschließt. Parteigeist und Religionseifer sind gleich stark, aber das Volk nüchtern und ordentlich, nur zeigt es eine sehr entschiedene Abneigung gegen Steuern und Kriegsdienst. Im Ganzen genommen wäre es nicht leicht, irgend einen Theil Frankreichs zu bezeichnen, wo Boden Klima und Volk zusammen genommen einen so erfreulichen Anblick darbieten.

Die Pyrenäen-Bewohner werden gewöhnlich von Reisenden günstig geschildert, aber statistische Ergebnisse scheinen die schmeichelhafte Schilderung keineswegs zu bestätigen. Sie sind ein starkes, lange lebendes Geschlecht, aber bei geringem Unterricht und wenig Industrie zeigen sich viel Verbrechen und eine große Lockerheit in den häuslichen Sitten; selbst Panperismus scheint, was man nicht erwarten sollte, in diesem entlegenen Lande sehr entwickelt. Doch ist ein Unterschied zu machen zwischen den Basken der westlichen Pyrenäen, die ein vergleichungsweise ausgezeichneteres Geschlecht sind, und den Bewohnern des östlichen Theils derselben Kette, von denen namentlich die im Roussillon die schlechtesten zu seyn scheinen.

Die Provence steht, was Verbrechen betrifft, ziemlich günstig, obwohl gewaltthätige Handlungen gewöhnlich und die Sittlichkeit sehr locker ist. Das Unterrichtswesen erreicht nicht den Durchschnittspunkt, aber die religiöse Gesinnung ist stark ausgesprochen. Man hat demerkt, daß in dieser Gegend sowohl, als in dem an der See liegenden Theile von Languedoc die Menschen bedeutend größer sind, als in den übrigen Theilen von Südfrankreich. Wahrscheinlich liegt der Grund in der Anzahl großer Seestädte, denn in Frankreich ist das Volk in den Städten fast immer besser genährt und größer, als das auf dem Lande. Auch die Unterhaltsmittel sind gut, aber das Leben in diesem von Kranken so häufig besuchten Theil der Erde ist sehr kurz, kaum mehr als 30 Jahre. Es scheint fast nicht zu bezweifeln, daß das trügerisch glänzende und milde Klima an der Südküste Frankreichs der menschlichen Constitution nicht sehr günstig ist.

Dieß sind einige der Hauptmassen der Bevölkerung im Umkreise dieses schönen Reiches. Wir haben, demerkt das Ed. R. am Schlusse, mit diesem kurzen Umriß mehr nur die Richtung angezeigt, welche die Forschung befolgen soll, als daß wir im Stande gewesen wären, den Rahmen auszufüllen.

Abenteuer eines Banianen.

(Fortsetzung.)

Anstatt also nach Savoyen zu gehen, und die Einsiedelei, den goldenen Traum meiner Jugend, zu bauen, machte ich Luftschlösser. Gleich am Abend meiner Ankunft suchte ich den Italiener, meinen frühern Wirth, auf, und erzählte ihm den Tod Fenoglio's, wie dieser ihm erst vor kurzem den Cagnasso's erzählt hatte. Doch schien der Schmuggler mehr über den glücklichen Fortgang meiner Geschäfte erfreut, als vom Tode seines Freundes ergriffen. Nach einer Masse von Glückwünschen rieth er mir, mich mit ihm auf ein chilenisches Schiff, das nach Codija (Bolivia) bestimmt war, einzuschiffen, wo er die Stelle eines Supercargo erhalten hatte. Ich nahm den Vorschlag mit Enthusiasmus auf. Ich hatte die Incas von Marmontel gelesen, und wollte die Peruaner sehen, von denen meine Einbildungskraft noch eben so erfüllt war, als im Alter von vierzehn Jahren, wo ich die Kamine in den Dörfern des Gard fegte, und Florians Estelle in der Hand das fruchtbare Thal des Rewistau in einem vom Mistral ausgetrockneten Lande suchte.

Ich kaufte auf der Rhede, und von meinem neuen Associé unterstützt, drei Ballen englischer Zeuge, welche wir in der Nacht aus- und einschifften, mit Gefahr, uns selbst von den Beamten des Wachtschiffes einpacken zu lassen. Ich nahm meine Papiere beim Consul, worin mein Charakter als Kaufmann officiell anerkannt wurde, wechselte mein letztes Billet

Digitized by Google

von 200,000 Reis gegen 200 spanische Piaster ein, und einige Tage nachher gingen wir gegen S. S. O. unter Segel.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die chilenische Brigantine noch nie eine so ungewöhnliche Equipage getragen hatte, als die unsrige, seit ihr Kiel die große Fluth durchfurchte. Der Capitän, Kinson mit Namen, war ein Engländer: er hatte ein Schiff der ostindischen Compagnie commandirt, und war, ich kann nicht sagen weßhalb, cassirt worden. Am Tage vorher, ehe er vor das Kriegsgericht gestellt werden sollte, entkam er aus den Capgefängnissen und schiffte sich nach Valparaiso ein, wo er das Commando des Condor erhielt. Der zweite Befehlshaber war ein Oranier, d. h. ein holländischer Malaye, auf einer der kleinen Inseln geboren die in der Nähe von Java liegen, und schiffte sich noch jung auf einer niederländischen Kriegscorvette ein, auf der Station von Surabaya, diente eine ziemliche Reihe von Jahren unter verschiedenen Flaggen, lernte fast alle europäischen Sprachen, von denen er die meisten geläufig sprach, kam endlich nach Rio, wo der Consignataire des Condor ihn dem Capitän Kinson zum Lieutenant gab, ohne seine früheren Leistungen zu kennen, oder ihn das Examen rigorosum durchmachen zu lassen, ein Examen, das mathematisch bewiesen hätte, daß er keine Idee von seinem neuen Stande hatte. Dieser Andere, Christian Rack, war trotz seines erstaunlichen Gedächtnisses nicht im Stande, eine Berechnung der Breite zu machen; die Fähigkeit, Worte zu behalten, war die einzige, die er besaß. Obgleich seine Stirn sehr hoch war, hatte er doch eine Organisation, die so wenig fürs Nachdenken geschickt war, daß der Capitan ihm nie den Werth eines Logarithmen begreiflich machen konnte. Doch füllte er seine Stelle aus. Der Steuermann war aus Languedoc, Matrose im vollen Sinne des Wortes, der keine andere Erziehung hatte, als eine summarische Kenntniß der Musiknoten, eine Kunst, für die er, wie er sagte, eine entschiedene Anlage hatte, obgleich er ganz falsch hörte. Dieß Mißgeschick verhinderte jedoch nicht, daß eine große Dame von Valdivia sich in unsern Künstler verliebte. Doch mehr Seehund als Dilettant und gelangweilt von der Liebe der Dame und dem Leben auf dem Festlande, schiffte er sich bald wieder ein. Die zwölf Leute der Equipage endlich, die sowohl in Valparaiso als in Rio geworben worden, waren Dänen, Peruaner, Holländer, Brasilianer, Engländer ꝛc.

Die Sprachen aller der Nationen, die man am Bord sprach, waren nicht sehr geeignet, die vertraulichen Unterhaltungen am Abend zu verlängern; doch der Dienst litt keineswegs durch Mißverständnisse, die daraus hervorgehen konnten. Alle diese von Kriegsschiffen ihres Vaterlandes entlaufenen Abenteurer, die, nach ihrem Ausdruck, frei auf dem Schiffe leben wollten, waren treffliche Matrosen. Und wenn auch das Englisch gegebene Commando nicht immer verstanden wurde, so halfen Gewohnheit und Uebung aus. Ein Neger als Koch und sein Sohn, ein aufgeweckter kleiner Schiffsjunge endlich, machten diese heterogene Equipage vollständig.

Am 28 März 1832 umschifften wir das Cap Horn. Hier befand ich mich zum erstenmale den Wasserbergen gegenüber, die ich bisher nur in den Berichten der Reisenden gesehen hatte. Das Gemälde, das sich einige Tage lang meinen Augen darstellte, war so fürchterlich grandios, daß ich mich noch heute frage, wie es kam, daß das alte Gerippe des Condor nicht mitten in diesem Meer, das gegen seine Seiten anschlug, scheiterte.

Seit fünf Tagen hatten wir den Archipel von Chiloe erkannt. Wir segelten mit leichtem Winde gegen Nordwest, alle Segel und Beisegel entfaltet, als wir am Horizont, klein und schwarz wie eine dichte Wolke, die Insel Juan-Fernandez sahen. Das Wetter war köstlich und das Meer ruhig; wir setzten unsern Weg fort bis ungefähr drei Meilen von den unsichtbaren Riffen, welche die Küsten auf der Seite umgeben, von der wir uns näherten und wo die Nacht uns überfiel. Man entschloß sich bis zum Tagesandruch zu laviren, als der Condor durch einen unvorhergesehenen Windstoß den Wind von vorn erhielt, der von Westnordwest nach Ostsüdost herumsprang. Hier wurde unsre kleine Equipage auf eine harte Probe gestellt, denn der Orkan gab ihr bei seinem häufigen Wechsel so viel Faden aufzuwickeln, daß das Manöuvre, das sie ausführte, einer Kriegsbrigg Ehre gemacht hätte. Unglücklicherweise stand damals unser Schiff in jenem dreieckigen Raum, den die Inseln Juan-Fernandez, Goat und Massafuera bilden. Die Winde, welche in drei Stunden den ganzen Compaß umlaufen hatten, ließen uns nie Raum genug, um aus dieser schlechten Stellung herauszukommen. Erst nachdem wir alle Mittel versucht hatten, legten wir bei: aber bald wurde der Sturm so heftig, er erhob solche Wassermassen, daß wir fliehen mußten, sonst wäre der arme Condor durch diese Meute von Wogen in Stücke gerissen worden. Ach es hatte kein Grab das edle Schiff, das seiner so würdig war; der Ocean hatte nicht den Ruhm, es zu besiegen! die Wogen, die sich mit solcher Wuth auf sein Unterwerk gestürzt hatten warfen es, erzürnt über seine Hartnäckigkeit auf die Klippen von Juan-Fernandez. Tödtlich verwundet starb er wie ein Tapferer nicht auf einem Lorbeerbette, sondern auf einer Korallenbank.

(Schluß folgt.)

Erdbeben in England. Zu Bridgewater und in der Umgegend verspürte man am 22 Mai um 11 Uhr Morgens einen Erdstoß. Personen, die im Bette lagen, fühlten den Stoß am stärksten. Dieser dehnte sich auf ein Gebiet von etwa 16 (englischen) Meilen aus. In diesem Augenblick blies ein feischer Wind, und der Barometer erlitt keine Veränderung. (Dorset County Chronicle.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 76** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Thomas Moore. — Graf Xavier de Maistre.** (Fortsetzung.) — **Die Opfer der Gesellschaft.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 3 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 186.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Julius 1839.

Bruchstücke über Cuba.

(Aus den Papieren eines deutschen Reisenden.)

Der zum ersten Mal auf einer westindischen Insel landende Europäer fühlt sich durch den Anblick einer in den meisten Beziehungen fremdartigen Natur nicht wenig ergriffen. Fehlt auch der Landschaft die Großartigkeit der Umrisse und dem Pflanzenwuchse die Macht und Schönheit, welche um Rio Janeiro, Bahia und an vielen andern Küstenpunkten des südamerikanischen Festlandes den Ankömmling mit wortlosem Erstaunen erfüllen, hat eine alte, auf engen Raum beschränkte Cultur des Bodens manchen eigenthümlichen Zug der tropischen Gegenden bereits verwischt, so bleibt dennoch vieles Ungewöhnliche übrig, und jeder Schritt erinnert an die weite Entfernung der ärmern Gestade des nördlichen Europa's. Böte aber die Bekleidung des Landungsplatzes nichts Anziehendes dar, erschiene der Strand in nackter Armuth, so würde schon das Klima den Fremden anregen. So dunkelblau und glänzend, so wolkenlos und erheiternd dehnt das Himmelsgewölbe sich nur an Festtagen der Natur über europäische Landschaften aus; eine so milde, mit Wohlgerüchen vermischte Luft bringt ein übrigens schnell vergänglicher Frühling allein den schönsten der mittelländischen Inseln. Die Beständigkeit der Witterung, die Freundlichkeit des Tages, die Stille der lauen Nächte erheitern unmerklich auch den Verstimmten. Wer gewohnt ist an der reinsten aller Quellen, im Umgange mit der Natur, seine besten Freuden zu suchen, findet Gelegenheit zum reichsten Genuß. Die mindest einladenden der westindischen Küsten gleichen immer noch blühenden Gärten, verglichen mit den unübersehlichen Ebenen des sandigen und pflanzenlosen Strandes des nördlichen Deutschlands. Das tropische Meer vermöchte allein schon zum Frohsinn zu stimmen. Sein schönes Blau, seine pulsartige, sanfte Bewegung, das auf und in ihm herrschende Leben von tausend Geschöpfen erheitert und beschäftigt den Beobachter, den der Anblick eines öden, nördlichen Oceans, einer unter dem Schatten dichter Wolken schwarzgrau erscheinenden Wassermasse zum Ernst, vielleicht zum Mißmuth gestimmt haben würde. Welchen Genuß bereitet aber der erste Ausflug in das Innere! Ungeduldig eilt der Fremde, dem Gedränge der Hafenstadt zu entkommen, um in der Nähe die Herrlichkeiten zu schauen, die zu erwarten ihn Alles berechtigt. Wirklich bietet auch die Natur auf jedem Schritte ihm etwas Neues dar. Auf die Gärten der Stadt, wo Cultur unverkennbar größern Antheil an der Ueppigkeit der Pflanzen und der Fruchtbäume hat, als die Güte und Fruchtbarkeit des Bodens, folgen offenere Gefilde, sorgfältig benutzt zwar, aber schon im Gewande einer reinen Natur. Später führt der Weg durch Waldungen, die, bisher der Art der Colonisten entgangen, gewahren lassen, welche Kraft der tropischen Vegetation beiwohne. Sorgfältig gepflegte Pflanzungen wechseln mit unangebauten Hügelreihen, in deren Zwischenthalern Weidegründe unter dem Schatten breitästiger Bäume grünen und hohe Palmen emporstreben. Die Natur entspricht den Erwartungen, die sich der Reisende schuf, als er vom Deck seines Fahrzeuges zum ersten Male die Insel, einem schönen Gemälde vergleichbar, vor sich liegen sah; das Andenken des ersten in ihr verlebten Morgens bleibt ihm in voller Frische, während andere und viel spätere Eindrücke verloren gehen.

Es ist in der That ein merkwürdiger Beweis von der Herrschaft, die der weiße Mensch sich über die Erdoberfläche zu verschaffen gewußt hat, daß die wichtigsten der Pflanzen aus andern Welttheilen abstammen, welche gegenwärtig auf den Antillen, alles Andere verdrängend, cultivirt werden, und die Gegenstände eines Handels von dem erstaunlichsten Umfange abgeben. Welche Reisen haben schwache Sprößlinge oder Samenkörner machen müssen, und wie hat der feste Wille, die Ausdauer und das sinnreiche Verfahren der Menschen zuletzt die Floren entgegengesetzter Welttheile vereinigt, und Pflanzen gezwungen, da einheimisch zu werden, wo mancher äußere Umstand ihrem Gedeihen entgegenstand. Das Zuckerrohr gibt einen der merkwürdigsten Belege. Schon vor zweitausend Jahren war in China das Verfahren, aus seinem Safte Krystalle herzustellen, bekannt, denn zu Theophrasts Zeiten kömmt grober Zucker zum ersten Male nach Griechenland, wo er unter dem Namen von „indischem Salze" großes Aufsehen erregte. Plinius beschreibt deutlich den Candiszucker. Zur Zeit der portugiesischen Herrschaft in Indien von den Eingebornen mit Ge-

Digitized by Google

heimthuerei zuerst an die Europäer verkauft, wird er von diesen für eine Art von Honig gehalten, später von Frömmlern für die eigentliche Manna des Himmels erklärt, dann von den ungeübten Scheidekünstlern jener Zeit zwar als Pflanzenstoff erkannt, allein für Product einer Ausschwitzung wie das arabische Gummi angesehen, endlich gar als Fabricat indischer Hexen gerühmt, obwohl Marco Polo die Mysterien der Bereitung schon genau beschrieb. Welche Reise aus dem inneren Indien nach Arabien, Aegypten, Sicilien, Madeira, Hispaniola, Brasilien, dem ganzen Westindien, zuletzt nach Louisiana und Peru, und in wie kurzer Zeit! Man hat mit vielem Recht behauptet, daß es ein Werk vom größten Interesse seyn würde, welches die Wirkungen der Entdeckung und Verbreitung nützlicher Pflanzen auf die Schicksale ganzer Völker auseinandersetzte. Es ist sehr zu bezweifeln, ob ohne Zuckerrohr jemals Negersklaverei in Amerika gewöhnlich worden wäre, ob die Eroberer ohne die Einführung der jetzt herrschenden Culturzweige die metallarmen Antillen nicht zeitig wieder verlassen haben würden. Eine überraschende Menge von Resultaten der wichtigsten Art müßte sich ergeben, wenn man untersuchte, welche Veränderungen der Gewohnheiten, Interessen und Politik europäischer Völker sich aus dem Erfolge der kleinen Expedition des Pierre d'Etienne entwickelten, die mit Zuckerrohrpflanzen beladen die Spur des Columbus verfolgte. Jene gewaltsamen und geräuschvollen Umstürzungen, die Werke großer Eroberer, welche von der Geschichte als bedeutungsreiche Momente hervorgehoben werden, verschwinden hinsichtlich ihrer Nachwirkungen auf die Geschlechter später Jahrhunderte und entfernter Länder in Nichts, wenn wir sie mit dem Eindruck vergleichen, den Marco Polo's Entdeckung des Zuckerrohrs und der Seide, Raleighs Auffindung des Tabaks und der Kartoffel auf Civilisation, Größe und Glück ganzer Welttheile gehabt haben. Die Macht und der Reichthum Spaniens, die nur verloren gingen, weil das Volk nicht verstand sich beider würdig zu beweisen, waren die unmittelbare Folge von Columbus' großer Entdeckung; die Abgabe allein von dem Zucker von Hispaniola baute die zwei Paläste von Madrid und Toledo. Keineswegs fällt aber die Verbreitung aller Pflanzen, welche die werthvollen Gegenstände des Antillenhandels liefern, in das durch kühne Unternehmungen und eine große Thätigkeit sich auszeichnende 16te Jahrhundert, und namentlich besitzt Cuba am Kaffee nur erst seit Anfang dieses Jahrhunderts einen Culturzweig, der zwar lange auf andern Inseln einheimisch, von den Spaniern nicht beachtet wurde, jetzt hingegen von äußerster Wichtigkeit ist. Der Spanier geht ungern von dem Gewohnten ab, sey es aus Trägheit oder aus jenem sprüchwörtlichen Stolze, der selbst im Verlassen des Alten ein stillschweigendes Eingeständniß früheren Irrthums oder Unvollkommenheit sieht. Cuba ist fast 200 Jahre nichts Anderes gewesen, als ein vernachlässigtes Land, dessen Bewohner zwar der Regierung gegenüber auf auszeichnende Behandlung Anspruch machten, aber sich begnügten Viehzucht zu treiben, und von dem Absatze nach den Hafen zu leben, die für die Schifffahrt nach Mexico die Zwischenstationen abgaben. Erst um 1740 begann man Zuckerbereitung im Großen zu treiben, aber noch zur Zeit der Eroberung der Havana durch die Engländer (1763) war die Ausfuhr sehr unbedeutend, und wuchs erst von jener Zeit an, obgleich ziemlich langsam. Vor der Revolution von St. Domingo bestanden fast gar keine Kaffeepflanzungen (Cafetales) auf Cuba, oder sie wurden nur nebenbei betrieben. Die mit dem Leben entkommenen Franzosen fanden die erste Zuflucht auf dieser Insel, und viele, die sich anfangs nach den Vereinigten Staaten gewendet hatten, kamen später ebenfalls nach Cuba, als die spanische Regierung sie zur förmlichen Niederlassung berechtigte und ihnen Unterstützung zukommen ließ. In jener Zeit entstanden in dem Partido von San Luis, im Südosten von Havana, unfern der Südküste der Insel, die ersten größeren Cafetales nach dem Muster von St. Domingo, und noch jetzt enthält jener District die größten und einträglichsten Pflanzungen. Anfangs erfreute sich dieser neue Culturzweig keines großen Beifalls; er wurde von reichen Capitalisten gering geschätzt, weil zu seiner Betreibung verhältnißmäßig zum Zuckerbaue wenige Mittel erforderlich sind, und weil die große Zahl vorhandener Sklaven nur auf Zuckerpflanzungen zu beschäftigen war, die weit mehr Hände erfordern. Mit der Zeit ist aber gerade die entgegengesetzte Neigung herrschend, und eine große Menge von Rohrpflanzungen (Ingenios) aufgegeben worden; und indem auch Unbemittelte Gelegenheit fanden, sich anzusiedeln, vermehrte die Zahl der Niederlassungen sich so, daß man gegenwärtig da meilenweit zwischen reinlichen Cafetalen hinreitet, wo vor 20 Jahren der Wald sich undurchdringlich erstreckte.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines Banianen.

(Schluß.)

Selbst der, der nie auf einem Schiffe war, kann sich leicht eine Vorstellung von den Scenen machen, die von 1 Uhr des Morgens bis zu dem Augenblick am Bord vorgingen, wo der Tag unsere entsetzten Gesichter beleuchtete. Man denke sich Anfangs zwölf Menschen gewaltsam auf das Verdeck hingeworfen, so wie das Schiff dem Winde erlag; acht erhoben sich und hielten sich am Bolzen fest, während die andern vier sich den Kopf an den Bolzhölzern des Steuerruders zerstießen, auf dessen Seite der Condor den letzten Seufzer ausstoßen wollte. Man denke sich einen Capitän in Verzweiflung auf dem Verdeck hernmrennend, schreiend wie unsinnig, den aber Niemand verstand, denn der Sturm schrie stärker als er. Man denke sich den javanischen Sprachkünstler von einer Welle fortgerissen, im Augenblick, wo er das Hißtau des Vorstegsegels führte, das einzige, das wir noch aufhatten; den Untersteuermann, der Gott und dem Teufel am Helmstock des Steuerruders fluchte, die ihn gegen eine Wand dreit drückte, wo er unter fürchterlichen Schmerzen starb, und man wird eine ziemlich richtige Idee von dem haben, was ich am 1 Mai 1832 gesehen und nicht wieder sehen möchte, und wenn man mir auch den schönsten Waarenballen in der Welt gabe.

Digitized by Google

Der Orkan dauerte fort. Sobald der Tag zu grauen begann und wir die Unmöglichkeit sahen, das Schiff wieder aufzurichten, vereinigten wir uns, die Schaluppe ins Meer zu lassen, und unser Heil zu versuchen. Kaum war das Fahrzeug losgebunden, so machte ich mich davon, während man die Taljen in Bereitschaft setzte, und ging in die Cajüte hinunter, um meinen Sack mit den Piastern zu holen, den ich mit mir zu retten hoffte. Auf der Schanze angekommen, wo das Wasser schon aus dem Schiffsraum eindrang, wollte ich in meine Cajüte gehen, als ich mich von einer eisernen Hand ergriffen fühlte, deren Eigenthümer, mein Handelsfreund, der Supercargo, denn er war es, mir mit einem fürchterlichen Hohngelächter sagte: „Ha, verfluchter Savoyard! du wirst weder dich, noch dein Geld davon bringen!" Ich wandte mich um, und obgleich das Licht, das durch die Sparrenlucke hereinfiel, noch sehr dunkel war, sah ich doch die Klinge eines Dolches blitzen, die sich in irgend einem Theile meines Körpers würde einquartiert haben, hätte nicht in diesem Augenblick der Leichnam unseres armen Schiffes eine doppelte Schwenkung gemacht, welche den Mailänder an das andere Ende der Schanze warf. Erbittert wollte ich den Verräther in die Unmöglichkeit versetzen, den Versuch zu wiederholen, und warf mich auf ihn, ehe er sich erheben konnte. Schon hatte ich ihn gefaßt, als eine zweite Woge, fürchterlicher als die erste, auf das Verdeck fiel, und das Wasser in Strömen in die Cajüte stürzte. Ich glaubte, mein letzter Augenblick sey gekommen! Ich ließ meinen Gegner los, um hinauf zu steigen, doch er wollte mich lebend nicht lassen. Da begann ein Kampf, vier Fuß im Wasser, in dem der Savoyarde, wenn auch der Kleinere, Sieger blieb. Halb ertrunken, halb erwürgt, starb mein dritter Assecle.

Kaum waren fünf Minuten vergangen, seit ich herabgestiegen war, voll Unruhe eilte ich wieder hinauf, und fand keine lebende Seele mehr, und doch konnten sie in zehn Minuten die Schaluppe nicht hinabgelassen und sich entfernt haben. So mußten sie weggespült worden seyn. Nichts war auf dem Verdeck geblieben — Küche, Schaluppe, Menschen — Alles ververschwunden, nur einen Hühnerkorb sah ich in geringer Entfernung vom Schiffe, der von der Strömung ans Land getrieben wurde.

Ein fürchterliches Krachen weckte mich aus meinen Gedanken: der Condor spaltete sich an mehreren Stellen, ich wußte nicht, welchen Entschluß ich fassen sollte. In den Wedeleinen eines Wandtaues festgeklammert, sah ich mit Verlangen nach dem Lande, das mir nicht über eine Meile entfernt schien, als eine dieser Wogen auf das Schiff stürzte, und mich 10 Klafter weit ins Meer warf. Auf die Oberfläche zurückgekommen, versuchte ich mich an einigen Trümmern zu halten, doch da die Fluth mir entgegen war, so beschloß ich, mich von dem Meere forttreiben zu lassen; ich brauchte nur ganz steif zu bleiben, und dem Treiben der Wellen zu folgen.

Nachdem ich an mehr als einer Klippe angestoßen war, kam ich mehr todt als lebendig an dieselbe Küste, wo zweihundert Jahre zuvor der englische Matrose Silkalns auf dieselbe Weise gelandet war. Doch Juan-Fernandez, die Insel des Robinson Crusoe, ist jetzt nicht mehr verlassen. Als Chili das Joch des Mutterlandes brach und eine Republik bildete, machte es Juan-Fernandez zum Verbannungsort, wohin jährlich der Ueberschuß von Verbrechern und öffentlichen Dirnen transportirt wird. Mit Einem Wort, es ist das Botany-Bay von Chili.

Für mich aber war dieser Aufenthaltsort des Auswurfs der Menschheit der gastfreundlichste Ort, den ich je auf meinen Wanderungen getroffen. Die Gesellschaft, die oft um eine Kleinigkeit wie Milchsuppe überläuft, hatte hier die Schaar der ehrlichen Leute hergebracht. Doch Scherz bei Seite, ich werde nie vergessen, wie freundlich ich von Wesen, fast so arm als ich, empfangen wurde. Und an dem Tage, als ich mich auf der peruanischen Brigg l'Independenzia einschiffte, und die braven Leute mir Lebewohl sagten, trat eine Thräne in mein sonst ziemlich unbewegtes Auge, und von dem Augenblick an, wo ich sie verließ, bis ich Lima erreichte, hörte ich nicht auf, sie zu segnen.

In Lima fand ich kein anderes Mittel, mich zu erhalten, als an Bord eines amerikanischen Wallfischfahrers als Novize zu gehen, oder mich in die Reihen der peruanischen Miliz zu stellen. Ich wählte das erstere. Der Capitän des William Penn vertauschte mich in Rio gegen einen amerikanischen Matrosen, dessen Schiff an der afrikanischen Küste Schiffbruch gelitten, und den der Capitän des französischen Wallfischfahrers „l'Etoile polaire" aufgenommen hatte. Mein neuer Capitän machte einen dummen Streich, denn die Folge bewies, daß er einen Einäugigen für einen Blinden hingegeben hatte.

Beim heiligen Saligo, dem Schutzpatrone der Fischer, schwöre ich, daß meine Leiden noch nicht zu Ende waren, denn nach einer zehnmonatlichen Wallfischjagd in den Südmeeren, nach vierjährigen Fahrten, wo ich 15,000 Lieues zurücklegte, kam ich fünfzehn Mal ärmer nach Frankreich zurück, als ich ausgegangen.

In Paris suchte ich meinen ersten Herrn auf, der in dieser Zeit der Politik, wie früher der Poesie, überdrüssig geworden, jetzt über Seewesen und Reisen schrieb, und an der Abschaffung der Sklaverei in den Colonien arbeitete. Er gab mir Wohnung und eine Feder in die Hand, um meine Abenteuer zu beschreiben, und da man als Drucker oft mehr verdient, denn als Schriftsteller, brachte er mich in die Buchdruckerei seines Journals. Hier habe ich schon 1500 Franken gewonnen, die in der Sparcasse niedergelegt sind. Es lebe Europa! es lebe Paris! Ich träume wohl noch von meinem Bergbüttchen, doch um Glück zu machen, sprecht mir nicht mehr davon, zu den Antipoden zu gehen.

Die Besitzungen der Portugiesen an der Ostküste Afrika's.

(Fortsetzung.)

Ueber den Handel und die Banianen in Mozambique.

Die natürlichsten und die directesten Handelsverbindungen der portugiesischen Besitzungen in Ostafrika sind die mit den asiatischen Be-

Digitized by Google

sitzungen. Alle die Etablissements jenseits des Cap der guten Hoffnung machen ein Ganzes für sich aus, so wie die diesseitigen an der Westküste wieder ein besonderes Ganze bilden, was nach ganz andern Principien behandelt wird. Der directe Handel Asiens mit Mozambique fand stets Aufmunterung und Unterstützung von Seite des Gouvernements, da hingegen dem asiatischen Handelsverkehr mit der Westküste stets Hindernisse, wo nicht gar Verbote in den Weg gelegt wurden. Der Handel und Verkehr Portugals mit Mozambique war von jeher geringfügig, dagegen der Handel von Mozambique nach Asien äußerst lebendig. Der König Don Jozé verordnete durch ein Alvara vom 15 Junius 1755, daß der Handel nach Mozambique und allen ostafrikanischen Häfen für alle Bewohner Goa's ganz unbeschränkt sey, nur mit Erlegung der gewöhnlichen Zollabgaben; allein dieses Gesetz wurde verdreht, und man beschränkte diese Freiheit nur auf den Hafen von Mozambique, die andern schloß man aus, wodurch dem Handel ein großes Hinderniß in den Weg gelegt war, und zwar bloß durch die Selbstsucht der Gouverneure, welche vom Mutterland aus von jeher nie gezügelt werden konnten. Ueberdem wurde der Handel der Portugiesen auch noch durch die Concurrenz der Banianen, so wie der Franzosen von den Mauritius-Inseln geschwächt, indem er diesen von manchen Gouverneuren als vortheilhaft für sich oder das Land in die Hände gespielt wurde. — Während der Regierung der Königin D. Maria I wurden deßhalb neue Verhaltungsbefehle nach Mozambique gesandt, um den Handel zu beleben, indem man die Zölle herabsetzte und die Freiheit, nach allen Häfen zu handeln, ohne Dependenz von der Hauptstadt, bestätigte; allein die Ausführung dieses Planes fand abermals Opposition in der Hauptstadt jener Besitzung, weil sie dadurch gelitten haben würde, und der damalige Gouverneur leistete keine Folge, im Gegentheil, er sandte einen andern Plan ein, um die königliche Genehmigung zu erhalten. Allein der damalige Marineminister, Martinho de Mello e Castro, dem die Fortschritte jener Besitzungen besonders am Herzen lagen, starb bald darauf, und es kamen alle Plane in Vergessenheit, so daß nun eigentlich der Handelsverkehr in Ostafrika sich selbst oder der Willkür der Gouverneure, und was diese darüber verfügen, überlassen ist. Der Handel Portugals mit Mozambique ist gegenwärtig und schon seit vielen Jahren fast auf eine gänzliche Nullität reducirt. Der von Mozambique nach dem portugiesischen Asien findet zwar noch statt, allein äußerst geschwächt. Jährlich kommen nur noch regelmäßige kleinere Schiffe aus Goa und Damao, welche Waaren aus Malabar bringen, und nehmen alsdann zur Rückfracht Elfenbein und andere geringere Landesproducte. Einiger Handel wird auch noch durch die Schiffe, die von Portugal nach Indien fahren und in Mozambique anhalten, betrieben. Der stärkste Handel wurde aber stets mit Sklaven von da aus nach andern portugiesischen Besitzungen, so wie nach Batavia u. s. w. betrieben, der jetzt zwar gesetzlich aufgehört, jedoch noch insgeheim fortbetrieben wird; ja nach den Berichten des letztverstorbenen Gouverneurs in Mozambique, Marquis de Aracaty (Oeynhausen), würde Portugal Gefahr laufen, seine ostafrikanischen Besitzungen aufs Spiel zu setzen, wollte man mit Strenge gegen die Sklavenausfuhr verfahren. Man drückt also ein Auge zu, und der Sklavenhandel nach Brasilien, so wie nach einigen andern Ländern, vorzüglich nach der Insel Bourbon und Madagascar, hat seinen heimlichen Fortgang, der nur zuweilen durch englische Kreuzer gestört wird, welche manches Sklavenschiff wegnehmen. Man hat jedoch berechnet, daß wenn von sechs Schiffen auch nur ein einziges mit seiner Ladung ankommt, der Gewinn davon so beträchtlich ist, daß die Unternehmer gern dieses gewagte Spiel fortbetreiben. Nach Brasilien werden außer Sklaven besonders Schildpatt ausgeführt. Elfenbein von Mozambique ist theurer als das von der Westküste, weßhalb dasselbe weniger nach Europa geführt wird.

Die Banianen sind fast die einzigen handeltreibenden Menschen in Mozambique, und man hat schon viel hin und her berathschlagt, ob man sie dulden solle oder nicht, und da noch immer nichts Festes darüber bestimmt ist, so werden sie bald geschützt, bald verfolgt von den Gouverneuren. Sie sind eine indische Kaste, die eben das in Asien und dem östlichen Afrika sind, was die Juden in Europa. Sie sind ein handeltreibendes und schacherndes Volk, unternehmend, thätig und industriös für ihren Vortheil. Seit langen Zeiten in Cumbaya und Guzerate etablirt, erhielten sie auch die Erlaubniß sich nach Damao und Diu überzusiedeln. Im letzten Orte hatten sie ihr Hauptetablissement. Im Jahre 1686 wirkten sie sich das Privilegium einer Handelscompagnie nach Mozambique aus, welches von dem Grafen Alvor, damaligem Gouverneur des portugiesischen Indiens, bestätigt wurde und auf drei Jahre unter Feststellung von neunzehn Artikeln gelten sollte, deren ausführliche Anführung von keinem weiteren Interesse ist. Unter andern vortheilhaften Bedingungen wurde den Banianen in ihren Privilegien auch zugestanden, daß sie sich auf Palankins, gleich den Portugiesen, konnten tragen lassen, so wie auch, daß sie sich wie diese der Sonnenschirme bedienen durften. Anfänglich erschien kaum ein halbes Dutzend dieser Banianen in Mozambique, und zwar im Jahre 1687. Nach und nach kamen mehrere und erhielten den größten Einfluß auf den Handel der Insel, denn derselbe war nur auf Mozambique mit Diu beschränkt. Obgleich der Vertrag nur auf drei Jahre abgeschlossen, so verlängerte er sich stillschweigend bis 1755, wo endlich der Handel allen Bewohnern des portugiesischen Asiens freigegeben wurde. Bis dahin hatten die Banianen sich mit ihrem Handel nur auf die Stadt und Insel Mozambique beschränken müssen, allein einige Jahre später erhielten sie auch die Erlaubniß den Handel auf dem Continent zu treiben, und da dehnten sie ihn auch sogleich direct nach dem Rio de Senna hin aus, so wie nach den Inseln des Cap's Delgado bis zu den wilden Volksstämmen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ungewöhnliche Geburt. Im Dorfe Sagradowka, im cherson'schen Kreise, auf den Gütern der Fürstin Kotschubei, lebte Marina, die Frau des Bauern Awwakum Lisowoi; sie war 25 Jahre alt und ungefähr im fünften Monate schwanger. In der Nacht vom 15 auf den 14 Februar d. J. ging sie aus ihrer Hütte, fiel nieder und gebar am Morgen vier Mädchen und Einen Knaben. Die Kinder starben bald nach der Geburt. Sie waren 14 Zoll (7 Werschok) groß und alle Körperformen vollkommen ausgebildet. (Russ. Journ. des Minist. des Innern. Febr. 1839.)

Merkwürdige Leyer. Man hat bei den Nachgrabungen in der Umgebung von Constantine eine Leyer von bisher unbekannter, und, wie man sagt, sehr zierlicher Form gefunden. (Echo du Monde Savant vom 8 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 187.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Julius 1839.

Der Nord- und Südwestwind in Buenos-Ayres.

(Aus Sir Woodbine Parish's: Buenos-Ayres and the Provinces of the Rio de la Plata.)

Was im südlichen Italien der Scirocco, das ist in Buenos-Ayres der Nordwind, und namentlich sind es die Frauen, welche davon am meisten leiden, besonders weil er oft ein heftiges Kopfweh verursacht. Man kann manchmal viele Frauen in der Straße sehen, welche große gespaltene Bohnen an die Schläfe befestigt haben, und dieß ist ein sicheres Zeichen, woher der Wind weht. Die Bohne, welche roh aufgelegt wird, wirkt wie ein leichtes Zugpflaster, und wirkt der Abspannung entgegen, welche der Zustand der Atmosphäre verursacht. Indeß ist nicht allein der menschliche Körper angegriffen, die Unannehmlichkeit steigert sich durch die Wirkungen, welche der Wind auf Haushaltungsgegenstände ausübt: das Fleisch wird stinkend, die Milch gerinnt, und selbst das Brod wird oft schlecht. Jedermann klagt, und man erhält auf alle Klagen nur Eine Antwort: Señor, es el viento norte.

Wenn jedoch das Uebel den höchsten Grad erreicht hat, so ist auch die Hülfe nicht fern. Bald gibt das Quecksilber sichere Anzeichen eines nahenden Südwestwindes. Der Pampero, ein rauschender Wind, bricht plötzlich durch die Stille der stockenden Atmosphäre, und in wenigen Secunden ist der Incubus weggefegt: der Sturm bildet sich auf den Schneehöhen der Anden, strömt mit ungebrochener Kraft über die zwischenliegenden Pampas hin, und wird oft zum Orkan, ehe er Buenos-Ayres erreicht. Dann ergibt sich ein ganz anderer Zustand der Dinge, und wegen des plötzlichen Eintritts der Veränderung ereignen sich oft höchst komische, freilich manchmal auch sehr ernste Scenen, namentlich auf dem Strom, wohin, besonders am Abend, ein großer Theil der Bevölkerung eilt, um sich während des heißen Wetters abzukühlen. Hier kann man Hunderte und aber Hunderte von Männern, Weibern und Kindern bis an den Hals im Wasser sitzen sehen, wie so viele Frösche im Sumpfe. Kommt nun, wie es oft geschieht, der Pampero ganz unerwartet über eine solche Versammlung, so kann man das Gekrabbel und die Verwirrung leichter denken, als erzählen; glücklich, wer sich seine Kleider von einem Diener hat bewachen lassen, denn sonst ist, lange ehe er aus dem Wasser kommen kann, jedes Stück davon im Winde verweht. Nicht selten ist der Pampero von Staubwolken aus den ausgedörrten Pampas begleitet, die so dicht sind, daß sie völlige Dunkelheit erzeugen, wobei schon Badende im Fluß ertrunken sind, ehe sie ihren Weg ans Ufer finden konnten.

Während einer solchen Finsterniß ging einmal ein Gang von 20 Verbrechern, die am Ufer in Eisen arbeiteten, durch, und auch nicht ein einziger war wieder zu finden. Es ist schwer, einen Begriff von einem solchen Staubsturm zu geben: der Tag wird in Nacht verwandelt, und nichts gleicht der temporären Dunkelheit, die oft mitten im Tage eine Viertelstunde dauert; sehr häufig wird sie durch einen schweren Regen niedergeschlagen, der sich im Herabfallen mit den Staubwolken vermischt, und im vollen Sinne des Worts einen Kothregen bildet. Manchmal sind die Folgen ernster, und der Pampero ist von Donner und Blitz begleitet, wie man sie kaum irgendwo in der Welt findet. Azara berichtet, daß bei einem solchen Sturme 19 Personen vom Blitze erschlagen wurden.

Die Atmosphäre indeß ist aufgeklärt, man athmet aufs neue, und die ganze Natur scheint sich neu zu beleben unter der ermunternden Frische des Windes: das Volk, gutmüthig und sorglos, lacht über die minder ernsten Folgen, und vergißt bald die schlimmsten, glücklich in dem Glauben, daß es wenigstens von den epidemischen Krankheiten anderer Länder frei ist. Indeß müssen doch solche Veränderungen in dem gewöhnlichen Gange der Natur seltsame Folgen nach sich ziehen, und obwohl die vorübergehenden Wirkungen einer überladenen Atmosphäre schnell durch einen Pampero zerstreut sind, so scheint doch in diesem eigenthümlichen Klima der menschliche Körper für Affectionen empfindlich, die man anderswo nicht im mindesten beachten würde. Abgesehen von denen, die der Nordwind unmittelbar erzeugt, brechen auch alte Wunden auf, neue heilen schwer, eine anscheinend unbedeutende Verrenkung kann eine Schwäche des Theils nach sich ziehen, von der man sich in Jahren kaum erholt, und die Maulsperre aus den unbedeutend-

Digitized by Google

sten Zufällen ist so gewöhnlich, daß ein großer Theil der durch Verletzungen herbeigeführten Todesfälle in den öffentlichen Spitälern hierin ihren Grund hat.

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

Das Verfahren der Kaffeepflanzer wird am besten dadurch verdeutlicht, daß man die Anlegung einer Pflanzung mitten im Walde beschreibt, und den Gang der Geschäfte innerhalb der ersten Jahre verfolgt. Wer eine Niederlassung dieser Art beabsichtigt, bedarf gerade keines sehr großen Capitals, zumal wenn er gesonnen seyn sollte, die Hand selbst an das Werk zu legen, die Aufsicht persönlich zu führen, wozu jedoch Erfahrungen gehören, die nicht in Einem Jahre zu erlangen sind. Ehemalige Majorale, die ihre Ersparnisse vortheilhaft als Pflanzer anzulegen suchen, haben in dieser Beziehung nothwendig den Vortheil vor dem Fremden, der sein Unternehmen der Sorge Anderer anvertrauen und Gehalte zahlen muß. Ein als nüchtern und arbeitsam bekannter Mann findet übrigens leicht einen Theilnehmer oder Credit bei einem Handelshause bis zur Hälfte der Summe, die zur Begründung eines Cafetals erforderlich ist. Das System des Creditirens ist zwar nothwendiges Ergebniß der Zustände in allen im Wachsen annoch begriffenen Colonien, allein in Cuba ist es im höchsten Grade entwickelt, indem es von verhältnißmäßig wenigen Gefahren für die eine Partei, von sehr vielem Nutzen für die andere ist. Indessen kann es unvorsichtigen Anfängern, oder solchen, die sich durch das Beispiel zu dem allgemein herrschenden Luxus hinreißen lassen, sehr verderblich werden. Nichts ist leichter, als sich in dasselbe tief zu verwickeln, zumal wenn die baaren Mittel erschöpft sind, ehe die Pflanzung Ertrag zu geben angefangen hat. Gewöhnlich übernimmt ein Handelshaus der nächsten Hafenstadt die Lieferung der Bedürfnisse und die Zahlung von Anweisungen gegen Verpfändung der Neger der Pflanzung, und unter der Bedingung, den Vertrieb der später zu erwartenden Ernten zu erhalten. Die meisten, selbst die älteren und wohlhabenden Pflanzer, stehen in solchen Verbindungen, nicht sowohl aus gelegentlicher Geldnoth, als aus Bequemlichkeit, indem ein zuverlässiger Agent an der Küste manche Reise und Mühe ersparen kann. Der ärmere Anfänger zahlt die Interessen von dem vorgeschossenen Capitale nicht zu den gewöhnlichen Zeiten, sondern erst nach Eintreten der Tragbarkeit seiner Kaffeesträuche; da in diesem Falle Zins von Zins gerechnet wird, so kann das ganze Verhältniß leicht alle Nachtheile der Abhängigkeit von einem Wucherer über den Vorgenden bringen, wenn er sich anfangs nicht wohl vorgesehen, und die Catalanen und creolischen Kleinverkäufer vermieden hat. Die erste Sorge ist das Ankaufen eines hinreichend großen Landstücks, indem zu berücksichtigen ist, daß eine gut betriebene Pflanzung innerhalb einiger Jahre so viel reinen Ertrag geben wird, daß Vergrößerung vorgenommen werden kann. Daher herrscht kein Verhältniß zwischen dem angebauten und vom Walde bedeckten Lande einer neuen Niederlassung, vielmehr verschwindet in dem letztern das kleine, urbar gemachte Viereck, dessen Gränzen indessen sich schnell erweitern werden.

Der größere Theil des Bodens gehört in entlegenen Gegenden dem Könige, näher zu den Städten aber patrizischen Familien, deren Ahnen das Land bald als Belohnung für geleistete Dienste, bald als Entschädigung für baare Vorschüsse oder sonstige Schuldforderungen erhielten. Solche Vermögen sind bisweilen sehr groß, indessen ändert die örtliche Lage der Ländereien den Werth derselben. Die Familie Pedroso besitzt an 2,400,000 Pesos in Grundstücken; der Conde Loretto ist Eigner der besten Ländereien um Havana, und der Conde Oreilly war ehedem fast alleiniger Herr in dem fruchtbaren Quartier von Laguna de Paios, östlich von Matanzas. Je nachdem der Boden von einem Privatmann oder der Krone gekauft werden muß, ändern sich die Bedingungen, aber auch die Vortheile. In dem Innern ist zwar das Land, wie wir sogleich sehen werden, zu verhältnißmäßig sehr billigen Preisen von der Regierung zu erlangen, allein mit der Ansiedelung in solchen halbwilden Gegenden sind manche sehr große Nachtheile verbunden. Die Einrichtung der Pflanzung kostet um so mehr, je entlegener die Städte sind, und je weiter her man die Handwerker kommen lassen muß; aber der größte Uebelstand ist bei dem Mangel schiffbarer Flüsse oder erträglicher Landstraßen die Entfernung lebhafter Seehäfen, wo man die Producte verkaufen könnte. Die Regierung befaßt sich nämlich durchaus nicht mit Herstellung öffentlicher Wege, sondern überläßt es den Ansiedlern sich zu helfen, wie sie eben können; höchstens sorgen die Districtsbehörden für Beobachtung gewisser alter Gesetze, welche jeden Pflanzer zwingen, einer von ihm verlegten Landstraße eine festgesetzte Breite zu geben. Seit dem Jahre 1819 hat die Regierung zu Madrid die Colonisirung des Innern zu beleben versucht, und zu diesem Zwecke nicht nur Häfen geöffnet, Fremden unter leicht erfüllbaren Bedingungen die Niederlassung gestattet, sondern auch den Boden billig zu verkaufen begonnen. Auf den Ländereien lastet gesetzlich überall dieselbe Grundsteuer, sie mögen nun im Naturzustande daliegen oder auf das beste angebaut seyn, denn man zahlt für die Caballeria (eine C. = 186,524 □ Varas, oder 130,118 □ Metres) jährlich den Tributo von 50 Pesos. Der Käufer übernimmt die Erlegung dieser Summe, er mag nun von Privatleuten oder der Krone sein Land erhandelt haben. Im erstern Falle wird er aber den Werth des Bodens je nach Umständen zu bezahlen haben; in den Kaffee bauenden Districten, wo gutes Land selten zu werden beginnt, mit 1500 bis 3000 Pesos, um die Havana mit 4000 Pesos für die Caballeria. Die Zahlung geschieht terminweise, doch müssen die Neger und Viehheerden als Unterpfand eingesetzt werden. Das Gesetz erlaubt es, beide mit Beschlag zu belegen, wenn Zahlungsunfähigkeit des Käufers befürchtet wird, allein es gestattet die Wegnahme derselben nur in sehr dringenden Fällen. Gerichtshändel sucht man, so lange es geht, zu vermeiden, denn sie sind in allen spanischen Colonien unglaublich kostspielig. Die Zuckerpflanzer genießen alter Privilegien, des Inhalts, daß ihnen weder wegen öffentlicher noch

Digitized by Google

wegen Privatschulden irgend etwas zum Geschäftsbetriebe Gehöriges weggenommen werden darf. Man kann sich gegen sie nur dadurch entschädigen, daß man ihre Producte unter Embargo legt, zu welchem Zwecke die Behörde Commissäre ernennt. Die Ländereien der Krone werden als Lehngüter an Privatleute übertragen, gemeinlich ohne eigentlichen Verkauf, jedoch findet die Einrichtung statt, daß der Colonist eine Summe von 100 bis 300 Pesos für die Caballeria bei der Uebernahme unter dem Namen des Regalito zahle. Es ist leicht, Nachsicht wegen der Zahlung auf ein Jahr zu erhalten. Der Tributo kann abgekauft werden; gemeinlich reicht eine runde Summe von 500 bis 1000 Pesos für die Caballeria hin, um ein Grundstück auf ewige Zeit abgabefrei zu machen. Wir wissen nicht, ob dieses Verfahren nur vorübergehende Geltung zur Zeit der größten Finanznoth gehabt, oder überall Anwendung finde. Grundstücke sind übrigens in den spanischen Colonien nie sehr besteuert gewesen, denn man hat es angemessener gefunden, die Zölle des Seehandels zu den wichtigsten Hülfsquellen des Staats zu machen. Vom Kaffee z. B. hat man viele Jahre lang 4 Pr. des Werthes Ausfuhrzoll, wenn unter spanischer, 6 Prc. wenn unter fremder Flagge, bezahlt. Jedoch haben die Zustände Spaniens seit 1808 eine so erstaunliche Menge von Abänderungen in diesen Beziehungen und so viele Schwankungen eingeführt, daß sich über dieses Abgabensystem nichts Allgemeines sagen läßt.

Ohne Genehmigung der Regierung kann kein Privatbesitzer seine noch unangebauten Ländereien an einen Colonisten verkaufen. Um dem Unterschleife vorzubeugen, soll jedes abzutretende Landstück von den angestellten Feldmessern aufgenommen werden, indessen nimmt man es damit nicht genau, indem das System der Bestechung bei allen Beamteten anwendbar ist. Mancher Landeigner besitzt viel mehr Land, als er nach Maaßgabe der von ihm gezahlten Abgaben haben sollte. Die Bestätigung des Verkaufs durch die Regierung wird außerdem hinsichtlich ausländischer Ansiedler noch deßhalb verlangt, weil ein Nichtkatholik nicht Besitzer von Ländereien seyn soll, und nur dann erst zur Besitzergreifung ermächtigt wird, wenn ein achtbarer Eingeborner sich für seine Rechtgläubigkeit verbürgt hat.

Die richtige Auswahl angemessenen Bodens ist nicht leicht, indem die alten Kaffeepflanzer selbst nicht ganz einig über diesen Punkt sind. Im Allgemeinen scheint es, als ob die sogenannte Mulatto-Erde am geeignetsten zu jener Cultur sey. Sie besteht aus einem Gemenge von grauem Lehm und der rothen, mit Eisenoxyd verbundenen Erde, welche einen großen Theil der Insel bedeckt. Die letztere ist zwar sehr fruchtbar, allein sie erfordert günstige Witterung, indem sie bei irgend anhaltender Trockenheit zur Steinhärte eintrocknet oder zu Pulver zerfällt. Schwarzes und feuchtes Land entspricht dem Zuckerrohr, keineswegs aber dem Kaffee, der auf demselben zwar äußerst rasch emportreibt, zwei bis drei gute Ernten liefert, aber dann an Erschöpfung leidend eingeht. Auf sehr trockenem sandigem Lande gedeiht der Kaffee gar nicht, eher noch auf felsigem Boden, wenn derselbe nicht gar zu entblößt ist von guter Pflanzenerde. Doch bleibt der Strauch klein, bringt wenige und gelbliche Blätter, und trägt spät und sparsam. Auch auf dem besten Lande hat man mit hervorragenden, oder dünn bedeckten scharfen Kämmen von Kalkfelsen zu kämpfen. Sind sie niedrig, so läßt man sie bis zur Tiefe von zwei oder drei Schuhen unterhalb der Bodenfläche mit Schmiedehämmern zertrümmern und räumt sie weg, sind sie aber weit verbreitet oder erheben sie sich in der Mitte eines regelmäßig bepflanzten Feldes als Hügel so bleibt, um den häßlichen Anblick dieser Unterbrechung zu vermeiden, nichts übrig, als Löcher in das Gestein hineinzuarbeiten, diese mit guter Erde anzufüllen und zu bepflanzen. Weniger als die Art des Bodens vermag man beim Ankaufe des Landes die Verhältnisse zu berücksichtigen, welche auf die Witterungszustände gewisser Gegenden einwirken, so wünschenswerth dieses im Ganzen auch wäre. Die Witterung ist in Cuba lange nicht so gleichförmig wie auf den südlichen Antillen, und oft ganz anders an der Nord- als an der Südküste der Insel. Gegen Norden geschützte Lagen sind gesucht zu Kaffeepflanzungen, weil von Zeit zu Zeit im Winter (Februar) Nordwinde mit großer Heftigkeit wehen, und dann wohl einmal das Quecksilber des Thermometers auf den Gefrierpunkt hinabsinkt. Einer solchen Temperatur widersteht der Strauch einige Stunden, allein von einer Kälte von zwei Graden wird er unfehlbar getödtet. In dem schönen Thale von Madruga, im Südwesten der Havana, welches aber nach Norden offen ist, gingen vor einigen Jahren in einer Nacht, zwischen 1 und 5 Uhr Morgens, mehr als eine halbe Million Kaffeebäume nur dadurch verloren, daß während jener kurzen Zeit bei sehr starkem Nordwinde ein Grad Kälte geherrscht hatte. Es beweist dieses zur Genüge, daß alle Versuche, den Kaffee in Ostflorida oder Louisiana einheimisch zu machen, mißlingen müssen. Große Hitze und Trockenheit schaden dem Kaffee nicht minder, besonders wenn die letztere in die Zeit fällt, wo eigentlich die periodischen Regen eingetreten seyn sollten. Junge Stämme gehen dann ein, ältere werfen Blätter und Früchte ab. Besser wird heftiger Regen vertragen, an welchem es in dieser Insel nicht fehlt, denn die im Mai beginnenden Ergießungen verlängern sich oft bis in den December. In der Blüthezeit, im Januar bis März werden heftige Platzregen ungern gesehen. Zu den vorbereitenden Geschäften gehört endlich noch der Ankauf der Sklaven, die den Wald zur Pflanzung umschaffen sollen. Man wagt hiebei noch mehr als bei der Auswahl des Landes, und muß die Eigenschaften kennen, auf die es zunächst ankömmt. Selten bringt man die ganze Zahl durch Ankauf eben gelandeter Bozales zusammen, denn der Afrikaner muß, obgleich in geringerem Grade als der Weiße, den Proceß der Acclimatisirung durchlaufen, ist selten gleich anfangs fähig, die harte Arbeit des Ausrottens der Waldung zu übernehmen, versteht nichts von dem gebräuchlichen Systeme des Landbaues, und bedarf fortdauernder Beaufsichtigung.

(Fortsetzung folgt.)

Vulcanischer Ausbruch bei Baku.

Mitten in der Nacht vom 26 auf den 27 Januar d. J. (a. St.) erfolgte 15 Werste von Baku in der Nähe des Dorfes Baklichli ein vulcanischer Ausbruch mit einem starken Getöse, das man auf 50 Werste

Digitized by Google

weit hörte; der Ausbruch der Flamme war so heftig, daß er die Umgegend auf 40 Werste erhellte, und bis zum Morgen in Form eines hellbrennenden Holzhaufens sichtbar war; die Erdschollen wurden auf 5 Werste weit fortgeschleudert; ein dicker schwarzer Dampf drang in einer ungeheuren Säule empor, folgte einer Wolke gleich der Richtung des Windes, und ließ auf seinem Wege 40 Werste weit eine große Menge kleiner hohler Kügelchen wie Schrot zurück, die sich aus der Verbindung verbrannter Stoffe mit Schwefel gebildet hatten. Am folgenden Tag erlosch zwar die Flamme, aber an demselben Orte wallte die Erde auf, und es erfolgten von Zeit zu Zeit kleine Ausbrüche. An einigen Stellen floß auch Lava, doch in geringer Menge, viel weniger als bei dem Ausbruche des Berges Masasyr im Jahre 1850. Nach dem Ausbruche war die Atmosphäre auf eine weite Entfernung mit Schwefelgeruch geschwängert. An vielen Stellen waren auch Risse im Boden, so daß die Einwohner sich scheuten ihr Vieh in der Nähe weiden zu lassen, aus Furcht, es möchte hineinfallen. (Russ. Journ. des Minist. des Innern. Febr. 1839.)

Die Besitzungen der Portugiesen an der Ostküste Afrika's.

Ueber den Handel und die Banianen in Mozambique.

(Schluß.)

Die Compagnie der Banianen in Diu löste sich erst im Jahre 1777 auf, und nun handelte jeder für eigene Rechnung, und ungeachtet der Verfolgungen, die sie oft von den Gouverneuren zu ertragen haben, so daß noch vor kurzem deßhalb Vorstellungen an die Cortes gemacht wurden, indem der verletzte Gouverneur sogar allen Banianen den Aufenthalt in Mozambique versagte, und die Angesessenen binnen kurzer Zeitfrist das Land verlassen mußten, so ist doch ihr Handel in einem stets blühenden Zustand, und man kann wohl sagen, daß der größte Theil des Handels in ihren Händen ist. Das Gouvernement hat denn endlich auch so weise gehandelt, jene Verfolgungen zu verwerfen und die Banianen als portugiesische Unterthanen in Schutz zu nehmen, besonders da dort keine gebornen Portugiesen mit einigen Mitteln existiren, um größere Handelsgeschäfte wie die Banianen zu betreiben. Der Gouverneur Balthazar Manoel Pereira de Lago, welcher besonders den Banianen nicht gewogen war und sie dennoch am meisten begünstigte, ihnen erlaubte sich am Rio Senna niederzulassen, sagte in einem seiner Berichte an den König, nachdem er den Banianen alle möglichen Ehrentitel als Spitzbuben und Betrüger gegeben, daß er sie dennoch begünstige, denn er sehe wohl ein, daß ohne dieses Volk Mozambique zu Grunde gehen würde. Sie sind es, in deren Händen alle Industrie und aller Handel des Landes ist: wollte man sie vertreiben, so würden beide, Industrie und Handel, ihre Endschaft erreichen. Die Politik müsse diese Menschen dulden, und von ihnen allen Vortheil fürs Land zu ziehen suchen, durch Zugeständniß von Ländereien zum Ackerbau, um diese Menschen zu wirklichen portugiesischen Vasallen zu machen.

Sebastiao Xavier Botelho in seiner Memoria Estatistica der portugiesischen ostafrikanischen Besitzungen vom Jahre 1835, aus der wir in der Folge noch Mehreres herausheben werden, da sie die richtigsten Notizen über dieses Land ertheilen, sagt Folgendes von den Banianen:

hatte Gelegenheit dieselben während fünf Jahren kennen zu lernen, und kann versichern, daß sie keine der Tugenden besitzen, welche der Abbé Raynal ihnen beilegt, und es erfordert die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit, um nicht von ihnen betrogen zu werden. Bewahren sie noch einige Ehrlichkeit im Handel, so ist dieses unter sich. Es gibt kein Volk, das sich mehr schmiegt und biegt und sich Alles gefallen läßt, wenn es nur Jemanden hinter das Licht führen kann, und es scheint sogar bei ihnen zu einem religiösen Verdienste zu gehören, einen Menschen, der nicht ihres Glaubens ist, zu betrügen.

Dieses Volk aus Hindustan lebt bloß von Handel und Schacher, und überhaupt in seiner ganzen Lebensweise gleicht es sehr den Juden, Armeniern und Zigeunern. Sie ergreifen Alles und unterwerfen sich Allem, selbst dem niedrigsten Geschäfte, um nur reich zu werden. Sie verkaufen leicht auf Credit, nicht aus Zutrauen zu den Creditoren, sondern weil sie für die Zeit des Credits die wucherigsten Zinsen nehmen. Ungeachtet ihres sanften und geschmeidigen Wesens sind sie die größten Unmenschen in Behandlung ihrer Sklaven, welches ihr Haupthandelsgeschäft war, so lange dieser Handel öffentlich getrieben werden durfte. Die vorzüglichsten Etablissements der Banianen sind in verschiedenen Theilen von Hindustan verbreitet, und dort ist es, wohin alles durch den asiatischen und ostafrikanischen Handel Verdiente zusammengebracht wird. Ihre Commissäre leben mit ihren Familien in Diu und Damao, und von da aus senden sie jährlich zwei bis drei Schiffe nach Mozambique mit Waaren aus Bombaim, Surrate, Madraste, Guzerate und der ganzen Küste des Reiche Gombaia, und nehmen dann zur Rückfracht Gold, Elfenbein, Ambar und europäische Handelsartikel. In Mozambique halten sich 80 bis 100 Banianen auf, die zusammen eine Art Factorei bilden, und die sich stets erneuern, indem einige mit jeder Munsen, wenn sie sich bereichert haben, abgehen und andere in dieser Absicht ankommen. In Mozambique ist ihnen weder die Ausübung ihrer Religion, noch mit ihren Weibern zu leben erlaubt; Erlaubniß, die ihnen doch in den portugiesisch-asiatischen Besitzungen zugestanden. — Dieses ist einer der Hauptgründe, weßhalb die Banianen keine bleibenden Etablissements errichten, die zum Vortheil und großen Gewinn des Landes beitragen könnten, allein Portugal hat in diesem Betrachte von jeher sich stets durch die verkehrteste Politik ausgezeichnet. — Botelho bemerkt in dieser Hinsicht: man würde gar nicht damit zu Ende kommen, wollte man alle die Irrungen und Verkehrtheiten aufzählen, die von dem Gouvernement in Lissabon ausgehen und sich in den Händen der Gouverneure verdoppeln, die in Hinsicht der Administration der überseeischen Besitzungen begangen werden, aus denen man nie Vortheile zu ziehen gewußt, und die heutzutage so herabgekommen, daß man nicht einmal mehr mit diesen Eroberungen groß thun kann, und doch könnten alle diese Besitzungen für Portugal von der größten Wichtigkeit seyn, Portugal durch sie allein könnte gerettet werden und reich seyn.

Das Gewerbe der Claqueurs in Paris. Zu einem theatralischen Erfolg in Paris sind bekanntlich bezahlte Klatscher fast unerläßlich, um so mehr, als die Zunft, wenn man sie nicht bezahlt, zu pfeifen anfängt. Kürzlich kam es von Seite eines solchen entrepreneur de succès dramatiques zur Klage gegen die Directoren des Ambigu comique, die ihn in Sold genommen hatten. Der königliche Gerichtshof von Paris erklärte aber, wie billig, einen solchen Vertrag für nichtig, als den Gesetzen, der öffentlichen Ordnung und den Sitten zuwider.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 188.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Julius 1839.

Die Seebäder und künstlichen Mineralwasser in Helsingfors.

(Von Th. Bulgarin, in der Nordischen Biene vom 27 Mai (8 Jun.) mitgetheilt.)

Ungern trennt man sich von Reval und seinen alterthümlichen Gebäuden, wo man wie im 15ten Jahrhundert lebt und unaufhörlich an die alte Hanse und das Ritterthum gemahnt wird. Immer zu früh ruft die Kanone auf das Dampfschiff, das die Fahrt über den finnischen Meerbusen in der kurzen Zeit von fünf Stunden zurücklegt. Kaum kann man das Mittagsmahl an der allgemeinen Tafel in der schönen und ziemlich geräumigen Cajüte einnehmen, so stellen sich auch schon die finnischen Felsen dar, wie eigensinnige Festons in der gothischen Architektur und laufen in langer Kette am Horizont hin. Noch eine halbe Stunde, und unser nordisches Gibraltar, das granitne Sweaborg liegt vor den Augen da. Hinter demselben eröffnet sich das reizendste Panorama. Der breite Hafen ist von einer Reihe regelmäßiger, mächtig großer Gebäude eingeschlossen, die im Amphitheater gebaut sind. Hinter denselben auf mächtigen, hohen Granitfelsen, thront das dreithürmige Odservatorium, die prächtige Kathedrale und das Universitätsgebäude. Das ganze Gemälde ist von dem Grün der Gärten, wie von einem Rahmen eingeschlossen, und spiegelt sich in den Gewässern. Das Dampfboot wird mit der Regimentsmusik empfangen und die halbe Stadt strömt den Badegästen entgegen. Das schöne Klima, die angenehme Luft, welche vor der Sonnengluth und den nordischen Stürmen durch die Granitziganten geschützt ist, die neuen Sitten, die neue Sprache und Gewohnheiten, Alles wirkt wohlthätig auf den Ankömmling.

Das Leben in Helsingfors zeichnet sich durch Einfachheit und Ungezwungenheit in allen Beziehungen aus und Alles ist unglaublich wohlfeil. Unterhaltung braucht man nicht viel zu suchen, die Einwohner selbst bemühen sich, daß es den Gästen nicht daran mangle. Das kleine Dampfboot Lentaja, oder eine ganze Reihe Phaetons, Stuhlwagen und Cabriolets führen den Fremden in die reizenden Umgebungen. Das Beste von Allem in Helsingfors ist die Einrichtung der künstlichen Mineralwasser und Bäder, die erst im vorigen Jahre eröffnet wurden. Am Ufer des Meeres, im Umkreis mächtiger Felsen, ist das Badehaus errichtet. Ordnung und Reinlichkeit sind seine Hauptvorzüge. In langen Corridoren betritt man eine Reihe Badezimmer, die nicht nur mit Bequemlichkeit, sondern mit Luxus ausgestattet sind. Der Preis wechselt, von dem luxuriösesten Zimmer mit Marmorwannen an bis zum einfachsten, von 5 Rubel bis auf 75 Kopeken.

Zum Baden im offenen Meere ist eine desondere Anstalt eingerichtet. Es besteht aus einem schön geschmückten Zimmer, von dem eine Treppe mit Geländer ins Meer hinabführt; die dazu ausgewählte Stelle ist unvergleichlich, denn man kann sie ein ungeheures Granitbassin nennen. Es ist völlig gegen den Wind geschützt, aber der Wellenschlag ist durch das Hinderniß, welches das Meer an den Felsen findet, sehr stark. Der Genuß, den man bei einem solchen Bade fühlt, ist undeschreiblich. Alle Nerven werden auf eine angenehme Weise erschüttert, die Brust befestigt sich, der Athem wird freier, und der Appetit, den man nachher fühlt, ist vortrefflich. Für ein solches Bad zahlt man nur 25 Kopeken. Dabei befindet sich noch eine Schwimmanstalt mit einem desondern Lehrer.

Die Anstalt für künstliche Mineralwasser findet sich in einem schönen, von einem Garten umgebenen Gebäude. Ein schöner, geräumiger Saal, in welchem die Fahnen angebracht sind, ertönt oft von dem Klange der Ballmusik und der Concerte. Hier versammeln sich Gesunde und Kranke zum gemeinsamen Mahle. Neben dem Saale finden sich Ankleidezimmer für Damen, Lesezimmer mit Journalen, Billardzimmer und Buffets. Niemand verlangt hier Geld, man ißt, man tanzt, man spielt, man vergnügt sich, schreibt bloß seinen Namen und was man verlangt in ein Buch ein, und benimmt sich dann mit dem Buffet: Frühstück mit Liqueur, ein vortreffliches Mittagsmahl mit Kaffee — kosten nur 1 Rubel 20 Kopeken, der Eintritt in den Ball oder das Concert 1 oder 2 Rubel, wobei noch erfrischende Getränke, Früchte und dergl. mit eingeschlossen sind. Auch die künstlichen Mineralwasser sind ungemein wohlfeil: für warme Karlsbader und Emser Wasser zahlt man wöchentlich 11 Rubel, für kalte Marienbader, Kissinger,

Digitized by Google

Pyrmonter u. s. w. 9 Rub.; für schäumende Wasser: Selters. Saidschütz, Narsan und dgl. nur 7 Rubel. Und dabei gibt man noch zwei bis drei Bälle in der Woche. Man hat in der That alle mögliche Mühe, in einem Sommer anderthalb tausend Rubel auszugeben.

Man gelangt aus der Mitte der Stadt in einer halben Stunde nach den Bädern, und fährt entweder in einem bequemen Stuhlwagen, welche man hier Diligencen nennt, oder auf dem kleinen Dampfboot für 20 Kopeken dahin. Die Verbindung ist den ganzen Tag nie unterbrochen, und man kann deßhalb seine Zeit zum Baden wählen, wie man Lust hat. Das Leben in Helsingfors ist zwar etwas einförmig, aber es ist so originell, so ungezwungen, daß man mit Vergnügen einige Monate daselbst zubringt.

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

In den Tropengegenden Amerika's findet bei Anlegung von Pflanzungen überall dasselbe Verfahren Anwendung. Seit der Eroberung durch die Weißen hat sich in dieser Beziehung kaum etwas geändert, obgleich die Zunahme der Bevölkerung, der wachsende Preis guter Ländereien, und die Nachtheile, welche aus der nothgedrungenen Zerstreuung der Bewohner über weite Flächen entstehen, wohl darauf hinweisen, daß auf die Länge ein solches System nicht beizubehalten sey. Man verfährt, als handle es sich um die einstweilige Niederlassung einer Nomadenhorde, der es bei dem Weiterziehen gleichgültig seyn kann, wer auf sie folgen möge. Ueberall herrscht eine blinde Zerstörungssucht und Begierde nach zeitweiligem Gewinn, ohne Berücksichtigung der Zukunft. In Westindien hat die Noth allmählich den Bewohnern die Augen geöffnet, selbst in Cuba wird fruchtbares und den Märkten nahe gelegenes Land selten, aber auf dem südamerikanischen Continente verhängt arbeitscheue Habsucht über die herrlichsten Gegenden eine Verwüstung, deren Folge selbst in dem fruchtbarsten Lande der Welt noch von den spätesten Generationen bitter empfunden werden wird. Ein Haufen von Vagabunden, die oft nicht einmal genug Gehülfen besitzen, um die gewonnenen Ernten zu bergen, machen schrankenlose Angriffe auf die herrlichsten Waldungen, rotten sie aus, begründen eine unbedeutende Pflanzung, und verlassen sie wieder nach Erzielung einiger Ernten. In einer unglaublichen Ausdehnung sind die kostbarsten Holzarten dem Feuer durch die Hände roher Ansiedler gleichgültig übergeben worden; dasselbe Loos traf nutzloses Gebüsch, theure Farbhölzer und Stämme, die in Europa für Zwecke der feinsten Tischlerarbeit stets gesucht sind. Selten erwählt einer jener Colonisten ein Stück Land in der Absicht, sich auf ihm fest anzubauen; keinem wird es je einfallen, Versuche zu machen und Erfahrungen zu sammeln, um die Ergiebigkeit des Bodens zu vermehren, oder doch seiner Erschöpfung vorzubeugen; zufrieden mit einer oder zwei großen Ernten, rotten sie alle Jahre ein anderes Stück Wald aus.

Dieses verwüstende Verfahren einer räuberischen Agricultur hat bereits große Provinzen zu werthlosen Haiden umgeschaffen, denn der Urwald wächst nicht wieder empor. An die Stelle der kräftigen Waldbäume treten, wenn der Colonist sich entfernt hat, Bäume von niedrigem Wuchse, weichem Holz und geringer Nützlichkeit; Regen und Sonne wirken auf das entblößte Erdreich ein, das sich im Sommer in Staub verwandelt, und von den Winden davon geweht in der entgegengesetzten Jahreszeit von den Fluthen fortgerissen wird, bis am Ende nur grober Sand, Kies oder kahler Felsen die Oberfläche bedecken. Nicht minder ändert sich das Klima, wo jenes rohe System die unbeschränkteste Anwendung gefunden hat; die Regen werden seltener, die Quellen versiegen, und große Landstrecken, die einst zu den fruchtbarsten gehörten, können zu gänzlich unbewohnbaren werden. Beispiele liefern die Provinzen Pianhy und Ceara. Auch in Cuba hat in früheren Zeiten dieselbe Verwüstung geherrscht, und die natürlichen Folgen gehabt. In der Nähe von Havana sucht der Fremde umsonst nach jenen mit der üppigsten Vegetation geschmückten Landschaften, deren Bild die Phantasie der Ungereisten bei Nennung tropischer Gegenden sich zu erschaffen pflegt. Eine mühsame und unablässige Cultur wird erfordert, um die schönen Gärten grünend zu erhalten, welche in der Nachbarschaft der Stadt mit dürren Angern und pflanzenarmen oder felsigen Anhöhen abwechseln. Der Kalkboden des westlichen Theils der Insel vertrug die unvorsichtige Ausrottung der Wälder noch weniger, als das mit klafterhoher Pflanzenerde bedeckte Urgebirge Brasiliens. Man beobachtet im Innern lange, aber niedrige Hügelketten, die zwar nie cultivirt gewesen, deren Waldungen aber durch große Brände absichtlich oder zufällig von den Colonisten zerstört worden sind. Sie sind von keinem Nutzen, denn was von Bäumen auf ihnen vorkömmt, liefert selten gutes Bauholz, und der kahle, durch nackt hervorragende Spitzen unwegsame Boden ernährt nicht einmal Gräser zum Futter für die Hausthiere.

Gegenwärtig ist zwar der planlosen Ausrottung dadurch ein Ziel gesetzt, daß jungfräulicher Boden und ein angemessener Waldstand zu neuen Pflanzungen gesucht werden, und es daher im Interesse großer Landeigenthümer liegt, ihre Besitzungen zu schonen, allein eine jede neue Niederlassung erfordert das Fällen eines großen Stückes der Waldung, dem mit jedem Jahre ein anderes folgt, bis zuletzt nur noch so viel übrig bleibt, als zur Hervorbringung des Nutzholzes unumgänglich erfordert und daher geschont wird. Klagen über Holzarmuth und Mangel an Wasser lassen sich in den angebauten Gegenden der Insel immer lauter vernehmen, und beweisen, daß die in neuen Zeiten gewöhnlichere Berücksichtigung der Forste viel weiter ausgedehnt werden sollte. Manche Zuckerpflanzungen erfordern jetzt nur darum einen größern Aufwand, weil alles Holz zu den Maschinen und selbst zum Häuserbau in der Entfernung aufgesucht und gekauft werden muß. In der Nähe der Nordküste, unfern von Matanzas, aber auch im Innern zwischen dieser Stadt und dem Hafen von Trinidad ist die Zahl natürlicher Quellen so vermindert worden, daß in

Digitized by Google

trockenen Jahren die Neger der Cafetalen, welche nicht nothwendig wie die Ingenios an einem starken Strome angelegt zu seyn brauchen, bisweilen großen Entbehrungen ausgesetzt sind.

Man ist gezwungen, das Wasser in Fässern auf Packpferden eine bis zwei Stunden weit herbeizuholen, denn Brunnen zu graben, ist darum eine ungemein kostspielige Sache, weil in der Regel erst in einer Tiefe von 80 bis 200 Fuß hinreichend starke Wasseradern sich finden, und der Kalkstein außerordentlich hart ist. Da es nicht immer möglich ist, den erforderten Bedarf zur rechten Zeit herbeizuschaffen, so stillen, trotz des Verbots, die Sklaven ihren Durst aus kleinen Tümpeln, die sich an beschatteten Orten erhalten, und leiden dafür an einem sehr schmerzhaften Uebel. Der Fadenwurm (Filaria medinensis), der sich unter der Haut erzeugt, Lahmheit hervorbringt, und sogar zu lebensgefährlichen Krämpfen Veranlassung geben kann, ist in solchen Gegenden eine große Plage, und zwar nicht allein der Neger, sondern auch der Weißen, die den örtlichen Einflüssen gleichmäßig ausgesetzt sind, gewiß ein Beweis, daß er der afrikanischen Race nicht eigenthümlich angehöre, und daß das Wohnen in sumpfigen Gegenden, besonders aber der Genuß schlechten Wassers ihn in Westindien so gut als in Afrika im Körper von Menschen der verschiedensten Abstammung hervorbringen könne. Weit weniger schädlich als das Wasser dieser kleinen Pfützen ist dasjenige der Ueberschwemmungen, welche in der Regenzeit den größten Theil der Savannen zudecken, die an der Südküste der Insel von Batabano bis Trinidad sich erstrecken, und ausschließlich von Eingebornen bewohnt werden, die nach alter Sitte allein Viehzucht betreiben. Im Sommer kann die Trockenheit dieser grasigen Flächen, die nur am Horizonte mit Waldungen bekränzt, außer einzelnen Gruppen von Palmen, keine höheren Bäume besitzen, über den durstigen Reisenden große Qualen bringen, denn sie entbehren die natürlichen Wasserbehälter, oder wie man sagen könnte, die vegetabilischen Quellen, die gerade in den dürrsten Wäldern am häufigsten vom Creolen dem Fremden als große Merkwürdigkeit angepriesen werden.

Unter den Schlingpflanzen der Wälder kommt häufig eine wilde Rebe vor, aus deren Trauben, nach Herrera's Bericht, die ersten Spanier einen „etwas sauern" Wein gemacht haben sollen. Zerhaut man mit dem Waldmesser einen ihrer stärkeren Stämme, so fließt aus der Schnittfläche des oberen Endes ein helles, geruchloses und dem Thau an Geschmack ähnliches Wasser im schnellen Strome, und bisweilen wohl in hinreichender Menge hervor, um ein mäßiges Trinkglas zu füllen. So überraschend dieses nun auch für den Neuling seyn mag, so vermag diese Flüssigkeit schon wegen ihrer hohen Temperatur ihm den Mangel an wahren Quellen nicht zu ersetzen, abgesehen davon, daß bei der äußeren Aehnlichkeit vieler schlingenden Pflanzen es leicht möglich ist, anstatt der wasserhaltenden Rebe irgend einen Stamm zu durchschneiden, dessen Feuchtigkeiten bitter, scharf, vielleicht sogar giftig sind. Erwägt man, welche Unannehmlichkeiten in einem heißen Lande die Entbehrung eines guten Trinkwassers über die Bewohner verhänge, so wird die Vorliebe aller Creolen für dasselbe erklärlich, und man hört auf, über die Unermüdlichkeit zu staunen, mit welcher der glückliche Besitzer die kühle, reine Quelle seiner Pflanzung preist, und ganze Gesellschaften sich stundenlang mit diesem Gegenstande beschäftigen können.

Die Fällung des Waldes wird gewöhnlich eingebornen Farbigen übertragen, die von diesem Geschäfte leben, und es mit großer Fertigkeit betreiben. Die eigenen Neger wendet man, zumal wenn sie Bozales sind, ungern an, da ihre Gesundheit leicht durch die starke Ausdünstung des bloßgelegten Bodens leidet, und die wenigsten von ihnen gleich anfangs die Art geschickt zu handhaben wissen. Die Jahreszeit ist keineswegs gleichgültig, denn der gegen Ende der trockenen Monate geschlagene Stamm ist bereits in erneueter Vegetation begriffen gewesen, mit Saft überfüllt und daher schwer verbrennlich. Man wählt vielmehr das Ende der nassen Periode im October, eine Zeit, die, so weit es möglich ist, Klima und Pflanzenleben zweier ganz unähnlicher Weltgegenden zu vergleichen, am ersten noch dem Herbst unsers Welttheils analog gedacht werden kann. Die größte Zahl der Bäume hat dann geblüht, viele haben bereits ihre Früchte gereift und ein bemerklicher Stillstand der Vegetation ist eingetreten. Ist einmal der Anfang im Niederschlagen der Holzung gemacht, so rückt das freilich unvermeidliche Geschäft der Zerstörung rasch vorwärts, die stärksten Stämme läßt man unberührt oder begnügt sich durch Einhauen eines tiefen Ringes, sie zu tödten, ein übrigens tadelnswerthes Verfahren, weil die nach ein bis zwei Jahren herabstürzenden Aeste die unten angepflanzten jungen Kaffeebüsche vernichten. Kleine Bäume werden nur an einer Seite obenhin zerhauen, und indem man einen der größten mit genauer Berechnung über sie wegstürzen macht, im Augenblick zertrümmert. Ein solcher Wald gleicht einem ungeheuren Verhau, und bietet in der Mitte der grünen Umgebungen, die vielleicht im nächsten Jahre dasselbe Schicksal trifft, einen unangenehmen Anblick. Nur die feineren Holzarten, unter welchen aber der Mahagoni (Caoba der Spanier) jetzt sehr selten geworden, der Almaſſico (Amyris), dessen harziges Holz unter der Erde nicht leicht verfault, und die westindische Ceder (Cedrela), die zur Verfertigung von Thüren, Fenstern, Dielen und Hausgeräth viel verwendet wird, schafft man zur Seite, die übrigen Bäume bestimmt man zur Verbrennung.

(Fortsetzung folgt.)

Achilles le Deuc.

(Aus dem Journal de la Marine 1839. 2. Heft.)

Achilles le Deuc, Capitän eines Negerschiffes und gestorben 1851, war einer jener Menschen, die in unsern Tagen selten geworden sind. Der Geschmack an abenteuerlichen Fahrten ist vergangen: die alten Corsaren des Kaiserreichs hatten noch im Negerhandel Erinnerungen an ihr früheres Handwerk gefunden. Das Gesetz von 1851 ließ sie alle verschwinden, denn es drohte mit den Galeeren, und diese Strafe machte größere Wirkung, als eine angedrohte Todesstrafe.

Achilles le Deuc war von guter Familie, und 1814 aus der poly-

Digitized by Google

technischen Schule geschickt worden, weil er mit zu viel Wärme den Alliirten sich angeschlossen. Er machte sich zum Sklavenhändler.

Sein Leben ist voller Abenteuer, die allen Frères de la côte *) der Restauration im Gedächtnisse sind. Einige dieser Abenteuer figuriren jetzt in einigen unserer Seeromane.

Achilles le Deue hatte eine unveränderliche Gewohnheit: er hatte auf seinem Schiffe weder unten noch am Verdeck Schlafzimmer. Als Diogenes einen Bauer aus der Hand hatte trinken sehen, warf er seinen erbärmlichen Holzbecher weg: Achilles hatte Pritsche, Matratze und Decke eben so unnütz gefunden, und brachte sein Leben in seinem Mantel zu, und seine Officiere mußten sich entschließen, es wie er zu machen. Uebrigens war er ein guter und trefflicher Gesellschafter, der nur zwei Dinge auf der Welt für die Gesundheit zuträglich hielt, den Rum und das Kneten des Körpers (massage). Kam man an der Küste in seinen Baracon, **) oder auf sein Schiff, so konnte man ihn fast stets auf seiner Matte liegend finden, umgeben von drei oder vier Negerinnen, die kein anderes Amt hatten, als ihn fortdauernd zu kneten (masser).

Achilles war ein schöner Bursche, von erstaunlicher Stärke, von der er mehrere Proben gab. Er war einst in St. Thomas in einem Bamboula von Farbigen, und ergötzte sich, mit einer jungen Mulattin zu tanzen. Der Liebhaber, ein starker, kräftiger Mensch, sah nicht aus, als gefielen ihm Achilles' Manieren: „Parbleu," sagte dieser zu ihm, „soll ich dir einen andern Tanz zeigen? — „Da ist er!..." Und er ergriff den Mulatten und warf ihn über eine vier Fuß hohe Bambushecke.

Achilles bekümmerte sich sehr wenig um das Bezahlen seiner Schulden; doch wenn er nach einer Fahrt eine Gelegenheit nach Frankreich fand, so schickte er vier, fünf oder sechshundert Piaster seiner alten Mutter, je nachdem er in den Händen hatte; fand sich aber keine Gelegenheit, Adieu Sendung! und das Geld war in kurzer Zeit weg, man wußte nicht wie. Ließ sichs ein Gläubiger einfallen, die Bezahlung seiner Schuld zu verlangen, so war er sicher, nichts zu erhalten; sagte er aber dagegen: „Ich höre, Ihr habt eine gute Reise gemacht und da komme ich zu Euch. Leiht mir ein vierzig Dublonen, die ich sehr nöthig brauche..." so eilte Achilles, sie ihm zu geben.

Mit seinen Cameraden war er ungenirt, und wollte, daß sie mit ihm eben so seyen. Er kam zu ihnen, und wenn sie nicht zu Hause waren, öffnete er den Schreibtisch, und nahm, was er gerade brauchte. Dann sagte er ihnen: „Ich bin zu dir gegangen und habe mir aus deinem Schreibtisch ein fünfzig Dublonen genommen, die ich brauchte..." Und das war Alles, man kannte den Mann. Befand sich aber einer seiner Freunde in Noth, so war Achilles' Börse die seinige.

Der König von Alt-Calabar, bei Boni (Bonny), hatte für Achilles eine väterliche Zärtlichkeit, und Achilles hatte ihn fast zu dem Glauben gebracht, daß er sein natürlicher Sohn sey, und zwar auf folgende Weise: Der König von Alt-Calabar hatte im Austausche von den Engländern alte Gemälde erhalten, über denen man in großen goldenen Buchstaben las: An Due Ephraim, hatte diesen Namen in Ernst genommen und wollte keinen andern mehr tragen. Die Aehnlichkeit der beiden Namen Le Deue und Le Due hatte Achilles sehr geholfen, und er ermangelte nie, wenn er den König besuchte, sich als seinen natürlichen Sohn melden zu lassen. Auch war sein Gesicht so oft den Strahlen der afrikanischen Sonne ausgesetzt gewesen, daß es fast die Farbe der Unterthanen des Negerkönigs angenommen hatte.

Achilles hatte die abscheuliche Manier, nach dem Mittagessen die Tische umzuwerfen und Alles zu zerschlagen. Auch hatte er am Bord kein anderes Geschirr, als von Holz (de literie). Es war Gebrauch an der Küste, dem König vor der Ueberreichung des Paquets *) ein großes Mahl zu geben, und alle Capitäne der Sklavenschiffe unterließen nicht, ihm Vorstellungen zu machen.

„Achilles, sagten sie, mache doch nicht deinen gewöhnlichen Kehraus. Wir sind hier nicht in Saint-Thomas: man kann nichts ersetzen, nichts kaufen und wir hätten kein Geschirr mehr." Achilles versprach Alles, was man wollte; aber endlich war er seiner nicht mehr Herr, und ungeachtet der Gegenwart des Königs und seiner Leute riß er die Tafel nieder. „Ah! schrie er, ihr müßt es wie ich machen! Eßt aus Kürbissen und Coulé. **) Rette sich, wer kann!..." Und das Tafelgeschirr rollte am Boden herum. Bei Hofe, wo die Liqueure in schönen englischen Karafinen gegeben wurden, war die Verwüstung dieselbe; nicht eine Karafine entging ihrem Schicksal. Der König lachte. Doch am andern Morgen gab ihm sein Sohn den doppelten Werth dessen, was er den Tag zuvor zerbrochen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Küstenbrüder, Filibustier.

**) Bambushütte, wo die Neger vor ihrem Einschiffen verwahrt werden.

Der artesische Brunnen bei Grenelle. Endlich sieht man bei dieser wichtigen Unternehmung einem Ende entgegen. Bekanntlich bohrt man seit geraumer Zeit in dem ungeheuren Kreidelager der Seine, und die Dicke dieser Formation, welche an dieser Stelle besonders groß ist, begann den Ingenieur zu entmuthigen. Hr. Elie de Beaumont jedoch, der seit einiger Zeit Gelegenheit gehabt hatte, die mit der Sonde heraufgebrachten Stoffe zu untersuchen, kündigte an, daß eine Aenderung in kurzem zu gewärtigen sey. Als man auf 466 Metres (1398 Fuß) hinabgekommen war, kam man von der weißen Kreide in die grüne Kreide; da diese Varietät des Kalkes weniger Widerstand entgegensetzt, als die andere, so hofft man jetzt alle Tage um einen Metre weiter zu kommen. Uebrigens fand man die Schichte der grünen Kreide noch nie über 100 Metres dick, und unter dieser soll sich alsbald das Wasser finden. (Echo du Monde Savant. 22 Jun.)

*) Man nennt Paquet Alles, was zusammen gegen einen Schwarzen angeboten wird.

**) Ein entzweigeschnittener Kürbis, der den Negern als Schüssel dient.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 77 u. 78** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französische Historiker der Gegenwart.** Von Dr. Mager. — **Charles Dickens (Boz) und der englische humoristische und komische Roman. — Graf Xavier de Maistre.** (Schluß.) — **Miscellen.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 9 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 77 u. 78.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 Julius 1839.

Französische Historiker der Gegenwart.

Von Dr. Mager.

VII.

Sismondi und die Ecole génévoise.

Es ist bekannt genug, und die französischen Journale von legitimistischer und radicaler Färbung lassen es nicht in Vergessenheit gerathen, daß diejenige Geistesrichtung, welche sich seit der Restauration als politischer und historischer Doctrinarismus und als philosophischer Eklekticismus in Frankreich Geltung und Ansehen verschafft hat, wenigstens theilweise durch Genfer'sche Einflüsse eingeführt worden ist. Guizot studirte in Genf, Frau von Staël, ihr Schwiegersohn, der Herzog von Broglie, Madame Necker, Saussure's gelehrte Tochter, Benjamin Constant, und auch Sismondi gehören in diesen Kreis.

Wenn man von Genf spricht, so muß man zwei sich mannichfach kreuzende Elemente wohl unterscheiden: einmal den vornehmen Theil der Bevölkerung, der fast ohne Ausnahme reich ist, obgleich nicht alle Reichen zu ihm gehören, die gens du haut, dann die gens du bas, nämlich die ganze industrielle Bourgeoisie und das eigentliche Volk. Das eigentliche Volk, die Handwerker, Arbeiter u. s. w. bestehen zur Hälfte aus Eingewanderten, meist Süddeutschen und Schweizern; die Kinder dieser Leute unterscheiden sich aber schon nicht mehr von den ursprünglichen Genfern. Es ist eine wunderbare Assimilationsfähigkeit in diesem Genf; es empfängt die disparatesten materiellen und geistigen Elemente, und wandelt sie in kurzer Zeit in so weit um, daß sie in den Genferischen Organismus passen. Wird nun aber vom Genfer Charakter gesprochen, so ist nicht zu übersehen, daß, bei aller Einheit der Denk- und Sinnesart, und wie sehr dieser Charakter auch Einer ist, doch ein bedeutender Unterschied zwischen den wissenschaftlich und literarisch gebildeten vornehmeren Familien und den gens du bas herrschen muß, obgleich auch unter diesen viel Bildung verbreitet ist. Während die unstudirte Bourgeoisie den reinen Genfer darstellt, d. h. einen Nationalcharakter, der, ihm selbst unbewußt, ein Amalgama von Italienischem, Französischem, Deutschem und Englischem ist, wozu sich denn noch ein weiter bestimmbares Element gesellt, welches alle die andern aufnimmt und in sich neutralisirt, dem Ganzen den goût du terroir gebend: sind die geistreicheren und studirten Mitglieder der gens du haut, denen sich natürlich die aus der Bourgeoisie hervorgehenden Gelehrten anschließen, mit Bewußtseyn der menschgewordene Eklekticismus und, wie sie glauben, das richtige arithmetische Mittel (Aristotelische Mitte darf ich nicht sagen) zwischen den religiösen, philosophischen, politischen und allen sonstigen Einseitigkeiten aller ihrer Nachbaren, der Franzosen, Italiener, Deutschen und Engländer, besonders aber zwischen Franzosen und Engländern.

Erwägt man die Elemente des Genfer Lebens, den italienischen, französischen, deutschen, englischen Ursprung der meisten Familien, den merkwürdigen Protestantismus, der sich auf einem bis zur Unsichtbarkeit dünnen Faden zwischen Offenbarungsglauben und Deismus hält, den steten Aufenthalt einer überaus großen Anzahl von meist gebildeten Ausländern, die unentschiedene Natur der Regierung und Verfassung, die eine Demokratie und auch wieder eine Oligarchie ist, endlich den Umstand, daß die Landessprache auf einen geistigen Anschluß an Frankreich hinweist, Nationalstolz aber das eigentlich Gallische in französischen Büchern um so heftiger repellirt, je größer doch die heimlich gefühlte Verwandtschaft ist: bringt man alles dieses in Anschlag, so begreift man, wie Genf ein in ganz Europa einziger Punkt und durch alle Bedingungen seiner Existenz zu einem steten Eklekticismus prädestinirt ist.

Indem aber Genf englische, deutsche und italienische Culturelemente in sich aufnimmt, kann es dieselben unmöglich in ihrem ursprünglichen Wesen lassen, es transformirt sie einigermaßen, wenn auch mehr mechanisch als organisch verfahrend, und da doch das Französische in Genf ein gewisses Uebergewicht hat, so liegt es ebenfalls in der Natur der Dinge, daß die Franzosen Deutsches und Englisches leichter im Genferischen Gewande als in seiner ursprünglichen Gestalt und Umgebung verstehen

Digitized by Google

und annehmen. Eine deutsche oder englische Ansicht, von einem Deutschen oder Engländer schroff ausgesprochen, muß, und wäre sie die Wahrheit selbst, in Frankreich auf einen aus stupider und frivoler Indifferenz, Spott und Nationalvorurtheil zusammengesetzten Widerstand rechnen, der sich wie eine chinesische Mauer aufthürmt, über welche nur kräftige Geister sich hinwegzusetzen vermögen; man darf z. B. nur Legitimisten und Republicaner über das constitutionelle System räsonniren hören; einer ihrer Hauptangriffe, und der ganz auf den Volkscharakter berechnet ist, liegt immer darin, daß dieses System eine englische Importation ist. Freilich fehlt es uns auch in Deutschland nicht an Leuten von gleicher logischer Stärke, welche das Geschwornengericht darum verurtheilen, weil es eine Erfindung des Auslandes seyn soll. — Wird aber das Fremde, vorausgesetzt, daß es sich durch Vernünftigkeit empfiehlt, die denn doch zuletzt immer durchdringt, den Franzosen von einem Genfer Autor gepredigt (bemächtigt sich ein Eingeborner ausländischer Ideen, so geht es noch leichter), so ist dem französischen Nationalstolze die Auskunft geboten, einen solchen Schriftsteller für einen Landsmann zu halten, der dann ohne Schande angehört werden kann. So konnten Frau von Staël und Benjamin Constant Schlegels ästhetische, Kants moralische und religiöse Ideen mit Erfolg verbreiten, weil sie, die in Deutschland Mäuse gewesen, sich in Frankreich als Vögel präsentirten.

Sismondi gehört nun im eigentlichsten Sinne der école genévoise an, d. h. in unsern Tagen (denn was Eklekticismus in hundert Jahren seyn wird, kann man nicht wissen) derjenigen politischen, religiösen und philosophischen Ansicht, welche in Frau von Staël, Guizot, Broglie und ihren Freunden ihre Hauptstütze hat. Religiös: ein gedämpfter Rationalismus, der sich nicht gern erklärt und den Accent auf die Moral legt; politisch: ein nicht übles Compromiß zwischen Monarchie, Aristokratie und Demokratie, eine Staatslehre, die sich biegsam den Verhältnissen anschmiegt, in Paris sehr vernünftig einen Monarchen verlangt, in Genf und in der Schweiz eben so vernünftig an keinen Monarchen denkt; dabei aber eine sichtbare Vorliebe für eine Verfassung zeigt, worin die höhere Bourgeoisie, die Bank, die Advocatur, die Gelehrsamkeit, die Rolle der Aristokratie spielt; — philosophisch: ein wenig schottische Thatsachen des Bewußtseyns und englisch-französisch sinnliche Gewißheit; es ist nicht viel davon zu sagen, wie denn auch die ästhetische Partie dieser Denkart füglich übergangen bleiben mag. Dazu gehört noch etwas Nationalökonomie, Privatökonomie ohnedieß nicht zu vergessen, und das Gemisch ist fertig. Ein tüchtiger praktischer Verstand, eine tüchtige moralische Gesinnung halten das Ganze zusammen und bilden etwas, das eben keine staunende Bewunderung, aber eine gewisse Achtung einflößt, und auf einem gewissen mittleren Gebiet der Cultur sich gar nicht übel anläßt. Die schwächste und — was durch die Natur der Verhältnisse bedingt ist — unverbesserliche Seite dieser Bildung liegt darin, daß sie keine Entwickelung, keine Bildung von innen heraus, sondern ein Compositum, ein recht zweckmäßig Zusammengesetztes ist. Daher erstens der Mangel an eigentlichen Genies in der Genfer Schule und im Doctrinarismus und Eklekticismus überhaupt; daher zweitens eine Unfähigkeit, organische Zustände in Natur, Geschichte und im Menschengeiste zu begreifen; der Mangel an Poesie, der horror vor der Speculation, welche dem bloß reflectirenden Bewußtseyn als ein Taumel erscheint, die ausschließliche Herrschaft der atomistischen Physik und Chemie; — daher drittens der Positivismus, der sich von der Religion bis in die Kleinkinderschule, durch alle Sphären des Lebens und Denkens geltend macht. Dieses ausschließliche Vertrauen auf das ausschließlich Positive geht so weit, daß der Genfer Rationalismus, wie dürftig auch der ihm gebliebene dogmatische Inhalt ist, doch formell dem Katholicismus näher steht, als der deutsche Supranaturalismus, und Tholuk von Genfer Rationalisten kaum für einen Christen gehalten wird, weil er für die Wahrheit und Religion noch andere Beweise als den Buchstaben der Schrift kennt. Auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts zeigt sich der positivistische Geist eben so schroff; man ist so weit von der Ahnung entfernt, daß die Intelligenz aus sich heraus durch Anwendung entwickelnder Methoden gebildet werden muß, daß man den Geist vielmehr als ein leeres Futteral von Gummi Elasticum ansieht, worin man so viel als möglich hinein zu pressen sucht. Die Lancasterschulen sind darum auch in hohem Ansehen und erscheinen als eine anstaunenswerthe Erfindung des auf das Schulwesen gerichteten mechanischen Genie's, als eine wesentliche Verbesserung der didaktischen Industrie. Kann doch so ein einziger Lehrer tausend Schüler dressiren.

Man müßte aber ein Buch schreiben, wollte man das hier nur Angedeutete halbweg erschöpfen.

Wenn nun von einem Genfer Historiker die Rede ist, so vermuthet man ohne Weiteres schon, daß er weder ein philosophischer noch ein descriptiver Geschichtschreiber seyn wird, sondern ein pragmatischer. Bei Sismondi trifft diese sehr begründete Vermuthung nur halb ein; Pragmatiker ist er allerdings, und zwar einer von denen, die Alles besser wissen, und leider bei allen großen Ereignissen seit Erschaffung der Welt gefehlt haben, um die unvernünftige Welt vernünftiger zu lenken; — Sismondi hat aber auch eine poetische Ader, er ist italienischen Ursprungs, mit einem gewissen Gefühle für poetische Schönheit begabt, und so hat er auch die descriptive Seite der Geschichtschreibung cultivirt. Wir sehen ihn, wie Capefigue, Thiers, Michaud, Frantin, Salvandy u. m. A. zwischen der abstract pragmatischen und der abstract descriptiven Manier auf einem mittleren Gebiete, welches indeß nicht mit der höheren philosophischen Mitte, nach der Michelet strebt, zu verwechseln ist.

Sismondi's erste historische Arbeit war die Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter, eigentlich eine Gesammtgeschichte Italiens seit dem Untergang des weströmischen Reichs. Bedenkt man das Chaos des italienischen Mittelalters und die Schwierigkeit, ein so unendliches Material sowohl herbeizuschaffen als zu bewältigen, und daraus ein Gebäude herzustellen, so kann man dem Verfasser eines solchen Werkes nicht leicht zu dankbar für die Belehrung seyn, welche er uns angedeihen läßt. Die französische Kritik scheint auch diesen Gesichtspunkt

Digitized by Google

allein festgehalten zu haben; ihr ist Sismondi's Arbeit classisch. Davon ist sie aber freilich weit entfernt. Denn weder ist die Forschung tief noch weit genug gegangen; viel Treffliches, was zu Gebote stand, ist unbeachtet geblieben, vieles Benutzte ist nicht verarbeitet, Uebereilungen fehlen auch nicht, und mit welcher Liebe auch bei Schilderung der Verfassungen, der Sitten und sonstigen Eigenthümlichkeiten der Zeit in der Nation verweilt wird, so will es doch Sismondi nicht gelingen, ein reines, treues Bild vom Mittelalter zu geben; Leo und Kortüm übertreffen ihn weit; es ist zu viel Französisches, zu wenig Germanisches in ihm. Das Urtheil ist überall bieder, will das Wahre und Rechte aussprechen; aber in unzähligen Fällen bringt ein gewisser republicanischer und moralischer Puritanismus den Autor zu den seltsamsten Aus- und Ansprüchen. Um über dasselbe nicht mehr als nöthig zu sagen, sollen erst unten einige Beispiele citirt werden.

Voltaire rieth einem jungen Poeten, nicht nach Deutschland zu gehen und seine Verse in Paris zu machen. Ganz Frankreich hat ein Vorurtheil gegen Sprache und Styl der Bücher solcher Franzosen, welche im Ausland gelebt und geschrieben. Wenn Frau von Staël ihre Verbannung so unerträglich fand, so kam das unter Anderm auch daher, daß sie für die Reinheit ihres Styles besorgt war. Es ist richtig, die Literatur der Refugiés hat einen unverkennbaren Charakter, und auch Sismondi schreibt en genévois. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es denn unmöglich ist, in Paris gutes Deutsch und in Berlin gutes Französisch zu schreiben, und ob bei ursprünglichen und abgeleiteten Sprachen dasselbe gelten kann: das Factum ist da; die Genfer sind an ihrem Style (nicht an der Sprache) kenntlich. Wer Sismondi mit Vergnügen lesen will, dem rathe ich, zu den englischen, vom Autor selbst besorgten Uebersetzungen zu greifen.

Das Verdienst des Buches über die Literaturen der romanischen Völker liegt im Datum. Es erschien zu einer Zeit, wo Laharpe noch ziemlich allgemein regierte. Sismondi mußte im Umgange mit den deutschen Freunden der Frau von Staël und mit einigen Engländern eine freiere Anschauung in ästhetischen Dingen gewinnen; schöne Sprachkenntnisse hatte er, und so konnte er eine Arbeit liefern, die zu ihrer Zeit einiges Verdienst hatte.

Ein Hauptmangel der Geschichte des Untergangs des römischen Reichs liegt schon im Titel angedeutet, der von einem Verfall nicht der römischen Civilisation, sondern der Civilisation überhaupt spricht. Sismondi hat zu wenig Germanisches in sich, um das Wesen der mittelalterlichen Cultur zu begreifen; überdieß ist seine Betrachtungsweise zu äußerlich, zu mechanisch, zu wenig philosophisch, um nicht unsre heutige Cultur von der sogenannten Renaissance abzuleiten, die allerdings ein wichtiges Moment in der Geburt des modernen Geistes, aber auch nicht mehr, die nicht Alles ist. Cultur zieht man nicht an, wie einen Rock, und so ungefähr stellt sich der Genfer Geist die Sache vor.

Die jetzt bis zum ein und zwanzigsten Bande fortgeführte Geschichte der Franzosen wird schwerlich vollendet werden; sie wurde, was die historische Betrachtung anbetrifft, in einem politisch-philosophischen Geiste begonnen, der von Tag zu Tag immer weniger ansprechen, und auf die neuere Geschichte angewendet, auch nur eine durchaus schiefe Ansicht derselben gewähren kann. Wenn man Sismondi's Geschichte der Franzosen liest, so fühlt man sich fürchterlich beengt; die französische und englische Parteilichkeit stört da freilich nicht, aber was tausendmal unerträglicher ist, das ist diese Art von Unparteilichkeit, die im Kreise herumgeht und allen historischen Personen Lectionen, ja Püffe austheilt, weil sie nicht nur zuweilen sich gegen die Moral, sondern — was weit ärger ist — gegen alle Principien einer gesunden Politik, Administration und Nationalökonomie vergangen. Im vorigen Jahrhundert täuschten sich einige Historiker, indem sie ihre politischen Ideale schon in einer entfernten Vergangenheit realisirt glaubten. Das thut Sismondi nicht; er entstellt die Facta nicht, die Vergangenheit erscheint ihm meist in ihrer wahrhaften Gestalt. Aber er kann und will auch von seinen Grundsätzen nicht lassen; es ist leider wahr, daß die Welt bis jetzt nicht die beste gewesen ist, aber das ist eben das Unglück, und so erbost sich der Historiker gegen die Vergangenheit. Es ist, als ob zwei Menschen in Sismondi steckten. So lange er das Geschehene bloß darstellt, ist er achtbar, oft ausgezeichnet, man kann viel von ihm lernen. Sobald aber das Dargestellte nun beurtheilt wird, sobald die Reflexion anfängt, dann wird Sismondi unsäglich beschränkt; unter den ersten Merovingern sucht er nach Spuren eines Finanz- und See-Ministeriums, einer geregelten Verwaltung, Diplomatie; Karl den Großen nimmt er schon in die Schule, und wie kritisirt er die Capitularien; daß das vierzehnte Jahrhundert über die Principien des constitutionellen Staatsrechts und der Nationalökonomie nur ein schlechtes Examen bestehen kann, und im sechzehnten die Leute so wenig von der religiösen Toleranz verstanden, bringt ihn in den gewaltigsten Zorn, den man gar nicht begreift, weil Sismondi ganz vortrefflich die sämmtlichen Verhältnisse jener Zeiten kennt, und nun nichts leichter wäre, als daraus den Schluß zu ziehen: die Dinge hatten eben nicht anders seyn können. Es ist fast spaßhaft zu sehen, wie derselbe Mensch dieselbe Sache weiß und auch nicht weiß.

Wenn Sismondi als Pragmatiker in der Geschichte der Franzosen eben so ungenügend ist, wie er es in der Geschichte von Italien war, so hat er dagegen als Forscher sich bedeutend gebessert. Die unermeßliche Belesenheit, die Gewissenhaftigkeit, womit alle Quellen befragt und ausgebeutet werden, verdienen die höchste Achtung. Sismondi's Buch ist eines von denen, die man lesen muß. Wenn nun der Erfolg doch nicht mit der aufgewendeten Mühe in Harmonie steht, wenn Sismondi's Verdienst sich darauf beschränken sollte, sehr viele Punkte der französischen Geschichte mit höchster Wahrheit dargestellt zu haben, wenn aber die Wahrheit des Ganzen geringer seyn sollte, so hat dieß wohl seinen Grund, daß das Geschäft der Forschung von dem der Darstellung nicht getrennt worden ist. Man sollte die Redaction eines historischen Werkes erst dann

Digitized by Google

beginnen, wenn man alle Materialien für das ganze Werk beigeschafft, studirt und geordnet hat. Sismondi kommt mir wie ein Mann vor, der aus der Hand in den Mund lebt und beim Anfange des Jahres sich keinen festen Etat für seine Ausgaben macht. Eine ähnliche unordentliche Wirthschaft herrscht in dieser Geschichte der Franzosen. Sismondi stellt sich gar zu sehr in die Lage, worin jedes Jahrhundert sich seiner eigenen Geschichte gegenüber befindet. Wo Sismondi von Karl dem Großen handelt, scheint er noch gar nicht zu wissen, was sich ein Jahrhundert später begeben wird, und so hat er alle Nachtheile eines ursprünglichen, zeitgenössischen Historikers, ohne doch die Tugenden zu haben. Bei Sismondi fehlt alle Einheit; die Jahrhunderte folgen bei ihm auf- aber nicht auseinander.

Sprache und Styl haben nichts, was sonderlich auszeichnet und an französischen Büchern gewöhnlich gefallt. Sismondi ist breit wie Barante und Thierry, aber nicht episch wie sie; er ist trocken wie Guizot und Mignet, aber nicht scharf und schlagend wie sie. Den besten Eindruck macht er, wie schon gesagt, wenn man ihn englisch liest.

Es bleibt ein Wort über Sismondi's Lebensumstände zu sagen. Jean Charles Leonard Sismonde de Sismondi stammt aus einer pisanischen Familie, die sich seit 1508 in Frankreich und später in Genf niederließ. Er wurde in Genf geboren und studirte daselbst. 1792 flüchtete er mit seinem Vater nach England, man demokratisirte damals Genf. 1794 kam er zurück, aber die Unruhen dauerten noch fort; man plünderte das Sismondische Haus, und das Revolutiostribunal verurtheilte Vater und Sohn zu einjähriger Gefängniß- und einer Geldstrafe von zwei Fünfteln ihres Vermögens. Nach wieder erlangter Freiheit ging die Familie nach Toscana (hier entstand das Tableau de l'agriculture toscane. Genf 1801); aber auch hier erreichte sie die Revolution. Von den Franzosen als Aristokrat, von den insurgirten Italienern bald darauf als Franzose verhaftet — Genf war unterdeß der französischen Republik einverleibt worden — genoß Sismondi bis zum Jahre 1800 wenig Ruhe. Seitdem lebt er meist in Genf, die Winter gewöhnlich in Italien oder in Paris bei seinen doctrinären Freunden zubringend. Als Mitglied des Genfer großen Rathes war er fast der einzige, der sich in dem letzten Zwiste der Schweiz mit Frankreich für das Begehren Frankreichs und Ausweisung des zweideutigen Thurgauers aussprach; es war spaßhaft genug, wie er unendliche Massen staats- und völkerrechtlicher Gelehrsamkeit auffuhr, um den Leuten etwas zu beweisen, was sie nicht bewiesen haben wollten. Sismondi ist Mitglied einer großen Zahl von Akademien. *)

*) Herr von Sismondi hat jetzt den Entschluß gefaßt, seine bis zum 21ten Bande geführte Geschichte der Franzosen nicht eigentlich zu vollenden, aber doch zu beenden. Er will die letzten 250 Jahre übersichtlich in 5 Bänden darstellen. Aus den 21 Bänden hat er selbst einen kürzlich erschienenen zweibändigen Auszug gemacht.

Charles Dickens (Boz)

und der englische humoristische und komische Roman.

Binnen ein paar Jahren hat der Verfasser der Pickwick-Papiere eine ungeheure Popularität in England sich erworben; die vornehmsten kritischen Zeitschriften beschäftigen sich in ausführlichen Artikeln mit seinen Leistungen, und einzelne Kritiker tragen kein Bedenken, seinen Namen mit den größten zusammenzustellen — eine Nähe, welche einem Talent von untergeordnetem Rang verderblich seyn müßte, und welche nach unserm Dafürhalten, wir müssen es gestehen, auch Boz nicht ganz gut erträgt. Einige sprechen von dreißig, Andre von sechzigtausend Exemplaren, in welchen seine Erzählungen verkauft werden sollen, und er selbst scheint durch die Rastlosigkeit seiner Productionen, die nicht nur schnell aufeinander folgen, sondern sogar nebeneinander erscheinen, als schriebe er mit zwei Händen, gleichen Schritt mit dem ihn begrüßenden Enthusiasmus halten zu wollen. Der Beifall, der dem jungen Autor in seinem Vaterland gezollt wurde, mußte natürlich auch in Deutschland, welches so empfänglich ist für die Productionen des Auslands, so geneigt zur Adoption fremder Celebritäten, bald ein Echo finden, und in der That werden auch die verschiednen Werke von Dickens in mehrern Uebertragungen dem deutschen Lesepublicum angeboten und von vielen kritischen Stimmen höchlich angepriesen, wogegen jedoch andre, zum Theil nachdrücklich, Einsprache thun. Es sollte uns nicht wundern, wenn die Deutschen an diesen komischen Erzählungen verhältnißmäßig wenig Geschmack fänden, ja vielmehr würde uns das Gegentheil befremden, denn dieselben sind so sehr englisch, so, fast ausschließlich, national, daß für Ausländer ein großer Theil des Genusses und Reizes verloren geht, zumal in Uebersetzungen, wo das Eigenthümliche der Sprache verwischt wird, was in den Boz'schen Erzählungen, welche sich vorzugsweise in der Sphäre des niedern Londoner Lebens und der untern Gesellschaftsclassen bewegen, den Dialekt und die einzelnen Ausdrücke, die Flüche und Ausrufungen, die Fehler in der Grammatik und Syntax, in der Aussprache und im Gebrauch der Wörter nachahmend, ein bedeutendes Element ausmacht. Hierauf glauben wir freilich einerseits das Urtheil gründen zu dürfen, daß der so schnell auf den Schild gehobne Charles Dickens denn doch nicht zu den Sternen erster Größe am literarischen Himmel Englands oder gar der Welt zu rechnen sey, sofern das wahrhaft Ausgezeichnete und Große, unsers Erachtens, doch immer auch in einem größern Kreis verständlich und ansprechend sein, und das wahrhaft und allgemein Menschliche in sich begreifen und darstellen muß, wie man dieß bei den anerkannten Meisterwerken aller Zeiten und Völker, selbst bei dem ausgesprochensten nationalen Gepräge findet; andrerseits aber erkennen wir auch an, daß unser Urtheil, aus den genannten Gründen, nicht ganz competent seyn kann, und wir wollen daher lieber die Urtheile seiner Landsleute über ihn mittheilen, in welchen, obgleich sie zur Zeit noch gewaltig in die Lobposaune stoßen, doch auch schon Bedenklichkeiten und Zweifel sichtbar werden, woraus mit der Zeit eine Opposition und Reaction

Digitized by Google

gegen den auf der Höhe der Popularität stehenden Autor werden mag.

Die schmetterndsten Trompetenstöße zum Preise Dickens' läßt die Literary Gazette erschallen; sie sagt: „Frühe schon begrüßten wir den aufsteigenden Stern von Dickens' Genius, und groß war unsre Freude, sein glänzendes Emporschweben über den Horizont zu beobachten, bis er eine feste Stelle am literarischen Himmel einnahm, als ein Gestirn erster Größe, und sein liebliches Licht über die bewundernde Welt ausgoß. Wir wollen aus Veranlassung der Erscheinung von Oliver Twist weder auf eine Kritik der Verdienste des Verfassers überhaupt eingehen, noch einzelne Proben anführen. Aber wir können doch nicht so ganz kurz über dieß Werk weggehen, und wir möchten auf Eine Eigenschaft aufmerksam machen, welche Dickens in einem beispiellosen Maaße entwickelt hat, ausgenommen nur etwa die gewaltigen Namen Shakspeare und Scott. Wir meinen die Schöpfung individueller Charaktere; das Beschwören und Verkörpern einer Anzahl origineller menschlicher Wesen in so wesenhafter Form und mit so lebendigen Gefühlen und Leidenschaften begabt, und in so natürlicher Weise handelnd, daß sie unmittelbar sichtbar, persönlich und uns ganz bekannt und vertraut werden; daß wir so wenig an ihrer Existenz zweifeln, als wenn wir sie im Fleisch gesehen, mit ihnen gesprochen und ihrem Thun und Treiben zugesehen hätten. Dieß wurde auf merkwürdige Weise offenbar bei dem Auftreten der Personen auf dem Adelphi- und Surreytheater. Alle Classen erkannten sie sogleich, und Logen, Parterre und Galerie riefen: das ist der! das ist jener! während des ganzen Auftretens der Charaktere von Oliver Twist und Nikolas Nickleby. Das heißt ächter Ruf! und wir wollen darüber einige Bemerkungen machen.

„Um von den Gewaltigsten zu sprechen: Shakspeare erschöpfte Welten und erschuf dann in seiner Phantasie neue. Scott schwärmte in der Erfindung von Meg Merrilies, Dominie Sampson, Cuddie Headrigg, Dandie Dinmont, Serjeant Bothwell, Dugald Dalzetty, Rob Roy und einer Menge Anderer. Aber wenn wir auf andre übergehen, auf Namen, die gefeiert sind in unsrer Literatur, so finden wir, daß die Schöpfung Eines Charakters, oder von zwei, drei bis vier als genügend angesehen wurde, den Ruf eines Schriftstellers zu heben und zu gründen. Robinson Crusoe und Freitag verherrlichen den Namen De Foe's; Onkel Toby und Corporal Trim, Mr. Shandy und Dr. Slop sind genug für Sterne; John Gilpin für Cowper; Tom O'Shanter und seine Cameraden für Burns, und so könnten wir noch hundert Fälle aufzählen. Und dann nehme man Dickens — einen jungen Mann, dem Publicum erst seit drei oder vier Jahren bekannt, und schon hat er die Regionen der Imagination mit einem Heer neuer Geschöpfe bevölkert. Es wäre ein ganzes Blatt erforderlich, sie alle aufzuzählen, von Pickwick und Weller bis auf Squeers, Ralph Nickleby, Smike und Newman Noggs — alle sehr original und ganz treu nach dem Leben. Am Schluß einer langen Laufbahn hatten Richardson, Fielding, Smollett, unsre glänzendsten Lichter auf dem Feld der Fiction, nicht mehr geleistet, als er in diesem wunderbar kurzen Zeitraum.

Welche glückliche Begabung und Schärfe der Beobachtung verkündigt dieser einzige Zug in seiner literarischen Laufbahn. Und doch ist dieß nur Ein Zug von vielen! Er hat tief gegraben ins menschliche Gemüth; er hat edel seine Thätigkeit auf die Schilderung von Uebelständen gerichtet — auf das Werkhaus, die Hungerschule, das Fabriksystem und manche andre Dinge, vor welchen die glückliche Natur schaudernd zurückbebt. Als einem Moralisten und Reformer grausamer Mißbräuche haben wir ihm noch wärmeren Dank der Nation darzubringen. Möge er in einem langen Leben die Schuld unsrer Dankbarkeit noch erhöhen, während er uns mit noch vielen Schöpfungen erfreut und immer eine der andern folgt!"

Wir lassen hierauf die etwas weniger enthusiastische Beurtheilung im Quarterly Review folgen, die zugleich interessante Würdigungen der Eigenthümlichkeit andrer neuerer Humoristen Englands gibt.

„Die Popularität dieses Autors (Dickens) ist eines der merkwürdigsten literarischen Phänomene neuerer Zeiten, denn sie ist auf tadellose Weise gewonnen worden, ohne die Anwendung irgend eines jener Mittel, wodurch die meisten andern Schriftsteller die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf sich gezogen haben. Er hat keinem populären Vorurtheil geschmeichelt und aus keiner Thorheit der Zeit Nutzen gezogen; er hat keine Carikaturskizzen des Wesens und der Gespräche der Aristokratie versucht, und in seinen Werken finden sich wenig politische oder persönliche Anspielungen. Ueberdieß sind seine Gegenstände von der Art, daß sie ihn anfänglich leicht dem fatalen Vorwurf der Gemeinheit aussetzten; und mit Ausnahme gelegentlicher Auszüge in den Zeitungen wurde ihm wenig oder gar keine Unterstützung von der Presse zu Theil. Und doch in weniger als sechs Monaten vom Erscheinen der ersten Nummer seiner Pickwickpapiere an gerechnet sprach das ganze lesende Publicum davon — die Namen Winkle, Wardell, Weller, Snodgras, Dodson und Fogg waren unsern Lippen ganz geläufig geworden, und Mr. Dickens war der große Gegenstand des Interesse's sämmtlicher männlichen und weiblichen „Löwenjager" der Hauptstadt geworden. Ja, Pickwickzitze figurirten an den Fenstern der Modehandler und Wellerhosen in den Anzeigen der Sackler; man sah Bezahrioletts durch die Straßen rasseln, und das Bild des Verfassers des Pelham oder des Crichton (Ainsworth) ward abgekratzt oder überschmiert, um an den Omnibus dem des neuen populären Lieblings Platz zu machen. Dieß ist nur zu erklären durch die Voraussetzung, daß eine neue Ader des Humors durch ihn eröffnet worden, daß ein neuer und entschieden origineller Genius aufgetaucht ist; und die flüchtigste Musterung der frühern englischen Schriftsteller der komischen Gattung wird darthun, daß in seiner eigenthümlichen Bahn Dickens nicht bloß der ausgezeichnetste, sondern der erste ist.

Bewunderer und Verkleinerer werden mit gleicher Bereitwilligkeit zugeben, daß er wenig oder nichts gemein hat mit den Novellisten und Romanschreibern des vorigen Jahrhunderts. Von Fieldings lebensvoller Anschauung der Triebfedern der Handlung und seiner Geschicklichkeit in der Anlage und im Bau des prosaischen Epos, oder von Smolletts Keckheit, Lebendigkeit

Digitized by Google

sprudelnder Abenteuerlichkeit und reichen, poetischen Einbildungskraft hat er nichts; noch weniger kann er Anspruch machen auf die ausgesuchte Feinheit, die zarte Vollendung und Glätte und die vollkommne Durchführung von Steele's und Addisons Lieblingscharakteren — Sir Roger de Coverley, Will Wimble, Will Honeykombe, Sir Andrew Freepart und andre; obgleich wir Weniges kennen, was glücklicher concipirt wäre als Sam Weller mit seiner ritterlichen Anhänglichkeit an seinen Herrn, seiner Galanterie gegen das schöne Geschlecht, seiner unzerstördaren Ruhe und Herrschaft über sich selbst und seiner auf eigenthümliche Weise erwordnen Weltkenntniß. Ein mikroskopischer Beobachter möchte einige Punkte von Analogie im Vikar von Wakefield und im Beau Tibbs entdecken, aber sicherlich nicht so viele, um darauf die Behauptung einer Parallele zu gründen. Eine Musterung der vornehmsten humoristischen Schriftsteller der jetzigen Zeit wird zu einem ähnlichen Resultat führen; wobei wir nur bevorworten, daß wir das Wort humoristisch im popnlären Sinn nehmen, wornach es das bezeichnet, was einen lachen macht, und nicht im metaphysischen.

Weit die erste Stelle unter allen zeitgenössischen Schriftstellern dieser Classe stehen der ehrwürdige Sydney Smith und Theodor Hook — magis pares quam similes — und wir benützen gern die Gelegenheit, ihren anerkannten Verdiensten den Tribut unserer Bewunderung darzubringen, während wir die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten beider anzudeuten suchen.

Was Sydney Smith betrifft, so haben wir uns die Mühe — oder vielmehr sollten wir sagen das Vergnügen — gegeben, eine Menge seiner glücklichsten Stellen zu analysiren; und wenn wir uns nicht sehr täuschen, glauben wir das große Geheimniß seiner Kunst namhaft machen zu können; es besteht nämlich, neun Mal unter zehn, in spaßhafter Uebertreibung, oder in dem was die Logiker reductio ad absurdum nennen, d. h. darin, die Folgen eines aufgestellten Satzes oder Schlusses bis zu den äußersten Gränzen des Lächerlichen zu treiben; — wie in seiner bekannten Besorgniß, daß, wenn Sir Andrew Agnews Grundsätze (über die strenge Sonntagsfeier) Fortschritte machten, „Whist und Tarok würden in die Wüste verbannt werden, und wir es erlebten, zu sehen, wie vier ältliche Gentlemen um sechs Groschen die Partie, unter den Bergen, spielten, und Schildwachen ausstellten, um nach den Dragonern zu spähen," oder in seiner Bemerkung gegen einen Freund, der von dem Verdruß einer literarischen Dame sprach, als sie einen Strohhalm (die Spur und das Symptom einer Miethkutsche!) in ihrem Gesellschaftssaal entdeckte: „Ha, was das betrifft, so bin ich schon in literarischen Soirées gewesen, wo der ganze Boden aussah wie ein Stoppelfeld." Die folgende Stelle aus Peter Plymley's Briefen mag unsere Behauptung noch weiter beweisen:

„Aus den Augen, aus dem Sinn! scheint ein Sprüchwort, das eben so gut auf die Feinde wie auf die Freunde paßt. Weil man das französische Heer nicht mehr sah von den Felsen von Dover; weil die entnervten Londoner Badegäste an der Küste von Sussex nicht mehr den Hall des Geschützes hörten; weil die Morning-Post nicht mehr die Invasion bald auf Montag, bald auf Donnerstag, bald auf Samstag festsetzte; weil alle diese Gründe der Angst aufhörten, bildetet ihr euch ein, die Macht Bonaparte's gehe auf die Neige und machtet euch auf den Weg nach Paris, mit Lord Hawkesbury dem Eroberer. Dieß ist genau die Art und Weise, wie die Engländer sich während des ganzen Revolutionskriegs benommen haben. Wenn Oesterreich und Preußen waffneten, so ließen die Doctoren der Gottesgelahrtheit sofort die Stellen aus dem Propheten Habakuk abdrucken, in welchen die Vernichtung des Usurpators durch den General Mack und den Herzog von Braunschweig so deutlich geweissagt ist. Wenn Bonaparte Halt machte, so war eine Meuterei oder eine Ruhr daran schuld. Wenn einer seiner Generale von den leichten Truppen Rußlands aufgefressen und bis aufs Bein abgenagt wurde, so offenbarte sich der blutige Geist dieses Landes in seiner ganzen Glorie. Welche Scenen der Schändlichkeit enthüllte dann die Gesellschaft für Unterdrückung des Lasters unserm erstaunten Auge! Die Töchter von Kaufleuten tanzend! Bierkrüge herbeigeschleppt zwischen der ersten und zweiten Vorlesung; und dunkle und ferne Gerüchte von unanständigen Druckschriften und Bildern!"

Diese Eigenthümlichkeit bei der Construction seiner Scherze ist jedoch weit nicht die einzige Eigenschaft Sydney Smiths. Seine feine Bildung und sein Whiggismus influenziren und färben den ganzen Strom seines Humors; so daß in der That seine glücklichsten Stellen ausdrücklich für die Kreise in Holland- oder Lansdowne-House, oder eine andere Coterie von der alten Whig-Schule verfaßt scheinen, welche aus Männern bestanden, ausgezeichnet in Literatur, Politik oder in der Gesellschaft, und verkehrend mit dem Reichsten, Seltensten, Besten und Frischesten in allen geistigen Gebieten — durchsäet mit einer Anzahl literarischer, hochgebildeter Frauen, um Würze und Geschmack den Anspielungen zu geben, die oft an die Gränze der conventionellen Schicklichkeit streiften und sie selten überschritten. Man nehme z. B. einen Abschnitt wie folgenden:

„Was den Geist der Bauerschaft betrifft und ihre Tüchtigkeit zu einer tapfern Vertheidigung hinter Hecken, durch Geschirrständer und Hühnerställe, so glaube ich, eine so hohe Meinung ich auch von ihrem Muth habe, daß doch keine Nation der Welt so leicht von einem panischen Schrecken dürfte ergriffen werden; und dieß in Folge ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit Scenen des Kriegs. Alter Weizen und Bohnen in Flammen auflodernd zwanzig Meilen in der Runde — Karrengäule niedergeschossen — die Schweine von Lord Somerville's Zucht wild durch das Land rennend — der Pfarrer des Kirchspiels schmerzlich im Hintertheil verwundet — Mrs. Plymley in Krämpfen — alle diese Kriegsscenen hat ein Oesterreicher oder Russe drei oder viermal durchgemacht; aber drei Jahrhunderte sind es jetzt, daß kein englisches Ferkel mehr im hitzigen Kampf auf englischem Grund gefallen, daß kein Pächterhaus geplündert worden ist, oder die Gattin eines Geistlichen andere Liebesanträge anhören mußte, als die Ehezärtlichkeiten ihres schlichten, orthodoxen Gemahls. Die alte Ausgabe von Plutarchs Lebensbeschreibungen, die in der Ecke eures Fensters im Be-

Digitized by Google

ſuchzimmer liegt, hat viel beigetragen zu euren höchſt romantiſchen Erwartungen von unſerm ächt römiſchem Benehmen. Ihr ſeyd überzeugt, daß Lord Amherſt die Kühdrücke vertheidigen wird, wie Cocles, daß der Herzog von York ſeine capitulirende Hand verbrennen und der kleine Mr. S. B. den Ertrag von vierzig Jahren bieten wird für Moulsham-Hall, während die Franzoſen dort gelagert ſind. Ich hoffe, wir werden das Alles ſo erleben, wenn die Franzoſen kommen; inzwiſchen aber bin ich ſo entzückt von dem ordinär engliſchen Benehmen dieſer unſchätzbaren Perſonen, daß ich ernſtlich bete, es möge ihnen doch keine Gelegenheit gegeben werden zu römiſcher Tapferkeit, und keine Anſprüche auf die ſehr unrömiſchen Penſionen, die ſie Alle, natürlich, in Folge davon fordern würden."

Ein Tory jener Zeit konnte freilich wohl ſchwerlich die Anſpielungen auf Lord Amherſt, den Herzog von York, Mr. S. B. und die Penſionsliſte goutiren; um eine Freude zu haben an dem Spaß über Lord Somerville und ſeine Säue mußte der Leſer eigentlich mit ihm und ſeinen landwirthſchaftlichen Liebhabereien perſönlich bekannt ſeyn; und wir fürchten, wenige außer den hochgebildeten Damen der höhern Kreiſe, die durch ihren Rang und das Bewußtſeyn ihrer Geiſteshöhe befreit waren, von jeder Möglichkeit der Beſchuldigung von Gemeinheit und Unanſtändigkeit würden umhin können, Anſtoß zu nehmen an dem Schickſal, welches den Pfarrern der Landgemeinden und ihren Frauen gedroht wird. Aber Jedermann iſt im Stande, die paſſende Wahl und Zuſammenſtellung lächerlicher Umſtände und Einzelnheiten in der obigen Stelle zu begreifen und zu würdigen; und dieß iſt nun wieder ein Mittel, Heiterkeit und Lachen zu erregen, worin es nicht leicht wäre, unſerm Geiſtlichen es gleich zu thun. Wenn irgend ein Individuum etwas Lächerliches in ſeinem Benehmen, ſeiner Privatgeſchichte, ſeiner Haltung oder Kleidung hat, und keinen ſehr heftigen Ehrgeiz beſitzt, in Amber eindalſamirt zu werden zur Beluſtigung ſeiner Freunde, ſo rathen wir ihm, ſich fern von Hrn. Sydney Smith zu halten, oder wenigſtens ihn nicht zum Scherz und Spott herauszufordern.

(Fortſetzung folgt.)

Graf Xavier de Maiſtre.

(Schluß.)

Etwas umfaſſender als der Ausſätzige und in ihrer Art ebenſo trefflich ſind die beiden andern Erzählungen, die im Jahr 1820 in Paris erſchienen. Die junge Sibirierin iſt ganz köſtlich durch das wahre, durchgängige, tiefgegründete und im Ton gemäßigte Pathos, gemiſcht mit feiner Beobachtung und einer milden Verſpottung der menſchlichen Natur, die der nüchterne Autor noch durch eine Thräne hindurch ſcharf und klar ſieht. Hier iſt ihm eine zweite Vergleichung ein zweiter Triumph vorbehalten, und mit Leidweſen muß ich es ſagen, wieder über eine Frau. Madame Cottin hat in ihrer: Eliſabeth oder die ſibiriſchen Verbannten einen Roman aus dem gemacht, was Herr Xavier de Maiſtre einfach erzählt. Bei ihr hat man ein junges, ſchwärmeriſches, ſentimentales Mädchen, die Tochter des Verdannten von der Hütte am See; ſie hat einen edeln, ſchönen Liebhaber, den jungen Smoloff; ihn wünſchte ſie ſich zum Führer auf ihrer Wallfahrt, aber man hält für angemeſſener, ihr einen Miſſionär mitzugeben; am Ende heirathet ſie den Geliebten. Das einfache, wirkliche, fromme und tapfere Mädchen, Praſcovie, geht ganz unter in der Sentimentalität der Madame Cottin, noch mehr als der Ausſätzige in der geiſtreichen Manier der Madame Cottin. Man kann hier mit den Worten der Praſcovie ſelbſt ſich ausſprechen; wie ſie nach ihrem unerwartet glücklichen Erfolg eines Tags in das Schloß Ermitage geführt wird, und dort ein großes Gemälde ſieht von Silenus, welchen die Bachantinen halten, ruft ſie aus: „Alles dieß iſt doch nicht wahr! das ſind ja Menſchen mit Bocksfüſſen! Welche Narrheit, Sachen zu malen, die es nie gegeben hat, da ja doch kein Mangel an wirklichen iſt!" Aber um die Sachen zu ergreifen wie ſie in Wahrheit ſind, wie Maiſtre in ſeiner Erzählung gethan, um auch nur Eine Seite zu verfolgen, die des brünſtigen Glaubens, der vertraut, und des Heldenmuths, der ſich ſelbſt nicht kennt, um hiemit im Vorübergehen und ohne Mißklang einige heitrere Züge zu verbinden, oder die Anſchauung der Schwächen und Bosheit des Herzens, um nichts zu vergeſſen, Alles zu verſchmelzen und Alles in Einer wohlthuenden Rührung auszugleichen: dazu gehört ein ganz eigenthümliches Talent, eine um ſo feinere Kunſt, als ſie ſich verbergen muß, und man am Ende nicht weiß, ob ſie ſich ihrer ſelbſt bewußt iſt.

Die Gefangenen vom Kaukaſus ſcheinen, in der Eigenthümlichkeit der ſo lebhaft geſchilderten Sitten und Charaktere, an dieſem gewöhnlich ſo milden und anmuthigen Talent, ein Vermögen der Kühnheit zu offenbaren, welches im Nothfall vor keinem Zug der Wirklichkeit und der Natur, ſelbſt in ihrer wildeſten Geſtalt nicht, zurückſcheut. Merimée dürfte die Perſon Ivans beneiden, den braven Diener des Majors, ſo treu und ſo trotzig zugleich, der jedem, der ihn beläſtigt, ſo raſch ſeinen Schlag mit der Art verſetzt, dazu die Weiſe pfeifend: Hai Luli, Hai Luli!

Graf Xavier de Maiſtre kam im Winter 1838 — 1839 das erſtemal nach Paris; ein einzigesmal zuvor hatte er einen kleinen Theil Frankreichs ſchnell durchreiſt. Aber er hat bei ſeinem kurzen Aufenthalt dauernde Erinnerungen zurückgelaſſen bei Allen, die ſo glücklich waren, ſich ihm nähern zu dürfen. Vergnügen und Nutzen könnte man aus mehr als einem ſeiner naiven und feinen Urtheile ziehen. Unſre modernen Schriftſteller hat er wenig geleſen; bei ſeiner Ankunft kannte er ſie nur dem Namen nach, ſelbſt die ſehr kleine Zahl derjenigen, die ihm zuſagen dürften. Als er die modiſchen Schriften durchlief, erſchrack er anfangs und fragte, ob denn unſre Sprache ſich verwandelt habe während der langen Zeit, welche er im Ausland gelebt hatte; „was mich jedoch ein wenig beruhigt, fuhr er fort, iſt, daß wenn man auch ganz anders ſchreibt, doch die meiſten

Digitized by Google

Personen, denen ich begegne, noch dieselbe Sprache reden, wie ich.“ Als er einer Sitzung unserer Kammer anwohnte, ward er fast aus der Fassung gebracht durch so viele Worte; herkommend von der Stille der Villen und der Ruhe absoluter Monarchien begriff er nicht recht den Nutzen all dieses Gelärmes, und ich gestehe, man hätte Mühe gehabt, im Augenblick ihn ihm recht einleuchtend zu machen. Auch hatte er eine für die Repräsentativ-Verfassung gar zu ungünstige und unvortheilhafte Viertelstunde getroffen; warum wählte er nicht einen schmeichelhafteren Augenblick? Die Deputirtenkammer mahnte ihn jedesmal daß er vorbeikam, sagte er, unwillkürlich an den Vesuv. — Nun ja, allenfalls was den Rauch und Dampf betrifft, wenn schon nicht in Betreff der Gefahr einer Explosion. Er aber glaubte auch an die Gefahr. Er liebte auch gar nicht den Quai Voltaire (eine Familienantipathie) und eilte dort immer so rasch er konnte vorbei, den Kopf senkend und seine Blicke nach der Seine richtend. Er bewundert, wie man sich denken kann, die Werke seines berühmten Bruders, und bei aller Toleranz, ohne einen Schatten von Dogmatismus, scheint er sie ganz instinctmäßig in sich aufzunehmen als die allereinfachste Ideenreihe von der Welt; er findet, daß das schönste Buch des Grafen Joseph das von der gallikanischen Kirche ist. Was er am meisten bei unsern großen Literaten zu vermissen und zu bedauern schien, das ist der Mangel an Einheit im Leben. Er hat sie im seinigen: Einfachheit, Reinheit Bescheidenheit, Glück; ein schönes Muster alter Sitten, bis ans Ende treu bewahrt in einem anmuthigen Geist und einer gefühlvollen Seele. — Mit großem Lob pflegte er von einem Genfer Schriftsteller von vielem Geist zu sprechen, der in dem halb rührenden, halb humoristischen Genre ein wenig zu seiner Schule gehört, und von dem er wünschte, daß man ihn in Frankreich bekannt machte, von Herrn Töpfer. *)

Zur selben Zeit, wo der Graf Xavier de Maistre sich uns als einer der Menschen darstellte, deren Begegnung über viele getauschte Erwartungen in der Literatur tröstet und mild mit der menschlichen Natur aussöhnt, zeigt sich in der unvermerkt steigenden Verbreitung seiner Werke eine Bewegung, die nicht ohne Bedeutung ist und von einer tröstlichen Vorbedeutung für die Läuterung des Geschmacks. Man hat ihn wenig ausposaunt und gepriesen in den Journalen; keines der üblichen großen Mittel ist angewandt worden, um mit Gewalt einen Erfolg herbeizuführen, und doch! in 4 Monaten, und zwar sehr unglücklichen für den Buchhandel, sind 1948 Exemplare seiner Werke verkauft worden. Die Zahl ist authentisch und ich gebe sie als einen Trost. Der Cultus des Rührenden und Einfachen behält denn doch immer noch seine Getreuen und weiß sie geräuschlos zu versammeln.

*) Mehrere seiner Erzählungen hat das Morgenblatt mitgetheilt.

Miscelle.

Der zweite Theil von Goethe's Faust in England und Frankreich.

Es ist in diesen Blättern schon früher von der Verpflanzung des Faust, in seiner fragmentarischen Gestalt, nach England und Frankreich, und von den Beurtheilungen, die er daselbst erfuhr, die Rede gewesen; wir haben jetzt zu berichten, daß auch der zweite Theil, über welchem sich in Deutschland so manche Aesthetiker, Kritiker und Philosophen den Kopf zerbrochen haben, da der greise Dichter in dieß jedenfalls höchst merkwürdige Werk so gar viel „hineingeheimnißt“ hat, in jenen Ländern zur Kenntniß des Publicums gebracht zu werden anfängt. Das Monthly Magazine nämlich, das unter einer neuen Redaction einen neuen Aufschwung nehmen zu wollen scheint, gibt in seinen neuesten Nummern seit Anfang dieses Jahres eine Uebersetzung in „rhythmischer Prosa“ von Leopold J. Bernays, in welcher die lyrischen Stellen im Metrum des Originals, jedoch ohne den Reim, das übrige aber in Prosa wiedergegeben ist. Die Revue des deux Mondes enthält einen ausführlichen Artikel von H. Blaze über den zweiten Theil Faust, worin auch einige Uebersetzungsproben, natürlich in Prosa, mitgetheilt sind. Wir werden später wieder darauf zu sprechen kommen, und bemerken hier nur in Beziehung auf die englische Uebertragung, daß sie, so schwierig auch das Original ist, doch einige Mißverständnisse und Verstöße abgerechnet, ausgezeichnet treu und den Nuancen des Originals sich anschmiegend ist. Wir finden es wohlgethan, daß dem englischen Publicum, so weit es sich für deutsche Literatur und Poesie interessirt, einstweilen durch eine solche Uebertragung ein Begriff und Vorschmack von dem gegeben wird, was es zu erwarten hat, worauf dann spätere Versuche folgen mögen, auch die poetische Form des Werkes getreu nachzubilden. Die lyrischen Stellen nehmen sich, auch ohne den Reim, im Englischen recht gut aus; die in Prosa übersetzten aber, deren Inhalt oft so phantastisch und überschwänglich ist, bekommen ein ziemlich seltsames Ansehen, denn was in Versen komisch, pikant und frappant lautet, klingt in Prosa oft trivial und fast läppisch. Die Uebersetzung gibt aufs neue Gelegenheit, einerseits die glückliche Kürze des Englischen, andrerseits seine Verwandtschaft mit dem Genius der deutschen Sprache zu erkennen.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 189.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Julius 1839.

Zug durch Kurdistan.

(Aus Mignan's: Winter Journey, through Russia etc., into Kurdistan.)

1. Gebirge. — Schilderung des Volkes. — Die kurdische Gränze.

Die persische Stadt Miandad liegt an den Gränzen eines der schönsten und berühmtesten Länder des Orients, des Landes der Kurden oder Kurdistans, von den Alten Carducia genannt. Es bietet eine unermeßliche Reihenfolge von Berg und Thal dar, und weite Ebenen von unerschöpflicher Fruchtbarkeit wechseln mit Bergen ab, die fast die Höhe des Montblanc erreichen. Die höchste Spitze der großen Zagroskette erhebt sich auf mehr als 14,000 Fuß, und zwischen dem Fuß dieser Kette und dem Ararat tragen die Bergmassen zahlreiche, mehr oder minder breite Hochflächen. Wo diese Ebenen nicht vorkommen, erreichen die Berge die größte Höhe: Euphrat und Tigris winden sich um den Fuß derselben und fließen diesen Ketten so ziemlich parallel. Die große Kette ist von dem Tigris durchschnitten, nahe bei dem alten Niniveh, von wo an diese beiden Ströme die gränzenlosen Ebenen Mesopotamiens einschließen.

Diese hohen Ketten enthalten viele Erzeugnisse des Mineralreichs, aber ihre Schätze liegen unerforscht, weil das Land in den Händen unwissender Barbaren ist. Viele Berge haben unerschöpfliche Salzminen, namentlich zwischen Wan und dem Ararat. Salpeter, Schwefel und Arsenik trifft man gleichfalls, und mit Alaun ist der Boden tief geschwängert. Nahe den Quellen und Ufern der großen Ströme und ihrer Nebenflüsse sind Minen von gold- und silberhaltigem Kupfer, und die Felsen in der Nachbarschaft enthalten Adern des schönsten Marmors. Im Norden bestehen die Felsen aus Kalkstein, im Süden aus Granit; vulcanische Felsen kommen bei Urumiah vor, und Mineralquellen sind häufig. Am Berge Zagros kommt ein äußerst bröcklicher Stein vor, der durchaus mit einem blauen Stratum gefüllt ist, das dem Türkis gleicht.

Die Gebirge sind bis zu einer Höhe von 6000 Fuß mit Wäldern bekleidet, doch finden sich diese auch noch höher hinauf an geschützteren Stellen. Die Bäume sind der Wallnußbaum, der hier eine riesenhafte Höhe erreicht, die Buche, die Fichte, die Eiche (ziemlich verkrüppelt), die Ceder, die Platane, der Maulbeer-, Kirsch-, Apfel-, Birn-, Wispel- und Aprikosenbaum. Aus den Kernen der Frucht dieses letztern wird ein vortreffliches Oel gezogen. Das Gebüsch besteht aus Wachholder, wilden Kirschen, wilden Rosen, Haferdistel, wildem Krapp und Reben. Die Süßholzwurzel wird zur Feuerung verwendet; die Pflanze wächst an steinigen dürren Stellen in Fülle, und Stücke Gummi, groß wie Schlangeneier, bilden sich an den dicksten Zweigen. Eine andere Pflanze, die besondere Aufmerksamkeit verdient, wächst in dicken runden Büschen, die mit langen Dornen bedeckt sind: sie deckt die niedrigsten Striche des Landes, manchmal in solcher Fülle, daß sie den Reisenden am Fortkommen hindert. Es ist dieß dieselbe Pflanze, die in Indien, Arabien, Persien, der Tatarei und in Afrika in Menge wächst, und die Lieblingsnahrung des Kamels bildet. Das Kauen derselben macht einen schäumenden Speichel, der demselben eine sehr angenehme Empfindung zu gewähren scheint. Ihr dauerndes Grün erfrischt das Auge des Wanderers, und durch die dem Beduinen wohlbekannte Eigenschaft ihrer zähen tiefgehenden Wurzeln, die sparsame Feuchtigkeit eines dürren Bodens anzuziehen, werden sie auch noch zur Erzeugung eines gesunden Nahrungsmittels für den Menschen benützt. Man macht im Frühjahr in den Stamm der Pflanze, nahe an der Wurzel, einen Einschnitt, ein einziges Samenkorn der Wassermelone wird in den Spalt gelegt und die Stelle wieder mit Erde bedeckt. Der Same wird eine parasitische Pflanze, und der Nährstoff, den die schwache, saftige Wurzel der Melone nicht an sich ziehen könnte, wird in reichlichem Maaß durch die zähe, tief gehende Wurzel dieses Dornstrauchs gewonnen. So gewinnt man aus einem salzigen Boden, der sonst gar keinen Anbau verträgt, jährlich Wassermelonen in Menge. Die schönen Scharlachblüthen der Pflanze, welche den Namen hedysarum alhagi führt, erscheint erst nach dem Frühjahr, und ihr folgt die kurze, halsbandförmige Schote, die dieser Gattung eigenthümlich ist.

Die günstige Lage dieses herrlichen Landes und sein himmlisches Klima sind die wahrscheinlichen Ursachen der Fülle von

Digitized by Google

Erzeugnissen, wie sie sich selten in einem andern Theile der Welt beisammen findet. Ein tiefer, reicher Boden herrscht in den meisten Strichen des Zazros vor.

(Schluß folgt.)

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

Ehe diese Verbrennung aber angeordnet werden kann, muß der größere Theil der trockenen Zeit verstrichen seyn, die Sonne auf das Verhau frei und ausdorrend eingewirkt haben. Inzwischen reinigen die Neger einen kleinen Raum von den niedergestreckten Stämmen, stets eine sehr zeitraubende und anstrengende Arbeit; einige größere Hütten (Bohios), leicht mit Palmenblättern gedeckte Schutzdächer ohne Seitenwände, steigen empor, und die am schnellsten wachsenden Nahrungspflanzen werden dem jungfräulichen Boden anvertraut, damit der Colonist nach vier Monaten der größern Hälfte der beträchtlichen baaren Ausgaben für die Ernährung seiner Sklaven sich überhoben sehen möge. An einem besonders windigen Tage des Februars oder März zündet man endlich die niedergeschlagene Waldung an. Die Flamme fliegt mit Blitzesschnelle von einem Ende zum andern, verbreitet sich durch das dürre, aber lederartige, oft harzige Laub, und steigt unter fortwährendem Krachen der berstenden Stämme endlich wie eine thurmhohe Säule empor, deren Furchtbarkeit nur dann völlig begreiflich ist, wenn man weiß, daß sie auf einem Viereck von wenigstens 250,000 □Fuß wüthet und reichliche Nahrung findet. Zahllose Geschöpfe, die sich ruhig eingenistet, verbrennen in ihrem übel gewählten Wohnorte; Ameisen, Termiten, Käfer und andere Insecten, denen die Zerstörung gefallener Bäume von der Natur überwiesen worden ist als Zweck ihrer Existenz, kleine Vögel, die sich arglos angebaut, Schlangen und Eidechsen, namentlich Iguanen und schöngefärbte Anotis, die in Cuba an allen sonnigen Orten in überraschender Zahl wohnen, suchen halbversengt sich zu retten, aber sie werden in der Verwirrung dem kleinen westindischen Falken zur Beute, der am Rande der Feuersbrunst lauert, und zu allen Zeiten von den Eingebornen gern gesehen wird als Vertilger der vielen Reptilien, unter welchen jedoch, wie allgemein behauptet wird, bis jetzt noch nicht Eine giftige Art gefunden wurde. Mehrere Wochen glimmt das Feuer fort, wenn nicht ein unwillkommener Regen es auslöscht und die Hälfte der aufgewendeten Arbeit unnützlich macht. Wenn die Verbrennung wohl gelungen ist, so erscheint zwar der Boden weit und breit mit schwarzverkohlten Stämmen bedeckt, die durch Härte und Umfang der Gluth widerstanden haben, allein es ist nun möglich zwischen ihnen hindurchzugehen und mit Zugochsen die hinderlichsten auf einen Haufen zusammen zu schleifen, dessen Anzündung in den Abendstunden den Sklaven gewöhnlich ein Fest, einen Tanz, nämlich um die lodernde Masse, bereitet. Was sonst von Resten in dem Felde herum liegt, zerfällt unter der Einwirkung des Wetters gewöhnlich innerhalb des Zeitraums von drei bis vier Jahren, und vermehrt die Fruchtbarkeit des Bodens. Dem Auge zeigt sich nun eine schwärzliche Fläche, bedeckt mit zahllosen, drei bis vier Fuß hohen Stümpfen, und in ihrem äußersten Winkel einige niedrige Hütten, die kaum vom Hintergrunde des Waldes unterscheidbar sind. Man kann sich kaum überreden, daß es möglich seyn werde, in wenigen Jahren diese unerfreuliche Scene der Verheerung in eine regelmäßige grünende Pflanzung umzuschaffen, die mit wohnlichen Gebäuden versehen, breiten Wegen durchschnitten und durch viel versprechende Reihen tropischer Bäume geschmückt, einen der schönsten Anblicke gewährt.

Vollkommene Symmetrie in Vertheilung des Landes trägt hierzu allerdings sehr viel bei, und da sie die Bearbeitung des Bodens und systematische Folge derselben sehr erleichtert, so wird sie von allen Colonisten beobachtet, selbst von den sonst nachlässigeren Spaniern, die übrigens in der rechtwinkeligen Anlage aller Ortschaften Amerika's, von der Hauptstadt bis zum geringen Pfarrdorfe hinab, gewiß einen Beweis von Liebe zur geometrischen Präcision gegeben hatten, so gerechter Tadel sich auch gegen die von ihnen getroffene Wahl der Plätze selbst aussprechen läßt. Zu den nothwendigen Eigenschaften eines jeden Majorats gehört auch die Fähigkeit die Pflanzung in allen ihren Theilen, mit Berücksichtigung der künftigen Vergrößerungen durch erneuetes Ausrotten des Waldes abstecken zu können. Selbst die gewöhnlichsten Creolen entwickeln in dieser Hinsicht eine bedeutende Geschicklichkeit; sie arbeiten schnell und sicher, ungeachtet sie sich nur der Signalstangen, der Meßkette und höchstens eines Compasses, fast niemals eines eigentlichen Meßtisches bedienen. Im Mittelpunkt wird ein gleichseitiges Viereck unter dem Namen des Patio (nicht Batteo, wie oft sehr irrig geschrieben wird) oder Hofes, zur Errichtung der Wohngebäude, der Magazine und der Vorrichtungen zum Trocknen der Kaffeebeeren vorbehalten; die zwei Hauptalleen müssen, wenn der Grundplan regelmäßig ist, im Mittelpunkte dieses Platzes sich rechtwinkelicht durchschneiden, und werden von hier aus bis zu dem äußern Zaune abgesteckt, der in den ersten Jahren aus unverbrannten und aufeinander gelegten Baumstämmen besteht, später durch eine dichte Hecke des stachlichten Limonenstrauches oder der prachtvoll rothblühenden Erythrina ersetzt wird, deren Stämme es mit unsern Weiden gemein haben, schnell zu wurzeln und durch Verschneiden der Kronen gezwungen werden, sich zeitlich in lange, leicht verflechtbare Zweige auszubreiten. Die Pflanzer geben diesen großen Alleen, je nachdem sie ihr Land sparen oder Schönheit der Ansichten bezwecken, verschiedene Breite, manche nur 16, andere bis 25 castilische Varas. Nach Feststellung der Haupteintheilungen hat die Abgränzung der viereckigen Felder mittelst anderer, aber schmaler Baumgänge keine weitere Schwierigkeit. Man gibt den erstern gemeinlich eine Länge von 200 Varas für jede Seite; ein jedes wird also 10,000 Kaffeebäume halten können, indem es gebräuchlich ist, jedem zwei Varas Abstand vom Nachbar zu gestatten.

Das Bepflanzen des Ganzen dieser regelmäßig eingetheilten Grundfläche erfordert längere Zeit und größere Mittel, als der Pflanzer anfangs zu verwenden hat. Gewöhnlich begnügt man sich daher mit der Hälfte oder zwei Drittheilen des urbar gemachten Landes, das aber nicht sogleich mit jungen Kaffee-

Digitized by Google

bäumen bepflanzt werden kann, wo der Boden allzu fruchtbar ist, und durch eine schnellwachsende Nahrungspflanze, namentlich durch Mais, erst etwas ausgesogen werden muß. Ein anderer Vortheil dieser vorläufigen Benutzung des Bodens besteht in dem Schatten, den die gewaltig hoch werdenden Stauden den bald nachher gelegten Kaffeepflänzchen gewähren, die bis zu ihrer Versetzung an die Kühle des Waldes gewöhnt gewesen sind. Das Pflanzen des Kaffee's geschieht nämlich auf doppelte Weise, einmal durch einfache Stecklinge, ein schwieriges und nur da angewendetes Verfahren, wo vollständige Pflanzen nicht zu haben sind, oder ihr Transport zu kostspielig seyn würde, und zweitens durch Versetzung junger Individuen, die aus Samen gezogen worden sind. Die erste Manier heißt kurzweg „sembrar", die zweite „sembrar a la Motte", wahrscheinlich von dem Erfinder, einem Pflanzer von St. Domingo. Auf älteren Pflanzungen sind meistens Baumschulen (Semilleras) für den Kaffee vorhanden. Sie liegen im nahen Walde und erfordern weiter keine Vorarbeit bei der Anlegung als Ausrottung des Unterholzes und Entfernung der seit langer Zeit aufgehäuften Reste zerfallener Bäume. Ohne strenge Ordnung zu beobachten, säet man theils reife Samen aus, theils steckt man abgeschnittene Zweige alter Kaffeebäume, die im Schatten weit leichter wurzeln, als auf den sonnigen Feldern, und nach einem Jahre ist die Semillera schon so wohlbestanden, daß aus ihr theils die eingehenden Bäume ersetzt, theils Pflanzen, von welchen das Tausend mit zehn Pesos bezahlt wird, verkaufsweise abgegeben werden können, und somit die Einkünfte des Besitzers sich ansehnlich vermehren. Die Reihen der Kaffeepflanzen im Felde sind um so regelmäßiger, da keine der fußtiefen Gruben, in welche jene versetzt werden, ohne Berücksichtigung der festgesetzten Distanz von den Negern gegraben werden darf. Das junge Bäumchen muß in der Mitte gekappt, die Wurzel wohl bedeckt und die Stellung völlig senkrecht seyn, wenn Alles wohl gelingen soll, vor Allem aber die Jahreszeit und der Zustand der Witterung in Anschlag gebracht werden. Der Verlauf der erstern ist in Cuba an der nördlichen Gränze der Tropenregion keineswegs so regelmäßig, wie auf dem südamerikanischen Festlande zunächst dem Aequator. Die Regen bleiben bisweilen mehrere Wochen über die Zeit aus, und daher wählt man am besten den Maimonat zum Pflanzen des Kaffee's. Jedenfalls tritt, wenn auch verspätet, die nasse Jahreszeit mit Anfang Junius ein, und belebt die jungen, der Trockenheit leicht unterliegenden Bäumchen. In den nächsten zwölf Monaten verlangt die Kaffeepflanzung keine andere Sorge, als Reinhalten von dem Unkraute, welches freilich auf solchem Boden mit der erstaunlichsten Schnelligkeit empor schießt. Die Gluth des Feuers hat in vielen Baumstümpfen die Lebenskraft nicht getödtet, saftige Schößlinge, mit ungewöhnlich breiten Blättern versehen, streben aus ihren unversehrten Wurzeln empor, und drohen die Felder in häßliche Gebüsche zu verwandeln, aber weit schlimmer und größere Arbeit erfordernd, entwickelt sich eine eigenthümliche Schicht krautartiger Gewächse zunächst dem Boden. Sie scheinen von der Natur selbst mit einer Lebenszähigkeit ausgerüstet zu seyn, die sie befähigt, aller Anstrengung des Menschen zu ihrer Ausrottung zu trotzen, und drängen sich da sogleich ein, wo eine fleißige Hand die Cultur eines Landstückes unternimmt, läge es auch weit von jeder andern Niederlassung entfernt und vom Walde umgeben, der dieselben, die Sonne liebenden Unkräuter nie beherbergte. Ein wahre Pest der Felder stellen die umherkriechenden Commelynen (hierba de Don Carlos) dar, Pflanzen, deren cyanenblaue Blumen wir wohl in den botanischen Gärten bewundern, die aber dem westindischen Colonisten die verhaßtesten sind. Die größte Trockenheit der Luft, Abbrennen der von ihnen in Besitz genommenen Orte und selbst das Hervorhacken der Wurzel tödtet sie nicht, denn bleibt von ihnen nur eine unberührte Wurzelfaser im Boden, so drängen sich bald neue Zweige hervor, die in allen Richtungen wurzelnd, ein bis in das Unendliche theilbares Leben besitzen. Zwischen diesen wuchern Gräser mit büschelförmig gestellten, breitgedrückten Aehren, unausrottbarer als unser Queckengras, und sogar manche europäische Unkräuter, die, wahrscheinlich mit Gartensämereien lang vergangener Zeit eingeführt, an Größe und sonstiger Entwicklung ein fremdartiges Ansehen gewonnen haben. Während der Regenzeit ist die Kraft der Vegetation so groß, daß die Sklaven wochentlich zwei bis drei Tage auf Ausjätung des Unkrauts verwenden müssen, welches mit der Zeit dennoch zunimmt, und in alten Pflanzungen, wo Arbeiten sich häufen, durch Aussaugung der Erde größern Schaden bringt, als man auf den ersten Blick vermuthen möchte. Bisweilen pflanzt man Bananen auf neu besetzte Kaffeefelder, und erlangt hierdurch nicht nur einen sehr wirksamen Schutz gegen die senkrechten Sonnenstrahlen, sondern nach zwölf Monaten auch eine reichliche Aernte von Früchten, die dem Neger unentbehrlich sind. In einem feuchten und lockern Boden ist jedoch die Banane dem Kaffee schädlich, da sie Fäulniß seiner Wurzeln herbeiführt, während sie auf rothem, festem und trockenem Sande die schnelle Verdünstung verhütet und hierdurch nützlich wird. Man muß sie, als viele Nahrung erfordernd entfernen, sobald der Kaffee empor zu schießen beginnt und festgewurzelt ist. Die Colonisten sind über diesen Punkt nicht einerlei Meinung, indessen wird das angeführte Verfahren von fremden Pflanzern nach dem Muster S. Domingo's vorgezogen. Ein anderer Beweis von der Fruchtbarkeit des eben erst urbar gemachten Bodens liegt in der Neigung gewöhnlicher Nutzpflanzen sich selbst auszusäen und dann als Unkraut sich zu erhalten. Wie einträglich es auch seyn mag, zwischen dem jungen Kaffee im ersten Jahre Schminkbohnen zur Nahrung für die Sklaven zu erbauen, so sieht man sich doch häufig gezwungen, es zu unterlassen, denn die Pflanze wächst im zweiten Jahre, wo man ihrer wenigstens an solchen Orten nicht bedarf, von selbst wieder empor, saugt das Erdreich aus und umstrickt den jungen Kaffee mit ihren Ranken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lage der Stadt Adelaide.

Man hält in England die Lage dieser künftigen Hauptstadt von Südaustralien für besonders vortheilhaft, und die Stadt für höchst

blühend. Indeß sind die hochtönenden Straßennamen größtentheils noch eitel Rauch, und sollen sich erst mit Häusern und Bewohnern füllen. So schreibt wenigstens der Arzt Leigh, der dieselbe im Julius des Jahres 1857 besuchte. Ueber die Lage der Stadt äußert er sich S. 129 folgendermaßen: Die Lage der Stadt Adelaide ist sehr ungünstig gewählt; sie liegt 7 Meilen von einem schiffbaren Fluß, und dieser Fluß selbst ist schwer zu beschiffen, da die mannichfachen Untiefen und Riffe die Einfahrt schwierig und gefährlich machen.*) Für Viehzüchter wird Adelaide stets ein sehr passender Ort seyn, wie man es aber als einen Vereinigungspunkt für den Handel wählen konnte, ist unbegreiflich. Waaren von einem im Hafen von Adelaide liegenden Schiffe nach Adelaide zu bringen, kostet eben so viel, als die ganze Fracht von England her.

Achilles le Deuc.

(Fortsetzung.)

Der Herzog Ephraim hat aber Achilles noch größere Beweise seiner Neigung gegeben.

Eines Tages ging Le Deuc mit einem seiner Freunde bei einem Baracon vorbei, den die Equipage eines englischen Schiffes errichtet hatte, um Palmenöl schmelzen und zubereiten zu lassen. „Sieh, sieh doch!...“ sagte in schlechtem Französisch ein Neger dieses Baracon zu seinem Cameraden, „da sind die Verkäufer von Menschenfleisch!...“ „Was sagst du, Schwarzbrauner?“ erwiedert Achilles, indem er die Hand an seinen Gürtel legt.

Der Neger, der einen kräftigen Mann mit großem Schnurrbart, 5 Fuß 8 Zoll hoch sah, den Gürtel mit einem Säbel und einem paar Pistolen versehen, zog sich hinter seine Cameraden zurück. — Achilles wollte eben einige Herren des Königs besuchen und bei ihnen einige Flaschen Rum leeren. Als er wieder bei dem englischen Baracon vorbikam, wiederholte der Neger, von mehrern englischen Matrosen aufgemuntert, seine Rede. — Achilles ergreift seine Pistole... „Freund,“ sagte er zu seinem Begleiter, „sieh einmal, wo ich den Schwarzen treffen werde.“ Und er zielte gut... Dieser aber wich durch eine schnelle Bewegung der Kugel aus, die durch die Bambuswand ging, und den Lieutenant des englischen Schiffes tödtete, der beschäftigt war, das Schmelzen des Oeles zu beaufsichtigen.

Ein fürchterlicher Lärm erhob sich sogleich in dem Baracon; ein Dutzend Menschen eilte heraus und stürzte sich auf Achilles, doch er ließ sie nicht herankommen, und erreichte glücklich sein Schiff.

Der Capitän des Schiffes beschwerte sich, doch der König sagte, er mische sich nicht in die Streitigkeiten der Weißen. Der Engländer mußte sich also nach Fernando Po begeben, einer Niederlassung seiner Nation in einiger Entfernung, um Gerechtigkeit zu erhalten.

Damals befand sich auf der Rhede von Fernando eine englische Corvette und die Schaluppe Black Jack, der Schrecken aller Negerschiffe; sie war mit einer langen Feldschlange versehen, die von einem trefflichen Zieler bedient wurde.

Eines Tages benachrichtigte man den König von Alt-Calabar, daß zwei englische Kriegsschiffe vor der Mündung des Flusses geankert hätten, und daß Boote diesen herauf führen. Sogleich ließ er Achilles davon in Kenntniß setzen, und schickte ihn zu einem benachbarten König, ihm den Rath gebend, nicht eher sich sehen zu lassen, bis die Engländer fort seyen, er würde Alles auf sich nehmen. In der That, der alte Negerhäuptling gab vor, nicht zu wissen, wo Achilles sey, und die beiden Boote kehrten zurück. Doch die beiden Kriegsschiffe verließen den Ankergrund nicht, und blokirten den Fluß. Die Ladung des Achilles war voll, und er mußte fort; aber das Schiff, das er commandirte, l'Alerte, hatte nicht mehr als sieben bis acht Stücke Geschütz, und mit diesem Fahrzeuge konnte er nicht hoffen, den Ausgang zu erzwingen. In dieser Noth wandte er sich an einen alten Negerhändler, jetzt Bäcker in St. Thomas, der eine große wohlbewaffnete Brigg commandirte, die sich auch auf der Rhede befand, und versuchte mit ihm einen Ausweg zu erzwingen.

Der Fluß Alt-Calabar hat zwei Ausflüsse, die durch eine Insel gebildet werden. Im nördlichen Ausfluß ist Wasser, und hier lag die Corvette vor Anker; im südlichen war gerade genug für unsere zwei Negerschiffe, und hier war der furchtbare Black Jack aufgestellt. Doch zogen sie diesen vor zu ihrer Abreise, und nachdem sie sich leise in einer Nacht hatten hinabtreiben lassen, erschienen sie unvermuthet mit Anbruch des Tages am südlichen Ausfluß. Die Brigg des alten Capitäns eröffnete den Zug und ging der Alerte voran. Sobald die Corvette die beiden kühnen Negerschiffe bemerkte, lichtete sie sogleich die Anker; doch war es wahrscheinlich, daß, ehe sie die Spitze der Insel umsegeln konnte, die beiden Franzosen im offenen Meere seyn würden, wenn es ihnen gelänge, dem geschickten Zieler des Black Jack zu entgehen, und einmal auf dem hohen Meere, mußte ihr schnellerer Lauf ihre Sicherheit garantiren.

Die Brigg war bald der englischen Schaluppe gegenüber, und diese verläugnete ihren Ruf nicht. Ihre erste Kugel beschädigte die Marsstangen, und die Brigg antwortete mit einer Kartätschenladung, die Unordnung und großen Schaden dem Engländer verursachte; selbst der berühmte Zieler fiel als ein Opfer; schwer verwundet, wurde er durch einen andern Kanonier ersetzt. Aber die Negerschiffe bemerkten bald die Veränderung, denn keine Kugel der langen Feldschlange erreichte sie seitdem mehr; ihre Lagen aber setzten der armen Schaluppe so zu, daß sie bald genöthigt wurde, abzulassen, und mit allen Segeln, die sie tragen konnte, zu fliehen. Ohne weitere Zufälle kamen die Negerschiffe durch die Meerenge; zwei oder drei Nachschüsse, die im Schlamm stecken blieben, beantworteten sie, indem sie vor der Corvette, die mit allen Segeln ihnen nacheilte, ihre Flagge aufsteckten, und bald sahen die Engländer am Horizont eine Beute verschwinden, auf die sie zu sicher gerechnet hatten.

Einige Tage nachher wurde Achilles von einer englischen Fregatte verfolgt, und in einer finstern Nacht überfallen und gefangen. Die Fregatte kam gerade nach Fernando Po zurück; Le Deuc wurde dort sogleich als der Mörder des englischen Lieutenants erkannt, blieb aber nicht lange gefangen. Er verlangte in England verurtheilt zu werden, und da die Fregatte, an deren Bord er war, an der Küste Schiffbruch litt und die Mannschaft durch die Eingebornen zu Sklaven gemacht wurde, entkam Le Deuc, und gelangte glücklich nach Alt-Calabar. Er hatte sich schwarz anstreichen und nach besten Kräften die Kenntniß der afrikanischen Dialekte, die er erlangt hatte, benutzen müssen, um die Staaten zu durchreisen, deren Könige seinem Adoptiv-Vater feindlich waren.

(Schluß folgt.)

*) Auch der viel gerühmte Golf von St. Vincent ist aus gleichen Gründen sehr gefährlich, und so wird Adelaide, zu dem man nur auf diesem Golf gelangen kann, schwerlich je eine eigentliche Handelsstadt werden.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 190.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Julius 1839.

Das Dampfschiff „die brittische Königin."

Noch sind bekanntlich hinsichtlich der Dampfschifffahrt auf große Entfernungen eine Menge Fragen zu lösen, über welche die bisherige Erfahrung keinen genügenden Aufschluß gab. Ist es passend, auf dem Weltmeere große oder kleine Dampfboote, sehr starke oder mäßige Triebkraft zu haben? Was ist überhaupt das richtige Verhältniß der Triebkraft zum Tonnengehalt? Zur Lösung dieser Fragen soll nun das im Titel genannte Dampfschiff beitragen, das ein wahrer Leviathan des Meeres ist, indem seine Länge von einem Ende des Decks zum andern einen guten Büchsenschuß, und seine Breite über sechzig Fuß beträgt. Wer irgend in England Theil nimmt an der Verbesserung und Ausdehnung der Dampfschifffahrt, erwartet mit Spannung die Vollendung dieses prachtvollen Fahrzeuges, das in der Theorie der Dampfschifffahrt Epoche machen wird. Es soll fürs erste die Vortheile und Nachtheile großer Dampfschiffe zeigen; im Vergleiche mit dem „Great Western" soll es namentlich über die Vortheile gewisser Eigenthümlichkeiten des Baues entscheiden, denn nicht leicht können zwei Schiffe hinsichtlich des Baues verschiedener seyn, als der „Great Western" und die „British Queen." Man glaubt, daß das erstere Fahrzeug bei schlechtem, das letztere bei günstigem Wetter schneller fahren wird. Ein zweiter Punkt von kaum geringerer Wichtigkeit ist, wie oben schon bemerkt, die Frage über das Verhältniß der Triebkraft zum Tonnengehalt. Der Great Western hat 1341 Tonnen und 450 Pferdekraft; die British Queen 1868 Tonnen und 500 Pferdekraft; das Verhältniß ist also bei den letztern viel geringer. Auch soll eine entscheidende Probe über die Vortheile einer von einem Hrn. Hall erfundenen neuen Methode zur Verdichtung des Dampfes angestellt werden. Die Maschine, neben der die Arbeiter sich wie Zwerge ausnehmen, ist etliche dreißig Fuß hoch, 84 Fuß lang und wiegt 500 Tonnen.

Ein Correspondent des Athenaum (s. Nr. vom 15 Jun.) bemerkt, man sehe das Schiff für durchaus nicht so groß an, als wenn man es neben andern betrachte; ein großer Beweis für die Symmetrie des Baues. Man erwartet, daß das Ganze vor Ende Julius beendigt seyn werde.

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

Auf gutem Boden und bei sorgfältiger Abwartung beginnen die Kaffeebäume im Alter von 18 — 20 Monaten zu blühen. Sie sind dann vier bis fünf Fuß hoch und gewähren durch poramidale Gestalt, dunkles Grün der glänzenden und lederartigen Blätter, und die im Januar und Februar hervorbrechenden weißen Blüthen einen schönen, trotz der Einförmigkeit keineswegs ermüdenden Anblick. Gegen Anfang August zeigen sich die ersten reifen Beeren, die man im September zu sammeln beginnt, jedoch als die erste Ernte niemals sehr beträchtlich. Die Sklaven ziehen des Morgens mit breiten und flachen Körben auf die Felder, pflücken die Beeren einzeln ab, indem das Abstreifen mit der hohlen Hand, wegen ungleicher Reife der Früchte und großer Verletzbarkeit der Zweige verboten ist, und müssen des Abends eine festgesetzte Menge abliefern. Der Aufseher nimmt die ankommende Ernte entgegen, und mißt sie vorläufig in einer Tonne ohne Boden, während Weiber und Kinder beschäftigt sind, von den reifen, bräunlich purpurrothen und saftigen Beeren die unreifen und grünen zu trennen, deren Körner verschrumpft und schwärzlich erscheinen und die Güte des zum Verkauf fertigen Kaffee's bedeutend vermindern würden. Mit dem nächsten Morgen fängt das Einsammeln von neuem an, und wird durch alle Felder fortgesetzt. Nach acht bis zehn Tagen sind die bei der ersten Ernte verschonten Beeren ebenfalls gereift, eine zweite allgemeine Einsammlung folgt und beendet die mühsamste der Arbeiten einer Cultur, die, verglichen mit derjenigen der europäischen Cerealien, gewiß eine einfache genannt werden mag, und in der beschriebenen Weise fortgesetzt wird, bis der Baum ein Alter von 18 bis 20 Jahren erreicht hat. Ist er dann nicht von selbst dem Absterben nahe gekommen, so rottet ihn der Pflanzer aus, denn mit dem sechzehnten Jahre nimmt seine Ertragsfähigkeit ab. Man setzt junge Individuen an die Stelle der eingegangenen, und verfährt hiebei ganz so wie bei der ersten Anlegung der Pflanzung. Der so entstandene Verlust wird auf 9 bis 10 Procent der Gesammtzahl in einem Jahre geschätzt, jedoch kann dieses

Digitized by Google

Verhältniß sich verdoppeln und verdreifachen, wenn Nachlässigkeit eingerissen ist, Insecten besonders häufig gewesen sind, oder einmal in der trockenen Zeit ein ungewöhnlicher Kältegrad geherrscht hat.

Die Bereitung des Kaffee's zur Exportation verlangt zwar viel weniger Vorrichtungen, als die Gewinnung des Zuckers aus dem Rohre, allein sie kann durch Ungeschick oder Nachlässigkeit der Arbeiter leicht mißglücken. Um den zweisamigen Kern von seiner fleischigen Hülle zu befreien, befolgt man in Cuba ein dem brasilischen entgegengesetztes Verfahren. Die Ursache der schwärzlichen Farbe der geringeren Kaffeesorten aus dem Innern Brasiliens ist die Gewohnheit der Pflanzer, die reife Beere so lange mit Wasser zu übergießen, bis das Fleisch durch Fäulniß sich ablöst. Die unter solchen Umständen unvermeidliche Gährung erstreckt sich auch auf die Samen, nimmt ihnen einen großen Theil ihres Aroma und schwärzt ihre Oberfläche, die bei einer richtigen Behandlung graugrün werden und ein silberglänzendes Häutchen zeigen muß. In Cuba sucht man hingegen die Beeren schnell zu trocknen, und entfernt das hart gewordene Fleisch zugleich mit der Samenhülle durch Zerquetschung auf einer weiter unten zu beschreibenden Mühle. Ohne besondere Vorrichtungen wäre der erste Zweck kaum erreichbar; die Menge der gesammelten Früchte ist so groß und der Boden selbst an sonnigen Orten des Morgens so feucht, daß eine gewöhnliche Tenne aus gestampfter Erde nicht ausreichen würde. Man erbaut vielmehr aus Bruchsteinen sogenannte Secaderos (Glacis oder Sechoir der französischen Pflanzer), mäßig geneigte viereckige Flächen, 50 Fuß lang, 30 bis 36 Fuß breit, die sich an der hintern höchsten Seite etwa vier Fuß über den Boden erheben, und nach allen Seiten mit einer 18 Zoll hohen Kante versehen sind. Ihre Oberfläche ist vollkommen eben und besteht aus mehrern Lagen von Mörtel, die zuletzt mit einer zolldicken Decke eines Cements überzogen werden, der eine sehr vollkommene Politur annimmt, und durch Beimengung von Hammerschlag eine schwärzliche Farbe erhält. Nach Süden geneigt und in Reihen angelegt, erinnern diese Vorrichtungen an die Treibbeete unserer Gärten, allein sie nehmen vermöge ihrer Bestandtheile unter der Sonne der Wendekreise eine weit höhere Temperatur an, nicht selten von 60 — 65° R., die sie lange bewahren, denn noch um Mitternacht findet man die unmittelbar über ihnen liegende Luftschicht durch die Ausstrahlung um 10 — 12° warmer als die übrige Atmosphäre. In gewöhnlichen Jahren erfüllen die ziemlich kostspieligen Secaderos ihre Bestimmung vollkommen, im Sommer haben sie noch den Nebennutzen als Cisternen dienen zu können, indem auf ihnen die seltenen Regenergießungen aufgefangen werden, wo es an Wasser für die Hausthiere fehlt. In sehr feuchten Gegenden oder bei lange anhaltenden Regen sind sie jedoch unnützlich, und daher sind mehrere Versuche gemacht worden mit Trockenhäusern, die nach Art großer Gewächshäuser durch Röhren geheizt werden können, und in Jamaica, wo Kaffee nur auf hohen Bergen und in einer sehr feuchten Region gebaut wird, häufig seyn sollen. Man vermag durch anhaltende Feuerung allerdings einen sehr hohen Hitzegrad zu erzeugen, allein das Trocknen der Beeren geht darum weniger schneller als im Freien von Statten, wo die sich entbindende Feuchtigkeit vom Winde entführt wird. Auf St. Domingo trocknete man den Kaffee auf sehr großen geflochtenen Hürden, die bei ungünstigem Wetter in die Fächer besonderer Gebäude eingeschoben werden. Der Secadero von Cuba hat manche Vorzüge, ungeachtet des Raumes, den er wegnimmt, der Kosten seiner Erbauung und der zu seiner Erhaltung nothwendigen Vorsorge. Schon bei mäßig hellem Wetter trocknet das Fleisch der Beeren auf ihm in 10 bis 12 Tagen zur hornartigen Härte ein. Die Schicht der aufgeschütteten Früchte ist gegen 4 Zoll hoch, wird häufig mit Schaufeln umgekehrt, des Abends aber in Haufen geworfen, die gegen den durchnässenden Nachtthau mit großen kegelförmigen Körben bedeckt werden. Verluste sind jedoch nicht immer zu vermeiden, denn wenn die Regenzeit ungewöhnlich lange anhält, im November die nordwestlichen Stürme wochenlanges dunkles Wetter, erneuerten Regen und eine Temperatur von kaum 12 bis 15° R. herbeiführen, da wird es unmöglich, die aufgehäufte Ernte zu trocknen, Gährung tritt ein, Schimmel entwickelt sich, und im besten Falle gehört der endlich gewonnene Kaffee zu den geringsten Sorten, die kaum die Transportkosten nach dem Hafen bezahlen. In neuen Zeiten sind Maschinen in Gebrauch gekommen, die, wenn sie gut gearbeitet sind, das Fleisch von dem Samen trennen, und die weitläuftigen Apparate zum Trocknen entbehrlich machen. Die Beeren fallen aus einem hölzernen Trichter zwischen eine sich drehende Walze und die ihr gegenüber befestigten metallenen Leisten. Die erstere ist mit einem starken Blech voll scharfer Erhöhungen versehen, und reißt das Fleisch leicht von den Beeren, ohne die Samen zu zerquetschen. Die Oeffnungen nach unten sind von der Art, daß die weichen Hüllen nicht mit den entblößten Samen zugleich in einen mit Wasser erfüllten Trog fallen können, in welchem durch dieselbe Maschinerie getrieben ein großer Quirl sich rasch umher bewegt, und die vielleicht noch anhangenden fleischigen Theile abwäscht. Diese Maschine mag mit einem Brunnen oder einer Maismühle in Verbindung gesetzt werden, und erfordert nur ein Pferd, um zu arbeiten, allein sie kostet weit mehr als die Secaderos, und gerathet unter den rohen Händen der Neger leicht in Unordnung. Die auf eine oder die andere Art bereitete Steinfrucht kömmt endlich unter das Quetschrad, eine große, zehn Schuh breite, aus sehr gewichtigem und hartem Holze verfertigte Scheibe, die an einer beweglichen, am entgegengesetzten Ende mit einer senkrechten Säule verbundenen Achse von 15 Fuß Länge sich umdrehend, innerhalb eines tiefen Geleises aus Stein im Kreise umherläuft. Die in das letztere geschütteten Steinfrüchte des Kaffee's, oder die eingetrockneten Beeren, springen unter dem Quetschrade schnell in Stücke, während die glatten, harten Samenkörner, die sogenannten Bohnen, selten verletzt werden. Eine Spreumühle sondert die Körner von den nutzlosen Theilen, und im Magazine lesen endlich Kinder, Alte und Reconvalescenten des Hospitals die unreifen, mißfarbigen oder zerbrochenen Samen heraus, die unter dem von St. Domingo stammenden Namen Triage zum

Digitized by Google

Hausgebrauche dienen, und nur von ärmeren Pflanzern zum Verkaufe nach den Häfen gesendet werden, von wo jedoch auch die schlechtesten Sorten ihren Weg nach Europa finden. Den gereinigten und sortirten Kaffee packt man in grobe Säcke, die im Lande selbst aus dem Bast eines herrlichen Baumes bereitet werden, welcher an allen Waldströmen häufig in der Regenzeit mit großen, malvenartigen Blumen prangt. Die schwerfälligen, mit Ochsen bespannten Karren einheimischer Fuhrleute führen zuletzt den Ertrag des Cafetals nach dem nächsten Hafen, wo stets die Ankunft der Ernten aus den Innern eine geschäftigere Zeit veranlaßt, und zahlreiche Kauffahrer herbeizieht. Der erste Kaffee kömmt gewöhnlich Anfang Decembers zu Markt und wird etwas besser bezahlt, als die späteren Sendungen, welche bis in den März fortdauern.

(Fortsetzung folgt.)

Zug durch Kurdistan.

8. Gebirge. — Schilderung des Volkes. — Die kurdische Gränze.

(Schluß.)

Die geographische Eintheilung von Kurdistan ist ungefähr folgende:

Das eigentliche Kurdistan oder das Land zwischen 34° 30′ N. B. und 38° 40′ u. 62° 10′ O. L. zählt etwa	500,000 Einw.
Ardelan	300,000 —
Adiabene	200,000 —

Hievon sind etwa vier Fünftheile sunnitische Kurden, der Ueberrest besteht aus chaldäischen Christen, den Nachkommen derjenigen, welche vor der Verfolgung Justinians flohen, von einem erblichen Priester regiert werden, und bis auf diesen Tag die Wildnisse des Dschidda-Dag bewohnen, dessen Höhe kaum geringer als die des Kaukasus ist.

Aus dem Verhältniß der Volkszahl zu der Ausdehnung des Landes läßt sich abnehmen, daß ein großer Theil desselben unbewohnt ist; es ist indeß schwer, die Volkszahl richtig zu schätzen. Die Unterdrückung und die Grausamkeiten, die sie erfuhren, die Rache, die sie gegen ihre türkischen und persischen Nachbarn übten, und vor Allem die Unabhängigkeit, die sie von alter Zeit her bis jetzt behauptet haben, alles dieß gibt dem Lande ein besonderes Interesse.

Dieß Volk führt Krieg, wie die Völker des Alterthums und die Araber noch in unsern Tagen, nicht um politischer Zwecke, sondern um der Beute willen, die der Preis ist. Sie sind ausnehmend eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, und erfreut über die Nähe der Türken und Perser, da sie auf diese Weise die Mittel erhalten, sich zu bereichern. Roß und Schwert haben sie zu Meistern der Ebene gemacht: sie wurden Lehenbesitzer des Bodens, mit der Verpflichtung zum Kriegsdienst für den Schah, und die Kurden des Tieflandes dienen den Mächtigern als Bebauer des Bodens. Aber Tausende zogen sich in die uneinnehmbaren Berghöhen hinauf, oder wenn das türkische oder persische Joch ihnen zu schwer wurde, warfen sie es ab und flohen zu ihren freien Landsleuten. Die leeren Stellen wurden indeß allmählich durch starke Auswanderungen wieder angefüllt, und wo diese Auswanderer immer sich niederließen, wurden sie kühn, abgehärtet und unerschrocken.

Türkische Unterdrückung auf der einen und persischer Despotismus auf der andern Seite waren die Quellen aller Hauptmängel im kurdischen Charakter. Der stärkste Contrast gegen die Bewohner der Ebene, die sogenannten „Bauern-Kurden," findet sich in den Gebirgen, wo nur die kriegerischen Kurden hausen, und kein Fremder einzudringen wagt. Hier sind die Kurden abgehärtet und tapfer, lieben ihre Heimath und ihre Familien leidenschaftlich, und leben äußerst einfach. Freilich sind sie auch unruhig und verrätherisch, aber dieß ist die natürliche Folge eines Lebens, das von der Wiege bis ins Grab unaufhörlichen Gefahren und plötzlichen Angriffen eines mitleidlosen Feindes ausgesetzt ist. Es ist nur zum Erstaunen, daß die Kurden noch so manche gute Seite erhalten haben.

Seit undenklichen Zeiten war Kurdistan fortwährend der Schauplatz von Krieg, Raub und Unruhen. Einige südöstliche Districte haben manchmal einen kleinen Tribut an Persien gezahlt für die Erlaubniß, ihre Heerden hier in Ardelan weiden lassen zu dürfen; aber keine persische Armee wäre so leicht im Stande, die räuberischen Häuptlinge der Westgränze, die völlig unabhängig sind, zur Unterwerfung zu bringen. Das Terrain dieses Landes begünstigt diese Unabhängigkeit, denn es ist sehr gebirgig, von fruchtbaren Schluchten durchschnitten, über die es schwer, und manchmal ganz unmöglich ist, eine Armee zu führen. Die Kurden verkehren nur mit einander über Baumstamme, die vermittelst Stricken, die sich leicht wieder wegnehmen lassen, über die Schluchten hingeworfen werden. Sie waren darum auch nie ganz unterjocht, machten sich schnell los von der Herrschaft der Nachfolger Alexanders, und es ist merkwürdig, daß keiner der zahlreichen Tatarenstämme, die Persien so oft überzogen, je dauernd in Kurdistan sich festsetzte.

Die Jlijats oder wandernden Hirten von kurdischem oder turkomanischem Stamm ziehen mit ihren wenig zahlreichen Heerden, die nebst einigen Datteln ihren ganzen Reichthum ausmachen, durch das ebene Land. Die Perser von Adserbeidschan verheeren manchmal die nordöstliche Gränze, und das Elend, das auf solche Züge folgt, läßt sich kaum fassen. In einigen Theilen des offenen Landes ist die ganze Einwohnerschaft fortgeschleppt und als Sklaven verkauft oder zu Tode gemartert worden. Einige blühende Dörfer sind auf diese Weise ganz in Asche verwandelt worden, und aller Anbau hat aufgehört. Hier kann man sehen, wie der Bauernkurde mit der Flinte auf dem Rücken seine Acker besucht, und glücklich genug ist, wenn er den Ertrag in seine Kornkammer in den Bergen bringen kann, ehe die Hand des Verderbers darüber kommt. Wachen sind allenthalben aufgestellt, um ihn zeitig zu warnen, nicht nur vor der Annäherung des Feindes, sondern auch der kriegerischen Kurden, vor dessen übler Behandlung er nie sicher ist, und die viele Vorrechte vor den Rayahs voraus haben, wie diese armen Bebauer des Bodens genannt werden.

Digitized by Google

Die Stämme von der Gränze sind in ihren Gewohnheiten verschieden, je nach ihrer Lage: in einigen Gegenden sind sie gastfreie, gegen den Fremden freundliche Hirten, an andern Orten sind sie zurückhaltend und scheuen allen Verkehr, wieder an andern Orten sind sie räuberisch und grausam, so namentlich die von der Nordwestgränze und in der Nachbarschaft von Wan. An den Gränzen von Georgien gegen Norden greifen die Kurden die Städte und Dörfer an, und führen die hübschesten georgischen Mädchen mit fort. An den Ufern des Tigris im Süden vertauschen sie ihre Gefangenen an regelmäßige Händler, welche die Harems der reichen Einwohner von Bagdad, Bassorah und andern türkischen Städten versorgen. Gegen Osten sind sie nicht so grausam, obgleich sie zu ihrer Selbstvertheidigung einen trotzigen Charakter zu Tage legen müssen; nichtsdestoweniger führen sie Blutfehden fort vom Vater auf den Sohn, gleich den Arabern und den Griechen von Morea.

Kurdistan ist so gebirgig und schwer zu passiren, namentlich im Winter und Anfang des Frühjahrs, daß Reisende selten hier durchziehen. Große Karawanen versuchen nicht einmal die Straße, da nur schmale Fußpfade durch dicke Wälder oder an schroffen Abgründen vorbeiführen; sie gehen darum stets über Teheran und Jsfahan nach Fars, oder über Hamadan und Kermanschah nach Adiabene und dem südlichen Mesopotamien. Die Perser denken nicht daran, anders als mit Gewalt oder Bestechung in das Land einzudringen, und sie behaupten sogar ganz ernsthaft, wenn ein armer Reisender die kurdische Gränze betrete, so werde er geprügelt, weil er nicht hinreichend Geldeswerth mitnahm, daß der Raub sich verlohne.

Achilles le Deuc.

(Schluß.)

Zwei Jahre darauf wurde er wieder von einer französischen Fregatte ergriffen. Nach Guadeloupe geschickt, erhielt er die Erlaubniß, seine Gefängnißzeit im Hospital zuzubringen, wo er ein lustiges Leben führte. Kam ein Kauffahrteischiff-Capitän aus seinem Vaterland oder von seinen Bekannten, so war Achilles sogleich mit ihm vertraut. Hatte der Neuangekommene eine Partie Champagner, den er nicht anbringen konnte — Parbleu, ich nehme sie die ab! rief Achilles. Denn es gehörte auch zu den unveränderlichen Gewohnheiten des Achilles, Jedermann beim ersten Anblick zu duzen.

Der Champagner kam, und hatte er keine andern Gäste, so ließ Achilles einige Soldaten oder convalescirende Matrosen kommen und leerte mit ihnen seine Flaschen.

Als der Tag der Untersuchung herankam, vertheidigte sich Achilles selbst, und bewies, daß wenn er Sklavenhandel treibe, es einzig aus Menschenliebe geschehe. Doch trotz seiner Beredsamkeit verlor er seinen Proceß und wurde verurtheilt.

Im Jahre 1850 war Le Deuc bei seinem Vater, dem alten Ephraim, als er die Julius-Revolution erfuhr, und er übernahm es, die neuen Flaggen aller Negerschiffe zu verfertigen. Er wollte auch den Sieg auf seine Weise feiern. Bei einem Banquet zerbrach er eine ungeheure Masse Flaschen und Tischgeschirr, und man verbrauchte mehr Pulver, als zum Ankauf von fünfzig Negern erforderlich gewesen wäre. Darauf nahm er einen Herrn am Hof Ephraims und setzte ihn feierlich als französischen Consul ein. Er gab ihm ein Diplom und Instructionen, die von ihm unterzeichnet waren, und ermächtigte ihn von diesem Augenblick an, seine Bambushütte mit der dreifarbigen Fahne zu schmücken. Das Sonderbarste dabei war, daß der alte Neger die Sache ganz ernsthaft nahm, und kein einziges französisches Schiff kam mehr in den Fluß, an dessen Bord er nicht zuerst gekommen wäre, um seine Abgabe von der Ladung als französischer Consul zu erhalten.

Der Tod des Achilles krönte würdig sein Leben voll Thorheiten und origineller Sorglosigkeit.

Trotz seiner Ueberzeugung, daß das Gliederkneten und der Rum die beiden einzigen Heilmittel des Menschen seyen, sah er bald, daß er nicht lange mehr widerstehen könne. Als er nach St. Jago de Cuba mit einer Ladung Schwarzer zurückkam, ward er krank. Da bemerkte er, daß es nicht immer angenehm ist, kein anderes Bett als seinen Mantel zu haben, besonders wenn es zwei oder drei Tage lang regnet und einen der Fieberfrost schüttelt. Als er sich nicht mehr halten konnte, ließ er ein Wasserfaß entzweischlagen und legte sich hinein.

Hier sah er seinem Tode mit gewöhnlicher Sorglosigkeit entgegen. „Du bist Schuld, daß ich so schnell fort muß," sagte er einem alten Matrosen,*) seinem Günstlinge, der seit zehn Jahren ihn nicht verlassen hatte, „du hast mich nicht genug geknetet und Rum gegeben ..." — „Oh, Capitän, wie können Sie das sagen!" rief der alte Matrose schluchzend. Diesen Morgen noch haben Sie die halbe Flasche ganz ausgetrunken, die ich Ihnen gebracht habe' ..." — „Das ist einerlei, das war nicht genug!" sagte Le Deuc mit schwacher Stimme ... „Meine Herren," fuhr er fort, sich, so weit es das Lager erlaubte, das er gewählt hatte, zu seinen Officieren wendend, „ich sehe, ich muß Ihnen gute Nacht sagen, denn die Flagge ist schon unten, und bald werde ich über die Richtung des Windes hinweggehen ... Du, mein alter Brise-Fer, du wirst zu B. gehen; ich habe dich ihm empfohlen. Alles, was ich bedauere, ist, daß ich ihn und mehrere andere Cameraden nicht noch einmal sehen kann. Nun, was hilft's! Meine Herren, ich bitte Sie, ihnen zu sagen, daß wenn ich noch etwas zurücklasse, ich es ihnen vermache." Und er starb.

Anwendung eines artesischen Brunnens als Wasserkraft. Hr. Arago theilte in der französischen Akademie einige Angaben über einen artesischen Brunnen zu Tours mit, den derselbe Hr. Mulet grub, welcher jetzt die Arbeiten in der Vorstadt Grenelle leitet. Er befindet sich in einer Seidenfabrik. Der Brunnen hat 212 Metres Tiefe, und liefert, wenn man ihn etwa 1½ Fuß über dem Boden springen läßt, 4000 Litres Wasser in der Minute. Diese ungeheure Wassermasse führte auf den Gedanken, sie zugleich als bewegende Kraft zu benutzen, und man verlängerte zu dem Ende die Röhre bis auf 6 Fuß über den Boden. Dadurch verminderte sich die Masse des ausströmenden Wassers freilich auf 1800 Litres in der Minute, sie genügt aber, um vermittelst eines Rades sämmtliche in der Fabrik nöthige Maschinen zu treiben. (Echo du Monde Savant, 22 Jun.)

*) Der alte Matrose, für den Achilles ein Gott war, und der ihn so wenig als sein Schatten verließ, war ein zweiter Le Deuc, er konnte den berühmten Sklavenhändler nur vier Wochen überleben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 191.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Julius 1839.

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

Schilderung der Cafetales.

Hat einmal ein Pflanzer es dahin gebracht, sein Eigenthum schuldenfrei zu machen, so bleibt ihm bei verständiger Wirthschaft jährlich eine hinreichende Summe übrig, um nicht nur das Cafetal zu vergrößern, sondern um dasselbe auch so zu verschönern, daß man ihn, der ein großes, einem Garten gleichendes Grundstück, ein mit Luxus eingerichtetes Haus, so wie Alles, was das Leben angenehm machen kann, besitzt, und in der Mitte einer schönen Natur unter dem blauen Tropenhimmel lebt, glücklich preisen möchte, drängte sich nicht überall die Negersklaverei wie ein Gespenst in den Vordergrund dieser lachenden Scene. Ein acht bis zehn Jahre altes Cafetal vereint die Reize des ländlichen Aufenthaltes mit den Bequemlichkeiten der Stadt. Rings umher zieht sich eine dichte, mit Blüthen oder nutzbaren Früchten beladene Hecke, nur die nach der Heerstraße gerichtete Seite ist gewöhnlich durch eine niedrige Mauer geschlossen. Ein geschmackvoll gearbeitetes Gitterthor bildet den Haupteingang, und führt auf eine der vier, die Pflanzung kreuzenden Hauptalleen, von welchen jedoch nur die der Hauptfronte entgegengesetzte von Wirthschaftskarren befahren, und von berittenen Besuchern der niedrigeren Stände benutzt werden darf. Herrliche Fruchtbäume, ausgezeichnet durch Glanz des Laubes und breite, schattige Kronen fassen diese Hauptalleen ein; mit Erstaunen bemerkt man als stattlichen Baum die aus Indien ursprüngliche, hieher verpflanzten Mangos, deren Früchte von schöner Farbe, zwar anfangs dem Europäer wegen ihres leichten Terpenthingeruches nicht recht zusagen, aber zu den gesundesten des Landes gehören, und in solcher Menge reif herabfallen, daß selbst die Neger sich an ihnen übersättigen; die Avogados mit dunkelgrünen, breiten Blättern und Früchten, die zu den zartesten der Welt gehören; die Mammea mit großen, zimmetbraunen, sehr aromatischen, aber dem Fremden nicht immer gut bekommenden Aepfeln, und abwechselnd mit diesen hochstämmigen Bäumen die niedrigen und dünner belaubten Anonen, Anacardien und Sapotillas, die alle durch irgend eine Eigenthümlichkeit die Aufmerksamkeit des Neulings fesseln. Die Luft dieser kühlen Gänge ist mit Wohlgerüchen erfüllt, Tausende von gelben Schmetterlingen aus der Familie der Ritter, Doncellas von den Eingedornen genannt, und eine nicht geringere Menge von kleineren Tagefaltern aller Farben, gaukeln, des Schutzes gegen die Mittagssonne sich freuend, zwischen den Bäumen umher, oder sie sitzen saugend auf den zuckerreichen Mangos, die unbeachtet am Boden liegen, aber nicht verloren gehen, indem unübersehliche Schaaren von Ameisen, diesen eben so wohlthätigen als plagenden Bewohnern tropischer Gegenden, sie aufzehren. Der Ueberfluß an kleinen Insecten anderer Ordnungen lockt kleine, sehr unschädliche Eidechsen herbei, die, wie man fast glauben möchte, mit dem Vermögen willkürlicher Farbeveränderung versehen, bald braun wie die Rinde des Baumes erscheinen, auf der sie eben sitzen, bald smaragdgrün leuchten, und auf den im Spiele hervortretenden Hautfalten und Kämmen des Halses den Schiller des Regenbogens entwickeln.

Die schmäleren Gänge sind, um die allzugroße Beschattung des nahen Kaffee's zu vermeiden, mit wenigen hohen Bäumen und Sträuchern eingefaßt, die mehr durch Blüthe als der Frucht wegen sich auszeichnen, großentheils aus weit entfernten Ländern stammen, aber völlig einheimisch geworden sind. Viele sind zuerst durch die botanischen Gärten der französischen und englischen Inseln verbreitet worden, andere haben die Neger mit sich aus Afrika gebracht. Zu den ersteren sind die schönen, neuholländischen Akazien zu rechnen, die in Cuba wahrscheinlich höher und laubreicher werden, als auf dem dürren Boden ihres Vaterlandes, die ostindischen Gardenien mit herrlich duftenden Blüthen, der seltene Firnißbaum aus China, dessen Nüsse noch schmackhafter sind, als die unseres Wallnußbaumes, die sogenannte indische Stachelbeere von Timor, die Behennuß, und eine große Zahl von merkwürdigen Sträuchen, die nur in Honduras, auf dem Isthmus von Panama oder in der Tierra firma wild wachsen, aber in vergangenen besseren Zeiten auf höheren Befehl nach Havana verpflanzt und im dortigen botanischen Garten cultivirt worden sind. Aus Afrika kamen durch die Sklaven die Samen der schönen guineischen Oelpalme und

Digitized by Google

der Baobab (Adansonia), die aber beide wegen ihrer Größe in die Ecken der Pflanzung verwiesen werden; die erste liefert auch in Cuba das Oel, welches dem Neger zur Erhaltung seiner Haut willkommener ist, als irgend ein ähnliches Mittel; die zweite erregt Verwunderung durch ihr schnelles Wachsthum, und die spannenbreiten, an ellenlangen Stielen herabhängenden Blumen; ihre Früchte enthalten ein säuerliches, saftiges Fleisch, welches, mit Zucker versetzt, als Gegenmittel der die Neger oftmals befallenden Dysenterien geschätzt wird. Europäische Gartenblumen, in Reihen entlang dieser Seitenwege gepflanzt, Hahnenkamm, Strohblume und niedrige Sonnenrosen stechen sonderbar von den imponirenden Gewächsen der Aequatorialländer ab, doch erfreut wohl ihr Anblick den von seinem Vaterlande weit getrennten Colonisten, da die Versuche, andere Gewächse der kalten Länder hier einheimisch zu machen, meistentheils mißlingen.

Die Wege zwischen den Feldern des Kaffee's fassen gewöhnlich Reihen von Ananas ein, die in Cuba von berühmter Güte, aber wenig von den Landleuten geschätzt sind, übrigens im Uebermaße genossen schon manchem nicht acclimatisirten Europäer den Tod gebracht haben. Jenseits dieser stets mit größter Sorgfalt erhaltenen Gänge erstrecken sich die mit geometrischer Schärfe in unabsehliche Reihen gepflanzten Kaffeebäume, die, sobald sie sechs Schuh hoch geworden, durch Beschneiden auf gleicher Höhe gehalten und nach Gärtnerart ausgeputzt, weniger das Ansehen einer gemeinen Culturpflanze haben, von welcher auf einer Besitzung sich oft 2 bis 300,000 Individuen vereint befinden, als vielmehr den sorgsam gepflegten und seltenen Gewächsen einer botanischen Anstalt gleichen. Am Ende der perspectivischen Hauptalleen breitet sich der Patio aus, eine reinliche, oft achteckige Fläche von einigen hundert Schritten im Durchmesser, an den Seiten mit den schönsten der acclimatisirten Zierpflanzen geschmückt, oft mit Hecken der immerblühenden Rose unserer englischen Anlagen umgeben, die im tropischen Amerika unter allen verwandten allein noch gedeihet. Wo im ersten Jahre nach Fällung des Urwaldes eben nur ein niedriges Bretterhaus stand, umgeben von einigen Hütten zur Beherbergung der Neger, da erhebt sich nun ein stattliches Gebäude von zwei Stockwerken, zierlich, und nach Maßgabe der Bestimmung selbst großartig im Aeußern, höchst zweckmäßig und geschmackvoll im Innern, einladend durch das Ansehen von Ruhe, von Reinlichkeit und Kühle. Die Feuchtigkeit des Klima's und die Insecten, die, zunächst dem Boden lebend, nur zu gern als Mitbewohner der Häuser sich aufdrängen, verlangen Berücksichtigung, und daher ruhen die meisten besseren Gebäude auf 8 bis 10 Fuß hohen steinernen Pfeilern, zwischen welchen die Luft frei circulirt. Der Oberbau besteht gewöhnlich ganz aus Holz; das Balkenwerk kommt bisweilen fertig gezimmert aus den Vereinigten Staaten, und braucht nur zusammengesetzt zu werden. So hoch sind die Arbeitslöhne in der Insel, daß ungeachtet der Fracht und des Zolls ein mittelgroßes Wohnhaus, zumal wenn gute Verhältnisse und Einrichtungen des Innern verlangt werden, wohlfeiler aus dem Norden zu beziehen ist. Zur äußeren Verkleidung dient das Holz der einheimischen Ceder (Zucker- oder Cigarrenkistenholz), weil es theils wohlfeil, theils leicht zu bearbeiten ist, sich durch gleichmäßige, angenehme Färbung empfiehlt, und daher jeden Anstrich überflüssig macht. Breite und schattige Balcons umgeben jedes Stockwerk; sie tragen in Töpfen gezogene tropische Gewächse, und sind nicht selten an der Sonnenseite mit dem indischen Jasmin übersponnen, dessen weiße Blumen besonders des Nachts einen dem Fremden fast zu starken Geruch aushauchen. Die Zimmer sind selten mit Tapeten ausgekleidet, indem Insecten, zumal Scorpione, sich unter diesen einnisten, dafür aber mit hellen Lackfarben ausgestrichen, welche das Abwaschen der Wände, in diesem Klima eine große Annehmlichkeit, gestatten. Teppiche verbietet die Wärme, aber die Fußböden sind gemeiniglich polirt. Die ganze Einrichtung deutet auf große Wohlhabenheit, häufig auf Luxus, den Fehler aller reichen Pflanzer; für jede Bequemlichkeit ist mit vieler Umsicht gesorgt, englische Solidität leuchtet mit Glanz, aber auch mit sybaritischer Weichlichkeit gepaart überall hervor; vor allen andern sind die zwei größten Bedürfnisse des Menschen unter diesem Himmel, eine kühle, reine Luft und reines, kaltes Trinkwasser, berücksichtigt. Alle Räume sind hoch und luftig, zwischen den breiten Flügelthüren und zahlreichen Jalousiefenstern herrscht stets ein leichter Windzug, der hier nie die schlimme Wirkung hat wie in kalten Klimaten, vielleicht darum, weil die Verschiedenheit der Temperaturen zwischen der bewegten Luftsäule und der ruhigen Atmosphäre nicht sehr groß ist, oder weil die Luftströmung breit den ganzen Raum durchzieht, nicht durch die schmale Oeffnung übelpassender Fenster oder halbgeöffneter Thüren pfeifend hindurchfährt, wie in den unfreundlicheren Häusern des Nordens. In den Ecken der Säle stehen auf hohen Gestellen große Behälter, die aus einem sehr grobkörnigen und porösen Sandstein in Frankreich gehauen, bedeutende Handelsartikel abgeben, und das hineingegossene Wasser tropfenweis, von allen anhängenden Erdtheilen gereinigt, in kühle Gefäße hinabfallen lassen. Entfernt von dieser „Casa grande" liegen die Magazine, die Secaderos und das einfache Haus des Aufsehers, hinter diesen in einer regelmäßigen Gasse die große Küche, das Hospital, die niedrigen Hütten der Sklaven und die Plätze, wo die Pferde angebunden stehen, denen man selten einen Stall, sondern nur den Schatten eines Baumes, oder in der Regenzeit den Schutz eines leichten Daches gewährt. Das äußere Ende der Pflanzung nehmen die zur Erdauung der gewöhnlichen Vegetabilien bestimmten Felder ein, deren Anblick zwar nicht dem eines Vierecks mit Kaffee an Schönheit gleich kommt, aber den Europäer durch die Ueppigkeit der Gewächse und ihre mannichfaltigen Formen anzieht. In bunter Abwechselung reihen sich Flächen mit Guineagras, einem nützlichen Grünfutter für Pferde und Zugochsen, an Felder mit Mais, der nicht allein der Körner wegen gebauet wird, sondern kurz vor Entwickelung der Blüthe mit der Wurzel ausgezogen, unter dem Namen Maloja ein sehr nährendes Futter für die Pferde abgibt, in der trockenen Zeit sogar das einzige Nahrungsmittel für sie ist, und in den Städten ziemlich theuer bezahlt wird. Unserm Hopfen vergleichbar winden sich an hohen Stangen die biegsamen

Digitized by Google

Ranken der Yams empor, deren große mehlige Wurzel ein Haupterforderniß der Negermahlzeiten darstellt; am Boden kriechen mit Blumen, wie die der blauen Winde unserer Gärten, geschmückt, die Bataten umher, und an andern Orten bildet die eßbare Aaronsstaude, deren kolossale Wurzelknollen jedoch nur der Gewohnte schmackhaft finden kann, mit ihren an fünf Fuß breiten Blättern dichte Gehege. Es ist unmöglich, alle Gewächse aufzuzählen, die hier sonst noch gebaut werden: den Sesam, dessen Oel der alles Fette liebende Neger zu festtäglichen Gerichten von wunderlicher Zusammensetzung verwendet, die vielerlei Kürbisse, von denen einige Spielarten dem Sklaven nicht nur, sondern auch dem ärmeren Creolen den größten Theil seines Küchengeschirres liefern; die wenigen der gut gedeihenden europäischen Nahrungspflanzen, unter welchen jedoch die Kartoffel keinen Platz findet, da ihre Knollen stets wässerig und unschmackhaft bleiben; die an Kraftmehl reiche Pfeilwurzel, die Hibiscus mit schleimiger, fader Frucht, die aber nach den veralteten Ansichten einer Diatetik, der man in allen spanischen Colonien begegnet, den eben angekommenen Fremden als angemessenste, in diesem Sinne ungemein gesunde Nahrung empfohlen wird, und die Gewürze von großer Schärfe, wie sie von dem abgestumpften Gaumen des Westindiers als Reiz verlangt werden. Den größten Raum nimmt die Pflanzung von Bananen (Pisangs) ein, Pflanzen, die zwar da, wo sie zu vielen Hunderten wachsen, und ihre großen Blätter vom Winde zerrissen werden, das saubere Ansehen nicht haben, welches sie zu einer Zierde mehrerer Gewächshäuser machte, aber dem aufmerksamen Europäer nach Jahren noch interessant bleiben, weil nächst den Palmen keine andere Pflanzenform die tropische Landschaft so sehr auszeichnet, als sie.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die canarischen Inseln.

(Aus einem Schreiben des Hrn. Professor Berthelot zu Orotava auf der Insel Teneriffa, aus dem Französischen übersetzt und eingesandt von Dr. Karl Oken aus Bremen.)

Die canarischen Inseln müssen die Aufmerksamkeit jedes Beobachters sowohl in Hinsicht ihrer politischen als auch ihrer physischen Geschichte fesseln. Diese Inseln waren schon im Alterthum unter dem Namen „der glückseligen Inseln" berühmt und hochbegünstigt; die Sitten und Gebräuche der Einwohner dieses kleinen Archipels könnten ein Gegenstand merkwürdiger Nachforschungen in Rücksicht ihres weit hinaufreichenden frühen Ursprungs werden. Der tapfere Widerstand dieser Völker zur Zeit der Eroberung der sieben Inseln bietet ein interessantes Gemälde dar, in welchem man auf der einen Seite alle heroischen Tugenden einer bis zur Verzweiflung für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Nation, auf der andern Seite aber alle Laster und Zügellosigkeiten eines Haufens von Abenteurern hervorragen sieht, die in jenen noch an die Barbarei gränzenden Zeiten ihren Sieg auf die gänzliche Vertilgung derjenigen gegründet hatten, welche sie unterwerfen wollten. In diesem grausamen Vernichtungskampfe hatten die Sieger, die einer gebildeten Nation anzugehören behaupteten, die Besiegten, die von ihnen Barbaren genannt wurden, auf die unbarmherzigste Weise niedergemetzelt, und so wurde die ursprüngliche Menschenrace, die ehemals den canarischen Archipelagus bevölkerte, ausgerottet, und nur einige vertrocknete Mumien, die man noch zuweilen in Grabhöhlen wieder auffindet, sind die traurigen Ueberbleibsel der uralten Besitzer dieser Eilande.

Was die Naturgeschichte betrifft, so bietet das Pflanzenreich eben so sehr durch die weite Verbreitung der Erzeugnisse desselben, als durch seinen reichhaltigen Ertrag und seine Verschiedenheiten alles mögliche Interesse dar. Die canarischen Inseln vereinigen in ihrem Bezirke durch ihre geographische Lage eine große Anzahl von Pflanzen beider Halbkugeln der Erde. Die Vortheile einer so besonders begünstigten Lage der Breite, verbunden mit der Höhe der Gebirge, der Tiefe der Bergschluchten, der Mannichfaltigkeit der Landschaften und mit allen Nebeneigenschaften des Erdreichs, scheinen diese glückliche Lage noch mehr zu begünstigen und hervorzuheben.

Das Mineralreich bietet zwar wenig Ausbeute dar, hingegen sind die vulcanischen Erzeugnisse auf allen diesen Inseln im Ueberfluß vorhanden. Das aufmerksame Untersuchen dieser Denkmäler vormaliger Erdumwälzungen und Erschütterungen, der Anblick so vieler erloschenen Vulcane und anderer solcher Berge, die noch jetzt in Thätigkeit sind, muß sehr wichtige Beobachtungen liefern für alles das, was die geologische Geschichte dieser sieben Inseln betrifft. Ich bedauere, mich für jetzt nicht weitläufiger über diesen speciellen Gegenstand auslassen zu können. Dieser Archipel ist vor undenklichen Zeiten durch das Feuer der Vulcane verheert worden, und auf die Spuren dieser ältern fruchtbaren Unglücksfälle stößt man noch bei jedem Schritt. Die Geschichte der vulcanischen Ausbrüche der canarischen Inseln müßte ein eben so denkwürdiges als unterhaltendes Werk darbieten, wenn man die Data in chronologischer Ordnung sammeln könnte, aber unglücklicherweise kann man kaum über die Zeit der Eroberung zurückgehen. Man weiß nur so viel, daß als der Abenteurer Alonzo de Lugo die Insel Palma um 1492 eroberte, einer der Prinzen, welche diese Länder regierten, Namens Echedey, ihm sagte, daß die Explosion eines Vulcans den großen Berg Tocande verschlungen habe, der die Heerden überflüssig mit Futterkräutern versorgte, und daß dieses Ereigniß bei Lebzeiten seines Vaters sich zugetragen habe.

Der Vulcan Tagalate auf derselben Insel Palma verursachte einen schrecklichen Ausbruch im Jahre 1646; der Gipfel desselben raucht gegenwärtig noch. Es kommt ebenfalls ein schwefelartiger Rauch aus den verschiedenen Spalten des Gipfels des bekannten Pico de Teyde auf der Insel Teneriffa hervor. Die Ausbrüche dieses Vulcans, von denen man die Data noch aufbewahrt, sind folgende: 1) Der Ausbruch, welcher die Stadt Garachico am 5 Mai 1706 verwüstete. — 2) Der Ausbruch, der in demselben Jahre das Gebiet von Gnimar überschwemmte, und 3) der letzte Ausbruch, welcher durch einen der untern Theile dieses Berges am 9 Junius 1798 hervorbrach. — Die Insel Lanzerotte ist schon oftmals der Schauplatz dieser großen Naturerscheinungen gewesen; der Ausbruch am 1 September 1730 zog die erstaunenswürdigsten Umstände nach sich. Noch im Jahre 1824, in der Nacht des 30 Julius, spürten die Einwohner von Lanzerotte starke Erschütterungen, die aus dem Mittelpunkte der Insel zu kommen schienen. Diese außerordentlichen Bewegungen waren mit dem drohenden Rollen von tausend unterirdischen Donnerschlägen begleitet, als am andern Morgen zwischen halb 8 und 8 Uhr an zwölf verschiedenen

Digitized by Google

Stellen auf einer kleinen Ebene in der Entfernung einer halben Stunde vom Dorfe Tiragua die Erde sich öffnete. Diese verschiedenen Oeffnungen vereinigten sich alsbald in drei Hauptschlünde, die unter heftigen Detonationen eine entsetzliche Menge brennender Steinmassen auswarfen. Diese gräßlichen Ausleerungen bildeten einen Berg, der eine Meile (une mille) im Umfang und ungefähr eine Höhe von hundert Toisen hat. Unter dem 28 August 1824 schrieb man mir aus Lanzerotte, daß der Vulcan noch immer in großer Thätigkeit sey, und daß er durch einen jener Schlünde eine große Menge Wasser ausgeworfen habe. Man erwartete eine genauere Erzählung von diesem Ausbruche, so wie auch von den zwei andern Ausbrüchen, welche sich in einem andern Theile der Insel gezeigt haben.

Ueber das Thierreich möchte ich mich hier etwas weiter in einer Uebersicht seiner Erzeugnisse auslassen, nicht weil ich mich diesem Theile der Wissenschaft insbesondere gewidmet habe, sondern weil viele Personen in Europa die canarischen Inseln aus diesem Gesichtspunkte mehr kennen zu lernen wünschen, und ich daher glaube, daß einige voriäufige allgemeine Bemerkungen darüber am willkommensten seyn werden.

Die Classe der Säugethiere ist in diesem Lande sehr beschränkt. In die erste Reihe muß man jedoch die Ziegen, die Schafe und die Schweine setzen, die man niemals mit andern Racen vermischt hat, und die folglich ihr angestammtes Gepräge seit der Eroberung der Inseln noch beibehalten haben. Da die ersten Einwohner der canarischen Inseln als ein sehr altes Volk betrachtet werden müssen, und da sie niemals mit einer andern Nation in Umgang und Verbindung kamen, so muß man die Thiere, die ich so eben nannte, ganz als einheimische Thiere betrachten, weil die Zeit der Einführung jener Thiere in diese Inseln sich weit in die Dunkelheit früherer Zeiten verliert. Die Ziegen insbesondere haben ein äußeres Ansehen (une physiognomie), welches eine dieser Himmelsgegend ganz eigenthümliche Art bezeichnet.

Die Hunde, welche man um die nämliche Zeit auf der Insel Lanzerotte und auf der großen canarischen Insel fand, müssen aus demselben Grund auch unter die einheimischen Thiere geordnet werden; sie bilden eine Art, die zwischen dem Haushund und dem Schäferhund oder dem Wolfshund das Mittel hält (une espèce, qui tient le milieu entre les Mâtins et les chiens de bergers ou chiens loups). Die große Anzahl dieser Thiere auf der großen canarischen Insel hat, nach dem Berichte des Plinius, dieser Insel den Namen gegeben: „proximam ei canariam — vocari a multitudine canum ingentis magnitudinis, ex quibus perducti sunt Jubae duo," sagt Plinius im 6. Buch, im 55. Capitel; dem König Juba wurden nämlich zwei canarische Hunde gebracht. — Andere Thiergattungen sind die Kaninchen, welche von gleicher Art wie die europäischen sind. Man bemerkt eine Varietät, die ganz schwarzen Kaninchen, die wegen der Feinheit des Haares, so wie auch wegen des Glanzes, den es an sich hat, sehr ausgezeichnet ist. — Es folgen hierauf die Fledermäuse aus der Gattung der Blattnasen oder der Rhinolophes fer à cheval (das heißt: mit dem Wulst auf der Nase oder mit dem Hufeisen versehen, die Fledermaus mit dem Namen: „die Hufeisennase," Vespertilio ferrum equinum). Alle übrigen Säugethiere, die man auf diesen Inseln sieht, als wie die Kamele, Pferde, Ochsen, Ratzen u. s. w., sind zu verschiedenen Zeiten daselbst eingebracht worden. (Nur sind die Ratzen natürlich nicht mit Absicht, sondern zufällig eingebracht, oder vielmehr eingewandert.)

(Fortsetzung folgt.)

Historia Britannium versificata.

(Echo du Monde Savant. 26 Junius.)

Ein Hr. Gaulle hat eine für die Literärgeschichte des Mittelalters sehr interessante Entdeckung gemacht, nämlich eine bis jetzt unbekannte Uebersetzung des berühmten Romans le Brut. Diese Uebersetzung in lateinischen Versen und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts verfaßt, könnten wohl die alten armorikanischen Texte zu Grunde liegen, in denen die Gelehrten noch immer den Ursprung der Romane von der Tafelrunde suchen. Das Manuscript, welches diese versificirte Chronik enthält, ist ein Foliobaud in Pergament von 270 Blättern, welcher allerlei theils bekannte, theils unbekannte auf die Geschicht Englands bezügliche Werke enthält, und wovon Blatt 55 bis 85 die genannte Chronik enthält. Sie ist in 10 Bücher getheilt, wovon jedes einen Prolog oder summarischen Inhalt hat; Blatt 74 und 75 fehlen, weßhalb das 7. Buch unvollständig ist. Die Erzählung beginnt mit der angeblichen Regierung von Brutus, dem Sohn des Aeneas, und endigt, wie die Histoire de Geoffroy de Monmouth und le Brut de Wace, mit dem Tode Cadwalladers im Jahre 689 n. Ch. Es ist dieß eine bisher unbekannte Uebersetzung der wunderbaren armorikanischen und gallischen Sagen, deren Held Arthur ist, und die Geoffroy de Monmouth zuerst übersetzte. Sie ist indeß kein Auszug aus dem Werke dieses Letztern, sondern die eigene Arbeit eines Unbekannten, der sein Werk dem Bischof von Vannes, Gadioc, der im Jahre 1254 starb, dedicirt hat.

Miscellen.

Erdbeben in Frankreich. Am 10 Junius gegen 1 Uhr Nachmittags fand ein leichter Erdstoß statt in den Gemeinden Martigné Briant, Tigné u. s. w. (Departem. Mayenne et Loire, Arr. Saumur). Die Richtung ging ungefähr von Nordwest gegen Südost. (Echo du Monde Savant vom 26 Junius.)

Erdbeben in England. Die Stöße mehren sich in England in diesem Jahre bedeutend. Am 11 Junius fand in der Nähe von Manchester, namentlich zu Burnley, ein solches statt. (Litterary Gazette vom 22 Junius.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 79** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Fürst von Talleyrand.** Von Mignet. — **Charles Dickens (Boz) und der englische humoristische und komische Roman.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit angefangen werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 79.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 Julius 1839.

Der Fürst von Talleyrand.

Von Mignet.

Um unsern Lesern eine Probe zu geben von den Styl und der Weise Mignets, des berühmten Geschichtschreibers der Revolution, wählen wir einige Stellen aus dem Vortrag, welchen er am 11 Mai vor der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zum Andenken Talleyrands hielt, des Mannes, der ihn, wie seinen Jugendfreund und vom Glück noch mehr emporgehobenen Gleichstrebenden, Thiers, mit seiner besondern Auszeichnung und Gunst beehrte. Durch dieß Verhältniß wird nun freilich die Unbefangenheit einigermaßen beeinträchtigt; indeß ist es immerhin interessant zu vernehmen, wie sich ein geistreicher Historiker über eine so merkwürdige historische Person, welche so viele Schmähungen mit ins Grab nahm, ausspricht. Wir bemerken nur, daß Mignet den Privatcharakter Talleyrands nur so leicht und leise als immer möglich berührt, und dadurch das Delicate seiner Aufgabe sich etwas erleichtert.

„Bald ist es ein Jahr, daß der letzte große Repräsentant des 18ten Jahrhunderts, der Mann von Geist, der sich noch mit Voltaire unterhalten hatte, das berühmte Mitglied der constituirenden Versammlung, der einen so bedeutenden Antheil an den Acten der ersten Revolution genommen, der Freund von Sieyes, der Testamentsvollstrecker Mirabeau's, der Rath Napoleons während der ersten acht Jahre seiner Macht, der Schöpfer der Restauration, der sich so bald von ihr entfernte, der vollendete Diplomat, der so oft bei der Austheilung der Staaten mitgewirkt, im Alter von vierundachtzig Jahren starb.

„Ich habe heute sein Leben zu skizziren, das so enge verflochten ist mit der Geschichte unsrer Epoche, seine Werke zu würdigen, welche meist mit den gleichzeitigen Ereignissen selbst zusammenfließen. Es ist eine ungeheure Aufgabe, die in die engen Gränzen einer Rede soll zusammengedrängt werden, und sehr schwer zu erfüllen in einer den zu berichtenden Thatsachen noch so nahen Zeit. Ich werde mich bestreben, ihr zu genügen, werde streben, nichts Wichtiges auszulassen, nichts zu sagen als die Wahrheit. Meine Verpflichtungen gegen die Körperschaft, vor welcher ich rede, in Einklang bringend mit den persönlichen Erinnerungen, die mir geblieben sind, werde ich mir doch vorhalten, daß ich der Geschichte gegenüber stehe. Wenn ich aber in diesem Kreis die Pflichten des Historikers erfülle, hoffe ich auch hier die Gesinnungen der billig urtheilenden Nachwelt zu finden.

„Charles Maurice de Talleyrand-Perigord wurde zu Paris am 13 Februar 1754 geboren. Er gehörte einer alten und großen Familie an. Er war der älteste Sohn, und obgleich er bestimmt war, das Haupt seines Stammes zu werden, entbehrten doch seine ersten Jahre der vorsehenden und liebevollen Sorgfalt und Pflege. Er wurde in einer Vorstadt von Paris der Nachlässigkeit einer Amme überlassen. Ein Fall, den er, ein Jahr alt, that, machte ihn für immer leidend am Fuß, und gab seinem Leben eine andere Richtung. Seine Eltern erfuhren anfänglich nichts von diesem unglücklichen Zufall, und als sie ihn erfuhren, wurde er für ihn die Veranlassung, daß er ihre Gunst und Liebe verlor. Damals bestimmte man den Söhnen aus großen Familien zum voraus die Stelle, die sie im Leben einnehmen sollten; es gab für sie eine Art von socialer Prädestination. Der Aelteste wurde für die Armee bestimmt, die Jüngern für die Kirche. Jenem lag es ob, die Familie fortzupflanzen, diese waren verdammt, in einer ihrem Glanz vortheilhaften Unfruchtbarkeit zu erlöschen.

„Herr von Talleyrand, durch das Recht der Geburt berufen, an die Spitze der Seinigen zu treten, ward durch seinen körperlichen Schaden zur Laufbahn der jüngern Söhne bestimmt. Seine Eltern verfügten über ihn, ohne Rücksichten auf seine Neigung. Die Kirche ward sein Theil. Aus den Händen von Miethlingen ging er in die Collegien und dann in die Sorbonne über, ohne nur einmal seit seiner Geburt unter dem väterlichen Dache geschlafen zu haben. Während seiner Kindheit und Jugend ganz sich selbst überlassen, bildete er sich auch allein. Er lernte früh überlegen und nachdenken, und die Empfindungen concentriren, die er nicht aussprechen und mit-

Digitized by Google

theilen konnte. Er war mit seltenen Eigenschaften geboren; seine Erziehung fügte noch andre zu den ihm von Natur eigenen, von welchen einige selbst eine andre Richtung annahmen. Er war gescheidt, er wurde kenntnißreich; er war keck, er wurde zurückhaltend; er war heißblütig, er wurde abgemessen; er war kräftig und er wurde gewandt. Der Ehrgeiz, den er unter allen Umständen würde gehabt haben, und der, von seinen großen Talenten unzertrennlich, gewißermaßen nur deren Uebung war, nahm von dem Wesen und der Art der Kirche ihre Bedächtigkeit und ihre Mittel an. Seit ihrem Bestehen Zeugin von so vielen beweglichen Anordnungen und von so vielen vorübergehenden Ideen, hat die Kirche ihre Politik in ihrer Geduld gefunden; sich für die Ewigkeit haltend, wußte sie immer die Verhältnisse der Zeit zu ertragen und überall den ihr günstigen Augenblick abzuwarten. In dieser großen Schule unterrichtete sich Talleyrand in der Kunst, die Menschen zu ergründen, die Umstände zu beurtheilen, den passenden Moment zu ergreifen, sich der Zeit zu bedienen, ohne ihr voranzueilen, und sich den Willen der Menschen dienstbar zu machen, ohne ihn zu zwingen.

„Nach Vollendung seiner theologischen Studien trat er in die Welt unter dem Namen des Abbé de Perigord. Verletzt und durchkreuzt in seinen Neigungen trat er in sie ein mißvergnügt und bereit, den Revolutionär zu spielen. Er erlangte sogleich den Ruf eines Mannes, mit dem man es nicht verderben dürfte, und der bei einem guten Familiennamen, großer Ruhe, unendlich vielem Geist, etwas Anmuthigem, was für ihn einnahm, etwas Bosheit, welche ihn gefürchtet machte, vielem Feuer, das jedoch durch hinlängliche Klugheit zurückgehalten und mit ausnehmender Feinheit beherrscht wurde, nothwendig sein Glück machen mußte.

„Talleyrand, auf welchen die Krönung und Salbung Louis' XVI und der dabei entfaltete kirchliche Pomp keinen Eindruck machte, sah bald nachher den greisen Voltaire, und dieser war die erste Größe, vor der er sich beugte. Er bewahrte von den zwei Unterredungen mit ihm, wo es gewiß auf keiner Seite an Geist fehlte, unauslöschliche Erinnerungen. Bis in seine letzten Lebenszeiten redete er gerne davon, und die Lebhaftigkeit seiner Bewunderung für Voltaire schwächte sich nie. Gehörte er doch selbst durch sein ganzes Wesen der Voltaire'schen Familie an!

„Im Jahr 1780 wurde er Generalagent der französischen Geistlichkeit und übte während acht Jahren höchst wichtige Functionen. Die ungeheuer begüterte französische Kirche regierte und besteuerte sich selbst; ihr Generalagent war ihr Minister; hier lernte Herr von Talleyrand die Geschäfte. Schon besaß er den Ruf eines geistreichen, jetzt erwarb er sich auch den eines geschäftstüchtigen Mannes. Der Welt und der Politik war er so wenig fremd, daß er im amerikanischen Krieg ein Kaperschiff gegen die Engländer mit seinem Freund Choiseul-Gouffier ausrüstete.

„Der Geist war der eigentliche Herrscher in jener Zeit. Er hatte Alles ausgelöscht, ohne noch etwas zu zerstören. Er hatte die Autorität und Herrschermacht milder, die Geistlichkeit duldsamer, den Adel umgänglicher gemacht. Er hatte die Personen einander genähert, ohne die Classen und Stände zu vermischen. Er hatte eine Blume von feiner Höflichkeit und einen Reiz von hochgebildeter Lebensart in dieser alten Gesellschaft eingeführt, welche ihre Leidenschaften verloren zu haben schien, um nur noch ihre Sitten zu behalten. Man war glücklich und vertrauensvoll, wie man es immer ist in den Zeiten, wo die Revolutionen nur erst in den Geistern und Köpfen wirken, wo man nur erst die Ideen ändert, wo das Unterliegen des alten Glaubens noch Niemand ein Leid zufügt, wo die Thätigkeit rein geistiger Art ist und der Enthusiasmus für das was man hofft, Einem nicht Zeit läßt zu bedauern, was man verliert. In einer solchen Zeit lebte Talleyrand, einer Schule angehörend, welche Voltaire zum Meister, Souveräne und große Herren zu Schülern, die Rechte des Geistes zum Glaubensartikel und den Fortschritt der Menschheit zum Zweck hatte.

„Die Revolution trat ein; Talleyrand, jetzt Bischof von Autun, nahm an der Versammlung der Notabeln, und dann an der der Generalstaaten Theil. Er hielt vor der Geistlichkeit, die ihn wahlte, eine Rede, worin er, obwohl aus vornehmer Familie, die Gleichheit der Stände und Gemeinsamkeit aller Rechte, und obwohl Bischof, die Freiheit der Geister ansprach. Mit solchen Verpflichtungen trat er in die Generalstaaten, wo er einer der eifrigsten Beförderer der Revolution im Sinne des Volks wurde. Er lieh dieser großen Sache seine Gewandtheit, wie Sieyes ihr seinen Gedanken, Mirabeau seine Beredsamkeit, Bailly seine Tugend, Lafayette seinen ritterlichen Charakter und viele andere treffliche Männer ihren Geist und ihre Hingebung lieben.

„Bald nahm er den ihm gebührenden Platz ein; er machte einen Antrag gegen die Gültigkeit der den Deputirten von ihren Wählern aufgegebenen Mandate und setzte ihn durch. Am 14 Julius wurde er als der Zweite in das Constitutions-Comité gewählt, und später mit dem Entwurf eines Plans des öffentlichen Unterrichts, einer höchst umfassenden Arbeit, beauftragt. Er unterzog sich auch sonst während dieser Periode den ausgebreitetsten und mannichfachsten Arbeiten, schlug die Annahme von gleichem Maaß und Gewicht, die Abschaffung der Lotterien vor, war thätig bei der Erklärung der Menschenrechte und bei der Abschaffung und Ablösung der Zehnten, und zeichnete sich sehr als Finanzmann aus. Er unterstützte die von Necker vorgeschlagenen Anlehen und empfahl kräftig, den Staatsgläubigern Wort zu halten. Er machte den berühmten Antrag auf den Verkauf der Kirchengüter, indem er bewies, daß sie Nationaleigenthum seyen, und hielt am 14 Julius auf dem Märzfeld die sogenannte Constitutionsmesse. Im Angesicht von 700,000 Zeugen, trunken von Enthusiasmus, mitten unter Föderirten aus allen Departements, die von den gleichen Wünschen beseelt waren wie Paris, in Gegenwart der einen Augenblick in den gleichen Gefühlen verschmolzenen königlichen Familie und Nationalversammlung bestieg er den daselbst errichteten Altar, um gewissermaßen dem künftigen Schicksal Frankreichs die Weihe zu geben. Er stimmte für den bürgerlichen Eid der Priester, aber

Digitized by Google

zerfallen mit den Geiſtlichen ſeiner Diöceſe und von der Excommunication des Papſtes bedroht, lehnte er die Ernennung zum Erzbiſchof von Paris ab und trat ins bürgerliche Leben zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Charles Dickens (Boz)

und der engliſche humoriſtiſche und komiſche Roman.

(Fortſetzung.)

Luſtig iſt auch ſeine Art, die Politik Percevals zu verſpotten. Es war ganz und gar nichts Abſurdes an der Vorausſetzung dieſes Staatsmanns, die Franzoſen würden weit weniger zum Krieg geneigt ſeyn, wenn ſie ſich vieler Lebensbedürfniſſe und Bequemlichkeiten berandt ſähen. Von einem Franzoſen, dem ſein Kaffee und ſein Zuckerwaſſer fehlte, konnte man mit Grund erwarten, daß er Maaßregeln geneigter ſeyn werde, die ihm zu dieſen Luxusartikeln wieder zu verhelfen verſprachen. Aber als einige unkluge Anhänger des Miniſters unter den Artikeln, welche von unſern Schiffen den Franzoſen würden abgeſchnitten werden, auch der Apothekerwaaren erwähnten, da drängte ſich von ſelbſt das Bild einer großen Nation ohne Arzneimittel auf, und die Gelegenheit war zu lockend, um hinaus gelaſſen zu werden.

„Welch ein großartiger Gedanke (ruft Plomley aus), daß jetzt keine Purganz eingenommen werden kann zwiſchen der Weſer und Garonne; daß der geſchäftige Stößel ruht und der dröhnende Mörſer verſtummt iſt, und die Eingeweide der Menſchenkinder verſchloſſen auf vierzehn Breitegrade hin! Wann, ich wäre begierig es zu wiſſen, wann wurden alle Kräfte der Unverdaulichkeit und Blähung den Miniſtern Sr. Majeſtät vollſtändig erklärt? In welcher Periode ward dieſer große Plan der Eroberung und Verſtopfung ganz entwickelt? In weſſen Geiſt entſprang zuerſt die Idee, den Stolz und die Pfla er Frankreichs zu vernichten? Ohne Ricinusöl hätte allerdings der Krieg wohl ein paar Monate hinausgezogen werden können; aber können ſie beſtehen ohne Chinarinde? Werden die Leute leben wollen unter einer Regierung, wo kein Antimonpulver zu haben iſt? Werden ſie die Entbehrung des Merkurs verſchmerzen? Hier liegt der Knoten! Verlaßt euch darauf, das Entbehren der Materia medica wird ſie bald zur Beſinnung bringen, und das Geſchrei: Bourbon und Bolus! wird vom baltiſchen bis zum Mittelmeer ertönen!“

Im ſehr ſeltnen Gebrauch des Wortſpiels bildet Sydney Smith einen auffallenden Contraſt gegen den Herrn, deſſen Verdienſte wir zunächſt betrachten: Theodor Hook. Dieſer hat nicht nur eine Freude an Wortſpielen, ſondern er jagt ihnen nach, er ſchwelgt in Doppelſinnigkeiten, und verdankt einen nicht kleinen Theil ſeines Rufs ſeiner Geſchicklichkeit in Auffindung und Anwendung von ſolchen. Andre mögen ſich gleicher Fertigkeit im bloßen Wortſpiel rühmen, aber Hook ſteht einzig und unvergleichbar da in der Kunſt, eine ganze komiſche Situation in Ein Wort zuſammendrängen. So in Marwell, wo des Wundarzts Sohn in Entzücken ausbricht über die Schönheit, Anmuth und Unſchuld eines Frauenzimmers, das er eben gerettet hat, daß ſie nicht auf der Straße überfahren wurde, und mit Wonne verweilt bei dem Ton, womit ſie die Worte ſtammelte: „Mein Helfer!“ *) und ſein Freund ruhig erwiedert: „Vermuthlich hielt ſie Euch für Euren Vater“ (der neben den andern Zweigen ſeiner Kunſt auch Geburtshülfe ausübte) — wie unwiderſtehlich komiſch iſt die der Sentimentalität des jungen Liebenden gegebene Wendung, und welch eine komiſche Verbindung von Bildern wird dadurch geweckt!

Als Verfaſſer von erdichteten Erzählungen hat Hook ſeine Hauptſtärke in der großen Mannichfaltigkeit und der durchgängigen Naturwahrheit ſeiner humoriſtiſchen Erfindungen, was zur Genüge dadurch erklärt wird, daß ſie beinahe alle das Ergebniß ſeiner eigenen Beobachtungen in der Geſellſchaft ſind. Man hat ihn ſelbſt ſchon ſagen hören, er habe weder Einbildungskraft genug, um eine Verwicklung zu erfinden, noch Geduld genug, um eine Erfindung recht durchzuführen; wie dem ſeyn mag, gewiß iſt, daß er Le Sage weit mehr als Fielding gleicht, was die Einheit der Handlung betrifft; denn in ſeinen letzten und glücklichſten Productionen iſt etwa ſo viel Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Scenen, als zwiſchen einer Reihe von tableaux vivans, von Einer Schauſpielergeſellſchaft aufgeführt, oder einer Reihe Hogart'ſcher Kupfer, die nur einige hervorſtechende Abſchnitte eines Lebens darſtellen ſollen. Seine Lieblingsgegenſtände und die er am beſten behandelt, ſind die unglücklichen Beſtrebungen nach falſcher Vornehmheit, und die Schliche und Kniffe von Abenteurern, die ehrſüchtigen Begehrungen eines Firkins, die praktiſchen Scherze eines Daly und die praktiſchen ungeſchickten Streiche eines Bray. Alles dieß iſt eine gute Beute, beſonders die gründliche Gemeinheit, die leider beſonders bei den Mittelclaſſen ſich zeigt, die Sitten und Gebräuche der Ariſtokratie nachzuäffen. Folgende Schilderung eines Diners iſt wohl eine treffende Probe von Hooks eigenthümlicher Weiſe:

„Ich habe dieß Alles geſagt, hauptſächlich um zu zeigen, daß in einer Familie, wie die des Mr. Palmer, die Nichtankunft der erwarteten Geſellſchaft ein ſchwer zu verwindender Schlag getäuſchter Hoffnung geweſen wäre. Man wußte, daß Mrs. Overall eine Lady von Vermögen war, gewöhnt an Alles, was vornehm und behaglich iſt; ſie hielt ihren eignen Wagen, ihre männliche Dienerſchaft und ſofort, daher mußten ſie außerordentlich aufmerkſam gegen ſie ſeyn und Alles aufs feinſte und vornehmſte für ſie bereit halten, und ſo hatte denn Miß Palmer in der Nacht vorher einen weißen Napf mit heißem Waſſer ins Geſellſchaftszimmer hinaufgenommen, um Mandeln zu ſchälen, womit ſie eine „Rauſchtorte“ nach Art eines Igels beſtecken und verzieren wollte, und Miß Palmer ſchickte zu dem Zuckerbäcker und ließ etwas Himbeermarmelade holen, um davon

*) My deliverer, im Deutſchen geht freilich der Witz eigentlich verloren.

Digitized by Google

Crême zu machen in kleinen Marmeladegläsern, die wie umgekehrte Lichtlöscher aussahen, und brachte den halben Morgen damit zu, Schaum mit einem Schaumsprudler zu schlagen, um ihn oben darauf zu setzen, wie Seifenschaum zum Barbieren. Und Miß Palmer schnitt Papierschnitzel und krümmte sie mit der Scheere, um sie zu wickeln um die Wachsstumpen in den Glaskronleuchtern auf dem Kamin, und die dreiarmige Lampe im Besuchzimmer ward aus ihrem braunen holländischen Sack genommen; und die Ueberzüge wurden von den Glockenzügen entfernt, und die Gemälderahmen wurden abgestaubt und die Decken von den Kartentischen abgenommen — Alles dem bevorstehenden Fest zu Ehren.

„Dann kamen die Nöthen und Aengste von Vater, Mutter und Tochter, gerade um fünf Uhr am wichtigen Tage selbst, als der Kamin im Gesellschaftszimmer rauchte; und Besorgnisse wandelten sie an, der Fisch möchte zu weich gekocht werden; Entsetzen faßte sie über einem Geräusch in der Küche, als wenn der Stockfisch mit Kopf und Schultern in den Sand auf dem Boden gerumpelt wäre, der Stockfisch, welchen zu kaufen Mr. Palmer selbst zum Fischhändler gegangen war, wobei er, um seine Trefflichkeit zu prüfen, seine Finger in fünfzig Stockfische und vierzig Steindutten eingekrallt hatte, um sich zu versichern, welcher der festeste, frischeste und beste sey; und dann das Zittern und Beben welches verursacht wurde durch das Halten verschiedener Miethkutschen in der Nachbarschaft, nicht zu sprechen von dem Geruch gerösteten Hammelfleisches, welcher das ganze Haus durchduftete, gemischt mit einem gelegentlichen Schwaden von Sellerygeruch, herrührend von der unermüdlichen Geschäftigkeit der Mrs. Palmer, welche immer selbst den Salat anmachte und dann den ganzen übrigen Tag darnach roch; die eben gemachte unangenehme Entdeckung, daß die Lampe auf der Treppe nicht brennen wollte; die leichte Trunkenheit des Kochs, welche eine geheime Erbitterung gegen die Magd auf Eifersucht gegründet, zum vollen Ausbruch kommen ließ, — wobei jedoch der benachbarte Obstkrämer als Vermittler auftrat, den man für fünf Schillinge gemiethet hatte, bei der großen Gelegenheit an der Tafel aufzuwarten.

„Gerade als der Major und Mrs. Overall wirklich anfuhren, war der besagte hülfeleistende Obsthändler, die männliche Pomona der Nachbarschaft, eben in das Wirthshaus geeilt, um den Porter zu holen. Die Thüre ward natürlich von der Magd geöffnet. Da der Abend windig war, wurde die Talgkerze, die sie in der Hand trug, augenblicklich ausgelöscht; im selben Augenblick wurde die hintere Küchenthür zugeschmettert mit einem gräßlichen Getöse, und die Erschütterung hatte den Fall einer Schichte von Tellern zur Folge, die an den Anrichttisch gelehnt waren, um ins Speisezimmer getragen zu werden, so wie auch das Umstürzen einer Anzahl Austern in einem blauen Napf, die nachher, jedoch mit vieler Schwierigkeit wieder eine um die andre vom Boden aufgelesen wurden durch die Hände des Kochs, und zur rechten Zeit in eine Sauce verwandelt für den obgemeldeten Fisch.

„In dieser wichtigen Krisis kehrte der Obstkrämer (der als Aufwärter eine Gastrolle gab) mit zwei Krügen vom besten Porter zurück, auf welchen oben Schaum stand, der nicht wenig dem gepeitschten Zeug auf der Himbeer-Crême glich — auf geht wieder die Thüre, los geht der Wind und auf fliegt der Schaum von den Porterkrügen dem eleganten Major und seiner anbetungswürdigen jungen Frau ins Gesicht, die sich am Fuß der Treppe ihrer überflüssigen Kleidungsstücke entledigte. — — —

„Jetzt verschwand Mrs. Palmer plötzlich, um Befehl zum „Serviren" zu geben, und nachzusehen, daß Alles gut arrangirt würde; nachdem Alles zu ihrer völligen Zufriedenheit geordnet war, eilte Mrs. Palmer wieder in das Gesellschaftszimmer, so roth im Gesicht wie ein wälscher Hahn, um sich den Anschein zu geben, als hätte sie gar nichts gethan, und um gerade noch zu rechter Zeit anzukommen, um sich vom Major wieder hinunterführen zu lassen."

Indem wir die bedeutendsten humoristischen Schriftsteller des Tages anführen, würden wir uns eines Unrechts schuldig machen, wenn wir nicht auch Capitän Marryat, Lover und Crosten Croker nennten; aber die Art ihrer Gegenstände gibt ihnen eine so eigenthümliche Stellung, daß wir sie hier nicht zu analysiren oder Proben von ihrem Styl zu geben brauchen. Auch Professor Wilsons Spaß ist etwas ihm ganz Eigenthümliches, und völlig ebenso charakteristisch für die physische als die geistige Constitution des Mannes, und ist das Resultat einer von Natur höchst heitern Stimmung, einer immer gährenden und schwellenden Phantasie und eines derben, fröhlichen Kraftbewußtseyns. Eines Tags war er in einem heftigen Streit begriffen über die Feldherrntalente Napoleons und des Herzogs von Wellington; — jedenfalls werden Sie zugeben, hielt ihm sein Gegner vor, daß Napoleon den Herzog bei Waterloo überraschte? — Ja, versetzte Wilson, aber hat nicht der Herzog ihn staunen machen? — Der halb zornige halb ernste Ton dieser Antwort machte sie im Augenblick unwiderstehlich; aber Dinge der Art werden immer, aus zweiter Hand, verhältnißmäßig schal, und es hält schwer, seine Freunde oder seine Familie zu vermögen, daß sie sie wieder erzählen. — Zu was, ums Himmelswillen, brach er einmal vor unsern Ohren aus, nachdem er vergebens an das Gedächtniß des Kreises sich gewendet hatte — zu was hat man denn ein halbes Duzend Töchter, wenn sie nicht einmal die Scherze ihres Vaters behalten mögen?

(Fortsetzung folgt)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 192.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Julius 1839.

Die Thiere auf der Känguru-Insel.

(Aus Leigh's Reconnoitering Voyages, Travels and Adventures in the New Colonies of South Australia.)

Die Känguru-Insel, am Eingang in den Golf von St. Vincent gelegen, erhielt bekanntlich ihren Namen von der großen Zahl Kängurus, die Flinder darauf fand, man hat aber unter denselben so furchtbar aufgeräumt, daß ihre Zahl sehr klein geworden ist. Das zweite einheimische Thier ist das Opossum, eine etwas andere Art als auf dem Festland von Australien: es schläft am Tage und sucht sich seine Nahrung bei Nacht. Es hat die Größe eines spanischen Kaninchens, sieht auch, wenn es auf dem Baum sitzt, so aus, ist aber in anderer Beziehung völlig davon verschieden: die Vorderpfoten sind sehr kurz, mit langen Nägeln, die Hinterfüße sehr groß, und wie beim Känguru außer allem Verhältniß mit den Vorderfüßen. Sein Schweif gleicht dem eines Fuchses, das Thier hat eine graue Sandfarbe und wiegt etwa 10 Pfund. Es gehört zu den Beutelthieren und bringt seine Jungen, wie das Kängurumweibchen. Eine Art des Känguru, Namens Wallaba, findet sich gleichfalls auf der Insel. Es unterscheidet sich von der gewöhnlichen Art durch eine etwas geringere Größe und dadurch, daß es sich, wie das Opossum, seine Nahrung bei Nacht sucht. Die weitern vierfüßigen Thiere sind die australische Ratte, die eine sehr angenehme und nährende Speise seyn soll, und die gemeine braune europäische Ratte, mit der vermuthlich irgend ein hier anlegendes Schiff die Colonisten beschenkt hat. Ebenso ist die Katze gewiß nur ein Abkömmling der europäischen, aber sehr verwildert, anderthalbmal so groß, wie die gewöhnliche, mit einem wahren Tigerkopf, erstaunend langen Fangen und einem buschigen Schweif, der einigermaßen dem Löwenschweife gleicht, denn der Busch sitzt am Ende. Obgleich das Thier nicht sehr groß ist, muß es doch furchtbar beißen können, denn seine Schneidezähne sind einen Zoll lang. Sie sind sehr zahlreich, richten unter dem Geflügel große Verwüstungen an, und tödten gleich dem Fuchs und Marder mehr, als sie fressen können, indem sie das Blut aussaugen. Wilde Hunde finden sich auf der Insel nicht, vielleicht in Folge der zahlreichen Schlangen.

Die Insel, welche aus Einem verflochtenen Buschwerk besteht, ist der Aufenthalt einer Menge dieser Thiere, welche man in allen Richtungen hin und her schlüpfen sieht. Es ist nur zu verwundern, daß nicht mehr Leute gebissen werden, denn sie liegen oft bewegungslos, wie ein dürres schwarzes Holz über den Weg, und tritt man auf sie, so ist man auch fast gewiß gebissen. Die Hunde leiden am meisten, und im Sommer herrscht eine große Sterblichkeit unter ihnen: ein großer Hund lebt nach dem Biß nur noch 7 oder 8 Minuten und schwillt auf wie eine Tonne. Die Stadt Kingscote ist auf einem Landvorsprung gebaut, den die Colonisten Snakes Point nennen. Doch sind die Schlangen jetzt durch die Urbarmachung des Bodens an diesem Punkt seltener geworden. Die gewöhnlichen Schlangen sind schwarz und messen 5 bis 6 Fuß, doch wollen die Colonisten auch schon eine gesehen haben, die der indischen Boa an Größe gleichkam, wobei freilich die Furcht das Ihrige hinzugefügt haben mag. Wenn man auf der Jagd in das Unterholz eindringt, so ist es am besten, Beinkleider von ungegerbtem Leder zu tragen. Einige Leute, die aus einem Schiff desertirt waren, und im Innern des Landes umherschwärmten, stießen auf den Morganfluß, etwa 8 (engl.) M. von Kingscote; da das Wetter heiß war, wollten sie sich baden, ihr Hineinspringen lockte aber eine Menge Wasserschlangen herbei, und ehe sie herauskommen konnten, waren sie mit Reptilien bedeckt.

Diese Insel, so wie Vandiemensland und alle südaustralischen Länder sind reich an Schlangen. Ein Schiffscapitän, der bei Port Lincoln landete, und einen Ausflug ins Innere machte, stieß mit seinen Leuten auf eine große Schlange, die genau der Cobra di Capello glich. Der Capitän hatte sie gerne lebendig gehabt, um sie in einen Käfig einzusperren, und man warf ihr deßhalb eine Schlinge um den Hals, packte sie, und ein Matrose trug sie fort. Bald aber schrie er, die Schlange habe sich um seinen Arm gewunden und mache ihm die größten Schmerzen. Seine Cameraden faßten den Schweif und wollten sie abwickeln, inzwischen aber zog sie den Kopf aus der Schlinge, und streckte bereits ihre gespaltene Zunge heraus. Wollte man

Digitized by Google

den armen Matrosen retten, so war keine Zeit zu verlieren, und mit Einem Schlag eines Robbenmessers ward das Unthier enthauptet. Der Arm des Matrosen war aber 14 Tage lang schwarz und blau; ich sah die Schlange später, sie maß 4 Fuß und hatte die Dicke eines Mannsarmes. Es war eine der giftigsten. Eine kleine Schlange von etwa Einem Fuß Länge und glänzend schwarzer Farbe soll besonders giftig seyn.

Ein anderes Thier, das sehr häufig auf der Insel vorkommt, ist der Guano; es gleicht in seinem Aeußern dem Crocodil, aber der Kopf ist verschieden, und gleicht einigermaßen einem Schlangenkopfe. Ich habe welche gesehen, die vier Fuß lang waren; sie sind nicht giftig, und fliehen beim Anblick der Menschen, wenn sie aber heftig verfolgt werden, so wenden sie sich gegen den Verfolger um, der dann einen tüchtigen Biß davon tragen kann. Sie sind sehr verderblich für junge Hühner, und leben überhaupt ganz von Raub, sind darum auch sehr schlau und ausnehmend schnelle Läufer. Sie sind von dunkler, bräunlich-grüner Farbe, mit einem grau und schwarz gefleckten Bauche. Sie graben sich in die Erde ein, und werfen eine kleine Erhöhung auf, worin sie viele Eier legen, die denen der Schlangen gleichen, aber viel größer sind. Die Eingebornen essen das Thier und die Eier, und die Engländer, die gleichfalls davon kosteten, sagten mir, es schmecke wie Hühnerfleisch. Ich habe Fleisch von Wallfischen, Meerschweinen, Haifischen, Ratten, Katzen und Robben gegessen, aber mich müßte der Hunger gewaltig treiben, wenn ich an einem Guano Geschmack finden sollte. Diese Thiere ziehen sich, wie die Schlangen, während der Regenzeit in ihre Winterquartiere zurück.

Um meinen Katalog von den eingebornen, kriechenden Thieren der Känguru-Insel zu schließen, muß ich bemerken, daß sie sehr reich an Scorpionen, Taranteln, Hundertfüßen, Termiten, Königsameisen und andern Ameisenarten ist.

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

In solcher Gestalt erscheinen aber nur die Cafetales der wohlhabenden Pflanzer von nicht spanischer Abkunft. Schon die Zuckerpflanzungen haben viel weniger Einladendes. Die unübersehlichen Felder des sechs bis neun Fuß hohen Rohres erscheinen auf den ersten Blick wie das Geröhrig ausgedehnter Sümpfe; sie beschränken die Fernsicht, ermüden durch ihre Einförmigkeit und haben das Ansehen einer großen Verwüstung, wenn nach der Ernte die zurückgelassenen und vertrockneten Blätter zur Düngung des leicht erschöpften Bodens angezündet werden und weite Flächen mit verkohlten Wurzelenden oder Aschenhaufen bedeckt liegen. Zwar ist die Menge ihrer Gebäude schon darum größer, weil die Manufactur viele Räume und Maschinen erfordert, und die Pflanzer entwickeln auch hier nicht selten großen Luxus, allein der Reiz der schönen Vegetation geht ihnen ab, und nirgends tritt die Sklaverei in widrigerer Form entgegen als hier, wo eine sehr harte Arbeit Tag und Nacht fortgeht, der Neger gewöhnlich mit vermehrter Strenge behandelt wird und selbst seine Lebensdauer eine kürzere ist. Die Spanier und ihre creolischen Nachkommen sind niemals genöthigt, ohne dringende Nothwendigkeit von der gewohnten Sitte abzugehen, und daher lebt mancher reiche Zuckerpflanzer wie seine frühern Vorfahren in einer niedrigen Hütte mit Lehmwänden und Palmendach, entbehrt wohl ohne es zu fühlen, im Häuslichen sehr gewöhnliche Bequemlichkeiten, aber vergeudet seine großen Einnahmen im Spiel, dem allen Creolen anhängenden Laster, bei Besuchen in den Städten oder durch Galanterien, die, wenn ihr Gegenstand der Kaste „von reinem Blute" angehört, vielleicht kostspieliger sind als in irgend einer andern Weltgegend. Am primitivsten verhalten sich das Leben und die Einrichtungen eines Eingebornen, der, wenn auch Besitzer reicher Gaue, die Viehzucht betreibt, die vor wenig mehr als einem halben Jahrhunderte den wichtigsten Zweig einheimischer Industrie ausmachte.

Im Südosten der Havana liegt ein Landstrich, der von den der Nordküste näher liegenden Gegenden sich sehr unterscheidet. Diese sind uneben und von zahlreichen Hügelketten durchschnitten, die zwar nur an wenigen Orten zu eigentlichen Bergen sich erheben, aber, von der See aus gesehen, so imponirend sich darstellen, daß ihnen gemeinlich eine doppelt größere Höhe zugeschrieben wird, als sie wirklich besitzen. Für Zwecke des Landbaues sind sie meistens unnützlich, denn der sie bildende Kalkstein steht in unwegsame Klippen zerrissen ohne Erddecke hervor und Feuchtigkeit erhält sich nicht auf ihnen, sondern sickert durch zahllose Spalten oder schornsteinförmige Oeffnungen in das Innere, wo oft sehr geräumige, von Fledermäusen zu Millionen bewohnte Höhlen sich vorfinden. Ein mittelmäßig hoher Waldwuchs verdeckt dennoch ihre unfruchtbaren Seiten, wo die Pflanzer noch nicht verwüstend eingegriffen haben. Wellenförmige Ebenen, selten von großer Ausdehnung, liegen zwischen diesen Anhöhen, meistens mit Kaffee- oder Zuckerpflanzungen, seltener mit Tabak bedeckt, der mehr im Westen der Hauptstadt, in der sogenannten Vuelta de abaro, der vorherrschende Gegenstand des Ackerbaues ist. Zunächst der Küste ist zwar das Land nicht selten sehr sandig oder felsig, allein eine Stunde landeinwärts beginnt jener Boden sich zu zeigen, der wegen des starken Eisengehalts ziegelroth gefärbt, selten mit kleinen Steinen untermengt, und der Erfahrung nach der Kaffeecultur am angemessensten ist, obgleich er die Eigenschaft hat, im Sommer zur Steinhärte zusammenzutrocknen. Auf den Landstraßen verwandelt sich diese Erde im Sommer in ein sehr feines Pulver, welches den umherstehenden Bäumen, den Hauswänden, den Kleidern der Reisenden und selbst dem Hausgeräth sein rothes Colorit mittheilt, in der Regenzeit aber zum grundlosen Brei erweicht. Flüsse sind nicht zahlreich, aber raschfließende Bäche durchschneiden das Land, die in der Nähe der Küste sich plötzlich so sehr ausdehnen, daß sie als Esteros — Meeresarme — kleinen Segelfahrzeugen zugänglich werden. Der Strand selbst ist an den meisten Orten felsig und steil, aber dürr und mit einer eigenthümlichen, sparrigen oder dornigen Buschvegetation dicht bedeckt. Ungefähr in der Mitte zwischen den zwei Küsten verschwinden jene Hügel, und bis zu dem südlichen Strande

Digitized by Google

zieht sich eine flache, an vielen Orten kaum merklich über das Meer erhöhte Ebene. Der Boden ist entweder sandig und nur mit einer dünnen fruchtbaren Erdrinde versehen, oder er ist schwarz und dann zu keiner Jahreszeit völlig trocken, sondern fähig die üppigste Vegetation zu ernähren. Auf dem letztern liegen zahlreiche Ingenios, und auf den wie Inseln oder Landzungen bisweilen untermischten Stellen von rothem Lande wird Kaffee, Baumwolle und Tabak wie anderwärts gebaut, jedoch bleiben jenseits dieser Ketten von Pflanzungen sehr ausgedreitete, minder fruchtbare Landstriche übrig, die zum Anbau sich wenig eignen. Auf ihnen sind Bäche selten, wohl treten aber Esteros in Hunderte von Armen getheilt von Süden her tief in das Land. Der Pflanzenwuchs ist ganz verschieden. Große Wälder umgeben beckenförmige Niederungen, eigentliche Savanen, die während der Regenzeit bis auf wenige hervorragende Anhöhen unter Wasser stehen. Die Baume sind hoch und kräftig, und da hier weder die Art noch Waldbrände thätig gewesen, tragen die Forste den erhabenen und ernsten Charakter des tropischen Urwaldes. Wenige Schritte versetzen aus ihrem feuchten Schatten auf die großen, grasigen Ebenen, wo zwar verstreute Gruppen von Büschen die Einförmigkeit unterbrechen, aber nur selten ein Baum mit dichterer Krone sich hoch genug erhebt, um Schatten gegen die glühende, in der Mittagsstunde durch keinen Luftzug gemilderte Hitze darbieten zu können. Graser und krautartige Pflanzen gedeihen dafür mit Ueppigkeit, und selbst an solchen Stellen, wo der Sand fast nahrungslos erscheint. Dörfern begegnet man kaum in Tagereisen weiten Entfernungen; die Niederlassungen der Landeigenthümer sind klein und weit von einander entlegen; die lebhafte Verbindung, das geschäftige Treiben der nördlichen Districte weicht auf diesen Savanen einer todten Stille, die nur durch das entfernte Gebrüll der Heerden, oder durch das schrille Geschrei der gelben Aras und weißköpfigen Papagaien unterbrochen wird, die der einsame Reiter von einem fruchtbeladenen Stamm der überall wild wachsenden sauern Orangen verscheucht. In der Regenzeit bilden sich auf diesen Savanen stundenlange Seen, die selten mehr als zwei Fuß tief, die Verbindung der wenigen Niederlassungen nicht hindern, von dem Fremden aber ohne Führer nicht durchritten werden sollten, da es schwer ist, in der fernen grünen Gränzwand des Waldes den kleinen Punkt zu entdecken, wo der Pfad auf trockenem Lande sich weiter fortsetzt. Zahllose Wasservögel, größtentheils mit denjenigen Louisianas und der Floridas identisch, stellen sich ein mit dem periodischen Regen, aber zugleich mit ihnen auch Schaaren von Stechmücken, über deren Plage man sonst in Cuba eben nicht zu klagen hat. Näher der Südküste verschwinden die hochstämmigen Waldungen und die Sumpfigkeit des Bodens nimmt so zu, daß einzelne Gegenden selbst in der trockensten Zeit unzugänglich sind. Zuletzt bezeichnet ein mehrere Stunden breiter Gürtel von Mangle (Mangrove) die Gränze des süßen Wassers, wenn auch nicht die Nähe des Meeres, das von diesen Niederungen aus nicht sichtbar ist, oft wegen der Sümpfe in meilenweiten Strecken nicht erreicht werden kann. Zwischen den düstern, aber unabsehlich langen Streifen der Manglewaldung verlaufen labyrinthische Canäle, die Niemand kennt als die Schleichhändler und die furchtbaren Piraten, die lange Jahre hindurch in ihnen unauffindbare Schlupfwinkel besaßen. Jenseits der niedrigen und sumpfigen Küste liegen zahllose kleine Inseln von ganz gleicher Beschaffenheit. Sie gehören zu den unter dem Namen der Gärten des Königs (iardines del rey) auf den Karten angegebenen, aber selbst den Bewohnern der Savanen fast unbekannten Gruppe, die nur von der Seeseite her in Booten zugänglich, aber vermieden wird, weil sie nicht minder als die entgegengesetzten Niederungen Cuba's sehr ungesund ist.

(Fortsetzung folgt.)

Studium der byzantinischen Kunst.

Hr. Didron, Secretär des historischen Comité's der Künste und Denkmäler, beabsichtigt eine Reise nach Griechenland, um die griechisch-christliche Religion in ihrer Architektur, Sculptur, Malerei und Liturgie an der Quelle zu studiren. Er will die Diöcese besuchen, deren Hauptort Mistra ist, das Erzbisthum Athen, die apokalyptischen Kirchen von Smyrna, Ephesus, Milet und die Klöster des Berg Athos. Hr. Didron nimmt zur Aufnahme der Denkmäler zwei Zeichner mit, wovon einer, Hr. Paul Durand, Neffe des gelehrten Monmerqué, von dem Comité der Künste und Denkmäler mit den graphischen Arbeiten beauftragt ist (Echo du Monde Savant vom 26 Junius.)

Bemerkungen über die canarischen Inseln.

(Fortsetzung.)

In der Classe der Vögel muß man zwei Abtheilungen machen; die erste wird die einheimischen oder hier bleibenden Vögel in sich begreifen; die zweite aber die reisenden Zugvögel, die von Afrika zu uns kommen, wenn die Winde eine Zeitlang aus Osten oder Süden wehen. Von diesen letztern will ich in der hier folgenden Uebersicht nur die anführen, die ich in verschiedenen Jahreszeiten selber gesehen habe. In meiner Classification folge ich der Methode des Constant Duméril, nämlich hinsichtlich der Vögel, Mollusken, Fische und Insecten. Bei den Crustaceen oder Schalthieren folge ich der Methode des Latreille. (Bekannt ist Froriep's Verdeutschung von Duméril's analytischer Zoologie, Weimar 1806. in Octav, die vor uns liegt, und deren Methode hier beibehalten wird, da das Werk zu empfehlen ist. Im französischen Original dieses Schreibens aus Teneriffa ist diese Uebersicht der Vögel in einer fleißig ausgearbeitete förmliche Tabelle gebracht, die sich aber in einer deutschen Zeitschrift nicht wohl wiedergeben läßt, da der Tabellendruck unbequem ist, weßhalb wir sie in eine andere Form brachten, jedoch unbeschadet des Inhaltes. A. d. Uebers.) Einheimische oder hierbleibende Vögel sind zuerst Raubvögel mit dem Federbusch, oder plumicolles, darunter zwei Arten von Habichten, zwei Arten Sperber und zweierlei Falken. Dann die Familie der Nachtvögel, oder nycteriens, z. B. zwei Arten von Nachteulen, wovon die eine ganz weiß ist. — In der zweiten Ordnung kommen nun die Klettervögel, grimpeurs, zuerst die Familie der Keilschnäbel, cuneirostres, z. B. eine Art des grünen Spechtes. Dieser Vogel wird hier

Digitized by Google

zu Lande Peto genannt; man kann ihn aber nur in einem eisernen Käfig groß ziehen, denn er zerstört Alles mit seinem schaefen Schnabel um sich her. Er wird jedoch sehr zutraulich; seine Größe ist so wie die der kleinen Drossel in Europa. Die Federn am Kopfe sind sehr lebhaft roth, der übrige Theil seines Körpers ist glänzend schwarz, mit weißen Federn untermischt. — In der dritten Ordnung bieten uns die Schwimmfüßigen oder palmipèdes, in der Familie der Langflügler, makroptères, eine Art der Möven. — Zur vierten Ordnung, hühnerartige Vögel oder gallinacées, rechnet man die Familie der Tauben oder Peristeren, worunter hier zwei Arten von Holztauben, ramiers, deren eine sehr groß ist. Eine Art von Turteltauben, tourterelles, ist dieselbe wie die von Afrika, aber sie nistet auf den canarischen Inseln. Sodann folgt die Familie der Alektriden oder eigentlichen hühnerartigen Vögel; von zwei Arten des Rebhuhnes ist die erste die europäische, oder das rothe Rebhuhn, la perdrix rouge. Die Bewohner der canarischen Inseln nennen die zweite Art: Gangao; sie ist sehr häufig auf der Insel Lanzerotte, und es ist kein Zweifel, daß sie von Afrika herübergekommen seyn wird, um sich hier anzusiedeln. — Ferner eine Art von Wachteln, dieselbe, die man in Europa zu schießen pflegt. Dieß ist einer der gemeinsten Vögel auf den canarischen Inseln, obgleich die Jagd doch jährlich ungefähr zwei bis dreitausend derselben vertilgt. — Sodann eine Art von Trappen, outardes; sie findet sich jedoch nur auf den beiden Inseln Lanzerotte und Fortaventura, wo sie ziemlich gemein ist. — Die Stelzenfüßler, oder échapiers in der fünften Ordnung, zeigen uns erstlich die Familie der Schmalschnäbler, pressirostres. Ich glaube, in diese Ordnung muß man die Rohrdommeln setzen, les butors, von denen man hier eine Art antrifft.

Die Singvögel, Wandervögel, oder spechtsartige, les passereaux in der sechsten Ordnung, bieten zuvörderst in der Familie der Zackenschnäbler, crenirostres, eine Art von Amseln, oder merles, dieselbe, die in Europa ist. Eben so in der Familie der Vollschnäbler, pleniростres, auch die gemeine Art von Raben. Es zeigt sich auch ein Vogel, den man hier zu Lande Alcairon nennt, er nähert sich sehr den Holzhähern, geais, oder Mandelkrähen; seine Größe ist wie die der Amseln, sein Kopf sehr aufgedunsen, seine Farbe weißlich blau. Der Alcairon lebt einsam, man trifft ihn auf trocknen Seeküsten an. Er baut sein Nest auf der Euphorbia antiquorum. Die dritte Familie mit kegelförmigen Schnäbeln, conirostres, wozu die Finken, pinsons, hieren eine Art, die abweichend ist von der europäischen; unter den Stieglitzen, chardonnerets, kommt eine Art vor, die nämliche wie die in Europa. Auch unter den Hänflingen, linottes, ist die europäische Art. Von Zeisigen, serins, nur eine Art; es sind die nach den canarischen Inseln benannten Canarienvögel. Von Speelingen, moineaux, eine Art, mit gelben Federn unter der Kehle. Waldfinken, fringilles, zeigen sich in einer Art, so groß wie eine kleine Wachtel; es scheint mir dieselbe, wie der, den ich in der Provence gesehen habe. Nach der Wachtel ist dieser Vogel der häufigste auf den canarischen Inseln. — In der vierten Familie, den Pfriemenschnäblern, subulirostres, sind die Meisen, mesanges, davon hier zwei Arten, dieselben wie in Europa. Von Kohlmeisen, marbonnières, nur eine Art. Lerchen, eine Art, es ist die Läuferin, la courreuse. Von Bachstelzen, bergeronettes, eine Art, und zwar dieselbe wie in Frankreich. Rothkehlchen, rouge gorge, eine Art, gleichfalls so wie die in Frankreich. Von Grasmücken, fauvettes, drei Arten, wovon zwei diesen Himmelsstrichen eigenthümlich sind; eine derselben hat einen schwarzen Kopf, und dieß ist der Vogel, dessen Gesang der angenehmste ist. — In der Familie der Dünnschnäbler, tenuirostres, stehen die Klettervögel, grimpereaux, oder Baumspechte, davon eine Art, die europäische, vorkommt. Vom Wiedehopf, huppe, auch eine Art, die europäische.

Die ausländischen oder Zugvögel, voyageurs, bilden eine zweite Classe, wo unter den Raubvögeln wiederum die Federhälse oder plumicolles, z. B. von Falken eine blaue Art von der Größe der europäischen. — Unter den Klettervögeln, in der Familie der Keilschnäbel, sind hier vom Kukuk, coucou, zwei Arten. — Von fremden Schwimmvögeln, in der Familie der Langflügler, zeigt sich nur eine Art von Möven; unter den Seeschwalben, sternes, zwei Arten. Neulich habe ich einen Vogel erlegt, der mir einige Aehnlichkeit mit dem Sturmvogel, l'oiseau des tempêtes, zu haben scheint, der aber wegen der besondern Bildung seines Schnabels vielleicht eine ganz neue Gattung bilden könnte. Seine Nasenlöcher vereinigen sich zu einer einzigen Röhre (tube), die bei dem Anfang des Schnabels einen sehr deutlichen Teichter bildet. Ich besitze diesen Vogel ausgestopft. — In der Familie der Sägeschnäbler, scieriostres, sind unter den Enten mehrere Arten, worunter man eine mandarinfarbene, eine andere von schwarzer Farbe und eine dritte braune von der Größe einer Turteltaube unterscheidet. — Nur eine Art von Tauchervögeln oder Grebes, plongeons ou grèbes, zeigt sich hier in der Familie der Kurzfüßige, uropodes. — Das Hühnergeschlecht, die Familie der Alektriden, oder die vierte Ordnung, liefern eine Art fremder Wachteln, größer als die gewöhnliche Wachtel, und fast weiß (die also bei uns in Europa für eine rara avis gelten könnte. A. d. U.). — Unter den Stelzenvögeln, fünfte Ordnung, ist in der Familie der Breitschnäbler, latirostres, eine Art von Löffelgänsen, spatules. In der Familie der Schneideschnäbler, cultrirostres, sind mehrere Arten von Reihern hieselbst, hérons, worunter man den kleinen asiatischen Reiher, aigrette d'Asie, und eine andere chocoladenfarbige Art hier unterscheidet. — Von Störchen kommen mehrere Arten zu uns, die sonderbarste ist die, welche krummgebogene Beine hat, jambes arquées. — Unter den Schmalschnäblern zeigen sich zwei Arten des Wasserhuhns, poules d'eau, ou foulques, und eine Art von Strandläufern oder râles. — Die Schaefschnäbler, tenuirostres, bilden eine vierte Familie, wozu die Schnepfen, bécasses, doch nur eine Art, so wie die in Europa. Auch von Wasserschnepfen, bécassines, eine Art, und eben so vom Regenpfeifer, pluvier. — Fremde Singvögel gibt es hier ebenfalls, z. B. unter den Zackenschnäbeln die Drosseln oder Krammetsvögel, grives, eine Art; es ist die kleine europäische Drossel. — Von der Familie der Vollschnäbler gibts eine Art Holzhäher als Zugvogel, merkwürdig wegen ihrer lebhaften schönen Farben, womit sie prangt. — Von Keilschnäblern, z. B. Staare, étourneaux, eine Art, dieselbe wie in Europa. Auch eine Art des Goldammers, loriot. — Eine graue Art von Bachstelzen ist ein Nachkomme von der Familie der subulicostres. Das Weißschwänzchen, cul blanc, eine Art, ist die europäische. — Von Schwalben sehen wir hier zwei Arten Hausschwalben ankommen, hirondelles, und eine Art Maueschwalben, martinets. Bekanntlich ist dieß die erlauchte Familie der Flachschnäbler oder planirostres! Die Dünnschnäbler dagegen sind die tenuicostres, z. B. eine Art vom Eisvogel, martin pêcheur.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 193.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Julius 1839.

Zug durch Kurdistan.

2. Kurdische Dörfer. — Gastliche Aufnahme. — Zug übers Gebirg.

Unsere Maulthiertreiber waren beim Aufladen sehr saumselig, denn sie hatten die Nacht über im Karawanserai gehört, die Kurden in dieser Gegend fürchteten weder Gott noch den Teufel, und wir würden entweder ausgeplündert oder zu Tode gehungert, da es unmöglich seyn würde, einen Verkehr mit ihnen zu eröffnen. Nur mit Mühe und mit Hülfe eines Trinkgeldes konnten wir ihre Furcht beschwichtigen, zogen aus den Thoren von Miandab, wandten uns seitwärts über eine Ebene und dann in ein tiefes Thal, das mit rohem Schilf und Gras bewachsen und von einem Bach bewässert war, den die Schneeschmelze auf den Bergen nährte. Bald erblickten wir rechts einige kurdische Dörfer, etwas angebauten Boden und einige kleine Heerden. Die Häuser waren schlecht gebaut aus Lehm und gehacktem Stroh, sehr nieder, mit einer kleinen Thür, um Luft und Licht hinein zu lassen, und einem dünnen Dache von Riedgras. Andere bestanden aus zwei Steinmauern mit einem Dach aus dunkelbraunem oder schwarzem Filz von Ziegenhaar; auf jeder Höhe der Umgegend stand ein Wachtthurm. Diese Kurden hatten augenscheinlich ihren jetzigen Wohnsitz gewählt, um von jedem Reisenden, der bei ihnen vorüberziehen würde, eine Contribution zu erheben. Unsere Leute, die fast vor Durst starben, wollten, aus Furcht vor Plünderung, doch nicht anhalten, mein Mihmandar (Reisemarschall) aber und ich ritten auf eines der Häuser zu, und ein hochgewachsener, schwärzlicher Kurde mit einem eigenthümlichen, trotzigen Gesichte gab uns eine Schaale Milch. Er hatte einen langen Schnurrbart und dunkle, durchdringende Augen, grüßte uns mit einer Artigkeit, die von seinem abstoßenden Aussehen seltsam abstach, und ich ergriff die Gelegenheit, ihn über den Zustand der Wege und des Landes zu befragen. „Bei dem gegenwärtigen unruhigen Zustande Kurdistans, erwiederte er, rathe ich Euch, wohl auf der Hut zu seyn, und nicht nach Einbruch der Nacht zu reisen." Wir dankten ihm für seinen Rath und seine Höflichkeit und zogen weiter, gewöhnlich 4 englische Meilen in der Stunde, wonach die Maulthiertreiber ihre Entfernung berechnen; acht bis neun Stunden gelten für eine gute Tagereise.

Wir kamen an einer starken Schaar wohlbewaffneter und berittener kurdischen Reiter vorüber, deren außerordentliche Kleidung und tout ensemble sie so auffallend von den Persern, an die wir seit so langer Zeit gewohnt waren, unterschieden, daß der Anblick uns ungemein interessirte. Ihre Benische, Waffen, und Pferdeausrüstungen glichen mehr denen der Türken, und ihr wildes Aussehen stimmte merkwürdig zu ihrem unstäten Leben. Dieß war vermuthlich ein Expeditionscorps, und bestand wenigstens aus 100 Mann, denen eine Zahl lediger Pferde folgte, wahrscheinlich um die Beute aufzunehmen. Mein Mihmandar sagte, nach einer solchen Expedition zögen sich die Kurden mit großer Vorsicht zurück, seyen aber stets zum Kampfe bereit, bis sie ihre unzugänglichen Berge erreicht, und ihren Raub in Sicherheit gebracht hätten. Zwei aus dem Zuge kamen zu uns, und fragten mich in einem halb persischen, halb türkischen Dialekt, ob wir nach Suleimanieh gingen; „denn, sagten sie, wir möchten gleichfalls diese Stadt besuchen, Soliman Pascha unsern Respect bezeugen, und wo möglich seinen Kopf zu einem Spielball erhalten." Da mir das Aussehen dieser Herren nicht anstand, so beschloß ich, mich durch eine Kriegslist aus der Affaire zu ziehen, und rief mit verstelltem Erstaunen aus: Suleimanieh! Suleimanieh! Nein wir gehen nach Hamadan, zu einer Abtheilung von Prinz Abbas Mirzas *) Armee zu stoßen, die nach Kirmanschah zieht, von da wollen wir gegen Soliman Pascha marschiren, dem wir eine tüchtige Summe Geldes abzupressen hoffen." Dieß that die gewünschte Wirkung, sie machten rechts um, und sprengten ihren Gefährten nach.

Wir ritten 26 Meilen weit durch ein sehr fruchtbares und ausgezeichnet gut bebautes Land; die Dörfer waren aber so dünn darüber zerstreut, daß ich erstaunt war, so wenig Land brach liegen zu sehen. Die Bewohner dieser Dörfer sind Landbauer und Hirten, welche Beschäftigungen nicht immer vereint

*) Diese Reise wurde nämlich schon vor 10 Jahren gemacht, erschien aber erst dieses Jahr im Druck.

Digitized by Google

sind: nach dem vortrefflichen Zustand der Felder und der Zahl ihrer Schafe und Rinderheerden müssen sie sich in sehr günstiger Lage befinden. *) Sie hatten bei weitem mehr guten Boden, als sie anbauen konnten, und bearbeiteten darum zunächst nur, was den Dörfern nahe lag. Diese waren mit Korn, Wolle, Käse und Butter reichlich versehen, und gaben diese letztern Gegenstände an die Reisenden, von denen sie sich, wenn auch nicht gerade immer an Geld, doch sonst durch Geschenke u. dgl. bezahlen lassen.

Die Thäler, welche diesen Theil des Landes durchschneiden, sind stets frei von der heftigen Sommerhitze, und obwohl in einigen abgelegenen Stellen ziemlich kalt, erfreuen sie sich doch eines gemäßigten und ziemlich gleichförmigen Klima's. Während des Winters sind dieselben mit Schnee bedeckt, und auf den umliegenden Gipfeln verschwindet der Schnee an einigen Stellen nicht vor der Mitte des Sommers.

(Schluß folgt.)

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

Dieser an 60 Leguas lange Landstrich zerfällt in Ländereien, die, der Krone gehörend, noch unbewohnt daliegen, und in große Güter (Estancias oder Haciendas de ganado), wo Viehzucht ausschließlich betrieben wird. Die Grundfläche einer solchen Besitzung beträgt nicht selten mehrere Quadratmeilen, allein die eigentliche Niederlassung, so weit sie eingezäunt worden, gleicht an Umfang meistens nur einem größern Cafetal. Man nennt die letztere den Viehhof (Potrero), und legt sie immer in Entfernung vom Walde an, der den Heerden keine Nahrung gewährt, vielmehr das Auffinden verlaufener Thiere erschwert, und das Wildwerden derselben befördert. Rings um diese Fläche zieht sich ein Zaun aus Stämmen, die bis zur Höhe von acht Fuß über einander gelegt und mittelst Schlingpflanzen fest verbunden eine nicht selten Stunden lange, im Zickzack fortlaufende Linie bilden, die ein eingesperrtes Thier weder überspringen noch durchbrechen kann. Wo der Boden hinlänglich feucht ist, ersetzen dicht gepflanzte Stämme einer Ampris den Zaun; sie haben die Eigenschaft schnell Wurzeln zu schlagen (daher auf den englischen Inseln der Name „life wood") und Stämme von einem Fuß Dicke, an beiden Enden abgekappt, bringen schon im ersten Jahre nach ihrer Einsenkung in den Boden zahlreiche Seitenäste und Kronen hervor. Das zur Anlage des Potrero sorgfaltig ausgewählte Land entspricht stets den Erwartungen. Ein feiner, weicher Rasen bedeckt dasselbe, und gewährt dem Europäer den sonst in tropischen Gegenden seltenen Luxus eines Lagers im grünen Grase. Da man die Heerden zu keiner Zeit in Stallungen unterbringt, so sorgt man für Schatten. In der That erinnern diese Besitzungen durch ihre Baumgruppen, ihre Durchsichten und frisches Grün an die Parks unseres Welttheils, aber an ihnen hat die Kunst nichts, die Natur Alles gethan. Umsonst würde die erstere versuchen, die Wirkungen hervorzubringen, welche die ihren Namen vor allen andern verdienende Königspalme auf diese landschaftlichen Ansichten ausübt. Der Insel ausschließlich angehörend, und aus den Wäldern des Nutzens wegen verpflanzt, steht sie zu Hunderten als schönste Zierde auf den Potreros herum. Sie steigt ausgewachsen über hundert Schuhe in senkrechter Richtung empor, und tragt eine Krone von glänzend grünen Blättern, die man regelmäßig abschneidet, und in bewohnteren Gegenden zu nicht unbedeutendem Preise als bestes Deckungsmittel der Dacher verkauft. Die schwindelnde Höhe des glatten und säulenartigen Stammes hindert diese Ernten nicht, denn man ersteigt ihn nach Negersitte mittelst zweier die Füße stützenden Schlingen, die abwechselnd höher geschoben werden. Die abfallenden Früchte von korallenrother Farbe sind ein vorzügliches Mastfutter, und der abgestorbene, im Innern hohle Stamm, gibt, der Länge nach gespalten, natürliche Rinnen zu offenen Wasserleitungen. Ueber die durchrieselnden Bäche wölben sich Dalbergien, schön belaubte Bäume mit den Blüthentrauben der rothen Akazie unserer Gärten, oder die Guassima, deren schleimige Rinde in der Zuckerbereitung von Wichtigkeit ist. Nirgends erscheinen die Riesen unter den Gräsern, die 50 Schuh hohen Bambus, so sehr zu ihrem Vortheil, als in der Mitte dieser unverkünstelten Natur; der geringste Luftzug setzt die gefallig überhängenden Rohre in Schwankung, und wenn nächtliche Stille über der Gegend liegt, kein anderer Baumzweig sich bewegt, vernimmt man noch ihr leises, geisterhaftes Rauschen.

Allein die Schönheit des Bildes erstreckt sich nicht weiter. Der Mensch dieser Landstriche sticht in verletzendem Grade von der ihn umgebenden Natur ab. Wie wenig hat er gethan, um ihrer Wohlthaten sich würdig zu machen durch bürgerlichen Fleiß und sittliche Bildung! Ihm ist die Viehzucht das angenehmste Geschäft, nicht weil sie ihm größeren Vortheil bringt, sondern weil sie einen ausdauernden Fleiß am wenigsten erheischt, und große Ungebundenheit gestattet. Es ist kaum glaublich, in welcher rohen Weise die Hateros, Besitzer der kleinen Viehhöfe in den Savannen, leben, aber selbst der reiche Hacendado, auf dessen ausgedehnten Ländereien vielleicht einige tausend Nutzthiere weiden, verbringt seine Existenz, ohne je das Bedürfniß der Civilisation ernstlich zu fühlen, mindestens ohne alle Neigung, ihr irgend ein Opfer zu bringen durch Entsagung seiner trägen Gewohnheiten. Eine Hütte mit Lehmwänden und niedrigem Palmendach, ohne Fenster und oft ohne innere Abtheilungen, mit Kühhäuten statt der Thüren, und mit dem unebenen Erdboden statt der reinlichen Flur oder Diele, genügt dem Reichsten, wenn die Abgelegenheit seines Besitzthums ihn vor städtischen Besuchern schützt, und hiedurch der Sporn des Stolzes und der Eitelkeit verloren geht, der auf den Spanier in beiden Hemisphären am machtigsten einwirkt. Bei ihrer vorherrschenden Trägheit sorgen diese Menschen nicht

*) Der kriegerische Kurde verachtet den Hirten, selbst der Landbauer sieht auf ihn als untergeordnet herab, aber die Sorge für die Heerden fällt meistens den Weibern und Kindern zu.

Digitized by Google

einmal für ihre Bequemlichkeit; in ihrem Wesen spricht sich ein seltsames Gemisch aus von weichlicher Arbeitscheue und auf Abhärtung deutender Bedürfnißlosigkeit. Der Creole des niedrigen Standes lebt in Entfernung von den Städten, ohne irgend einen der Genüsse eines civilisirten Volkes, und betrachtet sie mit großer Gleichgültigkeit. Geselligkeit herrscht wenige unter den reichen Hacendados; die Höfe sind weit von einander entlegen, und in der regnichten Jahreszeit gehört mehr als gewöhnliche Reitkunst und ein sehr starkes Pferd dazu, um einige Stunden zurückzulegen, so bodenlos verdorben und selbst gefährlich sind die Pfade durch die Walder, welche die Savannen von einander trennen. Mit den wenigen zum Betriebe der Viehzucht erforderlichen Sklaven leben die Hateros auf sehr vertraulichem Fuße; muß man auf der einen Seite die größere Menschlichkeit dieses Verhältnisses anerkennen, so kann man sich auf der andern nicht verbergen, daß aus ihm leicht eine allgemeinere Rohheit entspringe, die an sich schon aus dem vorherrschenden Geschäfte leichter entsteht, als aus dem einfachen Landbaue.

Der Widerwille gegen Annahme der auf vorgeschrittene Civilisation deutenden Einrichtungen, wie wir sie oben von den Cafetales redend beschrieben haben, rührt nicht allein aus Trägheit, sondern auch aus Stolz her. Es gibt nicht leicht einen halbnackten Hatero, der sich nicht für einen „Caballero" hielte, und mitten in einer Wildniß, wo eben nur einige europäische Waaren an die alte Welt erinnern, sonst Alles den primitiven Zustand der Gesellschaft verrathet, mag man auf alle Vorurtheile und Ansprüche treffen, welche sonst nur die Auswüchse einer sehr alten Civilisation sind. Der castilische Stolz, sprüchwörtlich seit Jahrhunderten, hat sich in den Colonien vielleicht nirgend so sehr erhalten, als in dem Innern von Cuba und in Merico, zwei Ländern, die hinsichtlich der Abstammung ihrer spanischen Colonisten und ihres politischen Standpunkts viele Aehnlichkeit besitzen. An den Küsten der Insel, zumal in dem ganzen westlichen Districte, haben sich die höheren Classen der eingebornen Bevölkerung mit den sehr zahlreichen fremden Colonisten und Kaufleuten verschmolzen, aber im Innern besteht noch viel von jener Nationalität, welche zwar manche lobenswerthe Seite, aber auch manche Schwächen darbietet, aus welchen der gesellige Zustand und die politischen Schicksale der spanischen Colonien in Amerika sich mühelos erklären lassen. Der Landmann im Innern der Insel, der eigentliche Montero, ist allerdings verwildert zu nennen, und die ärmsten der Hateros sind wenig civilisirter, als die rohesten Gauchos der Pampas, aber sie sind es nicht allein durch eigene Schuld. Es ist Sitte geworden, die spanische Regierung gegen die Anklagen der absichtlichen Vernachlässigung moralischer Interessen in den Colonien in Schutz zu nehmen; man hat die glänzenden, wissenschaftlichen Anstalten von Merico, Bogota und selbst Quito angeführt, allein vergessen, hinzuzusetzen, daß dem Landvolke von Chile bis Neumerico nirgends nur so viel Gelegenheit zur Erhaltung einer gewöhnlichen Bildung ernstlich geboten wurde, als gegenwärtig in den meisten Landern des mittlern und nördlichen Europa's. Aus dem Montero wäre viel zu machen gewesen, denn daß selbst sein erblicher Fehler, die Trägheit, nicht unbesieglich ist, hat das Beispiel aller derjenigen bewiesen, die in den durch den Handel zunächst berührten Districten leben, und, dem Beispiele der fremden Ansiedler folgend, gewerbfleißigere Gewohnheiten angenommen haben. Sie sind großer Anstrengungen fähig, wenn anders die Arbeit mit ihren Neigungen übereinstimmt, und scheuen dann kein Ungemach; allein man hat sie weder aufgemuntert, noch auf ihren Vortheil aufmerksam gemacht, und eine oder zwei große Unternehmungen, welche der Insel sehr vielen Nutzen versprechen, und in einem großen Theile des Innern die Industrie beleben, sind in der neuesten Zeit begonnen worden, und zwar von Fremden ausgegangen. Der Montero verbirgt unter äußerer Apathie einen sehr kräftigen Charakter, und bedarf nur der Erziehung, um Tüchtiges zu leisten. Er ist nicht ohne Bürgertugenden, denn in den meisten Fällen ist er ein guter und schonender Gatte, so wie sehr zärtlicher Vater; Zänkereien, häuslicher Unfrieden, Nichtachtung weiblicher Rechte wird man kaum jemals in einer solchen Familie beobachten. Der Mann des niedrigsten Standes spricht von seiner Frau nie anders, als unter dem Namen der „Señora," und der Fremde bemerkt mit Verwunderung, daß starke Züge der freilich sehr übertrieben dargestellten ritterlichen Galanterie der Spanier sich unter einfachen creolischen Landleuten erhalten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die canarischen Inseln.

(Schluß.)

Nun zu den kriechenden Thieren, Reptilien oder Amphibien! Hier bietet die Familie der Ophidier oder Schlangen keine einzige Art dar, was freilich auffallend ist in einem so warmen Land. Unter den Eidechsen oder Saurieen findet man dagegen deste mehr, und zwar eine Menge verschiedene Arten von platten Eidechsen, lézards-lacertes. Die Froschfamilie, die Batrachier, bevölkern diese Inseln mit zwei Arten, dem grünen und grauen Frosch.

Fische. Der Theil des atlantischen Oceans, der unsere canarischen Inseln bespült, ist überflüssig reich an Fischen. Die Verschiedenheit sowohl wie die Eigenthümlichkeit der Arten, die man längs den Küsten fängt, beweist, daß die canarischen Inseln in einer der Zonen liegen, die für das Studium einer eben so nützlichen, als interessanten Thierclasse am günstigsten sind.

Die Classe der Mollusken oder Weißfische enthält einige seltene Arten. Unter den Kephalopoden oder Kopffüßlern findet man folgende: des Poulpes, des Seiches et des Calmars. Man fängt zuweilen auch den Papiernautilus, nautilus papyraceus. In der Ordnung der Gasteropoden, Familie der Dermobranchien, sieht man die Doris, Glolden, Patellen, Ormiers und Chitons oder Oscabrions, Käfermuscheln. — Unter den Adelobranchien der Gasteropoden findet man viele Colimaçons, Etargots, einige Nérites und eine sehr sonderbare Schnecke, die in dem feuchten Erdreich lebt. Dieß merkwürdige Thier hat das Ansehen der Schnecke ohne Gehäuse; wenn

Digitized by Google

man aber die klebrige Haut, die sie bedeckt, wegnimmt, so entdeckt man eine innere Schale oder Gehäuse (coquille), das die zartesten Organe zu beschützen scheint. — Die Familie der Siphonobranchien unter den Gasteropoden enthält einige Kinkhornschnecken, buccins, eine Art von Schraubenschnecken (de vis) und zwei Arten von Cypräen oder Porcellanschnecken. — Unter den Acephali, oder Kopflosen, findet man hier bei uns Austern und Pilgrimme, huitres et pélérines. — Endlich liefern die Brachiopoden oder Armfüßler uns sogenannte Balaniten oder Meereicheln, Eichelmuscheln, und Anatifen oder Fußzehen — anatises ou poucepieds (anatifera pollicipes. Linn.) — Im Ganzen genommen sind die Küsten der canarischen Inseln wenig geeignet für die Mollusken mit Muschelgehäusen, wegen der vielen Seeklippen, Laven und steilen Felsmassen, die sie umgeben. — Die Classe der Schalthiere oder Crustaceen liefert uns eine große Menge von Arten, worunter man sehr seltene und einige noch nicht beschriebene findet. — In der Familie der Decapodes brachyures enthält das Geschlecht der Krabben (cancer Linn.) eine unendliche Menge Arten, unter welchen man schwimmende Krabben, krummgebogene, kreisförmige, elliptische, viereckige, dreieckige und Meerspinnen, inachus L., unterscheidet. Die Familie der Décapodes macroures versieht uns reichlich mit Flußkrebsen, mehrern Einsiedlern oder St. Bernhardskrebsen, Hummern und Heuschreckenkrebsen (langoustes). Unter dieser letztern Gattung bemerkt man die Art mit großen platten Fühlhörnern oder Antennen, in Gestalt von Spachteln. — Von der Ordnung der Stomapoden fängt man Mantelkrebse, mantes de mer, cancer Mantis Linn. — Von der Ordnung der Amphipoden sieht man mehrere Krabben der See und des süßen Wassers, oder chevrettes. — Das Geschlecht der Isopoden zeigt Kelleraffeln, Fischläuse und Asseln, cloportes, poux de poissons, et aselles. — Endlich findet man in der Sippschaft der Branchiopoden kleine Arten, die man auch in Europa antrifft, und andere, welche diesen Himmelsstrichen eigenthümlich sind.

Insecten. Die Sammlungen in meinem Besitze dienten mir als Führer bei der Aufzählung der Crustaceen, Mollusken und einiger Vögel; bei den Insecten würde es aber zu weit führen, alle die Arten zu nennen und zu beschreiben, die ich zu sammeln so glücklich gewesen bin. Ich will mich daher begnügen, die hauptsächlichsten anzuzeigen, und in die Ordnungen zu stellen, wozu sie gehören. — In dem Geschlechte der Ungeflügelten, Aptera, ist die Familie der Spinnen sehr zahlreich. Man findet eine Art von der Gattung der Tarantelspinnen, deren Biß sehr giftig ist. — In der Familie der Tausendfüße findet man an den Südküsten von Teneriffa Skelopenderen von 1 Fuß Länge und 1 Zoll breit!! (Salamandern?). Die Ordnung der Zweigeflügelten, Diptera, bietet nur wenig Gattungen dar. In der Familie der Sklerostomen sieht man einige niedliche Arten von Schnaken (cousins, Mücken; zwei Arten von asiles, Raubfliege, asilus, und die Kamel-Laus, l'hippobosque des chameaux, die, wie ich glaube, nicht bekannt war. Die Familie der Sarkostomen gibt Stoff zu wenig Beobachtungen. Zwei Arten von Fliegen, mouches, die ich in Amerika gesehen zu haben meine, und eine Art von Syrphe. Das Geschlecht der Wasserfliegen, hydromyes, zeigt einige schöne Thyalä. — Die Ordnung der Lepidoptera, Schmetterlinge, ist ziemlich zahlreich an Nachtschmetterlingen. Der Sphinx tytimoli, le royé (der gestreifte Schmetterling), die vergoldete Phaläna und die mit silbernen Punkten sind die Arten, die sich am meisten auszeichnen. Die Tagfalter sind in geringerer Anzahl vorhanden, man findet den Vanilleschmetterling, den Citronenvogel, den Glitus, einen kleinen sehr merkwürdigen Argus, und einen ganz neuen Schmetterling, hier zu Lande Mora indiano genannt. In der Ordnung der Vierflügler, Hemiptera, ist die Gattung Punaise, Wanze, cimex Linn., leider sehr ausgebreitet; ich besitze 28 verschiedene Arten von Wanzen!! Man findet auch drei Arten von Wasserskorpionen, Nepes — Nepa L. — Die Abtheilung der Hymenoptera zeigt nur zwei merkwürdige Insectenmons: ein schwarzer und der andere rosenroth mit Moschusgeruch. — Die Gruppe der Neuroptera enthält mehrere Arten von hübschen Libellen, libelules, Wasserjungfern. In der Sippschaft der Orthopteren findet man vier Arten von Schaben, Blattes, vier Arten Mantis (mantes), eine Art von Trurale, eine Maulwurfsgrille (grillon taupe, die sehr verwüstend und räuberisch ist) und mehrere Arten von Grashüpfern oder Heupferden, sauterelles.

Die Abtheilung der Käfer, oder Koleoptera, hat fünf Arten Kornwürmer, charanzons, curculio Linn.; eine derselben ist sehr merkwürdig und findet sich auf der Pflanze Cacalia kleinia. Ich habe ihn den Capucinerkoenwurm genannt, le charanson capucin. — Ferner fünf Arten von Holzböcken, capricornes — cerambyx Linn., und darunter den cerambyx aser L. — Ferner eine andere kleinere Art, die auch auf der Cacalia kleinia und auf dem Sempervivum canariense lebt. Sodann vier Arten hydrophiles; zehn bis zwölf Arten von Skarabäen, worunter man den heiligen findet (Scarabæus sacer L., heilig bei den Aegyptiern und oft in Stein geschnitten). — Dann mehrere Arten von Laufkäfern, carabus; eine neue Art von Stachelkäfern oder chataigne, hispa L., auf den Blättern einer Cistenrose (cistus). Zwei Arten von Staphilinen. Eine Art von spanischen Fliegen oder Kanthariden. Endlich noch ein ganz neues Geschlecht, genre pinus Larix, welches ich unter der Rinde des Lärchenbaumes gefunden habe, und welches den Uebergang von den Lucanis zu den Scarabæis zu bezeichnen scheint. — In den andern Geschlechtern sind die Arten, die man antrifft, fast alle auch dem europäischen Welttheil angehörig.

Thierpflanzen oder Zoophyten. In dieser Classe findet man einige schöne Madreporen, zwei Arten von sehr merkwürdiger See-Igeln (d'Oursins), eine Menge Seesterne, worunter man auch das Medusenhaupt bemerkt. Die Seefedern werden in der Bai von St. Croix in großer Menge gefischt.

Dieses ist meine flüchtige Uebersicht der thierischen Erzeugnisse der canarischen Inseln. Sie gibt nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von der eigentlichen Naturgeschichte derselben; indeß die schnelle Abreise des Schiffes, meine täglichen Geschäfte und meine nicht großen Kenntnisse erlauben mir nicht mehr hinzuzufügen. Mit einer andern Gelegenheit will ich gern, wenn es gewünscht wird, alle Erfahrungen mittheilen, welche eine sechsjährige Beobachtung über die Geologie dieser Inseln, über ihre Temperatur und die verschiedenen atmosphärischen Veränderungen, die sich kundgeben, mir hat verschaffen können, und dann werde ich auch versuchen, von den reichen Schätzen des Pflanzenreichs auf die genaueste Weise Kenntniß zu geben, theils durch meine Beschreibungen, theils durch wirkliche lebendige Probe-Exemplare, die ich zu übersenden mich erbiete.

S. Berthelot,
Doctor und Professor in Orotava auf der Insel Teneriffa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 194.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Julius 1839.

Etwas über Finnenschädel.

(Auszug aus einem Briefe des Hrn. Hueck an Hrn. Sjögren, mitgetheilt im Bulletin scientifique der russischen Akademie Nr. 116.)

Sie haben die große Gefälligkeit für mich gehabt, mir einen ächten Finnenschädel von einem 22jährigen Manne aus dem Kirchspiele Jämsä in Tawastland zukommen zu lassen. Wenn nun anders dieser Schädel den Typus der Finnen Finnlands in der That an sich trägt, so scheinen diese zwar Vieles mit ihren nördlichen und südlichen Nachbarn gemein zu haben, dennoch zeigen die Lappen- wie die Esthenschädel einen prägnanteren, beiden gemeinsamen Charakter. Ob dieser Charakter der Esthenschädel, wie ich ihn zu schildern versucht habe, und wie er sich in allen Theilen Ehstlands wiederfindet, nur diesem Volke und den Lappen zukommt, oder ob er auch anderen finnischen Stämmen ursprünglich eigen ist, und bei den Finnen Finnlands durch Vermischung mit andern Völkern nur sich verwischte? das mögen fortgesetzte Untersuchungen entscheiden. — Der Knochenbau des Schädels ist im Ganzen zart. Die Form nähert sich der von Weber bezeichneten, im Ganzen seltneren Kielform, während bei den Esthen und Lappen die viereckige vorherrscht. Die Stirn ist im Vergleich zur Scheitelbreite schmal. Der ganze Schädeltheil zeigt keine auffallenden Höcker oder Leisten, und ist, bis auf eine geringe Erhebung längs der Pfeilnath, im Ganzen sehr gleichmäßig zugerundet. Der Gesichtstheil ist sowohl bei Betrachtung des Schädels en profil als en face kleiner als der Schädeltheil. Dabei erscheint die Gesichtsform länglich, das Kinn spitzer, der Unterkiefer zarter gebaut, obwohl auch hier ein breiter ramus adscendens. Nehmen wir längere, schmalere und geradere Nasenbeine, eine wenig vertiefte glabella und schwächere arcus supraciliares hinzu, so gibt dieß dem Ganzen ein edleres Ansehen. Wenn ich die bedeutendere Entwicklung der Nebenhöhlen der Nase als charakteristisch für die Esthen und Lappen ansehe, so ist eben dieser Charakter hier nur wenig ausgeprägt. Dagegen erkennt man die finnische Race an dem überhaupt niedrigen Gesichte, insbesondere aber an dem flachen, harten Gaumen (welche Bildung ich für den Grund jener mangelhaften Aussprache der der Zischlaute bei den finnischen Völkerschaften zu halten geneigt bin).*)

Es würde mich sehr freuen, wenn ich durch Ihre mannichfaltigen Verbindungen in Rußland in Stand gesetzt wäre, die Untersuchungen der Schädel finnischer Völker fortzusetzen, um durch eine sichere Bestimmung der allgemeinen Charaktere nun auch die in alten Grabhügeln gefundenen Schädel (z. B. die aus den sogenannten Tschudengräbern in Sibirien) richtiger beurtheilen, und das Volk, dem sie angehörten, bestimmen zu können. Leider besitze ich noch keinen ächten Russenschädel von unvermischter Race, denn bei denen in unserm Cabinette befindlichen spielt theils das Finnische, theils das Mongolische hinein. Eben so fehlen mir Polenschädel. — Bei den in Dresden von mir untersuchten war die Vermischung mit dem Jüdischen sehr merkbar. — Auch Litthauer fehlen mir noch, die gewiß bestimmtere Charaktere an sich tragen, als die Letten. — Mein Interesse für die Untersuchung alter Gräber ist durch einige erfolgreiche Nachgrabungen und Vergleiche gefundener Schädel auf einer im vorigen Sommer durch Livland unternommenen Reise sehr gesteigert worden. Wahrscheinlich kommt im nächsten Jahre eine zweite Reise zu Stande, wobei ich auch die Sitze der Liven am Angernschen Strande und bei Salis zu berühren denke. — Livland bietet in der That dem Historiker und Antiquaren manche interessante Denkmäler dar, zu welchen ich auch die alten Burgen oder Erdwälle der Eingebornen rechne, von denen mir 15 aus eigener Anschauung bekannt sind, während ich über 44 derselben Notizen gesammelt habe. Sie scheinen mit den von Ihnen an der Dwina beobachteten überein ustimmen.

*) Dieß, so wie überhaupt eine große Einfachheit in den Lauten ist allerdings eine Eigenschaft, die sich besonders bei den Finnen Finnlands auf eine höchst charakteristische Art zeigt, während man schon bei den verwandten Völkern in den Olonetzischen und Archangel'schen Gouvernements weit mehr Mannichfaltigkeit im Allgemeinen und selbst complicietere Zischlaute findet, deren Zahl in den lappischen Mundaeten sich noch mehr und bis zum Erstaunen vermehrt, so daß selbst reichere Alphabete, wie z. B. das russische, nicht mehr ausreichen, um sie alle gehörig zu bezeichnen. S.

Digitized by Google

Zug durch Kurdistan.

2. Kurdische Dörfer. — Gastliche Aufnahme. — Zug übers Gebirg.

(Schluß.)

Wir kamen gegen Abend nach Bogam, dieß Dorf war aber auf Befehl Abbas Mirza's verheert worden, so daß wir uns durchaus nichts verschaffen konnten, und deßhalb am andern Morgen vor Tagesanbruch uns wieder auf den Weg machten. Gegen Mittag kamen wir in ein Dorf, dessen Häuptling uns gastfrei aufnahm, und seinen Frauen befahl, uns das beste Zimmer im Harem zu räumen, was sogleich in der besten Laune vollzogen wurde. Die Frauen drängten sich um meine Gattin und Kinder, und näherten sich auch mir mit der größten Herzlichkeit, sie hatten weder ein Verlangen, noch einen Grund, sich zu verschleiern, ob wohl sie wirklich schön waren, schwarze Augen und dunkles, fließendes Haar hatten. Es galt indeß für unanständig, sie starr anzusehen, obgleich sie augenscheinlich über unsere Aufmerksamkeit nicht böse waren. Nachdem man uns vortrefflichen Schafkäse und schmackhafte Brodkuchen vorgesetzt hatte, lud mich der Häuptling in sein eigenes Quartier ein, das jenseits des Hofes lag. Ein Schaf war hier geschlachtet worden, und briet nun, mit Mandeln und Rosinen gefüllt, an einem prasselnden Feuer. Wir verzehrten unser Mahl à l'Arabe, worauf einige von der Gesellschaft aufstanden, und mit großer Kraftanstrengung im Zimmer umhertanzten. Dabei stimmten sie einen Kriegsgesang an, worin sie ihrer Siege über Türken und Perser sich rühmten. Mein persischer Mihmandar nahm auch keinen Anstand, die ganze Gesellschaft für Räuber zu erklären. Der Häuptling gab uns noch verschiedene getrocknete Früchte, köstliches Confect und ausgezeichnet guten Scherbet.

Am Morgen rauchte ich auch eine Pfeife mit dem Häuptling, und dann setzten wir unsere Reise fort gegen Suleimanieh, die Hauptstadt von Kurdistan. Am Abend kamen wir in ein elendes Dorf, das wir am andern Morgen bald wieder verließen, wobei uns indeß die Einwohner versicherten, es werde unmöglich seyn, über die Berge zu kommen, ohne die Maulthiere zu erleichtern. Ich glaubte, es sey nur auf eine Geldprellerei abgesehen, und wollte ihre Dienste nicht annehmen, sie kannten aber den Zustand der Wege besser als wir, und folgten den Maulthiertreibern, völlig überzeugt, daß ihre Dienste unerläßlich seyen. Der Morgen war bitter kalt, und als wir der Bergkette uns näherten, mußte das Vieh sich durch einen in den nackten Fels ausgetretenen Pfad winden, der kaum breit genug war, daß unser Gepäck durchkonnte. Die Nordseite dieser Kette war außerordentlich steil, und wir waren jetzt froh um die Hülfe der Dorfbewohner, die mit triumphirendem Geschrei herbei kamen und über unsere Verlegenheit lachten.

Wir brauchten vier Stunden bis wir hinaufkamen, und der tiefe Schnee hinderte die Maulthiere dergestalt, daß wir sie ihrer Last entledigen mußten. Selbst dieß half noch nicht sonderlich, da große, mit Schnee bedeckte Felsenstücke auf dem Wege lagen, so daß sie fast bei jedem Schritt bis an den Gürtel einsanken. In der Nähe des Gipfels war der Weg durch den aufthauenden Schnee so tief gefurcht, daß ich fürchtete, wir würden nicht hinaufkommen, und die Schwierigkeit dieser Stelle ward noch vermehrt durch das Benehmen einer Anzahl Kurden, die von oben herab Steine gegen unsere Träger wälzten. Endlich kamen wir auf die Höhe des Berges, wo unsere Maulthiere völlig aufgehalten und unsere Felleisen auf den Schnee geworfen wurden. Die Rauferei wurde jetzt ernstlich geführt mit großen Knitteln, Säbeln und Luntenflinten, auf die man eine zweizinkige Gabel, genau wie eine englische Heugabel, gesteckt hatte.

Der Feind verlor bald vier von seinen Kämpfern, die durch tüchtige Knüttelschläge niedergeworfen und mit zerschlagenen Köpfen fortgetragen wurden; die übrigen hätten diesem Argumentum baculinum, wobei so wenig zu gewinnen war, wahrscheinlich nachgegeben, allein zwei oder drei Rädelsführer von entschlossenerem Sinne trieben die andern an, ihre verwundeten Cameraden zu rächen. Als meine Familie abgestiegen war, und ich sie zu einer Felsenbank in der Nähe geführt hatte, lud ich meine Pistolen, trat unter die Angreifer, und drohte den zu erschießen, der nicht ablasse. Nun rief Alles plötzlich: „Sie haben Gewehre! sie haben Gewehre!" Dieß kühlte ihren Muth bedeutend, sie wichen, und wir verfolgten sie bis an einen Abhang, wo wir sie hinabstießen, so daß sie unten fast im Schnee begraben wurden.

Nach einem ermüdenden Bergabsteigen, das mehrere Stunden wegnahm, kamen wir in ein offeneres, doch immer noch bergiges Land. Der Boden dieser Thaler schien von ungleicher Fruchtbarkeit, war aber durch zahlreiche kleine Bäche bewässert, das Klima ward milder, wir stießen auf weite Wiesenstrecken, so wie auf einige kleine Dörfer, deren Bewohner die Erzeugnisse ihrer Heerden an die Bewohner von Bannah verkaufen. Auch hier fanden wir die Zwergeiche in weiten Strichen untermischt mit Felsen, die von Kriechpflanzen wie von Matten überzogen waren, und kamen sodann in einen dichten Wald, der uns durch die Mannichfaltigkeit der Landschaften, die sich dem Auge darboten, sehr ergötzte.

Um durch denselben sicher hindurch zu kommen, mietheten wir einen kurdischen Hirten, der gerade von Bannah zurückzukehren schien und sich seiner Aufgabe treu entledigte. Während des Marsches kamen wir an einem wohlberittenen Trupp verdächtiger Bursche vorüber, die, als sie unsern Führer grüßten, sehr angelegentlich sich nach unserer Gesundheit erkundigten und etwas mehr als meine Neugierde erregten. Ich ließ deßhalb unsern Führer fragen, ob diese wohl unsere Maulthiere ihrer Last entledigt hätten, wenn wir schwächer an Zahl und minder vorbereitet gewesen wären. „Ganz gewiß," sagte er, „und wir (hier meinte er seine Dorfgenossen) hätten dasselbe gethan. Glaubt ihr, ein Kurde besinne sich, wenn eine schöne Gelegenheit sich bietet?" Dieß offenherzige Geständniß wurde mit dem größtmöglichen Sangfroid ausgesprochen, und erzeugte ein herzliches Lachen unter unsern Maulthiertreibern, die bemerkten, der Führer werde diesmal wohl keine „schöne Gele-

Digitized by Google

genheit" haben. So zogen wir fort, sehr belustigt von unserem neuen Gefährten, den wir, als wir seiner nicht mehr bedurften, mit einem kleinen Vakschisch entließen, der ihn völlig befriedigte.

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

Die Eltern sind ausnehmend nachsichtig, allein die Kinder bezeigen ihnen Achtung und Aufmerksamkeit. Allgemein eingeführt ist die Sitte, daß die letztern, ehe sie sich des Abends zur Ruhe legen, dem Vater die Hand küssen, und von diesem den Segen mit den Worten „Dios te haga buen santo" (Gott mache dich zu einem seiner Heiligen) empfangen. Was aber die Eltern nicht wissen, lernen dort auch die Kinder nicht. Zur Zeit der Constitution der Cortes von 1812 brachte es ein Provincialbeschluß dahin, daß in allen größern Dörfern Elementarschulen begründet und aus Staatsmitteln erhalten wurden; das Gesetz bestimmte sogar, daß nach einer gewissen Reihe von Jahren das Bürgerrecht nur solchen Individuen zu verleihen sey, welche lesen und schreiben könnten. Der Fall jener Verfassung (1823) vernichtete diese Einrichtungen, und je entfernter der Montero von den Hafenstädten lebt, wo allein Schulen besserer Art vorhanden sind, um so unwissender ist er auch. Gibt es doch in den Städten genug Weiße der niedrigern Stände, die nicht einmal lesen können, und selbst in den gebildetern Classen kann die Liebe zu einer nützlichen Lecture nicht groß seyn, sonst würden die importirten Bücher nicht der Mehrzahl nach aus flachen, aus dem Französischen übersetzten Romanen bestehen, und wissenschaftliche Werke 300 Prc. theurer seyn als in Europa und den Vereinigten Staaten. Aeußerliche Erziehung macht auch unter den Landleuten der entlegenern Gegenden der Insel den Mangel einer gründlichern Bildung häufig vergessen. Im Umgangstone herrscht eine Schonung und Rücksicht, die man in viel civilisirtern Ländern Europa's vermißt. Der gemeinste Hatero, roh, wie er in der Mitte seiner Neger und Heerde erscheinen mag, vernachlässigt nie die Formen der Höflichkeit, und gibt ihm irgend etwas ein Recht abenteuerliche Ansprüche auf Rang zu machen, so ist es jenes geschliffene, ihm sehr natürlich stehende und keineswegs kalte Benehmen. Man wird nie hören, daß ein solcher im Umgange mit Weißen sich schmutziger oder gemeiner Ausdrücke bedient, und selbst im Zorne vergißt er nicht leicht den Anstand, so furchtbar jene Gemüthsbewegung ihn sonst zu ergreifen vermag. Gegen Fremde sind alle Eingebornen zuvorkommend, mindestens im Aeußern, obgleich gerade die erstern sich sehr oft jedes Zutrauens unwürdig gezeigt haben, aber der Montero zeichnet sich in dieser Hinsicht besonders aus. Seine Gastfreundschaft kennt keine Gränzen; wer sie genossen hat, wird ungeneigt seyn, dem kalten Ausspruche beizupflichten, daß sie keine Tugend in uncivilisirtern Ländern sey, wo der Eingeborne im Zusammentreffen mit einem Reisenden eine angenehme Unterbrechung der eigenen Langeweile finde, die ihm drückender sey, als der unbedeutende Aufwand gastfreier Aufnahme. Im Wesen dieser Landleute liegt viel Männlichkeit, und ungeachtet der mächtigen Abneigung aller gegen eine sitzende und anhaltende Industrie, sind sie darum nicht in regungslose Schlaffheit versunken. Die Liebe zu den Waffen, ein Zug der alten Spanier, hat sich vielleicht in keiner Colonie so erhalten, als in Cuba. Ein Creole des Innern würde sich für armselig ausstaffirt ansehen, wenn an seiner Seite, er sey zu Fuß oder zu Pferd, der Machete fehlte, jenes sehr lange Schwert ohne Gefäß und mit sonderbar gearbeitetem Griffe, welches nicht allein die Furcht vor plötzlichen Negeraufständen zu tragen gebietet. Man spricht viel von Messerstichen, mit welchen die spanischen Creolen sogleich bei der Hand seyn sollen, aber jedenfalls beruhen diese Erzählungen auf Uebertreibungen. Morde sind in den Seestädten allerdings sehr häufig, aber die sich dort versammelnde Hefe aller seefahrenden Nationen macht sie erklärlich. New-Orleans gehört zwar zur nordamerikanischen Union seit langen Jahren aber die Verworfenheit der niedrigen Volksclassen ist eben so groß als in Havana und Vera-Cruz, wo Spanier regiert haben.

In Louisiana ist rohe Willkür vielleicht mehr zu Hause als in Cuba, wo wenigstens ein Angeklagter, wenn einmal die Gesetze in Anwendung gebracht werden, nicht wagen dürfte, bewaffnet vor den Richter zu treten, und mit seinem Pöbelanhange ihn einzuschüchtern. Zur Zeit der Constitution hat es in Havana Perioden gegeben, wo keine Nacht ohne Ermordung vorüberging. General Tacon hat später in wenigen Monaten durch energisches Eingreifen die öffentliche Sicherheit vollkommen hergestellt. Hätte die Mehrzahl der Eingebornen aus Banditen bestanden, wie behauptet worden ist, so dürften auch die besten Maßregeln keinen Erfolg gehabt haben. Im Innern der Insel sind Morde ziemlich selten, unter den Landleuten selbst kommen sie fast gar nicht vor. Straßenraub ist allerdings nur zu häufig, und wird oft zum Raubmorde, allein die Thäter sind meistentheils Farbige und aus den Hafenstädten entflohene Verbrecher, die bei der Schlechtigkeit politischer Einrichtungen ihr Handwerk in entlegenern Gegenden lange Zeit und ungestört treiben mögen. Nur im Spiele werden die Monteros leicht leidenschaftlich, und die großen Kirchenfeste, wo die Bewohner weit umher verstreuter Estancias sich um die einzige Capelle eines Districts versammeln, Feierlichkeiten mit Lustbarkeiten abwechseln, geben oftmals Veranlassung zu sehr blutigen Händeln. So wenig man auch geneigt seyn kann, den dabei gewöhnlichen Gebrauch des Messers in Schutz zu nehmen, so muß doch zugegeben werden, daß der Anfall des Beleidigten kein meuchlerischer ist, und, insofern eine Art von Duell stattfindet, der einen Partei Gelegenheit geboten ist, entweder zurückzutreten und die blutige Entscheidung zu vermeiden, oder sich durch persönliche Geschicklichkeit zu vertheidigen.

Ausschweifungen im Trunke, wie im Norden, kommen sowohl im häuslichen Leben als bei großen Festen kaum jemals vor; es gibt nicht leicht ein nüchterneres Volk als die Landleute in Cuba, und ihnen muß die unbändige Trinksucht der Fremden aller Stände doppelt abscheulich erscheinen, zumal da es allbekannt ist, daß sich Niemand diesem Laster unter dem

Digitized by Google

westindischen Himmel hingibt, ohne in wenigen Jahren mit dem Leben zu zahlen. Gerade aber die Fremden werden am ersten in gefährliche Streitigkeiten mit den Landleuten bei Gelegenheit großer Feste verwickelt weil sie der Mehrzahl nach ohne viele geistige Getränke nicht fröhlich seyn können. Die Opfer der nächtlichen Meuchelmorde in den Häfen sind fast ohne Ausnahme Seeleute, die trunkenen Muthes liederliche Häuser besuchten, und entweder die Raubgier reizten oder mit ächt englischem, rohem Uebermuthe erfüllt, an den von ihnen herzlich verachteten Creolen Händel suchten. Die Meinung aller gebildeten Fremden, die sich länger in Cuba aufgehalten, geht dahin, den Landleuten des Innern einen achtbaren Charakter zuzuschreiben; man hat von ihnen nichts zu befürchten, sobald man die gewöhnliche Klugheit nicht vergißt, und den eingeführten Sitten sich unterwirft. Von den Städtern läßt sich weniger Gutes sagen, denn in sehr lebhafter Verbindung mit allen seefahrenden Völkern Europa's und Amerika's haben sie zwar im Aeußern Civilisation erlangt, die hinter derjenigen von Cadiz und Barcelona nicht zurückbleiben möchte, allein sie gelten weder für aufrichtig noch redlich. Die niedrigste Volksclasse der Städte besteht fast allein aus Farbigen, und auf sie finden die Beschreibungen fast buchstäbliche Anwendung, die man öfters von der Verwilderung, der Bosheit und der Ruchlosigkeit der Eingebornen Cuba's, Portorico's und der Küsten des Golfs von Merico hingeworfen hat, ohne die Classen der Bevölkerung zu berücksichtigen.

So lange die spanische Regierung bei aller sonstigen Unmacht es vermag, die Hauptstädte der beiden ihr noch übrigen Inseln in Unterwürfigkeit zu erhalten, wird sie auch den Verlust dieser Colonien nicht zu fürchten haben. Die Landleute sind loyaler als sonst Creolen zu seyn pflegen, und nehmen außerdem keinen Theil an politischen Streitfragen. Die mehrfachen Veränderungen des Systems der Regierung sind an ihnen unbemerkter vorüber gegangen als man meinen sollte, denn keine hat ihr Interesse sehr berührt; die Constitution hatte noch nicht genügende Früchte getragen, um schätzenswerth zu seyn, als sie fiel, und da die Persönlichkeit des Generalcapitäns der Insel den Gang der Regierung bedingt, so konnte den Meisten das Bestehen dieser oder jener Form im Mutterlande vollkommen gleichgültig seyn. Im Allgemeinen ist Spanien in der Wahl jener hohen Beamteten seit Anfang dieses Jahrhunderts sehr glücklich gewesen. Der Klugheit, der Energie und der Unermüdlichkeit von Männern, wie die Generale Vives und Tacon es waren, ist es allein zuzuschreiben, daß die größte und reichste aller westindischen Inseln nicht nur in den Strudel amerikanischer Revolutionen nicht hineingezogen worden ist, sondern mit Ausnahme entlegener Landstriche des Innern sich einer Cultur und eines Productenreichthums rühmen mag, zu welchen die englischen und französischen Antillen kaum in ihren bessern Zeiten das Seitenstück liefern konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Raschideddins historisches Werk. Der Dschami el Tewarikh, der lange für verloren galt, ist jetzt zum Theil wieder aufgefunden worden. Nach einer Mittheilung in der asiatischen Gesellschaft zu London umfaßt das Originalwerk 4 Bände: der erste enthält die Geschichte der Türken und Mongolen bis zur Zeit Oldschaitus; der zweite setzt dieselbe Geschichte fort bis zur Lebenszeit des Verfassers; der dritte Band enthält die Geschichte Mohammeds und der arabischen Stämme, von denen er abstammte, und der vierte war hauptsächlich geographisch. Von allen diesen kannte man nur die Existenz des ersten, wovon kürzlich ein Theil auf Kosten der französischen Regierung herausgegeben und von Quatremère mit einer Uebersetzung begleitet wurde; die übrigen Bände werden selbst von orientalischen Schriftstellern nur selten erwähnt, und man glaubte, sie seyen schon seit Jahrhunderten gänzlich verloren. Derjenige Theil, von dem eine Analysis in der Versammlung der asiatischen Gesellschaft vorgelesen wurde, ist ein Bruchstück des zweiten Bandes. Die Abschrift ist sehr alt, und wurde noch zu Lebzeiten des Verfassers gefertigt, wie man glaubt, vier Jahre nach Vollendung des Werkes. Es sind zahlreiche Abbildungen dabei. Diese Mittheilung soll in der nächsten Nummer des Journals der asiatischen Gesellschaft ausführlich erscheinen. (Athenäum vom 29 Junius.)

•

Zunahme der Capweine. In Folge von Napoleons Speersystem beförderte England die Weinerzeugung am Cap, und sie hob sich seit dem Jahre 1810 fast auf das Dreifache, nämlich von 7335 Leggers (à 216 Pinten) zu 19,250 Leggers, und könnte eine fast unendliche Ausdehnung erhalten, da der Boden, auf welchem der Wein gedeiht, im Allgemeinen zu einer andern Cultur nicht taugt. In neuerer Zeit ist jedoch der Wein wieder unwerth geworden, und man bezahlt die Bouteille mit 4 P. (12 kr.). (Leighs Reise.)

•

Wurf einer Giraffe in Europa. Die Geburt einer Giraffe in Europa ist ein zoologisches Ereigniß; das Junge ist 6 Fuß hoch und sehr lebendig. Die Mutter, die demselben gleich nach der Geburt viele Zärtlichkeit gezeigt hatte, läßt es nicht mehr sich nahe kommen, und man zieht es deßhalb mit Kuhmilch auf. Man schiebt diese Nachlässigkeit der Mutter auf den Zustand von Sklaverei, in dem sie sich befindet, denn dieselbe Erscheinung zeigt sich bei den Dromedaren und andern Thieren in der Menagerie. (Echo du Monde Savant, 26 Jun.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 80** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Verse, gedichtet in J. J. Rousseau's Zimmer in Eremitage. — **Der Fürst von Talleyrand.** (Fortsetzung.) — **Charles Dickens (Boz) und der englische humoristische und komische Roman.** (Fortsetzung.)

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4—5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 80.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

13 Julius 1839.

Verse,

gedichtet in J. J. Rousseau's Zimmer in Ermitage.

Du, deß Gedächtniß noch macht durch die Welt die Flüge,
Warum, Rousseau, so fern ruhst du von deinem See?
Ach! daß des Mannes Grab von seiner Kindheit Wiege
Ein Abgrund trennen muß von Ruhm, Geräusch und Weh;

Von der Einsiedelei an grünen Rebenbergen
Auf welcher rauhen Bahn schrittst du am Wanderstab!
Ach! alle Dichter schleppt die Welt mit ihren Schergen
Von ihrer stillen Wieg' an ein geräuschvoll Grab!

Oh' meine Asche birg unter der Heimatheiche
Besser im dunkeln Thal, du meines Saint-Points Hain'
Das Echo meines Seyns säus'le dort im Gesträuche;
Für einen Namen ist ein Herz genug als Schrein.

Lamartine.

Der Fürst von Talleyrand.

(Fortsetzung.)

„Bald darauf ward er der Empfänger der letzten Gedanken Mirabeau's. Ihre enge und langjährige Verbindung hatte von dem Tag an aufgehört, wo Mirabeau die geheimen Briefe über den Berliner Hof verkauft und veröffentlicht hatte, Briefe, im Augenblick von des großen Friedrich Tod geschrieben, und während einer Mission, die er hauptsächlich der Verwendung Talleyrands verdankte. Aber als er plötzlich von der Krankheit ergriffen wurde, welche ganz Paris in dumpfen Schrecken versetzte, söhnte sich Talleyrand mit ihm aus. Unbeschreiblich war die Rührung der Versammlung, als einige Stunden nach Mirabeau's Tod Talleyrand die Tribune bestieg, um sich seines Auftrags zu entledigen, ihr Mirabeau's Rede über das Gesetz der Erbfolge in gerader Linie zu überbringen, und sagte: „Mirabeau ist nicht mehr; ich bringe Ihnen sein letztes Werk, und so innig war die Verbindung zwischen seinem Gefühl und seinem Denken, welche beide gleicherweise der Sache des öffentlichen Wohls geweiht waren, daß Sie, wenn Sie sie anhören, beinahe seinen letzten Seufzer vernehmen."

„Nach einiger Zeit wurde er, unter der gesetzgebenden Versammlung, mit einer Mission nach England beauftragt, nämlich der: eine Nationalallianz zu stiften. Dieß gelang zwar nicht, doch versprach England, neutral zu bleiben. Nach seiner Rückkehr war er Zeuge vom Sturz des Throns. Diese Katastrophe und ihre schrecklichen Folgen flößten ihm den Wunsch ein, eilig nach London zurückzukehren. Ohne öffentliche Functionen, suchte er seinem Land durch seinen Rath nützlich zu werden, und warnte die Franzosen vor allen Eroberungsversuchen. Inzwischen aber wurde die Revolution immer heftiger, gegen Talleyrand wurde von Robespierre die Anklage verhängt, und Pitt gab ihm die Weisung, binnen vierundzwanzig Stunden London zu verlassen. Er begab sich nach Amerika, wo er zwei Jahre lebte, und das Land nach allen Beziehungen aufs genaueste studirte. Der Sieg der Gemäßigten rief ihn nach Frankreich und in den Schooß des von ihm selbst beantragten Nationalinstituts.

„Bei seinen großen Talenten konnte er der Regierung seines Vaterlands nicht lange fremd bleiben; die Umstände waren ihm günstig; er wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und die Gründung von Republiken einerseits und die Friedensschlüsse und Unterhandlungen andrerseits schienen anzukündigen, daß Europa unsre Freiheit und Größe gänzlich anerkenne. Aber trotz der glänzenden Triumphe der Revolution war das Directorium zu schwach, als daß Talleyrand an seine Dauer glaubte. Er diente ihm ohne Illusionen, und sein Blick, schärfer als der aller Andern, hatte schon am Horizont Italiens seinen unfehlbaren Nachfolger auftauchen sehen. Er wußte, daß die menschliche Phantasie der Begeisterung bedarf, und daß besonders die französische Einbildungskraft ihrer nicht lange entbehren könne. Ein Volk, das nicht in Gleichgültigkeit verharren will, muß an etwas oder an Jemand glauben. Da man

Digitized by Google

nicht mehr an die Ideen glaubte, begriff Talleyrand, daß man an Personen glauben würde. Er erkannte den Gegenstand des neuen Cultus in dem jungen General, schon ganz gekrönt von der feurigen Schlachtenglorie, gebildet in jener Schule des Kriegs, aus der die größten Männer hervorgehen, die dort schnell denken, mit Nachdruck handeln, über die Menschen verfügen, mit den Regierungen unterhandeln, über das Schicksal von Reichen entscheiden, und mitten in den fürchterlichsten Nothfällen die Herrschaft über sich selbst behaupten lernen. Als Napoleon von Talleyrand dem Directorium vorgestellt wurde, scheute sich der letztere nicht, zu sagen: weit entfernt, das zu fürchten, was man etwa seinen Ehrgeiz nennen möchte, fühle ich vielmehr, daß wir dereinst in den Fall kommen dürften, uns mit Bitten an ihn zu wenden."

„Er half den 18ten Brumaire herbeiführen und gesellte sich dem System zu, welches die gesellschaftliche Ordnung wiederherstellte. Er wußte, als Minister des Auswärtigen, dem ersten Consul zu schmeicheln und zu rathen; er ging auf seine verschiedenen Plane ein und half ihm die religiöse Pacification vollenden durch die Unterhandlung des Concordats. Damals erhielt er vom Papst die Ermächtigung, ins bürgerliche Leben zurückzutreten.

„Die Anschläge gegen das Leben des ersten Consuls veranlaßten ihn zu der That, die gegen den Herzog von Enghien verübt wurde. War Talleyrand im Geheimniß dieser mörderischen Repressalien, oder wirkte er nur mit zur Gefangennehmung des Herzogs, ohne zu wissen, welches Loos seiner wartete? Nichts deutet darauf hin, daß er über diese blutige That zu Rathe gezogen worden, die ohnehin seiner natürlichen Milde und Mäßigung zuwiderläuft. Aber er hat in die Verletzung eines heiligen Grundsatzes des Völkerrechts eingewilligt, und wenn den Consul die Rache und Erbitterung hinriß, so hätte doch der Minister des Auswärtigen seine Pflicht nicht verkennen sollen!

„Als Napoleon sich zum Kaiser machte und der Krieg wieder ausbrach, legte ihm Talleyrand den Entwurf eines politischen Systems vor, welches bezweckte, Frankreich den dauernden Frieden dadurch zu sichern, daß man Oesterreich, durch große Entschädigungen an der Donau für seine Länderverluste in Italien und Deutschland, zum Nachbar und Rival Rußlands und zum Alliirten Frankreichs mache, England die Möglichkeit entziehe, auf dem Continent Bundesgenossen zu gewinnen, und Rußland zwinge, sich nach Asien zu wenden, wo es bald mit England in Collision kommen werde, während auf dem europäischen Continent der Friede wohl ein Jahrhundert dauern könne. Aber dieser Plan ward von dem Kaiser nicht genehmigt. Napoleon fuhr fort, wie er bisher gehandelt hatte, ohne den Besiegten zu gewinnen und ohne ihn zu vernichten. Die Verschiedenheit der Ansichten über diesen Punkt hinderte jedoch Talleyrand nicht, Napoleons Minister zu bleiben bis zum Tilsiter Frieden. In diesem glänzenden Moment hörte er aber auf, Napoleons Diplomatie zu leiten — mochte er nun einer Rolle müde seyn, wo seine Mäßigung häufig zu Opfern sich verurtheilt sah, oder denken: die Abnahme und das Sinken müsse mit dem Punkt beginnen, wo die höchste Höhe erreicht sey. Sie trennten sich noch ohne Verdruß; aber als später Talleyrand seinen Tadel von Napoleons Unternehmungen gegen Spanien und andrer Maaßregeln nicht zurückhielt, trat eine Erkältung und Erbitterung ein. Beim russischen Feldzug sah Talleyrand das Ende von Napoleons Glück als sehr nahe bevorstehend an." — —

„Napoleon, nachdem er gesiegt hatte, ohne doch den Feind aufzuhalten, sich ausgesetzt hatte, ohne den Tod zu finden, dankte, wie er es früher ausgesprochen, ab. Bei dieser Katastrophe des Kaiserdrama's erscheint Talleyrand wieder auf der Bühne und spielt die Hauptrolle. Er allein von den Mitgliedern der Regentschaft und von den hohen Functionnären blieb in Paris, als die Fremden siegreich einzogen.

„Wenn man immer nur Eine Meinung gehabt, immer nur der Mann Einer Sache gewesen ist, so hält man sich, wenn diese Sache unterliegt, beiseite und hüllt sich in seine Trauer ein; aber wenn man zahlreiche Revolutionen durchgemacht hat, so betrachtet man die Regierungen nur als ephemere Formen der Autorität, wenn man sich angewöhnt hat, sie nur gelten zu lassen, so lange sie sich selbst zu erhalten vermögen, so wirft man sich mitten in die Ereignisse hinein, um sie aufs beste zu benützen. Talleyrand war der kaiserlichen Herrschaft nicht so ergeben, und zu sehr gewohnt, sich nach den Verhältnissen zu richten, als daß er sich hätte bedenken sollen. Dreierlei war in diesem unglücklichen Augenblick zu thun: eine Regierung einzusetzen, Institutionen zu gründen, ein Vertrag abzuschließen.

„Talleyrand empfing in seinem Hotel den Kaiser Alexander und wurde bei ihm und den andern verbündeten Herrschern der Unterhändler der Sachlage. Es handelte sich zuerst um die Regierung Frankreichs. Alexander schwankte zwischen der Niedersetzung einer Regentschaft und der Restauration der Bourbons. Talleyrand, der unpassend fand, daß ein Kind auf den Kaiserthron des gestürzten Vaters steigen sollte, entschied für die letzteren, deren alte Gewalt er jedoch durch die Uebung der Nationalrechte und die Sicherstellung der öffentlichen Freiheiten beschränken wollte. Die zwar dem Namen nach oktroyirte Charte, seinen Forderungen nicht ganz genügend, war großentheils sein Werk. Mit dem Ausland schloß er einen verhältnißmäßig günstigen Friedensvertrag, günstiger als man ihn Napoleon nach mehreren Siegen angeboten.

„Als Minister des Auswärtigen und Bevollmächtigter Frankreichs begab sich Talleyrand auf den Wiener Congreß. Der Vertreter eines besiegten und gedemüthigten Landes, schien er nicht in der Lage, gegen das Belieben der vier großen Mächte Einsprache thun und für Frankreich auf dem Congreß eine Stellung gewinnen zu können. Die Kraft, die er nicht aus seiner Regierung schöpfen konnte, schöpfte er aus sich selbst. Wie alle Politiker änderte er, je nach den Umständen, seine Mittel, aber er hatte sich angewöhnt, seine Mittel zu Grundsätzen zu erheben. So machte er sich eine Theorie für jede Lage. Diese Theorie diente ihm als Leitstern. Damals erfand er die Theorie der Legitimität. Mit dieser erschien er in Wien. Mittelst ihrer hoffte er in Europa das Recht der Stärkern zu besiegen und zu verdrängen, welches die Sieger zu behaupten Willens waren.

Digitized by Google

„Mit schwerem Kampf verschaffte sich Talleyrand die Zulassung in das leitende Comité, wo zuerst nur die andern vier Großmächte saßen; einmal darin, wußte er die Bedenklichkeiten Oesterreichs und Englands gegen die Ansprüche Preußens und Rußlands zu verstärken, sie zur wirklichen Verweigerung zu bewegen, und aus dieser Verweigerung entstand Feindschaft zwischen den vier Mächten. Alexander sagte von ihm: Talleyrand spielt hier den Minister Louis' XIV.

„Vergebens bot Preußen dem König von Sachsen als Entschädigung für Sachsen die Länder auf dem linken Rheinufer an; Talleyrand lehnte diesen Vorschlag, durch seine Instructionen gebunden, ab, und dieß war ein Fehler, ein schwerer Fehler. Es war ihm aber so weit gelungen, die Mächte zu theilen, daß ein geheimer Vertrag und ein Bündniß für den Fall eines Kriegs zwischen Frankreich, Oesterreich und England abgeschlossen wurde.

„Da verließ plötzlich Napoleon seine Insel, zeigte der Armee ihren Feldherrn und Frankreich seinen Kaiser. Die neue Gefahr machte allen Spaltungen ein Ende; der Bund wurde erneut und Napoleon in die Acht erklärt. Diese Maaßregeln, an welchen Talleyrand Theil nahm, wären wahrscheinlich auch ohne ihn beschlossen worden; aber immerhin bleibt zu beklagen, daß er als Franzose daran Theil nahm, da sie eine Invasion in Frankreich zur Folge hatten. Es gibt Gefühle, die über Allem stehen müssen; Grundsätze, die erhaben sind über alle Rechte, und wahrer als alle Systeme. Die Unabhängigkeit des Vaterlands muß der Form der Regierung und den Interessen der Parteien vorgehen.

„Napoleon kämpfte den Kampf gegen Europa mit Entmuthigung und wurde besiegt. Frankreich verlor die Schlacht von Waterloo, und Europa setzte zum zweitenmal die Bourbons auf ihren Thron, um welchen es seine Armeen lagern lassen wollte, um ihm als Stütze und Wache zu dienen. Talleyrand bemühte sich, das große Unheil gut zu machen und wollte, daß eine größere Freiheit Frankreich für das neue Unglück entschädige. Schon von Wien hatte er Louis XVIII all die Fehler geschrieben, die man seiner Regierung vorwarf, und nach seiner Rückkehr realisirte er, was er gerathen hatte. Er veranlaßte die Ordonnanz von Cambrai, welche die Charte in liberalem Sinn commentirte und erweiterte; aber diese Rückkehr zu den Ideen der Revolution dauerte nicht lange. Kaum saß Louis XVIII wieder auf seinem Thron, so brach die Erbitterung der Emigrantenpartei hervor, und traten die Fremden mit ihren Forderungen auf. Talleyrand setzte den letztern den kräftigsten und beredtesten Widerspruch, unter Anrufung aller Grundsätze des öffentlichen Rechts, entgegen — aber umsonst. Er hatte keine Stütze mehr an Alexander wie früher. Vier Tage nach der Uebergabe der Note von den Mächten, drei Tage nach Uebermachung seiner Antwort verließ Talleyrand sein Ministerium, zwei Monate vor Abschluß des unheilvollen Vertrags, welcher Frankreich zwei Milliarden kostete und ihm mehr nahm, als den Zuwachs, um welchen im Jahr 1814 sein Territorium vergrößert worden war.

„Von dieser Zeit an galt Talleyrand nichts mehr im Rath und in den Angelegenheiten der Restauration. Er trennte sich politisch von ihr, achtzehn Monate nachdem er sie gegründet, vier Monate, nachdem er sie wieder eingesetzt. Vierzehn Jahre behielt er eine Hofwürde, aber ohne alle Macht und Einfluß. Er gehörte der liberalen Opposition an, und stellte zu ihren Diensten in den Salons all seinen Geist, und in der Pairskammer alle die Autorität, die sich an seinen Namen und seine Erfahrung knüpfte. Er vertheidigte die Freiheit der Presse gegen die Censur, sprach sich für die Aufrechthaltung der Jury in Preßvergehen aus, und verdammte die contrerevolutionäre Invasion in Spanien.

(Schluß folgt.)

Charles Dickens (Boz)

und der englische humoristische und komische Roman.

(Fortsetzung.)

Nunmehr haben wir die Frage zu beantworten, welcher besondern Eigenschaft oder welcher Verbindung von Eigenschaften Dickens seinen Erfolg verdankt, und anzuzeigen, welche Analogien zwischen ihm und andern Schriftstellern sich darbieten. Diese werden wenige seyn; denn obgleich er, wie Sydney Smith, in scherzhafter Uebertreibung stark ist, und wie Hook seine Lust hat an der Gewöhnlichkeit des mittlern und niedern Lebens, so ist doch seine Weise, seine Gegenstände zu behandeln, so ganz seine eigene, daß er unsers Erachtens ganz derselbe seyn würde, hätte er auch keine solche Vorgänger gehabt. Der einzige Schriftsteller, der einen merklichen Einfluß auf seinen Styl gehabt zu haben scheint, ist Washington Irving, den er ohne Zweifel hin und wieder nachahmt, doch mehr in den Skizzen, als in den Pickwickpapieren, welche allgemein als sein Hauptwerk betrachtet werden, durch welches (wenn je) die Namen Boz und Dickens auf die Nachwelt kommen werden.

Der Plan der Pickwickier ist jedoch so ganz anomal, daß es nicht leicht ist festzusetzen, zu welcher Gattung von Composition man sie zählen soll, oder worin ihre eigenthümliche Trefflichkeit besteht. Das erste Capitel führt uns in eine gelehrte Gesellschaft ein, deren Verfahren so sehr dem einiger neuerdings gegründeten gelehrten Gesellschaften zur Beförderung der Aufklärung der Menschheit in Betreff des Alters, der Bildung, Bestandtheile, Wunderbarkeiten, wahrscheinliche Dauer u. s. w. der Erde gleicht, daß wir auf den ersten Blick eine fortlaufende Satyre auf das ganze Geschlecht der wissenschaftlichen Charlatane erwarten, die mittelst Vereinen und Gesellschaften sich in eine Notorietät eingeschwärzt haben, welche bei den nicht näher Eingeweihten für Berühmtheit gilt. Aber die folgenden Capitel enttäuschten uns bald, und zeigten uns, daß mehr die Abenteuer als die gelehrten Forschungen der Pickwickier das Hauptinteresse und den Faden ihrer Geschichte ausmachen sollen. Aber auch ihre Abenteuer, obgleich die Uebergänge ausnehmend be-

Digitized by Google

quem und natürlich sind, haben doch zu wenig Zusammenhang, und sind mit zu vielen Episoden verwoben, als daß sie jene Concentration des Interesses gestatteten, die das große Verdienst einer Erzählung begründet. Die einzige Verwicklung, die darauf berechnet ist, den Leser in einiger Spannung zu erhalten, die große Streitsache zwischen Frau Bardell und Pickwick, beginnt erst mit der eilften Nummer, und das endliche Resultat wird in der siebzehnten bekannt gemacht; der dazwischenliegende Raum ist meist mit anderartigen Gegenständen angefüllt, — so daß das vorliegende Buch seine Popularität wohl schwerlich seiner Eigenschaft als eine Geschichte zu danken hat.

Unsre nächste Behauptung, daß Dickens keinen schlagenden Vorzug anzusprechen habe in seinen Charakteren oder Schilderungen kann, wie wir wohl einsehen, bestritten werden, und wir wollen auch gar nicht läugnen, daß er in beiderlei Hinsicht ansehnliches Verdienst hat, aber gewiß nicht so viel, um eine Reputation zu begründen, oder nur den zehnten Theil seiner Popularität zu erklären. Ohne Vergleich der am besten durchgeführte Charakter ist Pickwick, bei dem jede Handlung durch und durch beherrscht erscheint von dem gleichen unermüdlichen und heitern Geist der Philanthropie, — wie Southey von Charles Lamb sagte: „Andre mögen etwa die Milch menschlicher Güte und Freundlichkeit besitzen, aber er allein besitze den Rahm.“ Pickwick ist aber doch mit zu viel gesundem Sinn ausgestattet, als daß er hätte der Gründer oder ein correspondirendes Mitglied eines solchen Clubs seyn können, und die einzige Schwäche, die man ihm zum Vorwurf machen kann, entspringt nicht aus der sprudelnden Eitelkeit oder dem zügellosen Enthusiasmus eines vorgeblichen Entdeckers, sondern aus überwallender Herzensgüte, aus einem Uebermaaß von bonhommie, die ihn von Niemand etwas Uebles denken läßt. Ein noch stärkerer Einwurf liegt vor gegen die beiden Weller, Vater und Sohn. Beide reden Eine Sprache, und führen Anspielungen im Munde, die mit ihrem Stand und ihrer Lebensweise völlig unvereinbar sind. Sam sagt von sich: er sey von Anfang ein Kärrners-Bube gewesen, dann bei einem Wagenführer, dann ein Aushelfer und dann Hausknecht; jetzt sey er eines Gentlemans Diener. Den Bildungsgang eines Postkutschenfuhrmanns kann man sich denken. Die Aeußerungen solcher Personen können gescheidt und schlau, metaphorisch und witzig, voll scherzhafter Ausdrücke und passender Veranschaulichungen seyn — aber ihre Sätze werden kurz und lückenhaft, ihre Ausdrücke idiomatisch, ihre Bilder dem gewöhnlichen Leben entlehnt seyn; sie werden selten sprechen wie ein gedrucktes Buch, und ihr Witz oder Humor wird nie darin bestehen, daß sie Ausdrücke, die man gewöhnlich von wichtigen und ernsten Gegenständen gebraucht, anwenden auf geringfügige und lächerliche — eine Art von Witzelei und Geistreichthun, welche nur den höhern Classen zugänglich ist. Und dennoch besteht ein ansehnlicher Theil von Sam Wellers Scherzen in dieser Gattung, und wir ertappen beständig ihn und seinen Vater über dem gewählten und selbst kritischen Gebrauch von Wörtern und Bildern, aus Quellen entlehnt, die ihnen gänzlich unzugänglich sind. So in dem Gespräch zwischen diesen Originalen (denn Originale sind es jedenfalls) über die beste Art und Weise, wie man bewirken könne: daß Sam seinem Herrn im Schuldgefängniß Gesellschaft leiste:

„Und jetzt, Sammy,“ sagte der alte Weller, „ich weiß einen Gentleman hier, der den ganzen übrigen Handel für uns besorgen wird, in so gut als gar keiner Zeit, ein Stück von Rechtsgelehrtem, Sammy, der ein Hirn hat wie der Frosch, über den ganzen Leib hin zerstreut, das ihm bis an die Fingerspitzen reicht; ein Freund von dem Lordkanzler, der ihm nur zu sagen braucht, was er gern hätte, und er sperrt dich ein auf Lebenszeit, wenn's weiter nichts ist.“

„Ich sage,“ sagte Sam, „davon will ich nichts hören.“

„Von was nichts hören?“ fragte Mr. Weller.

„Ha, nichts von einer inconstitutionellen Weise, es zu thun,“ versetzte Sam; „die Habjas-Corbus-Acte ist, nächst dem Perpituum mobile, eine der größten Segnungen die es auf der Welt gibt. Ich habe darüber gar viel in den Zeitungen gelesen.“

Oder man nehme Sams Betrachtungen über todte Esel:

„Es gibt noch etwas, was nie ein Mensch gesehen hat, und das ist ein todter Esel. Niemand hat je einen todten Esel gesehen, außer der Gentleman in den schwarzen, seidnen, kurzen Beinkleidern, der die junge Frau kannte, die eine Geis hielt, und das war ein französischer Esel, und daher wahrscheinlich nicht von der ächten Zucht.“

Oder wenn der alte Weller vorschlägt, Mr. Pickwick solle fliehen:

„Die Am'rikaner werden ihn nie und nimmer ausliefern, wenn sie einmal merken, daß er Geld auszugeben hat, Sammy. Laß den Herrn dort verweilen, bis die Frau Bardell todt ist, oder Herr Dodson und Fogg's am Galgen, welches letztere, wie ich vermuthe, zuerst der Fall seyn wird, Sammy; und dann kann er zurück kommen, und ein Buch über die Am'rikaner schreiben, das ihm alle seine Auslagen und mehr erstattet, wenn er das Maul recht voll nimmt.“

Gewiß sind Bemerkungen übers Büchermachen ebensowenig am Platz im Munde des alten Weller, als Bezugnahmen auf Sterne's empfindsame Reise, oder Anspielungen auf lateinische Gesetzesbezeichnungen und die Entdeckung des Perpetuum Mobile im Mund seines Sohnes. „Sagt mir, sind Congreve's Narren wirklich Narren?“ sagt Pope. Sagt uns, sind das wirklich Kutscher und Erhausknechte? fragen wir.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 195.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Julius 1839.

Ueber das jetzige und frühere Niveau Aegyptens.

Dieß ist der Titel einer Abhandlung des bekannten Forschers in den ägyptischen Alterthümern, Hrn. J. G. Wilkinson, und wir theilen nach dem Athenäum (29 Junius d. J.) einen Auszug aus derselben mit, da manche darin aufgestellte Sätze gegen die bisherigen ziemlich allgemeinen Annahmen streiten. Eine der hauptsächlichsten ist, daß das Delta Aegyptens seit der historischen Zeit ziemlich bedeutend ins Meer vorgerückt sey; diesem widerspricht aber die Lage alter Städte, welche, wenn dem so wäre, jetzt weit landeinwärts liegen müßten. Die Angabe Homers, daß die Insel Pharos von „Aigyptos" eine Tagfahrt entfernt sey, erklärt Hr. Wilkinson dahin, daß unter Aigyptos nicht das Land der Aegypter, sondern der Nil verstanden gewesen sey. Eine zweite, noch verbreitetere, und scheinbar auch begründetere Meinung ist, daß die Ueberschwemmung jetzt nicht mehr so weit sich verbreite, als früher. Dieß mag wahr seyn, so weit die schlechtere Unterhaltung der Canäle daran Schuld ist (wodurch aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Isolirung der Oase von Fayum herbeigeführt wurde), aber in anderer Beziehung ist es nicht wahr. „Es ist augenscheinlich, sagt Hr. Wilkinson, daß wenn das Bette des Flusses, so wie die anstoßenden Ufer, um zehn Fuß sich heben, das Wasser natürlicher Weise in horizontaler Richtung viel weiter über den Abhang gegen die Küste hin fließen muß, über welche der Alluvialniederschlag sich ausdreitet. Daß der Fluß und das Land merklich sich erhöhen, zeigt sich an den alten Denkmälern, die bei ihrer Errichtung über dem Niveau des Nilschlammes und der Ueberschwemmung standen. Dieß ersieht man namentlich aus der Lage zweier Kolosse auf der Ebene von Theben, deren Piedestale nicht auf dem Alluvialboden, sondern auf dem Sande der Wüste stehen, und jetzt 6′ 10″ bis 7′ unter dem angebauten Erdreiche begraben liegen; noch mehr zeigt sich dieß an einer Gruppe von Statuen in einiger Entfernung hinter diesen Kolossen, die gleichfalls jetzt bis um die Mitte im Alluvialboden begraben liegen. Die Entfernung der Kolosse von den Statuen beträgt 300 Fuß, die erstern sind 7′, die letztern 5′ 3″ tief vergraben, was 1′ 9″ oder durchschnittlich etwa 20″ auf 300 Schritte für den allmählichen Abhang des Bodens gibt, über den der Nilschlamm sich ausdreitet. Aus diesen und andern Beobachtungen kann man den Schluß ziehen, daß der Boden in 1700 Jahren sich durch den Nilschlamm bei Elephantine am ersten Katarakt um 9 Fuß, bei Theben um etwa 7, bei Heliopolis um 5′ 10″ u. s. w. gehoben hat, daß also diese Erhebung gegen die See zu wegen der größern Ausbreitung des Delta's immer schneller abnimmt. Die Höhe der Ufer und die Senkung des Landes im Innern sind bezeichnet durch die Dämme, welche in Einem Niveau mit dem Ufer beginnen, in horizontaler Richtung sich weiter erstrecken, und oft nahe am Rande der Wüste 12 bis 15 Fuß sich über das Land erheben." Auch die gewöhnliche Ansicht über den Einbruch des Sandes scheint ausnehmend übertrieben. Der Sand macht Eingriffe ins Land von der Westseite her, da wo Thäler gegen die Wüste sich öffnen; dieß ist aber ein sehr geringer Theil gegen die Gesammtoberfläche des Landes, und aus einem Vergleich der Ausdehnung des Alluvialniederschlags und der theilweisen Einbrüche des Sandes ergibt sich, daß die wohlthätigen Wirkungen des erstern den Schaden des letztern weit überwiegen, und daß jetzt mehr Land andaufähig ist, als je früher.

Die Durchschnitte quer durch die Wüste nach dem rothen Meer zeigen das allmähliche Aufsteigen aus dem Nilthal gegen Osten, bis man die Höhe einer ziemlich weiten Bergebene erreicht, von der alle Thäler und Gewässer sich östlich gegen das rothe Meer, und westlich gegen den Nil wenden. Da wo die Urkette mit den secundären Gebirgen zusammenstößt, ist der Abfall gegen die See gewöhnlich kürzer und rascher, aber der allgemeine Charakter ist derselbe. Auf der libyschen Seite ist ein ähnliches Aufsteigen bis zur Höhe der Kalksteinkette, welche das ausgedehnte Tafelland dieses Theils von Afrika bildet. Die Oasen sind nichts als Senkungen in dieser Bergebene und zwar von ungleicher Tiefe. Die kleine Oase liegt viel höher als die große, woraus man schließen kann, daß die Quellen der erstern aus einem viel südlicher liegenden Theile des Nils kommen, wo das Niveau des Flusses höher ist. Das Wasser des Nils dringt zur großen Oase durch, vermittelst eines Thonlagers, das seine Grundlage bildet. Der einzige Unterschied

Digitized by Google

in den Quellen der großen und kleinen Oase ist, daß die letztern eine weit ausgedehntere Thonschichte durchlaufen müssen, ehe sie die höher gelegene kleine Oase erreichen.

Bruchstücke über Cuba.

(Fortsetzung.)

Auf den größern Estancias beschäftigt man sich ausschließlich mit Pferde- und Rindviehzucht; der kleine Hatero, dem es an Mitteln gebricht, legt sich, zumal in der Nähe eines Hafens, häufig auf die Zucht des Borstenviehs. Schafheerden sind sehr selten, denn das Land mit seiner Feuchtigkeit und üppigen Vegetation eignet sich nicht für diese Thiere; die im Sommer trockene und halbverdorrte Savane ist in der Regenzeit ein Landsee, und die Wälder bieten den Schafen keine Nahrung. Man hält diese auch nur zum Schlachten und füttert sie mühsam heran in den Pflanzungen der Fremden, so mager sie in der Regel auch bleiben; ihre Wolle ist werthlos und grob. In neuern Zeiten kam das sogenannte Bahamaschaf von New-Providence herüber, eine Spielart des englischen Schafes, allein nur an den Küsten Cuba's gibt es Ländereien, so kahl, trocken und salzreich, wie in jenem Archipel, und daher beschränkt sich die Verbreitung auf wenige Niederlassungen. Eigentlichen Fleiß widmen die Estancieros nur der Zucht der Pferde, nicht dem Rindvieh, das sich selbst überlassen ist und so fortpflanzt. Wirklich ist aber auch das einheimische Pferd der Aufmerksamkeit werth, denn wenn auch nicht schön nach den im nördlichen Europa geltenden Ansichten, so besitzt es doch einen stark ausgesprochenen Racencharakter und manche in dem Klima der Insel äußerst schätzbare Eigenschaften. Man sagt, daß es unter allen in den spanischen Niederlassungen vorkommenden Spielarten der andalusischen Race am treuesten geblieben sey. Die Größe ist nur eine mittlere; der Körper ist verhältnißmäßig zur Höhe der Stellung kurz zu nennen; die Hintertheile zeigen eine volle Abrundung; der starke, aber etwas kurze, Hals ist sehr gewölbt, der Kopf klein, die Stirne breit, die Augen liegen tief, sind beschattet durch hervortretende Stirnknochen, und blicken mit vielem Feuer umher; an den Füßen fällt anfangs die Stärke und eine gewisse Unzierlichkeit auf, indessen sind beide nicht Folgen einer Vernachlässigung, wie sie an dem Hufe sich zeigt, dem man flach zu werden und in die Breite zu wachsen erlaubt; Mähnen und Schwanz sind sehr stark und lang, und werden nie verstümmelt. Das ganze Thier hat ein rundes, kurzes Ansehen, allein man erkennt leicht seine Muskelkraft in jeder Bewegung und das innere Feuer aus der stolzen und schönen Haltung. Zwar gibt es Braune und Schimmel, doch ist die vorherrschende Farbe bald fahles Gelb, bald helles Rothgrau, mit dunkelschwarzen Mähnen und Schwanz. Man hält die so gefärbten Thiere für ächte Repräsentanten der Race und bezahlt sie besser als andere. Die Fremden in den Städten allein lassen ihre Pferde bisweilen beschlagen; auf dem Lande ist das Handwerk eines Hufschmieds unbekannt, doch hindert dieses nie die Zurücklegung langer Reisen auf scharfen Kalkfelsen oder durch die morastigen Ebenen des Südens. Der Gang aller ist der berühmte spanische Paß, eine schnelle, und dabei für den Reiter in diesem Klima die angenehmste und am wenigsten ermüdende Bewegung, die keineswegs immer eine eingelernte ist, wie Fremde zu glauben geneigt sind, sondern als natürliche schon an den Fohlen bemerkt werden kann. Manche Paßgänger überholen den schärfsten Traber, und würden diesen innerhalb einer Stunde ermüden; aber selbst die gewöhnlicheren Pferde des Landes legen die Legua (20 = 1°) in 25 bis 30 Minuten zurück, eine Schnelligkeit, die an sich zwar nicht groß ist, aber Bedeutung erhält, wenn man weiß, daß sie während einer Tagereise von 12 bis 15 Leguas auf den unwegsamsten Pfaden nachhält. Die Eingebornen reiten zur Abwechslung vom Paß einen Handgalopp und legen auf diese Weise in kurzer Zeit sehr große Entfernungen ohne Ermüdung zurück. Ihre Reitkunst im europäischen Sinne mag keine große seyn, aber um so merkwürdiger ist ihr Gleichgewicht. Der Sattel des Montero hat in den spanischen Colonien mit Ausnahme einiger Gegenden von Mexico nicht seines Gleichen. Vier einen Fuß dicke, wohlgepackte, an den Enden abgestutzte Rollen von Stroh, der Länge nach mit Faden geschnürt, bilden das Gestell. Ueber sie breitet sich eine gepolsterte Lederdecke, die hinten und vorn bunt verzierte Sattelbogen trägt; eine zweite Decke folgt, und ein breiter Gurt befestigt diesen unförmlichen Apparat, der stets ohne Steigbügel, nur mittelst Voltigirens vom Reiter erreicht wird. Mit weit gespreizten Beinen, aber dennoch sicher, galopirt dieser über Stock und Stein, und hat es mit der Erreichung des Zieles keine Eile, so setzt er sich wohl in die Quere, raucht bequemlich die papierne Cigarre, deren kunstgemäße Drehung zwischen den Vorderfingern nicht eben leicht zu lernen ist, oder greift nach der Guitarre mit Metallsaiten, um in einem reimlosen Gesange und nach einer Melodie, welche die Fesseln des Tactes nicht anerkennt, irgend eine aus den nächsten Umgebungen entsprungene Idee einzukleiden, und die Langweiligkeit des Weges zu vergessen. Auf den von Creolen zugerittenen Pferden hat ein solches Experiment nichts Gefährliches, denn die meisten sind an strengsten Gehorsam gewöhnt, obgleich Hengste, indem die allgemeine Sitte gebietet, daß Weiße nur solche reiten. Sie haben nur Einen Fehler, denjenigen der Kampflust und Unverträglichkeit, unter welchem der fremde Vorüberreitende eben so leicht leiden kann als sein Thier, ein sehr eigenthümlicher Zug vieler Hausthiere in Cuba. Die ächten spanischen Doggen, die sogenannten Bluthunde, dulden kaum Individuen einer andern Race auf demselben Gehöfte; häufig ziehen sie des Nachts aus, um die Wächter benachbarter Pflanzungen anzufallen, und in den gelieferten Gefechten bleiben nicht selten Todte auf dem Platze. Von den Katzen, die übrigens fast ohne Ausnahme einen dunkelgrauen Pelz besitzen, und auf dem Lande, bei ihrer Neigung nach den Wäldern zu entfliehen, schwer zu erhalten sind, sagt man dasselbe. Bisweilen bringt man Pferde von den Vereinigten Staaten nach der Insel, allein obgleich größer und zum Theil auch schöner als die einheimischen, kommen sie diesen weder an Ausdauer noch an Sicherheit des Ganges gleich. Die Preise der letztern sind je-

Digitized by Google

doch hoch, denn acht bis zehn Unzen (Dublonen 1 = 17 Pesos) kauft man nur ein Pferd von mittelmäßiger Güte. Für den Gebrauch der schwarzen Corregos hält man auf den Pflanzungen Stuten, die selten mehr werth sind als 20 bis 30 Pesos, oder wohl auch eine kleine, sehr struppige Art von Maulthieren.

Zum Transport von leichtern Dingen dienen Packpferde, man nimmt hiezu die unansehnlichsten Thiere, die, auf den Pflanzungen der Vorsorge eines Negers überwiesen, meistens ein schlimmes Loos haben, aber sorgfältiger gepflegt Beweise von außerordentlicher Kraft ablegen. Wo die Wege so grundlos verdorben sind, daß selbst die Ochsenkarren mit verdreifachter Bespannung stecken bleiben, arbeiten jene geduldigen Thiere sich mit Ladungen durch, die in zwei große Körbe (Serones) zu beiden Seiten vertheilt, zwischen zwei und drei Centner wiegen. Besondere Pflege erhält übrigens kein Pferd, Putzen ist ganz ungewöhnlich, doch wascht man werthvolle Thiere in der trockenen Zeit täglich wenigstens einmal. Die Aehren und die grüne Staude des Mais, Guineagras oder das minder nahrhafte Bermudagras sind das Futter der Reitpferde; die zum Lasttragen bestimmten müssen sich in den trockenen Monaten mit dem Unkraut begnügen, das an den Waldrändern emporwächst. In den Estancias bleiben die Pferde sich selbst überlassen, und nähren sich von dem Grase der Savanen; in der unfruchtbarsten Zeit nimmt man sie in die Potreros auf, wo sie eine geschonte Weide finden. Bleiben die Regen lange aus, so wird auch diese erschöpft, und die Estanceros füttern dann mit den Zweigen eines gewissen Baumes oder mit Maisähren, die jedoch oft einen sehr ansehnlichen Preis haben und nur angebundenen Pferden gegeben werden können, indem der Genuß von Wasser auf jene Körner — wir wissen nicht mit welchem Rechte — allgemein für äußerst gefährlich gehalten wird.

Pferdezucht gefällt den Creolen um so mehr, je weniger sie es lieben und für anständig halten, irgend einen längern Weg zu Fuße zurückzulegen. Der gewöhnlichste Handwerker, der Maurer oder Zimmermann, kommt reitend auf der Pflanzung an, wo ihm eine Arbeit übertragen worden ist, und es versteht sich von selbst, daß man während seines Aufenthaltes sein Pferd verpflegt. Die Estanceros verwenden viele Sorgfalt auf die Erhaltung guter Racen, und schätzen ausgezeichnete Thiere in so hohem Maße, daß sie sich weigern, dieselben zu verkaufen. Für das erprobte Reitpferd sorgt der Landmann mit vieler Zärtlichkeit, aber er straft seine Widerspänstigkeit mit großer Strenge mittelst des metallenen Halbringes (Cabezon) der über der Nase angebracht, hinten mit Riemen befestigt, inwendig scharf gezähnt ist und das fehlende Gebiß vollkommen ersetzt, indem es bei irgend heftigem Anziehen der Zügel die Haut sogleich blutig reißt. Die Fremden haben zuerst des gewöhnlichen Zaumes sich bedient, aber die Landleute geben ihrem alten Apparat den Vorzug, weil seine Anwendung dem unbändigen Pferde stets schmerzhaft bleibt. Die Heerden der Pferde streifen im Sommer frei auf den Savanen der Estancias herum, allein in der Regenzeit bringt man sie in die Umzäunungen, indem dann, zumal in der Nähe der Südküste, die Alligatoren die Ueberschwemmungen benutzen, um landeinwärts zu gehen und den Fohlen nachzustellen. Sie sollen sich nach dem Berichte der Landleute langsam zwischen die Heerden schleichen, jüngern Thieren durch einen plötzlichen Schlag mit dem breiten und sehr kräftigen Schwanze die Beine zerschlagen, um sich ihrer leicht zu bemächtigen, und überhaupt viel kühner und gefährlicher seyn, als man durch alte Vorurtheile verführt, von ihnen, dem sogenannten kleinen Kaiman Westindiens, annimmt.

(Schluß folgt.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Zweiter Artikel.

(Nach Seb. Xav. Botelho.)

Was wir bisher aus schriftlichen Berichten, und dem, was der neueste portugiesische Historiker Jozé Accursio das Neves zusammengetragen, über die ostafrikanischen Besitzungen der Portugiesen mitgetheilt, ist noch immer höchst unvollkommen, und wenig belehrend sowohl für die Geographie als für die Statistik, so daß der neueste Schriftsteller und Verfasser der statistischen Memoiren über jene Besitzungen, Sebastiao Xavier Botelho, welche im Jahre 1835, also später als das Werk von Accursio das Neves, herauskam, selbst gesteht, daß man gegenwärtig fast noch eben so weit in der Kenntniß dieses Theils von Afrika zurück sey, als zur Zeit, wo man es entdeckte und in Besitz nahm; denn alle ältern Schriftsteller und Berichterstatter hätten nur stets mit der größten Genauigkeit die heroischen Thaten der Portugiesen beschrieben, und sich darin gefallen, sie Schritt vor Schritt darin zu begleiten, ohne auch nur die geringste Aufmerksamkeit dem Lande zu schenken, worin diese Thaten verrichtet wurden, und auf die Art seyen die Portugiesen noch eben so fremd in ihrem eigenen Hause, wie in einem fremden, was sie noch nie betraten, ja was noch mehr ist, daß man noch nicht einmal eine gehörige exacte Karte der Häfen jenes Landes besitzt, geschweige denn über das Innere. Die einzige, welche existire, sey auf Befehl des Gouverneures Pedro de Saldanha durch einen ganz gewöhnlichen Steuermann aufgenommen, und diese wimmle von Fehlern, selbst in den Breiten habe sich derselbe geirrt. Die Route zur See von Pimentel, die in Hinsicht der pittoresken Beschreibungen der Küsten so vorzüglich sey, zeige aber die größten Irrthümer, wenn es sich um die wahre geographische Lage handle, und besonders in Hinsicht der Länderstriche des Innern. Nehme man die Werke des Joao de Barros, Diego de Couto und Faria de Sousa und andere vaterländischer Schriftsteller, wie Fernao Lopes de Castanheda in seiner Historie von Indien, Damiao de Goes, Don Jeronimo Osorio, den Pater Joao Lucena u. s. w. zur Hand, so finde man hierin nur Sagen aufgezeichnet, die durch nichts konstatirt würden, und von deren Unwahrheit sich ein Augenzeuge leicht überzeugen könne. Botelho zählt nur eine Menge Irrthümer auf, worin diese Schriftsteller verfallen sind, und schließt damit, daß Alles, was man in fremden Sprachen über das portugiesische Ostafrika geschrieben, nur das Nachbeten aller Irrungen der portugiesischen Schriftsteller sey, und nun weist derselbe alle die Irrthümer namentlich nach. Z. B. daß die Erstreckung von Quillimane nach Zumbo nicht 500, sondern wohl kaum 200 Legoas betrage; daß man die Bevölkerung der ganzen Capitania

Digitized by Google

von Mozambique zu 280,000 Bewohnern anschlage, worunter kaum 5000 Weiße, da außer den Negern, die in den Städten oder Flecken wohnten, schlechterdings ihre Anzahl nicht einmal muthmaßlich zu bestimmen wäre, weil viele Tausende zerstreut in den Sertoes ihren Aufenthalt hatten, wovon man gar nichts wüßte; daß man das Reich Mombaça seit dem Jahre 1631 verloren, da es doch bekannt ist, daß es seit dem Jahre 1729 wieder unter portugiesische Botmäßigkeit kam, nachher aber nach der Regierung des Königs D. Josè I durch Aufruhr verloren ging. Dieses war übrigens auch kein großes Reich, wie erwähnt wird, und führt heutzutage den Namen Melinde in Vereinigung mit Sofala und Anjoanes, allein es ist fast ganz entvölkert und ohne allen Commerz. Feuer, Quiloa bezahlte nie einen Tribut an die Portugiesen; es kam im Jahre 1529 unter portugiesische Herrschaft, und fiel durch Gewalt der Waffen, kurze Zeit vor dem Aufstand in Mombaça, an den Imam von Maseate. Es hat weder Handel, noch Erzeugnisse des Bodens zur Ausfuhr; die Bewohner sind wild und in kleiner Anzahl. — Die Villa Inhambane hat nie mit Perlen gehandelt, wie irrigerweise gesagt wird, denn es werden daselbst weder Perlen gefischt, noch hieher zum Markte gebracht. Bloß in den Gewässern von Sofala und bei den Inseln von Bassaruto gewinnt man dieselben. — Sofala liegt auch nicht an den Ufern des Rio Guama, wie angeführt wird, sondern an der Meeresküste, 60 Legoas von der Mündung des Guabo, welches einer der beiden Arme jenes Flusses ist. — Der Stadt Mozambique gibt man eine Bevölkerung von 16,000 Einwohnern, während sie jetzt, wo ihre Bevölkerung beträchtlich zugenommen, noch lange nicht die Hälfte so viel habe. Was von der Ausfuhr so vieler Handelsartikel aus Mozambique gesagt wird, unter denen Gummi, Harz, Pfeffer, Tigerfelle, Färbestoffe, Apothekerwaaren, Balsam und dergleichen angeführt werden, sagt Botelho, sey Alles falsch, nichts von dem komme dort im Handel vor, und die ganze Exportation beschränke sich auf Elfenbein, Wallroßzähne, etwas Amber und einiges Schildkrot. — Was nun gar die Namen der Orte, Flüsse, Inseln und dergleichen betreffe, so würden diese von den englischen und französischen Scheifstellern alle verhunzt, so habe man z. B. die Villa Tete am Rio Sena sogar nach dem Französischen in tête, Kopf, übersetzt. — Nach Zumbo verlege man reiche Goldgruben, da es doch ausgemacht, daß dort weder Gold gegraben, noch gewaschen werde, und dasjenige, was hier auf den Markt einmal des Jahres gebracht werde, aus Abutua, der Hauptstadt des Königreichs Kingamira, komme, wo die Hauptgoldminen sind; auch das Gold, was auf den Jahrmarkt von Manica komme, habe seinen Ursprung in dem Reiche von Menemetapa, und keineswegs in den portugiesischen Besitzungen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die neugeborne Giraffe. Dieses Thier, dessen wir in unserem gestrigen Blatte gedachten, ist nach den neuesten Blättern wieder gestorben, wie man vermuthet, weil es die Kuhmilch nicht vertragen konnte, mit der man es in Ermanglung der Muttermilch aufziehen wollte. Prof. Owen las in der zoologischen Gesellschaft am 25 Junius einige Bemerkungen über die Geburt dieses Thieres vor. Die Zeit der Trächtigkeit war, so viel man ermitteln konnte, 14 Monate und 18 Tage, oder 15 Mondsmonate. Das junge Thier war gleich nach der Geburt völlig regungslos und scheinbar todt oder strangulirt, denn Lippen und Nase waren mit Blut gefärbt, nach einigem leichten Reiben aber folgte Athem und Bewegung bald. Die Mutter war keineswegs geschwächt. Das Thier kam zur Welt, wie andere Wiederkäuer, mit offenen Augen, aber die Hufe waren unverhältnißmäßig groß, sehr weich und an den auseinanderstehenden Extremitäten weiß; das Fell war so deutlich gezeichnet, wie bei den Erwachsenen; an der Stelle der Hörner waren steife und lange schwarze Haare, und die Mähne war gut entwickelt. Es machte kräftige Anstrengungen zu stehen, richtete sich auf den Vorderknieen auf, und konnte sich zwei Stunden nach der Geburt auf ausgestreckten Füßen halten; nach zehn Stunden hatte es Kraft genug zu gehen. Die Länge des jungen Kameiopards von der Schnauze bis zum Anfange des Schweifes ist 6' 10", und wenn es steht, mißt es bis zur Schnauze 6' Höhe.

•

Zustand und Aussichten des Eisenhandels in England. Ein Hr. J. Johnson hat der polytechnischen Gesellschaft in Liverpool ein Memoire über diesen Gegenstand mitgetheilt, dem zufolge in Schottland gegenwärtig 50 Hochöfen in Thätigkeit, 5 außer Thätigkeit sind, 7 gebaut werden und 26 beabsichtigt sind. Im südlichen Wales sind 122 in und 7 außer Thätigkeit, 21 werden gebaut und 91 sind beabsichtigt. Im Jahre 1740 wurden im ganzen Königreiche 17,350 Tonnen Gußeisen erzeugt. Hr. Johnson hält es für wahrscheinlich, daß im Jahre 1842 Schottland allein über 560,000 Tonnen, und das südliche Wallis binnen fünf Jahren eine Million Tonnen erzeugen wird. (Athenäum vom 29 Junius.)

•

Die Aurora-Inseln. Zwei nordamerikanische Fahrzeuge, die Medina und Mary Jane, haben auf einer neuerlichen Fahrt in den südatlantischen Ocean die sechs Aurora-Inseln wieder entdeckt, welche halbwegs zwischen den Falkland-Inseln und Südgeorgien liegen. Sie wurden schon vor 80 Jahren von dem Schiffe San Miguel entdeckt, und 40 Jahre später sandte die spanische Regierung das Schiff Atrevida aus, um sie aufzusuchen und näher kennen zu lernen. Seit dieser Zeit haben sie viele, namentlich auch Weddel, der bekannte antarktische Seefahrer, vergebens gesucht, und man hat sie ziemlich allgemein aus den Karten wieder weggelassen. Hr. Burrows, dem die zwei nordamerikanischen Schiffe gehören und der die Reise selbst mitmachte, sagt, diese Inseln seyen sechs an der Zahl, etwa 500 Fuß hoch, und sie erstrecken sich von Norden nach Süden beinahe Meilen weit, ohne daß eine Durchfahrt für ein Schiff dazwischen wäre; 26 Meilen weiter gegen Süden liegen die sogenannten „zottigen Felsen" (shag-rocks). Die Inseln sollen unter 55° 22' S. B. und 44° 18' W. L. (v. Gr.) liegen.

•

Erforschung des weißen Nils. Lord Prudhoe, bekannt durch seine Reisen in Sennaar, meldet der geographischen Gesellschaft in London in einem Schreiben vom 25 Mai aus Alexandrien Folgendes: Die Flottille, welche der Pascha von Aegypten zu Khartum versammelt hatte, um den weißen Nil (Bahr el Abjad) zu erforschen, ist kürzlich von ihrer Versuchsfahrt den Strom aufwärts zurückgekehrt, sie war 55 Tage unterwegs, und hatte das Land der Schellukhs, ohne auf Widerstand zu stoßen, erreicht. Sie besteht aus sechs Booten, von denen jedes 50 Bewaffnete hat; sobald sie Lebensmittel auf ein Jahr eingenommen hat und das Wasser zu steigen beginnt, wird sie abfahren.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 196.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Julius 1839.

Reise in Schweden im Jahre 1838.

Neue Ansiedlungen in Lappland.

Der Verfasser dieser Reise, die vor einigen Tagen in London erschien, ist H. Laing, der schon im letzten Jahre eine überaus interessante Beschreibung seines Aufenthaltes in Norwegen gegeben hatte. Er besuchte im Jahre 1838 Schweden von Norwegen aus, zuerst die mittleren Provinzen und Stockholm, reiste dann auf dem Dampfboot das baltische Meer hinauf bis Umea, besuchte von da die neuen Ansiedelungen im Innern auf der Gränze von Lappland, kehrte nach Stockholm zurück, und bereiste die südlichen Küsten des Landes. Er ist ein halb politischer, halb national-ökonomischer Schriftsteller, ein Mann von Kenntnissen und von Talent, der einige große Mängel als Reisender hat, z. B. seine Abneigung gegen die Alterthümer und alte Literatur des Landes, von der er nichts versteht, der aber über die jetzigen Zustände wohl gehört zu werden verdient. Wir übergehen seine Bemerkungen über die politische Lage des Landes, über Stockholm und die bereisteren und bekannteren Provinzen, um ihm auf seinem Ausflug in die neuen Ansiedelungen im Innern zu folgen, von denen er ein Bild gibt, das man in einem europäischen Staate kaum erwarten sollte.

Degeröfors, im Julius 1838.

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Umea (der Hauptstadt von Umea Lapmark) beschloß ich einen Ausflug ins Innere zu machen, so weit der Weg mich führen würde. Rings um die Stadt ist die Gegend flach, sandig und sehr unfruchtbar, und Roggen ist die einzige Frucht, welche gut zu gedeihen scheint. Alle Sommersaat und die Kartoffeln leiden durch Mangel an Regen, und da seit sieben Jahren die Ernten unzulänglich und in den letzten Jahren ganz schlecht waren, so herrscht allgemeine Besorgniß, und die Leute im Innern sind auf Holzbrod beschränkt. Die Ebene von Umea scheint aus der Entfernung sehr dicht bewohnt, da man überall kleine Hauschen darüber hin gebaut sieht; es fiel mir auf, daß aus keinem derselben sich weder Rauch noch Stimmen erhoben, und ich fand bei naherer Untersuchung, daß es Scheunen waren, und jedes Feld eine derselben hat, welche die ganze Ernte enthalten kann. Dieß war nöthig, ehe Karren eingeführt, und so lange die Wege nur im Winter Transporte erlaubten, aber die Gewohnheit hat das Bedürfniß überlebt. Die ganze Bevölkerung der Stadt und Umgegend besteht in 12 bis 13,000 Seelen. Der Weg führt bald in den Wald, der die ganze Gegend bedeckt, und da der Boden aus trockenem Sand und Kies besteht, so ist nichts nöthig gewesen, um eine Straße zu bilden, als sie durch den Wald zu hauen und die Bäume über die Sümpfe und Hohlwege zu legen, die man trifft. Das ganze Land ist so platt, daß man selten laufendes Wasser, aber viele Seen trifft. Der erste bewohnte Ort, den ich traf, ist Hissio, etwa 15 englische Meilen im Wald, bewohnt von 20 Familien und umgeben von etwa 300 Morgen dürrem Land, von dem der Wald abgerodet ist. Ich erhielt hier bei einer reinlichen Bauernhütte ein neues Pferd. Trotz der Armuth des Bodens war das Häuschen so wohl mit allem Nöthigen versehen, daß ich daraus schließe, daß Ackerbau nicht die einzige Erwerbsquelle der Bewohner ist.

Nach Hissio kommt man wieder in den Wald, und nichts kann einförmiger seyn, als der sandige Weg, auf dessen beiden Seiten man nichts sieht als Fichte hinter Fichte, so weit das Auge hindurchdringen kann und ohne Gesträuch dazwischen. Der Boden ist mit weißem Rennthiermoos bedeckt, das einen sonderbaren Anblick gibt, und weiten Flecken von braunem, niedrigem Heidekraut. Der gänzliche Mangel an Gras und der feine Teppich von Moos und Heidekraut ist nicht unangenehm, da der Contrast der Farben, weiß und braun, statt des gewohnten Grün etwas Eigenes hat. Ich kam bei zwei Ansiedlungen einzelner Colonisten vorbei, und erreichte dann den See Tafvelsio, der von vielen derselben umgeben ist. Wenn man in einem Luftballon wäre, so würden diese kleinen, ausgehauenen Stellen in der Mitte des dunkeln Mantels von Fichten, der das ganze Land einhüllt, kaum bemerklich seyn, sie sind nur Inseln in diesem Waldmeer. Ich erhielt an dem Ufer des Sees in einem einzeln stehenden Hause ein Pferd und ein Mädchen, um es zurückzubringen, und fuhr wieder etwa 10 Meilen durch den Wald, bis zu einer beträchtlichen Ansiedlung, welche Roda heißt, und an dem Ufer eines bedeutenden Flusses, der den Namen Wandal führt, liegt. Der Fluß fällt von Norden aus

Digitized by Google

in den Umea. Man sieht hier 20 bis 30 Häuser und bessern Boden als bisher. Von hier aus führte mich der Weg wieder durch den Wald, der nur hin und wieder die Spuren der Arbeit einzelner Colonisten am Ufer hin zeigt. Die Ausrodungen werden ganz auf dieselbe Art wie in Amerika betrieben; man haut die Bäume um und verbrennt sie, und säet Getreide in in der Mitte der Stumpen. Diese werden nach und nach ausgehauen und Kartoffeln gepflanzt, im Verhältniß, als die Ausrodung um sich greift. Das Blockhaus wird dann von Jahr zu Jahr erweitert. Kühe und Ziegen leben im Sommer im Wald und im Winter von Birkenblattern und Sumpfgras, die man im Herbst einsammelt. Die Fische in den Flüssen und Seen bilden einen großen Theil der Nahrung, und Holzbrod war bei den schlechten Jahrgängen der letzten Zeit das einzige, welches die Colonisten aßen. Der ganze Zustand dieser fast unbekannten Bevölkerung ist sehr interessant. Sie ist in Lappland zahlreicher als die Lappländer selbst, denn sie ist auf 10,000 Seelen geschätzt und diese nur auf 4000. Ich erreichte Degersford nach einer Fahrt von etwa 20 Meilen von dem letzten Posthause, es liegt auch am Wandal und enthält eine Kirche und einen Geistlichen, dessen Sprengel aus den alten und neuen Ansiedlungen in einem weiten Kreise herum besteht. Hier ist ein Raum von einer Meile Länge und einer halben Meile Breite vom Fluß an den Wald hin umgebrochen und bepflanzt. Ich werde einige Zeit hier bleiben.

Es ist sonderbar, daß die Kühe dieses kalten Landes eine feinhäutige, feinhaarige, zierliche Race sind, und ein weit schönerer Schlag, als die ich auf dem Weg nach Stockholm sah. Ihre Farbe ist im Allgemeinen milchweiß oder gelb und weiß, ich habe nicht Eine Schwarze getroffen. Sie scheinen viele Milch zu geben, und diese ist wenigstens gegenwärtig sehr fett, Ich lebe davon und von Fischen, und wohne so gut in einem Bauernhaus, als sich nur erwarten läßt; Alles ist überaus reinlich gehalten. In ganz Lappland ist die Gewohnheit, daß ein Reisender zu dem Pfarrer geht, wo er gewiß ist, herzlich empfangen zu werden; und wenn ich nur hier durchgereist wäre, so wäre ich auf eine Nacht in die Pfarre gegangen, da ich aber einige Zeit hier bleibe, um diese Colonien in der Wildniß zu studiren, so habe ich vorgezogen, mich bei einem der Ansiedler selbst einzurichten.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke über Cuba.

(Schluß.)

Die Race des Rindviehs ist weder groß noch schön, allein sehr kräftig. Man wendet weniger Fleiß auf die Verbesserung als auf die Vermehrung der Heerden. Der Verbrauch an Zugochsen ist im ganzen Lande sehr bedeutend, denn nur in den dicht angebauten Gegenden um die Städte hat man begonnen, der Pferde oder Maulthiere zum Ziehen leichter aus den Vereinigten Staaten gebrachter Wagen sich zu bedienen. Ochsen verrichten alle schweren Arbeiten der Zuckerpflanzungen, und überhaupt des Landbaues; sie schleifen die unverbrannten Baumstämme einer neu angelegten Pflanzung von den Feldern und ziehen durch den ziegelrothen Schlamm der Heerstraßen die plumpen, mit manchen tausend Pfund an Kaffee oder Zucker beladenen Karren nach der Hafenstadt. Manche Besitzer kleiner Güter spielen in den am besten cultivirten Districten die Rolle der Frachtfuhrleute zu ihrem großen Vortheile, ungeachtet der Langsamkeit ihrer Reisen und der Schlechtigkeit ihres Geschirres, denn der Kaffeepflanzer kann nur dann erst an die Anschaffung eines Gespannes denken, wenn seine Niederlassung so weit gediehen ist, daß sie neben dem Hauptgegenstande der Cultur hinreichendes Futter hervorbringt. Die Ochsen ziehen mittelst eines Stirnjoches und tragen in der durchbohrten Nasenscheidewand einen Ring, um bei dem Ausspannen leicht angebunden zu werden. Die Leitung durch ein besonders eingelerntes Thier (el capitan), die Sitte, jedem Einzelnen einen Namen beizulegen, der wohl verstanden wird, der Gebrauch von zwölf Fuß langen Stangen mit Eisenspitzen zum Antreiben der Säumigen, und selbst die rohe Bauart der Karren erinnern an das mittägige Europa. Die Estanceros ziehen aus ihren Ochsenheerden durch Bereitung von gedörrtem Fleische einen nicht undedeutenden Nutzen, indem man mit diesem die Sklaven speist. Indessen reicht dieses Product der einheimischen Viehzucht keineswegs für den Verbrauch hin; Schiffe unter fremden Flaggen bringen aus dem südlichen Brasilien und Buenos-Ayres große Mengen von getrocknetem Fleisch nach der Havana, wo diese Ladungen in Verbindung mit den gesalzenen Fischen aus Nordamerika bisweilen die Landungsplätze mit einem nichts weniger als einladenden Geruch erfüllen. Im Ganzen wird aber die Bereitung dieser Waare in Cuba nicht so verstanden, wie in den Pampas, und hat bei der großen Feuchtigkeit des Klima's allerdings auch bedeutendere Schwierigkeiten. Ehedem achtete man nur die Häute als Ergebnisse der Viehzucht, und ließ das Fleisch verderben; die Zunahme der Pflanzungen, seit es den Fremden gestattet worden, sich anzusiedeln, hat hierin, wie in den meisten andern Verhältnissen, eine große Veränderung hervorgebracht. Die Industrie ist jedoch noch nicht so weit gestiegen, daß man sich auf den Estancias auch der Milchwirthschaft befleißigte. Ueberhaupt gleichen sich die spanischen Colonisten überall in ihrer Gleichgültigkeit gegen diesen einträglichen Zweig der Landwirthschaft, und selbst in der Abneigung gegen Genuß der Milch und frischer Butter. Irland und Nordamerika treiben mit der letzteren einen beträchtlichen Handel nach dem tropischen Amerika, wo der Eingedorne so verwöhnt ist, daß er den scharfen an das Ranzige gränzenden Geschmack der Faßbutter vorzieht, und für nothwendige Eigenschaft hält. Die Creolen Cuba's mögen nicht so Unrecht haben, wenn sie behaupten, daß die einheimischen Kühe wenig Milch lieferten, jedoch ist dieses nicht Wirkung des Klima's, sondern des schlechten und in der trockenen Zeit unzureichenden Futters, so wie der geringen Beschaffenheit der Race, die erst in den letzten Jahrzehnten von Nordamerika aus durch fremde Colonisten veredelt worden ist. Der Handel mit Heerden liegt in den Händen von Großhändlern, die in

Digitized by Google

Begleitung zahlreicher Packpferde die Insel von einem Ende zum andern durchziehen, und in den abgelegeneren Gegenden einen großen Theil der Zahlung in mitgebrachten fremden Waaren leisten. Wenn die Heerde auf mehrere hundert Stück angewachsen ist, so tritt man den langen Weg nach Havana und den stark bevölkerten Gegenden an, reist aber nur in den kühlen Stunden oder mondhellen Nächten, um Erschöpfung der Thiere zu vermeiden. Wo sich Potrero's an der Straße befinden, bleibt der Zug des Nachts liegen, denn am Wege ist Gras überall selten. Für jedes Stück wird auf die Nacht ein halber Real an den Eigener der Weide entrichtet; dieser Aufwand erreicht ziemlich große Bedeutung, wenn die Heerde von St. Jago de Cuba, oder von Puerto Principe, wie oft geschieht, bis in das westliche Ende der Insel getrieben wird, und verursacht in Verbindung mit den in den Wildnissen unvermeidlichen Verlusten die auffallende Theuerung des frischen Fleisches in den Hafenstädten. Einem solchen Zuge zu begegnen, hat für den einzelnen Fremden wenig Angenehmes, denn die ihn begleitenden Treiber, meistens Farbige, gelten für die rohesten aller Eingebornen. Die Elemente des altspanischen Volkscharakters düstere Bigoterie mit großem Stolz verbunden, herrschen in ihrem Wesen noch immer vor, und veranlassen sie, die Ausländer mit um so größerer Abneigung zu betrachten, je weniger sie Gelegenheit haben, in ihren abgelegenen Wohnorten des Innern jene genauer kennen zu lernen. Indessen ist der Anblick dieser Karawanen von Interesse. Die hin und her galoppirenden Treiber in bunter Kleidung, mit abenteuerlich großen Basthüten und langen Lanzen, entwickeln viele Gewandtheit im Reiten und bedienen sich des Lasso's so geschickt wie die Gauchos der Pampas; ihr Aufzug, ihre Beschäftigung und selbst ihre Sprache tragen den Stempel einer Nationalität, die man an den Eingebornen der Städte und der kaffeebauenden Districte wo europäische Kleidung und Lebensweise immermehr Eingang findet, bereits zu vermissen beginnt.

Im Allgemeinen ist gegenwärtig die Viehzucht in Cuba nicht mehr so einträglich als in frühern Zeiten. Mit der vermehrten Production von Colonialwaaren hat der Handel einen außerordentlichen Umfang erreicht, aber Luxus hat in gleichem Maße zugenommen. Das Leben ist selbst auf dem Lande theurer als sonst. Der Pflanzer mag dieses ruhig ansehen, da sein Gewinn sich jährlich steigert, aber nicht so der Estancero, der alle alten Nachtheile seines Geschäfts zu bekämpfen hat, der im Innern wohnt, und welchem die Verbesserungen und das Emporblühen großer Küstendistricte keine neuen Vortheile, nicht einmal gute Landstraßen gebracht haben. Freilich ist die Arbeit einer Estancia nicht mit derjenigen einer Pflanzung zu vergleichen, und verlangt im Verhältnisse ein unbedeutendes Capital, allein es ist wahrscheinlich, daß in der Nähe größerer Städte gelegene Viehhöfe, wenn irgend der Boden sich dazu eignet, nach und nach mit Kaffee bepflanzt werden dürften, eine Cultur, die unter den Eingebornen, so neu sie im Ganzen auch ist, ungemeinen Beifall gefunden hat. In den Savanengegenden müssen jedoch immer die Hatos fortbestehen, denn sie eignen sich zu keinem Anbau, um so besser aber zu Weiden. Solche kleine Besitzungen werden um so zahlreicher, und die wüsten Grasebenen müssen um so bevölkerter werden, je mehr die Eigener der Estancias, die bisweilen einen Umfang von zwei Tagereisen haben, das Land in kleinen Stücken an ihre Hirten zu verkaufen fortfahren. Im Augenblick ist freilich der arme Hatero, der höchstens die Zucht des Borstenviehes betreibt, unter seinen Landsleuten am übelsten daran; allein unter einer guten Regierung und bei der unfehlbaren Ausbreitung der Agricultur über alle geeigneten Gegenden der Insel kann es nicht fehlen, daß gradweise auch die Viehzucht große Vortheile gewährt, zumal wenn man sie auf andere Weise betreibt, als zeither. Ihre Vergrößerung wird wahrscheinlich auch mit doppelt rascher Zunahme der weißen Bevölkerung verbunden seyn, und könnte also der reichsten der westindischen Inseln eine neue Sicherheit gegen das Schicksal geben, das früher oder später alle andern treffen muß, wo die ausschließliche Cultur des Kaffee's und Zuckers unverhältnißmäßige Zahlen von Negern auf engem Raume zu versammeln veranlaßt hat.

Merkwürdiges Ausströmen von Gas.

Das Athenäum vom 29 Junius theilt das Schreiben eines Hrn. Byrne mit, welches über eine merkwürdige Erscheinung dieser Art Nachstehendes mittheilt. Im Thale von Comdare (Glamorganshire) ist ein Wasserfall, der kürzlich in Folge eines bisher unbemerkten und wahrscheinlich ganz neuen Phänomens ein besonderes Interesse erhalten hat. Es strömt nämlich aus dem Bette des Flusses von selbst ein Gas aus, das, einmal entzündet, fortbrennt mit einer gelblichen Flamme, die mit lebhaften weißen, orangefarbenen, purpurnen und blauen Streifen untermischt ist. Es sind mehr als zwölf Oeffnungen, durch die das Gas unter dem Wasser ausströmt, so daß es steigt und Blasen wirft; andere an dem trocknen Ufer, welche sich täglich vergrößern. Eine der Oeffnungen ist bedeutend größer als die übrigen, und die Flamme, die aus derselben hervorbricht, ist etwa 2 Fuß lang und 1½ Fuß breit. Der Boden besteht hauptsächlich aus Thonschiefer, der heiß genug ist, daß man die Hand daran verbrennen kann; Fische, die im Flusse gefangen wurden, hat man darauf gekocht. Die Bauern der Umgegend haben das Wasser schon längere Zeit Blasen werfen sehen, aber erst seit den letzten zwei Monaten ist ein Minenarbeiter aus Staffordshire durch das Geräusch und die Höhe der Blasen, und dann durch die Anwendung des Feuers besonders aufmerksam gemacht worden. Bei Nacht ist der Anblick unbeschreiblich. Nicht weniger als zwölf große hellleuchtende Flammen brechen aus dem Bette des Flusses und unter dem Felsen hervor, über den der Wasserfall herabstürzt; der reiche Schimmer des mannichfachen Lichtes, das auf die Bäume und andere Gegenstände in der Nähe geworfen wird, das Geräusch des Wasserfalles und der Reflex des Ganzen im Wasser bieten einen höchst imposanten Anblick dar.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Eben so unrichtig sey es zu behaupten, daß Mozambique der Sitz eines Bischofes sey, da es nur eine einfache Pfarrkirche ist, mit einem

Administratore, der kirchliche Jurisdiction hat. — Daß auf den Inseln Querimba's großer Handel mit Elfenbein und Ebenholz getrieben würde, sey eben so falsch; nur an den Flüssen von Sena wachse das letztere. Dem Geographen d'Anville läßt Botelho noch die meiste Gerechtigkeit widerfahren, seine Karte jener Gegenden Ostafrika's erklärt er noch für die richtigste, mit Ausnahme des innern Landes, welches, weil es in den Händen der Portugiesen, die weniger als andere Nationen sich befleißen ihr eigenes Land zu kennen, noch eine terra incognita sey. — Für genau in dieser Karte angegeben hält er den Gebirgszug, welcher diesen Theil Afrika's von Norden nach Süden durchzieht. Für exact den See von Maravi, der mehr als 500 (engl.) Meilen Länge und Breite hat; für genau die Angaben des Rio Barbela im Reiche Congo und des Rio Zambeze in Mocaranga nebst seinen Wasserfällen. — Botelho sagt, daß er außer seinem Selbstbeschauen alle Archive zu Rathe gezogen, um zur bessern Kenntniß des Landes zu kommen, allein in Allem, was statistische und geographische Notizen betreffe, habe er stets die größte Sterilität vorgefunden. — Nur mit eigenen Augen habe er sich überzeugen können, daß die orientalische Küste Afrika's im Ganzen genommen ein reiches Land sey von dem Cap dos Correntes an bis zu den Querimbae-Inseln. Nach dem Inneen sey dieses Terrain, was den Portugiesen gehöre, an einigen Stellen nur schmal, an andern verbreite es sich aber tief ins Innere; es sey etwas sehr Leichtes, allenthalben dieses Terrain zu erweitern, wenn man wolle, man brauche nur mit bewaffneter Hand einzurücken, und die Kaffern würden sich zurückziehen; es sey nichts Leichteres, als in diesem Land Eroberungen zu machen, allein um so schwerer dieselben zu behaupten; wozu übrigens ein entvölkertes Land erobern? — Ueberdem ließen sich die Kaffern auch nicht durch das Schwert regieren, sondern nur durch Sanftmuth und gute Behandlung. — Wenn wir auch durch schlechte Politik und Ignoranz der Gouverneure und der Minister, so wie aus Privatinteresse dieser Menschen einen großen Theil unserer ostindischen Besitzungen verloren (fährt Botelho fort), so bleibt uns dennoch ein ostafrikanisches Besitzthum von mehr denn 4000 Quadratmeilen, was die größten Naturreichthümer in sich schließt, ein Besitzthum, was aber nur durch moralische und nicht physische Kraft erhalten werden kann, denn noch jetzt können uns die Kaffern die gewaltsame Eroberung des Landes nicht verzeihen. — Schwer ist es aber ein Land zu beherrschen, dessen civilisirte Bewohner meistens nur aus dem Vaterlande dorthin versetzte Verbrecher sind, dann aus Sklaven bestehen, welche diesen unterthan sind, und zum dritten aus rohen Volksstämmen, die keine Oberherrschaft anerkennen, zum wenigsten nicht gehorchen, wenn ihnen befohlen wird. Dieses war denn auch ein Hauptgrund, weßhalb im Jahre 1821, nachdem im Jahre 1820 die Freiheit in Portugal gepredigt wurde, daß alle diese Menschen glaubten, Freiheit bestehe in Zügellosigkeit der Leidenschaften und der ungestraften Ausübung aller Verbrechen; und somit brach denn auch dort eine allgemein überhandnehmende Anarchie aus, aller Respect gegen die Behörden hatte ein Ende; alle Verträge mit den Kronen und Häuptlingen des Landes wurden gebrochen und aufgehoben, diese dichten, andere lehnten sich ohne weiteres auf und begingen Feindseligkeiten. Die untergeordneten Gouvernements trachteten sich unabhängig von dem Generalcapitän zu machen. Sena riß sich auch wirklich von Mozambique los, bildete ein eigenes Gouvernement, und versuchte Alles, um sich an Brasilien anzuschließen. In Quillimane öffnete man die Häfen allen Schiffen zum freien Handel trotz den bestehenden Gesetzen. Die Einkünfte wurden ganz nach der Willkür einzelner Menschen, die sich des Ruders bemächtigt, verwaltet, und große Summen flossen in ihre eigenen Taschen. Die Bai von Lourenço Marques wurde zum Freihafen für französische Schiffe gemacht, und in diesem Zustande der Wirren brachte Radama, König der Sacalaven, der Herr von beinahe ganz Madagascar, mit einem Einfall in Mozambique; der Imam von Mascate, ein mächtiger König mit Land- und Seemacht, drohte von der andern Seite (Freund und Alliirter der Engländer). Die Sklaven wollten nichts mehr von ihren Herren wissen, die Soldaten hatten keine Subordination mehr. Dieses waren die Folgen des Freiheitschwindels des Jahres 1820, in welchem man so weit ging, auch die Colonien emancipiren zu wollen, und sie dadurch in Gefahr brachte, mit Einemmale für Portugal verloren zu gehen. Der erste und unersetzliche Verlust für Portugal war auch sogleich das in der Civilisation weiter vorgeschrittene Brasilien. Was noch die Integrität von Mozambique in jener Zeit erhielt, war, daß Quillimane sich nicht an Sena anschloß, und folglich noch eine gewagte Einigung mit Mozambique bestand, die manchen Angriffen trotzen konnte. Erst im Jahre 1829 vereinigte sich auch wieder Sena mit Mozambique, allein nun wollte man sich an dieser Provinz rächen; die alte Tyrannei der Gouverneure kam wieder zum Vorschein, das System der Verfolgung gewann die Oberherrschaft und viele wohlhabende Colonisten mußten flüchtig werden. Dieses bewirkte denn auch, daß die Kaffern aufständig wurden und viele Verheerungen anrichteten. — Auf ähnliche Art verfiel man von jeher in die größten Irrthümer, die zum Theil durch den Zeitgeist hervorgebracht, meistens aber in der Aufgeblasenheit, in der Ignoranz und den Capricen der Gouverneure ihren Grund hatten. Schon der einzige Punkt, diese Besitzungen nur mit Missethätern zu bevölkern, zu colonisiren, ist schon allein hinreichend, daß aus denselben nie etwas Ordentliches werden kann, da sich diese Menschen nie ein ruhiges arbeitsames Leben und bleibende Besitzungen schaffen u. s. w. —

Im Auszug und mit eingeflochtenen eigenen Bemerkungen haben wir hier wiedergegeben, was Botelho, der, wie schon gesagt, fünf Jahre lang Generalcapitän der Besitzungen in Ostafrika war, im Allgemeinen in der Einleitung seines Werkes erwähnt, und gehen von da an nun zu den einzelnen Capiteln über, indem wir das Interessanteste für Geographie und Statistik herausheben, so wie Manches, was nicht allgemein bekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ungeheurer Papierbogen. In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London am 15 Junius wurde ein Papierbogen vorgelegt, welcher 60 Fuß lang und 25 Fuß breit war; er ist zu Kamaon in Indien gefertigt worden. Ein Hr. Traill theilt nähere Angaben über das Verfahren bei der Bereitung des Papieres mit, das auch die besondere in Indien sehr nützliche Eigenschaft hat, nicht von Insecten angegriffen zu werden.

Tod auf Dampfbooten in England. Aus einem Bericht ans Parlament geht hervor, daß in den letzten zehn Jahren 92 Unfälle auf Dampfbooten stattfanden, welche 654 Personen das Leben kosteten; in den zwei letzten Jahren fanden 22 Explosionen statt, wobei 157 Personen das Leben einbüßten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 197.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Julius 1839.

Literatur in Bombay.

(Aus einem Briefe aus Calcutta den 10 März 1839.)

Sie klagen über die Schwierigkeit, welche man in Europa finde, zu erfahren, was in Bombay erscheint und sich die Bücher kommen zu lassen. Der Fall ist hier fast derselbe: seitdem die asiatische Gesellschaft in Bombay den großen Fehler begangen hat, sich der Londoner anzuschließen, hört man auch hier wenig mehr von ihr, und man sollte eigentlich in London am besten wissen, was sie thut; wahrscheinlich nicht sehr viel, denn eine Gesellschaft, welche ihre Selbstständigkeit aufgibt und ihre Arbeiten der Sammlung einer andern einverleibt, stirbt nothwendig ab. Es ist Schade für sie, denn die drei Bände von Memoiren, welche sie ehedem herausgegeben hat, sind ein ehrenvolles Denkmal ihrer Thätigkeit. Sie wissen ohne Zweifel, daß sich in Bombay seit einigen Jahren eine geographische Gesellschaft nach dem Muster der Londoner gebildet, und daß sie zwei Bände sehr guter Verhandlungen herausgegeben hat; da Sie diese aber ohne Zweifel erhalten haben, so will ich nicht länger davon reden. Die Parsen in Bombay haben den Zendtext des Vendidad in einem lithographirten Folianten herausgegeben, die Kosten sind von einem reichen Kaufmann bezahlt worden, und das Buch ist auch in Indien nicht in den Buchhandel gekommen, sondern für das Bedürfniß der Secte verwendet worden. Die Parsen sind die einzigen Eingebornen, welche sich bis jetzt der Lithographie bedienen, denn obgleich die Bengalesen anfangen viel zu drucken, so kenne ich doch kein Beispiel, daß ein Eingeborner ein lithographirtes Werk herausgegeben hätte; aber die Parsen haben seit zehn Jahren wenigstens ein Duzend Werke über ihre Religionssachen, besonders über ihren Kalenderstreit lithographirt.

Ein Capitän Harris von der Bombay-Artillerie hat eine Reise in die Kaffrerei drucken lassen, worin er seine Abenteuer lebendig genug beschreibt; der Mann ist ein großer Nimrod und Jäger vor dem Herrn, und hat in sechs Monaten 14,000 Kugeln verschossen, wovon er in seinem Buch weitläufigen Bericht gibt. Er hat seitdem der Londoner geographischen Gesellschaft angeboten, auf ihre Kosten eine neue Reise in Südafrika zu machen, um den berühmten inländischen See in Monomotapa, von dem die Portugiesen so viel reden, zu entdecken; aber er ist nicht der Mann zu einer wissenschaftlichen Reise, man müßte ihm wenigstens einen Naturforscher mitgeben. Dieß erinnert mich an einen andern Hauptmann der Armee von Bombay (jetzt Major) Jervis, der unter dem Titel, Indian Metrology, in Bombay ein Buch herausgegeben hat, das wohl der Mühe werth wäre, in Europa bekannt zu werden, aber schwerlich diese Ehre haben wird, indem es nur zu 175 Exemplaren abgezogen wurde, und selbst von diesen der größte Theil durch einen Zufall zu Grunde ging. Der Verfasser handelt von den verschiedenen Zeit-, Raum- und Längenmaßen und den Gewichten, welche in Indien gebräuchlich sind und waren, und läßt sich bei dieser Gelegenheit in lange und detaillirte Abhandlungen über Chronologie und Astronomie, oder vielmehr Geschichte der Astronomie ein. Sein System als solches wird zwar in Europa gegenwärtig wenig Beifall finden, als etwa bei Juden und in Oxford, denn der Major leitet Alles von den Patriarchen ab, und Niemand hat das Verjüngerungssystem der indischen Alterthümer so weit getrieben als er. Allein was auch seine Hirngespinnste über die ursprüngliche und geoffenbarte Elle (welche er in der Hälfte der Länge des Pendels in der Breite von Jerusalem findet) seyn mögen, so enthält doch das Werk eine sehr große Masse positiver Data über Maaße und Gewichte, welche man sonst nirgends findet, und die er aus den Papieren des trigonometrischen Bureau's gezogen hat, so wie eine Menge von Tabellen zu chronologischen Berechnungen, welche dem Historiker von Werth seyn müssen. Das Werk ist offenbar mit völliger Ueberzeugung geschrieben, und setzt eine vieljährige Arbeit und ungewöhnlich günstige Gelegenheiten zur Erläuterung einer Menge von Localnamen und Gewohnheiten voraus, und es ist Schade, daß seine überaus große Seltenheit es wahrscheinlich der Untersuchung europäischer Gelehrten entziehen wird, welche im Stande wären, das Korn, das darin ist, von der Spreu zu sichten, denn ich bin überzeugt, daß der Gewinn für die Wissenschaft nicht unbedeutend wäre. Dieß ist Alles, was mir von neuerer Literatur in Bombay bekannt ist. Ihre Klagen über die schlechte Einrichtung des Buchhandels von In-

Digitized by Google

dien nach Europa beantworte ich mit gleichen über die noch viel schlechtern des von Europa nach Indien. Wir müssen alle europäischen Tücher, je eine Rupie per Schilling, also um das Doppelte bezahlen, und doch müssen wir Jahre lang auf Werke warten, deren wir nothwendig bedürfen; viele, besonders die auf dem Continent erschienenen, kommen trotz aller Verschreibungen gar nie an, und gelehrte Zeitungen in solcher Unvollständigkeit, daß man sich keinen Begriff davon machen kann, was in Europa erscheint, und welche Fortschritte die Wissenschaft macht, und jetzt, da Prinsep weg ist, der allein eine ausgebreitete literarische Correspondenz mit dem Continent unterhielt, werden wir darüber in völlige Unwissenheit versinken. Es ist hier offenbar eine Lücke auszufüllen, aber wie und von wem weiß ich nicht. Es geht uns nicht viel besser mit unsern Communicationen mit andern europäischen Niederlassungen im Orient selbst, und wir hören bisweilen aus London, daß in Singapur, Canton oder Batavia etwas erschienen ist, das uns hier erwünscht und wichtig wäre.

Reise in Schweden im Jahre 1838.

Neue Ansiedlungen in Lappland.

(Fortsetzung.)

Die Bewohner dieser isolirten Culturstellen im Innern können selten mehr Getreide bauen, als für ihre Familie mit Hülfe von Fischen, Schneehühner und Holzmehl nothwendig ist. Um ihre Steuern zu bezahlen und sich etwas Geld zu ihren übrigen Bedürfnissen zu verschaffen, haben sie einige Nebenzweige von Industrie, deren einer die Bereitung von Salpeter ist, welcher von der Regierung zu einem gewissen Preise angenommen wird, so daß der Bauer damit seine Steuer bezahlen kann, obgleich seine Arbeit dabei nur schlecht bezahlt ist. Dieß hat unter dem Vieh eine sonderbare Gewohnheit eingeführt. Die Kinder und Weiber sammeln den Urin des Viehs in Kübeln, und haben es dazu gebracht, daß es wartet, bis ein Kind mit dem Kübel erscheint. In keinem Lande, selbst nicht in Flandern, wird mehr auf Dünger gesehen als hier, und Alles, was dazu dienen kann, wird in kleinen Fassern auf das Feld geführt. Pottasche ist ein anderer Zweig von Manufactur, und wird aus den Aschen der Baumblätter bereitet, aber die Nadeln der Tannen und Fichten geben keines. Ein Faß guter Asche liefert 40 Pfund roher oder 35 Pfund gereinigter Pottasche, welche den Bauern etwa drei Shilling englisches Geld eintragen. Diese Industrie dehnt sich aus, und in dem Ort, wo ich bin, ist ein Ofen, wo jeder nach der Reihe seine Pottasche brennt. Ein dritter Artikel ist Theer. Dieser wird auf folgende Art bereitet: man wählt Forchen (pinus silvestris), welche entweder krumm gewachsen sind, oder an einem Orte stehen, wo man nicht hoffen kann, sie zur Sägemühle zu bringen, und schält dann die Rinde vom Boden an einige Fuß hoch aufwärts ab. Dieß geschieht nach und nach, so daß der Baum nicht abstirbt, sondern 5 bis 6 Jahre lang fort vegetirt, aber ohne weiter zu wachsen. Der Saft, der auf diese Art zurückgehalten wird, macht, daß der Baum mehr Theer gibt, und wenn der Baum nach sechs Jahren umgehauen wird, so findet man ihn ganz in die Substanz verwandelt, aus welcher der Theer destillirt wird. Eben so werden die Wurzeln und die verkohlten Stumpen der Bäume, welche beim Umbrechen des Landes ausgehauen werden, zur Fabrication benutzt. Beim Distilliren macht der Zustand des Wetters, Regens und Windes, während der Ofen gefüllt wird, einen Unterschied von 15 bis 20 Procent im Ertrage. Der Transport des Theers an den Fluß ist sehr mühsam. Die Fässer sind sehr stark, weil sie unterwegs oft in das Wasser geworfen werden müssen, das sie über Wasserfälle herunterschwemmt. Der Preis, der den Bauern bezahlt wird, ist nicht über 6 Shilling englisches Geld per Faß, und er bezahlt die Reise, Zeit und Arbeit der Fabrication nicht, so daß die Bauern, welche sich damit abgeben, immer die ärmsten sind, aber sie müssen den Kaufleuten in den Städten, die gewöhnlich ihre Gläubiger sind, die Artikel liefern, welche diese verlangen, und haben nicht die Wahl zu fabriciren, was ihnen auf einem freien Markt am meisten einbringen würde.

Die Weiber sind in ganz Nordschweden in jeder Hütte mit Weben beschäftigt, und fabriciren alles wollene und linnene Tuch, das in der Familie getragen wird, und noch darüber eine große Quantität für die Städte. Flachs und Hanf werden auf den meisten Höfen gebaut, und die Regel überhaupt in Schweden ist, daß in jeder Familie, vornehm oder niedrig, so viel möglich im Hause fabricirt wird. Es ist daher unmöglich, daß Handel und Manufacturen in einem Lande blühen können, wo Gewohnheit, Mangel an Geld und Entfernung von Städten diese Lebensart eingeführt haben. Die Leute kaufen nur, was sie durchaus weder entbehren, noch selbst verfertigen können, und dieß sind nur wenige Artikel. Aber der Mangel an Mitteln, wo jeder sein Product verkaufen und sein Bedürfniß einkaufen kann, ist die nothwendige Folge der Beschränkung des Handels und Gewerbes auf privilegirte Personen und Orte. Ein Volk in dieser Lage kann nie einen bedeutenden Fortschritt in Handel und Manufacturen machen, und in dieser Lage ist Schweden.

Ich stand heute früh auf und ging an den Wasserfall, um zu fischen. Hier stieß ich unerwartet auf eine kleine Versammlung von sechs oder acht Männern, Weibern und jungen Leuten, die in einer Vertiefung am Ufer saßen, wo man so früh am Morgen höchstens einen Fischer hätte vermuthen sollen. Ein Mann mit unbedecktem Haupt las den übrigen aus der Bibel vor, und war im Begriff zu endigen und sein Buch zu schließen. Sie waren etwas betreten, als sie sahen, daß ich fischte und nicht auf sie Acht gab, und als mein Hausherr auch mit seiner Angelruthe kam, und sie fanden, daß ich bei ihm und nicht in der Pfarre wohne, so schienen sie zufrieden und kamen, mein Fischergeräthe und meinen guten Erfolg zu bewundern. Ich hatte schon gehört, daß in Nordschweden und Lappland, besonders in diesen Colonien, eine enthusiastische Secte existire, welche der Clerus zu unterdrücken suche. Die Secterer heißen Läsare, die Leser, von ihrem Lesen der Bibel. Sie müssen sich ruhig verhalten, denn sie können zwar nicht

Digitized by Google

offen verfolgt werden, und es gibt in Schweden ein gebildetes Publicum, das keine Religionsverfolgung dulden würde, aber der Geistliche ist sehr einflußreich in den Gemeinden und wird von den Beamten unterstützt, so daß ein armer Mann, der zu viel oder zu wenig Eifer in seiner Religion zeigt, die Folgen seines Verlassens des ordentlichen Wegs der Kirche in seinem weltlichen Wohl bald fühlen würde. Die Läsare bilden keine Kirche, denn sie haben keine Organisation und Regeln, was wahrscheinlich ungesetzlich wäre, sind aber zahlreich und im Zunehmen, und ihre Predigten und Zusammenkünfte werden von Leuten aus großen Entfernungen besucht. Ich konnte von ihren besondern Lehren keinen deutlichen Begriff erhalten; man sagt, sie predigen die Alleinseligmachung des Glaubens und die Nutzlosigkeit der guten Werke, und einige ihrer Führer sollen sich für Christus ausgegeben haben, allein die Wahrheit ist, daß der Abstand zwischen der höhern und niedern Classe in Schweden so groß, und ihre Berührungspunkte so wenig sind, daß die erstere wenig von der letztern weiß. Dieß ist überall der Fall, aber in Schweden mehr als irgendwo, weil alle Classen in privilegirte Corporationen vereinigt sind. Ich zweifle daher an der Richtigkeit dessen, was man mir von dieser Secte sagt, um so mehr, als man versucht, sie und den Gebrauch von Redensarten aus der Schrift, den sie sich angewöhnt haben, lächerlich zu machen. Es mögen Heuchler unter ihnen seyn, und sie mögen lächerliche Ansprüche machen, aber es ist doch ein merkwürdiges Factum, daß sich in dem am wenigsten verdorbenen Winkel des Landes ein Religionsgeist erhebt, welchen die lutherische Geistlichkeit zu unterdrücken sucht, und dem sie durch ihre Predigten und Lehren nicht Genüge leisten können. Er muß nothwendig seinen Einfluß auf die Moralität und die Gewohnheiten des Volkes ausüben, und es ist wahrscheinlich, daß die Wiedergeburt von Schweden, das Wiedererwecken der Nation zur Freiheit und Moralität durch Mittel geschehen wird, welche denen, die in England im Werke sind, gerade entgegengesetzt scheinen. In England dringt der Einfluß einer moralischen Mittelclasse in die untern ein, in Schweden wird der Impuls von unten kommen, und der Bauernstand muß auf die Geistlichkeit und den Adel wirken, von denen jener gegenwärtig durch Corporations- und politische Rechte zu weit von ihren Gemeinden entfernt steht, und dieser demoralisirt, träg, von Hofgunst abhängig und von der öffentlichen Meinung unabhängig ist. Es war nun eine Versammlung von Läsare, auf die ich auf diese Art stieß, während sie wie ehemals unsere Cameronier in einer Aushöhlung am Ufer saßen. Ich fragte später meinen Wirth, was diese Leute so früh da thun; er versicherte mich, daß sie Wasser aus einer kleinen mineralischen Quelle, welche sehr heilsam sey, tränken, zeigte mir auch eine Quelle, und ich machte keine weiteren Fragen mehr.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Besuch der Sindscharberge in Mesopotamien.

Ein Hr. Forbes, der sich im September v. J. zu Mosul befand, beschloß von dort aus die wenig bekannten Sindscharberge zu besuchen. Der nordöstlichste Vorsprung derselben liegt 82 englische Meilen westlich von Mosul. Nachdem Hr. Forbes alle einigermaßen merkwürdigen Orte in den 1500 Fuß hohen Bergen besucht hatte, wandte er sich nordwärts gegen Nisibin. Die Sindscharberge sind nur von Jezidi's, oder, wie sie sich selbst nennen, Dasinis bewohnt, beten den Teufel an, und haben manche seltsame Gebräuche und Meinungen. Das Gerücht und der Schrecken, den ihre Räubereien verursachten, hat ihre Anzahl sehr übertrieben; sie haben gegenwärtig 17 bewohnte und 7 zerstörte Dörfer mit einer Volkszahl von 6000 Seelen.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Zweiter Artikel.

(Fortsezung.)

Die äußersten Gränzen dieser Besitzungen beginnen an der Küste südlich mit der Bai von Lourenço Marques, die auch unter den verschiedenen Namen Bai von Niagoa oder Formosa bekannt ist. Diese Bai erstreckt sich Ostnordost bis zum Ausflusse des Rio Espirito Santo, und einer Stelle, welche den Namen Unhoca führt, und vertieft sich 14 Legoas ins Land hinein, wo dann der Ankerplatz für die Schiffe gegenüber dem Fort ist, welches die Portugiesen hier auf dem Eigenthum des Reguius Matella gebaut haben. Der Portugiese Lourenço Marques war der erste, welcher hier den Elfenbeinhandel mit den Kaffern in Gang brachte. Mehrere folgten seinem Beispiel, und um dieses leichter auszuführen, errichteten sie eine Factorei und ein kleines Fort, allein auf eine so erklärliche Art, daß bald Alles wieder in Ruinen zerfiel. Die Holländer machten darauf verschiedene Versuche, sich in dieser Bai festzusetzen, und eröffneten sogar eine Straße zu Land vom Cap der guten Hoffnung bis zum Rio Espirito Santo, und da sie die Kaffern auf die leutseligste Art zu behandeln wußten, so machten sie viel Glück im Handel. Auch die Engländer kamen von Bombay aus nach dieser Bai des Handels wegen. Im Jahre 1780 wurden aber die Holländer von den Portugiesen durch Gewalt der Waffen vertrieben, und seit der Zeit stiftete man eine neue portugiesische Factorei, währenddem die Engländer ihre Handelsverbindungen auf ihren Schiffen abmachten und sich dabei am besten standen. Um die Kaffern mehr an sich zu ziehen und gegen die Portugiesen aufzuhetzen, bedienten sie sich der List, mohammedanische Missionäre aus Surat unter dieselben zu versetzen, welche die mohammedanische Religion unter ihnen verbreiteten, und Freundschaft für die Engländer und Haß gegen die Portugiesen, ihre Unterdrücker, predigen mußten. Der Landstrich, welchen die Bai begränzt, ist der fruchtbarste, der sich denken läßt, und hat Ueberfluß an Viehherden, sowohl Rindvieh als Schafen. Der Haupthandel in Landesproducten besteht hier im besten Elfenbein, einer Menge Ambar, Kupfer und Wachs. Noch mehr würde dieser Handel in Flor kommen, wenn man sich deßhalb nur mehr Mühe geben wollte. Die Bai ist außerordentlich fischreich, und besonders halten sich hier immer viele Wallfische auf, welche von den Holländern, Engländern und Amerikanern gefangen werden. Im Jahre 1780 befahl König Don José die Errichtung eines Präsidiums und den Bau eines Forts zur Niederlassung und zum Schutz einer Factorei für das Aufblühen des Handels, allein diese weisen Vorschriften wurden nur zu schlecht befolgt. — Das Präsidium oder der Militärposten, wie es heißt, besteht aus einer Compagnie Soldaten mit ihrem Capitänlieutenant und Fähndrich, insgesammt 60 Mann, die unter der Be-

Digitized by Google

satzung von Mozambique ausgesucht werden, und nicht nach ihren Verdiensten, sondern ihre Schlechtigkeit wird berücksichtigt, da man von ihnen in Mozambique befreit seyn will. Das Soldatenquartier ist ein bloßer Strohschoppen mit Palmblättern bedeckt, tief und sumpfig gelegen, folglich höchst ungesund. Eben eine solche ungesunde Lage hat das dabei erbaute Factoreihaus, so daß sowohl Soldaten als andere Bewohner gleiche Lebensgefahr erdulden, denn die meisten werden von Fiebern dahingerafft. Das Fort ist eben so schlecht und unzweckmäßig erbaut, es ist eine bloße Redoute aus Pfählen und Faschinen, die weder den Eingang der Bai vertheidigt, noch sich gegen einen Angriff vom Lande her vertheidigen kann; übrigens ist auch die Garnison keiner Vertheidigung fähig, da sie kaum eine Kanone abzufeuern versteht. Die Factorei hat einen Factor und einen Schreiber, auch einen Capellan und einen Chirurgen, und im Fort residirt ein eigener Commandant mit dem Titel eines Governador. Alle diese Angestellten, wenn sie nicht besonders von dem Gouvernement in Lissabon dazu ernannt werden, sind von dem Generalgouverneur und der Finanzjunta in Mozambique ernannt. Außer den Bewohnern des Präsidiums und der Factorei bestehen alle andern Bewohner aus eingebornen Afrikanern oder Asiaten. Nicht über ein halb Dutzend von ihnen besitzt aber weder Haus, noch Hof, noch haben sie Familie, und sie leben in erbärmlichen Hütten nach Art der Kaffern. Im Ganzen genommen und selbst bei der Wahl der Angestellten hat man stets solche Mißgriffe gethan, daß diese Colonie nie hat gedeihen können, und ohne die Wahrheit zu verletzen, kann man wohl sagen, daß alle die Angestellten an Schlechtigkeit und Bosheit den allerschlechtesten Häuptlingen der Kaffern den Rang streitig machen. Wenn Botelho in seiner Beschreibung seine eigenen Landsleute nicht schont und sie als ein Ausbund und Inbegriff von Allem, was nur schlecht genannt werden kann, schildert, so wird man doch wohl ihm mehr als einem Fremdlinge glauben, der meistens nur vom Hörensagen seine Notizen nimmt. Botelho nennt es eine Pest, die in allen Forts und Factoreien grassire, und nicht nur hier, sondern in allen afrikanischen Besitzungen der Portugiesen, denn es gäbe kein Mittel, der Habsucht der Governadoren und der Factoren Gränzen zu setzen. Sie wollen nur Alles für sich und nichts für Andere, und um dieses zu bewerkstelligen, erlauben sie sich alle Mittel, da sie die Gewalt in Händen haben, Verrath, Raub und Mord. Nur schnell und in der kürzesten Zeit reich zu werden ist ihr System, gleichviel, auf welche Art sie zum Reichthum gelangen. Hieraus entsteht natürlicherweise die Unzufriedenheit derer, die sie gouverniren sollen, und der Raub am königlichen Eigenthum. Diese genannten Uebel haben nun besonders von jeher bei der Factorei von Lourenço Marques stattgefunden, und oft ging dieses so weit, daß sie die benachbarten Kaffern unter sich aufzuwiegeln suchten, um alsdann als Schiedsrichter zwischen sie zu treten, sie zu ergreifen und als Sklaven zu verkaufen. Man würde kein Ende finden, wollte man alles das, was hier nicht nur gegen die Gesetzlichkeit und das Recht, sondern auch was gegen die Menschlichkeit verübt wird, anführen und aufzählen. Es möge damit genug seyn, nur noch im Allgemeinen zu sagen, daß die größten Schandthaten und Ausschweifungen hier nicht nur sich einschleichen, sondern sie werden öffentlich autorisirt, denn wenn das Laster von den ersten Personen ausgeht, so nimmt man es zum Exempel. Der Mangel einer civilisirten Bevölkerung ist es denn auch, der am meisten dazu beiträgt, daß man so wenig Nutzen aus dieser Besitzung zieht. Ueberdem ist dieser Mangel auch der ächte Schutz für die Verbrechen, die Räubereien und Tyranneien der Gouverneure und Factoren, sobald diese zusammen einverstanden, denn sie stehen unter keiner Controle eines gebildeten Publicums, welches mehr zu fürchten als die Eingebornen und Sklaven, die sich Alles ohne Appellation müssen gefallen lassen. Zum Schlusse nur noch so viel: die Bai von Lourenço Marques besitzt Alles, was der Mensch bedarf, um gut zu leben und einen florirenden Handel zu treiben. Die Natur hat hier Alles hervorgebracht, die Kunst hat aber hier noch nichts gethan. —

Nach der Spitze zu, wo die Bai von dem Cap das Correntes begränzt wird, liegt das Königreich Manhiça und der See der Abundancia genannt, der über eine Legoa lang ist und süßes Wasser hat. Seine Ufer sind sehr fruchtbar, so wie seine Gewässer außerordentlich fischreich. Sie werden ganz und gar von Kaffern bewohnt, die ihren Maioral oder Häuptling haben, der dem Regulus von Manhiça unterthan ist. Es ist dieses ein aufgeräumter Volksstamm, der seine Freude an Tanz, Musik und Festen hat; da sie aber delicater als andere behandelt seyn wollen, so entstehen oft Streitigkeiten und alsdann Angriffe auf die Weißen, sie schwingen ihre Waffen gegen sie, was sie mit dem Worte pemberer bezeichnen, und greifen mit durchs Feuer gehärteten Stöcken an, fimbos genannt, womit sie fähig sind, einen Ochsen niederzuschlagen; sobald sie aber ein Schießgewehr knallen hören, werfen sie sich auf die Erde, und kriechen auf Händen und Füßen fort, bis sie sich in Sicherheit glauben. —

Setzen wir unsere Beobachtungen längs der Küste nach Süden fort, so befinden wir uns in dem Reiche von Manhiça; dieser Herrscher zeichnet sich vor allen andern durch sein zuvorkommendes und höfliches Wesen aus, was derselbe durch den häufigen Verkehr mit den Portugiesen angenommen. Er lebt in einem großen Ort, umgeben von Männern und Weibern, die stets bereit sind, seine Befehle zu vollziehen. Im Schatten eines großen Baumes, den sie hoch verehren, und unter welchem sie sich für inspirirt halten, hält er seine Rathsversammlungen, und werden die Beschlüsse gefaßt und Sentenzen vollzogen, was sie Milandos nennen.

Die Bai von Lourenço Marques liegt unter dem 26° S. B.; wendet man sich nun nach Norden hin, so stößt man unter dem 25° auf den Rio do Oiro, welcher das Land des Regulus Inhaca durchströmt. An seiner Mündung haben die Seefahrer alle Vorsicht und Wachsamkeit zu beobachten, um nicht in die Hände der Kaffern zu fallen, die sich hier als die schlauesten Räuber aufhalten und angreifen.

Der Rio do Oiro hat nur die Breite eines tiro de besta; was darunter verstanden wird, ist räthselhaft, selbst die wenigsten Portugiesen verstehen diesen Ausdruck, und möchte wohl die Länge eines Pferdegespannes bezeichnen, so daß er nur ganz kleine Fahrzeuge tragen kann, welche den Namen Almadias führen. So wie man diesen Fluß überschreitet, betritt man das Königreich Manhiça, dessen Herrscher die Portugiesen stets aufs freundschaftlichste behandelt. Diese Staaten werden alsdann von dem Reiche Ponda begränzt, von den Portugiesen gewöhnlich Imbane genannt. Der Häuptling hat den größten Verkehr mit den Bewohnern von Mozambique, und behandelt sie ebenfalls aufs freundschaftlichste. Nachdem man den Rio do Oiro passirt, kommt man unter dem 24° 50′ S. B. über einen andern Arm dieses Flusses, welcher die Staaten Ponda und Gamba von einander trennt. An den Quellen dieses Flusses fließt der Rio Inhambane, in dessen Nachbarschaft ehemals ein Staat gleiches Namens war, der jetzt den Portugiesen gehört, und an dessen Küste am Meer unsere Villa de Inhambane liegt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 198.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Julius 1839.

Die Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten.

(Aus einem Brief aus New-York, vom 12 Junius.)

Man hört wahrscheinlich in Europa weit mehr von unsern Streitigkeiten mit Canada, von Baumwollenernte, von Eisenbahnen und von der Ausdreitung im „fernen Westen," als von dem innern, bittern und tödtlichen Streit, welcher die Vereinigten Staaten in Abolitionisten und Antiabolitionisten theilt, und doch ist es diese Frage, welche alle andern beherrscht, aber die Leidenschaften, die sie in Bewegung setzt, sind so furchtbar, daß man öffentlich weit weniger davon hört, als von einer Menge Fragen, welche nur ein sehr oberflächliches Interesse erregen, während diese die Eingeweide der Republik zerfleischt. Es ist kürzlich der sechste jährliche Bericht der Antislavery Society erschienen, in welchem die Centralcommission den Mitgliedern Glück zum Fortgange ihrer Sache wünscht; die Zahl der Hülfsgesellschaften hat sich im Verlaufe des Jahres von 1346 auf 1650 erhoben, und die Zahl der Journale, welche sich der Emancipation entweder ausschließend oder hauptsächlich widmen, hat beträchtlich zugenommen; sie bestehen jetzt aus neun wöchentlichen und vier monatlichen Zeitschriften, welche neben den Vertheilungen an die Gesellschaften 25,000 Exemplare an Subscribenten absetzen. Die Centralgesellschaft hat im verflossenen Jahre 47,280 Dollars Beiträge erhalten, d. h. 4365 mehr, als letztes Jahr, und die Hülfsmittel der Localgesellschaften haben ebenfalls in schnellem Maaße zugenommen. Namentlich hat die Gesellschaft von New-York sich sehr durch ihren Eifer und die Zahl und Respectabilität ihrer Mitglieder ausgezeichnet. Der Mangel an Centralisation und das Zerspalten der Gesellschaften nach Staaten und Städten läßt die Wichtigkeit derselben nicht in ihrem wahren Lichte erscheinen, aber ihre Wirksamkeit wird dadurch sehr erleichtert und in ihrem Totaleffect vermehrt. Wie tief dieser Streit die ganze amerikanische Welt durchdringt, sieht man am besten in ihrer Wirkung auf die großen kirchlichen Corporationen. Die Generalversammlung der presbyterianischen Kirche hatte im Jahre 1818 Sklaverei für „eine grobe Verletzung der heiligsten Menschenrechte, und gänzlich unvereinbar mit dem göttlichen Gesetz" erklärt, allein damals war es nur ein theoretischer Streit, und der sklavenhaltende Theil der Presbyterianer legte keine große Wichtigkeit auf die Erklärung. Aber seitdem es ein Streit auf Leben und Tod geworden ist, hat die Generalversammlung, um Frieden in ihrer Kirche zu erhalten, sich aller Einmischung in dieser Sache enthalten, aber ohne durch dieses kleinmüthige Betragen ihren Zweck zu erreichen, denn die Presbyterianer haben sich darüber dennoch in zwei bitter feindliche Secten getheilt. Die presbyterianischen Kirchenversammlungen der südlichen Staaten haben sich von der Generalversammlung wegen ihrer Lauigkeit getrennt, und z. B. in Charlestown ein Journal gegründet, um ihre Interessen zu vertheidigen, sie haben ebenfalls aus Richmond den Redacteur einer presbyterianischen antiabolitionistischen Zeitung nach Philadelphia geschickt, um dort in der Mitte ihrer Feinde ein Organ zu ihrer Vertheidigung zu gründen. Auf der andern Seite hat sich die presbyterianische Versammlung des Staates Ohio in ihrer letzten Session von der Generalversammlung getrennt, und sich auf eine ganz emancipistische Basis organisirt. Dieselben Spaltungen gehen in der methodistischen Kirche vor sich. Die Stifter derselben, Wesley, Coke und Asbury waren durchaus gegen die Sklaverei, aber die Generalconferenz, ebenfalls um Frieden zu erhalten, ließ eine Ausgabe ihrer officiellen Dogmatik für die südlichen Staaten drucken, in welcher der Theil, der von Sklaverei handelt, ausgelassen ist. Dieß war aber nicht genug für die sklavenhaltenden Methodisten, und die Conferenzen von Georgia, Süd-Carolina und von Baltimore haben letztes Jahr in ausdrücklichen Erklärungen das Fortbestehen und die Gerechtigkeit der Sklaverei vertheidigt. Dieß hat die Generalconferenz noch schüchterner gemacht, und in allen Conferenzen der nördlichen Staaten zwei Parteien erweckt, deren eine die Abschaffung der Sklaverei als Kirchengrundsatz aufstellt, die andere, um sich nicht den südlichen Staaten zu verfeinden, sie als eine der Kirche fremde Sache erklärt. Diese letztere Partei hat z. B. in New-York die Majorität in der letzten Conferenz gehabt, und wie überhaupt die Furcht grausam macht, Prediger, welche Versamm-

Digitized by Google

lungen der Abolitionisten besuchen, abgesetzt. Dagegen waren diese in der Conferenz von Neuengland in der Majorität, und haben ihre Privilegien von der Versammlung anerkennen lassen. So durchdringt diese große Frage alle kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse, und im Verhältniß, als die Zahl der Abolitionisten zunimmt, muß sie immer bedeutender werden, bis sie mit der Abschaffung der Sklaverei oder der Trennung der nördlichen von den südlichen Staaten endigt. Die Furcht vor diesem letzten Resultat hält im Norden viele zurück, und das beständige Streben der großen Masse der amerikanischen Staatsmänner ist, die Discussion darüber zu verhindern; allein bei der schnellen Zunahme der Zahl der Abolitionisten wird es bald ihr Interesse werden, sie zu befördern, denn die Majorität ist der Götze von Amerika, vor dem sich Alles beugt. Die Abolitionisten haben eine neue Maaßregel genommen, sich aller Producte von Sklavenarbeit zu enthalten, wie ehemals die englischen gethan haben; sie scheinen zwar anzuerkennen, daß es eine an sich unmächtige Demonstration ist, allein sie halten es für ihre Pflicht. Man hat kürzlich in den englisch-westindischen Inseln den Vorschlag gemacht, die freien Neger und Mulatten in den Vereinigten Staaten einzuladen, sich dort niederzulassen, weil es an Arbeitern fehlt, allein es ist zweifelhaft, ob eine beträchtliche Zahl derselben, trotz der schlimmen Lage, in der sie in Amerika sind, sich dazu bewegen lassen, und die Abolitionisten sind nicht geneigt, die Sache zu unterstützen, da sie den westindischen Pflanzern nicht trauen.

Reise in Schweden im Jahre 1838.

Neue Ansiedlungen in Lappland.

(Schluß.)

Ich hatte von einer Art Erde gehört, die man in dem Fjelde finde, und die in dieser Gemeinde als Surrogat für Mehl diene, und das gewöhnliche Surrogat von gemahlener Forchenrinde ersetze. Ich schenkte meinem Hausherrn einige Fischangeln, und bewog ihn dadurch, mir die Sache zu erklären und ein Specimen von der Erde zu geben, obgleich er so widerwillig als wie irgend ein Schotte war, die Armuth seines Landes bloß zu legen. Vor etwa fünf Jahren hied ein armer Mann in dieser Gemeinde, der etwa 40 Meilen weg im Walde wohnt, einen Baum um, der im Fallen das Moos, aus dem er herausgewachsen war, aufriß, und so eine weiße, mehlartige Substanz an den Tag brachte. Der Mann mischte sie mit Mehl, und fand, daß das Brod, das er aus diesem Teig gebacken, keinen schlechten Geschmack hatte. Die ganze Gemeinde und ihre Nachbarn strömten an den Ort hin, um Theil an dem außerordentlichen Segen von Mehl zu nehmen, das gerade zu einer Zeit erschien, wo sie genöthigt waren, sich mit Rindenbrod zu begnügen. Die Beamten des Districts hörten am Ende davon, und verboten den Gebrauch, bis man sich überzeugt habe, daß es nichts Schädliches enthalte, und schickten davon nach Stockholm, damit man es analysire. Man fand, wie man mir seitdem gesagt hat, daß es aus feinem Flintenstein und Feldspath mit einiger Mischung von Kalk, Kreide, oxydirtem Eisen und einem organischen Residuum bestand, das Ammoniak und Oel gab. Ich konnte die Proportionen dieser Bestandtheile nicht erfahren. Alles, was mir mein Hausherr sagen konnte, war, daß man sie gegen den Gebrauch desselben gewarnt habe, weil es unverdaulich sey, und im Magen liegen bleiben werde, daß aber die Leute, welche es in der Suppe und im Brod gegessen, nicht dadurch gelitten haben und noch leben, und daß man es daher in der Stille noch immer esse. Diese Substanz ist gelblich weiß, sehr leicht, und braust unter Säuren nicht auf. Rindenbrod ist gegenwärtig im allgemeinen Gebrauch in diesem Districte. Die neuen Colonisten haben kein anderes Mehl, und backen es sehr dick, damit es zusammenhalt. Es ist bitter und trocken, aber, mit Butter bestrichen, eßbar. Die älteren Colonisten haben Kornmehl, und mischen es zur Hälfte mit Rindenmehl, und backen ihr Brot in dünnen Kuchen. Dieß ist so eßbar, daß gute Haushälter, wenn sie auch vermöglich sind, es beständig brauchen, um ihr Saatkorn zu sparen, auch wenn das Getreide gerade nicht theuer ist, und die rothen Wangen der Bauernmädchen beweisen, daß es keine ungesunde Speise ist, begleitet mit Butter, Milch und harter Arbeit. Dennoch hat auch dieses halbe Rindenbrot einen starken Holzgeschmack, und wird so hart wie ein Brett, wenn man es lange aufhebt. Das Korn kostet gegenwärtig 4½ Shilling (engl.) per Bushel (engl.), und da der Taglohn auf 12 Skilling Banko steht, so ist ein Tagwerk mit $^1/_{11}$ Bushel bezahlt; allein der gewöhnliche Preis des Korns ist nur etwa die Hälfte des gegenwärtigen.

Die Bevölkerung aller Gemeinden in Lappland hat durch die neuen Ansiedelungen in den Wäldern sehr zugenommen, in Lappland sind diese der directen Landsteuer enthoben, und in den Gränzdistricten wenigstens auf eine Reihe von Jahren, worüber der Colonist mit dem Kronbeamten einen Vergleich trifft. Er wendet sich an den Beamten, der den Grund und Boden in Augenschein nimmt, und an den Colonisten unter der Bedingung abtritt, daß dieser in einer gewissen Anzahl Jahren eine bestimmte Zahl Morgen umbreche. Zwischen den Jahren 1805 bis 1830 hat die Gemeinde, in der ich hier lebe, von 1037 Personen zu 1899 zugenommen, und die umliegenden neun Gemeinden haben von 5950 sich auf 9812 Seelen gehoben. Sie haben Raum im Ueberfluß, denn diese neun Gemeinden enthalten eine Oberfläche von 15,650,000 englischen Morgen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Bevölkeruug bedeutend und zu ihrem und des Staates Vortheil anwachsen kann; alles, was fehlt, sind Wege, Capital, um die reichen Eisenminen, die das Land enthalt, zu bearbeiten, und freier Handel; allein so lange das elende System von Privilegien zum Handel und Verkauf nicht abgeschafft ist, kann man nichts anders hoffen, als die Zunahme des gegenwärtigen Fortschrittes, der darin besteht, daß arme Auswanderer aus den benachbarten Provinzen sich hier ernähren, theils durch Fischen, theils durch Ackerbau, theils durch Production von Theer und Pottasche für die privilegirten Könige des Landes, die Handelszunft. Auf diese Art mag dieser Distrikt allerdings

Digitized by Google

bevölkert werden, aber diese arme Population wird der Regierung in Fehljahren zur Last werden, von denen man jenseits des 60° Eines auf alle fünf Jahre rechnet. Diese Gränzer sind übrigens eine sehr interessante Bevölkerung. Sie nehmen die ganze Landgränze von Schweden zwischen den alten bebauten Landstrichen und der Wüste ein, wo sich nur ein urbar zu machender Platz findet. Einige dieser Colonien sind schon alt, und gehören in jeder Rücksicht zu dem alten Schweden, andere bestehen aber nur aus ausgehauenen Waldstellen, 30 bis 40 Meilen von der übrigen Welt entfernt, an denen sich aber nach und nach Ansiedelungen von 10 bis 20 Familien gebildet haben; eine Anzahl von diesen, in dem unabsehbaren Wald weit aus einander zerstreut, bilden eine Gemeinde. Einzelne Familien, welche neue Ansiedelungen gründen, vertiefen sich in den Wald, wo sie von aller Verbindung mit der Welt abgeschnitten sind, und leben von Fischfang in Fluß und See, von ihren Kühen und Ziegen, die sie im Walde halten, und einer Handvoll Getreide, das sie unter den schwarzen, verkohlten Stumpen der Bäume ziehen, die sie um ihre Blockhäuser herum niedergebrannt haben. Diese sind nicht selten 70 bis 80 engl. Meilen von der Kirche entfernt, allein dennoch besuchen sie sie regelmäßig, selbst wenn sie sich schon Freitags auf den Weg machen müssen. Dieß geschieht meistens jeden dritten Sonntag, und Jedermann weiß, an welchen Sonntagen vollständiger Gottesdienst gehalten wird, wozu dann die ganze Gemeinde zusammenkommt; an den übrigen Sonntagen werden nur die Gebete gelesen, und nur die unmittelbaren Nachbarn erscheinen dabei. Neben dem Gottesdienste haben die Colonisten freilich noch manche weltliche Geschäfte mit ihren Nachbarn, die sie vor und nach der Kirche abmachen, selbst die entferntesten und ärmsten haben Bedürfnisse einzukaufen, wie Salz, Pulver oder Mehl, und etwas zu verkaufen oder zu vertauschen, Häute, Butter, Wildpret, gefrorne oder getrocknete Fische, oder Theer. Dieß geschieht an den Kirchsonntagen; eben so werden die Befehle der Obrigkeit dann angekündigt, Taufen, Heurathen und Begräbnisse finden statt, und die, welche kein Geschäft haben, kommen, um Menschen zu sehen, aus einem Instincte von Geselligkeit. In diesen großen Gemeinden findet sich um die Kirche herum immer eine Art von Dorf von leeren Häusern, zum Theil bloßen offenen Schoppen oder Ställen, zum Theil Häusern mit einem oder zwei Zimmern. Diese gehören den entfernteren Gemeindemitgliedern; diese bringen ihre Provisionen und Futter für ihre Pferde mit, und finden für Geschäfte oder schlechtes Wetter ein Obdach. Diese Kirchendörfer sind gewöhnlich unbewohnt und verschlossen, aber die Jahrmärkte werden in ihnen gehalten, und die Häuser an die Krämer vermiethet.

Man sollte glauben, daß die Erziehung in solchen entfernten und armen Ansiedelungen sehr vernachlässigt sey, da die Leute kaum ihr Leben fristen können, und zu arm sind, einen Schulmeister zu haben, oder ihre Kinder an entfernte Schulen zu schicken. Allein es sey zur Ehre des schwedischen Volks gesagt, daß es unter allen Völkern allein dem Schulmeister vorangegangen ist, und daß fast Alle so gut lesen und schreiben können, daß selbst die Aermsten im Stande sind, ihre Kinder selbst zu unterrichten, und sie sogar den Katechismus zu lehren. Man rechnet, daß in der ganzen Bevölkerung, selbst die Lappländer mitbegriffen, nicht Einer unter 1000 unfähig ist, zu lesen. Diese allgemeine Verbreitung der Elementarerziehung wird Gustav Wasa und seinen unmittelbaren Nachfolgern zugeschrieben. Johann III erließ im Jahre 1574 einen Befehl, daß jeder Edelmann, der nicht lesen könne, aus dem Adelsregister gestrichen werde, Karl XI befahl im Jahre 1684, daß die Geistlichkeit dafür zu sorgen habe, daß jeder Unterthan lesen lerne, und gab das Gesetz, daß Niemand heurathen dürfe, der das Abendmahl nicht genossen, zu dem man nicht zugelassen wird, wenn man nicht lesen kann, und Religionsunterricht erhalten hat. Dieses Gesetz hat Familienerziehung so allgemein verbreitet. Man findet nur da Dorfschulen, wo Ländereien oder Renten dazu vermacht worden sind; ihre Gesammtzahl ist unbekannt, aber z. B. in der Provinz Werio haben unter 80 Gemeinden nur 29 eine Schule, und doch findet sich in dieser Provinz unter 40,000 Einwohnern nur Ein Mensch, der nicht lesen kann. Man glaubt, daß mehr als die Hälfte der schwedischen Gemeinden keine Schule haben, und die Kinder nur zu Hause Unterricht erhalten. Peter Lästad, einer der gegenwärtigen Missionäre in Lappland, und Sohn eines dieser Ansiedler im Walde, gibt in seinem Werke, betitelt: „Ein Jahr Missionsdienst in Lappland," das im Jahre 1836 erschienen ist, interessante Nachrichten über die Entbehrungen, welche seine Eltern in dem wilden und einsamen Walde, 40 Meilen von jeder andern Wohnung, zu erdulden hatten. „Und doch, sagt er, vergaßen unsere Eltern, trotz ihrer Armuth und ihrem beständigen Kampfe gegen das dringendste Bedürfniß, nie, uns unsere Lesestunde zu geben. Ehe wir recht sprechen konnten, lehrte uns der Vater unsere Gebete, und wir begannen und endigten unsern Tag damit; die Mutter gab sich alle Mühe, uns lesen zu lehren, im fünften Jahre konnte ich ein gewöhnliches, schwedisches Buch lesen, und im sechsten vernünftige Antworten auf die Hauptpunkte der Religion geben." Dieß war in einer der ärmsten Hütten unter dem armen Volke der neuen Colonien, denn die Eltern hatten nichts als den Ertrag ihres Fischfangs, den Leim, den sie aus Rennthierhörnern, die sie sammelten, kochten, und etwas Milch." In demselben Werke sieht man die hohe Achtung, in der in diesen Gegenden Gelehrsamkeit steht, denn Schüler, welche das Gymnasium von Hernosand durchlaufen haben, denen es aber an Mitteln fehlt, ihre Studien auf der Universität zu verfolgen, erhalten Empfehlungen von dem Consistorium, und eine Erlaubniß, milde Gaben einzusammeln, und jeder Bauer hält es für seine Pflicht, etwas zu geben, gewöhnlich 12 Skilling, und der arme Student kann so 300 bis 700 Thaler zusammenbringen.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Zweiter Artikel.

Inhambane.

Inhambane war der erste bevölkerte Ort, welchen die Portugiesen an der Ostküste Afrika's vorfanden, als sie im Jahre 1491 das

Digitized by Google

Cap der guten Hoffnung umsegelten und die neue Straße nach Indien eröffneten. Inhambane war damals ein besonderer Staat oder Königreich, wie alle die verschiedenen Besitzungen der afrikanischen Stammhäuptlinge von portugiesischen Schriftstellern und Berichterstattern betitelt werden. Die Hauptstadt hieß Tongue und die Bewohner waren Götzendiener. Dieses Reich ist seitdem ganz und gar verschwunden, kaum daß man seiner noch gedenkt. — Die Villa gleichen Namens, welche die Portugiesen jetzt hier besitzen, nahm mit der Stiftung einer Factorei ihren Anfang, so wie alle die andern Villas. Sie liegt unter dem 25° 50′ S. B. an der Meeresküste, und besteht aus lauter Hütten mit Stroh bedeckt, die zerstreut unter Palmen und Mangos, so wie andern Fruchtbäumen liegen auf einem sumpfigen Terrain, in welchem der Fluß Inhambane langsam zum Meere schleicht und mit geringer Tiefe. Dieser an sich unbedeutende Ort, der freilich für den Handel von großer Wichtigkeit werden könnte, wurde unter der Regierung des Königs Don Jozé zu gleicher Zeit mit allen andern portugiesischen Ortschaften an der Ostküste zur Villa erhoben, und hatte auch mit ihnen gleiches Schicksal, wegen der schlechten Verwaltung von oben herab in seiner Unbedeutenheit zu verharren. — Der Grund und Boden nicht nur des ganzen Districtes, welchen die Portugiesen inne haben, sondern auch der der 22 Regulos oder Häuptlinge der Kaffernstämme, welche an diesen District gränzen, ist der fruchtbarste, den es nur geben kann, und wenn in dieser Hinsicht einer portugiesischen Feder zu trauen ist, die so leicht in Hyperbeln übergeht, so müßte man wohl hier ein Paradies vermuthen, und besonders wenn man sich dazu auch noch die Nuditäten der Volksstämme, wie die der ersten Menschen, hinzumalt; der Boden erzeugt nicht nur alles, was die Nothdurft erfordert, sondern er bringt Alles im größten Ueberflusse hervor. Heerden von Vierfüßlingen sowohl zahmer als wilder Thiere, Schwärme von befiederten Geschöpfen aller Art beleben sowohl die Wohnplätze der Menschen, als auch die Einöden; auch die delicatesten Fische in den Gewässern spielen keine unbedeutende Rolle unter den Reichthümern dieser Gegenden. Die vielen Flüsse führen krystallhelles und das gesündeste wohlschmeckendste Wasser; die Wälder haben die schattigsten und kühlendsten Bäume, und liefern das vorzüglichste Bauholz; die Bäume sind eine Zierde der Thäler durch ihre Höhe und Stärke mit dickem Laubwerke, durch welches keine Sonne dringt, und stehen überdieß so fest gewurzelt, daß auch der stärkste Sturm sie kaum zu bewegen im Stande ist; Berge, Thäler und Flüsse sind eine Quelle des Reichthums; alle europäischen Gartengewächse und Feldfrüchte gedeihen hier aufs wundersamste ohne große Fürsorge und Pflege; Orangen und Limonen wachsen hier wie jeder andere Baum wild, und so schön und prachtvoll werden sie mit Früchten beladen, wie in unsern cultivirtesten Orangengärten. Der Boden und das Klima sind so üppig und fruchtbar, daß sie hier als Steckreise angeben, und weder gepfropft, noch oculirt zu werden brauchen. — Trauben, die hier an Bäumen wachsen (?), gibt es in großer Menge, die Bäume werden sehr hoch, und die Blätter so groß und so vortheilhaft gestaltet, daß die Kaffern sich derselben als Evenaillen bedienen, um sich Kühlung anzufächeln. So schön dieser Baum, so übelschmeckend sind aber seine Trauben. Alle Früchte Brasiliens sind auch hier einheimisch, wozu denn auch besonders die Banane und die Ananas gehört, die hier noch wohlschmeckender, und letztere überdieß noch wohlriechender sind. Auch an Medicinalpflanzen ist das Land reich: Kamillen, Tamarinden, Ipecacuanha, Salbey, Melisse u. s. w. — Baumwolle, Kaffee, Mandioca, Zuckerrohr wachsen auf eine grandiose Art, und besonders ist letzteres weit stärker als das brasilianische; die Canna fistula kommt an Größe der Bäume, die wie unsere Nußbäume gestaltet sind, ganz der von S. Domingo's gleich, und hängt so voller Früchte, die oft eine Länge von 3 bis 4 Palmen haben, daß der leiseste Wind sie aneinanderschlägt. Es hält schwer zu entscheiden, wenn dieser Baum am schönsten sich darstellt, ob mit seinen goldenen Blumenbüscheln prachtvoll überdeckt und Wohlgeruch verbreitend, oder mit Früchten beladen, die ein haemonisches Geräusch hören lassen bis zum stillen Flüstern. — Die Nicocinna, die hier wächst und einen großen Handelsartikel abgeben könnte, gibt der von Havana nichts nach. Die Palmen von ungemeiner Höhe zum Himmel emporgewachsen geben mit ihren Fruchtbündeln oder Trauben, wovon in jedem Monat eine neue hervorkommt, eine der größten Zierden dieser Gegenden. — Gehen wir vom Pflanzenreich aufs Thierreich über, so zeichnen sich unter den wilden besonders die Elephanten, Flußpferde, das wilde Rindvieh (wahrscheinlich sind hierunter Antilopen verstanden), Javalis und wilde Schafe und Bergziegen aus. Hausvieh ist in Ueberfluß, und die Weiden sind nicht nur die fettesten, sondern auch in der größten Ausdehnung vorhanden. Der Landbau bietet gar keine Schwierigkeiten dar, denn der Waldboden, der nur hier urbar gemacht wird, hat wenig Wurzeln und bedarf keines Pfluges. Die Natur thut hier Alles, und nach der Beschreibung des Hrn. Botelho sollte man wohl auf die Idee kommen, daß hier das ächte Schlaraffenland sey, in welchem dem Menschen Alles in den Mund wachse. — Der Haupthandelszweig für die Ausfuhr ist Amber, Kupfer, Elfenbein, Wachs, Honig und Mafurre, welches ein öhliges Baumharz ist, dessen man sich zum Anstreichen oder Kalfatern der Schiffe bedient. —

(Schluß folgt.)

Neuseeland. Das Einströmen der Europäer ist fortwährend so stark, daß z. B. in der bekannten Inseln-Bai die europäische Bevölkerung die einheimische überwiegt, und das Ansehen des einheimischen Häuptlings völlig zu Ende ist. Die Sidney Gazette bemerkt, daß der Hafen der Inseln-Bai jetzt einer der sichersten und meist besuchten der Südsee sey. Wir haben schon früher (s. den Artikel Neuseeland Nr. 64 ff.) die Nachricht mitgetheilt, daß die in der Inseln-Bai sich aufhaltenden Europäer unter sich eine Verbindung zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, und namentlich zur Verhinderung des Ausreißens der Matrosen geschlossen haben, da diese unter den Eingebornen durch ihre Rohheit am meisten Unheil anrichten. Diese Verbindung hat die wohlthätigsten Folgen, und es herrscht allgemeine Sicherheit. Die Colonisation wird sich von hier aus weiter verbreiten, und es ist wohl kein Zweifel, daß die Engländer nach und nach Besitz von den Inseln nehmen werden, wenigstens fürs erste von der nördlichern.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 81 u. 82** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Hymne auf den Tod der Herzogin von Broglie.** Von Lamartine. — **Der Fürst von Talleyrand.** (Schluß.) — **Charles Dickens (Boz) und der englische humoristische und komische Roman.** (Fortsetzung.) **Miscellen.**

Zu des Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 81 u. 82.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

17 Julius 1839.

Hymne
auf den Tod der Herzogin von Broglie. *)

Von Lamartine.

Wenn reift die Frucht in goldnen Aehren
Die Kraft der Lebensnahrung hegt,
Bindet der Schnitter sie in Garben,
Die er dann hin zur Scheune trägt;
Er fragt nicht, ob der Halm, der seine Hände füllt,
Am Fuße grün noch ist und noch von Säften schwillet,
Ob unter Aehren, die zum Lustgezelt gebaut,
Nicht schwache Vögelein, welchen süß war der Schatten,
Vor Sonne oder Wind sich hier geborgen hatten,
Aehre dem Moos im Nestchen traut?

Die Blume, weiß und blau, gebunden
Zum goldnen Büschel, rühret sie ihn,
Die, todt und bleich von frischen Wunden,
Gekniet er trägt im Arm dahin?
„Den gelben Weizen tragt auf meine blanke Tenne,
Dresch ihn, damit das Korn vom schwachen Stroh sich trenne,
Dir Blume würzt dir Frucht, im Tod zu Duft verklärt;
Von Gottes Mühl' zermalmt, die mahlt die Frucht der Erden,
Wird dieses goldne Korn zum heil'gen Brode werden,
Welches des Himmels Kinder nährt.

Herr! so in ihres Glückes Tagen
Hast diese Frau du hingerafft,
Die treu, so lang ihr Puls geschlagen,
In deines Namens Dienst geschafft!
Umsonst im goldnen Bett, in welchem floß ihr Leben,
Sah glänzen man die Fluth krystallhell, rein und eben,
Umsonst umfloß ihr Knie ihr Haar in Locken leicht,
Umsonst streckt' aus ein Kind, des Ehbetts jüngre Segen,
Den Arm und wischt den Mund, der an der Brust gelegen,
Von ihrer kuschen Milch noch feucht!

Schon vor dem Sommer Früchte geben
Sichst diese Frühlingsfreie du;
In Wort und Werk' dem Himmel schweben
Die Wägen ihrer Reife zu.
Und du gebeutst dem Tod, dem Diener deiner Gnade:
Von meiner Herrlichkeit in einem Strahl sie habe,
Daß sie der Durst verzehr' nach meines Himmels Gluth.
Der Tod gehorcht und beugt dir ihre Seel' getragen,
Wie eine Flammenzung' der Wind fasst weg im Jagen
Von lohenden Altäre Gluth.

Gott! dein ist dieß Gesetz, das schwere!
Wie macht es bluten unsre Herz!
In welche Einsamkeit und Leere
Schleudert uns dieses Schicksals Schmerz!
Ob du, Verborgner, wohl von neidscher Liebe glühest,
Daß ihren schönsten Schmuck der Erde du entziehest?
Thut uns das Beispiel nicht, die Leuchte nicht uns noth?
Thut's noth nicht, wenn's dein Aug', o Gott! das makellose,
Mit Abscheu nicht soll schaun, daß eine heil'ge Rose
Duchduftete dieses Grab voll Tod?

Der Thymian war sie auf den Hügeln,
Dran's Morgenroth hat seine Lust,
Der fächelnd mit den würz'gen Flügeln,
Mit Balsam labte unsre Brust.
In der befleckten Welt glich ihr Rubinmund Reichen,
Feischen, ganz unentweiht von unsern Sünden, weichen
In himmlischem Wohllaut dein göttlich Wort entquoll.
Ich selbst, wie oft hab' ich, wenn ich von ihr gegangen,
Wie wer im Gotteshaus gebetet mit Verlangen,
Mein Herz gefühlt von Weiheauch voll.

*) Diese vor mehreren Monaten gestorbene geistreiche und edle Dame war die Tochter der berühmten Frau von Staël.

Digitized by Google

Wer nahe ihr und hätt' nicht empfunden
In ihrer Näh' gelöscht den Brand
Der Seele, und auf heißen Wunden
Die Kühlung einer Engelshand?
An ihres Auges Licht, bei ihres Athems Wehen,
Wer fühlte nicht, o Freund, sein steinern Herz zergehen,
Und sprach nicht bei sich selbst, wenn er vernahm ihr Wort,
Wie der Apostel einst zum Jünger hat gesprochen:
„Spürst du, mein Herz, in dir nicht etwas brennend pochen,
Was gern in Wohlduft zöge fort?"

Sie war an einem Tag festlicher Lust geboren,
Von einer hohen Frau, vom Sehergeist erkoren,
Die Liebe, das Genie begrüßten sie mit Lust;
Ihr kühner Schwung verrieth, von schönem Maaß gehütet,
Daß sie im Adlerhorst die Mutter ausgebrütet
Und unter einer Feuerbrust.

Herüber übers Grab war noch der Mutter Lieben,
Ihr edler Seelenschwung der Tochter auch geblieben,
Die Gipfel liebte sie, den freien Horizont;
Der Trieb ihrer Natur hob sie zu kühnen Höhen,
Wo große Geister gern die Schöpfung vor sich sehen,
Von mildem Glaubens Licht' besonnt.

Brach nur ein einzig Wort ihrer Gedanken Siegel,
So stiegen himmelan sie mit entbundnem Flügel,
Bis wo zum Höchsten auf sich die Betrachtung schwingt;
Ihr Auge blitzte wie im Stahl der blanke Ritter,
Und ihrer Stimme Ton war wie das Klaggezitter,
Welches aus Zions Harfen klingt.

So stieg sie auf bis wo dem Blicke ganz entschwindet
Die Seele, die mit Gott in Andacht sich verbündet,
Und mit des Glaubens Ring des Todes Netz durchbricht;
Mit einem Zweig kam sie zurück, wie Noahs Taube,
So daß beschämt, gestärkt sich sah der schwache Glaube,
Der sprach: ein Ufer gibt es nicht!

Die Lieb' entführte sie und brachte sie uns wieder;
Nicht bückte sie zum Boden der Welt sich dürstend nieder,
Nicht nähren wollte sie sich mit dem irdschen Brod;
Den Kindern, deren Mund ihr gab den Muttersamen,
Wollte sie zeigen nur unter dem bittern Samen
Das Senfkorn, das zum Heil ist noth.

Das Korn, das, wie das Huhn auf magerm Grund das Weizen-
Oder das Hirsenkorn sucht, sie allein konnt' reizen
In suchen immerdar, Herr! das war dein Gebot!
War der verborgne Sinn des heil'gen Buchs, daß Schweigen
Redet so laut, daß Geist gibt's Leben dem zu eigen,
Weichem der Glauben ist sein Brod!

* * *

Der Welt, der von Bewunderung vollen,
Die drängend das Geleit ihr gab,
Gleichwie ums Schiff die Wogen rollen,
Es tragend jetzt, und bald sein Grab;
Des überläst'gen Ruhmes Banden,
Die unablässig sie umwanden,
Entfloh sie, andrem Schatze hold;
Dem Aug' der Freundschaft, treu ergeben,
Die staunend leuchten sah ihr Leben,
Demüthig in des Leuchters Gold;
Der Wellen ungewissem Schwanken,
Wo sie der Stürme wilde Wuth
Trieb auf der Welt treulosen Planken,
Bei unsere Blitze fahler Gluth;
Den Donnerkeilen, die Schiffstrümmer
Häufen an unsern Ufern immer,
Von dem was groß und herrlich war;
Den aus dem Volk entstiegnen Wettern,
Welche mit ihrem Zorn zerschmettern,
Wer nicht bringt huld'gend Opfer dar:

Entfloh sie, träumrisch hin sich gebend,
Jener gottinn'gen Sehnsucht Zug,
Die Stille schafft, zu hören strebend
Durchs Firmament des Engels Klang;
Dank Christo, ihrem kost'gen Retter,
Schritt stark dahin sie überm Wetter,
Nicht ward ihr Fuß des Strauchelns Raub;
Sie, himmlisch schon verklärt auf Erden
Zeigte in Werken und Gebärden
Nur Gott, und schwebt' empor vom Staub.

Wie sie des Höchsten Geist erfüllte!
Wie sie die hehre, heil'ge Scham
Mit lieblichem Gewand umhüllte,
Sie wie ein Seraphsglanz umschwamm!
Wie die unheiligen Gedanken
Vor ihrer Schönheit Strahl versanken,
Schüchtern und ihres Nichts bewußt!
Wie fern die heil'ge Flamme wehte
Von dieser Seele, voll Gebete,
Die Asche der unkeuschen Lust!

* * *

Dein Lieben ist, o Gott! in allem reinen Lieben!
Liebe zu Kindern, dran wir Christenliebe üben!
Auf ihr verwundet Herz dieß Oel: der Glaub' an dich!
Das Geistalmosen, das verweigert Keinem sich!
Die Brodvervielfachung, in Hungersnoth sie labend;
Die Unterredungen, die tröstenden, am Abend,
Wo der Gedank' an dich heilt der Verbannung Schmerz.
Seelen sich im Gebet, im beünstigen, begrabend,
Wie jener König mit dem Seherherz!

Digitized by Google

In solcher strenger Lust verbrachte sie die Nächte —
O daß ein Engel, der sie sah, mir Kunde brächte!

Geweihte Vögel, kommt 's zu sagen,
Speelinge aus dem heil'gen Hain,
Welche mit tiefmeled'schen Klagen
Schläfern des Jordans Wellen ein!

Ihr heil'gen Tauben seiner Waiden,
Die ihr die Füßchen aufwärts zogt,
Dem Hirten, hütend auf den Weiden
Die Lämmer, auf die Schulter flogt.

Vögel, die sich im Laub verstecken,
An des geweihten Sees Saum,
Die mit den weißen Flügeln decken
Den Oel- und Therebinthen-Baum,

Die selbst in Christi Todesnöthen
Bei seinem Rufe nicht gefehlt,
Und Euer schwermuthsvolles Flöten
Dem Angstschrei deß am Kreuz vermählt:

Welche Botschaft von Liebesworten,
Von süßer oder teur'ger Fracht,
Von heil'gen Flüssen oder Orten
Habt dieser Schwester ihr gebracht?

Sprecht, welche heilige Gedanken
Unter dem Baume der Passion,
Sprecht, welche Thränen, die da sanken
Hin in den Staub der Stadt Zion:

Ihr zu den Wurzeln habt getragen
Des Gartens, heil'ger Leiden voll,
Den Teichen, wo in alten Tagen
Die Thräne Jesu niederquoll?

Es nahmen eines Tags die Tauben zum Gestade
Des ew'gen Lebens mit die Schwester, reich an Gnade,
Zu kosten dort, o Herr! des Himmels süßes Glück;
Dort ruhte sie, bedeckt von mystischen Rosenbüschen,
Die in Siloahs Fluth der Wurzeln Fuß erfrischen,
Und kam nicht mehr zu uns zurück!

Sie ist nicht mehr; der Tag ob ihrem Tod erblaßte;
Wie öd' ist nun der Ort, wo sie so viel umfaßte!
Des Gatten Haus, wo sie einst ihre Kinder sängte,
Des Tempels heil'ge Statt, wo sie die Kniee beugte!
Kerker die ihr dem Gold der Edeln euch erschloßt!
Des Elends Pforten, wo als Rett'rin sie sich zeigte, —
Von wannen soll Euch kommen Trost?
Und wir, die Freunde, was thun in den Finsternissen
Wir, denen unsre Leuchr' entrissen?

Erfüllen wir die Luft mit unserm Leid und Sehnen?
Baden wir unser Haupt mit Asche und mit Thränen?
Tränken wir unser Herz vom Born des Jammersee's?
Gleich denen, deren Kelch von Hoffnung ist entleeret,
Denen nicht mehr das Salz der Weihe ist gewähret
Unter das Wasser ihres Wehs?

Nein! Der Unsterblichkeit durchsicht'gem Feierkleide
Wär' unsers Auges Naß nur Makel und zum Leide,
Durch Thränen wird dem Tod Heil'ger sein Glanz geraubt;
Wenn seine reife Frucht Gott pflückt vom Baum des Lebens:
Wem ziemt der Neid, wem ziemt der Schmerz des Widerstrebens?
Wem ist zu weinen da erlaubt?

Nein, nein! erweitern wir die Schwingen unsrer Seele,
Zu lieben jetzt den Geist, wie auch die Frau uns fehle!
Kinder, Freund' und Gemahl vom Klagen Euch erhebt!
Sie, deren Schatten jetzt durchbrach der Erde Schranken,
Sie wird für unsern Geist zum heiligen Gedanken,
Durch den zu Gott die Seele schwebt!

* * *

Wie so schön wird seyn das Leben,
Brüder, in der Seel'gen Chor,
Wohin sie, die noch in unsern
Herzen lebt, uns zieht empor!
Wo in Glorie sich vermählen,
Wie am Denkmal solcher Seelen,
Liebe, Schönheit, Geisteskraft,
Diese drei erhabnen Wesen,
Die, Dreieinheit! du erlesen,
Bilder deiner Eigenschaft!

Dort sind jene flücht'gen Seelen,
Die, weil höher sie ihr Flug
Fortreißt, hier nicht rastend, unsre
Wellen kaum berühret im Flug!
Jene herelichen Naturen,
Die mit glänzend raschen Spuren
Blitzgleich unsre Nacht erhellt;
Dort die Kinder und die Frauen,
Blumen auf den ird'schen Auen,
Deren Blüthe duftend fällt.

Ja! zu lächelt Ihr vereint dort,
Denen, die Euch suchen hier;
Noch im Himmel um die Erde
Zarte Sorgen fühlet Ihr!
Ich seh' Beste dich der Mütter!
Seh sie — o wie schmeckt so bitter
Mir mein Lebenskelch davon! —
Blüth', entrafft von meinem Stengel,
Die im Geist mir lebt als Engel,
Und mir winkt an Gottes Thron!

Digitized by Google

Ihr Erscheinungen vom Himmel,
Die ihr wieder dann versinkt,
Die ihr uns begrüßt von oben,
Wie die Lieb' der Liebe winkt!
Ihr begrabnen Seligkeiten
Unterm Hügel trübster Zeiten,
Die einst neues Seyn verklärt:
Stern' in Nacht des Grams, der Sünden!
Sterben wie um sie zu finden'
Erben wir der Reinen werth!

* * *

Einst sagte sie zu mir mit ernstem, frommem Munde:
Die Welt hat Einen Ton, der Ruhm währt Eine Stunde —
Hängt Eure Harfe auf am heiligen Altar!
Ein schmelzend Echo der prophetisch hehren Klänge
Singet der jüngern Welt die ewigen Gesänge,
Ist Gott denn Gott nicht immerdar?

Zu feiern deine Ehr' hab' ich ihr, Herr, geschworen;
Doch die Erinnrung ging im Lebenssturm verloren;
Der Strom der Welt hat aus in mir gelöscht ihr Wort;
Und meines Herzens Herd, sonst deinen Flammen offen,
Hab' ich Vergeßlicher genährt mit ird'schen Stoffen,
Statt daß dein Weihrauch braunte dort.

Und jetzt komm' wieder ich wie jene heil'gen Frauen,
Die Weihrauch brachten dar fern von Samariens Gauen,
Und fanden todt, durch den erweckt ward Lazarus!
Zu opfern auch dem Herrn in Demuth meine Gabe,
In diesem Klagelied, das niederfällt zum Grabe,
Wie eine Thrän' auf seinen Fuß!

Der Fürst von Talleyrand.

(Schluß.)

„Der Augenblick kam, wo das Werk der großen Revolution von 1789 sich vollenden sollte. Eine Regierung mußte geschaffen werden, welche sich die verschiedenen Principien der vorangegangenen aneignete, aber sich von ihren Leidenschaften frei erhielt; welche von 1789 die Freiheit und Gleichheit ohne die Anarchie, von 1800 die Ordnung ohne die Willkür, von 1814 den Frieden ohne die Furcht entlehnte, von der Vergangenheit eine Dynastie, welche die nationale Weihe erhielt, von der Gegenwart ihre Ideen, welchen eine einsichtsvolle Leitung und Richtung gegeben werden mußte. Dieß mußte das Ziel, die Bedingung, die Regel und die Kraft von 1830 ausmachen. Talleyrand trat der neuen Regierung bei. Den Frieden nützlich erachtend für den regelmäßigen Fortschritt der neuerstandenen Freiheit, trug er kräftig zu seiner Erhaltung bei, als französischer Gesandter in England, zwischen welchem Land und Frankreich er eine enge Allianz stiftete, welcher Spanien und Portugal beitraten. Dann trat er für immer von der Bühne der Welt ab, und beschloß in dem friedlichen Heiligthum der Wissenschaft ein ereignißreiches, von den Revolutionen vielbewegtes Leben. Er starb im 84sten Jahre.

„Mit ihm schied ein kräftiger Geist, einer der glänzendsten Reste des alten französischen Geistes, die letzte große Berühmtheit der Revolution. Viel verdankte er seiner Herkunft, noch mehr sich selbst. Da von Jugend an der Ehrgeiz ihm Aussichten eröffnet hatte, und ihm als Haupthülfsquelle blieb, gewöhnte er sich, die moralische Regel dem politischen Nutzen unterzuordnen. Er richtete sich durchaus nach dem Calcul seines Geistes. Er bequemte sich herrschenden Wünschen, er war nachgiebig gegen gebieterische Verhältnisse. Er gesellte sich den verschiedenen Gewalten bei, aber er band sich nicht an sie; er diente ihnen, aber er weihte sich ihnen nicht ganz. Er zog sich zurück mit dem Glück, was bei den Regierungen gleichbedeutend ist mit der Klugheit und Weisheit. Dann sich zurückziehend, hatte er das große Verdienst, etwas früher vorauszusehen, was bald nachher alle Welt wollen mußte, und dann mit Entschlossenheit handeln zu können, nachdem er mit Geduld zugewartet hatte. Er verlor gern Zeit, um desto besser die Gelegenheit zu erfassen, überzeugt, daß der natürliche Lauf der Dinge die Gelegenheit besser darbietet, als der Verstand sie zu erdenken, der Wille sie zu schaffen vermöchte.

„Er that Niemand ein Leid. Er gebrauchte gegen seine Gegner nur die Waffen witziger Worte und Einfälle. Er unterhielt vieljährige Freundschaften, und Alle, die in seine Nähe kamen, wurden durch seine Grazie angezogen, durch seine Güte gefesselt. Er beurtheilte Alles mit dem feinsten Sinn; er erzählte gern, und seine Erzählungen hatten so viel Reiz, als seine Worte Berühmtheit erlangten. Sein Angesicht, das bei allen Ereignissen unbeweglich blieb, der Blick, welchen das Glück nicht zu verstören vermochte, belebten sich, wenn er von den schönen Tagen des 18ten Jahrhunderts und den großen Arbeiten der constituirenden Versammlung sprach. Wie die große Generation, der er angehörte, liebte Talleyrand aufrichtig sein Vaterland und bewahrte immer seine Anhänglichkeit an die Ideen seiner Jugend, an die Grundsätze von 1789, die bei ihm allen Wechsel der Ereignisse und des Glücks überlebten. Er unterhielt sich im Gespräch ohne allen Zwang über die Regierungen, denen er gedient und die er verlassen. Er sagte: nicht den Regierungen habe er gedient, sondern dem Lande, unter der politischen Form, die ihm im Augenblick die angemessenste geschienen, und nie habe er das Interesse Frankreichs dem Interesse eines Machthabers opfern wollen.

„Diese Erklärung gab er von seinem politischen Benehmen und seinen Metamorphosen. Aber immerhin, welche Dienste man auch seinem Vaterlande mag leisten können, wenn man jederzeit sein Benehmen nach den Umständen einrichtet, ist es doch besser, in einer langen Revolution nur Eine Sache gehabt, und nur Eine Rolle in der Geschichte würdig und edel ausgefüllt zu haben." — —

Digitized by Google

Diese Skizze und Charakteristik kann man als ein Gegenstück betrachten zu dem in derselben Zeitschrift (Revue des deux Mondes), vor vier Jahren erschienenen Aufsatz über Talleyrand (Le Prince) aus der Feder von George Sand, welcher ebenso geflissentlich das Ungünstigste, wie der vorliegende das Günstigste an Talleyrand hervorhebt. Im Sinn der G. Sand hat auch ein junger deutscher Autor ein Charakterbild des vielbesprochenen Mannes geliefert, worin er als Eidbrüchiger, Wüstling, Spieler und Witzling und als eine Art von glücklichem politischem Abenteurer figurirt, dagegen der von Mignet verfolgte und offen gelegte historische Faden im Leben des höchst bedeutsam in die Geschichte eingreifenden Politikers vor Witzen, Antithesen und Invectiven fallen gelassen und übersehen wird. Man kann Niemand die sittliche Indignation über viele Seiten in Talleyrands Handlungsweise und Leben verargen, aber der Witz ist gegen Talleyrand, der alle Welt überwitzt (outwitted) hat, eine stumpfe Waffe, und weit mehr verdient der Historiker Mignet unsern Dank für sein Bestreben, uns die Consequenz in den Handlungen seines Protectors nachzuweisen und anschaulich zu machen, wenn schon ihm dieß nicht durchaus gelingt, und er selbst dieser Art von Consequenz und System das Urtheil zu sprechen nicht umhin kann. Aber es ist nicht zu übersehen, daß Mignet, seinen Helden ganz als Politiker und als Mann des Calculs betrachtend, uns zu wenig von seinen Motiven und Interessen als Mensch, von seiner innern Persönlichkeit, nichts von seiner Aussöhnung mit der Kirche gesagt hat, und denjenigen nicht befriedigt, der die in der Geschichte auftretenden Männer nicht bloß als Acteurs im Drama der Zeit, sondern auch als Charaktere betrachtet und studirt, und mit dem historischen Interesse auch ein psychologisch-moralisches verbindet.

Charles Dickens (Boz)

und der englische humoristische und komische Roman.

(Fortsetzung.)

Hinwieder ist er in Beschreibungen oft sehr glücklich; nichts z. B. kann trefflicher seyn als die Schilderung von Pickwicks Schleifen auf dem Eis.

„Mr. Pickwick zögerte, bedachte sich, zog seine Handschuhe aus und legte sie in seinen Hut, nahm zwei oder drei kurze Anläufe, wurde dann eben so oft wieder scheu, nahm am Ende doch einen neuen Anlauf und — schliff langsam und ernsthaft die Schleifbahn hinunter, seine Füße etwa eine und eine viertel Elle auseinander, unter dem fröhlichen Jauchzen aller Zuschauer.

„Jetzt fing Wardle wieder an und dann kam Mr. Pickwick, und dann Sam, und dann Mr. Winkle, und dann Bob Sawyer, und dann der fette Knecht, und dann Mr. Snodgras, alle einander dicht auf den Fersen folgend, und mit solcher eifriger Hast hintereinander her rennend, als ob alle ihre künftigen Lebensaussichten von dieser ihrer Kurzweil abhingen.

„Es gab nichts Interessanteres, als die Art zu beobachten, wie Mr. Pickwick seinen Antheil an der Ceremonie vollzog; die quälende Spannung der Angst zu beobachten, womit er die ihm folgende Person ansah, welche ihm immer näher kam und ihn niederzuschleifen drohte, zu sehen, wie er allmählich die kümmerlich aufgebotne Kraft verwendete und verlor, mit der er sich in Bewegung gesetzt hatte, und sich allgemach auf der Schleifbahn umkehrte, so daß er das Gesicht dem Ausgangspunkt zu richtete; das muntre Lächeln zu sehen, welches auf seinem Antlitz sich lagerte, wenn er die Entfernung zurückgelegt hatte, und die Lebhaftigkeit, womit er sich umdrehte, wenn dieß geschehen war, und seinem Vorgänger nachlief in seinen schwarzen Gamaschen lustig durch den Schnee trippelnd, und seine Augen durch die Brille hindurch glänzend vor Lust und Heiterkeit; und wenn er niedergeschliffen wurde (was im Durchschnitt je bei der dritten Tour geschah), so war es der ermunterndste Anblick, den man sich nur ersinnen kann, zu sehen wie er Hut, Handschuhe und Taschentuch wieder zusammenlas, mit glühendem Gesicht, und seinen Platz in der Reihe wieder einnahm, mit einem Eifer und Enthusiasmus, den nichts niederschlagen konnte."

Diese Scene, mit allem Zugehör, ist dem geistigen Auge zur lebendigsten Anschauung gebracht, ohne die Hülfe von Phizs versinnlichender Skizze; aber der Erfolg mancher andern Stellen ist großentheils der Geschicklichkeit dieses Künstlers in Veranschaulichung derselben zu verdanken. In der That, nur eine schwache Vorstellung könnte man sich bilden von dem äußern Menschen des großen Pickwick selbst aus den im Text hin und wieder zerstreuten Andeutungen: nämlich daß er knappe Beinkleider, Gamaschen und eine Brille trug. Der Grabstichel, nicht die Feder ist es, der die lebendige Anschauung vervollständigt, die wir allerdings von seiner persönlichen Erscheinung haben; und wie mager und zahm würden, ohne jenen, Situationen seyn, wie die, wo man ihn überrascht, wie er Frau Bardell in seinen Armen hält, oder wo er durch die Bettvorhänge nach der Dame in der Herberge schielt! Ein noch schwererer Vorwurf als selbst der Mangel an Anschaulichkeit und Individualisirung liegt vor gegen Dickens als Schilderer und Portraitmaler: er bequemt sich zu oft dazu, ein Nachahmer zu seyn, und zeigt sich meist bei solchen Gelegenheiten seinen Vorbildern sehr untergeordnet. Wir wollen nur hinweisen auf die Schilderung, welche W. Irving in seinem Skizzenbuch von einem englischen Postkutscher gibt, und die parallelen Abschnitte bei Dickens; man wird weder die Nachahmung, noch auch das verkennen, daß der letztere sein Vorbild keineswegs verbessert hat. Die Wahrheit ist indessen, daß die alte Race der Kutscher auf die Neige ging, als W. Irving England zuerst besuchte, und vor Dickens' Zeit ganz ausgegangen war. Daher war Dickens nicht glücklich, wo er zu beschreiben unternahm, was er nicht gesehen hatte.

Was ist denn nun aber, kann man mit Recht fragen, wenn er weder in der beschreibenden Erzählung noch in der Charakterschilderung ganz vortrefflich ist — was ist denn das Talent oder die Eigenschaft, die diesem Autor eine so beispiel-

Digitized by Google

lose Popularität verschafft hat? Unsers Erachtens hat er sie erlangt und wohl verdient dadurch, daß er der Erste war, welcher die reichen und mannichfachen Schätze von Witz und Humor verwendete und sich zu nutze machte, die unter den niedern Classen der Hauptstadt sich finden, deren Sprache bisher verachtet war als ein armseliges, kahles, zerstückeltes, reizloses und beinahe unverständliches Rothwelsch, aller Empfindung, Phantasie und Kraft entbehrend.

Die Edgeworths, Vater und Tochter, haben in einem gemeinschaftlichen Aufsatz über irische Bulls *) deweisen wollen, daß die Irländer nicht mehr Bulls machen, als andre Nationen, und haben ohne Frage dewiesen, daß sie deren so viele machen, als alle andre Nationen zusammengenommen; sie rühmen gar sehr deren bilderreiche und ergreifende Ausdrucksweise, wovon sie Proben mittheilen; aber wir glauben, daß die niedern Volksclassen in London ihnen wenig nachgeben. Die Proben davon würden in den Polizeiberichten und Gerichtsverhandlungen im Ueberfluß zu finden seyn. Wie hübsch sind z. B. folgende Ausdrücke: „Harry, guter Freund," sagte ein Schuhflicker zu einem reisenden Schneider, „könnt Ihr mir einen Shilling leihen?" — „Meiner Seele," antwortete der Ritter von der Nadel, „ich habe nicht so viel bei mir, um den Zoll an einem Thorhäuschen für einen Besenstiel zu bezahlen;" — „Ned," sagte ein Kärrner zum andern, als sie einen Krug Porter ausstachen, wollt Ihr nicht ein Stück von diesem Laid?" — „Ich habe gar keinen Hunger." — „Ey, nehmt ein Stück davon, es ist gut." — „Nun, wenn ich es thue, so sey es nur so viel wie das Knie einer Biene." — Bei dem Brand der Parlamentshäuser sagte ein Mensch aus dem Volk: „Beim Himmel, Jack, das Feuer löschten sie nicht aus, wenn sie die ganze Themse darüber schütteten wie einen Sack voll Erdbirnen."

Solche und ähnliche Fälle lassen vermuthen, daß Mr. und Miß Edgeworth ihre Behauptungen etwas zu rasch hinstellten; aber Dickens war es vorbehalten, die Rechtfertigung unsrer Nationalehre in dieser Beziehung zu vervollständigen, und diese Aufgabe hat er höchst befriedigend gelöst; denn er hat Sam Weller allein mit so viel köstlichem Humor, mit so anschaulichen Bildern und einer so ausdrucksvollen Sprache auszustatten gewußt, daß ein halb Duzend der gescheidtesten Schuhmacher in Dublin oder die trefflichsten Landstreicher in Edgeworthstown versorgt werden könnten. Auch scheint er uns nicht viel von eigner Erfindung zur Verschönerung der Redeweise dieses allgemeinen Lieblings hinzugethan zu haben; im Gegentheil, die meisten von Sams Wendungen und Redefiguren werden augenblicklich erkannt werden von jedem, der dem unter den durch ihn repräsentirten Classen üblichen Styl des Redens und Denkens Aufmerksamkeit gewidmet hat. Sams erstes Auftreten als Schuhputzer liefert ein Beispiel:

„Auf ein lautes Klingeln einer der Glocken folgte die Erscheinung einer flotten Zimmermagd auf der obern Galerie der Schlafzimmer, die, nachdem sie an eine der Thüren gepocht und von innen einen Auftrag erhalten, über die Brüstung herunter rief:

„Sam!"

„Halloh," antwortete der Mann mit dem weißen Hut.

„Nummer Zweiundzwanzig verlangt seine Stiefeln."

„Fragt Nummer Zweiundzwanzig, ob er sie jetzt haben will, oder warten bis er sie bekommt," war die Antwort.

„Ey, seyd doch nicht närrisch, Sam," sagte das Mädchen schmeichelnd, „der Gentleman will seine Stiefeln jetzt gleich haben."

„Nun, Ihr seyd doch ein hübsches junges Frauenzimmer für eine musikalische Gesellschaft; ja das seyd Ihr," sagte der Stiefelputzer. „Da seht einmal diese Stiefeln an — eilf Paar Stiefeln, und ein Schuh, der Nummer sechs gehört, mit dem hölzernen Bein. Die eilf Paar Stiefeln wird man um halb neun Uhr verlangen, und den Schuh um neun Uhr. Wer ist denn Nummer Zweiundzwanzig, der die andern alle zurückdrängen will? Nein, nein! Alle der Reihe nach, wie der Henker sagte, als er die Männer aufknüpfte. Thut mir leid, Sir, daß ich Euch warten lasse, werde Euch aber sogleich aufwarten."

Mit diesen Worten machte sich der Mann mit dem weißen Hut mit verstärktem Eifer an einen Stulpenstiefel.

Jetzt ertönte ein neues Klingeln; und die lärmende alte Wirthin vom weißen Hirsch erschien auf der Galerie gegenüber.

„Sam," rief die Wirthin — „wo ist der müßige, faule — ey, Sam — ha, da seyd Ihr; warum gebt ihr keine Antwort?"

„Wäre ja unhöflich zu antworten, eh' Ihr mit Sprechen fertig seyd," antwortete Sam griffig.

„Da, putzt die Schuhe für Nummer fünf im Augenblick, und bringt sie in das Privatzimmer Nummer fünf, ersten Stock."

Die Wirthin schleuderte ein Paar Damenschuhe in den Hof und eilte fort.

„Nummer fünf," sagte Sam, indem er die Schuhe aufraffte, ein Stück Kreide aus seiner Tasche nahm und ein Denkzeichen ihrer Bestimmung auf die Sohlen machte, „Damenschuhe und ein Privatzimmer! Ich denke sie ist nicht in dem Fuhrwagen gekommen."

„Sie ist heute Morgen früh angekommen," sagte das Mädchen, das noch über das Eisengitter der Galerie sich lehnte, „mit einem Gentleman in einer Miethkutsche, und der ist es, der seine Stiefeln verlangt, und Ihr thätet besser, sie ihm zu schaffen, und das ist Alles."

„Warum sagtet Ihr das nicht im Anfang," sagte Sam mit großer Entrüstung und holte die fraglichen Stiefeln aus dem Haufen vor ihm heraus. „Nach Allem, was ich wußte, hielt ich ihn für einen gewöhnlichen Dreipence-Mann. Privatzimmer! und dazu eine Dame! Wenn er nur entfernt etwas wie ein Gentleman ist, so ist er seinen Shilling täglich werth, ganz abgesehen von besondern Aufträgen."

„Wir begehren zu wissen," sagte der kleine Mann feierlich, „und wir richten die Frage an Euch, damit wir nicht innen

*) Ungereimte und widersinnige Ausdrücke, wie hölzernes Schüreisen. — „auf den Knieen meines Herzens," u. dgl.

Digitized by Google

Aufsehen und Argwohn erwecken, wir begehren zu wissen, wen Ihr in diesem Augenblick im Hause habt."

„Wer in dem Hause ist!" sagte Sam, dessen Geist die Insassen immer sich vergegenwärtigten mittelst des speciellen Bestandtheils der Kleidung, welcher seiner unmittelbaren Besorgung anheimfiel. „Es ist da ein hölzernes Bein in Nummer sechs, es ist da ein Paar Hessenstiefel in Nummer dreizehn, zwei Paar Halbstiefeln im Handelszimmer, es sind da diese angestrichnen Stulpenstiefel in dem Stübchen hinter dem Schenkzimmer und fünf weitere Stulpenstiefel im Kaffeezimmer."

„Sonst nichts?" fragte der kleine Mann.

„Haltet ein bißchen," versetzte Sam sich plötzlich besinnend; „ja, es ist auch noch ein Paar ziemlich abgetragner Wellingtons da, und ein Paar Damenschuhe in Nummer fünf."

Diese artige Redefigur ist im alltäglichen Gebrauch. Man kann hören, wie der Conducteur eines Omnibus in aller Ruhe dem Kutscher sagt, er müsse „zwei Elephanten und einen Maurer" aufnehmen, womit Passagiere gemeint sind, welche in den Gasthöfen mit Schilden jener Benennung logiren, und vieles Aehnliche.

Ein weiteres amusantes Pröbchen von Sams Redeweise ist folgendes. Sein Herr, Pickwick, sagt zu ihm, nachdem er sich sehr zuversichtlich über seine Aussichten im Leben ausgesprochen:

„Ihr seyd ja ein ganzer Philosoph, Sam."

„Das ist in der Familie, glaub' ich, Sir!" antwortete Mr. Weller. „Mein Vater zum Beispiel ist sehr stark in diesem Stück. Wenn meine Stiefmutter donnert und wettert, so pfeift er. Sie geräth in Hitze und zerbricht ihm die Pfeife; er geht fort und holt sich eine andre. Dann kreischt sie entsetzlich und fällt in Krämpfe; und er raucht in aller Behaglichkeit fort, bis sie wieder zu sich selbst kommt. Das ist Philosophie, Sir, nicht wahr?"

„Ein sehr gutes Ersatzmittel dafür, in jedem Fall," versetzte Mr. Pickwick lachend. „Eine solche muß Euch große Dienste geleistet haben, Sam, im Verlauf Eures unsteten Lebens."

„Dienste, Sir!" rief Sam, „ja das glaub' ich! Nachdem ich von dem Kärrner weglief und eh' ich mit dem Wagenfuhrmann einig wurde, hatte ich vierzehn Tage ungemachtes Bett und Quartier."

„Ungemachtes Bett und Quartier?" fragte Mr. Pickwick.

„Ja, die trocknen Bogen der Waterloo-Brücke. Schöner Schlafplatz das — nur zehn Minuten weit entfernt von allen öffentlichen Gebäuden und Plätzen — und nur Eine Ausstellung ist vielleicht daran zu machen, daß die Lage beinahe etwas zu luftig ist. Ich hab' da manche seltsame Anblicke gesehen."

„Ha, das will ich wohl glauben," sagte Mr. Pickwick mit der Miene großen Interesses.

„Anblicke und Schauspiele, Sir," fuhr Weller fort," die tief in Euer wohlwollendes Herz hineindringen und auf der andern Seite wieder herauskommen würden. Ihr seht da nicht die regulären Herumstreicher; verlaßt Euch darauf, die wissen etwas Besseres als das. Junge Bettler, männliche und weibliche, die es noch nicht hoch in ihrem Gewerbe getrieben, schlagen da manchmal ihr Quartier auf; aber gewöhnlich sind es die abgezehrten, verhungernden, heimathlosen Geschöpfe, die sich in den dunkeln Ecken und Winkeln der einsamen Plätze herumdrücken — arme Geschöpfe, bei denen es nicht zum Zweipfennigseil reicht."

„Ey, Sam, was ist denn das Zweipfennigseil?" fragte Mr. Pickwick.

„Das Zweipfennigseil, Sir," antwortete Weller, „ist gar eine wohlfeile Schlafanstalt, wo die Betten für die Nacht zwei Pfennige kosten."

„Warum heißt man denn aber ein Bett — ein Seil?" fragte Mr. Pickwick.

„Ey, über Eure Unschuld, Sir!" sagte Sam. „Als der Mann und das Frauenzimmer, welche die Herberge halten, ihr Geschäft anfingen, pflegten sie die Betten auf den Boden zu machen, aber dieß wollte um keinen Preis gehen, weil die Schlafgäste, statt sich mit einem mäßigen Schlaf, zwei Pfennige werth, zu begnügen, den halben Tag da zu liegen pflegten. So haben sie jetzt zwei Seile, ungefähr sechs Fuß weit auseinander, und drei über dem Boden, welche gerade durch das Zimmer gehen, und die Betten, welche aus Stücken und Gurten von grober Sackleinwand gemacht sind, sind quer darüber gebreitet."

„Nun?" sagte Mr. Pickwick.

„Nun," sagte Mr. Weller, „das Vortheilhafte dieser Einrichtung ist einleuchtend. Um sechs Uhr jeden Morgen lassen sie die Seile an einem Ende schnappen, und alle Schlafgäste purzeln herunter. Die Folge ist, daß sie, da sie gründlich aufgewacht sind, sehr geruhig aufstehen und ihres Weges gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Vernon Harcourt.

Die Lehre von der Sündfluth.

Dieß neuestens in London erschienene zweibändige Buch führt noch den weitern Titel: „Wodurch die Erzählung der Schrift geeechtfertigt wird gegen die neuerdings von geologischen Speculationen dagegen erhobnen Zweifeln." Eine englische Beurtheilung sagt Folgendes darüber: „Ein französischer Schriftsteller definirt die Etymologie als die Wissenschaft, in welcher die Consonanten wenig und die Vocale gar nichts gelten; und dieß Princip ist im vorliegenden Buche im weitesten Umfang geltend gemacht. Kein Waidmann kann eine größere Freude an der Jagd haben, als Hr. Harcourt an der Jagd nach Wurzelwörtern. Wenn die Spur plötzlich verloren geht in der hebräischen Sprache, so ertappt er sie wieder in der koptischen, und mit lautem Geschrei geht

Digitized by Google

er seinem Opfer nach, bis er es endlich in der phönicischen erlegt, nach einer Reihe unglaublicher Sprünge über alle möglichen Hindernisse der Vernunft und Wahrscheinlichkeit. Wir bedauern, daß diese Monomanie, wenn wir es so nennen dürfen, ein sonst tüchtiges und belehrendes Buch entstellt. Ein großer Theil des Werks hat zur Aufgabe den Versuch, die Fabeln der heidnischen Mythologie bis auf das Zeitalter Noahs zurück zu verfolgen; und in der Verfolgung dieses Plans, obgleich die Sache selbst nicht viel Werth hat (?), bringt der Verfasser einen Schatz wichtiger Materialien bei, welche ausnehmend fruchtbar für andre Zwecke benützt werden können. Der Theil des Werks, welcher beweist (?), daß die Sündfluth ein Vorbild des christlichen Sacraments der Taufe gewesen, und auf eine Erörterung des Wesens der Wiedergeburt eingeht, zeigt große Gewandtheit und Stärke im Räsonnement und ein richtiges Urtheil; und steht in merklichem Contrast zu dem unvernünftigen und ausschweifenden Ton der etymologischen Deductionen," — dann wird eine Probe gegeben, womit wir unsre Leser nicht behelligen wollen, worin eben jene typische Bedeutung der Sündfluth sehr gelehrt und mystisch dargethan werden soll, und der Schluß der Anzeige lautet: „Endlich fühlen wir uns noch verpflichtet, ein Wort zu Gunsten des Geistes zu sagen, in welchem das Werk geschrieben ist. Wir gehören nicht zu der Classe von Menschen, welche gern über die Armuth und Schwäche der menschlichen Vernunft sich auslassen, welche gern ihre Anwendung untersagen möchten auf jene erhabnen Gegenstände, die ihre höchsten Kräfte in Anspruch nehmen und es für Anmaßung halten, auch nur eine Vermuthung zu wagen über jene dunkeln aber wichtigen Punkte, welche für die edelsten Fähigkeiten des Geistes ein würdiges Ziel des Strebens ausmachen. Der Mensch ist ja doch um ein Weniges nur niederer als die Engel. Dabei aber sind wir noch weniger mit denen einverstanden, die, wenn die Schlüsse unsers beschränkten Verstandes im Widerspruch zu stehen scheinen mit den Offenbarungen der unendlichen Weisheit, die Schrift der Vernunft anzupassen suchen, statt umgekehrt die Vernunft der Schrift; und wir fürchten, daß die Gesinnung, welche Religion und Wissenschaft entzweien möchte, indem sie die Interessen der letztern als die höchsten und wichtigsten in Schutz nimmt, nur zu sehr hervorsteht ist. Die Wissenschaft muß immer der Religion dienen; und in ihren Bestrebungen, sich unabhängig zu machen, wird sie der einzigen gewissen Bürgschaft der Wahrheit verlustig und zu Grunde gehen in der Anarchie und Verwirrung der ungezügelten Ideen, welche bei Entfernung aller Schranken auftauchen werden. Wenn dagegen ihr richtiges Verhältniß gewahrt wird, werden beide einander im höchsten Grade fördern und wechselseitig sich Beistand geben und empfangen; und als ein Versuch, diese Verbindung ungeschwächt zu erhalten, verdient hauptsächlich das fragliche Buch unser Lob."

Alles recht schön und gut; nur kommt es immer darauf an, was eigentlich zur Religion und zum Christenthum gehört, und darüber sind bekanntlich die Gelehrten — und die Frommen — sehr verschiedner Meinung. Deutsche Philosophen werden sich an der Barbarei der Engländer nicht wenig skandalisiren. — —

A. Nourrits Tod.

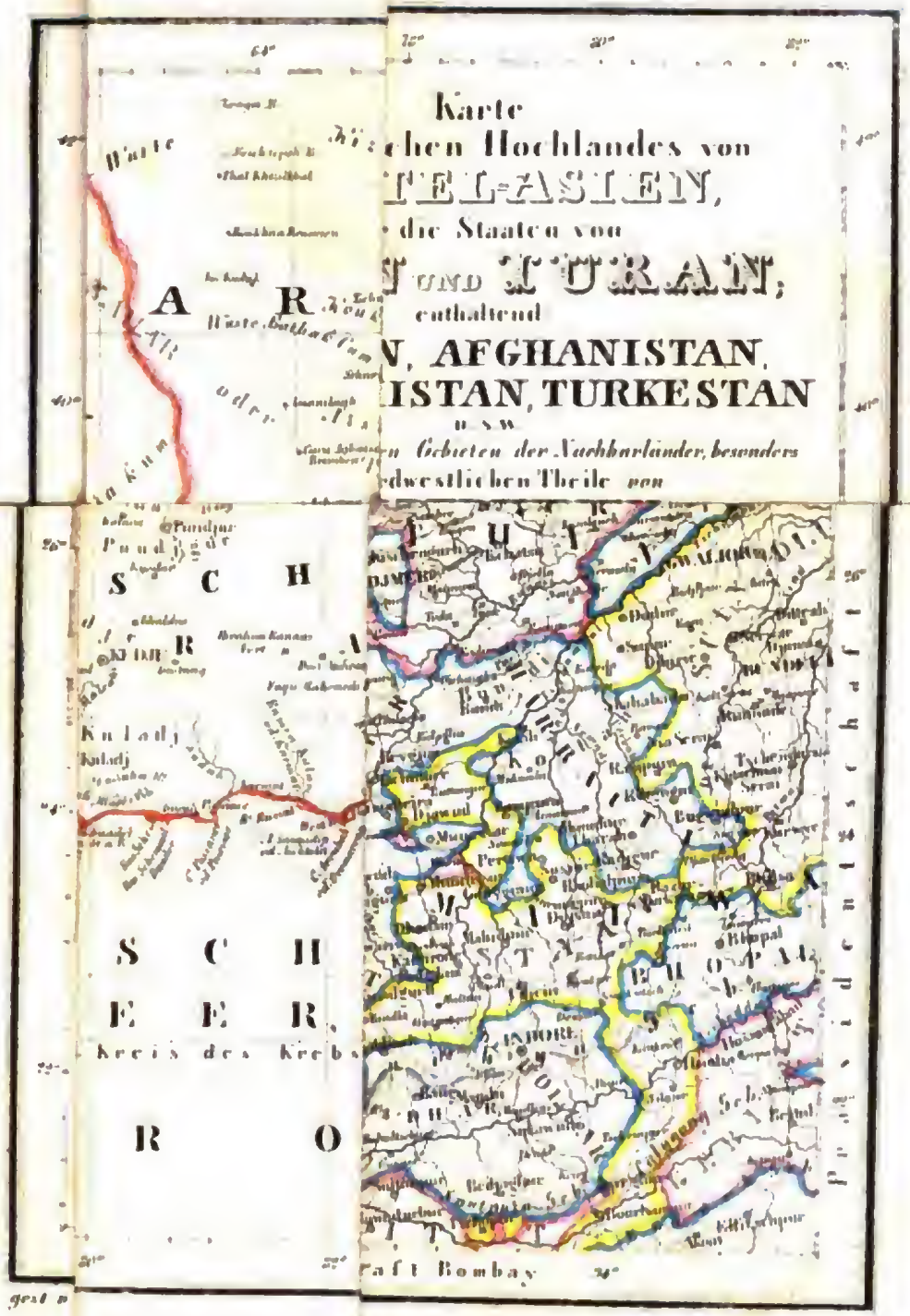
Ueber den Selbstmord dieses vielbedauerten Sängers stellt eine französische Zeitschrift folgende Betrachtung an, welche, als auf den allgemeinen sittlichen Zustand und die Stimmung in Frankreich Rücksicht nehmend, von Interesse ist.

„Die da sagen, ein Sänger, der sich den Tod gebe, weil man ihn ausgepfiffen, sey nur lächerlich, sprechen eben im Leichtsinn und Unverstand. Nicht den Rang und Stand muß man in Erwägung ziehen, sondern den zurückgewiesenen oder getäuschten Ehrgeiz, der in allen Herzen die gleichen Verwüstungen anrichtet. Ob das Ziel ernster Art ist oder nicht, das geht die Welt und die Nachwelt an, kann aber in keiner Weise die Verzweiflung dessen, der es verfehlt, mehren oder mindern. Der Komödiant leidet vielleicht so viel wie der Kaiser; denn wenigstens hat der Kaiser in der Verbannung jene stürmische Sympathie der Welt in seinen großen Leiden für sich. Aber wenn der Schauspieler seines Glücks verlustig geht, so zuckt man mitleidig die Achseln, wenn er sich tödtet, lacht man über seinen Tod. Worüber lacht man nicht? Wir gehören nicht zu denen, die gern über den Selbstmord declamiren und die Todten mißhandeln, unter dem Vorwand, den Lebenden nützliche Lehren zu ertheilen. Was heißt das, wenn man kommt und kaltblütig solche Handlungen erörtert, welche meist ohne alle und jede Freiheit und Besonnenheit vollbracht werden? Indeß ist es unmöglich, in den Ursachen, welche Nourrit zum Selbstmord trieben, den bellagenswerthen Einfluß gewisser schiefer und querer Ideen unsrer Zeit zu verkennen. Nourrit hatte einen unglücklichen Hang zu den philosophischen Ideen, deren Opfer er mit seiner glühenden, großmüthigen, schwärmerischen aber schwachen Natur früher oder später werden mußte. Alle neuen Theorien und Doctrinen nahm er ohne Mißtrauen, ohne vielmehr ohne Kritik, an, wenn sie nur zu seinem edeln Herzen von Tugend und Menschheit sprachen. Daher gewisse Ideen, die er auf seine Kunst, auf seine Mission, wie er sich ausdrückte, anwendete; und so mußte er leben und streben, indem er Alles steigerte und übertrieb. Da er sich einbildete, ein soziales Werk zu leisten, wenn er in der Stummen von Portici oder in Robert der Teufel auftrat, betrachtete er sich, sobald seine Stimme oder der Erfolg ihm versagte, nicht mehr als würdig unter den Menschen zu leben; alles das in der Großherzigkeit seiner Seele! und doch hatte er gegen die Gesellschaft außerhalb des Theaters ernstere Pflichten zu erfüllen: er war Familienvater! Dahin kommt man mit jenen erbärmlichen Theorien, die nur dienen den Stolz zu befruchten! Jeder glaubt sich zur Regenerirung der Welt berufen; der Eine mit seinem Piano, der Andre mit seiner Stimme; denn bei der ersten Täuschung ergreift die Leute der Schwindel und man tödtet sich. Ist es denn nicht besser, zu singen wie die Italiener, zu singen um der Musik und nicht um der Philosophie willen; weniger Kunst vielleicht, aber gewiß mehr wahre Poesie und natürliche Begeisterung zu haben, weniger Humanitarier, aber mehr Mensch zu seyn? —

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 199.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Julius 1839.

Iran.

(Mit einer Karte.)

1. Historische Rückblicke.

Iran ist der Name, unter welchem das Land vom indischen bis zum kaspischen Meer, und vom Tigris bis zum Indus im Orient bekannt ist, und der Name Persien hat bekanntlich seinen Ursprung nur darin, daß die kajanische Dynastie, welche die bekannten Kriege mit Griechenland führte, und endlich durch Alexander gestürzt wurde, ihren Hauptsitz in der Landschaft Fars aufgeschlagen hatte. Der Name Iran (Aria, Ariene) ist uralt, und noch ist es nicht gelungen, seine Bedeutung mit Sicherheit festzustellen. Ein Blick auf die Karte genügt, um die Wichtigkeit dieses Landes für die Geschichte von ganz Asien zu erkennen, und es hat auch zu allen Zeiten an allen großen Ereignissen in jenem Welttheil handelnd oder leidend Theil genommen. Ueber sein Verhältniß zu den übrigen Ländern Asiens ist schon die sagenhafte Geschichte der Pischdadier lehrreich. Sie berichtet, daß Zohak von Westen her in Dschemschids Reich eingebrochen, diesen König gefangen, mit einer Säge zerschnitten und dann 1000 Jahre geherrscht habe. Man hat nicht ohne Grund vermuthet, daß unter Zohak das assyrisch-babylonische Reich zu verstehen sey, das seine Herrschaft über die Westhälfte Irans ausdehnte, und so das Reich in zwei Theile trennte — eine Theilung, die sich nicht selten in der spätern Geschichte wiederholte.

Aber bald erhob sich das iranische Geschlecht der Kajaniden, brach das Joch und mit ihm die assyrische Herrschaft — ein Ereigniß, von dem auch die Griechen eine ungewisse Kunde in der Geschichte Sardanapals mittheilen — und nun beginnt die glanzendste romantische Epoche des Reichs von Iran, in welcher es eine Macht und einen Glanz entfaltete, wie in keiner spätern Periode. Es ist ein eigenthümlicher Umstand, daß Firdusi in seinem berühmten Buch der Könige sehr wenig von den westlichen Reichen Asiens meldet, die nach dem Sturz des assyrischen Reichs den Persern halb von selbst zugefallen zu seyn scheinen. Das Hauptinteresse seiner romantischen, doch augenscheinlich auf wahren Grundlagen beruhenden Erzählung, liegt im Nordosten Persiens, wo Iran und Turan sich bekämpfen, und Tschin (China) als dritte Macht, häufig dazwischen tritt. Man hat diese Periode der persischen Geschichte, als fast völlig fabelhaft, gewöhnlich zu sehr aus der Acht gelassen, indeß ist es höchst wahrscheinlich diese Periode, aus welcher die persisch-redende Bevölkerung am Orus und Sir bis Kokand und Fergdana hinein, die sogenannten Tadschik, später unter dem Namen Sarten, jetzt gewöhnlich Bucharen, bekannt, sich herschreibt; sie machen noch an den meisten Orten die Mehrzahl der Bewohner aus, und die turanische Bevölkerung der Turkomannen und Usbeken, ist nur wie ein leichter Ueberwurf darüber hingebreitet. Ebenso muß die kajanische Dynastie — wie auch das Völkerverzeichniß in den Keilinschriften beweist — in Afghanistan und bis gegen die Ufer des Indus hin eine ziemlich sichere Herrschaft behauptet haben, denn auch dort sind die Tadschik die Hauptclasse des Volks, die nach Malcolm, „ungeachtet aller Kriege, Revolutionen und Völkerstürme, die über Iran hinzogen, sich gleich geblieben ist." Ritter macht hiezu (Asien, Bd. VI p. 186) die umfassende Bemerkung: „so weit die Tadschik auch durch Persien, Afghanistan und Belludschistan bis zur hohen Bucharei verbreitet sind, überall haben sie einen altpersischen Dialekt beibehalten, der nicht Neupersisch, nicht Puschtu, nicht turkomanisch, aber mit allen dreien gemischt ist. Sie wurden die arbeitende Classe für alle neuern, einwandernden Dynastien, die immer als nomadische Völkerhorden und Reiterschaaren auftraten. Gegenwärtig bildet die Mehrzahl von ihnen friedliche, fleißige Landleute, die von der Bucharei durch Iran, sogar bis Anatolien und Syrien, bis gegen die Gränzen Aegyptens hin in ähnlichen Verhältnissen stehen. Sie sind weit civilisirter, einsichtiger, gebildeter und kunstreicher als ihre rohen Gebieter, für die sie arbeiten müssen, und denen sie das Viertheil oder die Hälfte des Ertrags ihrer Felder zu liefern haben. Wahrscheinlich sind sie wirklich zum Theil die im Lande gebliebenen Urperser, welche zum Islam übergingen, und noch jetzt eifrige Sunniten sind, während bekanntlich die herrschende Classe in Persien zu den Schiiten gehört."

Zu diesem Grundstamm des Volkes legte die lange, glückliche Herrschaft der Kajaniden den Grund, und als diese durch die Siege Alexanders gestürzt war, trat zum erstenmal ein Zustand ein, der in neuern Zeiten der gewöhnliche geworden ist.

Digitized by Google

Die Periode der Arsaciden, welche von mehrern Schriftstellern nicht unwahrscheinlich für Kurden *) gehalten werden, zeichnet sich aus durch Rohheit, durch Unterdrückung oder wenigstens Nichtachtung der Zoroasterreligion und ihrer Diener,**) so wie durch die Herrschaft kriegerischer Clanhäuptlinge, als deren Haupt, und nicht als der Beherrscher Irans, die Arsaciden betrachtet werden können. In Fars aber hatte sich, wie es scheint, die alte, unter den Kajaniden errungene Bildung erhalten, und von dort ging denn auch der Aufstand gegen die Arsaciden aus, die vor dem überlegenen Geiste des ersten Sassaniden und der nachhaltigen Kraft der Provinz Fars schnell das Feld räumten.

Ardeschir, der Gründer der Dynastie, den man vielleicht darum für einen rohen Krieger nehmen möchte, zeigt sich weit gebildeter, als sein Gegner, und seine innern Einrichtungen, die Macht und Gewalt, die er in die Hände der zoroastrischen Geistlichkeit legte, die Einheit des Glaubens, die er und sein Nachfolger unter manchen ungünstigen Umständen verfolgte, zeigen hinlänglich, daß es hier wirklich ein geordnetes Reich und eine bürgerliche Existenz gab, und daß die Zahl und die Kraft der ruhigen Stadtbewohner die unruhigen, wandernden Kriegerstämme überwog, wie dieß auch das fast ängstliche Festhalten an Einem königlichen Hause beweist, welches gegen die raschen Revolutionen und Dynastiewechsel der neuern Zeit auffallend absticht. Auch während dieser Periode tritt hauptsächlich nur Westpersien hervor: die Bewegungen in Mittelasien hatten schon begonnen, Iran und Turan treffen sich wieder, wie unter den ersten Kajaniden in Khoraffan und am Orus, die weit nach Osten bis Ferghana gehende Herrschaft der Perser bleibt verloren, und nur in einzelnen glänzenden Perioden, wie unter Nuschirwan, macht Westpersien seine Ansprüche auf Ostpersien bis zum Indus hin geltend. Der Hauptkampf des Reichs ist aber gegen die Römer, und bereits auch gegen die Araber gerichtet, die mehrfach mit zahlreichen Heeren in Iran einbrechen, und so das Vorspiel der Eroberung nach Mohammed bilden.

Dieß letztere Ereigniß vernichtet auf lange hinaus alle persische Eigenthümlichkeit, und bricht die Kraft des angesessenen, Ackerbau, Handel und Gewerbe treibenden Volks; die wandernden Stämme, verstärkt durch zahlreiche Araberhorden, die sich im Lande niederließen und es zum ständigen Wohnsitze wählten, gewinnen wieder das Uebergewicht. Noch bei weitem verschlimmert ward dieser Umstand durch die allmähliche Schwächung des Khalifats, das Persien gar nicht mehr schützen konnte, so daß es den Einbrüchen der Turkomanen, welche im 12ten und 13ten Jahrhundert durch die Unruhen in Mittelasien in immer heftigere Bewegung kamen, nicht mehr widerstehen konnte. So ward der Stand der ruhigen Stadtebewohner und ansässigen Landbauer in immer tiefere Knechtschaft hinabgestoßen, und der Einbruch und die Herrschaft der Mongolen vollendete, was die Horden der Araber und Turkomanen nur allzu gut begonnen hatten; die Militärkräfte des vielfach zerrissenen Iran beruhten bald nur noch auf den wandernden Hirtenstämmen von der lurischen, arabischen, kurdischen und turkischen Zunge.

Bei allem dem wirkte indeß der alte Glanz des iranischen Namens, die Bildungsfähigkeit der Bewohner, und die vorhandene Masse von geistigem Besitzthum mit solcher Kraft, daß nicht nur nach einigen Jahrhunderten die persische Literatur der arabischen den Rang ablief, die persische Sprache vom 12ten Jahrhundert an die Sprache der Bildung und der Politik vom Euphrat bis nach Indien hinein wurde, sondern auch, daß die Idee einer Einheit des persischen Reichs vom Tigris bis zum Indus nie ganz erstarb. Ein Beweis hievon mag auch darin liegen, daß einige unter dem Khalifat sich erhebende Dynastien einen großen Werth darein setzten, ihren Ursprung von alten persischen Königsgeschlechtern abzuleiten, augenscheinlich, um dadurch in den Augen ihrer Unterthanen einen höhern Glanz zu erlangen, und ihre Treue und Anhänglichkeit desto sicherer zu gewinnen. Indeß gelangte, die aus dem Sedschestan stammenden Soffariden und die dilemitischen Bujiden ausgenommen, kein eigentlich persisches Geschlecht zu Macht und Ansehen, sondern hauptsächlich turkomanische Fürsten. Diese spielen überhaupt die bedeutendste Rolle. Bei den Bewegungen in Asien bildeten turk-tatarische Stämme den Vortrab, und wurden gewissermaßen in Persien völlig einheimisch. Wie sie vor Dschengis Khan schon die Hauptmacht in Händen gehabt hatten, so auch wiederum, nachdem der Sturm unter Dschengis Khan und seinen nächsten Nachfolgern ausgetobt hatte; und dasselbe Spiel erneuerte sich nach Timurs Auftreten am Ende des 14ten und Anfang des 15ten Jahrhunderts. Nach Dschengis Khans und Hulagu's Einbrüchen sehen wir die Periode der Attabegen, wo einzelne turktatarische Hordenführer sich zum Meister in den verschiedenen Provinzen aufwarfen, und nur Laristan, wie seit alten Zeiten, ein einheimisches, persisches Geschlecht zu Fürsten hatte. Nach Timurs Tode ließ sich Alles auf dieselbe Weise an, und die Streitigkeiten zwischen den Stämmen vom schwarzen und weißen Schöps hätten ganz dieselben Zustände wieder herbeigeführt, wenn nicht der schlaue Ismael Sofi, den man nicht mit Unrecht den Gründer des neupersischen Reichs nennt, eine persische Dynastie, wenn auch mit turkomanischen Kräften, gegründet hätte.

Seit jener Zeit hat sich die Einwohnerschaft Persiens nicht wesentlich geändert, und wir wollen deßhalb eine flüchtige Skizze derselben mittheilen, weil außerdem die spätere Geschichte ein völlig unverständlicher Wechsel von Herrschern ist, in welchen man ohne Kenntniß der verschiedenen Stämme auf keine Weise den Faden heraus finden kann. Wenn seit der Mitte des 7ten Jahrhunderts Persien jeden Anstoß von dem arabischen Khalifat und seinen oft genug widerspänstigen Provincialgouverneuren

*) Malcolm hat in seiner Geschichte Persiens namentlich diese Idee aufgestellt, und wenn man die Lage ihrer Hauptstadt Rhe, den Schauplatz ihrer Kämpfe mit den Seleuciden und Römern, so wie ihre engen, bald feindlichen, bald freundlichen Verhältnisse mit dem Königreich Armenien betrachtet, so kann man nicht anders, als diese Ansicht für höchst wahrscheinlich halten. Von Ostpersien weiß man unter dieser Dynastie nichts, und in die Geschichte Baktriens, welches den bedeutendsten Theil von Ostpersien umfaßt, fängt jetzt erst an, allmählich ein Lichtstrahl zu fallen.

**) Darum fehlen auch über diese Periode so sehr die alten Nachrichten aus Pehlwibüchern, und Firdusi, der aus solchen schöpfte, ist über diese Periode am dürftigsten.

Digitized by Google

erhielt, seit der Mitte des 10ten Jahrhunderts von turkomanischen Stammhäuptlingen, die erst als Leibwachen, dann als Provincialgouverneure, endlich als unabhängige Fürsten auftraten: seit der Mitte des 12ten Jahrhunderts wiederholt von den Mongolen, so geht seit Ende des 15ten Jahrhunderts die Hauptbewegung doch wieder von Persien selbst aus; die großen Stürme von außen her haben aufgehört, eine gewisse Volkseinheit fängt an sich kund zu geben, und wenn auch viele der turkomanischen Stämme, wie z. B. das jetzige Herrschergeschlecht der Kadscharen, noch nicht persisch sprechen, auch viele Araber noch die Sprache ihrer Heimath beibehalten haben, so macht sich doch der Absorptionsproceß geltend, und man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß er in den letzten drei Jahrhunderten wesentliche Fortschritte gemacht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten von französischen Reisenden.

Hr. Fresnel ist zum Consularagenten in Mokka ernannt worden, was ihn der Localität seiner himjaritischen Studien näher bringt, so daß man die Vollendung seiner Grammatik dieses ältesten aller arabischen Dialekte, und vielleicht die Erklärung der in Südarabien kürzlich entdeckten Inschriften hoffen darf. Seine Absicht scheint zu seyn, vor Allem nach Hidschr in der Provinz Nedschd, 15 Tagereisen von Medina, zu gehen, wo sich alte himjaritische Monumente mit Inschriften und Sculpturen finden. Ueberhaupt wird der Orient gegenwärtig vielfältig von Franzosen bereist, welche Vorkenntnisse mit sich bringen, und daher hoffentlich von der Nation den bisher wohlverdienten Vorwurf, daß sie die schlechtesten Reisenden liefern, abwälzen werden. Ich meine dabei nicht die halbpolitischen, halbschöngeisterischen Reisenden, die Konstantinopel besuchen, und deren tiefe Beobachtungen man im Journal des Débats zu bewundern Gelegenheit haben wird, sondern einige wahre Gelehrte, von denen man während ihrer Reisen wenig hören wird, die aber hinlänglich mit Sprach- und Sachkenntnissen ausgerüstet sind, um beobachten und lernen zu können. Theroulde, ein Schüler von Burnouf, ist in Indien, und hat, nachdem er zwei Jahre in Calcutta zugebracht hat, seine Reise am Ganges hinauf fortgesetzt; seine letzten Nachrichten sind von Allahabad, er will bis Lahor und Kaschmir gehen, und wird wohl solidere Resultate mit sich bringen, als der hohle und geschwätzige Jacquemont. Borè, ein Schüler von Sacy, ist in Etschmiazin, und wird von da Persien und Mesopotamien bereisen. Man ist hier auch im Begriff, einen diplomatischen Agenten nach Persien zu schicken, allein die Leute, von denen bisher die Rede war, werden unsere Kenntnisse von dem Land nicht sehr bereichern. Botta, der Sohn des Geschichtschreibers von Italien, ist kürzlich aus Arabien und Nubien zurückgekommen, wo er große, naturhistorische Sammlungen gebildet hat; er wird, sobald sie angekommen sind, wieder in den Orient abreisen. D'Abbadie ist vor einigen Monaten aus Abyssinien zurückgekommen, wo er seinen Bruder zurückgelassen hat, der in diesem Augenblick im Lande der Galla ist; er selbst ist im Begriff, wieder nach Gondar zurückzugehen, und es ist mehr von ihm zu hoffen als von Armand Lefevre, den die Regierung dahin geschickt hat, der sich aber in Aegypten mit politischen Artikeln über den Orient für die Revue des deux Mondes zu beschäftigen scheint. Die Reise von Combes und Tamisier nach Abyssinien, die in vier Bänden erschienen, ist nicht ganz werthlos, obgleich die Verfasser weder die nöthigen Vorkenntnisse, noch die nöthige Beobachtungsgabe gehabt zu haben scheinen, und in einem schlechten, rhetorischen Styl schreiben, welcher über Alles einen gleichförmigen Firniß zieht, und keinen lebendigen Eindruck läßt. Sie sind auch nicht lange genug in dem Lande geblieben, und doch kann man nur bei langem Aufenthalt an Einem Ort ein Volk recht studiren. Die meisten Reisenden machen den großen Fehler, daß sie immer unterwegs sind, und nur recht viel Meilen machen wollen, aber wenigstens sollten die Regierungen den von ihnen ausgeschickten Reisenden befehlen, Jahre lang an einem interessanten Ort zu bleiben. Russel in seiner Beschreibung von Aleppo, und Lane in seinem Werk über Cairo haben mehr für unsere Kenntniß des Orients gethan, als Duzende von Reisenden, welche den halben Orient durchstreift haben.

Unterirdischer Wald.

Bei South Stockton hat man kürzlich einen sehr großen unterirdischen Wald gefunden, der fast ganz aus Eichen von ungeheurer Größe besteht. Die Bäume erscheinen oft theilweise über dem Boden, wenn der Wind und das Wasser den leichten Boden wegfegen, und dann werden sie von den Anwohnern vollends ausgegraben und an die Tischler verkauft, welche das Holz vortheilhaft zu feinen Arbeiten verwenden. Der Wald muß wenigstens hundert englische Quadratmeilen bedeckt haben, und die Bäume, einige Fuß von ihren Wurzeln abgebrochen, liegen alle in derselben Richtung. Wenn ein Bauer einen solchen Baum heraushebt, scheint er ganz verfault, das Holz wird aber, sobald es der Luft ausgesetzt worden, sehr hart, so daß man es nicht mit gewöhnlichen Werkzeugen bearbeiten kann; dagegen spaltet es sich leicht, und so gerade, als würde es mit der Säge durchschnitten. Wie groß die Bäume sind, kann man daraus abnehmen, daß man welche aus dem Boden gehoben hat, die 1440 Kubikfuß maßen. Ueber den Untergang des Waldes weiß auch die Sage nichts, doch ist es höchst merkwürdig, daß sich unzweifelhafte Spuren finden, daß die Hand des Menschen in diesem Walde thätig war. (Engl. Bl.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Zweiter Artikel.

Inhambane.

(Schluß.)

Die Häuser in Inhambane gleichen in ihrer Bauart ganz denen der Kaffern, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht rund sind. Die Wände sind aus Leimkuchen oder aus Thon mit Sand gemengt aufgerichtet, und manche werden mit Kalktünche überzogen. Sie sind mit Ziegeln gedeckt, wodurch sich diese Ort von andern der Küste auszeichnet, wo die Häuser mit Palmblättern gedeckt sind. Hienach scheint es also, als wenn die ganze Aehnlichkeit mit den Kafferwohnungen nur

Digitized by Google

darin beſteht, daß die Häuſer von allen Seiten und von oben verſchloſſen, alſo einander ſo wenig ähnlich ſind, wie ein Gänſeſtall einem Vogelbauer. — Die benachbarten Kaffern führen dieſelbe Lebensweiſe wie die von Lourenço Marques; Nahrung und Kleidung, Gewohnheiten und Führung der Waffen ſind ganz übereinſtimmend mit jenen. Sie zeigen Muth und Behendigkeit, ſie verſtehen ihre Lanzen zu führen und ſich mit ihren Schilden zu decken, ſie fechten Mann gegen Mann wie die Löwen, und kehren dem Feinde nicht den Rücken. Nur Gewehrfeuer kann ihren Muth niederſchlagen, ſie werfen ſich alsdann zur Erde und ſuchen kriechend ihr Heil in der Flucht, und dahin, wo ſie durch Wald geſchützt ſind, dann aber ſind ſie barfuß ſchneller auf den Füßen, als ihre beſchuhten und beſtiefelten Verfolger. Dieſe Kaffern, ſo lange man ſie nicht mißhandelt, ſind von ſanfter Gemüthsart, freundlich und geſprächig, arbeitſam und handelsſüchtig, und bringen ihre Producte zu Markt. Die benachbarten Regulos kommen oft ſelbſt nach der Villa oder ſchicken Boten dahin, um ſich mit allem Möglichen zu verſehen, was ihnen mangelt. Zeuge zu Kleidungen und Glaskorallen ſind die von ihnen geſuchteſten Artikel, wofür ſie Elfenbein hergeben. —

Was dieſes Land unter einer beſſern Verwaltung für Vortheile gewähren könnte, iſt unberechenbar, allein ſo wie jetzt, von einer kleinen Factorei zu einer Villa erhoben, die bloß von deportirten Verbrechern und aſiatiſchen Abenteurern bewohnt wird, von denen dieſe ein unerſättliches Streben an den Tag legen nach Reichthümern, jene aber hier ihr Jubiläum in Schlechtigkeiten und Verbrechen nach alter Gewohnheit feiern, da iſt wohl unter ſolchen Umſtänden kein Aufkommen und kein Nutzen für das Mutterland zu erwarten. — Die Villa hat gegenwärtig, wo ſie am ſtärkſten bevölkert iſt, 174 Wohnhäuſer mit einer Bevölkerung von 701 Perſonen beiderlei Geſchlechtes und jeden Alters, Mauren (worunter man die Mohammedaner verſteht) und freie Neger mitgerechnet. Sie hat einen Gouverneur, der zu gleicher Zeit auch Capitao Mor iſt, und als ſolcher der Commandant der Landwehrtruppen. Auch iſt hier ein Präſidium oder Militärpoſten, der aus einer Compagnie von ſechzig Mann beſteht mit ihrem Capitän, Lieutenant und Fähnrich, ſammt und ſonders die auserleſenſten ſchlechteſten Subjecte unter der Beſatzung von Mozambique, und zuſammengeſetzt aus Europäern, Mauren, Kaffern und Meſtizen. — Was das Kirchenweſen hier betrifft, ſo iſt dieſes meiſtens eben ſo ſchlecht beſtellt; obwohl hier zwar ein Vicarius exiſtirt, herrſcht doch nichts Religiöſes bei ihm vor, dann als Miſſionäre nach Afrika verſetzt, verwandeln ſich dieſe Menſchen ſogleich in Handelsleute, und legen dabei mehr Schlechtigkeiten an den Tag und zeigen ſich erfahrner in den größten Laſtern, als andere Claſſen. — In Hinſicht der Finanzverwaltung iſt ihr Vorſtand ein Factor mit ſeinem Eſcrivao, die von demſelben ſchlechten Kaliber wie alle die andern ſind. — Die Municipalverwaltung ſteht unter einem Juiz Ordinario und drei Beiſitzern oder Vereadores, einem Procurator und einem Eſcrivao. Es exiſtirt hier aber weder ein Rathhaus, noch ein Gefängniß, noch hat dieſe Municipalkammer Einkünfte. Es ſind Ehrenſtellen, welche die zu dieſen Stellen Ernannten begleiten, die ſie ſich doch zu mancherlei Vortheilen zu Nutze zu machen verſtehen, und beſonders da dieſe Stellen bei der geringen Bevölkerung nur immer in gewiſſen Familien bleiben, und ſo zu ſagen erblich ſind. — Dieſe Uebel ſind allgemein vorherrſchend in allen den afrikaniſchen Villas, denn was von dieſen geſagt iſt, kann auf alle andern angewendet werden. Militär- und Civiladminiſtration kann gar nicht ſchlechter ausgedacht und geführt werden, und mit den Geiſtlichen verhält es ſich ebenſo. Religion und Chriſtenthum kennt man nur dem Namen nach, da es hier ganz und gar an religiöſen Geiſtlichen fehlt. Die Miſſionär-Paroche lehren weder Chriſtenthum, noch wird es von ihnen gepredigt, ſie ſind ſo ungemein unwiſſend, daß ſie ſelbſt kaum wiſſen, was Chriſtenthum iſt, kaum daß ſie eine Meſſe zu leſen verſtehen, und Wochen und Monate verfließen oft, ohne daß ſie Meſſe leſen. Die Urſache hievon liegt beſonders darin, daß ſie zu ſchlecht bezahlt werden, das Opfer, eine ſolche Stelle anzunehmen, zu groß iſt, folglich kein rechtlicher Menſch zu einer ſolchen Annahme ſich verſtehen will, und wer es annimmt, iſt entweder zur Strafe dahin verurtheilt, oder er hat ſonſt gar keine Lebensausſicht, und bekümmert ſich dann wenniger als Hirt um ſeine Schafe, ſondern nur wie er auf andere Art ſich auf ſchnellſte durch Handel ſo viel erwerben kann, daß er damit in ſeiner Heimath genug hat. Aus demſelben Grunde, wie hier die Religionsübungen vernachläſſigt werden, vernachläſſigt man auch und thut nichts für die Erhaltung und Zierde der Kirchen, die ein Strohdach haben, klaffende Fenſter und Thüren, und ſo entblößt von allem Schmuck und Reverenz, daß kaum mit Anſtand Gottesdienſt darin gehalten werden kann. — Eine ſolche Schilderung iſt gewiß nicht geeignet, eine gute Idee von dieſen Beſitzungen zu erwecken.

Nimmt man von Inhambane ſeine Richtung längs der Küſte weiter nach Norden, ſo ſtößt man in einer Entfernung von 18 Legoas auf den kleinen Rio Boene, deſſen Gewäſſer ſich 6 Legoas weiter mit dem Rio Mocambele vereinigen. An der Mündung dieſes Fluſſes befindet ſich ein kleiner Hafen für kleinere Schiffe, worin einiger Handel mit Elfenbein, Amber und Schildkot getrieben wird. Die Portugieſen haben hier aber kein Beſitzthum, und die Kaffern treiben daſelbſt manchen Unfug durch Ueberfälle und Räubereien. Jenſeits dieſes Fluſſes ſtößt man auf einen andern, Sane oder Sabe genannt, der mit einer Landſpitze das Cap S. Sebaſtiao bildet. Wenn man dieſes Cap umſegelt, gelangt man zu dem Landſtriche des Reginos Inbache mit einem Fluſſe gleichen Namens, der ſeine Mündung den Inſeln Bazaruto gegenüber hat, nicht fern der Küſte von Sofala.

(Fortſetzung folgt.)

Anekdote aus der Belagerung von Bhurtpur. Bekanntlich wurde dieſe Veſte zweimal, das erſtemal 1806 von General Lake ohne Erfolg, das zweitemal 1825 bis 1826 von Lord Combermere mit glücklichem Erfolg angegriffen. Ein Sipahiregiment hatte bei der erſten Belagerung eine Baſtion erſtiegen und ſeine Fahne daſelbſt aufgepflanzt, die von Kugeln ganz zerriſſen wurde. Bald darauf ſollten die Regimenter neue Fahnen erhalten und die alten verbrannt werden, alle Anſtalten wurden getroffen, aber die Sipahis riſſen die Fahne zuvor in ſchmale Streifen und bewahrten dieſe auf, ein Umſtand, den man damals wenig beachtete und bald vergaß. Als Lord Combermere Bhurtpur belagerte, befand ſich daſſelbe Regiment (das 31ſte bengaliſche) wieder dabei, und als es nach einem Zwiſchenraume von 20 Jahren wieder zum Sturm auf die für unüberwindlich gehaltene Veſte ging, wurden die Fetzen der alten Fahne als heilige Reliquie hervorgeholt, an die neue Fahne gebunden, und jeder Sipahi ſchwor, ſein Aeußerſtes zu thun, um ſeine hier gefallenen Cameraden zu rächen. (Asiatic Journal. Junius 1859.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Mittelaſien.)

Digitized by Google

Nr. 200.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Julius 1839.

Die Trappisten in Melleray bei Nantes.

Paris, 20 Junius 1839.

Seit der Zerstörung der Trappe von Melleray im Jahre 1831 hatte man wenig mehr von den Trappisten gehört, bis sie vor wenigen Wochen der Tod ihres Abtes Ambroise wieder vor das Auge des Publicums gebracht hat. Ihre Vertreibung war eine höchst ungerechte und brutale Handlung gewesen, man hatte politische Gründe vorgeschützt und behauptet, daß sie in Verbindung mit der Herzogin von Berry gestanden seyen, aber diese Anklage beruhte auf nichts, als daß man bei einigen verhafteten Carlisten Briefe des Abts gefunden hatte, in welchen er mit Anhänglichkeit von der Herzogin gesprochen hatte, welche früher die Beschützerin des Ordens, und besonders seines Klosters gewesen war. Die Anklage hatte so wenig reellen Grund, daß man auch nicht gerichtlich, sondern administrativ gegen die Mönche verfuhr, und der wahre Grund ihrer Verdammung war die Eifersucht der umliegenden Dörfer gegen die Industrie der Trappisten. Der Abt Antoine war ursprünglich ein Mann von der Welt, dessen eigentlicher Name Saulnier de Beauregard war. Er kam im Jahre 1817 mit 57 Mönchen aus Lulworth in England in die Bretagne, und gründete die Trappe von Melleray, die sich bald durch ihre (keineswegs im ganzen Orden gewöhnliche) Reinlichkeit und die intelligente Industrie der Mönche auszeichnete. Ihre Zahl wuchs auf 195, und sie gaben einen sprechenden Beweis ab, was das Princip von Association auch bei mäßiger Arbeit thun kann. Obgleich der größte Theil ihrer Zeit in der Kirche und in Meditation und Lesen von Andachtsbüchern zugebracht wird, und sie bei ihrer spärlichen und schlechten Nahrung und ihrem kurzen Schlafe nicht sehr kräftig seyn können, so bauten doch die Mönche bald ihr Kloster, die Wirthschaftsgebäude, Scheunen u. s. w., brachen wüstes Land um, hatten 17 verschiedene Werkstätten, in denen sie nicht nur einen großen Theil ihrer Bedürfnisse und alle ihre Ackerbaugeräthe verfertigten, sondern auch noch verbesserte Pflüge, Säemaschinen u. s. w. zum Verkaufe fabricirten. Ihre Methoden waren die besten englischen, und ihre Producte standen bald in so gutem Rufe, daß sie vor allen auf den Märkten aufgesucht wurden; daher der Haß der Bauern und Pächter des umliegenden Arrondissements von Chateaubriand, das freilich zu einem der ungebildetsten in Frankreich gehört, und sich auf Dupins Karte durch eine besonders schwarze Nuance auszeichnet. Sie behaupteten, daß die Trappisten unter dem Marktpreise verkauften, wozu sie, wie jeder andere, das vollkommene Recht gehabt hätten, was aber nicht glaublich ist, denn es wäre gegen ihr directes Interesse in jeder Rücksicht gewesen, und sie waren keineswegs reich genug, um muthwillig ihr Einkommen zu verringern. Denn nicht nur verlangte ihre unbeschränkte Gastfreundschaft viele Opfer, indem sie jeden, der kommen wollte, drei Tage beherbergten, ohne nach seinem Namen oder seinem Zweck zu fragen, und alle, die sich auf längere Zeit zu religiöser Sammlung von der Welt zurückziehen wollten, Wochen und Monate lang beherbergten, sondern sie nährten mehr als hundert Arme aus der Umgegend täglich. Ihren Gästen gaben sie gewöhnlich Fastenspeisen, die sie selbst nie berühren, denn ihre eigene Nahrung besteht nur aus Brod, im Wasser gekochten Hülsenfrüchten und Früchten, und sie sind darin so strenge gegen sich, daß sie mit dem päpstlichen Stuhl in große Schwierigkeiten fielen. Sie wollten nämlich die strenge Observanz einführen, welche darin besteht, daß täglich nur Einmal gegessen wird; der Papst fand es zu hart, und bestand darauf, daß sie auch Abends ein Mahl einnehmen, und sie waren nach langem Sträuben genöthigt, sich dieser Entscheidung zu fügen, da sonst die Regel nicht von ihm bestätigt worden wäre, aber sie erfüllen die Absicht des Papstes wohl nicht sehr pünktlich, denn sie essen nichts als ein kleines Stück Brod.

Sie kamen vor einiger Zeit wieder aus Irland zurück, ihr verlassenes und halbzerstörtes Kloster in Besitz zu nehmen, und sind tolerirt; aber man erlaubt ihnen nicht, in einer Zahl von mehr als zwanzig zusammen zu wohnen, weil man unsinnigerweise das Gesetz über die Associationen anwendet, das nicht mehr auf sie anwendbar ist, als es auf eine Fabrik mit mehr als zwanzig Arbeitern angewendet werden könnte. Denn da der Orden nicht vom Staat anerkannt ist, so gilt sein Eigenthum vor dem Gesetz als das Eines aus ihrer Mitte, und wenn dieser stirbt, vermacht er es einem der Ueberlebenden,

Digitized by Google

und die übrigen sollten in den Augen des Gesetzes als seine Arbeiter gelten; daß sie keinen Lohn, sondern bloß ihren Unterhalt erhalten, kann vor dem Gesetze keinen Unterschied machen. Die Trappe von Melleray besteht daher gegenwärtig nur aus neunzehn Brüdern, eine Zahl, die zu gering ist, als daß sich bei ihr die Vortheile des Systems der Association vollkommen entwickeln könnten, und sie können gegenwärtig nur in geringem Maaßstabe eine Musteranstalt für Ackerbau bilden, wie sie der Abt Antoine entworfen hatte, was freilich ihren beschränkten Nachbarn sehr lieb seyn wird, aber ein großer Verlust für die Bretagne ist, welche in Ackerbaumethoden noch so weit zurück ist. Man kann ihren Entschluß, sich so von der Welt abzuschließen, für eine große Thorheit halten, worüber sich freilich ein Dritter, der nicht in der Gemüthsstimmung ist, die dazu führen kann, und die Schicksale nicht gehabt hat, welche einen solchen Entschluß einflößen können, nicht urtheilen sollte; aber man sollte ihnen keinen Vorwurf darüber machen, daß sie mehr und besser produciren, als Andere, und sich mit Wenigerem begnügen, denn offenbar tragen sie in bürgerlicher Hinsicht mehr zum Nationalwohlstand bei, als eine gleiche Zahl isolirter Arbeiter. Der Abt Antoine vermachte bei seinem Tode die Güter der Trappe an den Bruder Andri, da aber Vermächtnisse an Nichtverwandte eine sehr hohe Steuer bezahlen, so hat dieser 15,000 Franken an die Administration des Enregistrements zu bezahlen, was bei der gegenwärtigen Lage des Klosters gänzlich über die Kräfte der Gemeinschaft geht, und er ist deßwegen gegenwärtig hier, um eine Beisteuer dazu zu erhalten. Aber sie wissen es nicht anzufangen, weil alle ihre Verbindungen mit der Welt mit dem Tode des Abts abgebrochen sind, indem er seit der Wiedereinführung des Ordens in Frankreich der einzige war, dem die Regel erlaubte, mit der Welt in Verbindung zu stehen; und da hier immer ein gewisser Grad von Charlatanerie dazu gehört, um etwas zu erhalten, so werden die armen Mönche wahrscheinlich schlecht genug dabei fahren.

Iran.

1. Historische Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wir wollen mit den Afghanen beginnen, die, obwohl in allen wesentlichen Dingen unabhängig, doch die Hoheit des Herrschers von Iran, wenn auch nur nominell, anerkennen und die bedeutendste eigene Geschichte haben. Sie sind nicht ursprünglich einheimisch in dem Lande, das jetzt ihren Namen trägt, und vom Indus bis gegen Herat sich erstreckt, sondern sind höchst wahrscheinlich vom Paropamisus her eingewandert. Neben, oder vielmehr unter ihnen steht die oben schon erwähnte dienende Classe der Tadschiks, die persisch, nicht afghanisch oder Puschtu reden, und aller Wahrscheinlichkeit nach eben so aus der Zeit der Kajaniden stammen, wie die Tadschiks in Bukhara, Samarkand, Taschkend, Ferghana u. s. w. Starke Colonien von Hindus, auch von Juden, finden sich gleichfalls im Lande, und über manche einzelne Stämme haben wir noch zu wenig Nachrichten, um ihre Herkunft beurtheilen zu können. Der Zahl nach mögen sich Afghanen und Tadschiks die Wage halten, dann kommen die Hindus, zu einer eigentlichen geschichtlichen Nachweisung aber, wie sich in diesem Lande, das seit Jahrtausenden den Durchzug der Eroberer von und nach Indien bildete, die Völkerschaften über einander gelagert, fehlen uns, wie Ritter auch schon bemerkt, noch die nöthigen Kenntnisse. Ziehen wir jedoch die nach und nach aufdämmernde Geschichte des baktrischen Reichs zu Rathe, so möchte sich Folgendes als das Wahrscheinlichste ergeben.

Zur Zeit der Kajaniden herrschten hier die Iranier unbeschränkt; als das große Reich unter den Angriffen des macedonischen Alexander fiel und hier ein griechisches Reich entstand, erhielt die persische Bevölkerung den ersten Stoß und sank durch die Angriffe nordischer Stämme, unter denen das baktrische Reich erlag, immer tiefer. In den ersten Jahrhunderten vor und nach Chr. finden wir hier buddhistische Fürsten, wie aus den jetzt bekannten baktrischen Monumenten fast unwidersprechlich hervorgeht, also ein Verherrschen der Hindus, aus welcher Zeit denn auch ein großer Theil der jetzt noch im Lande wohnenden Hindus stammen mag. Wahrscheinlich geschah es zur Zeit Nuschirwans, des Sassaniden, daß die Afghanen vom Paropamisus (dem Lande Gur) ostwärts zogen, ihm die in Baktrien herrschenden Buddhistenfürsten stürzen halfen, und sich dann im Lande festsetzten. Sprache, Sitten und Einrichtungen bezeichnen sie als ein persisches Stammvolk, und die Aehnlichkeit ihrer jetzt noch bestehenden Gesellschaftsverfassung mit der alten persischen (Siehe Ritters Erdkunde von Asien, Bd. VI. 1 Abth. p. 196 ff.) ist höchst merkwürdig. Ihr Kampf gegen die einbrechenden Araber war, wenn auch nicht sehr lange, doch blutig; denn wahrscheinlich vereinigten sich mit ihnen Tausende von Feuerandetern, die aus dem Innern Persiens vor den wilden arabischen Schaaren flohen, und später eine neue Heimath in Indien suchten; bald aber ließen sich die Afghanen von dem kriegerischen Geist der Araber fortreißen, und machten mit ihnen Einfälle in Indien. Damals, noch im 7ten Jahrhundert, ward die Hindubevölkerung von der Ebene, wo Peschawer liegt, ausgetilgt, und die Afghanen breiteten nicht nur ihre Herrschaft, sondern ihr Besitzthum bis an den Indus und bald noch weiter aus. Natürlich überwog die afghanische und Tadschik-Bevölkerung bald die wenig zahlreichen arabischen Schaaren, und von nun an stehen Afghanen als das wichtigste Volk zwischen Persien und Indien da. Als die Dynastie der Ghaznaviden, d. h. der Herrscher in Ghizni sich erhob, waren es hauptsächlich Afghanen, die sie unterstützten, und ihre Herrschaft auf der einen Seite bis tief nach Westpersien hinein gegen die schwachen Khalifen, auf der andern gegen die indischen Länder ausbreiteten. In Indien selbst herrschten Jahrhunderte lang afghanische Dynastien, und als Timur Indien verwüstet hatte, als Baber das Reich der Mongolen in Indien stiftete, waren es wieder hauptsächlich Afghanen, welche die Armeen der Herrscher von Delhi bildeten, und mit dem Islam persische Sprache und Sitten in Indien heimisch machten. Wären ihre Kräfte nicht größtentheils und zwar

Digitized by Google

Jahrhunderte lang nach Indien gerichtet gewesen, so hätten sie auf die Schicksale Persiens schon damals einen viel entscheidendern Einfluß üben müssen.

Wir setzen nun die Aufzählung der Hauptstämme fort, und zwar von den Afghanen südwärts und dann westwärts, bis wir wieder zu dem Lande kommen, in dessen Verhältnisse die Afghanen mannichfach eingreifen, in Herat und Khorasan, jener Provinz, wo Iran und Turan sich fortwährend berühren, und wo auch der wahre Grund des jetzigen Kampfes liegt, der in Persien entbrannt ist, und dessen Folgen man noch nicht absehen kann. Hier treten die südlichen Nachbarn der Afghanen, die Belludschen, auch als handelnder Theil auf, denn auch sie haben Eroberungen in Indien gemacht, und ihre dortige Herrschaft ist von den Engländern so gut wie gebrochen. Die Belludschen sind, wie die Afghanen, ein ächter persischer Stamm, der das wie ein vielfacher Felsengürtel zwischen dem indischen Meer und der persischen Sandwüste hinziehende Gebirgsland bewohnt und meist vom Ertrage seiner Heerden lebt, denn der Ackerbau ist gering und nur einige Oasen bieten Gelegenheit dazu. Sie galten früher als Erbfeinde der Afghanen, wahrscheinlich, weil diese die Buddhareiche in Baktrien zerstören halfen und der Buddhadienst vor dem Eindringen des Islam unter den Belludschen ziemlich allgemein gewesen zu seyn scheint. Ein weiterer Grund der Feindschaft mag darin liegen, daß die Belludschen fortwährend von den Afghanen politisch überflügelt wurden, vielleicht bloß deßhalb, weil das Land der Belludschen weit weniger offen ist, und in Steilabstürzen ostwärts und westwärts gegen das Tiefland abfallt. Indeß waren sie früher gewiß auch politisch nicht unthatig, und bildeten wohl mit den larischen Stämmen die Hauptmacht des Hauses der Soffariden; in neuern Zeiten haben sie entschiedener, namentlich nach Indien hin in die politischen Angelegenheiten eingegriffen, wie wir späterhin sehen werden.

Ihnen zur Seite südlich und östlich wohnen die Brahuis, angeblich kein persisches Volk, sondern, nach Pottinger, ein aus den Mongolenzeiten versprengter, tatarischer Stamm, nach Andern ein indischer, den die wilden Kriegszüge der Ghaznaviden dahin verjagten. Ihre Sprache soll nicht persisch seyn, und ihre politische Wirksamkeit ist sehr unbedeutend gewesen, vielleicht auch in der der Belludschen mit aufgegangen, mit denen sie vielleicht sich einst verschmelzen werden.

Wichtiger in jeder Hinsicht sind die westlichen Nachbarn der Belludschen, die Laren oder Loren. In Parallelzügen zieht das Gebirge am Südrande Persiens hin, und hier wohnen die Wanderhorden lurischer oder larischer Züge durch Farsistan hindurch bis gegen die Zagroschkette, wo sie sich an die Kurdenstämme anschließen. Hier treffen wir zuerst auf die Memaceuni oder Memassani, die sich nach dem alten Helden von Sedschestan und seinem Vater Rustami und Sali nennen, und eigene, hoch in das Alterthum hinaufreichende Annalen haben sollen. An diese stoßen, außer mehrern unbedeutenden Stämmen, die Bakhtiari, von wenigstens 100,000 Familien, die im Herzen von Fars und bis gegen Ispahan hin hausen, dann nordwestlich aufwärts gegen Kermanschah hin die Feilis, gleichfalls ein larischer Stamm, und so zahlreich, wie die Bakhtiari. Wie die verwandten Afghanen und Belludschen von Osten und Süden her in ihren Tschupaus (Raubzügen) gegen die Mitte Persiens in die Wüste eindringen, so die Laren von Süden und Westen her. Man darf nicht vergessen, daß unter ihnen das erste persische Geschlecht mit Ben Leis, dem Sohne des Zinngießers (Soffar) sich gegen die arabische Herrschaft erhob, wie einst der Schmied (Kaweh) von Ispahan die Fahne des Aufstands gegen den afforischen Zohak aufpflanzte.

Von den Laren nordwarts sitzen die Kurden. Sie sind bekannter als die Belludschen und Laren, in deren Land kaum ein europäischer Reisender eindrang, aber um nichts civilisirter, ja eher noch wilder und trotziger; doch ist dieß nicht ihre Schuld. Wenn die Belludschen und großentheils auch die Laren wesentlich in Ruhe gelassen wurden, und der Herrscher von Iran nur die allgemeinen Abgaben und die Heeresfolge von ihnen begehrte, so liegt dagegen Kurdistan gerade an der Stelle, wo Perser, Armenier, Lycier, Griechen, Römer, und in späteren Jahrhunderten Tataren und Türken zusammenstießen. Der Besitz dieses Landes, das noch überdieß an allen Naturgaben eine reiche Fülle darbietet, war in militärischer Beziehung zu wichtig, als daß nicht alle Eroberer darnach gestrebt hatten. Die Griechen berichten uns, daß die Perserkönige nie völlig Herr in dem wilden Lande geworden seyen, Alexander bezwang sie, aber nach seinem Tode rissen sie sich schnell genug los, und sie waren es wahrscheinlich, die das parthische Reich begründeten; die weltstürmenden Araber konnten das Land nicht besiegen, und nicht besser erging es den spätern Eroberern; aber die unaufhörlichen Angriffe machten die Kurden zu wilden, unruhigen Räubern, was um so mehr zu bedauern ist, als ihr Land sich zu segenreichem Ackerbau eignet, und sie viel weniger als die Belludschen und östlichen Laren auf das Hirtenleben beschränkt sind.

Von dem kurdischen Gebirge Zagrosch nordöstlich und östlich liegt das Land der Dilemiten, das sich nordwärts an das Hochland Aderbeidschan und das gebirgige Küstenland Talysch anschließt, östlich aber an die eigentliche Elburskette. Von wenigen Landstrichen sind wir so schlecht, und kaum von einem Volksstamme so gar nicht unterrichtet. Zwar die Karawanenstraßen kennen wir sehr wohl, aber was abseits von diesen liegt, ist uns völlig unbekannt. Dennoch kam aus diesem Gebirgslande ein persisches Herrschergeschlecht, die Bujiden, auch nach dem Lande die Dilemiten genannt; noch im zehnten Jahrhundert soll, nach Ebn Haukals Angabe, ein großer Theil des Volks dem Islam fremd gewesen seyn, und ein Theil sogar eine nicht persische Sprache geredet haben. Das letztere kann, wenn überhaupt wahr, nur von einem geringen Theile gelten, denn selbst die Bewohner des Landes Talysch sprechen noch einen rohen persischen Dialekt.

Von Hindukusch an bis Talysch schließen so Gebirge mit persischen Stammen das Land Iran ein, und alle diese Stämme, die einen mehr, die andern weniger, breiten sich gegen die Mitte hin aus: so die Afghanen gegen Herat, die Laren gegen Ispahan, die Kurden und Dilemiten gegen Rhe. Jeder Stamm

Digitized by Google

schiedt seine mehr dem Ackerbau ergebenen Söhne vor, aber in unruhigen Zeiten werden diese wieder aufgerieben, oder flüchten in ihr heimathliches Gebirge. Nur der Stamm Lek oder Lak, zu welchem das Zendvolk gehört, scheint ganz in der Ebene heimisch, und ist in Iran, Kerman und Farsistan zerstreut. Man kann wohl sagen, daß dieser Kranz von Gebirgen und Volksstämmen den Bestand von Persien als ein Ganzes geschützt hat, denn so oft auch fremde Völker und Heere hineindrangen, so hörte doch, sobald die Kraft dessen erschlaffte, der sie geführt, die Verbindung mit dem alten Heimathlande wieder auf, und die fremden Eindringlinge wurden entweder vernichtet, oder verloren sich allmählich im Volke. Diese Veränderung geht seit einigen Jahrhunderten mit den arabischen und turkomanischen Einwanderern vor, die so lange die Hauptrolle in dem fremden Lande spielten, dessen herrschende Familie noch jetzt einem turkomanischen Stamm angehört. Die arabischen Stämme, gewöhnt an Sandwüsten, wohnen hauptsächlich in Kerman, Sedschestan, Khorasan und zum Theil auch in Afghanistan. Es ist eine nicht uninteressante Bemerkung, daß sie im Tiefland, also da, wo sie ihr altes in Arabien gewohntes Leben am ehesten fortsetzen konnten, auch ihre Sprache beibehielten, während sie solche da, wo sie ins Gebirge kommen, wie in Khorasan und Afghanistan, fast ganz verloren haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Zweiter Artikel.

Sofala.

Sofala, dieser ehemals so wichtige Ort, liegt an dem Flusse gleichen Namens unter dem 20° 20′ S. B. Die Villa ist zwischen zwei kleinen Flußseen gelegen mit salzigem Wasser, welche alsdann nur Eine Mündung haben, an dem Orte Quisanga genannt, welcher auch zugleich der Hafen ist. Der südliche Arm heißt Inhasacuare und der nördliche Cavene, und ist mit kleinen Fahrzeugen schiffbar. Der District von Sofala gränzt nördlich an die Staaten von Monomotapa, südlich an die des Königs von Sabia, westlich an die von Manhiça und östlich an die Gewässer des Canals von Mozambique. Sofala war ehemals ein mächtiges Königreich, und der König hielt seine Hofhaltung, oder Zimboe, wie es noch jetzt heißt, zwei Legoas von der Küste entfernt, an einem Orte, den man Quiteve nannte. Dieser District ist der reichste Ostafrika's an Goldminen. Die Alterthumskundigen fabeln von diesen Gegenden, daß hier die Paläste der Königin Saba gestanden, zu welcher Salamon zu Besuch kam, dessen Flotten mit Gold, Perlen und Elfenbein beladen wurden. — Das Gold kam ehemals hier so häufig vor, daß die Einwohner einen größern Werth dem Kupfer beilegten. Als die Portugiesen hier zum erstenmal erschienen, fanden sie einen König mit großem prachtvollem Hofstaate, und stets mit einer eigenen Leibwache umgeben. Er war puritanischer Mohammedaner, übrigens aber hatte er dieselben Sitten und Gebräuche der Könige von Sabia und Manhiça, und erkannte mit diesen den Heerschee von Monomotapa als Oberhaupt an.

Als sich die Portugiesen in Sofala niederließen, wurde, wie überall, damit der Anfang gemacht, eine Factorei an der Küste zu stiften und den Handel ins Innere zu eröffnen. Dieser Landstrich nördlich von Inhambane bis Quillimane fiel den Portugiesen ganz und gar durch freundschaftlicher Verträge anheim, und nicht durch Gewalt der Waffen. Sofala, ehemals so reich und opulent, reducirte sich unter portugiesischer Herrschaft zu einem elenden Dorfe mit den Gerechtsamen einer Villa, die sich in zwei kleine abgesonderte Orte theilt. Der eine Theil ist bloß von zusammengerotteten Mauren bewohnt, in dem andern residirt das Gouvernement, die Factorei und Municipalkammer mit einer kleinen Zahl von Einwohnern, die aus Eingebornen, Mestizen und nur einigen Weißen bestehen. Die Gebäude sind aus Lehm gebaut (wahrscheinlich eine Rohrart), mit Lehmen überworfen, die Dächer mit Macuta oder Palmblättern bedeckt, und zwar so, daß sich kein Haus von dem andern als nur durch seine Größe auszeichnet. Auf einem kleinen Hügel in einer sumpfigen Ebene und zwischen dichtem Gebüsch, in welchem die so beschriebenen Hütten zerstreut liegen, erhebt sich ein zweistöckiger runder Thurm, welcher das Fort vorstellt und aus behauenen Steinen besteht, die aus Portugal hieher gebracht wurden. Derselbe ist noch ein Rest der ehemaligen portugiesischen Größe, und ganz dazu gemacht, den Eingang des Hafens zu vertheidigen. In seinem Innern hat er nach Sitte jener Zeiten eine tiefe und gut construirte Cisterne von 52 Palmen Länge, 55 Breite und 54 Tiefe. — Zur Zeit der Regierung des Königs Don Manoel wurde derselbe im Jahre 1505 von Pedro de Anaea erbaut. Südlich stößt an denselben eine viereckige Batterie mit abgerundeten Baluarten auf den vier Ecken. Innerhalb dieses befestigten Raumes liegen die Wohnung des Gouverneurs, die Magazine für Lebensmittel und Munition, so wie die Soldatenkaserne; alles dieses sehr schlecht und enge miteinander gebaut. Ehemals stand daselbst auch eine Capelle, wovon jetzt aber keine Spur mehr existirt als einige Grabsteine mit Lapidarschriften, wovon die älteste vom 29 December 1515 eines daselbst verstorbenen Gouverneurs ist. — Die Hauptkirche in Sofala ist die von Rosario; ihre Capelle ist aus Stein erbaut, das Schiff der Kirche aber mit Stroh gedeckt. Sie besaß in frühern Zeiten einen großen Reichthum und Schmuck an Gold, allein mit der Zeit ist derselbe durch die Habsucht der Parochen, so wie der Kirchenvorsteher verloren gegangen. Der Parochus, der stets ein Dominicaner von Goa bisher war, hat einen fixen Gehalt, zwar nicht an Geld, sondern an Stoffen, und erhält vierteljährig 70 Ellen Tücher, welche, mit Ausnahme von Mozambique, die laufende Münze an der ganzen Ostküste ist, mit der man Alles erhandeln kann, außerdem erhält er auch noch 80 Cruzados jährlich für seinen Tisch. —

(Fortsetzung folgt.)

Madisons Papiere. Im Laufe dieses Jahres sollen in Amerika diese Papiere erscheinen. Sie enthalten nicht nur eine große Anzahl Briefe Madisons an ausgezeichnete Männer seiner Zeit, sondern auch einen vollständigen Bericht über die gesammten Debatten des Convents, welcher die Constitution der Vereinigten Staaten annahm von Madisons eigener Hand, und zwar zu jener Zeit selbst geschrieben. Dieß ist um so werthvoller, als Alles, was man bis jetzt über die Debatten des Congresses und des Convents von 1782 bis 1787 hat, höchst fragmentarisch ist. (Athenäum vom 29 Junius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 201.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Julius 1839.

Italienische Skizzen. *)

Opern- und Schauspielhäuser.

Unter den Gegenständen, welche die Aufmerksamkeit der Italien besuchenden Reisenden besonders anziehen, nimmt gewiß die große Anzahl wohlgebauter, geräumiger und geschmackvoll verzierter Theater, wie sie in Deutschland nur selten in Hauptstädten vorkommen, einen der vordersten Plätze ein. Mögen die Städte noch so nahe bei einander liegen, mögen sie noch so klein seyn, ein Theater haben sie sicher aufzuweisen; seine Herstellung ist gewissermaßen Sache der Gemeinheit, und der Municipalstolz thut sich nicht wenig auf dessen etwaige vorzügliche Beschaffenheit zu Gute. Wenn hiedurch auf die Vortrefflichkeit der Bauart hingewirkt wird, so erklärt sich die größere Geräumigkeit aus dem Umstande, daß in Folge der allgemeinern Theilnahme an diesem Vergnügen das Theater im Verhältniß zur Einwohnerzahl auf weit mehr Besucher zählen kann. Da ferner auch in den volkreichsten Städten, als Neapel, Mailand, Venedig, Palermo, Turin, Genua, Florenz u. s. w., die große Oper immer nur in einem Haupttheater aufgeführt wird, so zerstreuen sich die Theaterfreunde, d. h. das gesammte gebildete Publicum, weniger, und die fast ausschließende Bestimmung jener Theater zu Opern und Balletten erlaubt ihnen, einen Umfang anzunehmen, in welchem das recitirende Schauspiel völlig verhallen würde. Die geschmackvolle Verzierung, welche der Italiener auch in seinem unbedeutendsten Bau- oder Bildwerke anzubringen nicht unterläßt, ist vor Allem als ein Abzeichen des herrschenden Kunstsinnes bei der Ausschmückung der dem öffentlichen Vergnügen und der Kunst gewidmeten Anstalten an ihrer rechten Stelle. In einem italienischen Theater fällt auf den ersten Blick die im Verhältnisse zum Umfange desselben oft ungemein große Logenzahl auf. Sie wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß, der herrschenden Sitte gemäß, die Damen ausschließend in die Logen verwiesen sind, und daß für jede wohlhabende Familie, die sich nicht gänzlich von der Welt absondert, der Besitz einer Loge zu den unerläßlichen vom guten Tone geforderten Dingen gehört; die Logen sind in der Regel auch die Stützen des Theaters, welches durch sie oft beinahe allein erhalten wird. Das Vorbild aller ähnlichen Anstalten bleibt das große Theater alla Scala in Mailand. Von Erstaunen und Bewunderung wird jeder durchdrungen, der zum erstenmale in diesen ungeheuren Saal, welcher nahe an 4000 Menschen faßt, eintritt. In einem nach der Bühne zu verlängerten Halbkreise erheben sich 213 mit zierlichen Vorhängen von perlfarbener Seide eingefaßte Logen, auf deren in mattem Weiß schillernden mit halberhobenen vergoldeten Arabesken ausgestatteten Brüstungen das Auge wohlgefällig ruht. — Aber Alles überbietet an Geschmack und Pracht das reich in Gold verzierte, von vier korinthischen Säulen getragene Portal der Bühne, welche mit ihrer ansehnlichen Breite und unübertroffenen Tiefe einen würdigen Raum für die kunstreichen Schöpfungen des berühmten Decorationsmalers Sanquirico darbietet. Der großartige, aus dem reinsten böhmischen Krystallglase zusammengesetzte Lustre, welcher mit seinem lieblichen Farbenspiele einem riesigen Diamanten gleicht, gießt sein helles Licht über den weiten Saal aus, und beleuchtet den von dem rühmlich bekannten Ornatisten Vaccani kunstreich gemalten, mit allegorischen und mythologischen Figuren von Hayez's Meisterhand ausgeschmückten Plafond. Einen magischen Anblick gewährt es, wenn dieses Theater bei feierlichen Gelegenheiten festlich beleuchtet wird. Es flimmern dann, nebst der gewöhnlichen Erleuchtung, rings im hohen Kreise 1000 Kerzen, welche zwischen die einzelnen Logen vertheilt, ihren blendenden Lichtglanz auf die Versammlung werfen. Die sonst so helle Bühne scheint in den Hintergrund gedrängt, aber die Logen treten aus ihrem Halbdunkel hervor, und rücken ihren köstlichen Inhalt näher dem entzückten Auge, das von Pracht und Schönheit gefesselt, bewegungslos starrt, bis es, von dem strahlenden Farbenwiderschein des reichen Schmuckes ermüdend, weiter gleitet, und dennoch bei stets erneuertem Genusse keinen Ruhepunkt findet. Dieser große Weihetempel der Musen ist übrigens so kunstreich angelegt, daß der leiseste Ton menschlicher Stimme, der zitternde Laut des schwächsten Instrumentes in jedem Winkel des Saales deutlich vernommen wird.

*) Von Carl Czoernig. Mailand 1838.

Digitized by Google

Eine Italien eigenthümliche Gattung von Theatern bilden die Tagstheater, welche, den Circus der Alten nachahmend, in amphitheatralischer Form erbaut sind; die Zuschauer versammeln sich in denselben des Nachmittags, und wohnen, meist unter freiem Himmel, den Vorstellungen bei. Sie sind hauptsächlich für die untere Volksklasse berechnet, und fassen, da sie statt der Logen, Stufenreihen (gradinate) enthalten, eine große Menschenmenge. Unter ihnen zeichnen sich durch Geräumigkeit und geschmackvolle Anlage jene von Triest, Mantua und das kürzlich neu errichtete in Genua aus, welche, von Stein erbaut mit durchbrochenen Wänden und einer Ueberdachung versehen, auch zu Vorstellungen mit nächtlicher Beleuchtung geeignet sind. Das Tagstheater in Triest enthält 14 Stufenreihen und faßt 3600 Zuschauer, in dem Genueser hingegen, welches zum dritten Theile von einer doppelten Logenordnung und zu zwei Drittheilen von einer sechsfachen Sitzreihe eingefaßt wird, haben 4650 Menschen Raum. Am interessantesten dürfte aber immer hin das Tagstheater seyn, welches in der großen Arena zu Verona aufgeschlagen wird, wobei die Zuseher dieselben Plätze einnehmen, die schon vor zweitausend Jahren von dem schaulustigen Publicum zu ähnlichem Zwecke benutzt wurden. Den anziehendsten Anblick gewährt ein solches Theater an den Sonntagsnachmittagen, wenn der weite Raum von einer Menge aus allen Volksclassen, welche sich in dem großen, erhabenen Halbcirkel bei heller Tagesbeleuchtung in aller Mannichfaltigkeit der Trachten (besonders in Triest) und Physiognomien hinlagert, angefüllt ist. Es ist hier der Ort nicht, von den eigentlichen Amphitheatern, die für Wettrennen, Reiterkünste und ähnliche Productionen bestimmt sind, zu handeln; doch mag im Vorbeigehen der großen Arena in Mailand, welche rücksichtlich des Umfanges und der Bauart ihres Gleichen nicht hat, und 30,000 Menschen in sich aufnimmt, Erwähnung gemacht werden.

Iran.

1. Historische Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Aufzählung der Stämme, worin, aus später anzuführenden Gründen, Khorasan ganz übergangen ist, bietet es nun ein besonderes Interesse, den Antheil zu verfolgen, den dieselben in verschiedenen Zeiten und Umständen seit den letzten drei Jahrhunderten auf das Schicksal des großen Landes Iran ausgeübt haben.

Zu Ardebil im alten Lande Dilem, das noch immer, wie unter der Herrschaft der Bujiden, schiitisch ist, lebte ein frommer Moslem, Namens Sofi-ed-din. Der Ruf seiner Heiligkeit lockte Fürsten zu seinem Besuche, und als der furchtbare Timur von seinem Zuge nach der Türkei zurückkehrte, wollte er gleichfalls den Segen des heiligen Mannes holen, und fragte ihn, mit was er ihm eine Gefälligkeit bezeigen könne. Der Heilige bat ihn, die gefangenen Türken frei zu lassen, was auch sogleich geschah. Dieß ereignete sich im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Die dankbaren Stämme erklärten sich alsbald für seine eifrigen Schüler, und ihre Nachkommen blieben dieser Gesinnung der Dankbarkeit treu, besonders, da der Einfluß des Heiligen auch auf seine Nachkommen forterbte, welche bald dadurch so mächtig wurden, daß sie die Eifersucht der Fürsten vom weißen Schöps, welche damals Persien beherrschten, stark rege machten, um so mehr, als bereits ein Enkel Sofi-ed-dins, Dschuneid, seinen Glauben mit Waffengewalt in Schirwan auszubreiten suchte. Aber Dschuneid und sein Sohn Heider kamen im Kampfe gegen den Herrscher von Schirwan um, die zwei ältesten Söhne des letztern wurden aus Furcht vor ihrem Einfluß nach Farsistan geführt, von wo sie nach vier Jahren entflohen, und in Ardebil die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten, jedoch geschlagen wurden. Der älteste fiel, der zweite floh, und starb in Ghilan; der jüngste, Ismael, während dieser Begebenheiten noch ein Kind, sammelte kurz darauf, kaum 14 Jahre alt, seine Anhänger, zog gegen Schirwan, wo sein Groß- und Urgroßvater gefallen waren, und besiegte den Fürsten dieses Landes. Auf diese Nachricht eilte Alwand Bek, aus dem Stamme der Fürsten vom weißen Schöps, herbei, um den jungen Krieger, der sich bereits Meister von Adserbeidschan gemacht hatte, bei Zeiten zu unterdrücken, aber schon war dieß zu spät, und Alwand Bek selbst ward geschlagen; ebenso im folgenden Jahre ein zweiter Fürst aus dem Geschlechte derer vom weißen Schöps, und Ismail war kaum vier Jahre, nachdem er seinen Zufluchtsort in Ghilan verlassen, der anerkannte Schah Persiens.

Man hat Ismael Schah den Gründer des neupersischen Reichs genannt, und dieß ist auch in so fern richtig, als von nun an kein auswärtiger Eroberer mehr den Thron von Iran bestieg; aber ein Hauptvortheil seiner Stellung lag anerkanntermaßen darin, daß er keinem der Hauptstämme Persiens angehörte, und somit auch nicht die Eifersucht der übrigen gegen sich rege machte. Zudem waren seine Hauptstützen sieben türkische Stämme, die Nachkommen derer, für welche Sofi-eddin von dem grausamen Timur Gnade und Freiheit erbeten hatte. Die Namen dieser Stämme sind: Ustajalu, Schamlu, Nikallu, Baharlu, Silkadder, Kadschar und Afschar. Diese erhielten eine ausgezeichnete Kleidung, wozu namentlich ein rother Turban gehörte, woher sie den türkischen Namen „Kisilbasch," Rothkopf, erhielten. Die Häupter dieser Stämme regierten das Land, und die Könige, namentlich Ismaels erste Nachfolger, waren um so mehr in ihren Händen, als schon Ismael selbst die Gewohnheit eingeführt hatte, seine Söhne in ihrer Jugend den Fürsten der verschiedenen Stämme zu übergeben, um sie bei ihnen erziehen zu lassen. Die Geschichte der ersten Sofis ist also nichts weniger als eine persische Geschichte, sondern größtentheils nur die der innern Streitigkeiten dieser turkomanischen Stämme.

Diese Turkstämme sind bei weitem die zahlreichsten unter den Iljats oder wandernden Stämmen Persiens, aus dem natürlichen Grunde, weil von ihnen die wenigsten Schahr-Nischin oder Städtebewohner geworden sind. Die Turkstämme zerfallen wesentlich in zwei Abtheilungen, in diejenigen, welche vom Kaukasus, und in die, welche vom Orus herkamen; doch findet eine Verbindung zwischen beiden über Masanderan und

Digitized by Google

Ghilan statt. Tief ins Innere des Plateau's von Iran hinein erstrecken sich nur wenige, und diese mögen mit einigen Häuptlingen der Ak- und Kara-Kuiulu (der Stämme vom weißen und schwarzen Schöps), dahin gelangt seyn. Bei weitem die Mehrzahl kam vom Kaukasus her. Man rechnet die Kadschar zu 3800 Familien, die Affchar zu 88,000, beide hauptsächlich in Adserbeidschan und Masanderan, aber auch tiefer herein bis Kaswin, Hamadan und Tehran zu Hause; Abtheilungen der letztern finden sich sogar in Khuzistan, Kerman, Khorasan und Farsistan. Die Schekagi 50,000 Familien und die Schahseven 20,000 F., meist in Adserbeidschan; doch wurden sie später von Schah Nadir in ganz Persien zerstreut. Dieß sind die bedeutendsten Stämme; von den übrigen können wir noch nennen: Dumbalu 12,000 Familien, Kadim 8000 F., Kara Tscharlu 12,000 F., Kujunli 7 bis 8000 F. in Adserbeidschan und den benachbarten Ländern, Kara Geuzeu 12,000 Familien um Hamadan, Bulwerdi 5000 F., Kaschkai 12,000 bis 18,000 F., Far Modanlu 12,000 F. u. s. w. in Farsistan. Alle diese hatten den Weg über den Kaukasus gefunden, ein großer Theil ihrer Stammgenossen zog in dem Lande zwischen Adserbeidschan und dem Kaukasus umher, und der Umstand, daß Turkomanen die Regierung Persiens leiteten und am Ende gar den Thron desselben bestiegen, war Ursache der innigen Verbindung der Könige Persiens mit allen Turkomanenstämmen südlich vom Kaukasus, so wie der Herrschaft, welche sie über Georgien, Schirwan u. s. w. ausübten. Das schwankende Verhältniß dieser Horden zu Persien war die Hauptveranlassung der neuern Kriege mit Rußland, dem sich endlich sämmtliche Horden bis Adserbeidschan hin unterwarfen, so daß Persien hier auf seine Naturgränzen zurückgewiesen ist. Nur bei Talysch sind diese verletzt, denn dieß sollte noch zu Persien gehören, aber seit dem letzten Kriege ist es Besitzthum Rußlands geworden. Von denen, welche über den Orus hergekommen, haben wir nur fünf Stämme: die Teke, die Saruk, die Ensari, die Goklan und die Yamud zu nennen. Die drei ersten bei Merw, am obern Sihon und am Tedschend, etwa 100,000 Köpfe stark, sind noch ganz frei, die beiden letzten aber, 36,000 Köpfe stark, sind seit etwa 10 Jahren in Abhängigkeit von Persien getreten, standen aber zu der Zeit der Sofi's, wovon hier die Rede ist, noch ganz feindlich entgegen. Zu bemerken ist auch für die spätere Geschichte, daß diese Turkomanen selbst wieder von den stammverwandten Usbeken in Bokhara und Samarkand getrennt sind, und ihnen zum Theil feindlich gegenüberstehen, während sie mit dem Khan von China in gutem Vernehmen sind, und meist den bedeutendsten Theil seiner Armee ausmachen.

Man ersieht hieraus, welche Macht die Turkomanenstämme in Persien ausüben mußten. Die alten einheimischen Stämme, die wir oben aufgezählt, hielten sich möglichst in ihren Gränzen, bewahrten die alte heimische Sitte und Sprache, aber nur nach und nach mischen sie sich wieder in die politischen Angelegenheiten ihres Landes. Den ersten Anstoß dazu gab Abbas der Große, dem sein Vater Mohammed Mirza die Verwaltung von Khorasan unter der Obhut zweier turkomanischen Häuptlinge übergeben hatte.

Khorasan ist diejenige Provinz, an der seit Jahrhunderten immer das Schicksal Persiens hing, denn wer Khorasan in Besitz hat, beherrscht das ganze Flachland Persiens. Wer seine älteren Bewohner waren, wissen wir nicht, indeß kann es gar kein Zweifel seyn, daß dieses ein persisches Volk war; im ganzen Osten und Süden dieses rauhen Landes hausen Stämme, jetzt gewöhnlich mit dem Namen Eimaks und Hazareh*) bezeichnet, die hinsichtlich ihrer Gestalt und Gesichtsbildung einen starken Gegensatz bilden gegen die Afghanen, deren Nachbarn sie sind, und deren ehemalige Sitze sie wahrscheinlich eingenommen haben. Ihre Gesichtsbildung soll mongolisch seyn, und nach Sultan Babers Denkwürdigkeiten sollen sie auch noch zu seiner Zeit (Anfang des 16ten Jahrhunderts) mongolisch gesprochen haben; jetzt aber reden sie einen persischen Dialekt. Eine solche Aenderung der Sprache wäre aber ganz undegreiflich ohne Vermischung mit einem vorher vorhandenen einheimischen Volke von persischer Sprache. Abbas der Große (1588—1627) brachte eine große Veränderung in die Bevölkerung Khorasans. Schon Schah Ismael, der Stifter der Dynastie, hatte 5000 kurdische Familien an die nördlichen Gränzberge Khorasans versetzt; Abbas der Große folgte seinem Beispiele und wollte 40,000 dahin verpflanzen, nicht bloß um die stets bedrohte Gränze von Khorasan zu schützen, sondern auch, um die Macht der Kurden zu schwächen; es gelang ihm aber nur mit 15,000, denn die Kurdenhäuptlinge widersetzten sich der weitern Verpflanzung, sobald sie den Zweck erkannten. Indeß ist diese Bevölkerung jetzt auf etwa 50,000 Familien angewachsen.

Ruhe für das Land ward nicht erzielt, denn die Kurden blieben rebellisch und räuberisch, und machten oft mit den Turkomanen gemeinsame Sache, hinderten aber doch die Einbrüche der Usbeken im Großen. Diese hatten nämlich, während Abbas gegen die Türken zog, Herat und selbst die heilige Stadt Meschhed erobert, und wichen nur nach einer blutigen Schlacht. Abbas hat diese Provinz, wenn auch nicht auf lange Zeit sicher gestellt, doch entschieden wieder zu einer persischen Provinz gemacht, die aber allmählich so schwer im Zaum zu halten war, als das eigentliche Kurdistan. Von Tschinnaran (nordwestlich von Meschhed, s. d. Karte) bis nach Astrabad hin, durch alle Nordabhänge und Steilthäler der Elbrusketten in einem ihrer alten Heimath ähnlichen Lande, hatten sie Ländereien erhalten unter der Bedingung der Gänzwacht, aber ihr unbändiger Sinn war nicht zu beugen, und um sie nur einigermaßen einer Controle zu unterwerfen, wurde einer ihrer Häuptlinge zum Il-Khaneh mit königlichem Ansehen ernannt, und für die andern Häuptlinge verantwortlich gemacht. So war Iran auf diese Weise an seiner verwundbarsten Seite geschlossen, und die Usbeken zum mindesten verhindert, festen Fuß in diesem Lande zu fassen, das den Namen, welchen Nadir Schah ihm gab, „das Schwert Persiens" bald verdienen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eimak ist ein türkisches Wort, und bedeutet Horde; man nennt sie gewöhnlich „tschar Eimak," die vier Horden; Hazareh soll ein altpersisches Wort seyn, das einen tapfern Krieger bedeutet.

Digitized by Google

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Zweiter Artikel.

Sofala.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1765 wurde Sofala zur Villa erhoben, und der Municipalkammer ertheilte man alle Rechte des Senats von Lissabon, so wie dem ganzen Districte von Sofala den Titel eines Königreichs, den es auch jetzt noch hat. Der District der Villa erstreckt sich eine Legoa im Umfang und bis zu einem Ort Inhacamba genannt. Da die Dächer der Häuser hier alle aus Stroh sind, so entstehen öftere Brände, die selten schnell gelöscht werden können.

Die Villa hat großen Mangel an gutem Trinkwasser, so daß die Cisterne fast das einzige ist, und war ein trockenes Jahr, so reicht auch dieses nicht zu, und das Wasser muß auf eine Stunde Entfernung herbeigeholt werden von dem Orte Relangana. Die ganze Bevölkerung aller Kasten, aller Farben, aller Geschlechter und jeden Alters beläuft sich nicht höher als 1225 Seelen. Die ganze Administrativ-Verwaltung, Militär, Civil und Geistliche ist der in den frühern Orten beschriebenen gleich. Die Besatzung besteht aus einer Compagnie von 80 Mann, die aus Mauren und Kaffern zusammengesetzt ist, die mehr sich auswärts aufhalten, als daß sie in ihren Quartieren sind. Sie haben beinahe gar keine Disciplin, und gehorchen daher eben so wenig ihren Officieren, sie sind feig und voller Falschheit, und die ersten, welche auf die Seite der Regulos und Kaffern des Sertoes treten, wenn es diesen einfällt, gegen die Portugiesen sich aufzulehnen und sie zu bekriegen. Auch ein Corps von 50 Mann Milizen hat man hier errichtet, deren Officiere sich mit galonirten Uniformen schmücken, die Soldaten haben aber weder Waffen, noch sind sie uniformirt. —

Südöstlich, mehr der Küste nahe und nur wenige Schritte entfernt von der Villa, liegt das Dorf Bazar der Mauren genannt, weil dasselbe ganz von diesen bevölkert ist, allein da derselbe so sehr den Winden ausgesetzt ist und in einer Sandwüste liegt, die ganz von Wasser durchschnitten wird, so ist derselbe fast ganz entvölkert, und nur Weiber findet man hier, da die Männer lauter Seeleute sind, welche die Küste nach Mozambique beschiffen. Die Weiber sind arbeitsam und verfertigen besonders Töpferwaaren, die sie auch mit allerhand farbigen Erden zu bemalen verstehen und diese Malereien alsdann poliren, worauf sie dann in einem offenen Feuer, was um dieselben angezündet wird, gebrannt werden. Sie gebrauchen zu dieser Fabrication weder Maschinen noch Brennofen. Die Exportation dieser Töpferwaaren sowohl ins Innere des Landes, als auch zu Schiff ist sehr beträchtlich, und wirft einen guten Verdienst ab. —

Es scheint, als wenn das Meer hier immer mehr Land losreißt, denn der Sage nach war das Meer noch vor wenigen Jahren über eine halbe Viertellegoa von dem Thurm entfernt, und jetzt brechen sich seine Wogen an demselben und drohen ihm den Untergang, so wie den Untergang der ganzen Villa; Sofala ist ein sehr wichtiger Punkt sowohl für Handel als Ackerbau, auf den ein besonderes Augenmerk gerichtet werden sollte. Der District, welchen die Portugiesen hier besitzen, erstreckt sich eigentlich nicht weiter als bis an die Gränzen der Villa, die südlich an die Länder des Königs von Quiteve stoßen, nördlich aber gehört noch ein Landstrich von 6 Legoas Länge dazu, worin die Ortschaften Danga, Jangue, Dindica, Chupavo und Macanzane liegen. — Der fruchtbarste Landstrich dieser Gegend ist der von Inhacamba, wo die Landeigenthümer der Villa ihre Sklaven zum Landbau haben.

Das Land jenseits des Flusses oder Meerarmes südlich gehört, wie schon gesagt, dem König von Quiteve, und ist durchaus von Kaffern bewohnt, die ihre Häuptlinge haben, sogenannte Inhamassangos.

Der Hafen von Sofala ist sehr eng am Eingang und erweitert sich nach innen. Das Land Empara nimmt hier bei Como seinen Anfang und theilt sich in vier Districte, wovon jeder seinen Inhamassango hat, die unter dem Regulus von Empara stehen. — Diesem Districte zunächst folgt nach West und Norden zu das Land Garabua, an welches der Inhacenna stößt. Ungefähr 4 Legoas von Sofala südlich liegt die Insel Buene, die ¾ Legoa lang und ½ Legoa breit ist. Von der südlichen Seite ist dieselbe ganz mit Palmen umgeben. Der Fluß gleichen Namens trennt sie vom festen Lande. Sie wird von einem Regulus beherrscht, welcher dem König von Quiteve unterthan ist, übrigens ist sie sandig, unfruchtbar und ungesund, also von wenigem Belang: die Eingeborenen sind Kaffern. — Verfolgt man weiterhin die Küste, so stößt man auf eine andere größere Insel, Chiloane genannt, welche auf 4 Legoas lang und breit ist. Sie ist sehr fruchtbar und hat in ihrer Mitte einen fischreichen See. Das der Insel gegenüberliegende und zugleich sehr nahelliegende Festland besteht aus den beiden Districten Ampeta und Cherinda, die zum Reiche Maranga gehören. — In einer Entfernung von 18 Legoas von Maranga fließt der Rio Save, der die Gränzscheide von Mambone ist. Der Save ist ein Arm des Rio Zambeze oder Cuama, der von dem Districte Erua an die Länder Manhiça, Quissanga und einen Theil von Madanda durchströmt, bis er sich endlich auf der Gränze von Mambone und Maranga ins Meer ergießt. — Das Land Mambone theilt sich in neun Districte, wovon jedes seinen Inhamassango hat, und unter dem Oberhaupte des Matique steht. Das Territorium gehört zum portugiesischen Dominium, und soll durch gerichtliche Execution an Portugal gekommen seyn. Wie dieses, wo man es mit quasi wilden Volksstämmen, wie die Kaffern sind, zu thun hat, zu verstehen ist, darüber läßt uns der Autor im Dunkeln. Dieses Territorium nimmt aber einen Landstrich an der Küste von 25 Legoas Länge ein und endigt bei dem Cap San Sebastian, was den Namen Plan führt. Nach dem Innern hat er eine Breite von 9 Legoas. — Längs der Küste stößt an das Land Mambone das Land Inhamnar, was ehemals reich war, und von wo viel Harz, Honig, Wachs und Manna ausgeführt wurde. Die Landins-Kaffern richteten hier aber große Verheerungen an. Der Rio Guyuco macht die Gränze des Reichs Mambone, und man theilt die Küste von Bazaruto. Diese Küste ist hoch und durchgängig reich an Perlen. In alten Zeiten existirte hier ein besonderes Reich, Situnto genannt, mit ausgedehnten Provinzen nach dem Innern zu, die sich westlich bis nach Dope und dem Districte von Inhambane erstreckten. Der letzte Besitzer dieses Reichs hieß Mieiffa, und machte im Jahre 1721 der Krone Portugal ein Geschenk mit diesem Landstriche zur Belohnung des Beistandes an Truppen, welche der Gouverneur von Mozambique ihm in dem Kriege gegen dessen Bruder Mangeffa leistete, der ihn vom Thron stoßen wollte. Der Prinz Mhamagima, ein anderer Bruder des Königs, kam deßhalb als Gesandter nach Sofala, und wurde davon ein besonders Protokoll aufgenommen, welches noch in dem Archive der Municipalkammer von Sofala aufbewahrt wird. Bald darauf ließ man aus Goa Taucher kommen, um die Küste auf Perlen zu untersuchen, und man fand sowohl größere als kleinere in einer Tiefe von 15 Faden; allein in jeder Hinsicht wurden diese Arbeiten so schlecht geleitet, daß man sie sehr bald wieder aufgab.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 202.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Julius 1839.

Das Land der Otuquis. *)

Otuquis, ursprünglich so viel als Zunge bedeutend, ist der Name eines Flusses und eines an demselben wohnenden Indianerstammes, von welchem aber nur ein in dee neuen Stadt Olliden oder dem früheren Dorfe Sto. Corazon de Jesus wohnender kleiner Rest übrig ist. Seit 1836, wo das um jenen Fluß liegende Land in den Besitz des Hrn. Manuel Luis de Olliden kam, führt auch dieses den ihm von seinem neuen Besitzer gegebenen Namen Otuquis. Dasselbe gehörte früher zur Provinz Chiquitos, bildet als eine neue Provinz des Departements Santa Cruz de la Sierra ein 2500 Quadratmeilen betragendes Viereck, und wird östlich durch den Paraguaystrom von der brasilianischen Provinz Matto Grosso getrennt, nördlich und westlich aber von der Provinz Chiquitos und südlich von den auf den Gränzen dieses Landes, der La Plata-Staaten und Paraguay's liegenden Ebenen von Gran Chaco begränzt. Das Land liegt in der heißen Zone und sein südliches Ende ist sogar noch drei Grade von der Gränze der gemäßigten Zone entfernt; aber es ist ein amerikanisches Land und unterscheidet sich deßhalb in seiner Klima-Beschaffenheit sehr von den in gleichen Breiten gelegenen Landstrichen Afrika's. Amerika ist im Allgemeinen ein feuchtes Land, und seine Tropenländer leiden hauptsächlich deßhalb nicht an gleicher Hitze. Dazu kommt noch, daß — was besonders in den heißen Landstrichen für ihre Bewohnbarkeit von Wichtigkeit ist — Otuquis aus Ebenen und Gebirgen besteht. In jenen ist Hitze und Feuchtigkeit, in diesen Wärme und trockene Luftbeschaffenheit der vorherrschende Charakter. In mäßig hohen Theilen der letztern findet der Mitteleuropäer fast das ganze Jahr hindurch eine Luft, wie sie ihn in den gemäßigten Sommern seiner Heimath umweht; in den erstern aber hat sein Körper fast beständig zugleich eine Schwüle und Feuchtigkeit der Luft zu erleiden, denen er bei unausgesetztem Verweilen in einem solchem Lande oft erliegt, und in Bezug auf welche er sich viel schwerer acclimatisirt, als in Betreff der trockenen Hitze des tropischen Afrika's.

Ein Hauptunterschied findet zwischen den einzelnen Tropenländern und den Landstrichen der gemäßigten Zone statt. Für diese nämlich liegt der Unterschied der Jahreszeiten hauptsächlich in dem Gegensatz zwischen kalt und warm, so daß sie einen Sommer und Winter, d. h. eine warme und kalte Jahreszeit, und zwei Uebergangsperioden zwischen beiden haben. In den tropischen Ländern dagegen ist einestheils die Hauptbefeuchtung des Bodens durch Wasserniederschläge aus der Luft auf eine bestimmte Zeit des Jahres beschränkt, und umgekehrt die Wärme über das ganze Jahr hin eben so vertheilt, wie in der gemäßigten Zone die Feuchtigkeit. In jenen gibt es also keinen eigentlichen Sommer und Winter in unserm Sinne dieser Wörter oder keine kalte und warme Zeit, sondern das Jahr zerfallt in eine trockene und nasse Jahreszeit oder in die Zeit der Sonne und die der Wolken, wie die Indianer am Orinoco sich ausdrücken. Sommer und Winter sind also gleichfalls Bezeichnungen für entgegengesetzte Jahreszeiten, aber nicht mit vorherrschender Beziehung auf Temperatur, sondern auf Feuchtigkeitsverhältnisse, und diese Wörter können somit von uns nur vergleichungsweise von der Aequatorialzone gebraucht werden. Im Grunde müßten wir sogar in Bezug auf die Aehnlichkeit der Wirkungen, welche der vorherrschende klimatische Charakter der beiden Hauptzeiten des Jahres dort und bei uns in der Natur hervorbringt, gerade die wärmere Zeit dieser Zone den Winter, die kühlere den Sommer derselben nennen; denn während jener Zeit zeigt die Natur in den trockenen Gegenden der Tropen die Erscheinungen, welche in der gemäßigten Zone den Winter charakterisiren: die Amphibien versenken sich in die Tiefe und halten ihren Winterschlaf, wie in dieser zur Zeit der Kälte; die Bäume verlieren ihre Blätter, die Kräuter ersterben vertrocknend, und die Natur gewährt den Anblick der Verödung, wie bei uns im Winter; mit der zurückkehrenden Zeit der Feuchtigkeit aber belebt sich dort, wie hier mit der Wiederkunft der Frühlingswärme, Thier- und Pflanzenwelt von neuem.

Bei der geringen Abdachung, welche die Ebenen des Landes gegen ihren gemeinschaftlichen Abflußcanal, den Paraguay, hin haben, müssen nothwendig die Ueberschwemmungen derselben in der Regenzeit sehr groß, ihre Luftbeschaffenheit aber aus dem gleichen Grunde und wegen ihrer Waldbedeckung äußerst feucht

*) Nach Dr. Kriegks Werkchen. Frankfurt 1838.

Digitized by Google

seyn. — In dem benachbarten, aber weniger heißen Lande Paraguay fällt, nach Rengger, das Thermometer in der Mittagsstunde neun Monate des Jahres hindurch nicht unter + 20° R., und in drei bis vier derselben (December bis März) steht es dann gewöhnlich auf 24 bis 25°; an den heißesten Tagen steigt es in den südlichen Theilen dieses Landes bis 28°, in den nördlichen bis 30°. Während der kühlen Zeit des Jahres (d. h. im Julius bis September), ist der gewöhnliche niedrigste Grad in Paraguay + 8, der gewöhnliche höchste und jeden Tag eintretende 15 und darüber. In manchen Jahren fällt daselbst zwar das Thermometer wohl auch Nachts zuweilen bis auf Null, und es bildet sich Reif; an der Nordwestgränze von Paraguay ist dieß aber eine unbekannte Erscheinung.

Einen Gegensatz gegen die Feuchtigkeit und Hitze der Ebene bilden die Höhen der Gebirge des Landes und ihre Vertiefungen. Auf jenen ist gar häufig die Luft so kalt (das heißt, nach tropischen Begriffen kalt) und so trocken, wie in Potosi selbst (welches, im Vorbeigehen bemerkt, so hoch liegt als der Gipfel der Jungfrau in der Schweiz) und im Allgemeinen so gesund, daß man daselbst niemals eine epidemische Krankheit gekannt hat. Gemäßigt und gesund ist das Klima in den Faldas (Einschnitten oder Vertiefungen) der Cordilleren von Santjago und Sunsas; das Dorf Santjago z. B. hat eine milde und reine, namentlich von allem Ungeziefer freie Luft und ein Klima, welches dem von Chuquisaca (oder la Plata in der gleichnamigen Provinz) ähnlich ist; das Dorf Corazon (welches wahrscheinlich viel niedriger liegt) hat ein Klima, das eher heiß als gemäßigt zu nennen ist.

Iran.

1. Historische Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Abbas, nicht mit Unrecht der Große genannt, hatte die Wunden seines Reichs erkannt, und sein Streben ging ganz direct dahin, die Gewalt der kriegerischen Wanderhorden zu brechen, und die Zahl der ruhigen, gewerbsthätigen Unterthanen seines Reichs zu vermehren: er beschützte die Christen, verpflanzte Tausende von Armeniern nach Persien, das sie durch ihre Industrie und ihren Handel bereicherten, strafte mehrere der zügellosen Häuptlinge der Kisilbasch mit Strenge, und seine Aenderungen im Kriegswesen, die auf eine europäische Einrichtung hinwiesen, waren besonders geeignet, den schlimmen Einfluß der turkomanischen Wanderhorden nach und nach zu zerstören. Wir haben oben gesehen, mit welchen Kräften Ismael Schah auszog, um sein Reich zu erobern. Es waren die sieben turkomanischen Stämme, welche von ihrer besondern Kleidung den Namen Kisilbasch erhielten. Sie stellten 50,000 bis 60,000 Reiter, die von ihren eigenen Anführern befehligt waren, und der Schah konnte keinen höheren Anführer ernennen, außer er gehörte einer Kisilbasch-Familie an. Abbas verminderte die Zahl dieses Corps auf 30,000, und hob dagegen 10,000 Reiter, Gholam *) genannt, und 12,000 Mann Fußvolk, Tuffenkdschi (Musquetier), aus, die von ihm selbst bezahlt wurden. So gründete er seine Unabhängigkeit von den Turkomanenstämmen, und kann mit mehr Recht als Ismael Schah selbst als der Gründer der neupersischen Monarchie betrachtet werden. Seinen nächsten Nachkommen fehlte die Größe, aber tolerant nach ihres Ahnherrn Beispiel waren sie Alle, und der Schrecken, mit welchem Abbas seinen Thron umgeben hatte, schützte sie vor äußerem Krieg. Persien hatte seit den Sassaniden nicht so lange Ruhe im Innern genossen, und die Einrichtungen von Abbas gewannen Boden, wenn auch der kriegerische Geist der Nation, namentlich durch die Ausschweifungen des Hofes, erschlaffte.

Eine solche Erschlaffung bleibt nirgends ungestraft, am wenigsten aber im Orient; diesmal jedoch kam die Strafe zum mindesten nicht von einem Turkomanenstamm, deren Fürsten an der Verweichlichung reichlichen Antheil genommen zu haben scheinen, sondern von den Afghanen, die nach langen Jahrhunderten endlich wieder thatkräftig in das Geschick Persiens eingriffen. Abbas der Große hatte Candahar erobert, und die westlichen Afghanenstämme, die Ghildschis und Abdallis **), seiner Herrschaft unterworfen. Die persischen Gouverneure behandelten sie ziemlich hart, da sie aber gegen Abbas sich nicht aufzulehnen trauten, schickten sie heimlich zwei Abgeordnete an ihn, beide aus dem Stamme der Abdallis, Sidu und Ahmed, letzterer aus der Familie Barekzei. „Die beredten Vorstellungen des ersten fanden Gehör, und er stieg so sehr in der Achtung von Abbas, daß dieser ihm nicht nur sein Begehren gewährte, sondern auch ihn zum Aeltesten (Risch sefid, Weißbart) und zum Vorstand seines Stammes ernannte, und durch ein öffentliches Schreiben verordnete, daß seine Person heilig gehalten und seine Gewalt geachtet werden sollte." So Malcolm in seiner Geschichte Persiens nach einem persischen Manuscripte, welches jedoch bemerkt, daß beide, Sidu und Ahmed, zu Vorständen ihres Volks ernannt worden seyen, und dann hinzusetzt: „Die Afghanen waren über diese Anordnung sehr erfreut, und gehorchten derselben vollständig und mit Ehrfurcht. Die Zeit hat diese Ehrfurcht bestätigt, und die Erhebung der also gewählten Häuptlinge ist ein Erbtheil ihrer Familien geworden. Die Familie Sidu's errang die königliche Würde, während die Ahmeds, d. h. die Barekzeis, nur eine hohe Stellung und Gewalt errangen. Die Siduzeis sind so verehrt, daß wenn einer von ihnen einen Emir eines andern Stammes ermorden wollte, es für Unrecht gälte, wenn dieser zu seiner Sicherheit den Siduzei angreifen wollte. Wenn ein Afghane anders handelte, würde er als von seinem Stamme verstoßen betrachtet werden. Eine Ausnahme von der Regel bilden die Barekzeis, die, ohne ein Verbrechen (sacrilege) zu begehen, einen Siduzei ermorden können. Viele Afghanen aber sprechen auch den Barekzeis dieses Vorrecht ab." In dieser Erzählung liegt der

*) Das Wort bedeutet Sklave, aber auch Diener, Page u. s. w., und hat keineswegs eine schimpfliche Bedeutung.

**) Später durch eine Grille Ahmed Schahs, des Stifters des afghanischen Reichs, Durani genannt.

Digitized by Google

Grund der ganzen spätern Geschichte, der Einbruch der Afghanen in Persien, die Erhebung des Hauses der Siduseï auf den Thron von Afghanistan, die Streitigkeit der Siduseïs und Barekseïs, die Verjagung der ersten und die Bemühungen, sie wieder einzusetzen, in neuerer Zeit.

Wir haben oben schon bemerkt, daß Abbas der Große die Häuptlinge der Kisilbasch demüthigte, aber eigenthümlich ist, daß seine Nachfolger es zu einer Art System gemacht zu haben scheinen, die Turkomanenhäuptlinge niederzuhalten. Die ruhige Periode nach Abbas des Großen Tode mochte auch ihren kriegerischen Beistand wenig erfordert haben. Völlig seltsam aber muß es erscheinen, daß sie in dem unter Schah Hussein ausbrechenden Kampfe mit den Afghanen sich gar nicht mischten, ja einer Einmischung auf eine studirte Weise auswichen.*) Die gewöhnlichen Geschichtschreiber über Persien geben uns über diesen eigenen Umstand keinen Aufschluß, und wir machen darum bloß auf den zweiten aufmerksam, daß in diesem merkwürdigen Kampfe, der sich entspann, seit Jahrhunderten zum erstenmal, nur persische Elemente auftraten, mit alleiniger Ausnahme des Wali der Araber, d. h. des Anführers der von den arabischen Stämmen in Persien gestellten Truppen, und dieser spielte eine verrätherische Rolle. Eine weitere Merkwürdigkeit ist der hier zum erstenmal in seiner ganzen Herbheit auftretende Streit der Sunniten und Schiiten, der noch immer das ganze Plateau von Iran zerreißt, und erst in neuerer Zeit durch die Abnahme des religiösen Eifers unter den höheren Classen milder wird. **)

Während die Abdalli-Afghanen unter der Leitung der Siduseïs ruhig blieben, fingen die Ghildschis in und um Candahar an sich rebellisch gegen die persischen Gouverneure zu zeigen. Hussein sandte im Anfang des vorigen Jahrhunderts Gurgin Khan, Wali von Georgien, das heißt, den zum Islam übergetretenen Fürsten dieses Landes, mit einer starken Macht als Gouverneur dahin, und dieser regierte sie mit eiserner Faust, so daß sie nicht zu murren wagten. Indeß beklagten sie sich doch in Isfahan, und als dieß Gurgin Khan erfuhr, nahm er einen der angesehensten Ghildschis, Namens Mir Weis, gefangen, und schickte ihn nach Isfahan mit der Bitte, diesen gefährlichen Mann dort gefangen zu halten. Mir Weis, ein Mann von ausgezeichnet klarem Verstande, vieler Gewandtheit und großem Vermögen, erkannte bald die gänzliche Erschlaffung des persischen Hofes, schloß sich an die Partei der Feinde Gurgin Khans an, und brachte es dahin, daß er nicht nur auf freien Fuß gestellt, sondern auch starker Verdacht gegen Gurgin Khan gefaßt wurde, dem die feigen Minister Husseins nur keine Worte zu geben sich getrauten. Mir Weis machte, um seine Plane reifen zu lassen, eine Pilgerfahrt nach Mekka, besprach sich dort mit den Häuptern des sunnitischen Glaubens, dem er selbst, wie alle Afghanen, angehörte, und wirkte eine Erklärung von ihnen aus, daß es ein verdienstliches Werk sey, gegen die ketzerischen Schiiten einen Krieg zu unternehmen. Nach Isfahan zurückgekehrt, wirkte er sich dort die Erlaubniß aus, in sein Vaterland zurückzukehren, und obwohl dieß ein entschieden feindlicher Schritt gegen Gurgin Khan war, der noch immer dort befehligte, so wiegte er doch denselben in Sicherheit ein, während er zugleich Alles zum Aufstand in Bereitschaft setzte. Gurgin Khan wurde mit seinen vornehmsten Begleitern verrätherisch ermordet, und der Aufstand der Ghildschis war bald allgemein. Dieß geschah im Jahre 1709. Hätte der persische Hof die mindeste Energie besessen, so hätte es ihm leicht werden müssen, des Aufstandes Meister zu werden, der sich sehr in die Länge zog. Mir Weis und, als er nach wenigen Jahren starb, sein Sohn Mahmud, machten Einfälle bis gegen Herat, und die unruhigen Khorasaner säumten nicht, daran Theil zu nehmen, so daß sich die Raubzüge oft bis in die Nähe von Isfahan erstreckten. Mehr und mehr nahmen alle Afghanenstamme an dem Aufstande Theil, auch die Abdallis; merkwürdig aber ist, daß Mahmud auch die Belludschen mit sich fortriß, durch Kerman und Sedschestan zog, aus der Oase Yezd einige tausend Feuerdiener aufbot, und ihnen in seinen Aufforderungen von dem alten Unrechte, das ihr Stamm erduldet, und von ihrer großen Unterdrückung sprach. Ganz Ostpersien zog gegen Westpersien, dessen Bewohner meistentheils verweichlicht und unkriegerisch waren; nur die Wali's von Laristan und der Häuptling der Bakhtiari blieben dem Schah treu, die Kurden aber, als Sunniten, machten Einfalle bis nach Kaswin. Die Feigheit und Unentschlossenheit Husseins und endlich die Verrätherei des arabischen Wali lieferte Isfahan und Hussein in die Gewalt Mahmuds, der mit kaum 20,000 Afghanen vor der Stadt lag, welche 600,000 Einwohner zählte, und sie in die furchtbarste Hungersnoth versetzt hatte, indem er die Zufuhren abschnitt, welche der Wali von Laristan und der Häuptling der Bakhtiari in die Stadt bringen wollte. Ostpersien siegte völlig, und Hussein selbst überlieferte dem Sieger Mahmud die Zeichen der königlichen Würde.

Indeß waren die Afghanen zu roh, zu wenig zahlreich, und zugleich zu turbulent und ungehorsam gegen ihre eigenen Führer, als daß sie sich hatten halten können, und sie fielen darum bald. Merkwürdig ist aber die Tendenz, die namentlich der endlich in Raserei verfallene Mahmud verfolgte, in mehreren Stadten die männlichen Einwohner zu ermorden, und an ihre Stelle Kurden und Afghanen zu setzen, ein Unternehmen, das freilich längere Zeit gebraucht hatte, um die erwarteten Früchte zu tragen. Dazu aber ließ den ungebildeten Afghanen das Schicksal keine Zeit. (Fortsetzung folgt.)

*) Als der Sohn Husseins in der höchsten Noth seines Vaters sich nach Kaswin begab, und den Häuptling der Schah-Seven (Königsliebe), eines von Abbas dem Großen zu seinem besondern Dienst zusammengesetzten Turkomanenstammes, der unter Abbas selbst manchmal 100,000 Krieger zählte, und jetzt noch auf 20,000 Familien angeschlagen wird, um Hülfe für seinen Vater anging, verweigerte dieser jeden Dienst, unter dem nichtigen Vorwande, er habe nur dann die Verpflichtung zum Kampfe, wenn der König selbst ihm den Befehl gebe.

**) Neuere Reisende, wie Fraser und Wilbraham, sind der Ansicht, die Erschlaffung des Religionseifers in Persien sey ein Symptom der Auflösung des Staats. Wir möchten umgekehrt behaupten, sie sey ein Symptom künftiger größerer Einheit, indem ein Hauptelement der innern Zwietracht dadurch geschwächt wird. Der Sufismus, dieser Rationalismus des Islams, macht in Persien sichtliche Fortschritte, und muß den Sectenha, allmählich mildern.

Digitized by Google

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Zweiter Artikel.

Sofala.

(Fortsetzung.)

Fünf Legoas von der Insel Buene liegen die Inseln, die den gemeinschaftlichen Namen Barazuto führen, und deren drei sind, ungefähr anderthalb Legoa von dem Festland entfernt. Die nördlichste von ihnen, welche Chizini heißt, hat 5 Legoas im Umfang, und hat gegenwärtig keine Bewohner; die mittlere ist die größte von anderthalb Legoa Länge, führt den eigenthümlichen Namen Bazaruto und ist bewohnt. Die dritte südlich heißt Bengueena und ist kleiner, aber bevölkerter als die andern wegen ihres außerordentlich fruchtbaren Bodens. Unter andern Erzeugnissen dieser Insel hat man hier eine außerordentlich große Art Schafe, die das wohlschmeckendste Fleisch haben. Der Canal zwischen den Inseln und dem Festland ist zwar tief und gut gelegen, um hier vor Anker zu gehen, allein er ist so voller Ratten, daß diese in kurzer Zeit die stärksten Ankertaue zerfressen. Einige Zeitlang wurden mit gutem Erfolg an diesen Inseln Perlen gefischt, allein aus Mangel an Tauchern mußte dieses wieder aufgegeben werden. Da die Küsten sehr flach sind und das Meer seicht, so daß sie während der Ebbe ganz trocken in weiter Erstreckung daliegen, so findet man sie voller Muscheln, so wie unsere Austern, welche die kleinen Perlen enthalten.

Das Territorium Mambone, von dem oben die Rede war, gränzt nördlich an den Rio Save, westlich und südlich an Vorranga und östlich ans Meer. Es ist einer der fruchtbaersten Landstriche der Küste. Besonders bringt er den vortrefflichsten Anil hervor, so wie Baumwolle und Tabak. Die Luft ist gesund, das Land eben mit den schönsten Weiden für Viehzucht, und es gibt auch beinahe keine Kaffernfamilie hier, die nicht eine Heerde Rindvieh hätte. Besonders trifft man hier aber in den Wildnissen viele Büffel und Elephanten. — Die Einwohner von Mambone sind Botangas-Kaffern, nur die an dem Flußufer sind gemischten Stammes aus Quiteven und Vorranzas-Kaffern. Diese sind auch etwas gebildetre als erstere. In frühern Zeiten gehörten diese Kaffern zu den portugiesischen Unterthanen, allein sie lehnten sich zuletzt auf und machten sich frei; bloß die, welche die Flußufer bewohnen bis zum Orte Chitete, erkennen noch portugiesische Herrschaft an. Ein Weißer, der in den abgefallenen Landstrichen sich blicken ließe, würde die größte Lebensgefahr bestehen. Botanga ist ein ausgedehntes Landstrich, der verschiedenen Regulos angehört, die stets mit gewaffneter Hand sich gegen die Landins-Kaffern zu vertheidigen haben, welche sich auch schon eines großen Theils des Landes bemächtigt und die Eingebornen vertrieben haben. — Diese Landins-Kaffern waren die ersten, welche sich gegen die Portugiesen empörten, es ist ein kräftiger, muthiger und kriegerischer Menschenschlag, der vom Raube lebt, und das Land der Botangas verheert und verwüstet, und diesen weniger kriegerischen Stamm vertreibt, um in den Besitzthum des Elfenbeins zu kommen, welches hier in großer Menge vorkommt. Den Landis-Kaffern ist heutzutage so zu sagen der ganze District tributhar, und in Inhambane setzen sie ihr Elfenbein ab. Die Botanga-Kaffern haben einen ganz verschiedenen Körperzuschnitt von den andern Kaffernstämmen, häßlich und ungemein mager. Sie gehen ganz nackt, ihren Körper mit Kokosöl und rother Farbe eingeschmiert. Sie tragen nur einen kleinen Schurz von Schaffellen, der an den Hüften mit einem Seile befestigt ist, und zwischen den Beinen durchgezogen wird, um ihn wieder auf dem Rücken an demselben Gürtelseile zu befestigen.

Nehmen wir unsere Richtung nördlich von Sofala, so kommt man bei Macanzane zum Territorium von Pungoe, was etwas von der Küste entfernt ist und an Dandira stößt, das sich nach der Küste zu zieht. Sowohl das eine als das andere gehört den Portugiesen, und beide sind nur von wenigen Meilen Ausdehnung. Ein großer Theil davon zeigt ein steiniges und felsiges Terrain mit dichten Wäldern und dem vorzüglichsten Bauholz. So fruchtbar das Land auch an andern Stellen ist, so geben sich die Einwohner doch so wenig mit dem Ackerbau ab, daß die Erzeugnisse nicht für die Lebensbedürfnisse zureichend sind. — Der Küste am nächsten an der Mündung des Rio Buze liegt das Territorium von Macanzane, dessen Bewohner bloß Landbau treiben. Etwas weiter nördlicher eine Meile kommt man zu einem Orte Chirora genannt, woselbst zwei Flüsse ins Meer ausmünden; der nördliche führt den Namen Inhabueo oder Ocema, der das Reich Sofala von dem von Soena trennt. Der südliche heißt Buze oder Jaro. Beide Flüsse entspringen in den Gebirgen von Hoch-Quiteve, und so wasserreich dieselben in der Regenzeit sind, so wasserarm und beinahe zum Vertrocknen werden sie im hohen Sommer.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Volksgesänge in Rußland. Auch in Rußland sucht man mehr und mehr diese Art von Poesie, von der viele sich so vornehm abwenden, wieder ans Licht zu ziehen, und zwar nicht bloß die alten, sondern auch die neuen Lieder, in denen sich manche spöttische Bemerkung über die Umformung der alten russischen Einrichtungen in neue mit fremden europäischen Namen findet. Es sind bereits fünf Bände bei Sacharow erschienen. (Nordische Biene vom 17 Junius.)

Ankauf für die Nationalgalerie in London. Man kauft für diese Sammlung, welche in wenigen Jahren eine der bedeutendsten in Europa werden muß, fortwährend Gemälde an. Kürzlich wurde ein Velasquez, ein Stiergefecht vorstellend, von Lord Cowley um 4000 Pfr. St. gekauft. (Engl. Bl.)

Ausschmückung des Vendomeplatzes. Es ist der Vorschlag, diesen Platz mit 12 Bronzestatuen der berühmtesten Generale des Kaiserreichs zu schmücken. (Franz. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 83** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Sündenbekenntniß zweier englischer Dichter. — Charles Dickens (Boz) und der englische humoristische und komische Roman.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedenmann.

Digitized by Google

Nr. 83.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Julius 1839.

Sündenbekenntniß zweier englischen Dichter.

S. T. Coleridge, der berühmte Dichter des alten Matrosen, der Christabel, und Uebersetzer von Schillers Wallenstein, und Charles Lamb, ein kürzlich verstorbner, von den Engländern sehr hochgehaltner, feinsinniger, humoristisch-reflectirender Autor, Verfasser von Elias' Versuchen und mancher bekannter und beliebter Gedichte, waren Freunde, und brachten besonders in ihren jüngern Jahren manche vergnügte und lustige Stunde unter geistreichen Unterhaltungen und bei geistigen Getränken mit einander zu. Das Gasthaus Cat and Salutation (Katze und Gruß) war häufig der Schauplatz ihrer und andrer Freunde fröhlichen Abendschwärmereien, und Eipunsch und Orouoco mischen sich häufig in ihre späteren Reminiscenzen an die dort verlebten Stunden. Die Anregung und Steigerung der geistigen Energie, der Laune, des Witzes, der Phantasie durch geistige Reizmittel wurde aber leider den beiden genialen Freunden nach und nach zur Gewohnheit und zum Bedürfniß, und diese ihre Neigung blieb auch dem größern Publicum kein Geheimniß. Der Herausgeber des Nachlasses von Charles Lamb, Sergeant Talfourd, (unsern Lesern sonst schon bekannt) gesteht selbst die Schwäche seines Freundes offen zu, rühmt jedoch von ihm, er habe, obgleich er der Versuchung, wenn sie einmal da war, selten habe widerstehen können, doch heroische Anstrengungen gemacht, vor ihr zu fliehen, und setzt dann hinzu: „Diese Schwäche selbst war so innig mit Allem verwachsen und verflochten, was das Anziehendste in seiner geistigen, was das Liebenswürdigste in seiner moralischen Begabung und Natur war, daß es unmöglich wäre, seinen Tugenden volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne auch jene Schwäche zu berühren." Dagegen aber wendet ein Kritiker ein, daß er dieser Theorie vom Verflochtenseyn nicht beitreten könne, sich nicht dazu verstehen, einen Altar zu bauen, um eine Theorie der Trunkenheit zu apotheosiren — und wäre es selbst die Trunkenheit Lambs. „Jedermann weiß aus leidigen Beispielen, daß Trunksucht auch bei Mannern vom höchsten Genie und großen Tugenden vorkommen kann. Aber nur um so schlimmer; denn wir wissen auch, daß sie beide mit dem gefährlichsten Ruin bedroht. Je edler das Opfer, um so eindringlicher sollte das Beispiel seyn. Mr. Talfourd sagt, mit Lamb trinken sey nicht ein sinnlicher, sondern ein geistiger Genuß gewesen. Wir antworten: Trinken muß nie ein geistiger Genuß genannt werden, weil, wenn Einer einmal sich den übermäßigen Genuß von erhitzenden Getranken angewöhnt hat, eine der kläglichsten Folgen davon eine sklavische Abhängigkeit von denselben ist — eine Abhängigkeit nicht bloß des Körpers, sondern auch der Seele. Wir glauben an die Nüchternheit, wie an die Gesundheit des wahren Genius. Wir kennen die Folgen der Trunksucht — gefüllte Gefängnisse — Sheridan zum Sprüchwort geworden, während er hätte erster Minister Englands werden können, und Lamb beinahe ebenso ein Gegenstand des Mitleids als der Liebe. Der Herausgeber hat wohl gethan, die „Bekenntnisse eines Trunkenbolds" wieder abzudrucken. Lamb gesteht in seinem Brief an Southey, daß diese Bekenntnisse allerdings so sehr eine treue Selbstschilderung seyen, daß das Kundwerden hievon ihn um sein Amt und seine Pension bringen könnte." Doch wir lassen nun ihn selbst in einem reumüthigen Brief an Mr. Cary sprechen, bei welchem er jeden Monat einmal, im brittischen Museum, zu Gast war.

„Ich betheure, daß ich nicht weiß, in welche Worte ich mein Bewußtseyn von der schmählichen Verletzung der Gastpflicht kleiden soll, deren ich mich an jenem unglückseligen Mittwoch schuldig gemacht habe. Lassen Sie ihn ausgelöscht seyn im Kalender! Wäre sie begangen worden im Haus eines Laien, etwa eines Kaufmanns, oder Manufacturisten, oder Käsekramers, oder eines Obsthändlers, oder, um höher hinaufzugehen, eines Advocaten, eines Parlamentsmitglieds, eines reichen Bankiers — ich hätte noch einigen Trost, einige Nachsicht mit mir selbst gehabt. Aber gesehen werden im Rausch das Haus eines Geistlichen zu verlassen — und gar eines Geistlichen, der der Kirche Englands angehört! Und nicht das allein, sondern auch eines Manns, welcher den dunkeln italischen Hierophanten (Dante) erklärte! eine Erklarung, wenig nachstehend derjenigen des Mannes, welcher die Offenbarung zu entfalten unternahm — göttliche Räthsel beides,

Digitized by Google

und wenn nicht übernatürliche Gnade beschieden wird, nicht zu berühren, ohne daß sie augenblicklich die Hände des Berührenden versengen. Und dann — welches Haus! nicht eine gewöhnliche Pfarrwohnung (was schon schandbar gewesen wäre), sondern ein königliches Schatzhaus menschlicher und göttlicher Wissenschaften, das den Primas von England zu seinem Vorstand hat, gehüllt in öffentliche Majestät, vor welcher der profane Pöbel fliehen muß. Konnten mich alle diese Bücher nichts Besseres lehren? Mit fieberischen Augen sah ich mich beim nächsten Morgengrauen um in dem schwachen Licht, das eben nur hinreichte, um in einem fremden Schlafzimmer, das ich nicht sogleich erkannte, zu sehen, wie meine Strumpfbänder, Hosen, Weste, Halstuch hingelegt waren in einer fürchterlichen Ordnung und Genauigkeit, die, wie ich wohl wußte, gar nicht in meiner Art war. Es ist dieß beim Erwachen das gewöhnliche Symptom, aus dem ich auf meinen Zustand am vorigen Abend schließe. Wenn Alles auf dem Boden durcheinander liegt, so sehe ich darin einen willkommnen Beweis, daß es von mir herrührt, und wenn der Leuchter nicht weggestellt ist, spreche ich mich ganz frei. Aber solch eine schöne Ordnung, wo ich am Morgen Alles aufs sorglichste an seinem Ort finde, macht mir bange. Ein leises, fernes Gesüster murmelte mir zu, daß ich im Triumph nach Hause kutschirte. Fern sey es, daß ich aus innerem Stolz das sage, denn ich war mir der Ortsveränderung nicht bewußt. Daß ein junger Mentor einen nichtsnutzigen alten Telemach begleitete; daß er, wie der Trojaner, seine Bürde auf die Schultern lud, während der jämmerliche Incubus, in dämmerndem Bewußtseyn, trunkene Sätze stammelte und lallte von Fliegen mit Fledermausflügeln nach Sonnenuntergang. Auch von einem alten Diener regte sich eine Erinnerung, um das Maaß meiner Schmach voll zu machen. Der Zufall führte mich gestern durch Great Russell Street. Ich stierte den großen Thürklopfer an. Meine schwachen Hände versuchten umsonst ihn aufzuheben. Ich fürchtete mich vor dem Argus, der ohne Zweifel in jener verhängnißvollen Nacht mir hinausleuchtete. Ich besuchte die Elginischen Marmor. Sie blieben mir kalt. Heilloses Alter, das mit der zweiten Kindheit Hand in Hand ihre Zwillingsschwester, neue Unerfahrenheit bringt, die nichts weiß von den Wirkungen geistiger Getränke" u. s. w.

(Schluß folgt.)

Charles Dickens (Boz)

und der englische humoristische und komische Roman.

(Fortsetzung.)

Ein Kritiker sagt ganz pathetisch von Ben Jonson, man befinde sich bei ihm in der Regel in niedriger Gesellschaft, und sehe keine Hoffnung, aus derselben herauszukommen. Das Gleiche kann man von den Pickwickpapieren sagen, mit dem Beisatz, daß man in der Regel auch gar nicht wünscht, aus ihr herauszukommen, denn es ist in Dickens Schilderungen nichts Anstößiges selbst für die strengste Delicatesse, und es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß seine Schriften so sehr beliebt sind bei den Frauen der höhern Kreise. Wir hörten einmal eine gefeierte Schönheit den scherzhaften Vorschlag zu einer Partie machen, woran Niemand Theil nehmen sollte, der nicht Sam Weller für einen Gentleman halte. Mit solchen Zeugnissen zu seinen Gunsten kann Dickens immerhin wegsehen über die Beschuldigung der Gemeinheit, welche unausbleiblich und ohne Unterschied von ekeln Vornehmthuern erhoben wird gegen jeden Mann von Genius, der das menschliche Leben, in allen seinen Abstufungen, zu seinem Gegenstand zu nehmen wagt. Fielding, der solche Kritiker verspottet und geißelt, scheute und mied doch offenbar den Vorwurf; und wenige moderne Schriftsteller haben die Gattung von Gegenständen, welche ihm denselben zuzog, behandelt, ohne je und je dem Leser zu verstehen zu geben, daß sie, wenn sie dieß thuen, von ihrer Sphäre herabsteigen, oder schilderten Scenen des sogenannten fashionabeln Lebens, ohne anzudeuten, daß sie darin ganz zu Hause seyen — woher es wahrscheinlich kommt, daß die wesentlich gemeinsten Productionen unsrer Zeit die sind, welche von Marquis und Herzogen handeln. Von dieser Schwäche oder Mangel an Selbstachtung findet man nichts bei Dickens; er bewegt sich so natürlich und bequem unter seinen Lieblingscharakteren, als gäbe es gar nichts wie conventionelle Schicklichkeit, wogegen man verstoßen könnte. Diese vollkommene Zuversichtlichkeit und Geradheit von seiner Seite befördert nicht wenig die Wahrscheinlichkeit und daher auch den Effect seiner Schilderungen, und überdieß ist darüber ein gesunder, männlicher, unabhängiger Geist ausgegossen, der wirklich erfrischend ist nach der kränklichen Affectation und Vornehmthuerei der mit silbernen Gabeln und feinen Gentlemen gebahrenden Schriftstellerschule, wenn sie sich herablassen, das Wesen und die Denkweise von Personen zu schildern, die außer dem Bereich der ausschließlich so genannten Gesellschaft stehen.

Die Hauptursache von Erfolg dieses Autors finden wir somit in seinem Geschick, den ächten Mutterwitz und die unentstellten Idiome der niedern Classen in London zu behandeln — denn er wird vergleichungsweise trivial und zahm, sobald sein Fuß sich von den Steinen entfernt, und zeigt untrügliche Symptome von städtischer Vornirtheit in allen seinen Versuchen ländlicher Schilderungen. Vom Waidwerk und Zugehör scheint er ungefähr so viel allgemeine Begriffe und Kenntnisse zu besitzen, als Winkle und Tupman bei der Schießpartie zeigen; und Wardle's Edelhaus mit dem lustigen Weihnachttreiben ist nicht mehr und nicht weniger als Bracebridge-Hall aus zweiter Hand. Wir zweifeln sehr, ob Dickens je anwesend war bei der Mrs. Leo Hunter déjeûners, aber wir sind überzeugt, daß er mit Mr. Bob Sawyer bekannt war. Keineswegs ebenso glücklich ist er in der Schilderung der Profession der Rechtsgelehrsamkeit sammt Zugehör.

Unter den zahlreichen secundären Ursachen des Glückes, das die Pickwickier machten, wollen wir nur zwei namhaft machen: die eine ist die sprudelnde Ader gutmüthiger Satyre, welche das Ganze durchdringt, und die Erzählungen à la Longbow, welche so reichlich eingestreut sind. Eine Bemerkung, welche gleichermaßen von den satyrischen Anspielungen wie von den Geschichten gilt, ist: daß die kürzesten, schärfsten und am wenigsten ausgearbeiteten die besten sind. So wird der Tartüffe Stiggins langweilig durch die Beharrlichkeit, womit seine Heu-

Digitized by Google

chelei Einem aufgedrungen wird, während Potts, der Herausgeber der Catanswiller Gazette, in ein paar Scenen aufs vollständigste das Treiben einer anmaßenden Menschenclasse zeigt, die ihr Möglichstes thut, den wohlthätigen Einfluß der Zeitungspresse zu neutralisiren. Ein artiges Pröbchen von Dickens' Tact, des Lesers Aufmerksamkeit zu reizen durch kleine, schlaue Anspielungen auf gleichzeitige Vorfälle, *) bietet eine Stelle in der Rede des Serjeant Buzfuz (der Prozeß betrifft nämlich ein angeblich von Pickwick seiner Hausbesitzerin und Miethfrau, Mrs. Bardell, gegebenes Heirathsversprechen, was aber auf einem bloßen, komischen Mißverständniß beruht).

„Und jetzt, Gentlemen, nur noch Ein Wort. Zwei Briefe sind gewechselt worden zwischen den Parteien — Briefe, welche, wie nicht geläugnet wird, in der Handschrift des Beklagten geschrieben sind und so viel sagen, als ganze Bände. Diese Briefe bezeichnen auch den Charakter des Mannes. Es sind keine offne, glühende, beredte Episteln, die nur die Sprache zärtlicher Neigung athmeten. Es sind verdeckte, schlaue, bemantelte Mittheilungen, aber zum Glück mehr beweisend, als wenn sie die glühendste Sprache und die poetischsten Bilder enthielten — Briefe, die mit vorsichtigem und argwöhnischem Auge gelesen werden müssen — Briefe, die offenbar von Pickwick darauf berechnet waren, Dritte, in deren Hände sie fallen könnten, auf falsche Spuren zu leiten und zu täuschen. Laßt mich den ersten lesen: „Garraway's, 12 Uhr. Liebe Mrs. B. — Rippchen und Goldapfelsauce. Der Ihrige. Pickwick." — Gentlemen, was bedeutet dieß? Rippchen und Goldapfelsauce. Der Ihrige, Pickwick! Rippchen! gnädiger Himmel! und Goldapfelsauce! Gentlemen, darf das Glück eines gefühlvollen und vertrauensvollen Weibes durch solche schale Kniffe und Ränke verkändelt werden? Der zweite Brief hat kein Datum, was an sich schon verdächtig ist. „Liebe Mrs. B. Ich werde erst morgen nach Hause kommen. Die langsame Kutsche." Und dann folgt dieser sehr bemerkenswerthe Satz: „Machen Sie sich keine Unruhe wegen der Wärmpfanne." Der Wärmpfanne, ha! Gentleman, wer macht sich denn Unruhe wegen einer Wärmpfanne? Wann ward die Gemüthsruhe eines Mannes oder einer Frau zerstört oder getrübt durch eine Wärmpfanne, die an sich ja ein harmloser, ein nützlicher, ja ich darf hinzusetzen, Gentlemen, ein sehr behaglicher Artikel einer Haushaltung ist. Warum wird Mrs. Bardell so dringend gebeten, sich nicht zu beunruhigen wegen dieser Wärmpfanne, wenn es nicht (wie ich gar nicht bezweifle) eine verdeckte Bezeichnung ist für verborgenes Feuer — ein Surrogat für irgend ein zärtliches Wort oder Versprechen, gemäß einem vorher verabredeten System von Correspondenz, listig eingeleitet von Pickwick, der schon mit dem Plane seiner bösen und treulosen Verlassung umging, und das ich nicht im Stande bin, näher zu erklären."

Nicht wenig ergötzlich ist auch das das Verfahren mancher Inquirenten glücklich persiflirende Verhör des Zeugen Mr. Winkle in diesem Proceß.

„Jetzt ward Mr. Winkle vernommen von Mr. Skimpin, der, ein vielversprechender junger Mann von zwei bis dreiundvierzig, natürlich nicht wenig begierig war, einen Zeugen verwirrt zu machen, der anerkanntermaßen zu Gunsten der Gegenpartei gestimmt war.

„Nun, Sir," sagte Mr. Skimpin, „habt die Güte und laßt Sr. Lordschaft und der Jury wissen, was Euer Name ist, wollt Ihr?" Und Mr. Skimpin neigte den Kopf auf eine Seite, um recht scharf auf die Antwort zu hören, und sah dabei die Jury mit einem Blick an, als ob er die Erwartung ausdrücken wollte, daß Mr. Winkle's natürlicher Hang zum Meineid ihn veranlassen werde, einen Namen zu nennen, der nicht der seinige sey.

„Winkle," versetzte der Zeuge.

„Was Euer Taufname sey, Sir," fragte der kleine Richter ärgerlich.

„Nathaniel, Sir."

„Daniel — sonst kein Name?"

„Nathaniel, Sir, — mein Lord, wollt' ich sagen."

„Nathaniel Daniel, oder Daniel Nathaniel?"

„Nein, mein Lord, nur Nathaniel, gar kein Daniel."

„Was sagtet Ihr mir denn vorher Daniel, Sir?" fragte der Richter.

„Ich habe das nicht gesagt, mein Lord," versetzte Mr. Winkle.

„Ja, Ihr habt Sir," erwiederte der Richter mit strengem Stirnrunzeln, „wie hätt' ich denn Daniel aufzeichnen können, wenn Ihr mir nicht so gesagt hättet, Sir?"

Dieß Argument war natürlich unwidersprechlich.

„Mr. Winkle hat ein ziemlich kurzes Gedächtniß, mein Lord," warf Mr. Skimpin dazwischen, mit einem zweiten Blick auf die Jury. „Wir werden Mittel finden, es anzufrischen, ehe wir mit ihm fertig sind, denk' ich."

„Ihr thätet gut, aufzumerken, Sir," sagte der kleine Richter, mit einem finstern Blick auf den Zeugen.

Der arme Mr. Winkle verbeugte sich, und suchte ein sorgloses Wesen anzunehmen, was ihm, in seinem dermaligen Zustand von Verwirrung, so ziemlich das Aussehen eines verblüfften Taschendiebs gab.

„Nun, Mr. Winkle," sagte Mr. Skimpin, „hört mich an, wenn's Euch beliebt, Sir; und laßt mich Euch um Euretwillen empfehlen, Sr. Lordschaft Ermahnung, daß Ihr aufmerken sollt, eingedenk zu seyn. Ich glaube, Ihr seyd ein specieller Freund von Mr. Pickwick, dem Angeklagten, nicht?"

„Ich kenne Mr. Pickwick jetzt, so viel ich mich im Augenblick besinne, fast —"

„Bitte, Mr. Winkle, weicht der Frage nicht aus. Seyd Ihr oder seyd Ihr nicht ein specieller Freund des Angeklagten?"

„Ich wollte eben sagen, daß —"

„Wollt Ihr meine Frage beantworten, Sir, oder nicht?"

„Wenn Ihr die Frage nicht beantwortet, werdet Ihr vor Gericht gestellt, Sir," warf der kleine Richter dazwischen, über sein Notizenbuch einen Blick auf ihn werfend.

„Kommt, Sir," sagte Mr. Skimpin, „ja oder nein, wenn's Euch beliebt."

„Ja, ich bin es," antwortete Mr. Winkle.

*) Ist wohl der Proceß Norton gegen Lord Melbourne gemeint?

Digitized by Google

„Ja, Ihr seyd es. Und warum konntet Ihr das nicht sogleich sagen, Sir? Vielleicht kennt Ihr die Klägerin auch — he, Mr. Winkle?"

„Ich kenne sie nicht; gesehen hab' ich sie."

„O! Ihr kennt sie nicht, aber habt sie gesehen? Nun, seyd doch so gut und erklärt den Gentlemen von der Jury, was Ihr damit meint, Mr. Winkle."

„Ich meine, ich bin nicht näher mit ihr bekannt, aber ich habe sie gesehen, wenn ich Mr. Pickwick in Goswell-Street besuchte."

„Wie oft habt Ihr sie gesehen, Sir?"

„Wie oft?"

„Ja, Mr. Winkle, wie oft. Ich will Euch die Frage ein Duzendmal wiederholen, wenn Ihr es haben wollt, Sir." Und der gelehrte Gentleman legte mit festem und stätigem Stirnrunzeln die Hände an die Hüften, und lächelte die Jury argwöhnisch an.

Ueber dieser Frage entstand das erbauliche Markten und Mäkeln, wie es bei solchen Punkten gewöhnlich vorkommt. Zuerst sagte Mr. Winkle, es sey ihm ganz unmöglich, zu sagen, wie oft er Mrs. Bardell gesehen. Dann ward er gefragt, ob er sie zwanzigmal gesehen habe, worauf er antwortete: gewiß — mehr als so oft. Und dann ward er gefragt, ob er sie hundertmal gesehen — ob er beschwören könne, daß er sie mehr als fünfzigmal gesehen — ob er nicht wisse, ob er sie wenigstens fünfundsiebzigmal gesehen habe u. s. w.; und das befriedigende Resultat war am Ende: er thäte wohl, aufzupassen und zu bedenken, was er sage. Nachdem der Zeuge durch diese Mittel zur erforderlichen Nervenaufregung und Verwirrung gebracht war, wurde das Verhör fortgesetzt, wie folgt:

„Bitte, Mr. Winkle, erinnert Ihr Euch, den Beklagten an einem Morgen im Monat Julius besucht zu haben?"

„Ja."

„Wart Ihr damals begleitet von zwei Freunden, Tupman und Snodgras?"

„Ja."

„Sind sie hier?"

„Ja, sie sind hier," antwortete Mr. Winkle, und sah sehr ernst und eifrig nach dem Platz, wo seine Freunde standen.

„Bitte, gebt auf mich Achtung, Mr. Winkle, und nicht auf Eure Freunde — sie müssen ihre Angaben machen, ohne vorherige Verabredungen mit Euch, wenn nicht schon solche stattgehabt haben (mit einem bedeutsamen Blick auf die Jury). Jetzt, Sir, sagt den Gentlemen von der Jury, was Ihr gesehen beim Eintritt in des Beklagten Zimmer, eben an jenem Morgen. Kommt, heraus damit, Sir; wir müssen es erfahren, früher oder später."

„Der Beklagte, Mr. Pickwick, hielt die Klägerin in den Armen, die Hände um ihren Leib geschlungen," antwortete Mr. Winkle mit natürlichem Zögern; „und die Klägerin schien ohnmächtig geworden zu seyn."

„Hörtet Ihr den Beklagten etwas sagen?"

„Ich hörte, wie er Mrs. Bardel ein gutes Geschöpf nannte und wie er sie bat, sich zu fassen, denn was das für eine Situation sey, wenn Jemand käme, oder Worte des Sinnes."

„Nun, Mr. Winkle, hab' ich Euch nur noch Eine Frage vorzulegen, und ich bitte Euch, Seiner Lordschaft Warnung eingedenk zu seyn. Wollt Ihr auf Euch nehmen, zu schwören, daß Pickwick, der Angeklagte, bei der fraglichen Gelegenheit nicht gesagt hat: „Meine liebe Mrs. Bardell, Ihr seyd ein gutes Geschöpf; faßt Euch und schickt Euch in diese Situation, denn zu dieser Situation muß man kommen," oder Worte des Sinnes?"

„Ich — ich verstand ihn nicht so, gewiß," sagte Mr. Winkle, ganz verdutzt über die sinnreiche Manipulation mit den wenigen Worten, die er gehört hatte. „Ich war auf der Treppe und konnte nicht deutlich hören; der Eindruck auf mein Gemüth ist—"

„Die Gentlemen von der Jury verlangen nichts von den Eindrücken auf Euer Gemüth zu wissen, Mr. Winkle, die ohnehin, fürchte ich, von wenig Nutzen und Frucht seyn würden für redliche, gerade Männer," unterbrach ihn Mr. Skimpin. „Ihr waret auf der Treppe und hörtet nicht deutlich; aber Ihr wollt nicht schwören, daß Pickwick nicht der von mir angegebenen Ausdrücke sich bediente? Versteh' ich das recht?"

„Nein, ich will es nicht," versetzte Mr. Winkle; und nieder setzte sich Mr. Skimpin mit einem triumphirenden Gesicht. —

Die Erzählungen, so wie die Satyre, sind bisweilen geschwächt durch die Weitschweifigkeit; z. B. die Geschichte von dem Mann der sich mit weichen Kuchen umbrachte, die anderthalb Seiten einnimmt, ist eine weitläuftige Version einer Geschichte, welche in Crokers Boswell in vier Zeilen von einem ehrenwerthen Mr. D — — erzählt wird, der, als ihm sein Arzt versicherte, daß er, wenn er fortfahre Semmeln zu essen, davon sterben würde, ein halbes Duzend bestellte, sie verzehrte und sich dann eine Kugel vor den Kopf schoß. Ferner: die Geschichte von dem kleinen Mann, der sich nie mehr auf Urlaub aus den Mauern des Schuldgefängnisses herauswagte, nachdem ihm der Schließer gedroht hat, ihn ganz hinauszuschließen, ist gut erzählt; aber wir haben die ganze Pointe davon in der bekannten Anekdote von dem Mann, der einen Tag freien Paß im Fleet-Gefängniß bekam, und nicht wußte, wie er seinen Feiertag anwenden sollte, ihn in der Kings-Bench zubrachte. Doch ist Nummer zwanzig das Beste von den Gefängnißscenen, mit Ausnahme des Burschen, der unter einem Tisch schlaft, weil er an ein vierpfostiges Bett gewohnt war; und wir glauben, Sam Weller war nicht mehr erfreut über das Ende von seines Herrn Gefangenschaft als wir. In der That, das Elend in Gefängnissen und Narrenhäusern ist etwas zu Reales, Physisches und Materielles für Bücher dieser Art, und wir wenden uns von solchen Anblicken empört und mit Widerwillen ab, statt mitleidig bei den Leidenden zu verweilen. Die detaillirte Beschreibung körperlicher Leiden und Entbehrungen ist kein rechtmäßiges und zulässiges Mittel, Furcht und Mitleid zu erregen, sonst wäre das Tagebuch einer Spitalwarterin die schönste und wahrste Tragödie — ein Irrthum, in welchen der Verfasser des Tagebuchs eines Arztes verfiel.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 203.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Julius 1839.

Die Vorzeit Marseille's.

Etiam periêre ruinae! Lucan.

Auf den Anhöhen, welche sich dicht am Meere über dem heutigen Marseille erheben, standen einst Tempel in schattigen Hainen, den Göttern der Griechen geweiht. Hier flehte man zu Minerva, welche den Oelbaum begünstigt; zu Neptun, dem Beschützer des Meeres; zur eintragenden Ceres; zu Pan, dem Heerdenfreunde, und zu Venus, welche das Leben durch Liebreiz und Anmuth beglückt. Thessalien mit seinem Cultus, wie er an den hellen Gewässern des Lencus und des Sperchius, in dem frischen schattigen Tempe, an den nackten Felshäuptern des Pelion und Ossa, — Thessalien und Phocäa hatten sich, 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung, an diesen altgallischen Gestaden angesiedelt.

Phocäer verließen während der Epoche eines Cyrus die Heimath; um nicht in die Gewalt der Perser zu fallen, schifften sie sich mit ihren Frauen und Kindern mit reicher Habe und ihren Götterbildern ein, landeten in Chios und Cyrne, dem heutigen Corsica, und erreichten zuletzt die Gestade der Provence. Durch ein Gelübde hatten sie sich verpflichtet, nie mehr heim- und zurückzukehren, oder erst dann, wenn ein Masse von Eisen, die sie feierlich ins Meer geworfen, wieder von selbst auftauchen werde. Solche Auswanderung und solcher Schwur gaben zu der sprüchwörtlichen Redesart Anlaß: so lange die Eisenmasse der Phocäer auf dem Meeresgrunde bleiben wird, und veranlaßten zugleich den Dichter Horaz, sie in seinen Oden zu besingen.

Wo sonst nur der rohe Jäger seinen Bogen spannte, erhob sich allmählich eine reichgeschmückte, mit Athen, Carthago, Tyrus und Sidon wetteifernde Stadt. Aus ihrem Mittelpunkte ragte der nach ephesischem Vorbilde erbaute Dianentempel empor, und wie Strabo will, so erhielt Rom erst von hier seinen Cultus der ephesischen Diana. Die Colonnade ihres Tempels sah auf das Meer hinaus; man gelangte durch eine lange Allee gigantischer Tamarindenbäume dahin, so wie zu den Priesterwohnungen in der Nähe. Bei stiller Nacht und ruhig wogender See sah man auf der andern Seite des Golfes das Feuer eines Leuchtthurmes deutlich herüberblicken, der sich neben dem reizenden Tempel von Venus Pyrrhena erhob. Der ganze Olymp hatte, so weit das Auge die heutigen Anhöhen und Thäler zwischen den Felsen der Etoile und dem Meere beherrscht, seine heiligen Stätten, und wo Notre-Dame de la Garde gegenwärtig von der Höhe auf die bedrängten Seefahrer niederschaut, thronte ehedem Neptun mit seinem Dreizack als Protector. Etwas tiefer hinab dehnte sich die Nekropolis der Stadt aus, mit ihren Gräberstraßen, wie sie Herculanum und Pompeji haben; man durfte nur den Hafen Lacydon *) gleich einem Styx durchschiffen, um in die elysäischen Felder zu gelangen, auf denen heute rue Paradis erbaut ist. Dicht neben Marmordenkmälern und Cypressengruppen begann die lange Reihe zierlicher Landhäuser, von Eichen und fächerartigen Pinien beschattet und überragt, wo das Volk seine Hymnen zu Bacchus und zu Ceres sang. Damal erkannte Aristoteles, Alexanders erlauchter Lehrer, hier sein Muster und Vorbild einer Republik, und schilderte Massilia's πολιτειαν ὀλιγαρχικὴν, wie er sie nennt, in einer Abhandlung, von welcher uns Athenäus nur ein Bruchstück liefern konnte. Alle Fremden, Reisende sowohl als Flüchtlinge, fanden damals hier willkommene Aufnahme und ein Asyl. Cicero war für das damalige Marseille so günstig gestimmt, daß er ausruft: „ich werde dich nicht vergessen, Massilia. Deine Tugend steht auf so hoher Stufe, daß dir die Mehrzahl aller Völker weichen muß, und Griechenland selbst sich nicht mit dir messen darf. Zwar bist du von Attika weit entfernt, bei dir stehen Sitten und Sitten im Widerspruche zu deinen Umgebungen, du hast nur Barbaren zu Nachbaren, aber dessen ungeachtet vermagst du dich auf solcher Höhe zu erhalten, daß es leichter ist, deine Gesetze zu loben, als ihnen nachzuleben." — Tacitus sagt nicht weniger Rühmliches, wenn er Agricola preist, jeder Ausschweifung nur deßhalb widerstanden zu haben, weil er seine Erziehung in Massilia's Akademie genossen, in einer Schule der Tugend und Wissenschaft. (Fortsetzung folgt.)

Iran.

1. Historische Rückblicke.

(Schluß.)

So siegreich die Afghanen im Felde waren — der mit ihnen verbundene Gueberfürst eroberte für sie Farsistan — so

*) Der griechische Name des Hafens von Marseille.

Digitized by Google

konnten sie sich doch nur durch eine engere Verbindung mit den Kurden einige Zeit halten. Die Kurden waren Sunniten, wie die Afghanen, und sahen wie diese mit Verachtung auf die verweichlichten Perser herab. Allein dieß verweichlichte Volk war zahlreich, und die afghanischen Herrscher standen mitten unter ihren Unterthanen vereinzelt da mit einem schwachen Heere. Dennoch hätte ihre Herrschaft noch geraume Zeit dauern mögen, wäre nicht ein Feind gegen sie aufgestanden, dessen ausgezeichnete Eigenschaften ihn, sobald er die ersten Schwierigkeiten einer solchen Laufbahn überwunden, schnell auf den Gipfel der Macht emporhoben. Dieß war Nadir Kuli, später Nadir Schah. Obwohl aus einer türkischen, freilich ganz niedern Familie entsprossen, war er doch ganz Perser, und seine Thaten und Plane werfen auf den Zustand und die Lage Persiens ein großes Licht.

Aus seinen frühern Schicksalen brauchen wir nichts zu erwähnen, als daß er frühzeitig als Räuber auftrat in seinem Heimathlande, der durch Abbas den Großen so zu sagen wieder persisch gewordenen Provinz. Nach wenigen Jahren stand er an der Spitze von mehreren Tausend harten Kriegern, und mit diesen zog er unter der Fahne von Schah Tamasp, dem Sohne des unglücklichen Hussein, gegen die Afghanen, die er in wenigen Monaten aus Persien verjagte. Seine persönlichen Schicksale, die Art wie er Tamasp entfernte und selbst den Thron bestieg, gehören nicht hieher, wohl aber der Umstand, daß er bei seiner Thronbesteigung, zu der er sich anscheinend nöthigen ließ, die Bedingung machte, daß die schroffe Trennung der Schiiten von den Sunniten aufhören und die Schiiten sich, als fünfte große rechtgläubige Secte, dem Kalifen wieder unterwerfen sollten. Eifer für den Glauben der Sunniten, dem er wenigstens seiner Herkunft nach nicht angehören konnte, trieb ihn nicht, sondern politische Gründe, zu denen zwar auch der persönliche Zweck, das Andenken an die schiitische Dynastie der Sofis auszutilgen, gehören mochte, der hauptsächlichste aber gewiß der war, dem Glaubenshaß, der ganz Iran zerriß und seine tapfersten Stämme, die Afghanen und Kurden, dem Reich entfremdete, ein Ende zu machen. Der Plan schien zu gelingen, und gewiß war er ein Hauptmittel zur Gewinnung und Unterwerfung der Afghanen, die noch immer Einfälle in Khorasan und gegen Herat machten.

Die Wiedervereinigung Afghanistans mit Iran war für die Ruhe und Sicherheit Persiens nothwendig geworden, und Nadir Schah unternahm dieß, sobald er die Türken abgewehrt, und einen Aufstand des larischen Stammes der Bakhtiari gedämpft hatte, von denen er einen großen Theil in sein Heer aufnahm, welches dadurch immer mehr den ehemaligen turkomanischen Charakter verlor. Der Zug gegen Afghanistan brachte ihn in Zerwürfnisse mit dem Großmogol, dem der östliche Theil dieses Landes noch unterworfen war, und der unkluger Weise die vor Nadir fliehenden Afghanen aufnahm, so daß dieser zu seinem Kriegszug nach Indien sich gewissermaßen genöthigt sah. Er erkannte aber allzu wohl, daß Indien keine für ihn haltbare Eroberung sey, scheint das Verhältniß Persiens und Afghanistans zu Indien recht gut eingesehen und wohl gefühlt zu haben, daß Indien nur eine auswärtige Eroberung des letztern Landes und ein Sammelplatz seiner Krieger sey. So kehrte er zurück und setzte bloß den Indus, bis an welchen allerdings gegenwärtig die persisch-afghanische Bevölkerung reicht, als Gränze der Reiche Indien und Persien fest. Nicht minder vorsichtig und klug benahm er sich gegen die Turkomanen und Usbeken: er bezwang den König von Bokhara und von Kharism (Khiwa), aber er setzte den Orus als Gränze fest, und machte zur Bedingung, daß beide sich aller Einfälle in Khorasan enthalten sollten.

Die Abwehrung der Türken im Westen, und die Sicherung der Gränzen im Osten und Norden erhoben seinen Ruhm, den er durch wahre Großmuth und Hochherzigkeit verdiente, auf den Gipfel, so sehr, daß seine spätern Unthaten ihn nicht verdunkeln konnten, und die Perser von den letzten noch jetzt mehr mit Mitleiden, als mit Abscheu sprechen. Zwei Umstände führten seinen Untergang herbei. Ein Anschlag auf sein Leben machte ihn mißtrauisch und grausam, und die schiitische Geistlichkeit, welche ihm die Unterdrückung ihres Glaubens verziehen hatte, verzieh ihm den Verlust ihrer Güter nicht, denn er nahm, wie Karl Martell, die reichen Güter derselben, und vertheilte sie an seine Krieger. Daher fachten sie in allen schiitischen Provinzen den Haß des Volkes gegen ihn an, und in Masanderan und Fars, in Schirwan und Kerman brachen fast zugleich Aufstände gegen ihn aus; auch das stets unruhige Khorasan, seine Heimath und Lieblingsprovinz, rebellirte wieder, und eben als er dahin ziehen wollte, wurde er von einigen seiner höhern Officiere, welche glaubten, auch sie seyen von ihm zum Henkerbeile bestimmt, verrätherisch ermordet.

Nadir Schah war ein Usurpator gewesen, und trotz alles dessen, was er für Persien that, seiner Toleranz gegen die Christen, seiner Beförderung des Handels u. s. w., hatte doch nur seine persönliche Kraft das Ganze zusammengehalten, und die Verwirrung bei seinem Tode war entsetzlich. Je weniger aber ein kräftiger Geist oder die Anhänglichkeit an ein altes Herrschergeschlecht auf das Schicksal des Landes einwirkte, desto freier traten die Neigungen und die Kräfte der einzelnen Provinzen und ihrer Häupter hervor. Zuerst trat Ahmed Khan, der Afghane, aus dem Stamme der Sidusei, auf, zog mit seinen Schaaren zurück in sein Land, und gründete hier ein ostpersisches Reich, das von Herat bis an den Indus und noch über diesen hinaus ging, denn er war es, welcher wenige Jahre nach Nadir Schahs Tode der sinkenden Herrschaft der Mohammedaner in Iran durch seinen berühmten Sieg auf den Feldern von Panniput aufs neue aufhalf. Seine Züge nach Indien regten auch die Belludschen an, welche sich des untern Induslaufs bemächtigten, und in der Familie der Talpurs die Herrschaft der Amirs von Sind gründeten. Abermals ward so die Kraft von Ostpersien gegen Indien gewendet. Gegen Westpersien hin benahm er sich viel zurückhaltender: er machte Herat zur Westgränze seines Staates, suchte Khorasan als eine von Westpersien unabhängige Provinz und als Mitteimacht zwischen dem Osten und Westen zu constituiren, und ein schwacher Versuch gegen Masanderan, den der Turkomanenstamm der Kadscharen von seiner Hauptstadt Astrabad aus vereitelte, be-

Digitized by Google

nahm ihm vollends die Luſt, weiter nach Perſien einzudringen, wo die Afghanenherrſchaft nicht in gutem Andenken ſtand.

Im Weſten hatte das Walten Nadir Schahs nicht minder bedeutende Folgen. Der lariſche Stamm der Bakhtiari, den Nadir zuerſt bekämpft, dann auf ſeinen Kriegszügen mit ſich fortgeriſſen hatte, war unter dieſer Aufrüttelung erſtarkt, und ſein Haupt, Ali Merdan Khan, warf ſich zum Regenten auf. Ihm ſchloß ſich ein Häuptling des gleichfalls zu den Laren gehörigen Stammes der Zend, Kerim Khan, an, der bald durch ſeine Gerechtigkeit und Milde den Vorrang über ſeinen Nebenbuhler errang. Merkwürdig iſt es, daß dieſer einen Aufruf an alle ächt perſiſchen Stämme des Weſtens erließ, endlich einmal die fremden Herrſcher und das fremde Joch abzuſchütteln, und der Thaten ihrer Väter eingedenk wieder ein perſiſches Reich zu begründen. Kerim Khan regierte, wenn auch nicht ungeſtört, doch mit Glück über 20 Jahre, und ſein Name wirkte wenigſtens ſo weit nach, daß ſeine Familie ſich noch faſt anderthalb Jahrzehnte, wenn auch nicht auf dem Throne, doch in einzelnen Provinzen behauptete, bis endlich der Geiſt und die Kraft des Kadſcharen Aga Mohammed Khan völlig ſiegte.

Es iſt unverkennbar, daß in den dritthalb Jahrhunderten vor Aga Mohammed, dem Stifter der jetzigen Kadſcharendynaſtie, der Geiſt der Nationalität weſentliche Fortſchritte in Perſien gemacht hat, und daß ſeit Abbas dem Großen die Turkomanenſtämme in entſchiedenem Sinken begriffen ſind. Was mehr dazu beigetragen, ob die wohlerwogenen Plane Abbas des Großen und Nadir Schahs, oder der fortſchreitende Geiſt der Zeit, welcher der rohen Tapferkeit der Turkomanenſtämme einen Theil ihrer Wichtigkeit nahm, dieß möchte ſchwer zu entſcheiden ſeyn; das aber unterliegt keinem Zweifel, daß ſeit den drei letzten Jahrhunderten die ächten alten Perſerſtämme, Afghanen, Beluden, Laren (in ihren Unterabtheilungen der Bakhtiaris und Zends), ſo wie endlich die Kurden eine Rolle in Perſien geſpielt haben, wie ſeit dem Sturze der Saſſaniden nur noch in kurzen Zeiträumen die Dilemiten und die Laren von Sedſcheſtan und Kerman. Auch iſt es ganz gewiß, daß die ächten Perſer den Schimpf fühlen, daß ein turkomaniſches Geſchlecht über ſie herrſcht, und wie dieſes Nationalgefühl ſchon ſeit Abbas dem Großen, namentlich aber ſeit Nadir Schah, Einfluß auf das Schickſal des Landes übte, ſo wird auch für die Zukunft ſeine Bedeutung ſicherlich nicht abnehmen, und mit der immer nothwendiger werdenden europäiſchen Einrichtung des Militärs, die dem Herrſcher ein ungeheures Uebergewicht über die einzelnen Stämme gibt, allmählich dahin wirken, Perſien wieder zu einem großen und mächtigen Reiche zu vereinen, das in der Wagſchale der aſiatiſchen Völker und Schickſale von entſcheidendem Gewicht iſt.

Die Kathedrale von Cordoba.

In England erſchien kürzlich ohne Namen ein Werk, betitelt: A Summer in Andalucia, das, wie man vermuthet, denſelben Verfaſſer hat, wie das Journal of Excurcions in the mountains of Ronda and Grenada, nämlich einen Capitän Scott. Das Athenäum entlehnt unter Anderem folgende Schilderung: Man hat die Schönheiten der Moſchee (mezquita heißt der Bau immer noch bei den Spaniern) ſehr überſchätzt. Aeußerlich erweckt nichts beſondere Aufmerkſamkeit, als einige Gänge mit hufeiſenförmiger Wölbung. Mauern von gelbem Stein mit ſchweren Strebepfeilern und gezackten Zinnen geben ihr mehr das Anſehen einer Veſte, oder eines der befeſtigten Klöſter in den Ebenen von Paläſtina, als das eines religiöſen Baues inmitten einer großen und reichen Stadt. Ein neuer Reiſender hat die Maſſe von kleinen ſchlanken Säulen, in denen das Auge ſich verirrt, nicht mit Unrecht einer Anpflanzung junger Bäume verglichen, einen merkwürdigen Umſtand aber haben die meiſten Reiſenden überſehen, daß der ganze Bau aus Materialien aufgeführt iſt, die griechiſchen und römiſchen Tempeln in und außerhalb der Halbinſel entnommen ſind. Ambroſio Morales, ſelbſt aus Cordoba gebürtig, hat zuerſt darauf hingewieſen, daß die Materialien eines Jannstempels, der unter den Gothen zu einer chriſtlichen Kirche geweiht worden war, zum Bau der Moſchee gedient hatten. Der engliſche Reiſende Swinburne drückt gleichfalls die Meinung aus, daß einige, wo nicht alle Säulen und Capitäler, die Ueberreſte römiſcher Tempel ſeyen, und er irrte ſich auch nicht, denn die arabiſchen Schriftſteller ſelbſt erzählen, daß von den 1200 Säulen (die auf 854 geſchmolzen ſind) 115 aus Nismes und Narbonne, 60 aus Sevilla und Tarragona kamen, 150 von Kaiſer Leo zu Konſtantinopel geſchenkt, und der Ueberreſt aus Tempeln zu Carthago und andern Städten Afrika's genommen wurden. Bei näherer Unterſuchung findet ſich auch, daß die Säulen keineswegs gleichförmig ſind — es ſind welche da aus Jaſpis, aus verde-antico, aus Porphyr und dem ſchönſten Marmor — daß ihre Durchmeſſer nicht gleich ſind, daß die Schäfte deren, die zu lang waren, abgeſägt oder 4 bis 5 und 6 Fuß tief in den Boden eingeſenkt, oder wenn ſie zu kurz waren, durch große, unproportionirte korinthiſche Capitäler erſetzt wurden, was alle Harmonie und Uniformität zerſtörte. Die Wuth der Araber, Reſte römiſcher Städte und Tempel für ihre Bauten zu benützen, herrſchte allenthalben, und man kann ihre Spuren vom Tigris bis zum Guadalquivir verfolgen.

Ueber die Beſitzungen der Portugieſen in Oſtafrika.

Zweiter Artikel.

Sofala.

(Schluß.)

In einer Entfernung von 18 Legoas den Rio Buze aufwärts ſtößt man auf eine ungeheure Felſenmaſſe, die von einem Ufer zum andern reicht, und unter welchem ſich das Waſſer durchgearbeitet, ſo daß dieſer Felſen einen großen natürlichen Brückenbogen bildet. Inhamuticuma genannt. Der Rio Inhabueo oder Orema empfängt ſeine Gewäſſer aus einem andern, Ruvue genannt, der einen Arm nach dem Rio Buze ſendet und einen andern nach dem Rio Zambeze. Zwiſchen dem Ausfluſſe der beiden genannten Flüſſe liegt Chicoude, ein Landſtrich von 8 Legoas Länge und 6 Breite, bis zum Rio Moeende, iſt Eigenthum der Krone. Er iſt ſehr bevölkert von Kaffern, die Ackerbau treiben. Zwei Inhamaſſangos beherrſchen das Land, der muthigſte davon heißt Manotura und der andere Jovo; außer dieſen Behörden gibts aber auch noch einen Maqueezuco, der ein richterliches Amt hat, ſo eine Art Maire oder Schulze iſt. — Chicoude gehörte ehedem zu

Digitized by Google

Quiteve, und kam durch richterliches Erkenntniß an Portugal durch folgendes Ereigniß: ein gewisser Handelsmann war in den Sertao (alle unbebaute und wenig bevölkerte Gegenden nennt der Portugiese Sertao: Wildniß) vorgedrungen, um in dem Reiche Quiteve seine Waaren gegen Elfenbein u. s. w. zu vertauschen, als er mit einemmale von einem Prinzen dieses Reichs, der gegen einen andern Krieg führte, überfallen und nach hartnäckigem Widerstand und der Flucht seiner Sklaven endlich getödtet und beraubt wurde. Die Nachricht dieses Unglücks gelangte bald darauf in seine Heimath und zu den Ohren seiner Frau, Maria da Mala ihres Namens, die alsbald alle ihre Sklaven und Freunde bewaffnete und an ihrer Spitze gerade auf die Residenz des Königs losmarschirte, Alles verheerend und tödtend, was ihr in den Weg trat. Der König, dadurch in Schrecken gesetzt, ließ dem Prinzen, welcher den Mann getödtet und beraubt, den Kopf abschlagen, und schickte denselben mit vielen andern Geschenken als Beigabe an die erzürnte Frau, so wie auch die Schenkungsacte des Landstrichs von Chiconde, um sie für ihre Kriegskosten zu entschädigen. — In diesem Districte von Chironde liegen eine Menge bevölkerter Ortschaften, unter Andern auch Zemba, welcher im Jahre 1755 von Quiteve getrennt und von dem König Bandicante einem Bewohner von Sofala geschenkt wurde. Darüber entstanden manche Streitigkeiten, man griff zu den Waffen, und die Portugiesen sahen sich genöthigt einzuschreiten, um diesen Rebellionen ein Ende zu machen, wodurch ihnen mehrere Districte zufielen, die zum Reiche Sofala gehören. Hier enden die portugiesischen Besitzungen in Sofala, deren Benennungen im Einzelnen noch sehr vielfältig, aber von keinem weitern Interesse sind, und der Beschreibung ihrer Lage nach, so wie die Bestimmung ihrer Gränzen mehr Verwirrung als Aufklärung in die afrikanische Geographie bringen würden; wir übergehen diese also, und geben nur noch einen Auszug aus dem Werke Botelho's über die andern Besitzungen. —

Verfolgt man die Richtung von Sofala nach Quillimane, so stößt man stets auf Oerter und Kaffernstämme, die sich in Allem einander gleich sind, bis auf die von Mozambique, welche von den andern in Allem verschieden sind. Der erste Ort, welchen man antrifft, ist Quizungo an einem Flusse gleichen Namens: das Klima an diesem Ort ist außerordentlich veränderlich, die Nächte sind ungemein kalt und die Tageshitze unerträglich. Der vorzüglichste Handel mit den Portugiesen besteht in Elfenbein und Nahrungsmitteln aus Feldfrüchten, die hier in großer Menge gezogen werden. Ungefähr 5 Legoas weiter ist die Mündung des Rio Luranga mit einem guten Hafen. Fest in einer Entfernung von 30 Legoas von diesem Fluß ergießt sich der Rio Loabo ins Meer, der einer der Hauptarme des Rio Cuama ist. Die Kaffern, welche diese Gegenden bewohnen, sind falsch, verrätherisch, und man kann mit ihnen weder Handel treiben, noch Freundschaft stiften. Sie rauben und plündern bei jeder Gelegenheit, sowohl zu Wasser als zu Lande. Das Land ist reich an Elephanten und Flußpferden, die zwischen dem Cuama und dem Rio Linde, der nur 2 Legoas von Quillimane entfernt ist, weiden. Das ganze portugiesische Terretorium, welches zwischen den Flüssen Loabo und Chimane liegt, begreift Zumbo, Manica, Tete, die Thäler von Sena und Quillimane in sich, und ist von natürlichen Canälen durchschnitten, die von dem Rio Cuama ausgehen. Es ist reich an Naturproducten, allein die Gegenden und Ortschaften sind entvölkert, arm und unbebaut. Hier möge es nun am rechten Orte seyn, etwas Mehreres über den beträchtlichen Fluß Cuama oder Zambeze zu sagen, der einer der Hauptströme Aethiopiens ist. Die Quellen dieses Stromes sind unbekannt, Einige behaupten aber, daß sie in denselben Gegenden sind, wo der Nil seinen Ursprung nimmt. In zwei Armen ergießt er sich ins Meer. Der größere, der Loabo, hat seine Mündung im 19ten Grade südlicher Breite, der kleinere, der von Quillimane, in 17¾ Grad. Der Loabo ergießt sich mit solcher Gewalt ins Meer, daß seine Strömung 8 Legoas weit ins Meer verspürt wird. Die Fluth dringt nur 5 Legoas den Strom hinauf. Seine Gabelung ist 50 Legoas von der Mündung aufwärts in dem Territorium von Quipanga. Das Inselland zwischen den beiden Flüssen führt den Namen Chingoma und ist portugiesisches Eigenthum. Sonst war es reich und bevölkert, gegenwärtig herrscht das Gegentheil. Die geringste Breite des Loabo beträgt ½ Legoa, allein seine Beschiffung bleibt stets gefährlich wegen der vielen entwurzelten Bäume, die auf seinem Grunde liegen und oft bis an die Oberfläche ragen. Seine Ufer sind waldig, im Monat März und April führt er das meiste Wasser und dadurch oft Ueberschwemmungen herbei, ohne daß es hier regnet, oder daß man hier vom Aufthauen des Schnees oder Eises etwas wüßte. Es ist also zu vermuthen, daß derselbe sehr weit in hohen schneelgen Gebirgen seinen Ursprung hat.

Dieser Fluß enthält außerordentlich viele Krokodile, sowohl von der größten Art wie die im Nil, als auch von der kleinern, außerdem aber auch eine große Menge Flußpferde, die oft den kleinern Fahrzeugen gefährlich sind. An Fischen ist er außerordentlich reich, auch in seinen Nebenarmen, deren derselbe sehr viele hat. Einer der beträchtlichsten ist der Rio Chiei, der sich in 10 Legoas Entfernung, bevor man nach der Villa de Sena kommt, einmündet. An seiner Mündung liegt die Insel Inhagoma, die 10 Legoas lang und 1½ Legoa breit ist. Von der Villa de Sena, die dicht an seinen Ufern liegt, 60 Legoas aufwärts das Reich Aiongas, welches die Gebirge von Lupata durchschneidet. Zwischen Mongas und der Villa de Tete nimmt derselbe den beträchtlichen Rio Chieeira auf, mit dem sich der Cabreze und Mavoro vereinigt haben, zwei Flüsse, die wegen ihrer reichen Goldführung berühmt und gekannt sind. Von da, d. h. von Sena aufwärts nach Tete, sind es 60 Legoas und 130 nach dem Reiche Inhabazoe, welches Monomotapa eroberte und davon einen guten Theil an Portugal abtrat, z. B. Manisa, Zumbo, Tete und Sena. Von Tete aus ist der Fluß schiffbar bis in das Reich Saenmbe, in welchem er auf einer Erstreckung von 24 Legoas bis an die Gränzen des Reichs Chicova wegen Felsenrissen und Stromschnellen unbefahrbar ist. Alsdann wird er aber wieder schiffbar in unbekannte Länder hinein ohne daß man weiß, wie weit hinauf dieses ausführbar ist. Die ganzen Flußufer, sowohl zur rechten als linken Seite, wovon die eine Boroce, die andere Mintanga heißt, sind stark bevölkert und bebaut wegen ihrer Fruchtbarkeit. Elephanten, Löwen und Tiger gibt es hier in Menge, so wie Büffel und Gazellen. Die Gegenden sind aber äußerst ungesund, die Bewohner und selbst die Eingebornen haben alle eine wahre Todtenfarbe, sie leiden sammt und sonders an der Leber, an Verstopfungen und Fiebern, maleitas genannt, die, wenn man sie nicht augenblicklich und kräftig behandelt, in Zeit von drei Tagen tödtlich sind. Der Durst nach Gold, welches hier so reichhaltig wie vordem in Brasilien vorkommt, bringt viele Menschen ums Leben, indem sie ihre Gesundheit, ja ihr Leben in diesen ungesunden Gegenden aufopfern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedenmann.

Digitized by Google

Nr. 204.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Julius 1839.

Orientalische Literatur.

Paris, den 30 Junius.

Wenn man den Bericht liest, den Silvestre de Sacy vor 30 Jahren aus Gelegenheit der von Bonaparte versprochenen zehnjährigen Preise über den Zustand der orientalischen Literatur abstattete, so muß man sich über die Fortschritte wundern, welche sie seitdem gemacht hat und täglich noch macht, obgleich die großen Meister der Wissenschaft großentheils todt sind. Damals erkannte man den Preis für die Fortschritte, die in einer zehnjährigen Epoche gemacht worden waren, Chezy für seine Uebersetzung des Roman Medschnun und Leila von Dschami zu, und Sedillot für seine Abhandlung über die astronomischen Instrumente der Araber, welche vormals kaum begonnen war, und erst im Jahre 1834 gedruckt wurde. Gegenwärtig liefert fast jedes Jahr so viel als damals eine zehnjährige Epoche, und die Arbeiten sind solider, mit besserer, grammatischer und historischer Kenntniß gearbeitet, und namentlich die Uebersetzungen getreu und nach einem besseren System als damals, mit der Ausnahme von Sacy's eigenen Werken, welche immer Muster von philologischen Arbeiten bleiben werden. Ich habe Ihnen vor einigen Monaten über den Zustand der orientalischen Literatur geschrieben, und finde jetzt schon wieder Veranlassung, über einige neuere, seitdem begonnene oder angekündigte Werke zu berichten. Die wichtigsten gehören der arabischen Literatur an, welche ihren alten Rang wieder einnimmt, nachdem die chinesische und später die indische Literatur ihr eine Zeitlang vorgezogen worden waren. Hr. v. Slane hat den Druck seiner englischen Uebersetzung des biographischen und bibliographischen Lexikons von Ibn Khallikan angefangen: sie wird fünf Bände in Quart bilden, und ist eine, nicht nur für Geschichte der Literatur, sondern auch für Sittengeschichte der Araber höchst wichtige Arbeit; sie wird auf Kosten der Londoner Committee der Uebersetzungen hier gedruckt. Caussin de Perceval ist im Begriff, die Biographien der alten arabischen Dichter, aus dem Kitab el Aghani gezogen, in drei Bänden herauszugeben. Man hat in den geistreichen Lettres sur l'histoire des Arabes avant l'Islamisme von Fresnel gesehen, wie viel sich für die klare Ansicht der alten arabischen Zustände aus dieser reichen Quelle ziehen läßt. Zum Unglück ist das Kitab al Aghani ein Buch von zu großem Umfange, als daß sich in diesem Augenblick an eine Ausgabe des Textes oder nur an eine vollständige Uebersetzung denken ließe. Die asiatische Gesellschaft hatte mit Ahmed Effendi in Caico über eine in Cairo zu lithographirende Ausgabe des Werks unterhandelt, welche aus 20 Bänden von je 30 Bogen bestehen sollte, allein die Unterhandlung wurde abgebrochen, weil die Kosten alle vorläufigen Berechnungen weit überstiegen. Hr. Caussin thut daher ein sehr verdienstliches Werk, wenigstens einen Auszug aus diesem großen Magazin alter arabischen Tradition zu geben, und in einigen Jahren werden sich wohl Mittel finden, das Ganze herauszugeben. Hr. Quatremère hat den Druck des zweiten Bandes der Geschichte der mamelukischen Sultane von Aegypten von Makrizi angefangen. Von Cairo aus wird ein Buch angekündigt, das die Neugierde der Geographen in hohem Grade erregen wird, nämlich die französische Uebersetzung der Reisen des Scheich Muhammed al Taunizi im Sudan, welche hier in zwei Bänden erscheinen soll. Dieser Scheich hatte den Feldzug von Morea als Feldprediger eines ägyptischen Regiments mitgemacht, und war später als Intreprete bei der medicinischen Schule von Abusabel bei Cairo angestellt gewesen, wo er auf Verlangen des französischen Professors der Medicin, Perron, die ausgedehnten Reisen, die er in seiner Jugend im Innern von Afrika gemacht hatte, redigirte. Er war einer der Missionäre, welche die ägyptischen Moscheen, namentlich die von Alazhar, jährlich in die Mitte von Afrika schicken, wo sie, den Koran in der Hand und mit dem grünen Turban der Nachkommen des Propheten sicher reisen, und freien Zugang in Länder haben, welche noch kein europäischer Fuß betreten hat. Der Scheich gibt überall nicht nur die Beschreibung des Landes und seine Reiseschicksale, sondern die Geschichte der verschiedenen Staaten, so weit er sie erfahren konnte. Die asiatische Gesellschaft wird nächstens auch einen Beitrag zur Kenntniß von Afrika liefern; sie hat nämlich aus Algier eine Sammlung von Volksliedern der Berbern erhalten, welche sie in Text und Uebersetzung in ihrem Journal drucken wird. Man hat bis jetzt noch keinen Text in Berber-

Digitized by Google

sprache gedruckt, daher ist die grammatische Structur derselben noch unbekannt, und man entbehrt deßhalb bis jetzt des wichtigsten Elements, um zu bestimmen, welcher Menschenrace dieses sonderbare Volk angehört. Man hat zwar verschiedene, mehr oder minder bedeutende Wörterbücher, aber diese geben immer nur sehr unsichere Anzeigen über die Familie, der eine Sprache angehört, während die Grammatik die Basis aller dieser Untersuchungen seyn muß.

In persischer Literatur ist nichts erschienen, als eine Ausgabe des Bachtiarnameh, eines Mährchenbuchs, das unter dem Titel: die zehn Veziere, in mehrern orientalischen Sprachen bekannt ist. Die persische Redaction wurde schon im J. 1801 von Sir W. Ouseley herausgegeben, da aber das Buch selten geworden ist, so hat es ein ungenannter Herausgeber nach einem Manuscript neu lithographirt. Eine wichtigere Arbeit ist die Behandlung von Joseph Müller aus München über die Pehlwi-chrift, deren Anfang im asiatischen Journal erschienen ist. Es ist die erste Arbeit, die seit Anquetil du Perron über diese Sprache erschienen, welche bei der gegenwärtigen Richtung der Studien auf altpersische Schriften und Sprachen immer interessanter wird, und es ist sehr zu wünschen, das Hr. Müller sie vollende.

In Sanscritliteratur ist nichts erschienen; man druckt an E. Burnoufs Brahmapurana, dessen erster Band am Ende des Jahres erscheinen soll, und an der neuen Ausgabe des Amarakoscha, welche Loiseleur nach der von Colebrooke herausgibt. Garcin de Tassy kündigt ein Werk in drei Bänden über die Geschichte der Hindustani-Literatur an, das Notizen über 600 Dichter enthalten soll; allein diese ganze Literatur ist neu und wenig interessant, sie ermangelt aller Originalität, und besteht aus Nachahmungen persischer Dichter; sie ist das Product der Mohammedaner von Hoch- und Mittelindien.

Stanislas Julien arbeitet an der Herausgabe von den Berichten drei chinesischer Buddhisten, welche im siebenten Jahrhundert Pilgerreisen nach Indien unternahmen. Remusat hat in seinen Anmerkungen zu den Fo-koue-ki einige Auszüge daraus gegeben, aber er besaß das vollständige Werk nicht. Man kann aus Remusats Arbeit sehen, welches große Licht Materialien dieser Art auf die Geschichte von Indien werfen, wo sie die Chronologie einer Menge von Ereignissen fixiren, die man nie aus indischen Quellen hätte feststellen können.

Die Vorzeit Marseille's.

(Fortsetzung.)

Als die Römer sich in der heutigen Provence ansiedelten, fanden sie Sprache und Gebrauch, Münze, Sitten und Gewohnheiten, kurz Alles noch griechisch. Endlich indeß gewann Rom die Oberhand, und die hiesige Cultur glich alsdann so sehr der römischen, daß man diese Uferdezirke für ein zweites Italien erklärte, und auch Strabo spricht von Roms enger Freundschaft für Massilia.

Mancher entfernt Wohnende, dem Alles, was ich hier äußerte, ja wohl noch mehr zum Lobe des alten Marseille bekannt ist, kommt auf seinen Reisen vielleicht mit der Hoffnung hieher, wenigstens noch die Trümmer eines zweiten Athen zu finden, Bruchstücke von alten Arsenalen, Tempeln, Amphitheatern und Naumachien. Er glaubt, ein reiches Museum mit kostbaren Sarkophagen und sonstigen griechischen oder römischen Herrlichkeiten anzutreffen; er frägt wißbegierig nach den Tempeln und Hainen einer ephesischen Diana, dem Ephesion, und des delphischen Apollo, von denen Strabo berichtet; er sucht den Wald, wie ihn eine Pharsolias schildert, — aber ach, wie bitter ist die Enttäuschung! Die Zeugen ehemaliger Größe sind verstummt, auch von ihnen ist jede Spur verloren, und wo einst griechische Hymnen erschallten, tönt heute ein Hosannah in excelsis. — Fürwahr, wenn man nicht noch zahlreiche, unbestritten ächte Münzen des altgriechischen Marseille hätte, die durch ihr Gepräge den edelsten Geschmack und den besten Styl verrathen, so würde man sich leicht versucht fühlen, alle den Massilioten hinsichtlich ihres Kunstsinnes von classischen Autoren gespendeten Lobsprüche für Uebertreibung zu halten. Diese Münzen sind theils von Silber, theis von Brouze. Auf ihrem Revers sieht man bald den Kopf einer Diana, einer Flora oder Minerva, bald den von Apollo oder Mars mit Helme; nicht selten auch erscheint ein schreitender Löwe, ein Stier, Delphin oder Adler und die Nachteule; am häufigsten indeß ein Rad mit vier Speichen und dem Stadtnamen Massaliäton ΜΑΣΣΑΛΙΗΤΩΝ — oder auch nur abgekürzt ΜΑΣΣΑ und ΜΑ.

Um außerdem noch jene Ungläubigen eines Besseren zu überzeugen, welche bei dem jetzigen Mangel classischer Baudenkmäler den Einfluß des griechischen Marseille nicht nur auf das ganze Littorale dieser Gegenden, sondern selbst auf entferntere Bezirke bezweifeln wollten, so mögen sie die zahlreichen Anklänge an frühere Vorzeit in Sprache und Sitte des heutigen Volkes beherzigen. Gegenwärtig begnüge ich mich, auf manche Localitätsnamen dieser Meeresküste hinzudeuten, die mir theils griechischen, theils römischen Ursprungs zu seyn scheinen.

Eines der Dörfer im Weichbilde der Stadt heißt Les Acates der Sage nach so bezeichnet, weil hier ein dem Pan gewidmeter Hain von Ahornbäumen stand, einer Baumart, deren griechische Benennung Ἄκανθος ist. — In dem Namen des Dorfes Mazargues, wo noch viele Marsellesen ihre Landhäuser besitzen, und einst viele Römervillen standen, liegt entweder das griechische μας αγρὸς (Haus im Felde) oder das lateinische ager dialektisch umgeändert, das sich in so vielen Ortsnamen um Nimes wiederfindet: wo es die Dörfer Fabiargues, Aimargues, Caissargues, Domessargues, Dassargues, Gallargnes, Arpaillargues und so noch 52 ganz ähnlich zusammengesetzte gibt, d. h. ein ager Fabii, Aemilii, Cassii, Domitii, Galii, Appaki u. s. w. — Die kleinen Dorfschenken oder Guinguettes der Provence, welche sich gewöhnlich an den urältesten Straßengängen befinden, heißen Begoudo oder Begudo, und gewöhnlich trifft man eine Quelle bei ihnen an. Ihr Name ist das griechische πηγ-οδου, von πηγὴ Quelle, Springbrunnen und ὁδος Weg, also Quelle am Wege, zur Labe für die ermatteten Wanderer.

Unfern von Marseille, bei Saint-Louis, wo noch eine öde

Digitized by Google

Fläche Plaines des Morts heißt, weil hier eine Schlacht stattgefunden, erhebt sich dem Landhause des Hrn. Bérard gegenüber ein konischer Hügel mit Piniengebüsch, der für den Tumulus von Protis, dem angeblichen Gründer von Marseille gehalten wird.— Das Dorf les Crottes erhielt seinen Namen von *Κρυπτη*, Wölbung, Gruft; und in der That befinden sich dicht in seiner Nähe viele Tuffsteinaushöhlungen. — Bei dem Weiler Nerte, der provenzalischen Bezeichnung der Myrte, stand ein der Venus geheiligter Myrtenhain, und über ihm ragt Col Simon empor, ebenfalls mit historischen Anklängen, der höchste Berggipfel dieser Gegenden, von dem man eine prachtvolle Aussicht genießt. Bei dem Dörfchen le Rove, in dem waldreichen Vallon du Loup, das wirklich eine Art Wolfsschlucht ist, gab es einen Jupitertempel. — Fast der Name eines jeden Vorgebirges und jeder Rhede am Seeufer bei Marseille endigt in U, was auf griechischen Ursprung hindeutet. Außer der Insel Riou zwischen Marseille und Cassis und dem Cap Morgion, findet man hier unter Anderm das Thal von Bourlieu; dann den Col, Hafen und Bec von Sormiou, die Felsspitze Cacaou, das Cap Alou, die kleineren Häfen, Courlieu, Miou und ähnliche mehr. — Die Seeküste vom Vorgebirge Méjan bis nach Bouc, auf welcher sich noch jetzt Ueberreste römischer Alterthümer zeigen, heißt bei Strabo Latomion oder „das Vorgebirge der Steinbrüche," weil man hier die für Marseille bestimmten Bausteine ausbeutete und größtentheils noch gewinnt. Cap Croisette, welches den Südosteingang in Marseille's Golf für die Seefahrer andeutet, ist das Cap Zao eines Plinius, von *Ζάω*, ich ernähre mich, weil die Umgebung desselben sich noch heut äußerst fruchtbar zeigt. — Der Name des Cap Couronne ist nicht französisch, sondern ein Umgestaltung des provenzalischen Worts Kairon, wodurch eine große Steinmasse bezeichnet wird. Zwischen der Felsspitze Riche und dem Cap Couronne liegt der Hafen von Caero, wo jetzt Couronne-Neuv's Bausteine nach Marseille verladen werden, und es an Ueberresten aus classischer Zeit ebenfalls nicht mangelt. In dieser Gegend stand das alte Dilis, vielleicht von *Δαυλη*, dichter Wald abgeleitet, weil in den Tagen des alten Marseille Cap Couronne mit Wald bedeckt war. Oder es nannten etwa die phocäischen Massilioten, damit an die frühere Heimath erinnernd, diesen Ort nach Daulis in Phocis, östlich von Delphi, und Thucydides zufolge, berühmt als Schauplatz der Abenteuer zwischen Philomele und Prokne. Auch Homer erwähnt dieser Stadt (Iliad 2, v. 520) und bei Strabo (IX) heißt sie Daulia.

(Schluß folgt.)

Der Schwur des Pascha.

(Aus der Revue britannique. Junius 1839.)

Die Heilighaltung des Schwures ist einer der bemerkenswerthesten Züge im Charakter der Türken. Hier spricht sich der Ernst und die Würde des Muselmannes am stärksten aus. Gewiß, es gibt unter den Türken, wie überall, Verräther und Schurken, aber Wortbrüchigkeit findet man bei ihnen nicht, wie oft unter den Christen. Es geht mit der Loyalität des Türken wie mit der Gastfreundschaft des Arabers, sie ist sprüchwörtlich erblich geworden, sie wurzelt im Boden und Cultus, und zeigt sich vorzugsweise bei den Feindschaften, daß sie über den Schwächen des menschlichen Herzens erhaben ist. Hat ein Muselmann einmal seinen Schutz versprochen, so ist sein Wort unverbrüchlich, und der Haß und das Interesse würden vergeblich ihre Beredsamkeit aufbieten, um dieses heilige Band zu lösen; doch auch dann, wenn ein Türke geschworen hat sich zu rächen, so kann kein Gesetz, keine Macht in der Welt ihn von der Erfüllung seines Willens zurückhalten, oder die Kraft seines Schwures mindern. Ein tragisches Ereigniß, das während meines Aufenthaltes im Orient sich bei Konstantinopel zutrug, kann als blutiger Beweis dieses türkischen Nationalzuges dienen.

Ich mußte mich von Konstantinopel nach Salonichi begeben, und machte die Reise auf türkische Art, d. h. zu Pferde unter der Begleitung eines Tataren. Ganz besondere Fermane empfahlen mich hinreichend an Mustapha, den Pascha von Salonichi, einen Mann von vielem Einfluß bei der hohen Pforte und Liebling des Sultans. Ein armenischer Bankier in Konstantinopel hatte mir auch einen Creditbrief für einen seiner Landsleute mitgegeben, der gewöhnlich in Mielnik wohnte, einem großen Flecken auf der Straße nach Salonichi. In der Türkei sind die Wechsel- und Handelshäuser Monopole der Armenier, und ein Engländer, der lange in der Türkei gelebt hat, bringt eine eben so genaue Kenntniß der armenischen Sitten nach London, als hätte er Jahre lang in Asien, zu Erzerum oder an den Ufern des Euphrat gelebt.

So wie ich nach Mielnik kam, ließ ich mir das Haus Pascals, des Armeniers, zeigen. Anfangs wollte er mich nicht annehmen, was mich etwas überraschte, doch nachdem er meinen Brief gelesen hatte, wurde er zugänglicher und ließ mich hereinführen. Ich fand in Pascal einen Mann von gesetztem Alter, mit einer ernsten, gesetzten Miene, ziemlich melancholisch, denn er ließ von Zeit zu Zeit schwere Seufzer hören, und selbst im Aeußern herrschte der Kummer, der ihn im Geheim verzehren mochte, so sichtbar vor, daß ich gleich bei meinem ersten Besuche überzeugt war, es müsse ihn ein häusliches Unglück betroffen haben, so daß ich schon in meiner ersten Unterhaltung mich vielfach wegen der Lästigkeit meines Besuchs entschuldigte.

„Du hast Recht und Unrecht mit deinen Vermuthungen," sagte mir der Armenier darauf; „meine Familie ist gesund und wohl, Gott sey gedankt, aber morgen muß mein Freund sterben."

Diese Antwort war berechnet, meine Neugierde aufzuregen, und sogleich legte ich eine so lebhafte Theilnahme an dem Unglück seines Freundes in Worten und Gebärden an den Tag, daß er nicht anstand, mit der größten Ausführlichkeit das Ereigniß zu erzählen, das ihn so tief beugte.

Im Januar 1838 fanden Kaufleute, die in kurzen Tagereisen von Mielnik nach Salonichi gingen, in einiger Entfernung von ersterer Stadt die Leichname zweier ermordeter Menschen, von denen der eine offenbar ein Mann von hohem Stande, der andere ein Tatar gewesen war. Der erstere war mit einer Pistolenkugel, die ihm die Brust durchbohrt hatte, der treue Tatar aber, wahrscheinlich in der Vertheidigung seines Herrn, mit mehreren Hieben des Yatagan getödtet worden. Ihre Leichen waren völlig entkleidet, man hatte ihnen nur den Fez und das Untergewand gelassen; ihre Pferde fand man nicht weit davon, ihres Gepäckes beraubt, in der Ebene.

Bei dem Anblick dieser Leichen hielten die Kaufleute es für besser, um den Verdacht des Mordes nicht auf sich zu laden, sie nach Mielnik

Digitized by Google

zu bringen und den Mord anzuzeigen. Sie fingen daher die Pferde ein, beluden sie mit den Leichnamen und kehrten nach Mielnik zurück, wo der Aga ihre Aussage zu Protokoll nahm, und die Ermordeten in der Hauptmoschee ausstellte, um ihre Namen zu entdecken.

Nun wollte der Zufall, daß Mustapha Pascha denselben Tag in Mielnik erwartet wurde, und der Aga glaubte, er dürfe vor der Ankunft seines Vorgesetzten keine Nachforschungen anstellen, die Mörder zu ergreifen. Sobald Mustapha in die Thore von Mielnik trat, erfuhr er von der aufgeregten Volksmasse die Kunde des entsetzlichen Vorfalls, doch Niemand konnte ihm die Namen nennen, man sprach nur von den Leichnamen, die den Blicken der Menge in den Hallen der Moschee ausgestellt waren. Mustapha, ergrimmt über diese That, wandte sein Pferd nach dem heiligen Orte, stieg ab und trat, von einer ungeheuren Volksmenge umgeben, in das Gebäude.

Mitten im Tempel sah man, auf einem Teppich, das Antlitz verhüllt, die Füße nach Osten gewandt, die beiden Gemordeten; sie lagen auf dem Rücken, einer gegen den andern. Mustapha näherte sich langsam, doch als er sich auf die Kniee niedergelassen hatte, um ihre Züge besser zu erkennen, stieß er plötzlich einen Schrei des Entsetzens aus, raufte sich den Bart und warf sich auf dem Boden des Gebäudes nieder, und blieb, die Stirne gegen die Erde gedrückt, in einen unbeweglichen, lautlosen Schmerz versunken.

Nach einer langen Pause, während welcher Niemand ihn zu unterbrechen wagte, erhob er sich; sein Gesicht war bleich, doch streng und ruhig, wie wenn die Ruhe eines festen Entschlusses die Heftigkeit des Schmerzes gebrochen hätte. Jetzt beugte er sich noch einmal über die beiden Gemordeten, ergriff die Hand des ihm zunächstliegenden Leichnams und rief mit einem Blick zum Himmel:

„O Seid Mohammed! als du beim Uebergange über den Balkan mein Leben gegen die Wuth der Russen beschütztest, schwor ich, du solltest mir von jetzt an ein Bruder seyn, und jüngst gelobte ich bei Allah und seinem heiligen Propheten, daß unter meiner Regierung kein Verbrechen ungestraft bleiben sollte! Diesen Schwur wiederhole ich in deinem Namen und vor deinem Leichnam! Ich werde deine Mörder bis in die unbekanntesten Gegenden der Erde verfolgen; ich werde ihr Blut tropfenweise zur Sühne des Verbrechens vergießen lassen, ihre Augen sollen den Geyern zur Speise dienen und ihr Fleisch von den Schakals zerrissen werden, ihre Gebeine bleichen in den Stürmen des Himmels. Eher soll der Sarg meines Vaters entehrt werden, ehe ich meine Gelübde, meine Schwüre vergesse! O Seid, o mein Bruder! du hörst mich! du hörst mich! Ich habe gesprochen!..."

Mustapha warf noch einen letzten Blick auf den Mann, den er so sehr geliebt, und entfernte sich aus der Moschee, ohne ein Wort, eine Gebärde ferner hinzuzufügen.

Seine einzige Sorge war von jetzt an, nichts zu unterlassen, um die Spuren der Mörder auf ihrer Flucht aufzufinden, und er versprach eine Belohnung von 20 Beuteln jedem, der ihm die ersten Anzeigen über den Ort ihres Aufenthaltes geben könnte. Während dieser Nachforschungen hielt er sich im Hause Sereskis, eines reichen Armeniers, auf, wo er gewöhnlich während seiner Anwesenheit in Mielnik wohnte, zog sich in seine innersten Gemächer zurück, und überließ sich drei Tage und drei Nächte lang dem bittersten Schmerze.

Man erfuhr jetzt in der Stadt, daß der Ermordete Seid Mohammed, der innigste Freund Mustapha's, gewesen, der als Courier von der Pforte nach Salonichi mit Depeschen und 400,000 Piastern öffentlicher Gelder an den Pascha geschickt worden war. Seid Mohammed war am Nachmittag in Mielnik angekommen und von einigen Bewohnern im Bade gesehen worden, von wo er sich in die Moschee begeben hatte, um sein Gebet zu verrichten. Nicht ohne Grund vermuthete man, daß er das Opfer einiger albanischen Räuber geworden sey, die schon seit einiger Zeit die Umgegend unsicher machten, so daß, den Lehren des orientalischen Fatalismus entgegen, die die Unmöglichkeit behaupten, dem Verhängnisse zu entgehen, wenig Türken ohne eine starke militärische Escorte den gefährlichen Weg nach Salonichi wagten.

Nach drei Tagen der Trauer erhielt endlich Sereski, der Armenier, Zutritt zu dem Pascha, der sich über die Mittel berathschlagen zu wollen schien, die nöthig wären, die Schuldigen zu ergreifen. Der Armenier theilte zwar allen Schmerz, allen Zorn seines Gastes, und suchte ihn durch Erhebung und Lobpreisungen der Tugenden Seids zu trösten; zugleich aber suchte er für sich selbst den Platz zu gewinnen, den der Verstorbene in Mustapha's Vertrauen besessen. Doch so bereitwillig der Pascha war, seiner ihm erwiesenen Freundschaft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so wenig wollte er von seinem Vorhaben ablassen, und forderte den Armenier selbst auf, ihm zur Auffindung der Mörder behülflich zu seyn. Als die ersten Schritte geschehen waren, überließ sich Mustapha seinen trüben Gedanken.

In diesem träumenden, halb wachen Zustande öffnete sich der persische Teppich, welcher den Eingang des Zimmers verhüllte, und eine kleine feenartige Gestalt schritt furchtlos in die Höhle des verwundeten Löwen, in ihren Händen einen großen Korb mit Blumen tragend, die ein gestickter Schleier bedeckte. Es war Irene, einzige Tochter Sereskis, deren natürliche Anmuth nicht ohne Einfluß auf den Pascha war. Vor sechs Jahren, als die Frau des Armeniers Josthua während der Geburt dieses Kindes gestorben, hatte sich Mustapha gerade im Hause des Armeniers befunden, und dieser Umstand trug nicht wenig bei, seine Gunst dem Vater und dem Kinde zu gewinnen. Je mehr das Kind herangewachsen war und an Liebenswürdigkeit und Anmuth gewonnen hatte, je offener hatte sich des Pascha's Vorliebe für dasselbe gezeigt, seine häufigen Besuche in Mielnik kamen zum großen Theil auf Rechnung des Kindes, und oft hatte er dem Vater versprochen, sollte je Irene eine Waise werden, so würde er sie adoptiren.

(Schluß folgt.)

Neues Wurfgeschoß. Am 14 d. M. wurde zu Kingston in England ein Versuch mit einem neuen wahrhaft furchtbaren Wurfgeschoß gemacht, das nicht nur die Kanonenkugel, sondern auch die Haubize zu ersetzen bestimmt ist. Das Gewicht des ganzen Wurfapparats belief sich nicht über 12 bis 15 Pfund (!). Eine geschickte Hand schleuderte das Wurfgeschoß auf eine in einer gewissen Entfernung aufgestellte Barke; es durchschnitt die Luft ohne Geräusch, aber am Ziel angelangt, that es eine furchtbare Wirkung. Die Explosion war so heftig, daß die Barke in Stücke sprang, die nach allen Richtungen umherflogen; mehrere fielen in die benachbarten Felder. Die Explosion erschütterte Häuser in großer Entfernung. In Kingston glaubte man, die Pulvermühle zu Hounslow sey gesprungen, und war in großer Besorgniß. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 205.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Julius 1839.

Iran.

2. Neuere Verhältnisse. — Khorasan.

Mit Aga Mohammed war ein turkomanisches Geschlecht auf den Thron gekommen, aber die Zeit war nicht mehr, wo er sich ganz als Turkomane benehmen und von seinem Nomadenlager aus das Reich beherrschen konnte. Er mußte Perser werden, so turkomanisch auch der Anfang sich anließ, denn das Heer, mit welchem er im Jahre 1795 nach Georgien zog, bestand wieder ganz aus Reiterei nach alt-turkomanischer Weise, obgleich Aga Mohammed den Werth europäischer Taktik recht wohl zu schätzen wußte, und ihm auch zu begegnen verstanden hätte, wenn es wirklich zwischen ihm und den Russen zum Kampfe gekommen wäre.*) „Ich werde der Thor nicht seyn," sagte er zu seinem Minister Hadschi Ibrahim, „mich mit meinen Reiterschaaren auf ihre Kanonen und stählernen Mauern zu stürzen, aber ich werde ihnen nicht einen Tag, nicht eine Nacht Ruhe lassen."**) Wer die starke und die schwache Seite unseres europäischen Heerwesens mit solcher Richtigkeit zu beurtheilen verstand, der wird wohl auch die rohe Kriegskunst der Perser und Afghanen richtig aufgefaßt haben. Auch war Aga Mohammed wirklich ein glücklicher Krieger.

Sein Charakter war hart, sein Verfahren oft grausam, verrätherisch, aber sein Wirken für Persien war höchst wohlthätig. Nach Nadir Schahs, nach Kerim Khans Tode hatten einzelne Häuptlinge theils nach Unabhängigkeit, theils nach dem Throne gestrebt, Aga Mohammed demüthigte sie, und jeder aufstrebende Häuptling ward unbarmherzig aus dem Wege geräumt, um, wie er sich oft ausdrückte, seinem Neffen Baba Khan, dem nachherigen Feth Ali Schah, eine ruhige Regierung zu bereiten, ein Zweck, den er auch wirklich erreichte. Nicht minder streng benahm er sich gegen Ruhestörer jeder Art. Unter Abbas dem Großen und seinen Nachfolgern, unter Nadir Schah, hatte das Land Ruhe genossen, und der Handel war aufgeblüht; die Unruhen nach Nadir Schahs und Kerim Khans Tode hatten jedem kleinen Häuptling eine Bedeutung gegeben, und viele legten sich ungestraft aufs Plündern: Aga Mohammed stellte mit unnachsichtiger Strenge die Ruhe her, und der Schrecken seines Namens verschaffte dem Landmann und Kaufmann eine wohlthätige Sicherheit.

In seinen auswärtigen Verhältnissen zeigte er gleichfalls eine ausgezeichnete Mäßigung und Klugheit. Es fiel ihm nicht ein, das afghanische Reich zu stören, vielmehr machte er mit Zeman Schah (dem Enkel Ahmed Abdallis) ein Bündniß gegen Bukhara, um die Turkomanen und Usbeken völlig zur Ruhe zu verweisen, und nur der drohende Krieg mit den Russen hinderte die gemeinsame Ausführung des Plans. Khorasans zahlreiche und unruhige Häuptlinge*) unterwarfen sich ihm, stellten Geisein und zahlten Tribut, und zwar Araber, Turkomanen und Kurden gleich bereitwillig. Aga Mohammed konnte sich über den Werth dieser Unterwürfigkeit nicht täuschen, aber er hatte sein Augenmerk nach Nordosten, auf Georgien und Rußland zu wenden, wohin ihn die dringendsten Interessen seiner Familie und seines Reichs riefen.

In einem großen Theile Armeniens und Georgiens, in Karabagh, Scheki, Schirwan und Daghestan, so wie südwärts in Adserbeidschan und ostwärts nach Ghilan und Masanderan hin, bilden turktatarische Horden theils die Hauptmasse, theils den wichtigsten Theil der Bevölkerung. Seit Ismael Sofi am Ende des 15ten Jahrhunderts Schirwan und die angränzenden Provinzen erobert hatte, bestand ein enges Verhältniß mit Persien und die meisten Stämme sind Schiiten, aber die persischen Schahs waren keineswegs immer im Falle, ihre Oberherrschaft

*) Der Tod der Kaiserin Katharine kam dazwischen, und das russische Heer ward schnell aus Georgien abgerufen.

**) Malcolm erfuhr diese Aeußerung von Hadschi Ibrahim selbst, und theilte sie in seiner Geschichte Persiens mit.

*) Unter diesen befand sich Isaak Khan, an der Spitze der sogenannten Kara Tatar, oder schwarzen Tataren, der sich von dem Stand eines Tadschik, als welcher er unter dem niedrigsten Mitglied eines Kriegerstammes stand und eigentlich von Geburt gar nicht für die Waffen bestimmt war, emporgeschwungen hatte, nicht nur zu Macht und Ansehen, sondern auch zu einer für seine Verhältnisse höchst seltenen Bildung. Die Erscheinung, daß ein Tadschik zu kriegerischem Ansehen gelangte, war aber so seltsam, daß schon dieser Umstand den Haß aller seiner Nachbarn gegen ihn rege machte.

Digitized by Google

geltend zu machen, und somit wurden diese Länder ein ewiger Tummelplatz der einzelnen Häuptlinge, der Türken und Perser, zu denen sich seit Peter dem Großen auch noch Rußland gesellte. Es wäre verlorene Mühe, einen Sinn und Zusammenhang in diese Kämpfe bringen zu wollen, und es geht nur so viel daraus hervor, daß die einzelnen Häuptlinge sich bald an die Perser, bald an die Türken, bald auch an Georgien und später an Rußland anschlossen, nur um nicht Einem dauernd gehorchen zu müssen, und möglichst unabhängig zu bleiben. Dabei überwog indeß Persien meistentheils, einerseits weil es die Mehrzahl der Stämme als Schiiten auf seiner Seite hatte, andererseits weil die turkomanischen Horden in Persien eine so große Rolle spielten. Das Hin- und Herschwanken der Häuptlinge wurde indeß gefährlich, als Rußland mit seiner consequenten Politik die einmal gewonnene Beute nicht mehr fahren ließ, die einzelnen Khans und Beks, wenn sie um Schutz baten, aufnahm, und in ihren Besitzungen auch wirklich schützte, aber auch nachher nicht mehr los ließ. Rußland hat sich auf diese Weise nach und nach des ganzen Landes zwischen dem Kaukasus und Arares bemächtigt. Wer einmal einen Theil dieser Stämme an seinen Siegeswagen gefesselt, wird leicht die andern mit sich fortreißen können.

Aga Mohammed erkannte diese Gefahr, die für ihn und seine Familie um so größer war, als seine Hauptmacht auf den turkomanischen Stämmen beruhte, und er sich auf die übrigen in keiner Weise verlassen konnte. Daher concentrirte sich auch die Politik der herrschenden Dynastie der Kadscharen in Adserbeidschan, der Gränzprovinz gegen Norden, die, wesentlich persisch, doch aber vielfach von befreundeten Turkomanenstämmen bewohnt, den besten Anhaltspunkt gegen Rußland gab. Andere Bündnisse, wie das von Persien mit England im Jahre 1800, um die Afghanen von Einfällen in Indien abzuhalten, und das mit Frankreich im Jahre 1808, um einen Plan zum Angriff des brittischen Indiens zu verabreden, waren vorübergehende Episoden, welche in die Hauptrichtung Persiens, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auf die Erhaltung des Uebergewichts über die Turkomanenstämme gerichtet war, keine Aenderung bringen konnten.

Daß Persien gegen Rußland nicht glücklich war, hat nebst der Ueberlegenheit der europäischen Taktik seinen Grund namentlich in der financiellen Erschöpfung des Landes. Aga Mohammed hatte seinem Neffen den Weg zum Throne so leicht gemacht, daß fast gar kein Widerstand dagegen sich erhob, und seit geraumer Zeit die gefährlichen Clanhäuptlinge so eifrig aus dem Wege geräumt, daß Feth Ali Schah keine Schwierigkeit fand, seine Söhne in alle Provinzen als Gouverneure zu senden. Diese sahen sich aber als bevorrechtet an, Niemand wagte gegen sie zu klagen, und so saugten sie das Land aus und machten ihre Familie, die man ohnehin als dardarische Fremdlinge betrachtete, vollends verhaßt. Die räuberischen Prinzen sandten wenig oder nichts in den allgemeinen Schatz, und es fehlten deßhalb die Mittel, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Feth Ali's Sohn, der bekannte, zum Thronerben bestimmte Abbas Mirza, saß zu Tebris in Adserbeidschan mitten unter den turkomanischen Stämmen, unterhielt so viel Truppen, wie möglich, disciplinirte einen Theil seiner Turkomanen auf europäische Weise, war aber für sich allein zu schwach, und wurde zu wenig unterstützt, um seinen Bemühungen, die turkomanischen Stämme unter Rußlands Scepter wieder unter persische Botmäßigkeit zu ziehen, gehörigen Nachdruck zu geben. Er unterlag vor der Macht der Russen, und von nun an wandte er sich, wohl nicht ganz mit seinem Willen, gegen Osten, um dort zu gewinnen, was im Westen verloren ging.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorzeit Marseille's.

(Schluß.)

An Julius Cäsar, welcher die Stadt eroberte, erinnern viele Bezeichnungen. So z. B. die Bucht Frioul, Fretum Julii, und eine zweite Bucht Joliette, Portus Julii, wo Cäsars Flotte vor Anker lag. Eine Straße wird Casteou-Joly, Castellum Julii genannt, und der Cours Julien ist das alte Forum Julii. — Dorf Saint-Julien steht an der Stelle, wo Julius Cäsar ein Beobachtungslager und später das erwähnte Castell oder Julii Castra erbaut hatte. So wie in Griechenland viele Punkte die sonst Helios, dem Sonnengotte, geweiht waren, heut den Namen St. Elias tragen, so konnte man wohl auch aus Kaiser Julius einen heiligen Juliano oder Julien machen. Noch sieht man in diesem Marseillesischen St. Julien eine antike Mauer, einen in Felsen gehauenen Brunnen, der für Römerwerk gilt und einen Votivaltar, dem Kreuze vor der Kirche als Fußgestell dienend. — Dorf Aren, dicht bei Marseille am Meeresstrande gelegen, hat seinen Namen von Arena, Sand; und noch jetzt heißt dieser altprovenzalisch Areno. Das Ufer ist wirklich sandig, und hier münden sich die Gewässer der Aygaladen und von Plombières in die See ein. — Wo Dorf La Capelette liegt, befand sich sonst ein kleiner Pantempel.

Viele Berge der Provence, deren Gipfel eine Art Bresche oder natürliches Thor zu bilden scheinen, kennt man unter der Bezeichnung Sambuc, nach dem griechischen Σαμβυξ ein dreieckiges, der Harfe ähnliches Musikinstrument. Nicht minder scheinen andere Felsengruppen um Marseille altgriechische Benennungen zu tragen, wie etwa Berg Kairon über St. Loup und dem Flusse der Huveaune, und Berg Centron, vom Volke in Saint-Tronc verstümmelt.

Das heutige provenzalische Städtchen Trets ist die massiliotische Colonie Τρίτια oder Τρίτεα, in deren Nähe sich das Dorf Pourrières befindet, d. h. die nach den in Fäulniß übergegangenen Leichen so bezeichneten Campi Putridi, wo Marius am ech ten Ufer des Flusses Arc in dreitägiger Schlacht Cimbren und Teutonen (Tiguriner, Züricher) besiegte; eine Stadt, von welcher außerdem noch Plutarch, Vellejus Paterculus, Livius, Aulus Gellius, Florus, Orosius u. a. m. sprechen. Um das Andenken an dieses Ereigniß den Nachkommen zu erhalten, nannte man den hohen Berg in der Nähe Siegesberg, jetzt St. Victoire, auf dessen nördlichem Abhange sich noch

Digitized by Google

Spuren der Aurelianischen Römerstraße zeigen. Die auf ihm befindlichen Ruinen kennt das Volk als lou deloubré de la Victorie, d. h. als Siegestempel, und eine Maierei am Fuße des Berges, ebenfalls als lou deloubré. — Die Stadt Trets wird von einem zweiten Berge, von dem Olymp beherrscht, der seinen alten Namen bis heute behielt und der ihm von den Massilioten gegeben wurde, weil er einen Doppelgipfel hat.

Zwischen Aix und Arles erhebt sich die Bergkette der Alpinen, Alpines oder Aupies, deren Name uralt zu seyn scheint, und wahrscheinlich schon in dem zweiten Buche des Polybius vorkommt. Diese Höhen sind von dem Thale Moirane durchschnitten, wo noch viele alte Gräber gefunden werden und das vielleicht nach *μοῖρα*, Schicksal, oder nach *μοῖραι*, Parzen, heißt. Unfern davon fließt die Quelle Nay, worin *ναιάς*, Najade, unverkennbar seyn dürfte. In dieser Gegend nennt man den Hasen noch Lagoy, von dem griechischen *λαγώς*. — Die Gipfel der Alpinen werden als Calans bezeichnet, ein gewöhnlich von dem provenzalischen cala, hinabsteigen, abgeleitetes Wort, welches jedoch, ebenso wie das italienische calare, wahrscheinlich ligurischen Ursprungs ist. Alle diese Berge haben keine andern Gewässer als Wildbäche, auf dem nördlichen Abhange die sogenannten Laourouns und auf dem südlichen die Gandres; jenes etwa von dem lateinischen arare, provenzalisch looura, Bebauer, abstammend, um dadurch gleichsam die Furchen oder Flußbette der Torrenten anzudeuten; das zweite nach dem griechischen *χαράδρα*, Torrent oder Felsensturz.

Am Abhange der Alpinen liegt das Städtchen St. Remy mit seinem herrlichen Triumphbogen und seinem hohen Mausoleum aus altrömischer Zeit. Sonst hieß es Glanum, und griechisch bei Ptolomäus *Γλανον*, und auch alte, hier aufgefundene Münzen tragen den Revers *Γλανικων*. Wahrscheinlich stammt dieß von *γλαυνος*, jenem Kleidungsstück, welches die Römer als Cappa kannten und noch heut provenzalisch glaoudo oder glodo heißt. Es ist das blaue Hemde, die Blouse der französischen Fuhrleute, und diese Art einfacher Tunica wurde auf Glanums Jahrmarkte als Haupthandelsartikel verkauft. — Vor mehrern Jahren entdeckte man in den Umgebungen der Stadt einen griechischen Bronzehelm von der schönsten Form, ähnlich denen, wie sie gewöhnlich den Minervastatuen gegeben werden. Sein ganzer Vordertheil ist vollkommen erhalten, der hintere allein ist beschädigt. Hr. v. Lagoy, dessen Familiennamen ebenfalls griechisch ist, bewahrt ihn in seiner Sammlung zu Sanct Remy auf.

Hier sowohl als in Arles, Aix und den übrigen benachbarten Städten trugen die Wittwen noch während des Mittelalters das sogenannte Plechon garlando, d. h. eine Art Nonnenschleier, von den griechischen Damen entlehnt, welche dieses Kleidungsstück *πλεκών* nannten.*) Freudenmädchen war es streng untersagt, und man liest in den alten Statuten der Stadt Arles: Nulla meretrix . . . . sit ausa portare Plechium vel velum in capite, quod si fecerit, omnis proba mulier habeat potestatem auferendi.

*) Pollux, l. 7, Cap. 85.

Doch ich will hier abbrechen, um diesen Gegestand ein andermal aufzunehmen, wo von jenen Sitten und Gebräuchen, von jenen Ueberresten in der Mundart die Rede seyn soll, die mir aus griechischer und römischer Vorzeit abzustammen scheinen. Der Gegenstand ist schön und reich, aber seine gehörige Erforschung kostet mehr Zeitaufwand, als man vielleicht vermuthet.

Der Schwur des Pascha.

(Fortsetzung.)

Bei dem ernsten und trüben Blicke des Pascha mäßigte das Kind seinen leichten Schritt, und setzte sich ruhig zu den Füßen Mustapha's nieder, mit seinen Blumen zu spielen. Als dieser aber immer noch kein Zeichen des Lebens gab, berührte sie die gedämpften, mit glänzenden Ringen geschmückten Finger des Pascha, und sagte, indem sie ihn freundlich anlächelte: „Pascha, wenn du ein wenig mit mir lachen willst, wie du es immer thust, so gebe ich dir meine schönsten Rosen."

„Kind," entgegnete Mustapha mit düsterem Ton, „ich brauche deine Rosen nicht, denn mein Herz ist voll Dornen."

„Dann will ich dir einen Talisman geben," fing Jene wieder an, „der dir dein von den Dornen wundes Herz heilen soll."

„Nimm fort die Rosen und den Talisman und laß mich! Mein Herz ist schwer, es hört dich nicht."

Doch Jene ließ nicht ab. Mit dem geheimnißvollen, schlauen Wesen, das Kinder so gern annehmen, die etwas wissen und verbergen, wickelte sie den Shawl, der ihr als Gürtel diente, auseinander, und zog aus seinen Falten einen goldenen Ring hervor, in dem ein Saphir von großem Werthe gefaßt war.

„Hier," rief sie schreyend, und ließ ihm den Edelstein sehen, „sieh! Lache und ich gebe dir den Ring."

Und Mustapha lachte, aber so fürchterlich und seine Blicke sprühten so wildes Feuer, als er ihr den Ring entriß, daß Irene entsetzt zurückwich, und bittend ihre kleinen Händchen zu ihm aufhob.

„Irene, wer hat dir den Ring gegeben?" Das Kind antwortete nicht. „Sprich."

„Ich bin bös gewesen," rief sie endlich weinend, „Vater wird schelten ..."

„Wo hast du den Ring her?" fragte Mustapha ruhiger.

„Vor drei Tagen kam ich des Morgens in das Zimmer, wo Vater sein Geld und seine Juwelen verwahrt, er war bei einem Koffer beschäftigt, und ich ging hin und wollte die hübschen Steine betrachten, und als ich mich bückte, um besser zu sehen, ließ der Vater diesen Ring aus seinen Händen rollen; ich hob ihn rasch auf und steckte ihn in meinen Busen, und jetzt wage ich nicht, ihn meinem Vater zurückzugeben, denn er würde schelten ..."

Der Pascha beruhigte das Kind, gebot ihm Stillschweigen gegen seinen Vater darüber, daß er den Ring behalte, und entließ es scheinbar beruhigt. Doch sobald er allein war, rief er aus: „Allah Kerim! Gott ist groß! Er hat das Kind des Ungläubigen erwählt, eine Entdeckung und dem Verbrechen Rache zu verschaffen! — Ja, es ist der Ring, den ich Seid Mohammed gegeben, als er mir das Leben gerettet hatte ... Hier die Worte, die ich selbst darein graben ließ; es ist kein Zweifel, es ist Seides Ring! Doch wie kommt er in den Besitz Sereski's?"

Digitized by Google

Der Pascha schlug dreimal in die Hände, und befahl dem Schwarzen, den Armenier zu ihm zu rufen.

„Ungläubiger Hund!“ rief Mustapha, als dieser eintrat, „wo hast du diesen Ring her?“ Der Armenier war wie vom Blitz getroffen, als er den Saphir in des Pascha's Händen sah. Todtenblässe überzog sein Gesicht und seine Glieder zitterten convulsivisch. Doch gewann er so viel Fassung, dem Pascha sagen zu können, er habe ihn von einem Albanesen gekauft.

„Wo ist der Albanese?“ fragte Mustapha wüthend, „nenne mir ihn!“

„Das kann ich nicht, Herr,“ erwiederte Sereski, indem er seinen Kopf zur Erde beugte. „Ich kenne ihn nicht.“

„Du lügst, Hund!“ schrie der Pascha. „Der Ring ist von Seid Mohammed. Du kennst die Mörder. Nenne sie!“

Auf sein ferneres Weigern wurde der Armenier und seine Diener vor den Kadi gebracht, dem der Pascha die Untersuchung auftrug, und auf die fernere Weigerung des Mannes, etwas zu gestehen, erhielt er die Bastonnade auf die Fußsohlen. Doch er entdeckte nichts, und mußte endlich weggebracht werden, als die Schmerzen ihm das Bewußtseyn raubten. Auch die Diener Sereski's gaben keine Auskunft unter der gleichen Strafe. Doch als ein alter Jude, der vertraute Diener des Armeniers, endlich an die Reihe kam, wurde er von den ersten Streichen auf die Fußsohlen so ergriffen, daß er sich den Händen der Henker entwand und vor dem Pascha sich niederwarf und rief:

„Gnade, Gnade, Herr! Ich will Alles sagen!“

Sogleich wurde er von der Tortur befreit, und er gestand, daß der Armenier der Mörder sey. In geringer Entfernung nämlich von Mielnik nach Konstantinopel zu habe er einen Garten und einen Kiosk. Da er wußte, daß Seid Mohammed mit öffentlichen Geldern Mielnik passiren mußte, brachte er wie gewöhnlich die Nacht in seinem Kiosk zu, um keinen Verdacht durch seine Abwesenheit zu erregen. Gegen Morgen weckte er den Juden und beide, nachdem sie sich als Albanesen verkleidet und mit Pistolen und Yataghan bewaffnet hatten, kamen ungesehen in die Ebene, die sich von Salonichi nach Mielnik ausdehnt, und verbargen sich in den Ruinen einer alten Moschee, deren Brunnen dazu diente, die Pferde der Reisenden zu tränken, deren Weg hier vorüberführte.

Sie hatten sich noch nicht lange hier aufgestellt, als Seid Mohammed und sein Tatar erschienen und beim Brunnen abstiegen. Während dieser die Pferde tränkte, hatte Mohammed einen Teppich auf die Erde gebreitet und sich, mit dem Gesicht nach Mekka gewandt, auf die Kniee geworfen, um als guter Muselmann sein Gebet zu verrichten. In diesem Augenblicke feuerte Sereski das Pistol ab, und als der Tatar, von dem Schuß erschreckt, herbeieilte, fand er den Reisenden auf dem Teppich im Todeskampf, und ehe er noch Zeit hatte, sich vom Schreck und der Ueberraschung zu erholen, hatte ihn selbst der Armenier mit seinem Yataghan niedergehauen. Während dieser Vorgänge hatte der Jude die Pferde von den Mantelsäcken befreit, der Armenier hatte die Ermordeten geplündert und die ganze Beute wurde in einen Keller unter dem Kiosk in Sicherheit gebracht. Lange vorher, ehe die Kaufleute nach Mielnik mit den Leichen zurückkehrten, waren der Jude und der Armenier wieder in der Stadt. Auch, gestand der Jude, sey das nicht das Erstemal gewesen, wo der Armenier sich mit Blut befleckt, obgleich seine strengen Sitten und zahlreichen Almosen von ihm stets den Verdacht abgewandt hätten.

Solche Heuchelei erstaunte den Pascha. Um sich genau von der Wahrheit der Aussage zu überzeugen, ließ er sich von dem Juden nach der Moschee führen, und untersuchte die Keller des Kiosk, wo er die Piaster und Edelsteine Seids und die albanesischen Kleider fand, die sie verhüllten.

Vor Abend waren der Pascha und der Jude wieder in Mielnik zurück. Doch die Strafe des Verbrechens konnte nicht unmittelbar erfolgen. Eine Reform in der Verwaltung des Reichs, welche dem Sultan Mahmud am meisten Ehre macht, ist ohne Zweifel die Verordnung, die dem Pascha das Criminalrecht nimmt. Es sind jetzt Criminalgerichte in der Türkei errichtet, die dem Verurtheilten die Appellation gestatten und das Urtheil des Kadi einer Prüfung unterwerfen. So verging einige Zeit, ehe das Urtheil vollstreckt wurde, das den Juden verurtheilte, an der Thüre seines Herrn gehenkt zu werden, während diesen der Pfahl erwartete. Die Güter des Armeniers wurden in fünf Theile getheilt, wovon vier Theile der Familie Seids zufielen, der fünfte Ireuen blieb.

So wie das Urtheil gesprochen war, verlangte Sereski Gehör beim Pascha, und suchte mit Bitten und Thränen sein Leben zu erhalten, doch Mustapha blieb unbewegtich, und der Armenier wurde mehr todt als lebendig fortgetragen. Ein heftiges Fieber drohte sein Leben vor der Strafzeit zu endigen, aber ärztliche Hülfe und die besorgteste Pflege fristeten die Tage des Unglücklichen, der völlig wieder hergestellt war, als der Tag des Gerichts anbrach.

So weit die Erzählung Pascals, des Armeniers. Natürlich blieb ich einen Tag in Mielnik. Früh am Morgen des andern Tages strömte die Menge nach dem Thore von Salonichi, und breitete sich in der Ebene bei den Ruinen der alten Moschee aus, wo das Urtheil vollzogen werden sollte. Für den Pascha und sein Gefolge war eine Tribune mit Teppichen und Polstern errichtet worden; seine Garde hatte sich vor ihr aufgestellt.

Mit düsterem Blicke betrachtete er die Vorbereitungen zur Hinrichtung, und endlich verweilte sein Auge auf den Ruinen der Moschee und dem Brunnen, wo Reisende die Verse Saadi's des Dichters eingegraben hatten: „Andere, wie ich, haben an dieser Quelle getrunken, und doch haben sich ihre Augen im Tode geschlossen.“ Sie schienen das schwere Gefühl noch zu vermehren, das auf ihm zu lasten schien, doch gewann er vollkommene Ruhe, als jetzt der Verbrecher herbeigeschleppt wurde, denn die Angst vor dem schrecklichen Tode, dem er entgegen ging, schien Sereski völlig gelähmt zu haben.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 84** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Sündenbekenntniß zweier englischer Dichter.** (Schluß.) — **Charles Dickens (Boz) und der englische humoristische und komische Roman.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4—5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 84.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 Julius 1839.

Sündenbekenntniß zweier englischen Dichter.

(Schluß.)

Ganz anders als der humoristische Charles Lamb spricht sich Coleridge in einem Brief an einen Freund, der ihm warnende Vorstellungen gemacht zu haben scheint, über seine leidige Angewöhnung aus:

„Ihr habt Oel in die frische Wunde im Gewissen eines alten Freundes gegossen, Cottle, aber es ist Vitriolöl! Ich warf nur einen Blick auf die Mitte des ersten Blatts in Eurem Brief und habe sonst nichts mehr gelesen — nicht aus Verdruß und Empfindlichkeit, (verhüte es Gott!), sondern in Folge meiner körperlichen und geistigen Leiden, welche menschlicher Kraft und Stärke kaum erlauben, eine neue Qual und Heimsuchung einzulassen. Der Zweck dieser meiner Antwort ist, den Fall darzulegen, gerade wie er ist — fürs erste, daß seit zehn Jahren die Beängstigung meiner Seele unbeschreiblich, das Bewußtseyn meiner Gefahr dringend ist, aber das Gefühl meiner Schuld schlimmer, schlimmer als Alles! Ich habe gebetet, mit Schweißtropfen der Todesqual auf der Stirne; zitternd, nicht nur vor der Gerechtigkeit meines Schöpfers, sondern selbst vor der Barmherzigkeit meines Erlösers. „Ich gab dir so viele Pfunde — was hast du damit gemacht?“ Fürs zweite: so überwältigt ich bin vom Gefühl meiner entsetzlichen Kränklichkeit und Schwäche, so habe ich doch nie versucht, die Ursache derselben zu verhehlen oder zu beschönigen. Im Gegentheil, nicht bloß Freunden habe ich den ganzen Verhalt der Sache mit Thränen nnd bitterster Beschämung vorgetragen, sondern zweimal habe ich auch junge Männer, bloße Bekannte von mir, welche erwähnten, daß sie schon Laudanum genommen hätten, vor den gräßlichen Folgen gewarnt, indem ich ihnen die traurigen Wirkungen desselben auf mich in ergreifender Weise schilderte. Fürs dritte, obgleich ich vor Gott mein Auge nicht aufschlagen darf, und nur darum nicht an seiner Barmherzigkeit verzweifle, weil ich durch Verzweiflung nur Sünde auf Sünde häufen würde, so darf ich doch gegen meine Mitmenschen behaupten, daß ich, ohne es zu wissen, in die fluchwürdige Angewöhnung hinein verführt worden bin. Ich war viele Monate an geschwollenen Knieen beinahe bettlagerig gewesen. In einem medicinischen Journal las ich unglücklicherweise von einer in einem solchen Fall gelungenen Cur, mittelst Einreibung von Laudanum, von welchem zugleich auch eine Dosis innerlich genommen wurde. Es wirkte wie ein Zauber, wie ein Wunder! Ich erlangte den Gebrauch meiner Glieder, meinen Appetit, meine Stimmung wieder — und dieß währte beinahe vierzehn Tage. Zuletzt ließ die Kraft des ungewohnten Reizmittels nach — das Leiden stellte sich wieder ein — das vermeintliche Heilmittel wurde wieder angewendet; — doch ich kann nicht die ganze traurige Geschichte erzählen. Genüge es denn zu sagen, daß Wirkungen eintraten, welche einen fast zwingenden Einfluß über mich übten, durch Verzagtheit und Angst vor Qualen und plötzlichem Tod, nicht aber, so wahr mir Gott helfe! durch eine Lockung von Genuß, durch die Aussicht oder den Wunsch, angenehme Empfindungen in mir zu erregen. Im Gegentheil, Mrs. Morgan und ihre Schwester werden mir bezeugen, daß, je länger ich mich enthielt, desto besser meine geistige Stimmung, desto lebhafter meine Heiterkeit war,— bis der Augenblick, der gräßliche Augenblick eintrat, wo mein Puls anfing zu schwanken, mein Herz zu zucken nnd solch ein entsetzliches Auseinanderstreben, so zu sagen, meines ganzen Körpers, eine so unerträgliche Unruhe und Verstörtheit mich befiel, daß ich beim letzten meiner wiederholten Versuche, dem abscheulichen Gift zu entsagen, in Todesangst ausrief, was ich jetzt ernst und feierlich wiederhole: Ich bin zu arm, um es zu wagen! Hätte ich nur einige hundert Pfund, nur zweihundert, um die Hälfte der Mrs. Coleridge zu schicken und für die andere Hälfte mich in einem Privatierenhaus einzumiethen, wo ich mir nichts verschaffen könnte, als was ein Arzt für dienlich erachtete, und wo ein ärztlicher Beistand zwei oder drei Monate lang immer um mich seyn könnte (in weniger Zeit als dieser wäre über Leben oder Tod entschieden), dann wäre noch Hoffnung. Aber so ist keine! O Gott! wie gerne wollte ich

Digitized by Google

mich unter Dr. Fox in seiner Anstalt stellen; denn mein Leiden ist eine Art von Wahnsinn, nur daß es eine Gestörtheit, eine völlige Ohnmacht des Willens, nicht der intellectuellen Fähigkeiten ist. Ihr heißt mich, mich ermannen! Geht her und heißt einen an beiden Armen gelähmten Mann sie tüchtig an einander reiben; das werde ihn curiren. Ach! wird er antworten, daß ich meine Arme nicht bewegen kann, das eben ist meine Krankheit und mein Elend."

An einer andern Stelle sagt er:

„Freude sey mit Euch wegen Eurer Genesung und wegen der Hoffnung, die Euch während der drohenden Gefahr aufrechterhalten und beruhigt hat. Ganz anders steht es und stand es mit mir, doch bin auch ich dankbar; aber freuen kann ich mich nicht. Ich empfinde mit einer für Worte unerreichbaren Innigkeit meine gänzliche Nichtigkeit, Ohnmacht und Werthlosigkeit in mir und für mich. Ich habe einsehen lernen, was es ist um die Sünde gegen ein unendliches, unvergängliches Wesen, wie die Seele des Menschen ist. Ich habe mehr als einen Vorschmack davon bekommen, was gemeint ist mit dem Tod und der äußersten Finsterniß und dem Wurm, der nicht stirbt — und daß die ganze Hölle der Verworfenen nicht unvereinbarer ist mit der Liebe Gottes, als die Blindheit eines Menschen, der durch häßliche, selbstverschuldete Krankheit sich den Verlust seiner Augen zugezogen hat, mit dem Licht der Sonne ist. Aber die Tröstungen, wenigstens die fühlbare Süßigkeit der Hoffnung, besitze ich nicht. Im Gegentheil, die Versuchung, mit der ich beständig zu kämpfen habe, ist die Furcht, daß ich, wenn ich zu wählen hätte zwischen der Vernichtung und der Möglichkeit des Himmels, jene wählen möchte. Das ist vielleicht eine nur in meiner Constitution liegende Idiosynkrasie, denn schon als Knabe schrieb ich diese Zeilen;

Oh! welch ein Wunder scheint die Furcht vor'm Tod,
Sieht man, wie froh in Schlaf wir Alle sinken,
Säuglinge, Kinder, Jünglinge und Männer
In siebzigjähr'gem Leben Nacht um Nacht!

Und in meinen frühern Mannesjahren, in einer Schilderung schwermüthiger Einsamkeit, habe ich meine eigenen Empfindungen in folgende Worte gekleidet:

Hier könnte Weisheit wohnen, hier die Reue,
Hier auch der Leidbeladne, schwacher Seele,
Der, müde vom geschäft'gen Menschenherzen,
Verehrt den Geist des unbewußten Lebens
In Bäumen und Feldblumen. Sanfter Träumer!
Wenn er nicht ganz zu seyn aufhören möchte,
Möcht' er doch lieber nicht seyn was er ist;
Möcht' etwas lieber seyn was er nicht weiß
In Wäldern, Wassern oder unter Felsen.

Mein Haupttrost besteht denn in dem, was die Geistlichen den Glauben der Anhänglichkeit nennen, und keine geistige Anstrengung scheint für mich so wohlthätig zu seyn, als das eine, ernste, dringende und oft Stunden lang jeden Augenblick wiederholte Gebet: ich glaube! Herr hilf meinem Unglauben! Gib mir Glauben nur wie ein Senfkorn, so werde ich diesen Berg zu versetzen im Stande seyn." u. s. w.

Und endlich:

„Theurer Sir — denn ich bin nicht werth, einen rechtschaffnen Mann meinen Freund zu nennen, viel weniger Euch, dessen Gastlichkeit und Liebe ich mißbraucht habe; nehmt indessen meine dringenden Bitten um Eure Vergebung und um Euer Gebet an. Denkt Euch einen jammervollen Elenden, der viele Jahre versucht hat, sich der Leiden zu erwehren durch ein beständiges Zurückkommen auf die Sünde, welche sie erzeugt. Denkt Euch einen Geist in der Hölle, bemüht für Andre die Bahn zu dem Himmel vorzuzeichnen, von dem seine Verbrechen ihn ausschließen! Kurz, denkt Euch Alles, was nur elend, hülflos und hoffnungslos ist, so werdet Ihr eine so genaue Vorstellung von meinem Zustand haben, als für einen guten Menschen zu haben möglich ist. Früher kam mir immer der Spruch, daß wer in Einem Punkt sündige, in allen sündige, sehr hart vor; jetzt aber fühle ich seine schauerliche Wahrheit. Mit dem Einen Verbrechen des Opiums — welches Verbrechens habe ich mich nicht zugleich schuldig gemacht? des Undanks gegen meinen Schöpfer! und gegen meine Wohlthäter der Ungerechtigkeit! der Grausamkeit gegen meine armen Kinder! dazu kommt Selbstverachtung wegen meines oft wiederholten — oft gebrochnen Gelübdes, ja wirkliche Falschheit und Lüge! Ich bitte dringend und ernstlich, daß nach meinem Tod eine unumwundene und vollständige Darstellung meines Elends und der selbstverschuldeten Ursache desselben veröffentlicht werde, damit wenigstens etwas weniges Gutes gestiftet werde durch das schreckliche Beispiel!"

Wir wollen diesem nichts weiter beisetzen, als eine kurze Hinweisung auf ähnliche Fälle, welche auch in Deutschland vorgekommen sind. Vor wenigen Jahren erst wurde der deutschen Literatur ein Talent entrissen, das im dramatischen Fach Ausgezeichnetes leistete und Treffliches hätte leisten können, wenn es nicht in eigentlicher Brutalität untergegangen wäre; und auch von einem andern, hochberühmten Schriftsteller weiß man, daß er sich dem habituellen übermäßigen Genuß geistiger Getränke hingegeben hat. Je näher für Männer von reizbarer Organisation, wie Dichter häufig sind, die Versuchung liegen mag, ihre Stimmung künstlich zu steigern oder sich über Verstimmungen auf solche Weise zu erheben, und je geneigter Andre sich finden lassen mögen, ihnen gerade zu verzeihen, an ihnen zu entschuldigen, was man sonst streng tadelt und mißbilligt: um so mehr sind wohl solche warnende Beispiele zu beherzigen, welche die Kehrseite einer Schwachheit zeigen, von der die Welt oft nur die harmlosere und liebenswürdige Seite sieht, und welche die Illusionen einer leichten und leichtsinnigen Lebensphilosophie abzustreifen, den dahinter lauernden bittern Ernst zu enthüllen, wohl geeignet sind.

Digitized by Google

Charles Dickens (Boz)

und der englische humoristische und komische Roman.

(Schluß.)

Nachdem wir die Gründe der Popularität von Dickens untersucht, bleibt uns noch ein Wort zu sagen über ihre Dauer, an welcher manche warme Bewunderer schon zu zweifeln anfangen, und, man muß gestehen, nicht ohne Grund; denn die letzten drei oder vier Nummern stehen den frühern gewiß weit nach, und es fehlt nicht an Anzeichen, daß die besondere Ader von Humor, welche bisher so viel lockendes Metall geliefert, erschöpft ist. Und das mußte nach der ganzen Art und dem Wesen derselben ein klarsehender und berechnender Beobachter von Anfang an vermuthen, und wir fürchten, die Quantität von Zusatz, welcher dem ächten Gold beigemischt wurde, um es zum augenblicklichen Gebrauch zuzubereiten, dürfte seinem Glanz wesentlichen Eintrag thun, wenn die Politur der Neuheit abgewischt ist. Die wesentliche Frage scheint mithin die zu seyn, ob Dickens mit der Eigenschaft begabt ist, welche Lord Byron an Walter Scott rühmte, wenn er sagte: in dem Augenblick, wo das Interesse des Publicums an Sir Walters Poesie zu ermatten begonnen, habe er sich umgekehrt, und sey als Novellist hervorgetreten, und wenn es möglich wäre, daß das Publicum seiner Novellen satt würde, so würde er sich eine dritte Bahn der Popularität auffinden oder schaffen; — mit andern Worten, ob Dickens wahrhaft ein Mann von Genie ist, wenn man unter Genie, nach Dr. Johnsons Definition, große, allgemeine Anlagen versteht, welche auf jeden gegebenen Gegenstand oder Ziel gelenkt werden können. Die Skizzen, welche von Dickens neuerdings erschienen, obwohl manches Gute enthaltend, sind doch nicht geeignet, die Besorgnisse zu zerstreuen, welche durch die spätern Nummern der Pickwickpapiere ziemlich allgemein verbreitet worden sind, und unseres Bedünkens geben die Memoiren von Oliver Twist viel höhere Verheißungen von dem Vermögen dieses Autors, sich auf der errungenen Höhe zu behaupten. Die Sache ist die: Dickens schreibt zu viel und zu schnell; nach dem Grundsatz, vermuthlich, Heu zu machen so lange die Sonne scheint, hat er wohl auf einmal alle ihm gemachten Anträge angenommen, und die Folge davon ist, daß er in vielen Fällen sich genöthigt sah:

Mit Zwang den Herbst des Hirnes zu verfrühen,

und in roher, unvollendeter, unverdauter Gestalt Gedanken, Gefühle, Beobachtungen und Plane zu Markte zu bringen, welche zu reifen Zeit und Studium erforderlich gewesen wäre — oder die vorgeschriebne Blätterzahl theils mit Originalstoffen der trivialsten Art zu füllen, theils auch mit Brocken, die von Andern aufgeschnappt und auseinandergezogen wurden, um sie für sein Eigenthum gelten zu lassen. Wenn er noch lange so fortfährt, so bedarf es keiner Sehergabe, um sein Schicksal zu weissagen: er hat sich erhoben wie eine Rakete, und er wird heruntersinken wie der Raketenstecken; aber er gönne seinem Talent die gehörige Muße und Entwicklung, so ist es reich, kräftig und gewandt genug, um ihm einen hohen und bleibenden Ruf zu sichern. — — —

So weit die Quarterly Review; hören wir nun auch ihre Antagonistin, die Edinburg Review, aus der wir noch einig Sätze ausheben:

„Auf den ersten Anblick scheinen seine Erzählungen, besonders nach der Art und Form der Publication ganz den Ephemeren der Literatur beizuzählen, ohne höhere Ansprüche, nur berechnet, ein paar müßige Stunden zu verkürzen und dann vergessen zu werden. Das ist die Ansicht, die viele von Dickens Schriften hegen werden; es ist aber nicht die unsrige. Wir halten ihn für einen sehr originellen Schriftsteller, der seine Popularität wohl verdient und sie wahrscheinlich nicht verlieren wird, und für den treuesten und geistreichsten Zeichner des englischen Lebens der mittleren und untern Classen seit Smollett und Fielding. Er hat eine große Beobachtungsgabe und viel Talent, seine Beobachtungen mitzutheilen, einen lebhaften Sinn für das Lächerliche, sprudelnden Humor, und jene Meisterschaft im Rührenden und Pathetischen, die, obgleich dem Humor scheinbar entgegengesetzt, sich doch oft mit ihm vermählt findet. Am liebsten möchten wir ihn, statt mit andern Schriftstellern, mit dem Maler Hogarth vergleichen. Was Hogarth im Malen und Zeichnen, das ist so ziemlich Dickens in der prosaischen Fiction. Wie Hogarth hat er einen scharfen und praktischen Blick fürs Leben — ist ein gewandter Satyriker — sehr glücklich in der Schilderung des Lächerlichen an der menschlichen Natur, deren Thorheiten er durch komische Uebertreibung noch mehr veranschaulicht. Dabei ist Dickens frei von Hogarths Cynismus und Gemeinheit. Es ist keine Misanthropie in seiner Satyre und keine plumpe Derbheit in seinen Schilderungen. Seine Humanität ist einfach, praktisch und männlich. Sie ist durchaus nicht von Sentimentalität inficirt. Gutmüthigkeit und gesunder Sinn zeigen sich in seiner Handhabung des Lächerlichen. — Seine Charaktere sind mit Geist und einer Anschaulichkeit geschildert, welche selten ermangeln, einen klaren und bestimmten Eindruck der betreffenden Personen zu geben. Indeß sind es keine vollständige und ausgeführte Zeichnungen, sondern mehr Umrisse, sehr klar und scharf entworfen, die der Leser selbst ergänzen mag. Manche Personen sind jedoch allzu schattenhaft und schwankend gehalten. Die jungen Frauenzimmer z. B. sind nicht existirende Geschöpfe. Dagegen sind Pickwick und Sam Weller, der moderne Quirote und Sancho Pansa trefflich durchgeführt. Uebrigens hat Dickens seine Stärke noch mehr in der Schilderung von Begebenheiten und Situationen, als von Charakteren. Oliver Twist scheint geeignet zu seyn, auch von dem Talent der Composition unsers Autors einen höhern Begriff zu geben, als das Frühere; die Geschichte hat mehr Interesse, der Plan ist besser angelegt, die Charaktere sind sorgfältiger gezeichnet, ohne daß doch eine Verminderung der sonstigen Vorzüge, des Geistes und der humoristischen Uebertreibung sich verriethe. Wir wüßten keinen Schriftsteller, der Aussicht hätte, einen glänzenderen Erfolg zu erringen in dem fruchtbaren und nützlichen Gebiet der Fiction, welches treue Schilderungen der menschlichen Charaktere, wie sie sich im englischen Leben darstellen, umfaßt." — —

Wir haben diesem nur Weniges beizufügen. Aus den englischen Urtheilen geht hervor, daß auch sie den Schriften von

Digitized by Google

Dickens einen sehr hohen poetischen Werth nicht zuschreiben, indem sie daran die Composition im höhern Sinn vermissen, so sehr sie seine sonstigen vielfachen Verdienste rühmen. Und wenn ihnen die Poesie des Don Quixote fehlt, der zauberische, romantische Hauch, so geht ihnen ebenso auch die Kunst eines Fielding ab, dessen Tom Jones ein so wohl gerundetes Ganze bildet. Vielleicht hängt damit zusammen die große Weitschweifigkeit, die wir Deutsche übrigens auch sonst vielfach an den englischen Schriftstellern, selbst ersten Rangs, bemerken und wegwünschen, woran aber die Engländer keinen Anstoß nehmen, ja sich erfreuen, wenn dadurch die Schilderungen der ihnen bekannten Scenen, Sitten, Gebräuche u. s. w. an Treue gewinnen. Immerhin aber haben wir Grund, die Engländer um solche Productionen zu beneiden, und sowohl daraus, daß sie geschrieben, als auch aus dem Beifall, womit sie aufgenommen werden, einen günstigen Schluß auf die geistige Stimmung des Volkes zu ziehen. Die Erzählungen von Dickens sind eine Lecture für Jedermann, d. h. für Alle, die überhaupt auf der Bildungsstufe stehen, wo man das Bedürfniß und den Geschmack für Literatur hat; — für die höchsten Stände und bis tief herab in den Mittelstand. Ein Volk aber, das empfänglich ist für das Komische und Humoristische, ohne den Beisatz des Boshaften und Obscönen, befindet sich gewiß in einem verhältnißmäßig gesunden geistigen und gemüthlichen Zustand, und es zeugen solche Bücher, mit solchem Enthusiasmus aufgenommen, kräftiger und sicherer von der Sittlichkeit und Kraft einer Nation, als die salbungsreichsten moralischen und religiösen Abhandlungen und Tractate, als die sentimentalsten und rührendsten Dichtungen und Theaterstücke. Wenn die komische Ader und die Empfänglichkeit für das Komische und Humoristische einerseits Beweise von tüchtiger Gesundheit sind,*) so liegt andrerseits auch eine gewisse versöhnende Kraft darin; das Lachen ist ein Ausbruch der unverkünstelten, reinen Natur; es zersprengt die conventionellen Bande, und ist daher auch, wenigstens in seiner derberen und lauteren Gestalt, im Codex der strengeren Etikette und Schicklichkeit verpönt, oder doch nur in seiner gemäßigtsten Form, als leichtes Lächeln um den Mund, ohne die Begleitung des Stimmorgans, gestattet; nur das Lächeln des boshaften Spottes, des verachtungsvollen Hohnes oder der vornehmen Zerrissenheit ist zulässig; solche Schriften aber, wie die von Dickens, emancipiren, um den beliebten Ausdruck des Tages zu gebrauchen, das Lachen, welches vom Pathos und von den heißen Leidenschaften ganz verschlungen und unterdrückt zu werden drohte, setzen dieß charakteristische Merkmal der menschlichen Natur wieder in seine Rechte ein, schmelzen eine Menge Secten von verschiedenen Tendenzen und Farben, wenigstens für eine kurze Zeit, in Eine fröhliche Gemeinde zusammen, machen die verschiedensten Menschen für eine Weile ihre Parteileidenschaften, ihre individuellen, sie spaltenden Interessen vergessen, und sie haben — mirabile dictu! — sogar die beiden feindseligen Reviews in beiderseitiger Anerkennung ihrer Verdienste zusammengeführt und ihnen eine ziemlich übereinstimmende Sprache in den Mund gelegt! Was haben die Franzosen und was haben wir Deutsche dagegen aufzuweisen? In den französischen Vaudevilles finden gar häufig die Leidenschaften, die kleinlichen Interessen, die Skandalsucht, statt vergessen und gereinigt zu werden, nur eine neue Nahrung, und Paul de Kock darf bekanntlich den Damen nicht in die Hände gegeben werden. Und wir Deutsche — was haben wir von Komischem? in Wahrheit hat die neueste Zeit so gut wie nichts, wenigstens nichts Populäreres, hervorgebracht, und wir behelfen uns in unserer Armuth mit dem Surrogat der Uebersetzungen, dem schwachen Nachhall ausländischer Laune. Die höchsten Aufschwünge populären Humors sind etwa: Wien wie es ißt, und der Eckensteher Nante, womit wir uns gewiß nicht sehr breit machen dürfen. Demokritus ist einerseits für die Fassungskraft der Mehrzahl zu hoch, und steigt andrerseits auch wieder in Sphären hinab, in welchen nicht jeder Geschmack sich heimisch fühlt; aber allerdings deutet der Titel des zuletzt genannten Buchs an, was uns Deutschen noth thäte: lachende Philosophen, Männer, die eine gesunde und tüchtige Lebensanschauung in heiterer und lustiger Weise verbreiteten, — wogegen wir eine ziemliche Anzahl theoretisirender Philosophen missen könnten.

*) Wer lacht, kann keine Todsünd' thun.
Goethe's Mutter.

Miscellen.

Das „Edinburgh Magazine" führet die Gedichte eines um das Taglohn arbeitenden Handwerkers (Journey man Mechanic) mit vielem Lobe in die literaeische Welt ein. „Diese Sammlung kleiner Gedichte, sagt es, gereicht dem sittlichen Gefühl wie dem poetischen Talent des Verfassers zu großer Ehre. Thomas Carlyle sagte, als er von Ebenezer Elliots Poesie sprach, er sey ein König. Unsre Handwerker ist kein Elliott, doch auch er besitzt Gaben und Talente, um die ihn manches König beneiden dürfte, könnte man sie ihm fühlen und schätzen lehren."

Ein neues Werk, das in einzelnen Heften und unter dem sonderbaren Titel „Heads of the People," (Häupter des Volks) erscheint, wird von demselben Blatte eben so günstig erwähnt. „Es gehört der „Pickwickschule" ein wenig an, und kann am besten durch „Londoner Skizzen" bezeichnet werden, Umrisse aus dem Volksleben. In Nro. I. erschienen vier Köpfe — „Der Kleidermacher" (Dressmaker) recht schön. „Der Actienhändler" (Stockbroker), eine Skizze vergangener Tage, nicht übel; „Der Schmarotzer" (Diner-out), verfehlt; „Der Schreiber des Advocaten" (The Lawyer's Copying-Clerk), ein Schreiber im ersten Stadium seiner Laufbahn, vorzüglich gut. Lebendigkeit, Witz, Kenntniß des Lebens und, was noch mehr, der menschlichen Natur sind in diesen Skizzen, in einigen, wie im Kleidermacher, Tiefe des Gefühls und eine Kenntniß der Uebel, welche die Gesellschaft in ihrem innersten Kern vergiften, und durch deren Darlegung doch der Gedanke einer Verbesserung hie und da erweckt wird." M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 206.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Julius 1839.

Das Tempe der Provence.

I.

Platanes élancés, chênes, troncs séculaires,
Vénérables ormeaux, sycomores pompeux,
Salut! je vous revois, forêts hospitalières,
Daignez me recevoir sous vos toits spacieux.

BÉRANGER.

Die zwischen den Städten Aix und Toulon sich öffnende Thalschlucht, worin die Quelle von Saint-Pons eben so mächtig, aber noch malerischer, als die Quelle von Vaucluse zur Seite einer gothisch-reichen Abteiruine aus dem Felsen hervorschäumt, ist das wahre Thessalien der Provence. Hier gibt es einen hellen Peneus, ein frisches Tempe, dicht zu den Füßen eines steilen Ossa und Pelion. Die jonischen Griechen, welche Marseille gründeten, mußten sich hier plötzlich wieder in die reizendsten Thäler ihres Vaterlandes zurückversetzt glauben. Und alle durch Lombarden und Sachsen gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts aus Cemellum oder Cemenelion,*) der Hauptstadt der Seealpen, vertriebenen Römer fanden keinen ähnlich reizenden Ort, um ihren bisherigen Wohnsitz mit diesem zu vertauschen.

Der Sage nach stand hier zur Zeit, als das Land durch Griechen und Römer bewohnt war, ein Venustempel, und in der That, wo hätte man ihn füglicher erbauen sollen, als in solch' köstlicher Wald- und Felseinsamkeit, Tharands „heiligen Hallen" im Plauischen Grunde bei Dresden ähnlich; hier, wo stets magisches heiliges Helldunkel herrscht, wo Alles die stillen sanften Gefühle des Herzens anregt!

Ich liebe keine Uebertreibung, und habe es mir zur ausdrücklichen Pflicht gemacht, auch in diesen Schilderungen nur der Wahrheit treu zu bleiben; aber denjenigen, welche die Provence nur nach ihren Heerstraßen kennen, muß es dennoch, ich fühle es wohl, unwahrscheinlich vorkommen, wenn ich sage, daß Saint-Pons an die reizenden Pyrenäenthäler von Argeles und Lourdes erinnert. In diesen hat sich so Vieles vereinigt, was gefallen muß: eine reiche Vegetation, romantische mit Epheu und Schlingpflanzen bedeckte Burgtrümmer, alte Wallfahrtscapellen, und vor Allem ein Volk, das noch wunderbare Geschichten und merkwürdige Sagen zu erzählen weiß. Nun wohl! man komme hieher, um dasselbe, ja noch mehr wiederzufinden.

Unter den schönsten Punkten der Erde, welche ich auf vielfachen Reisen kennen lernte, stelle ich auf ein und dieselbe Stufe der Schönheit: Isola madre im Lago maggiore, Fürstenstein in Schlesien, das Hirschberger und Schmiedeberger Thal des Riesengebirges, die Gegend um Meran in Tyrol, einzelne Theile der sächsischen Schweiz, die Wengernalp und das Haslithal im Berner Oberlande, und endlich, um auf meinen Gegenstand zurückzukommen, dieses provenzalische Saint-Pons, das mir wie Warmbrunns und Hirschbergs Gegend erscheint, jedoch aus dem Schlesischen ins Italienische übersetzt. — Solch wahres Kleinod, dieser in pittoreske Felsen gefaßte Edelstein, ist reizender, als jenes Thal, wie es uns Goethe's Wahlverwandtschaften schildern. Saussure, der sich bekanntlich auf Naturschönheiten verstand, ohne eben Enthusiast zu seyn, bezeichnet dieses Ganze, um seine eigenen Worte beizubehalten, als „vraiment admirable," als „l'ouvrage des Fées," und man hat seine Reisen nur nachzuschlagen, um solche Aussprüche darin zu finden.

Hundertmal hat man in neuerer Zeit gelesen: „Alles, was Dichter über die Schönheit der Provence sagen, ist reine Erfindung und Uebertreibung; die Provence ist sonneverbrannt, ausgesengt und staubig, wie selten ein Land in der Welt.", Wahr ist dieß allerdings von der großen, durch die Flachgebiete führenden Heerstraße; ganz falsch aber von den vielen *seitabwärts* liegenden Schluchten, die aber deßhalb, weil sie nicht aus dem Postwagen zu betrachten sind, von den bequemen Touristen nicht besucht werden, und demnach von *ihnen* wenigstens ganz und gar nicht gekannt sind, obwohl denselben ihre pleasure grounds so wenig fehlen, als Londons Umgegend.

Was man eine großartig schöne und zugleich üppig milde Natur nennt, zeigt sich übrigens in der Provence nirgends so gediegen, als in Saint-Pons und dem damit verbundenen Gemenos. Es sind hier nicht die regellosen, von Alleen durch-

*) Heut Cimiez, dicht bei Nizza.

Digitized by Google

schnittenen, unerfreulichen Waldungen Chantilly's anzutreffen, nicht die verwahrlosten Gärten von Ermonville, sondern herrliche, üppige Promenaden, die das haben, was in Frankreich so häufig fehlt: Schatten, Einsamkeit, Ruhe. Hier würden sich selbst Engländer gefallen, die sich auf Parkanlagen verstehen. Ja, wenn der berühmteste aller Parkomanen des Continents, wenn Fürst Pückler-Muskau Gemenos und St. Pons gesehen hätte, so würde dieser Gegend sein hohes Lob gewiß nicht gefehlt haben.

Es gibt hier keine geräuschvolle Heerstraße, kein anmaßendes Schloßgebäude, keine Statuen: dafür aber rauschende Bache, groteske Felsenmassen, eine in Epheu begrabene Ruine, einen prächtigen Wasserfall, und Cypressen- und Ulmenhaine. Cedern und Platanen haben fast eine Höhe erreicht, wie auf Isola bella; und nur hier, nur in den Wäldern der Saiute-Baume und in einigen Thälern um Aix besitzt die Provence Eichen, von denen man mit Hölderlein sagen könnte:

> Ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel,
> Unter einander herauf, und ergreift, wie der Adler die Beute,
> Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
> Ist euch heitre und groß die sonnige Krone gerichtet.

Marquis d'Albertas hatte hier eine Menge erotischer Gehölze anpflanzen lassen, die trefflich gedeihen nnd eine überraschende Fülle und Schönheit erreichten. Die Richtung dieses Thales von Nordost nach Südwest tragt ebenfalls viel dazu bei. Der Seewind, welcher einen großen Theil des Jahres hindurch weht, führt den Samen dieses Gehölzes weit ins Gebirge hinauf bis gegen die Magdalenengrotte der Sainte-Baume, wodurch die fremde Vegetation auch hier in solchem Grade zunimmt, daß die alteinheimische bald gänzlich verdrängt seyn dürfte. Ueberall sieht man die herrlichsten Platanen, den Maulbeerbaum, den Brustdeer- und Granatbaum, Feigenbäume, Akazien, den Ahorn, die Linde, Kastanien nnd viele andere Bäume und Gesträuche mehr.

In Saint-Pons bildet die Bergkette der Roussargne einen Felskessel und zwei steile Felsabstürze, einen zwischen den Höhen von Bassan und Roque-Fourcade, von welcher Piniengruppen wie Federbüsche von Ritterhelmen herabwehen; den andern zwischen Roque-Taillade und der Baou oder Grotte der Bretagne. Aus demooster Felswand stürzt ein wahrer Mosesquell hoch, brausend, in prachtvoller Cascade und gleich so mächtig hervor, daß seine Wassermasse reich genug wäre, augenblicklich einen Kahn zu tragen, wenn die alpenähnliche Natur der Oertlichkeit es nicht verhinderte.

Dicht an dieser Cascade fesseln merkwürdige, gut erhaltene Ueberreste der gothischen Abtei des heiligen Pons den Blick jedes Besuchers. Zumal ist die Kirchenruine von außerordentlicher Schönheit, prachtvoll in den dichtesten Laubhain, in Epheu und Schlingpflanzen, in Lorbeer- und Myrtengebüsche wie tief eingesenkt. Laubgewinde und natürliche Guirlanden hängen über alte Mauern. Das Ganze rings umher erinnert an die südamerikanischen Urwälder, wie sie uns Alexander von Humboldt und Prinz von Neuwied schildern, an die reichen Naturgemälde eines Bernardin de Saint-Pierre. Ein Walter Scott würde dieß Alles benützen können, um das trefflichste Genrebild für einen mittelalterlichen Roman darnach zu malen. Zwar hat dieß schon Arnaud in seinem „Clys von Soult oder der Hof der Päpste in der Mitte des 14ten Jahrhunderts" (Paris 1814) versucht, aber mit sehr geringem Erfolge. Sein Buch schildert nicht minder ungenügend Avignons Pest nnd die am Abhange des provenzalischen Berges Ventour gelegene Burg der Barone von Soult: es ist Schade, daß ein höchst interessanter Stoff wie dieser, einem solchen Bearbeiter verfallen ist.

Iran.

2. Neuere Verhältnisse. — Khorasan.

(Fortsetzung.)

Während der Regierung Aga Mohammeds und in den ersten Jahren Feth Ali Schahs fand zwischen Ost- und Westpersien nur geringe Berührung statt: das Bündniß der Engländer im Jahre 1800 mit Westpersien, um Ostpersien oder Afghanistan von Einbrüchen in Indien abzuhalten, war von sehr geringer Bedeutung. Doch sind einzelne Umstände aus der Geschichte Afghanistans anzuführen. Ahmed Schah, der die Dynastie der Siduſei im Jahre 1747, dem Todesjahre Nadir Schahs, gegründet, beherrschte außer Afghanistan ganz Beludschistan, Mekran, das von den Belludschen eroberte Sind, Kaschmir und einen großen Theil des Pendschab, Balkh, nnd in Khorasan war sein Einfluß, den er unter dem Namen der Nachkommen Nadir Schahs übte, sehr bedeutend. Seine Herrschaft erhielt sich durch fortwährende Kriege, welche ihm die Mittel lieferten, sein Heer zu unterhalten und zu bereichern. Mit seinem Tode fielen die Belludschen ab, der Einfluß in Khorasan ging durch seinen unkriegerischen Sohn Timur Schah verloren, und in Balkh setzten sich die Usbeken fester. Bald nach Zemans Thronbesteigung im Jahre 1793 kam es auch zu Uneinigkeiten in der königlichen Familie, nnd Zemans Bruder Mahmud ging nach Persien, von wo ihn Feth Ali, der sich eben nach Khorasan rüstete, nach Afghanistan zurückführen wollte, in der Absicht, die Gränzprovinzen, namentlich die Stadt Herat, bei dieser Gelegenheit wieder zu erobern. Dieß gelang aber nicht, denn eifersüchtig dewachten, auch noch in späterer Zeit, die Afghanen diese Besitzung, die stets mit den Waffen geschirmt werden mußte, da die Einwohner von Herat als Schiiten den Persern freundlicher als den Afghanen gesinnt sind.

Indeß gerieth das Reich dieser letztern mehr nnd mehr in Verfall: die Familie der Barekſei, welche wir aus den früheren Angaben kennen, war mit den Siduſei in bitteren Hader gerathen, der, wie bekannt, im Jahre 1819 mit der Vertreibung der Siduſeis endigte. Seit jener Zeit lebte Mahmud, der letzte eigentliche König aus dem Stamme der Siduſei, zu Herat, wo er zum Vasallen Persiens heruntersank und 1829 starb. Der alte Zeman lebt geblendet zu Ludianah von einer Pension der ostindischen Regierung, und eben dort hielt sich noch vor kurzem sein Vollbruder Schah Schudscha auf, der jetzt wieder als Kronprätendent im Gefolge der Eng-

Digitized by Google

länder aufgetreten ist. Die Familie der Barekfei selbst zerfiel in sich, und theilte das Land in die drei Fürstenthümer Peschawer, Cabul und Candahar. Kaschmir ging an die Sikhs verloren, wie auch das Pendschab; Sind benahm sich unter den Belludschen-Häuptlingen, den Talpuris, ganz unabhängig, in Balkh wurde der schon seit geraumer Zeit nur nominelle afghanische Gouverneur von dem Usbekenhäuptling, Murad Beg, der seinen Sitz in Khunduz nahm, vollends vertrieben, und von Osten her drängten die Sikhs immer mächtiger, überschritten sogar im Jahre 1823 den Indus, und drangen nach langen Kämpfen bis Peschawer vor, dessen Fürst, aus der Barekfeifamilie, sich zu einem Tribut an Randschit Singh bequemen mußte. Die Hindernisse gegen weiteres Vordringen waren weder die unter einander uneinigen Herrscher von Cabul und Peschawer, noch die von Candahar, sondern die Gebirge, in die man von der Ebene von Peschawer aus eindringen mußte, und die glaubenswüthigen Afghanen des Ostens, die sich in unaufhörlichen Ghazia's den Sikhs trotz ihrer europäischen Disciplin furchtbar machten. Dieß war die Lage der Dinge in Ostpersien, als Abbas Mirza ernstlichere Schritte zu machen anfing, um sich in Khorasan und wo möglich auch in Herat festzusetzen.

Rußlands Entwürfe in Asien, die immer engere Verbindung, in welche es von Sibirien und von Orenburg aus mit Bukhara und den Oruslándern überhaupt trat, die Ausbreitung seines Handels, und endlich der Friedensschluß mit Persien vom Jahre 1827, welcher Rußland alles Land bis an den Araxes gab, und noch jenseits dieses Flusses den Landstrich Talysch, von dem aus man sich den Weg mit leichter Mühe nach Ghilan und Masandaran öffnen konnte; alles dieß hatte den Neid und die Aufmerksamkeit Englands in hohem Grade rege gemacht, und man drang immer mehr darauf, aus Persien das Bollwerk gegen Rußlands Umsichgreifen in Asien zu machen. Alles wurde zu dem Ende aufgeboten, Officiere der anglo-indischen Armee nach Persien geschickt, um das Heer des Schah zu disciplíniren, und Hr. Lindsay (später Sir Henry Bethune) wurde zum Commandanten der Artillerie des Schahs ernannt. Oberst Chesney entwarf noch im Jahre 1833 ein sehr gelehrtes Memoire über die Vertheidigungsmittel Persiens gegen Rußland.

Indeß hatte schon im J. 1831 der Kronprinz Abbas Mirza seine Waffen gegen das stets rebellische Khorasan gewendet, wo die Kadscharenherrschaft, namentlich unter den Kurden, sehr verhaßt war, und nur Gehorsam fand, wenn ein Heer in der Nähe stand. Man kann die Bevölkerung des westlichen Khorasans in drei Hauptclassen theilen: im Südosten bei Tubbus, Khaff und Tarschiz hausen Araberstämme am Rande und zum Theil in der Wüste selbst, theils Sunniten, die arabisch reden, theils Schiiten, die persisch reden; weiter gegen Norden um Turbut Heideri, Nischapur und Abbasabad, hauptsächlich Turkomanenstämme, Schiiten und somit im Allgemeinen der Kadscharendynastie zugethan; noch weiter gegen Norden aber von Tschinnaran westwärts bis gegen den Attrek hin die Kurden, Sunniten und gegen die Kadscharenfamilie, die sich bei ihren jeweiligen Erscheinungen im Lande völlig räuberisch benahm, in hohem Grade erbittert. Weiter im Osten jenseits Herat hausen die Eimaks und Hazareh, jene zwei Völker von angeblich mongolischer Abkunft, die aber so zu Persern geworden sind, daß Morier*) sie geradezu für afghanischer Abkunft erklärt. Die Eimaks sind Sunniten, die Hazarehs Schiiten, darum leben sie in unaufhörlicher Fehde, und schließen sich bei Streitigkeiten zwischen Afghanen und Persern, die Sunniten an die erstern, die Schiiten an die letztern an. Aus diesen Angaben läßt sich ohne Mühe erkennen, gegen wen fürs erste der Zug Abbas Mirza's gerichtet war, nämlich gegen die Kurdenhäuptlinge, namentlich gegen die Veste Kutschan, die, von 8000 Mann vertheidigt, nur nach verzweifelten Anstrengungen und hauptsächlich durch die von europäischen Officieren geleitete Artillerie fiel.

Der Reisende Burnes befand sich damals gerade in Khorasan, und besuchte das Lager des Prinzen. Es ist bekannt, daß seine Reisebeschreibung vorher der Censur der ostindischen Compagnie unterlag, welche seine politischen Raisonnements und Beobachtungen fast ganz wegschnitt. Doch ist hinreichend ersichtlich, daß er den Stand der Dinge richtig erkannte, und auch später in einer Unterredung dem Herzoge von Wellington auseinandersetzte, aber die Zeit der Tauschung war für England noch nicht vorüber, und der Schleier fiel erst, als Abbas Mirza und Feth Ali todt waren, und der jetzige Schah die Züge gegen Khorasan und Herat erneuerte.

Im Lager Abbas Mirza's traf Burnes auch Yar Mohammed Khan, den Minister des Schahs von Herat. Was mit diesem verhandelt wurde, ist unbekannt; wahrscheinlich hatte ihn Kamran dahin gesendet, um das Terrain zu sondiren, seine Erkundigungen scheinen aber nicht sonderlich günstig gewesen zu seyn, und er suchte sich zu entfernen, was ihm jedoch nicht gelang, sondern Abbas Mirza hielt ihn in ehrenvoller Gefangenschaft zu Meschhed, von wo er wahrscheinlich erst nach Abbas Mirza's vorläufigem Abzuge aus Khorasan, vielleicht auch erst nach dessen im Jahre 1834 erfolgtem Tode sich entfernen konnte. Allein Kamran hatte genug gesehen, um die künftigen Plane Abbas Mirza's, die übrigens kein Geheimniß seyn konnten, zu errathen, denn im folgenden Frühjahre (1833) sollte der Zug des Prinzen nach Herat und Merw gehen, angeblich um auch hier die räuberischen Turkomanen im Zaume zu halten. Zeitlich trat er darum in Verbindung mit seinem Oheim, Schah Schudscha, der, wie oben erwähnt, zu Ludiana von einer englischen Pension lebte, und dieser entschloß sich zu einem Zuge gegen Afghanistan, um seinen Thron wieder zu erlangen. Früh im Jahre 1832 wandte er sich wiederholt an die englische Regierung, und bat sie um Unterstützung, indem Abbas Mirza Herat belagern wollte. Der Afghane war sichtlich besser unterrichtet über den Stand der Dinge in Persien und die Richtung der persischen Politik, als die englische Regierung, und namentlich als Lord W. Bentinck, der in einem Schreiben vom 20 Oct. 1832 an Schah Schudscha diesem jede Hülfe abschlug, und alle Einmischung in diese Angelegenheit verweigerte.

Was aber die englische Regierung nicht that, das leistete

*) S. Journ. of the geograph. Soc. Vol. VII. 2 p. 253 ff.

Digitized by Google

Randschit Singh, freilich auf eine höchst ungenügende und selbstsüchtige Weise. Ein Vertrag ward zwischen beiden geschlossen, demzufolge Randschit Singh einiges Geld an Schudscha zahlte und zugleich die Familie der Barekzei in Peschawer angreifen wollte, wogegen Schah Schudscha alle Ansprüche auf die Provinzen jenseits des Indus aufgab, und sogar einen Tribut versprach.

Die Aehnlichkeit zwischen dem damaligen Zuge Schah Schudscha's und dem jetzigen der Engländer, die ihn als Puppe vorschieben, ist auffallend. Er brach am 28 Januar 1833 auf, erreichte am Ende dieses Monats Bahwalpur, dessen Fürst ihn gerade so weit unterstützte, als er mußte, marschirte hierauf nach Schikarpur, und legte, als die Emirs von Sind ihm den geforderten Tribut nicht zahlen wollten, der Stadt eine Contribution von drei Laks Rupien auf. Nun zogen die Amirs von Sind gegen ihn, wurden aber aufs Haupt geschlagen und genöthigt, gleichfalls Geld und sonstige Unterstützung zu liefern. Am 2 Februar des folgenden Jahres brach Schah Schudscha von Schikarpur auf und marschirte gegen Candahar, wo er in der Mitte Aprils 1834 die Truppen dieses Fürstenthums traf und völlig schlug; Kamran von Herat war nämlich kurz zuvor mit 10,000 Mann zu ihm gestoßen. Inzwischen hatte Randschit auch Peschawer angegriffen und erobert, Candahar fiel nach kurzer Belagerung am 7 Junius, nun aber eilte Dost Mohammed aus Cabul herbei und schlug nach einer hitzigen Schlacht Schah Schudscha aufs Haupt. Von afghanischen Reitern verfolgt floh er gegen Herat, und kehrte später auf Umwegen nach Indien zurück. So endete dieser ohne englische Unterstützung unternommene Zug gegen Afghanistan.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schwur des Pascha.

(Schluß.)

Ein fernes Getöse kündigte die Ankunft des Verurtheilten an. Sereski zeigte sich auf dem Wege von Mielnik, in reiche Festkleider gehüllt, die Hände auf den Rücken gebunden. Seine Augen vermieden mit Entsetzen den Anblick des fürchterlichen Pfahles, und er beugte sich zur Erde, an der sein Kopf von Verzweiflung gefesselt schien. Zwei Leitern zur rechten und linken Seite waren an den Pfahl gelehnt. Schnell entrissen der Henker und seine Gehülfen dem Armenier seine Kleider. Ein dumpfes Stillschweigen herrschte in der Menge, jeder Mund war stumm, alle Blicke auf die Gruppe geheftet, welche die Henker und das Opfer bildeten. Endlich sahen wir einen Henker sich nach und nach über die Menge erheben, leicht auf einer der Leitern hinaufstiegen und an der Spitze warten, während seine Cameraden auf der andern den unglücklichen Sereski so zu sagen aufhißten. Als er oben angekommen war, reihten sich die Henker im Kreis um ihn her, so daß man nichts mehr von ihm sah. Einen Augenblick nachher erhoben sie ihn über ihre Köpfe, und sogleich tönte der erste Schrei seiner herzzerreißenden Todesangst jämmerlich durch die Luft. Darauf waefen die Henker die Leitern zurück, und glitten mit der Schnelligkeit des Gedankens den Pfahl herab einer nach dem andern, und von allen Seiten der Ebene konnte die athemlose Menge die fürchterlichen Convulsionen des unglücklichen Armeniers sehen.

Mein Auge suchte das Gesicht des Pascha's. Er hatte seinen Fez über die Augen gezogen, ob vor der Sonne oder aus anderem Grunde? Seine Lippen waren geschlossen, und mit Ruhe hörte er die Verwünschungen an, mit denen ihn Sereski überhäufte. In den Windungen seines Todesschmerzes hatte er die Bande gesprengt, die seine Hände banden, und er warf sie wie Windmühlenflügel um sich herum, während er den Pascha bedrohte.

„Fluch," rief er, „Fluch dem Tage, wo ich dich sah, Pascha der Hölle! Fluch der Stunde, wo du mein Haus betratst, Fluch meinem Kinde, das mich verrieth! Fluch Gott, der mich verläßt!... Ach!... Fluch!..."

Das Röcheln des Todes unterbrach das Wort in seinem heißen Munde.

„Wasser, Wasser!..." murmelte er endlich mit heiserer Stimme.

Mustapha wandte sich zu seinem Mundschenk und sagte ruhig: „Er trinke, der Unglückliche, und sterbe."

Ein einziger Tropfen, der einem Hingerichteten, während er auf dem Pfahl ist, gereicht wird, gibt ihm augenblicklichen Tod. Auch stehen gewöhnlich Wachen um den Pfahl, um ihnen diesen Gnadenstoß zu geben, wenn solche Verurtheilte oft mehr als zwei Tage auf ihrem Marterholze schweben, da oft der Fall eintritt, daß die Spitze des Pfahles kein dem Leben wesentliches Organ verletzt.

Man legte eine Leiter an, und der Mundschenk des Paschas näherte sich dem Sterbenden mit einem Glas Eiswasser; aber Sereski sammelte noch einmal alle seine Kraft, riß dem Mundschenk den Becher aus der Hand und schleuderte ihn gegen den Kopf des Pascha, indem er heulte: „Ich will nichts von dir, Verfluchter!"

Seine Arme fielen an seinen Körper herab, sein Kopf sank in seine Achseln, er wand sich noch einmal wie eine Schlange um einen Stamm, und mit einem Fluch ging seine Seele in den Schooß der Ewigkeit.

Darauf kehrte der Pascha nach Mielnik zurück, die Menge zerstreute sich, und ich eilte in das Haus Pascals. Vor der Thüre hielt ein arabischer Wagen, mit Ochsen bespannt, eine Menge Volk umgab ihn gaffend.

„Wem gehört der Wagen?" fragte ich, als der Armenier mir entgegentrat.

„Der Pascha läßt Jenen, die er adoptiren will, dem Gelübde gemäß, das er ihrer Mutter gegeben, nach Salonichi bringen. Den Fünftheil ihres väterlichen Vermögens hat er den Armen gegeben, denn er selbst wird ihr eine reiche Mitgift geben. Jene ist jetzt in meinem Hause, da ihres Vaters Haus niedergerissen wird."

„Und wird sie fürderhin im Hause des Pascha seyn?" fragte ich.

„O zweifelt nicht! Sie trägt nicht die Schuld des Vaters, und erfährt wohl nie sein trauriges Ende. Sie glaubt ihn in Konstantinopel, und dort wird er wahrscheinlich für sie auch sterben."

Laute Stimmen von Frauen zeigten Irenens Abreise an. Der Armenier eilte sie zu begrüßen. Am folgenden Tag, als ich Mielnik verließ, sah ich die Geyer beschäftigt, Sereski's Augen zu verzehren, sein Kopf allein stak auf dem Pfahle, während Schakals sich um seinen Leichnam rissen. Und als ich drei Wochen nachher von Salonichi nach Konstantinopel zurückkehrte, lagen seine Gebeine auf dem Feld, und sein nackter Schädel bleichte an dem Pfahle. — Der Schwur des Pascha war erfüllt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedemann.

Digitized by Google

Nr. 207.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Julius 1839.

Englische Sitten.

Der reiche alte Hagestolz. — Die Lehrburschen. — Die eleganten Bettler.

(Nach Boz's [Charles Dickens] Skizzen.)

Im Allgemeinen weiß man nicht, auf welche traurige Weise gewisse Classen von Leuten in London leben und sterben. Den gewohnten Beziehungen des Lebens entfremdet, erregen sie weder Mitgefühl noch Liebe, und bei ihrem Tode kann man nicht sagen, daß sie vergessen seyen, da Niemand während ihres Lebens an sie gedacht hat.

So findet man Greise, mit rothem Gesicht, die Portweine lieben, und, da sie ihres Reichthums oder anderer eingebildeter Ursachen wegen aller Welt mißtrauen, sich endlich darin gefallen, alle Menschen zu hassen und ihnen unangenehm zu werden. Solch ein alter Mann hat meist eine reich meublirte Wohnung, eine gut gewählte Bibliothek, köstliches Silbergeschirr, zahlreiche Gemälde, doch alles das nicht zur eigenen Befriedigung, sondern um Anderer Eifersucht zu erregen, die es ihm nachthun möchten, aber nicht reich genug sind. Sie sind Mitglieder von zwei oder drei Clubs, deren übrige Mitglieder ihr Vermögen beneiden, ihnen schmeicheln und sie verabscheuen. Zuweilen begegnet ihnen ein armer Verwandter, ein verheuratheter Neffe vielleicht und bittet um einige Unterstützung; da declamirt er mit tugendhaftem Unwillen gegen frühe Heurathen, die Fehler einer Frau, die Unklugheit, eine große Familie zu haben, und die Dummheit, mit 125 Pf. St. jährlicher Einkünfte Schulden zu machen, stellt sich endlich als Tugendmuster auf und schließt mit einer Verweisung an die Armencasse des Kirchspiels. Er stirbt nach einem Mittagessen am Schlagflusse und hinterläßt sein Vermögen einer Bibelgesellschaft, die ihm ein marmornes Denkmal setzen läßt, das seinen christlichen Sinn preist und ihm Seligkeit in jenem Leben garantirt.

Keine Classe von Menschen ergötzt mich mehr, als die Lehrburschen von London. Sie sind zwar kein organisirtes Corps, durch ein feierliches Versprechen gebunden, Schrecken den friedsamen Bürgern einzujagen, wenn sie sich beleidigt glauben, denn ihr Muth wird leicht durch die religiöse Furcht vor der Polizei, und der wenig versprechenden Aussicht auf das Gefängniß gezähmt. Doch bilden sie eine besondere Classe. Vor vierzehn Tagen brachte mich der Zufall hinter eine kleine Gruppe derselben. Es war 3 oder 4 Uhr des Nachmittags, wo sie sich, wie ich leicht sah, nach dem Park begaben. Es waren vier, die sich in einer Reihe am Arm führten, mit weißen Handschuhen, hellen Beinkleidern, deren Zeug keinen Namen hatte, in Röcken, für die unsere Sprache keine Benennung hat, halb Oberrock, halb langer Frack, dessen Kragen nach anderer Mode war als die Aufschläge, und dessen Taschen ganz besonders waren, Alle bewaffnet mit einem großen Stocke, der an dem einen Ende mit einem dicken Bande geschmückt war, und den sie anmuthig sich drehen ließen, Alle, um frei und sorglos zu scheinen, schleppten sich mit einer so komischen Nonchalance fort, daß sie unwiderstehlich zum Lachen reizte. Besonders war einer interessant mit einer Uhr, so groß wie ein Apfel von Ritsdonne, die er alle Augenblicke aus seiner Tasche zog, um sie mit den Thurmuhren zu vergleichen. Als sie endlich im St. James-Park ankamen, miethete sich der, dessen Stiefel am besten aussahen, einen zweiten Stuhl, und streckte seine Füße mit einer ächt bäurischen Nachlässigkeit darauf aus.

Doch sieht man in den Straßen noch andere Leute, die der Hauptstadt ganz eigenthümlich zu seyn scheinen. Man trifft sie aber nirgends anderswo, als in den Straßen, sie scheinen zur Stadt zu gehören. Ich wähle unter ihnen eine Classe aus, die man ganz bezeichnend elegante Bettler genannt hat.

Bettler findet man überall, Eleganz nicht weniger in und außer der Stadt; doch die Vereinigung der Eleganz mit dem Elend scheint London eigenthümlich zu seyn. Doch verstehen wir unter der Benennung „eleganter Bettler" nicht jene herumschweifenden Faullenzer, deren schmutziges Aeußere, ihre Nachlässigkeit, ihre Anwesenheit vor den Thüren der Concerte und Theater ihre Abneigung gegen Geschäfte verräth: wir meinen diejenigen Personen von 50 Jahren, welche in ganz schwarzem Anzug gesehen werden können, dem der allzu häufige Gebrauch der Bürste längst die Wolle genommen und den Glanz eines gewichsten Fußbodens gegeben hat; deren Steigriemen an den

Digitized by Google

Beinkleidern straff angezogen sind, theils um der Mode zu huldigen, mehr wohl noch, um die alten Schuhe abzuhalten, von den Fersen zu fallen; deren weißgeldes Halstuch nur deßhalb so künstlich gelegt ist, um die Auflösung der Continuität des Kleidungsstückes zu verbergen, das es bedeckt. Ein einziger Blick auf das leidende Gesicht, auf die schüchterne Miene, die nur Armuth gibt, reicht hin, um dein Mitleid zu erregen, wenn du kein Philosoph oder Staatsökonom bist.

Ich kannte früher einen solchen Menschen, und kann ihn noch nicht vergessen. Zuerst zog er meine Aufmerksamkeit auf sich durch die Gewohnheit, sich im Arbeitszimmer des brittischen Museums immer mir gegenüber zu setzen. Vor ihm lagen ein paar Bücher so bettelhaft elegant, wie er, theils zerrissen, theils vergeldt, deren Einband, früher sehr schön, jetzt von Nässe und Würmern zerfressen war. Mit dem Schlage zehn Uhr jedes Morgens war er auf seinem Platz, am Abend war er stets der letzte, der sich entfernte, und dann zeigte seine Miene, daß er nicht wisse, wo er Wärme und Ruhe suchen dürfe. Stets saß er so nahe als möglich am Tische, um die Abwesenheit einiger Knöpfe an seinem Rocke zu verbergen, sein Hut wurde stets unter seine Füße gestellt, augenscheinlich um ihn den Blicken zu entziehen.

Gegen zwei Uhr aß er ein kleines Brod, doch nicht offen, wie einer, der sich die Zeit damit vertreibt, sondern brachte es stückweis aus der Tasche, und verzehrte es heimlich — es war ja sein Mittagessen!

Als ich ihn zum erstenmal sah, glaubte ich, es wäre nicht möglich, in einem schlechteren Aufzuge zu erscheinen; doch mit jedem Tage wurde sein Anzug bettelhafter. Als die Knöpfe seiner Weste abgegangen waren, knöpfte er seinen Rock zu, und als die eine Reihe Knöpfe auch bei diesem sich abtrug, kam die andere Reihe daran. Doch erschien sein Anzug im Anfang der Woche jedesmal sorgfältiger als gegen Ende derselben. Nie war er ohne Handschuh und Steigriemen an den Beinkleidern. Dieß dauerte eine oder zwei Wochen, endlich blieb er aus. Ich hielt ihn für todt.

Nein, nach acht Tagen kam er wieder. Stolzer war sein Gang, würdiger sein Betragen — denn sein Kleid hatte einen schönen Glanz, war wieder schwarz geworden, doch war es das vorige noch, auch der Hut hatte sich scheinbar verjüngt, wenn er auch seine alte, spitze Form beibehalten hatte. Er hatte mit einer Flüssigkeit die Farbe für kurze Zeit erneuert. Doch die Wirkung war nicht von langer Dauer. Schon nach acht Tagen erschienen am Knie und den Ellenbogen die weißlichen Flecken wieder, der Hut nahm seinen Platz wieder zu seinen Füßen ein, und er schlüpfte wieder wie früher zu seinem Sitze.

Man trifft diese Leute in der Holbornstraße zwischen 8 und 10 Uhr des Morgens, unter den Zuschauern in den Höfen der Schuldgefängnisse, zuweilen selbst in der Börse; doch hier sprechen sie mit Niemand, Niemand redet sie an. Stunden lang sehen sie hier, auf gigantische, verbrauchte Regenschirme gestützt, oder ein wenig Zwieback von Abernethy kauend. Nur einmal sah ich zwei mit einander sprechen, doch war das eine Ausnahme, eine Prise Tabak hatte wohl Veranlassung gegeben.

Die eleganten Bettler haben oft keine Beschäftigung, zuweilen sind es Mäkler, Schuldeinsammler, ruinirte Advocaten, Schreiber u. s. w. Stets sind sie um so mehr zu bedauern, je mehr sie ihre Armuth zu verbergen suchen.

Iran.

2. Neuere Verhältnisse. — Khorasan.

(Fortsetzung.)

Aus dieser Erzählung geht hervor, daß die englische Regierung noch keineswegs die Wichtigkeit dieser Sache in ihrem vollen Umfang kannte, und Randschit Singh, der so dienstfertig sich einmischte, hatte wohl keinen andern Zweck, als im Trüben zu fischen, und namentlich sich der Stadt Schikarpur zu bemächtigen, was er schon mehreremal umsonst versucht hatte. Abbas Mirza hatte nach der Eroberung von Kutschan und der Demüthigung der dortigen Kurdenhäuptlige aus Mangel an Geld Khorasan verlassen und im folgenden Jahr 1833 wurde von ihm kein neuer Zug dahin unternommen, weil er sichtlich dem Grabe zuwankte und auch wirklich im folgenden Jahre starb. Dagegen schickte er seinen ältesten Sohn Mohammed Mirza dahin, der auch wirklich den Beherrscher von Herat zu einer Uebereinkunft zwang, kraft deren er 80,000 Tomans zahlen, die Veste Ghorian überliefern, und sich künftig aller Einfälle enthalten sollte. Als aber Mohammed Mirza in Folge des Todes seines Vaters Khorasan verließ und bald darauf auch Feth Ali selbst starb, wodurch Mohammed Mirza volle Beschäftigung im eigenen Lande erhielt, weigerte Kamran sich, die Bedingungen zu erfüllen. Aber Mohammed Mirza, Abbas Mirza's erstgeborner Sohn, bestieg unter dem vereinigten Beistand von England und Rußland den Thron gegen alles Erwarten ohne bedeutenden Kampf, denn engliches Geld hielt die Truppen zusammen und die englischen Officiere in persischem Dienst thaten ihr Möglichstes. Nur gegen zwei Prätendenten mußte man wirklich mit gewaffneter Hand auftreten: gegen Ali Mirza, Feth Ali's Sohn, der als Gouverneur von Teheran den Namen Zilli Sultan (Schatten des Herrschers) führte, und durch seine Stellung im Stande war, sich des Schatzes des verstorbenen Königs zu bemächtigen; allein derselbe besaß keineswegs die nöthige Energie, und als Mohammed Schah mit den Truppen aus Adserbeidschan herbei kam, gingen Ali Mirza's Anhänger nach und nach zu ihm über. Bedeutender war der Kampf gegen Hussein, den Generalgouverneur der großen und wichtigen Provinz Fars, der, von einer bedeutenden Anzahl seiner Brüder, Söhne und Neffen umgeben, sich unter dem Namen Hussein Schah proclamiren ließ. Doch wurden auch die Truppen dieses Prätendenten von Sir Henry Bethune ohne Mühe aus dem Feld geschlagen, und Schiras, die Hauptstadt von Fars, noch vor seiner Ankunft durch den Il-Khaneh, das Oberhaupt der Iliyats der Provinz, den Hussein Mirza durch üble Behandlung gegen sich aufgereizt

Digitized by Google

hatte, eingeschlossen und erobert, wobei Hussein Mirza selbst in die Hände des Feindes fiel. Mehrere seiner Söhne hatten sich mit dem Säbel in der Faust durchgeschlagen, und namentlich Timur Mirza, der die Tochter des Häuptlings des larischen Stammes der Mammassseni geheurathet, war bereit, unterstützt von seinem Schwiegervater und andern Clanhäuptlingen, den Kampf fortzusetzen, ließ sich jedoch durch seinen ältern Bruder, Reza Kuli Mirza, hievon abdringen, obwohl dieser von den Bakhtiaris und andern larischen Stämmen, so wie von den Arabern auf der Ostküste des persischen Golfs die lockendsten Anerbietungen erhalten hatte. Diese mochten freilich sehr geneigt seyn, nach der gewaltsamen Unterdrückung, die sie durch Aga Mohammed und Feth Ali Schah erfahren, einmal wieder auf dem politischen Schauplatz aufzutreten, Reza Kuli Mirza wies aber, dem Wunsche seines gefangenen Vaters zufolge, alle Anträge zurück, überschritt den Euphrat, und ging nach Basra.

Diese Begebenheiten hinderten während der Jahre 1834 und 1835 alle weiteren Unternehmungen gegen Khorasan, und die Engländer hatten sich schon geschmeichelt, daß alle diese Plane aufgegeben seyen. Zu ihrem größten Verdruß aber rüstete sich Mohammed Schah seit dem Anfange des Jahres 1836 mit möglichster Kraft zu einem Kriegszuge, und im August jenes Jahres brach er auf, angeblich nur, um die Turkomanen jenseits Astradad, namentlich die Goklan und Jamud, zur Unterwerfung zu bringen. Indessen wußte man wohl, daß der Zug eigentlich gegen Herat gerichtet sey, und der persische Minister, Hadschi Mirza Agassi, sprach von den Rechten des Schahs auf einen großen Theil von Afghanistan, wogegen der englische Gesandte Hr. Ellis die sehr verständliche Bemerkung machte, daß „die englische Regierung diesen Plan nicht mit Gleichgültigkeit ansehen werde." Indessen konnte englischerseits, so sehr man auch jetzt über die Absicht des Schahs enttäuscht war, gegen einen Kriegszug der Perser nach Herat nicht viel eingewendet werden. Kamran, der seine Lage wohl erkannte, benahm sich völlig feindselig gegen Persien, und verband sich mit benachbarten Stämmen, mit Turkomanen und Hazarehs, zu Einbrüchen in das persische Gebiet. In einer Unterredung, welche der englische Gesandte am 17 April 1836 über diesen Gegenstand mit dem Schah hatte, erklärte dieser, „daß seine Pflicht als König und als Moslem ihn nöthige, gegen Khorasan zu ziehen. Kamran Mirza*) und die unter ihm stehenden Afghanen seyen von Sedschestan aus in Khorasan eingefallen, hätten 12,000 Personen als Sklaven weggeführt, und die Häuptlinge von Khain und Khaf, beides Städte in Khorasan, hätten den Schah benachrichtigt, daß sie, ohne schleunige Hülfe von seiner Seite, sich Kamran unterwerfen müßten." In einem spätern Schreiben bemerkte Hr. Ellis, „der russische Gesandte habe in Gegenwart des Schahs erklärt, da diese Expeditionen (die eine gegen die Turkomanen und Usbeken, die andere gegen Herat) zu dem Zweck unternommen würden, um dem Sklavenhandel, den die Turkomanen, Usbeken, Hazarehs und Afghanen trieben, für immer ein Ende zu machen, so würde der Erfolg dieser Unternehmungen für Persien und Rußland sehr vortheilhaft seyn, da die Unterthanen beider Länder in Sklaverei geschleppt würden." In gleicher Weise äußerte sich der Nachfolger des Hrn. Ellis, Hr. M'Neill, in einer Depesche vom 24 Februar 1837: „Setzt man auch die Ansprüche Persiens auf die Souveränetät von Herat völlig bei Seite, und betrachtet man die Frage als einen Streit zwischen unabhängigen Herrschern, so bin ich geneigt, den Beherrscher von Herat für den Angreifer zu halten. Bei dem Tode Abbas Mirza's, als der jetzige Schah von seinem erfolglosen Zuge gegen Herat zurückkehrte, wurden Unterhandlungen eröffnet, die mit dem Abschluß einer Uebereinkunft endigten, welche die Einstellung der Feindseligkeiten und die Bestimmung einer Gränzlinie zum Gegenstand hatten. Seit jener Zeit hat Persien keine Feindseligkeiten gegen die Afghanen begangen. Bei dem Tode des verstorbenen Schah aber hat der Beherrscher von Herat räuberische Einfälle in das persische Gebiet gemacht, im Verein mit den Turkomanen und Hazarehs, und persische Unterthanen fortgeschleppt, um sie als Sklaven zu verkaufen. Diese Kriegführung wurde von den Afghanen von Herat ohne Unterbrechung fortgesetzt, und Persien ist diesen Angriffen durch keine feindselige Maaßregeln begegnet, wenn man nicht die öffentliche Ankündigung, daß es Herat angreifen wolle, als eine solche betrachten will. Unter diesen Umständen kann meiner Meinung nach kein Zweifel seyn, daß der Schah völlig in seinem Recht ist, wenn er den Prinzen Kamran angreift, und obwohl die Einnahme Herats durch die Perser gewiß ein großes Uebel wäre, so könnten wir uns doch nicht wundern, wenn der Schah unsere Vorstellungen bei Seite setzte, und sein Recht in Anspruch nähme, einen Feind zu bekriegen, der ihn auf die gröbste Weise herausforderte, und den er seiner Pflicht gegen seine Unterthanen gemäß sich für verbunden halten kann, zu strafen, oder sogar ganz zu vernichten." Diese Anführungen aus der diplomatischen Correspondenz der beiden englischen Gesandten am persischen Hofe zeigen hinreichend den Stand der Sache in specieller Beziehung auf Herat, die Begünstigung der Plane des Schahs durch Rußland, und die Unmöglichkeit, in welche England sich versetzt sah, einen gültigen Grund gegen einen Zug der Perser nach Herat vorzubringen, wenn man nicht geradezu offen erklären wollte, daß die Einnahme Herats durch Persien wegen der Verbindung dieses Landes mit Rußland für die englischen Interessen in Indien in hohem Grade gefährlich sey.

Der Kampf mit den Turkomanen in der Nähe von Astradad hinderte den Schah, noch im Jahre 1836 gegen Herat zu ziehen, aber im Julius 1837 brach er abermals auf, kam jedoch erst im October vor Herat, dessen Belagerung sich nun, wie bekannt, bis in den September des folgenden Jahrs hinzog. In diese Zeit fallen die bedeutendsten Unterhandlungen sowohl zwischen England und Persien, als zwischen England und den Beherrschern von

*) So wird Kamran hier tituliet; denn Mirza, dem Namen nachgesetzt, bedeutet Prinz, und wie werden weiter unten sehen, daß der Titel Schah, den Kamran sich allmählich beilegte, zu weiterem Streit Anlaß gab.

Digitized by Google

Afghanistan. An beiden Orten siegte der russische Einfluß, in Persien völlig, in Afghanistan nur nach längerm Schwanken. Da mit den Unterhandlungen mit Afghanistan der Marsch einer Armee gegen dieses Land zusammenhängt, die Unterhandlungen mit Persien aber die Besetzung der Insel Kharrak zur Folge hatten, so wollen wir hier vorerst über die letzteren noch Einiges beifügen. Weil der englische Minister keine gültigen Gründe anführen konnte, um den Schah von einem Zuge gegen Herat abzuhalten, so war er äußerst bemüht, eine Unterhandlung einzuleiten, und Hr. Ellis schrieb an Prinz Kamran, „er möchte, um dem Krieg auszuweichen, einen vertrauten Unterhändler an den Schah senden." Auf diese Mittheilung scheint gar keine Antwort erfolgt zu seyn; vielmehr verfuhr Kamran immer herausfordernder, indem er mehrere in Herat sich aufhaltende Perser hinrichten ließ, und viele persische Familien aus der Stadt jagte. Im Frühjahre 1837 ließ sich indessen Kamran doch bewegen, Friedensvorschläge zu machen. In seinem Briefe an den Schah aber nahm er gleichfalls diesen Titel an, und verlangte, daß ihn der Schah von Persien ausdrücklich anerkenne. Dieß zeigt freilich den ganzen, tiefer liegenden Grund des Streites, bei dem es sich um die Oberherrschaft über Herat handelt, und da kein Theil hierin nachgeben wollte, so war der Krieg unvermeidlich. Zudem waren die Handlungen Kamrans und die Sprache, die sein Minister in Khorasan führte, mit den Friedensvorschlägen keineswegs im Einklang. Der englische Minister kam dadurch in eine immer ungünstigere Stellung, und seine Bemühungen, die Rechte Kamrans auf die Souveränetät Herats zu beweisen, konnten bei einem Perser keinen Eingang finden.*) Kamran gab durch Aufreizung zu Räubereien fortwährend zu Klagen Anlaß, und so war der Krieg entschieden. So unglücklich und ungeschickt indessen England in den Unterhandlungen war, so geschickt wußte es den verwundbaren Punkt des Schahs zu treffen, indem es eine kleine Flotte in den persischen Meerbusen schickte, die Insel Kharrak und einzelne andere Punkte besetzte, und die Söhne Husseins, des ehemaligen Gouverneurs von Fars, die inzwischen einen Besuch in England gemacht hatten, nach Bagdad schickte, von wo aus Verbindungen mit allen benachbarten Stämmen, sowohl mit den Arabern auf der Ostseite des Euphrats als mit den larischen Stämmen angeknüpft wurden. Diese Schritte, verbunden mit der Tapferkeit, welche die Afghanen und der von dem Generalgouverneur mit speciellen Aufträgen nach Afghanistan gesandte Lieutenant Pottinger in der Vertheidigung von Herat zeigten, führten endlich die Aufhebung der Belagerung dieser Stadt gegen das Ende des vorigen Jahres herbei.

(Fortsetzung folgt.)

*) Kamran war nach seines Vaters Tode im Jahre 1829 nach Teheran gegangen, hatte dem Schah seine Unterwürfigkeit bezeugt, und war dafür durch einen Firman mit dem Fürstenthume Herat belehnt worden.

Miscellen.

Caricaturen H. V.'s. Dieser unerschöpfliche Carricaturist hat eine neue Centurie, die 7te, begonnen, und die 601ste Nummer findet besonders großen Beifall; sie führt den Titel: das Schiff in der Noth, und die Mannschaft ist beschäftigt, die Ladung über Bord zu werfen. Der Name des Schiffes auf dem Hintertheil heißt der Whig-Radical, und darunter steht: Melbourne, O'Connell und Compagnie. Seine Herrlichkeit steht am Steuerruder, und ruft seinen Leuten zu, Alles über Bord zu werfen. Diesem Befehle folgt Lord Normanby und wirft die Jamaica-Bill hinaus, während Lord Glenelg bereits unten liegt und mit den Wellen kämpft; Lord John Russel und der Kanzler der Schatzkammer heben die irische Corporations-Bill in die Höhe, um sie gleichfalls überzustürzen; die irische Eisenbahn, die Resolution über Canada und der Unterrichtsplan der Regierung schwimmen bereits auf dem Wasser. Andere Minister sehen schreckenvoll nach einem geisterhaften eerberasartigen Felsen, mit den Gesichtern von Wellington, Peel und Stanley. Auf der andern Seite und oberhalb ist eine Wolke, Brougham, aus der der Sturm hervorkommt, und die „Times" steht hinten in einer andern ominösen Gestalt.

•

Neues Wurfgeschoß. Wir haben schon vor einigen Tagen (s. Nr. 203) hievon Erwähnung gethan, und führen nun aus einem andern Blatte Folgendes nach: „Ein großes und stark gebautes Boot war das Ziel, die Entfernung wurde völlig freigegeben mit der einzigen Bedingung, daß man das Ziel sehen könne. Der Erfinder, Capitän Warner, schleuderte mit eigener Hand das zerstörende Geschoß, welches das Boot an der Wasserlinie erreichte, sodann platzte, dasselbe emporhob und dann die Planken in Splitter zerriß. Eine einzige Planke behielt eine Breite von etwa 3 Zoll und 2 Fuß Länge, die übrigen und der Kiel selbst, als sie nach Verfluß von einigen Secunden ins Wasser zurückfielen, boten nichts als eine Masse von schwimmenden Splittern dar, und einige Theile des Holzes wurden bis in eine bedeutende Entfernung in die benachbarten Felder geschleudert. Die ganze Zerstörung wurde vermittelst 2½ Pfund Brennstoff bewirkt, welche durch ein Instrument von vielleicht 10 bis 12 Pfund Gewicht fortgeschleudert wurden. Es fand durchaus kein Rückstoß, kein Rauch oder Geräusch statt, bis die Bombe selbst gegen das Schiff explodirte, und dann war die Erschütterung der Luft furchtbar, indem der nächststehende Zuschauer niedergeworfen wurde, und man fühlte sie zum mindesten in größerer Entfernung als das Abfeuern eines 80Pfünders. Kein Linienschiff hätte dem Stoße widerstehen können, und seine gänzliche Zerstörung selbst durch die kleine Menge Brennstoff wäre fast unvermeidlich. Der seltsamste Umstand ist vielleicht, daß keines von den Bruchstücken im mindesten gefärbt war, die Kraft ist demnach völlig neu, und das Geheimniß wird streng bewahrt.

•

Mastodon Giganteum. Im vorigen Jahre wurde ein vollständiges Skelett im Ohio-Thale gefunden. Die Knochen lagen im Süßwasseermergel unter Rollsteinen, wie sie in der Umgegend häufig sind. In Tennessee fanden sich die Knochen des Mastodon und des Elefanten nebeneinander.

•

Pariser Statistik. Im Jahre 1837 wurden in Paris geboren 29,192 Kinder, gestorben sind 28,155 Personen. Die Zahl der unehelichen Kinder war 9572, oder ungefähr ein Zehntheil, die Zahl der Ehen betrug 8366.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedenmann.

Digitized by Google

Nr. 208.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Julius 1839.

Das Tempe der Provence.

II.

Der heilige Pons, der in Deutschland ein unbekannter Apostel ist, lebte in Cemenelion, das ich bereits erwähnte. Die Ruinen dieser, früher als Massilia, von Altgriechen angelegten Stadt zeigen sich noch jetzt, drei Viertelstunden von Nizza entfernt, auf einer Anhöhe, welche das offene Meer beherrscht, und von tausend aromatischen Blumen und Kräutern umduftet, von üppigen Baumgruppen und Gesträuchen umgeben ist. Noch erkennt man das ovale Amphitheater, obwohl es zum Olivengarten geworden; noch findet man Arkaden für die Wasserleitung des Falicon, noch die Spuren alter Bäder unfern eines ehemaligen Apollotempels, heute freilich weder von Göttern noch Menschen, sondern nur vom Vieh bewohnt. Hier lebte Saint-Pons, befreundet mit den Familien Manilius, Cassius, Servilius, Valerius, Gabinus und Verus, und starb endlich unter Valerians Regierung den Märtyrertod.

Seine Reliquien wurden 254 nach Thomieres in das Languedoc gebracht, wo Raymond Pons, Graf von Toulouse, späterhin, d. h. 936, ein Kloster zu Ehren dieses Heiligen stiftete. Von dieser Zeit an geschah Aehnliches auch in manchen Gegenden der Provence. Doch sein hiesiges Kloster kam erst im J. 1205 auf Kosten einer Ritterdame Garsende zu Staude. Um so glücklicher indeß, denn die Gebäude wurden auf solche Weise in den schönen Tagen gothischer Baukunst vollendet, und tragen, obwohl mehr noch durch frühere Sorglosigkeit und den Terreur der Revolution, als durch den Zahn der Zeit angetastet, gegenwärtig noch den Stempel frommer Genialität, der jener Architektur eben so aufgedrückt zu seyn und inne zu wohnen scheint, wie etwa dem Frühlinge Zephyr und Blumenreiz, wie dem Herbste Traubenlust und malerische Landschaftsfärbung. Mit der Romantik der hiesigen Natur begnügten sich die Cistercienser-Nonnen dieses Klosters bis um die Mitte des 15ten Jahrhunderts, dann aber brach auch hier üppiges Leben herein.

Mehr als Eine schwache Eva fand sich damals in solch irdischem Paradiese, und der Unfug nahm so sehr überhand, daß die Nonnen auszuwandern gezwungen wurden, und sich nach Hyères wenden mußten, wo sie es in St. Pierre de la Manarre nicht christlicher, sondern nur schlauer trieben als zuvor. Seit jener Verbannung brach St. Pons in Trümmer zusammen; von der gothischen Klosterkirche steht heute nur das rechte Seitenschiff, aber so groß und mächtig, daß man die Burgruine des Oybin unfern Zittau vor sich zu sehen glaubt, und mit Mauern, zwischen deren Rissen und Spalten starke Bäume hervorgewachsen sind. — Eh' ich von diesem Kirchenwesen schweige, will ich noch an jenen zweiten Heiligen Pons erinnern, der, nebstbei als Pierre Barthélemy bezeichnet, in Marseille geboren wurde und dem ersten Kreuzzuge als Priester beiwohnte. Er war es, welcher Longinus' Lanze entdeckte, womit des Heilands Leichnam durchbohrt worden, dessen Blut dann St. Johannes im Becher des heil. Grabes auffing, in jenem überheiligen Gefäße, dem zu Ehren auf den Pyrenäenabhängen der Montsalvatsch mit seinen Architektur- und sonstigen Wundern emporstieg, wie dieß so herrlich in Wolfram v. Eschenbachs Titurel besungen ist.

So wie die Pariser Welt ins Thal von Montmorency strömt, so und noch mehr findet sich an Sonn- und Festtagen Marseille's sinnige Bevölkerung im Thale von St. Pons und in Gemenos ein; auf solche Weise und zwar mit vollstem Rechte ganz den Geschmack ihres ehemaligen Präfecten, des trefflichen Grafen von Villeneuve, theilend, der in seiner Statistik des Departements der Rhonemündungen schrieb: St. Pons est un des lieux les plus remarquables et, sans nul doute, le paysage le plus intéressant de tout le Midi.

Um den hiesigen Riesenquell, denn er ist kolossal, haben gegenwärtig, seit Venus und alle spätern Venuskinder den Hain verlassen, zwar keine Liebesgötter mehr ihren Sitz; aber Tausende von Nachtigallen, welche unermüdlicher trillern und schmettern als Malibran, Persiani, Garcia, als Löwe und Schröder-Devrient. Auffallend bleibt es jedoch, daß man zu Anfang des Sommers 1835, d. h. zur Zeit, als die Cholera in diesen Gegenden herrschte, keine einzige Nachtigall weder hier noch in Gemenos und den angränzenden Thälern der Huveaune bemerkte. Höher auf den Bergen aber, ja schon auf den Hü-

Digitized by Google

geln der Sambuque hatten sie ihre gewohnten Standorte nicht verlassen, und waren nicht in geringerer Sängerzahl versammelt als gewöhnlich.

Hinter der Cascade zieht sich zwischen prächtigen Felswänden dichte Gebirgswaldung empor, die allmählich einen etwas mehr nordischen Charakter anzunehmen beginnt. Der romantische Weg bleibt noch länger als eine Stunde breit und bequem, wird aber dann zum Fußsteige, der an Getreid-, Sägemühlen und Wiesenstrecken vorüberführt, in überraschenden Windungen, die stets Neues, Ungewöhnliches zeigen, der über gigantische Felsterrassen und endlich steil ansteigend bis an den Fuß der sogenannten, noch in die Wolken emporragenden Baou de Bretagne leitet, und von ihr dann über die einstige Seefläche des Plan d'Aups nach der Magdalenengrotte von Sainte-Baume. Die Baou oder Felsenmasse von Bretagne gleicht einer schwerfälligen Befestigung, an Sachsens Lilien- und Sonnenstein erinnernd, mit Cyclopenmauern, einem von Titanen gebauten Bollwerke. Steht der Wanderer auf ihrer Plattform, 900 Metres über dem nahen Meeresspiegel, so schaudert er beim Anblick des Abgrundes, der unter ihm gähnt. Es ist ein Seitenstück zur Mayrewand am Rhonegletscher, und nicht ganz so schwindelerregend wie die majestätische Natursteintreppe der Gemmiwand, die, wie durch Geisterhand gehalten, in Alpenluft über den Leukerbädern zu schweben scheint.

Iran.

2. Neuere Verhältnisse. — Khorasan.

(Fortsetzung.)

Die Verhandlungen über Herat bilden nur die eine und zwar nicht die interessanteste Seite dieser Angelegenheit, wie es scheint, weil die russischen Emissäre in Persien ihr Benehmen besser zu verschleiern wußten, als die in Kabul. Vor Allem ist zu bemerken, daß hier drei asiatische Mächte in Frage kommen, nämlich Afghanistan, Bukhara und Persien. Die beiden ersten fürchteten die persische Macht und den persischen Ehrgeiz, und waren nicht sehr geneigt, mit Persien in Unterhandlung und Verbindung zu treten. Schon im Jahre 1836, als Mohammed Schah nur gegen die Turkomanen bei Astrabad zog, fand bereits ein Bündniß zwischen Bukhara und dem Fürsten von Kabul statt, welcher letztere mit Geld und Truppen unterstützt werden sollte. Aus diesem Bündniß entsprang fürs erste der Wunsch, den Usbekenhäuptling von Balkh, der gewöhnlich zu Khunduz seinen Sitz hatte, und also zwischen Kabul und Bukhara gelagert war, zu vernichten, was aber nicht gelungen zu seyn scheint. Dagegen wurde Dost Mohammed durch das aus Bukhara erhaltene Geld in den Stand gesetzt, eine Armee gegen Randschit Singh auf die Beine zu bringen und zu unterhalten, was eine Niederlage der Sikhs in der Umgegend von Peschawer zur Folge hatte. Ehe dieses Bündniß mit Bukhara völlig in Ausführung gebracht war, hatte Dost Mohammed, weil er von den Sikhs hart bedrängt wurde, sich an Persien gewendet, dem Schah seine Unterwürfigkeit bezeugt, und um Hülfe gegen die ungläubigen Sikhs gebeten, welche ihm auch zugesagt, aber wegen Mangel an Kräften nicht geleistet wurde. Es handelte sich nun für Rußland darum, Bukhara und Kabul auf der einen, Persien auf der andern Seite zu einem gemeinsamen Ziele zu leiten, die Besorgnisse von Kabul und Bukhara vor den persischen Ansprüchen zu beschwichtigen, und Persien selbst in dieser Beziehung auf einen mildern Ton zu stimmen. Daraus erklärte sich der Umstand, daß der russische Gesandte am persischen Hofe nicht immer gleich eifrig war, den Angriff gegen Herat zu befördern.

Natürlich war dieses Verständniß Dost Mohammeds mit Persien auf der einen und Bukhara auf der andern Seite den Engländern kein Geheimniß, und der bekannte Capitän Burnes erhielt schon im Jahre 1836 den Auftrag, sobald die Handelsverhältnisse des Indus geordnet seyen, sich nach Kabul zu begeben, angeblich um dort über den brittischen Handel zu wachen. Indessen war er schnell, wie aus seinen später veröffentlichten Berichten hervorgeht, tief in politische Unterhandlungen verwickelt. Dost Mohammed schrieb an den Generalgouverneur Lord Auckland, und versicherte ihn seines Wunsches, mit den Britten in Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu bleiben. Dieß mochte fürs erste ernstlich gemeint seyn, weil er stets in Furcht vor den Persern lebte, und sein Bruder in Kandahar, mit welchem er von alter Zeit her nicht in gutem Vernehmen stand, bereits einen persischen Gesandten offen an seinen Hof aufgenommen hatte. Unter dem 23 December 1837 aber meldete Burnes dem Generalgouverneur, daß unter russischer Mitwirkung zwischen Kandahar und Persien ein Vertrag geschlossen worden, und ein russischer Unterhändler, der bekannte Capitän Witkewitsch, in Kabul angekommen sey. Ein gleichfalls zur Kenntniß der englischen Regierung gekommener Brief eines Agenten von Dost Mohammed meldet diesem, daß ein russischer Abgeordneter zu Randschit Singh gehen werde, um ihn aufzufordern, Peschawer zu räumen (welches derselbe seit dem Zuge Schah Schudscha's besetzt hielt); im Weigerungsfall werde er von Persien angegriffen werden. Die betreffende Stelle des Briefs lautet folgendermaßen: „der russische Gesandte, welcher stets bei dem Schah ist, hat einen Brief eingesendet, den ich hier anschließe; das Wesentliche seines mündlichen Auftrags an Sie ist, daß wenn der Schah Alles liefert, was Sie bedürfen, es um so besser ist; wenn nicht, so wird die russische Regierung Sie mit allem Nöthigen versehen." Der Zweck dieses Schreibens und dieser Unterhandlung überhaupt geht sichtlich dahin, den Afghanenfürsten durch die Aussicht auf die Wiedereroberung von Peschawer zu locken, und den ohnehin unversöhnlichen Bruch mit Randschit Singh so zu erweitern, daß es den Engländern unmöglich würde, hier eine Abhülfe zu treffen. Zugleich gab man eine Art Garantie gegen die Ansprüche Persiens, und Lieutenant Leech, der von Burnes nach Kandahar geschickt worden war, meldete, der dortige russische Emissär fordere den Fürsten von Kandahar auf, gegen die Sikhs zu marschiren, habe zu diesem Ende Geld versprochen und die Versicherung gegeben, daß Rußland während eines solchen Kampfes Persien zur Ruhe verweisen werde. Ein aufgefangener Brief

Digitized by Google

des Capitäns Witkewitsch an den russischen Botschafter am persischen Hofe vom Julius 1838, der gleichfalls von der englischen Regierung unter den sogenannten indischen Papieren bekannt gemacht wurde, läßt hierüber keinen Zweifel. Die augenscheinliche Tendenz aller dieser Bemühungen war, Herat, diese einzige noch übrige Besitzung der Siduseifamilie, in die Hände Persiens zu bringen, und die ganze Macht der Parsei's in eine consistente Masse zu vereinigen, zu dem ostensibelu Zweck, Peschawer wieder zu erobern, und die Macht der Sikhs über den Indus zurückzuwerfen. Dieß war für England von der höchsten Bedeutung, denn sobald die Macht der Sikhs gebrochen war, stand wieder allen mohammedanischen Intriguen in Indien, und allen afghanischen Einfällen Thür und Thor offen.

Wie wohl berechnet es von Seiten Rußlands gewesen, den afghanischen Häuptlingen Peschawer als Lockspeise vorzuhalten, ergab sich aus dem Verlauf der Unterhandlungen, denn alle Versuche zu einer friedlichen Beilegung scheiterten an diesem Punkt. Die Provinz Peschawer war schon seit längerer Zeit an Randschit Singh tributbar, aber im Jahre 1834 bei Gelegenheit von Schah Schudscha's Zug gegen Kandahar hatte er sich desselben ganz bemächtigt, was den Haß und die Feindseligkeiten der Afghanen gegen ihn immer mehr steigerte. Unaufhörliche Anfälle erfolgten, und im Jahre 1837 hatte, wie oben erwähnt, Dost Mohammed eine Armee zusammengebracht, mit welcher er die Sikhs in der Nähe von Peschawer am ersten Mai dieses Jahrs auf das Haupt schlug. Dennoch behaupteten sich die Sikhs in der Stadt selbst, und Dost Mohammed zog wieder gegen die Berge zurück. So wie die Sachen einmal standen, war keine Uebereinkunft zwischen den Sikhs und Afghanen mehr möglich; Randschit Singh mußte entweder die Afghanen von Peschawer aus im Zaum halten, oder, wenn er Peschawer aufgab, wurde er über den Indus zurückgeworfen, und konnte dann auf die Treue seiner mohammedanischen Unterthanen, welche die Zahl seiner Sikhs bei weitem überwog, keinen Augenblick mehr rechnen. England konnte also auch nicht auf eine Zurückgabe Peschawers bei Randschit Singh dringen, und eine Uebereinkunft war somit nicht möglich. Wahrscheinlich war auch der Streit über Peschawer nur ein Vorwand, um die Einmischung der Engländer in diese Angelegenheiten auf eine gute Art abzulehnen. Burnes scheint diesen Stand der Dinge vollkommen erkannt zu haben, und obwohl er das Hoffnungslose aller weitern Verhandlungen einsah, so setzte er dieselben dennoch fort, weil schon seine bloße Gegenwart in Kabul Uneinigkeit unter den Großen des Staats veranlaßte und den Einfluß von Witkewitsch zum Theil vernichtete. So erreichte er, daß die Truppen von Kabul gerade in dem gefährlichsten Augenblick nicht gegen Herat zogen, um die Perser im Angriff der Stadt zu unterstützen, obwohl der persische und der russische Abgesandte aufs stärkste in Dost Mohammed drangen; dieß geschah in einem Zeitpunkt, wo eine Vermehrung der persischen Macht vor Herat den Fall dieser Stadt unvermeidlich gemacht hätte.

Sobald Burnes erfuhr, daß es um Herat nicht mehr so schlecht stehe, und daß es der Belagerung widerstehen würde, so entschloß er sich, die Unterhandlung zum Schluß zu bringen. Vorher aber, im April des vorigen Jahres, als die Fürsten von Kandahar und Kabul den Fall von Herat als höchst wahrscheinlich betrachteten, besprachen sie sich noch mit Burnes über die Hauptpunkte des Streits, und verlangten vor Allem eine sichere Stellung gegen die persische Macht, boten ihm in einer Unterredung an, mit Randschit Singh durch den Generalgouverneur von Indien in Unterhandlung zu treten, Witkewitsch zu entlassen, und allen Verkehr mit Persern und Russen aufzugeben. Dagegen forderten sie ein directes Versprechen, sie gegen Persien zu schützen. Dieß Versprechen aber konnte Burnes nicht geben, und erwiederte bloß, Lieutenant Leech befinde sich zu Kandahar auf seinen Befehl und mit dem Gutheißen des Generalgouverneurs. Hierauf erwiederten die Fürsten: „Dieß mag ganz richtig seyn, aber ein mächtiger Feind bedroht uns, und wenn ihr bloß solche allgemeine Ausdrücke braucht, und nichts thut, als Hrn. Leech nach Kandahar schicken, so müssen wir selbst Maaßregeln ergreifen, um uns auf die möglich beste Weise zu schützen." Vier Tage nach dieser Unterredung kamen Abgeordnete der Fürsten abermals zu Burnes, und der Sprecher derselben äußerte sich sehr klar und bestimmt folgendermaßen: „Es ist augenscheinlich, daß dieß kein Streit mehr zwischen einem Stamm und dem andern ist, sondern Rußland und Persien stehen gegen England und die Sikhs; denn Capitän Witkewitsch hat dem Fürsten öffentlich erklärt, daß die Interessen des Kaisers und des Schahs dieselben seyen, und obwohl wir dem Schah selbst nicht trauen, so können wir uns doch sicher auf Rußland verlassen." Burnes konnte die gewünschte Garantie nicht geben, und so war die nothwendige Folge, daß die beiden Fürsten sich völlig in die Arme Rußlands warfen. Dem englischen Abgesandten blieb nun nichts Anderes übrig, als sich zu verabschieden, der russische Abgeordnete wurde offen und ehrenvoll aufgenommen und beide Fürsten wandten sich schriftlich an den Kaiser.

(Schluß folgt.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Geographisches.

Wir waren bisher bis zum Rio Cuabo gekommen, und gehen nun an der Küste weiter nördlich von der Villa de Quillimane hinauf bis zur Landspitze, Bajona genannt, welche Mozambique gegenüberliegt, und die halbmondförmige Bai von Mocambo bildet, wo sich stets eine Menge Wallfische aufzuhalten pflegen. Nach dem Innern des Landes erstreckt sich das Reich Macua mit denen von Maurnse und Mongala bis zur Spitze des Cap Delgado. Auf der ganzen Erstreckung von Quillimane bis Bajona, welches 60 Legoas beträgt, findet man nur den Hafen von Quijungo, der unter dem 17ten Grad südlicher Breite liegt. Dieser ganze Landstrich ist von Kaffern bewohnt, die unter verschiedenen Regulos stehen und nur wenigen Handel treiben. Längs der Küste liegen mehrere Inseln, unter andern die von Angore, welche eine Inselgruppe bilden und von schwarzen Arabern bewohnt werden, beherrscht von einem Sultan, der stets von den Magnaten unter den Neveus des Verstorbenen und zwar aus der weiblichen Linie gewählt wird, und in seiner königlichen Würde von dem portugiesischen Gou-

Digitized by Google

vernement Mozambique bestätigt wird, eben so wie der Schah oder Beherrscher des Archipelagus von Mojuneal. Zwischen den beiden Landspitzen Bajona und Quitangonha breitet sich die Bai von Mozambique aus mit der Insel und der darauf liegenden Stadt gleichen Namens, welche unter dem 15ten Grad und 3 Minuten südlicher Breite liegt. Sie ist mit ihrem Districte der beste Landstrich der portugiesischen Besitzungen in Ostafrika; daran gränzen die Besitzungen der drei Regulos von Maurusa, Ituenlo und Cirato. Das Territorium landeinwärts gehört zum Reiche Maena, welches ehedem das mächtigste in Ostafrika war. Die Häuptlinge, Xeques, Schahs, oder wie man sie sonst nennen will, dieser Länder sind Mauren, leben ganz unabhängig und ihre Regierungsform ist ganz monarchisch, sie sind Herren über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen. Sie haben ihre Großen des Reichs und einen Hofstaat; die Thronfolge geht auf den Neven weiblicher Linie über, der gleichsam Adjutant während Lebzeiten des Onkels ist, die Großen wählen aber einen andern, wenn dieser sich feig benimmt. Die Bestätigung aller dieser Xeques geschieht von dem Gouvernement in Mozambique, und beziehen alsdann auch von da den Sold eines Capitäns, der Nachfolger, Adjutant, aber den eines Lieutenants. Diese Xeques sind Nachfolger derer, denen das Land eigenthümlich zugehörte, zur Zeit, als die Portugiesen hier Besitz nahmen und die sich ihnen unterwarfen. Man ließ ihnen den Nießbrauch ihrer Besitzungen mit der Bedingung, den Portugiesen gegen die Feinde des Innern oder auch von außen beizustehen, und die genannten Xeques sind auch wirklich die steten Wächter zur Vertheidigung des Landes gegen die Einfälle der Kaffern, sowohl zu Land als zu Wasser, und sind noch stets den Portugiesen treu ergeben gewesen.

Gehen wir nun zu einigen nähern Bezeichnungen der Hauptpunkte dieser afrikanischen Besitzungen über, wozu besonders der District des Rio de Sena und die Villa de Quillimane gehört, die jetzt auch unter dem Namen Villa de S. Martinho bekannt ist. Sie liegt unter dem 18ten Grad 11 Minuten südlicher Breite und 6 Legoas aufwärts der engen Mündung des Flusses. — Dieser Flecken verdankt seine Entstehung, wie alle andern, dem Handel, und eine Factorei war das erste, was man hier stiftete. An Armuth, Entvölkerung, schlechter Verwaltung aller Zweige kommt sie mit allen übrigen portugiesisch-afrikanischen Villas ganz überein. Das Territorium von Quillimane ist sumpfig und von vielen Gewässern durchschnitten, dabei schattig und fruchtbar, das Klima aber und das schlechte Wasser höchst ungesund.

Quillimane ist wegen seiner Localität einer der wichtigsten Orte für den Handel des Districtes von Rio Sena, denn es ist der einzige Hafen, von wo aus die Waaren flußaufwärts ins Land gesendet werden können, und eben so wieder für die Ausfuhr nach Mozambique. Früher war es integrirender Theil des Gouvernements von Mozambique, und hatte einen Commandanten mit dem Titel eines Capitao Mor, der unter dem Gouverneur von Sena stand, welcher ebenfalls von dem Generalgouverneur von Mozambique ernannt und abhängig war. Dieser Commandant war nun Alles in Allem, Civil- und Criminalrichter, so wie Finanz-Factor, und wenn er mit dem Gouverneur von Sena in Einverständniß lebte, wie dieses meistens der Fall war, weil es so ihre Partieulär-Interessen mit sich brachten, so konnte Niemand neben ihnen bestehen, sie hatten den Alleinhandel, und es würde ein vergebliches Bemühen Anderer gewesen seyn, etwas davon abzubekommen. Nach der Erhebung zur Villa und nachdem man dem Capitao die Jurisdiction genommen, änderte sich dieses zwar in etwas, allein besser wurde es nicht. Der König D. Joao VI machte endlich aus Quillimane ein besonderes Gouvernement, so daß die Beamten, diese kleinen Paschas, besser beaufsichtigt und keinen so großen Druck mehr sowohl auf die Unterthanen, als auch auf die Regulos ausüben konnten.

Ungeachtet Quillimane nach Mozambique der wichtigste Hafen für die afrikanischen Besitzungen ist, so besitzt diese Villa keinerlei Art von Befestigungen gegen irgend einen Angriff. Sie ist überdieß so ärmlich, daß sie nicht einmal ein Rathhaus, noch ein Gefängniß, noch ein Zollhaus hat. Uebrigens hat sie eine Compagnie Soldaten zur Garnison von 60 Mann, mit einem Capitän und Lieutenant, auch soll sie ein Milizregiment stellen, was aber außer den Officieren nur aus 75 Mann besteht und aus dem schlechtesten Gesindel zusammengesetzt ist. Die ganze Bevölkerung der Villa besteht aus 180 Bewohnern, die sich zum Christenthum bekennen, unter denen 56 Männer, 34 minderjährige Knaben, 58 Weiber und 40 minderjährige Mädchen sind. Die meisten von ihnen sind aus Goa und Damao, nur wenige sind Europäer. Soldaten der ersten und zweiten Linie sind hierin nicht mitgerechnet, da diese aus Negern, Mauren und Mestizen bestehen. Unter den Linientruppen zählte man im Jahre 1835 nur 10 Portugiesen, unter den Milizen nicht einen, übrigens haben diese auch weder Waffen noch Uniformen. Die Kaffern, welche zu den Milizen gehören, bedienen sich als Waffen der Bogen und Pfeile, der Azagaien (Spieße) und kleiner Beile. — Der Häuser, die aus Lehm gebaut und mit Ziegeln gedeckt sind, zählt die Villa 58, und außerdem 54 Strohhütten; nur zwei steinerne Häuser auf europäische Art gebaut zeichnen sich darunter aus. Der District der Villa ist in 38 Besitzungen getheilt, und diese von Kaffern bewohnt, die man ungeachtet ihres Vagabundenlebens als Leibeigene behandeln möchte, sie selbst verkauft, was denn auch den Hauptgrund abgibt, daß dieser District fast ganz entvölkert ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Mammuthknochen in der Nordsee. Die Fischer an der Ostküste von England werden in ihren Arbeiten häufig durch große Rollsteine und Knochen von Säugethieren gehindert, die sich in ihr Netzwerk verwickeln, und um ihren Fischgrund davon rein zu halten, bringen sie diese Massen ans Ufer. Ein Capitän Martin, der zu Ramsgate wohnt, hat diese thierischen Ueberreste gesammelt, welche hauptsächlich aus Stoßzähnen, gewöhnlichen Zähnen und Knochen vom Mastodon bestehen. Man erhielt sie zwischen Dungeneß und Boulogne, Dover und Calais, und zwischen Yarmouth und der Küste von Holland; Capitän Martin bemerkt, daß man sie in tiefern Gründen oder unterseeischen Thälern finde. Auch die Rollsteine sind in solchen Niederungen angehäuft.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 85 u. 86** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Philarete Chasles, über die gegenwärtige englische Literatur. — Proben aus dem Drama: Der Alchimist.** Drama in fünf Aufzügen. — **Der englische Ernst und das französische Vaudeville.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 85 u. 86.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

27 Julius 1839.

Philarete Chasles
über die gegenwärtige englische Literatur.

Indem wir unsern Lesern aus diesem Aufsatz das Wesentliche mittheilen, erreichen wir einen gedoppelten Zweck: fürs erste, ihnen Notizen zu geben über den Stand, die Entwicklung oder die Verarmung der verschiedenen Zweige der englischen Literatur, da Chasles allerdings eine ziemlich vielseitige Kenntniß seines Gegenstandes zeigt, über welchen er viele Studien, auch an Ort und Stelle, gemacht hat; fürs zweite, eine Probe zu geben, wie die Literatur der einen Nation von einem gebildeten und, relativ wenigstens, urtheilsfähigen Individuum der andern Nation aufgefaßt und gewürdigt wird. In dieser Beziehung haben gewiß die Franzosen seit fünfzig Jahren ungeheure Fortschritte gemacht; sie haben gelernt, fremde Nationalität, Individualität und Geschmack zu ehren und anzuerkennen, wenn auch nicht immer zu verstehen, obgleich bei aufrichtiger Anerkennung und treuem Studium am Ende auch das Verständniß, bis zu einem gewissen Grad wenigstens, da es allerdings an der National- und Sprach-Eigenthümlichkeit der Franzosen seine Gränze haben mag, nicht ausbleiben wird. Noch im vorigen Jahrhundert vermochte selbst ein Voltaire, welcher doch längere Zeit in England sich aufgehalten hatte und dem man seine antinationale Vorliebe für die Engländer zum Vorwurf macht, selbst er vermochte nicht, sich zu einem nur einigermaßen enügenden Verständniß Shakspeare's, dessen Größe er im Einzelnen wohl ahnte, zu erheben, und Chateaubriand ist es in seiner frühern Periode nicht viel besser ergangen. Der Frau von Staël gebührt der Ruhm, den beschränkten Gesichtskreis des französischen Geschmacks für Fremdes durchbrochen, und dem französischen Geist die Möglichkeit errungen zu haben, sich, ohne sich im Mindesten seiner Eigenthümlichkeit zu begeben, durch unparteiischere und so zu sagen organischere Aufnahme des Fremden unendlich zu bereichern. Seit diese geistreiche Frau die Bahn gebrochen, scheint der Sinn der Franzosen wirklich erweitert, ihre Eigenliebe durch Anerkennung des Fremden ermäßigt, und ihr Bildungstrieb auf neue Wege geleitet worden zu seyn. Freilich hat nun nicht auch Jeder, der über ausländische Literatur schreibt, den Geist einer Staël, und mancher französische Artikel über deutsche oder englische Literaturprodukte preßt Einem den Wunsch aus, der Verfasser möchte sich doch lieber nicht aus der Sphäre seiner Literatur und Volksthümlichkeit herausgewagt haben; aber die Natur der Sache bringt es mit sich, daß den gelungenen Versuchen mißlungene zur Seite gehen, ihnen gleichsam zur Folie dienen, und zur beständigen Erinnerung, wie schwer eine unbefangene Anschauung und Würdigung des Fremden dem französischen Geiste wird, vor wie vielen Fehlern und Verirrungen er sich zu hüten hat, und wie verdienstlich deren Vermeidung ist. Auch Ph. Chasles' Auffassung und Urtheile möchten wir keineswegs durchgängig unterschreiben. Wir enthalten uns jedoch, sie mit einem Commentar zu begleiten, da wir unsere Ansichten und Urtheile theils sonst schon in diesen Blättern niedergelegt haben, theils später sie auszusprechen Gelegenheit finden werden. — —

Walter Scott und Byron sind nicht mehr. Andre Stimmen, die aus England ertönen, sprechen seine Leidenschaften, seine geheimen Wünsche, seine Gedanken und Träume aus. Hören wir sie alle achtsam nach einander an, und seyen wir versichert, daß sie uns belehren werden über seinen moralischen Zustand, die Beschäftigungen seines Denkens und die Neigungen und Vorurtheile seines Geistes.

Man hat Unrecht zu glauben, England sey in seinen Institutionen und in seinem öffentlichen Leben erschüttert; noch immer liebt es seine Erinnerungen; es reißt sich nicht los von seiner Aristokratie. Auf dem Gipfel des Gebäudes sieht man immer noch die vom Feudalismus vermachte schimmernde Kuppel; geziert mit Wappenschildern, gestützt auf den Besitz, die Eitelkeit, die Erinnerungen, die Leidenschaften der Vorzeit und die Interessen der Gegenwart strahlt noch immer sein alter historischer Dom.

Es folgt einer andern Richtung; es ist mitfortgerissen von dem Zug des Luxus, des Behagens, des Kosmopolitismus, der

Digitized by Google

ganz Europa ergreift. Es fängt an mit dem Continent zu sympathisiren. Die Schranken sind gefallen. Die Isolirung der beiden großen Inseln hat sich verwischt, das Volksvorurtheil sich abgeschwächt, die Raschheit der Verkehrsmittel hat eine Brücke über die Meerenge geschlagen und England in die gemeinsame Republik der modernen Völker eingeführt. Es verliert seine Originalität und wendet sich nach Frankreich und Deutschland zu. Alle seine scharfen Kanten schleifen sich ab. Es hat, in seinen höhern Regionen wenigstens, weder trübselige Launen noch gewaltsamen Antigallicanismus mehr. Die Caricatur hat sich die Zähne abgefeilt; statt zu beißen, lächelt sie. Die Bevölkerung von London hat sich civilisirt. Madame Sand und V. Hugo haben Zutritt erhalten; man übersetzt französische Romane und eine besondere Review lebt nur von den Bruchstücken unsrer Revuen. In der Literatur besonders offenbart sich jenes Bündniß des drittischen Genius mit ausländischen Kräften. Seine ermattende Poesie, sein entnervtes Drama, seine entlehnte Philosophie, sein Fabrikroman suchen anderwärts einen kräftigenden Lebenssaft. Sie haben heutzutage selten jenen drittischen Geschmack, jenen nationalen Charakter, der, oft nicht gerade angenehm, aber immer stark und kräftig, die großen literarischen Epochen dieses Landes auszeichnete. Der englische Stolz bequemt sich nicht gern, eine solche Abschwächung einzugestehen, aber es steht nicht in seiner Macht, sie zu verhehlen.

An den Ufern eines See's in Westmoreland leben, in einer entzückenden Einsamkeit, zwei alte und berühmte Schriftsteller, Reste der vorigen literarischen Generation: Southey und Wordsworth. Professor Wilson in Edinburg, welcher Blackwoods Magazin leitet, gehört auch zu diesem Stamm. London sieht in seinen Salons noch einige lebende Schatten jener an Genie so reichen Welt umherirren: Thomas Moore, Edgerton Brydges, Leigh Hunt, alle Freunde oder Gegner der Byron, der Scott, der Coleridge, Lamb, Hazlitt, Crabbe, Mackintosh, Bentham. Aber wo sind *diese selbst*? Hat die neue Generation ihresgleichen oder ihnen Aehnliche aufzuweisen? Das Gegentheil ist außer Zweifel. Zwischen den Jahren 1790 und 1820 ließ der englische Genius, angeregt durch Schrecken und Sieg zugleich, durch die Schwankungen und Umschwünge einer wechselvollen Macht und die Ungewißheit eines aus übermenschlichen Anstrengungen hervorgegangenen Glanzes, heftig erschüttert durch die Besorgnisse, die Leidenschaften, die Hoffnungen eines erbitterten Kampfes, auf einmal alle seine Früchte hervorbrechen. Er brachte große Dichter, große Historiker, große Redner hervor. Die Sehnsucht nach der Vergangenheit und die Unzufriedenheit mit der Gegenwart faßten sich zusammen und fanden ihren Ausdruck in zwei europäischen Berühmtheiten: W. Scott war der Mann der alten Zeit; er ließ Byron herrschen in der andern Sphäre. Alle Zweige der Literatur, das Drama allein ausgenommen, waren fruchtbar an trefflichen Werken; das Drama aber hatte seine ganze Ernte schon unter Shakspeare geliefert. Sonst aber — wie viele verschiedenartige Kräfte traten zumal hervor! wie viel kräftige Originalitäten! die lebendige aber trübsinnige Erzählung des Dichters Crabbe, die Denker Coleridge und Wordsworth, die feine und abstracte Beobachtung Charles Lambs, die Arabesken Hazlitts, die epische und historische Fruchtbarkeit Southey's, die strenge und scharfsinnige Kritik Giffords und Jeffrey's, der historische Scharfblick Mackintoshs, die demagogische Beredsamkeit Cobbetts, die düstern Erfindungen Maturins, der sinnreiche Glanz der Poesien Moore's! Eine wunderbare Epoche, ein zweiter Frühling des brittischen Genius, der unter Elisabeth seinen ersten Saft in ähnlicher Fruchtbarkeit hatte hervorbrechen lassen!

Die literarische Generation Byrons und Scotts stellte in allen ihren Nuancen die englische Gesellschaft ums Jahr 1800 dar, ihre Parteien, ihre Launen und Erbitterungen, ihre Grillen und Fractionen. Die schottische, ganz kritische Schule warf sich zum Richter des Schlachtfelds auf. Die irische Schule rühmte sich ihres Liedlingsdichters, Th. Moore, und ihres Heeres von Rednern. Der Puritanismus und die Dissenter ließen sich durch den beredten Improvisator Irving vertreten. Es gab eine specielle Literatur, die der Lamb, der Hazlitt, der Leigh Hunt, die, dem Detail sich widmend, sich innerhalb der Mauern Londons concentrirte, und sich einer kindischen Stadtklatscherei beschuldigen ließ. Wordsworth hatte eine Secte der *innigen* Poesie gegründet, wo die psychologische Analyse vorherrschte, und welche in eigenthümlicher Weise zwischen dem Lächerlichen und Genialen schwankte. Die politischen Fractionen zerrissen noch mehr diese unendliche Zerstücklung, deren kleine Gruppen, glänzend und stolz, jede in interessanter Originalität lebte. So trieben sich tausend kräftige oder ausgezeichnete Intelligenzen umher, für ihre Ideen und Leidenschaften, ihre Theorien und Ansichten die lebendigsten Formen, den populärsten Ausdruck suchend, während Lord Byron und Walter Scott, ohne Häupter von Schulen seyn zu wollen, alle Schulen beherrschten. Das wahre Genie ruft Niemand zu seiner Hülfe herbei, wie der Adler allein auf seinem Felsen lebt.

Diese schöne und kräftige Generation ist nicht auf einmal und ist nicht ganz verschwunden; sie ist nach und nach erloschen und schwach geworden, Mann um Mann, Glanz um Glanz; Walter Scott schied nach Byron; dann Mackintosh, Coleridge, Lamb, Crabbe verschwanden und zurück ließen sie den Historiker und Dichter Southey, den Sänger Irlands und des Orients, Moore; den Dichter Gertrudens von Wyoming, Campbell, den vollendeten Verskünstler. Während diese Sterne am Himmel erbleichten, erstarben auch allmählich die letzten Regungen des Kampfes zwischen England und Napoleon, dessen Zeitgenossen W. Scott und Byron waren. Europa schloß sich auf für Großbritannien und Großbritannien für Europa. Der neue Friede machte das starke Band lockerer, das während des Kriegs die Demokratie und Aristokratie Englands zusammengehalten hatte. Man hatte sich zur Vertheidigung aneinander geschlossen; nachdem der Triumph gesichert war, ging Alles wieder auseinander; die alten Leidenschaften erschienen. Die alte Aristokratie, erneuert durch den Vertrag von 1688, glaubte im Jahr 1815 über Napoleon, über die Demokratie und über Europa zu siegen; aber bald überzeugte sie sich von dem Illusorischen ihres Triumphs. Die Reformideen waren bei Waterloo nicht erstorben; sie brei-

Digitized by Google

teten sich aus über ganz Großbritannien siegreich und friedlich, und lieferten ihm eine neue Schlacht, gefährlicher als die erste. Die ganze Welt wandte sich einer politischen Bewegung zu. Man erinnerte sich, daß Burke die Emancipation der Katholiken, Chatham die Reform des Parlaments verlangt hatte, und man nahm wieder die Kette der fortschreitenden Verbesserungen auf, die in der englischen Civilisation eingeführt worden waren durch den Geist der Erörterung und Freiheit. Neben den Gewalten, welche die Elemente des alten Gesellschaftszustandes gewesen, hatte sich eine neue Gewalt erhoben, geboren aus dem Handel, aus den exacten Wissenschaften, der Erfahrung und dem Nationalreichthum. In Ermanglung eines andern Worts nannte sie sich Industrie; es war nichts Anderes, als einsichtsvolle Benützung der Naturkräfte. Gefördert durch den Fortschritt der Zeit, die Beharrlichkeit und die Habsucht weit mehr als durch das Genie der Menschen, wirkte sie Wunder. Inzwischen dauerte die politische Bewegung fort; man riß das Bollwerk des englischen Protestantismus nieder, indem man dem irischen Katholicismus die Freiheit gab; die Philosophie Benthams schlug den feudalen Riesen der englischen Gesetze nieder. Die Torys und die Whigs änderten ihre Stellung im Parlament; das heißt: die Stützen und Anhänger der absoluten Prärogative verloren sich; man verstand unter torystischen Ansichten die noch vor kurzem von den Whigs bekannten conservativen Doctrinen, unter whiggischen Ansichten die gemäßigten Reformtheorien; unter radicalen Ansichten endlich den Ungestüm vollständiger und gewaltsamer Reform. Die letztere Partei, die jüngste und am wenigsten kluge, war eben erst im Schooß des neuen Englands entsprungen; man mußte den Anforderungen der Zeit weichen und die Weise der Wahl ändern; man mußte bei den Gemeinen der Volsmacht mehr einräumen und die Bahnen zur Repräsentation erweitern. Die so in Anspruch genommenen Geister konnten nicht so bald das literarische Phänomen der vorigen Generation erneuen. Dichter waren im Ueberfluß vorhanden, abgeschwächte Echos von den Gedanken der Meister, die sie in harmonischen Nebelgebilden entwickelten; die Historiker wurden mehr Sammler von Thatsachen, als Dolmetscher der Vergangenheit; die Geistreichen deuteten ihr Talent aus, statt es anzubauen. Die Reviews hatten noch zahlreiche Abonnenten; aber es war nicht mehr die Ungerechtigkeit, die Hitze, die dialektische Satyre der grausamen Analytiker, welche Byron zu erfahren gehabt und bekämpft hatte. So kündigte sich eine neue literarische Generation an, eine zahlreiche Schaar, deren Charakter weniger scharf ausgesprochen, deren Haß weniger glühend, deren Fehden minder lebhaft sind. Die Genossen derselben stellen sich nicht dar in der originellen Schärfe und in der kecken Haltung ihrer Vorgänger, und über ihnen bemerkt man noch die lebenden Ueberbleibsel der alten Schule, die sie überragen und beherrschen.

Sprechen wir zuerst von den Meistern, die noch Niemand verlassen hat. Wir wählen nur die noch lebenden; dann werden sich der Reihe nach ihre Söhne und Zöglinge uns zeigen, und wir verbürgen nicht zwar das Verdienst unserer Würdigungen, wohl aber ihre Aufrichtigkeit, ein Urtheil, wie es unbefangen entspringt aus unsern Eindrücken, die Blüthe unsrer Lecture und unsrer langen, vertrauten Bekanntschaft mit dieser Literatur.

Einige schreiben sich von alter Zeit her: Southey z. B., jetzt der Patriarch der conservativen Doctrine und der Panegyriker der englischen Kirche; ein tiefer und glühender Geist, der seiner gelehrten Prosa eine lebhafte Färbung gibt, und in seinem Alter noch nicht die Begeisterung verloren hat, welche in seinen leidenschaftlichen Gedichten schimmert. Er war für das Epos eigentlich geboren, und gehört zu den Dichtern, welche zu verstehen der französische Genius am wenigsten berufen ist. Unsre erste Revolution gab seinem Geist den frühesten Anstoß; man erinnert sich noch des Plans einer Panisokratie oder einer vollständigen Gleichheit, den er mit seinem Freund Coleridge ersonnen oder geträumt hatte; eine prächtige Ode, die nur den Einen Fehler hat: sie vernichtete das Menschliche. Dann schrieb er, in dithyrambischer Form, Erzählungen in faltigen Gewändern, geschmückt mit allen Farben und Lichtern des Orients, die man verschieden beurtheilt hat; dann, enttäuscht bis zur Bitterkeit, wie es Allen ergeht, die sich in schönen Lügen berauscht haben, wandte er die zweite Hälfte seines Lebens dazu an, die poetischen Chimären seiner frühern Jahre in Prosa zu läugnen. Aufrichtig in seiner Palinodie, was man auch darüber sagen mag, wie einst in seiner Schwärmerei, beweist er in seiner Geschichte der englischen Marine wie in seinem Buch von der Kirche, daß der geduldige Fleiß der Forschung sich ganz gut verträgt mit der Anmuth und Festigkeit der Composition. In einem letzten Werk, den Unterredungen über die Zukunft, welche eine der Vergangenheit gewidmete Elegie sind, wird seine Entzauberung zur Beredsamkeit; er zweifelt an der Verjüngung der Menschheit, und fragt, nicht ohne Grund, ob man denn gewiß wisse, daß so viele Zerstörungen Früchte tragen werden?

Gegenüber diesem Philosophen, geboren unter dem Volk und aristokratisch durch seine Gesinnung und Neigung, stellt sich der alte Dichter der Salons, der Sänger der Amoretten und Feen, der sinnreiche Moore, der immer so ironische, der der Gewalt noch nicht verziehen hat seit dem Verdruß, den er mit dem Prinz-Regent hatte. Vielleicht haben Moore und Southey in ihrer poetischen Gereiztheit das Unrecht ihrer vormaligen Freunde übertrieben, und nicht begriffen, daß alle Freundschaften aus tausenderlei Unrecht und Beleidigungen bestehen, die man sich wieder verziehen hat. Die Poesie Moore's ist in Frankreich wohl bekannt; eine Kolibri'spoesie, mit buntfarbigem Flügel, verschiedenartigem Gesang, mit tausend Grillen und Launen, verschwenderisch Smaragden und Sapphiren ausstreuend, und die mit diesem Reichthum auch den einer entlehnten Gelehrsamkeit zu verbinden trachtete. Der lyrische Hauch ist in ihm. Seine, zu sehr manierirte Prosa erreicht wirklich oft den Effect, nach dem sie immer strebt. Wie Southey hat auch er den Sinn des Rhythmus, den Glanz des Bildes, das Geheimniß der Harmonie; er ist ein Dichter.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Proben aus dem Drama:

Der Alchimiſt.

Drama in fünf Aufzügen. Metriſch bearbeitet nach dem Franzöſiſchen von Al. Dumas.

Erſter Aufzug.

(Das Theater ſtellt eine reiche Goldſchmiedsbude im Style des 16ten Jahrhunderts vor. Im Hintergrunde Thüre und Fenſter, welche auf die Straße gehen. Der anbrechende Tag ſchimmert durch die Fenſterläden. Zur Linken der Zuſchauers eine Treppe, die zum Laboratorium führt.)

Erſter Auftritt.

Franceſca, Faſio.

(Faſio kommt aus dem Laboratorium, geht an eine Schublade, nimmt einen hölzernen Napf mit Goldbarren heraus und ſchickt ſich an wieder hinabzuſteigen. Franceſca ſitzt auf einem Lehnſtuhl; ſie ruft ihn an, im Augenblick wo er den Fuß auf die erſte Stufe ſetzt.)

Franceſca.

Faſio.

Faſio.

Franceſca (geht auf ſie zu) wie du hier? du weinſt?
Du ſcheuchſt den Schlaf, weil ich ihn flieh' — das heißt
Fürwahr den Schatz der Schönheit ſchlecht verwahren,
Den nur zur Wonne dir der Himmel gab.

Franceſca.

Du Böſer du! wie ungerecht! Du zürneſt,
Weil ich nicht ſchlafen kann, da du nicht ſchläfſt!
So um mein Schlafen nur biſt du beſorgt,
Und jede Nacht verzehrt in emſigem Wachen
Stellſt du des Lebens rüſt'ge Kraft aufs Spiel!
Weit köſtlicher iſt ſolch ein Schatz als jener
Flüchtige Glanz der Schönheit, Faſio, den
Ein Morgen raubt der Blum', dem Weib ein Jahr.
Haſt du mir geſtern ernſtlich nicht verſprochen,
Du wollteſt das verwünſchte Werk verlaſſend
Von Mitternacht bis an den Morgen ruhn?
Von neuem auch verſprachſt du es mir geſtern,
Du wirſt mir's tröſtend heute wieder ſagen
Und heut wie geſtern mich, du Böſer, täuſchen.

Faſio.

Ich ſteh' am Ziele, zweifle nicht, Franceſca,
Nicht wird mir all der Mühe Preis entgehn,
Nur wenig Tage noch, und aus der Saat
Von Blei ſprießt mir des Goldes Ernte auf,
Ein Andrer ſtrebe nach dem Trank, der mir
Ein Lebensjahr mit jedem Tropfen gibt,
Nicht lüſtern bin ich nach Unſterblichkeit.
Nur meine Tage will ich, doch im Glück,
Und ſiehſt du, Frau, das Glück iſt reich zu ſeyn,
Das Glück für dich iſt einer Fürſtin Rang,
Das Glück für mich das Gold das unſerer Stirn
Den Strahlenſchein der Königskrone leiht.
Und bin ich reich, laſſ' ich das Wachen, das
Mich ſchweigſam trüb den ganzen Morgen macht,
Dann kann ich Lebewohl der Arbeit ſagen,
Denn ein Geheimniß Gottes wird mir kund.

Franceſca.

Ich fürchte, Freund, mag Liebe mich entſchuld'gen,
Daß eines Traumes Zauber dich umſtrickt,
Das Hirngeſpinnſt, das du verfolgſt, es zehrt
In kurzer Friſt vielleicht deine Habe auf.
Des Tiegels tückiſch giergee Flammenmund
Wirft aus als Rauch, was er verſchlang als Barre.

Faſio.

Franceſca, fürchte nichts, es wird gelingen,
Hat Nikas Flamel, mein verehrter Meiſter,
Vor hundert Jahren im hermet'ſchen Buche
Mir doch das kabaliſtiſche Zeichen ſchon
Gedeutet. Und auf unſrer hohen Schule
War Flamel nur — jetzt preiſt man weit und breit
Den Wundermann — ein armer Schreiber, der
Für Geld mit kunſtgeübter Hand die Schrift
In feine Arabesken zierlich faßte.
Und hätt' im Kampf das Schickſal ihn bezwungen,
Geſtorben wär ſo arm als er geboren,
Doch nein, es legte Gott den heil'gen Funken
Ihm in die Bruſt, und vor des Menſchen Aug'
Enthüllen endlich ſich der Dinge Urquell,
Und während ſo die Welt in ihrem Wahne,
Gemeiner Arbeit ihn verfallen glaubte,
Verſenkt in Nacht, gleich wie ins Meer der Taucher,
Sah er das Gold der Schöpferflamm' entkeimen.
Blei, Schwefel und Merkur zuſammenmiſchend,
Erneute unermüdet unſer Bergmann,
O Wunder, jede Nacht, das hohe Werk
Wohl zwanzigmal, und nicht verſiegte ihm
Die ew'ge Ader. Und nach ſeinem Tode,
Da Frau und Diener den Palaſt durchſuchten,
Fand ſich des Golds genug, um drei Capellen —
Entſinnſt du dich? — und ein Hoſpiz zu bauen.

Franceſca.

Das Gold, wird's dich, erringſt du es, nicht blenden?
Der alte Don Gremaldi, unſer Nachbar,
Iſt reich wie jener, unermeßlich reich;
Doch Wucher nur und Borg ſind ſein Geheimniß.
Wie Flamel kann er ſeine Villas kaum,
Und ſeine Häuſer kaum all überzählen,
Durch alle Meere ſchwimmen ſchwerbeladen
Die Schiffe ihm, daß um den Erdball rings
Sie einen ſchaum'gen Wellengürtel ſchlingen.
Mein Faſio, wenn — biſt gleichfalls du nun reich,
Vor unſrer Thüre, die nicht unbekannt
Den Hülfsbedürft'gen iſt, der hagre Geiz
Der Armuth ſchmähte, die halbnackt der Himmel
Uns zeiget, daß mit unſerm beſten Kleide
Barmherzig wir die Blöße ihr verhüllen: —
Das Gold, mein Faſio, das verruchte Gold,

Digitized by Google

Dann hätt' es, gleich der ſeinen, unſre Seele
Beerbt — laß arm uns bleiben, Freund; den Armen
Hat einſt der Herr ſein Himmelreich verhießen.

Faſio.

Verbanne dieſen Wahn aus deiner Seele,
Fällt nur auf uns der goldne Himmelsthau
Im Feide, das den heißen Wünſchen dann
Sich aufthut, ſoll ſtets neu die Freude blühen.
Ja freilich ihm vermodert unbenützt
Der ſchöne Schatz; es gibt das Antlitz ihm
Vom Widerſchein des Goldes, das er tief
Im Keller bang und ſchweigſam, Sack auf Sack
Für einen frohen Erben angehäufet.
Von ſeinen Schlöſſern all, von ſeinen Häuſern
Hat nicht das unſre — zu prächtig wär es ihm —
Das Nachbarhaus, die ſchmählich arme Hütte
Der Wuchrer ſich zur Wohnung auserkoren.
Zum Himmel bete nur, daß er die Kraft,
So große Luſt zu tragen, uns verleihe.

Franceſca.

Vergib der Gattin, Freund, die bangen Zweifel.
Oh' dieſe Freuden ſelbſt, ſie ſchrecken mich.
So abgeſchieden auch wir leben hier,
Wie bang, wie tief iſt meine Eiferſucht!
Du weißt's; nicht trage ich die Marter, wenn
Durch deines Goldes Reiz gelockt, dir Frauen
Um deine Liebr gleeig buhlten, nein —
Entſetzlich! — und Eine iſt's von Allen!
O Faſio, du ſelbſt wirſt es nicht läugnen!
Wie ſah ich dich ſo oft auf ihrer Spur!
Dein Aug' ihr folgen, deine Hand ſie grüßen:
Verderblich wird einſt dieſes Weib mir ſeyn.

Faſio.

Und dieſee böſe Dämon, wrr iſt er?

Franceſca.

Zu gut nur weißt du rs, die Maddalena,
Mich überſtrahlt ſie weit, ich fühl' es wohl,
Denn in Firenzens Blumenkrone iſt
Die ſchönſte ſie, du liebſt ſie.

Faſio.

Ich? warum?

Franceſca.

Das eben iſt's, man liebt, man weiß es nicht
Warum, ganz ohne Urſach, ohne Hoffnung,
Vergißt Vermögen, Rang, die Lieb' iſt Wahnſinn. —
O lieb' ſie niemals, Faſio.

Faſio.

Sey ruhig, Kind,
Ich hab' ſie oft bewundert.

Franceſca.

Ha, ſiehſt du!

Faſio.

Wie man in einem herzoglichrn Garten,
Längs einer Säulenhalle ſich ergehend,
Antiken, Raphaels Madonnen oder
In einer reinen Mainacht einen Stern bewundert.

Franceſca.

Hab' Mitleid mit der Gattin tollen Liebe:
Ich bin auf ſie nun einmal eiferſüchtig.
Vom Himmel fallen kann der Steen, die Jungfrau
Kann lieben und der Marmor ſich beleben.
Hab' Mitleid, Faſio.

Faſio.

Bei meiner Seele,
Du kommſt von Sinnen (lachend) ſah ich etwa nicht,
Als ob ein Staatsverbrechen Ihr begangen,
Mit welchen Blicken Euch der Herr Podeſtat
Verfolgt? fand hier ich zwanzigmal ihn nicht
Mit Euch allein, vorſchützend einen Einkauf?
Bin ich nun eiferſüchtig? weit entfernt,
Ich fühl', ſo oft er kommt, mich hochgeehrt.

Franceſca.

Du weißt's zu gut, gewiſſenloſer Spötter,
Wie lächrrlich ſie wäre deine Furcht.
Hat das Gefühl des Weibes Herz beſiegt,
So wird dem ſüßen Wahnſinn es zur Beute.
Und der im Buſen ihr die Flamm' entzündet,
Kein Erdenſohn iſt er für ſie, zum Heros,
Zum Engel hebt ſie, zum Unſterblichen
Ihn ſinnverwirrt, empor, und betet knieend
Ihn an, gleich einem Gott in ſeinem Tempel.
Wie können wir gebrechlichen Geſchöpfe,
Die ſelbſt ein leiſer Windhauch, gleich dem Schilfe
Des Ufers bangt, ankämpfen gegen Euch,
Ihr harten Männer, mit drr Bruſt von Erz,
Hab' Mitleid, denn ich bin ein ſchwaches Weib.

Faſio.

'S iſt ausgemacht, Signora, mag ich arm
Stets bleiben, oder reich einſt werden, nur
Für dich Geliebte, werd' ich Augen haben.
Auf Wiederſehn (er küßt ſie).

Franceſca.

Auf baldig Wiederſehrn.

Zweiter Auftritt.

Franceſca, nachher der Podeſtat.

Franceſca.

Ich athme wiedre freier, nun da ich
Die Angſt, die auf mir laſtet, ihm entdeckt.
Schlecht hat er ſie bekämpft, er ſagte nicht,
Dünkt mich, er liebe Maddalena nicht.
O! dieſes Weib, das raſtlos mich verfolgt,
Iſt meiner Tage Dämon, meiner Träume
Geſpenſt. Wie iſt ſo genauſam doch der Rath
Der Eiferſucht.

Der Podeſtat (eintretend).

Empfanget meinen Gruß,
Franceſca, ſchöne Juwelierin.

Digitized by Google

Francesca (fährt zusammen).

Ach!

(Sich fassend.)

Seyd Monsignor gegrüßt. Welch maaßloses
Vergehen hat den Podestat so frühe
Aus seinem Haus geführt?

Podestat.

Nun rathet.

Francesca.

Ich?

Podestat.

Sicher.

Francesca.

Ach, ich kann nicht, helft Ihr nicht!

Podestat.

Nach einem großen Frevler späh' ich.

Francesca.

Wirklich? und welch Verbrechens zeiht Ihr ihn?

Podestat.

Er hat das Gut, das Kleinod mir geraubt,
Von dem getrennt die Welt mir nichts mehr ist,
Und das, von Eifersucht gefoltert, ich
Mit allen meinen Schätzen gern erkaufte.

Francesca.

Glaubt Ihr ihn hier?

Podestat.

Gewiß, denn dieser Mann,

Francesca.

Denn dieser Mann?

Podestat.

Nun denn, ist Euer Gatte!

Francesca (sich verbeugend).

An Courtoisie thut's Keiner Euch zuvor,
Signor.

Podestat.

Bei Gott, es ist ein Wahnsinn, ich
Trag's länger nicht... ich liebe Euch, auf Ehre!

Francesca (ans Comptoir tretend).

Noch habt Ihr, glaub' ich, dieses Silberbecken,
Von neuer Form, Signore, nicht gesehen?

Podestat.

Es ist von Fasto!

Francesca.

Und zeugt, nicht wahr,
Von seinem fein gebildeten Geschmack!
S' ist Hammerarbeit und gefertiget
Nach einer Zeichnung des Andrea del Sarto:
Ein reich Geschenk und eines Königs würdig.

Podestat.

Vor Allem freut mich Euer Bild daran,
Das man aus dem geschliffnen Glanz des Silbers
Gleichsam aus einem Spiegel tauchen sieht.

Francesca (legt das Becken weg und nimmt eine Schale).

Nehmt diese Schale, die kein Bildniß zeigt:
Zerstreuen wird hier nichts den Freund der Kunst,
Sie ist, Ihr seht, von einem Amathyst,
Gefaßt in Perlen, Sapphir und Rubin,
Von Arkot diese, von Ophir die Perlen.

(Die Maddalena tritt mit dem Grafen Lello ein: Francesca läßt die Schale fallen, die zerbricht.)

Podestat.

Was macht Ihr da?

Francesca.

Sie! — Ach! ich bin des Todes!

(Fortsetzung folgt.)

Der englische Ernst und das französische Vaudeville.

Ein Engländer stellt, als Einleitung zur Uebersetzung einiger Proben französischer Vaudevilles folgende Betrachtungen über den englischen Volkscharakter oder Humor an:

„Es ist in dieser nüchternen Zeit nicht uninteressant, sich an ein Lieblingsepitheton der Balladendichter und Romanschreiber einer frühern Periode zu erinnern, wo es Mode war, vom „lustigen England" zu sprechen. War dieser Titel je ein verdienter? oder war er durch die Willkür des Dichters ertheilt — eine Erfindung, deren Kraft gerade auf dem ins Auge fallenden Widerspruch beruhte? In einer minder einfachen und unbefangenen Zeit hätte man einen satyrischen Sinn argwohnen können; aber davon sind gewiß jene Dichter frei zu sprechen! Und wenn „Sinn in dem Reim" gewesen, welch eine Veränderung ist dann seitdem mit uns vorgegangen! Es ist jetzt keine Spur mehr von Lustigkeit von Landsend bis John o'Groats, und kein lustiger Mann zu finden, als etwa ein armseliger Gaukler auf de Bartholomäusmarkt. Fröhlichkeit ist so selten unter uns, als Menuetten in La Trappe; oder, wenn sie wirklich vorhanden ist, so dringen ihre Bewegungen nie bis zur Oberfläche — kein Kräuseln des Wasserspiegels verräth ihre Strömung. Zwar gibt es viele Fictionen, welche nach allgemeiner Zustimmung unter dem Namen von Belustigungen laufen; und wir verfolgen sie deßhalb auch mit großer Beharrlichkeit. Sie sind gerade von der Art, wie daran andere Nationen sich ergötzen — warum sollten sie nicht auch für uns ein Zeitvertreib seyn? Nun, darum eben, weil der Geist, der ihnen Bedeutung und Leben gibt, nicht eben so leicht wie der Brauch entlehnt werden kann! Wir haben kein herzliches Interesse an dem Gegenstand, und ohne ein solches ist die Belustigung nichts als ein Name. Es gibt eine fröhliche Lebhaftigkeit, eine Frische, einen Erfindungsgeist, eine Originalität in dem Genusse von Vergnügungen, welche da sich geltend machen, wo der Nationalcharakter gesellig und munter ist; bei uns ist keine Spur dieser festlichen Gemüthsstimmung zu finden. Wir führen die Mode der Belustigung ein von den Orten, wo sie von Natur blüht, und beobachten sie mit einer mechanischen Genauigkeit, welche beweist, daß wir von ihrem Sinn und Zweck rein nichts ver-

Digitized by Google

stehen. Wir können nichts erschaffen; wir können nicht einmal glücklich übersetzen. Kein Tanz, kein Spiel, keine neue Weise der Vergnügung ist in unserm Lande seit den Zeiten der Stuarts mehr erfunden worden; wir sind zu geschäftig und nachdenklich für dergleichen Erfindungen geworden.

Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen anzustellen über die Ursachen einer Thatsache, welche man behaupten kann, ohne im mindesten damit einen Vorwurf zu beabsichtigen. Mit einer Art von speculativer Bewunderung für die Fröhlichkeit haben wir selbst einen tüchtigen Theil vom Temperament unsrer Nation, und wir wollen uns gern überzeugen lassen, daß gar viel Rühmliches zu Gunsten einer ernsten Gemüthsanlage gesagt werden kann. Ob nun dieser Charakter das Product protestantischer Asceese ist, welche durch Bürgerkrieg in unsere Natur hineingeknetet worden, oder ob harmlose Lustigkeit unvereinbar ist mit der Wachsamkeit und dem mühseligen Treiben der Handelsunternehmungen — ob nicht eine behagliche Ruhe und Ungestörtheit der Lebensgewohnheiten und Sitten erforderlich ist, um die Volkslustigkeit in voller Blüthe und Kraft zu erhalten — wie denn auch die Schwere und der Conflict dieser Zeiten die ganze civilisirte Welt nüchterner und ernster macht, ein nicht unwichtiges Zeichen einer überall vorschreitenden Umwälzung — das sind Fragen, die wir hier nur anregen, nicht erörtern können. Hier ist nur erforderlich, eine unläugbare Thatsache festzustellen, und ohne Bedenken und Scham zu gestehen, daß wir, was wir auch einst gewesen seyn mögen, seit manchem Jahr kein lustiges Volk mehr sind.

Ganz anders ist das bei unsern Nachbarn jenseits des Canals. Vielleicht läßt sich dermalen selbst in ihrem Sonnenschein ein Wölkchen entdecken, das, obwohl noch nicht größer als eine Mannshand, später einmal ihre Heiterkeit trüben dürfte. Ein kommendes Jahrhundert dürfte uns finden, wie wir von den beiderseitigen Küsten einander so finster und grimmig mit den Blicken messen, als die zwei Riesen von Guildhall. Aber diese Zeit ist noch fern. Klima, Sitten und stark eingewurzelte Neigungen haben dem französischen Volk einen fröhlichen Leichtsinn verliehen, welchen niederzudrücken es viele Jahre brauchen dürfte. Aus den heftigen Kämpfen der Fronde, aus der Erschöpfung und dem Elend, womit das Zeitalter Louis XIV schloß, und aus dem Blutregen, der das Land in den Tagen der Schreckensregierung überströmte, ist der Franzose mit unverwüsteter Heiterkeit wieder hervorgetreten. Zeitvertreib ist ihm ein unentbehrliches Lebensbedürfniß — er verlangt nicht eben panem et circenses, sondern selbst circenses vel sine pane. Er ist ein Feind vom ernsthaften und zurückgezogenen Leben; sein Herz sehnt sich nach Seinesgleichen; er will im Angesicht der Welt geboren werden, leben und sterben. In allen seinen Neigungen und Sitten ist die Idee der Gesellschaft vorherrschend; darauf ist die Basis eines Charakters gegründet, der nicht sobald zu verwischen ist. Auch wird es schwer halten, ihn der Munterkeit zu berauben, welche seine Art zu leben durchaus erheischt. Der ungesellige Mann kann durchs Leben sich durchschlagen mit all seinen Härten und Derbheiten; aber ein lebhaftes und lächelndes Behagen ist das einzige Element, worin die Masse sich beständig bewegen und ohne Hader und Zwietracht durcheinander sich wühlen kann. In Allem, was zur Kunst der geselligen Belustigung gehört, ist der Franzose ein fröhlicher Meister. Er gibt sich der Praxis derselben hin mit einem Eifer, welcher den geringsten Kleinigkeiten eine Bedeutung und den veraltetsten, verbrauchtesten Gemeinplätzen einen positiven Charakter verleiht. In seinen Belustigungen ist nichts Förmliches oder Conventionelles; wie der Schauspieler in der alten italienischen Komödie, verlangt er nur das Skelett seiner Rolle — die er dann so gut auszufüllen und durchzuführen weiß, wie der Dichter des Stücks selbst, und sie selbst mit einer nie ermüdenden Mannichfaltigkeit von Tag zu Tag variiren. Diese glückliche Disposition befähigt ihn, den „Meister der Lustbarkeiten" für die ganze civilisirte Welt abzugeben — ein Amt, das er mit unendlicher Grazie und Selbstzufriedenheit ausfüllt.

Bei einem Versuch, die Belustigungen unsrer Nachbarn zu beschreiben, ist natürlich zu erwarten, daß viel von der ursprünglichen Lebendigkeit verloren gehen muß. Manches jedoch wird den Proceß durchmachen können, ohne völlig zu verdunsten, und dahin dürften auch die Vaudevilles zu rechnen seyn. Diejenigen, welche sich an dem Vaudeville in seiner Heimath belustigt haben, mögen aufschreien über die Kälte seiner Erscheinung in anderer Gestalt; aber wir rechnen auf solche, die jenen Genuß entbehrten. Wer den Schmetterling nicht im schimmernden Flug in seinem heimathlichen Sonnenschein sehen kann, begnügt sich, seine, obwohl etwas verblichenen Farben im Cabinet des Sammlers zu bewundern.

Das Vaudeville, in seinem allgemein angenommenen Sinn, galt lange Zeit als Benennung für eine Art von leichtem Lied, wo Strophen scherzhaften oder satyrischen Inhalts zu möglichst einfachen Melodien gesungen werden. Die Musik ist nicht viel mehr, als ein tactmäßiges Recitativ in lebhaftem Rhythmus, und dient als bequemes Vehikel für die Worte des Gesangs, damit sie leichter von Mund zu Mund gehen können. Der Werth lag in den Worten, und in diesen fand die Laune des Volks eine unerschöpfliche Belustigung. Alles, was die Aufmerksamkeit des Tags, oder die Phantasie beschäftigte und anregte, von der Politik bis auf die Moden, verwandelte sich in lustige Strophen, oft von ausnehmender Leichtigkeit und Witz, und verbreitete sich so durch ganz Paris. Einige solche Couplets wurden erklärte Lieblinge; die meisten hatten nur ihre Stunde der Gunst und mußten bald wieder neuen Launen und Einfällen weichen. Die Freude der Pariser an solchen Reimsprüchen geht über alle Beschreibung, und lange waren sie die vorzüglichste Kundgebung der Volksgefühle in einer Hauptstadt, wo Alles die Weise eines Spaßes annimmt und zu einem Liedchen verarbeitet wird. Unter den niedrigern Classen kam zuerst die Hinzusetzung von Dialogen in Prosa zu dem ursprünglichen Vaudeville auf, und so scheint diese Art der Belustigung allmählich ihre jetzige dramatische Gestalt angenommen zu haben, wobei der ursprüngliche Grundzug eines wiederkehrenden Gesangs beibehalten wird, in welchem der Dialog sich in einer wohlbekannten Weise fortsetzt. Die Composition ist so einfach als möglich; die Charaktere sind wenige; die Zwischenvorfälle sind in

Digitized by Google

einem Augenblick entwickelt; Alles verräth einen durchaus populären und zufälligen Ursprung. Eine Anekdote, eine drollige Situation, ein komischer Charakterzug genügt zum Kern eines Stücks, das kaum eine halbe Stunde füllt. Diese Art von Unterhaltung, welche beständigen Wechsel erlaubt, war ganz geeignet, bald populär zu werden bei einem Publicum, welches nichts so sehr scheut als Uebersättigung. Als Belustigung der untern Classen wuchs und blühte es, bis Theater ausdrücklich für dasselbe gegründet wurden. Die Darstellung jedoch war roh und die Compositionen wenig werth, bis einige Dichter von höherer Classe, gereizt durch ihren Erfolg, die glückliche Idee faßten, diesem Zeitvertreib des Bürgers den Reiz einer eleganten Composition, unterstützt durch geschickte Aufführung, zu verleihen. Das Glück, das sie machten, war gränzenlos, und die Comédie Vaudeville, in ihrer anständigen Tracht, triumphirt jetzt in der Hälfte der vielen Theater von Paris und hat für ihren Dienst einige der anmuthigsten, geistreichsten Köpfe und der gewandtesten Schauspieler im Fach der leichten Komödie in Europa geworben.

Unter der Menge von Schriftstellern, welche in dieser lebendigen Gattung von Composition glücklich gewesen sind, steht Scribe ohne Frage oben an. Er behauptet diesen Platz nicht nur vermöge der Fruchtbarkeit seiner Feder — er hat ein paar Hunderte beliebter Stücke geliefert — sondern auch durch seinen Geist und seine Gewandtheit. Er besitzt in ausnehmendem Grad die Kunst, seinen Gegenstand zu dramatisiren, und einen gefälligen, ungezwungenen Scherz, der immer die Aufmerksamkeit fesselt. Sein Dialog ist leicht und lebhaft und überreich an gesalzenen Witzen, welche durch die Nachlässigkeit, womit sie hingeworfen werden, nichts an ihrer Wirkung verlieren. Auch seine Situationen sind hoch komisch und in der Regel für die Lösung des Knotens wesentlich, der, obgleich einfach, wie es diese Art Composition erheischt, doch oft völlig überraschend endet. Eigenthümlich ist, daß Scribe viele seiner Stücke mit einem Andern ausarbeitet; mehr als zwanzig Namen hat er schon durch die Ehre seiner Genossenschaft ins Publicum eingeführt.

Die Gegenstände der Comédies de Vaudeville sind so mannichfaltig als ihre Dichter. Manchmal ist es ein drolliger Zufall, eine Entdeckung oder ein Mißgriff; ein andermal ist es eine Excentricität im Charakter, das Burleske einer Classe der Gesellschaft, eines Standes, oder liefert die Liedlingsthorheit des Tags Stoff für ein Stück. Eine geschichtliche oder eine Anekdote aus dem Familienleben wird oft mit viel Geist und Gewandtheit aufgegriffen, und das Drama und der Roman andrer Länder sind geplündert worden, um das allgemeine Repertorium von Stoffen zu vermehren. Manchmal ist die Verwicklung in hohem Grad und aufs unwahrscheinlichste spaßhaft und im Geschmack von Farcen; und die Stücke dieser Art sind, obgleich zu absurd für die Lectüre, auf der Bühne vielleicht die belustigendsten, wenn gehoben durch das unnachahmliche Spiel eines Potier oder Perlet. Die Aengsten und Triumphe von Liebenden liefern natürlich eine Menge Themata, obgleich in häufigen Fällen der Humor des Stücks von diesem Interesse unabhängig ist. Eine andere, und sehr beliebte, Classe besteht in Beispielen von großmüthigen Handlungen oder edlen Aufopferungen, wobei der „alte Schnurrbart," der Lieblingscharakter der Franzosen, in der Regel eine Hauptrolle spielt. Auch Beispiele vom Hochsentimentalen findet man, aber sie sind nicht besonders einnehmend und scheinen auch wenig Glück zu machen. Die bei weitem größte Mehrzahl jedoch beschäftigt sich mit eigenthümlich französischen Gegenständen, und stellt die hervorstechendsten Züge des Lebens, der Sitten und der Conversation des Volks mit einer Treue und Lebendigkeit dar, die sie an sich schon für den ausländischen Leser höchst interessant machen muß. Wir glauben, daß eine angenehmere und gedrängtere Schilderung des Wesens dieses lebhaften Volks nirgends zu finden ist — gewiß nicht in irgend sonst einer Art von Gedichten und Büchern. Und so rasch sprechen sich die vorwiegenden Neigungen und Interessen des Augenblicks in dieser Form aus, daß man wohl die Frage aufwerfen darf: ob nicht die beste Geschichte des Fortschritts der Ideen und des geselligen Lebens in Frankreich, oder wenigstens in Paris, geliefert würde durch eine vollständige Ausgabe der auf einander folgenden Vaudevilles, in der Reihe, wie sie nach einander erschienen, cum interpretatione et notis variorum.

Es werden nun einige Proben gegeben; die erste aus einem sehr lustigen Stück: die erste Liebe, worin das Trügliche eines sentimentalen Glaubens in diesem Punkt mit viel Geist und Laune dargethan wird; die Fabel ist kurz folgende: Herr von Derviere schlägt seiner Tochter Emmeline einen jungen, tadellosen Mann, H. v. Rinville, zum Gemahl vor; sie aber schlägt ihn, ohne ihn gesehen zu haben (auch der Vater kennt ihn nicht persönlich), aus, weil sie als Kind von acht Jahren ihrem Vetter Charles Treue gelobt. Der Vater muß, wohl oder übel, dem Werber abschreiben und ihm den Grund der Abweisung angeben. Rinville ist schon unterwegs, als er das Billet erhält, und entschließt sich, sich für den seit acht Jahren abwesenden Vetter auszugeben; als solcher wird er vom Vater sehr schlecht, von der Tochter sehr gut aufgenommen, und legitimirt sich auch gegen letztere so ziemlich, kann aber leider einen Ring nicht aufweisen, den sie ihm gegeben, und sieht sich mit dem Verlust ihrer Gunst bedroht. Inzwischen sind Wechsel- und Schuldklagen gegen den Vetter Karl eingelaufen und schlimme Zeugnisse über seine Aufführung. Jetzt kommt der wirkliche Vetter Charles an und trifft mit Rinville zusammen; dieser bekommt von ihm den vermißten Ring; der heruntergekommne Vetter übernimmt die Rolle des Freiers, macht auf Vater und Tochter keinen sonderlich günstigen Eindruck, bringt Emmelinen die Nachricht, daß ihr Vetter eine Putzmacherin geheirathet — und wie sie über diese Treulosigkeit in Verzweiflung kommen will, löst sich der Knoten durch Abwerfung der Masken — und Alle sind zufrieden gestellt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 209.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Julius 1839.

Wolfert's Roost.

(Nach Washington Irvings „Crayon Papers" (Bleistiftzeichnungen).

Irving, der bekannte Humorist und treffliche Skizzenzeichner, gibt unter dem obigen Titel eine historische Beschreibung einer Gegend seines Vaterlandes am Hudson. Diejenigen unserer Leser, welche sein „Skizzenbuch aus Bracebridge-Hall" kennen, werden sich erinnern, daß er alle seine Legenden nur der Zeit der holländischen Besitznahme der Länder am Hudson, den Schriften oder Erzählungen des Dieterich Knickerbocker zu verdanken zu haben vorgibt. Im Eingang obiger Erzählung nennt er diesen Knickerbocker den Freund seiner Jugend, der, um den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben, die alte holländische Besitzung Wolferts Roost erkauft, doch unter dem tyrannischen Scepter einer keifenden Frau sich nun damit erholt habe, dem Knaben Irving seine alten Chroniken und Legenden vorzulesen oder zu erzählen. Später habe sich Irving von ihm getrennt, um fremde Länder zu sehen, und als er wiedergekehrt sey, habe er seinen alten Freund nicht mehr gefunden. Zu seiner Erinnerung aber habe er das Haus „Wolferts Roost" an sich gekauft, und gebe jetzt seine Geschichte, die er also erzählt.

„Fünfundzwanzig Meilen ungefähr von der alten und berühmten Stadt Manhattan, früher New-Amsterdam, jetzt New-York genannt, an dem östlichen Ufer derjenigen Ausdehnung des Hudson, welche die holländischen Seeleute früherer Zeit Tappan Zee nannten, in der That das große mittelländische Meer von Neu-Niederland, steht ein kleines, altmodisches, steinernes Gebäude, ganz aus Giebeln zusammengesetzt, und so voller Winkel und Ecken, wie ein alter aufgekrempter Hut.

Sein Ursprung geht weit zurück in die ferne Gegend, die man gemeiniglich das fabelhafte Zeitalter nennt, in dem eine gewöhnliche Thatsache zur Hieroglyphe und mit ergötzlicher Dichtung ausgemalt wird. In jenen Tagen war die östliche Küste des Tappan Zee von einem unverbildeten Geschlechte bewohnt, das ganz in Einfalt der Natur lebte, d. h. vom Jagen und Fischen, und sich zuweilen mit ein wenig Todtschlagen und Scalpiren belustigte. Jeder Strom, der von den Gebirgen nach dem Hudson strömte, hatte seinen kleinen Satschem, der über eine Handbreit Wald auf beiden Seiten des Flusses herrschte, und seinen Sitz an der Mündung hatte. Der Häuptling, der in jenem Gebäude herrschte, das später Wolfert's Roost genannt wurde, war nicht allein Krieger, sondern auch Arzt, oder ein Prophet, ein Beschwörer, was bei den Indianern dasselbe bedeutet. Von seiner Kriegslust zeugen die Waffen, die noch immer um den Roost ausgegraben werden; von seiner Zaubermacht gibt eine Quelle Zeugniß, die am Fuß des Ufers dicht am Flusse hervorsprudelt, und die er mit verjüngenden Kräften soll begabt haben, fast wie die berühmte Quelle der Jugend in den Floridas, nach welcher der alte Ponze de Leon so vergeblich suchte. Doch widersprechen dem die Sagen der Holländer, die erzählen, die Quelle sey von Femmetie van Blarcom, Frau des Goosen Garret von Blarcom, eines der ersten Ansiedler, von Holland in einem Butterfaß eingeschmuggelt worden, indem sie dieselbe bei Nacht, ohne Wissen ihres Gemahls, aus der Nähe ihres Landhauses bei Rotterdam mitnahm, da sie gewiß war, im neuen Lande kein solches Wasser zu finden — und sie hatte Recht.

Der Zauberer hatte eine große Leidenschaft für strittige Gebietsfragen und Bestimmung der Granzlinie, wodurch er in stäten Streit mit den andern Satschems kam, denn jedes kleine Flüßchen hatte seinen Häuptling, der seine Handbreit Land kräftig vertheidigte. Doch unser Satschem war auch Zauberer, und so brachte er es hier mit Streit, dort mit seinem Hocus-Pocus dahin, daß endlich alles Land mit Bergen und Thälern, hellen Quellen und klaren Bächen, das von den labyrinthischen Windungen des Neperan und Pocantico eingeschlossen wird, ihn als Herrn erkannte.

Besonders schwierig war die Besitznahme des letztern Stromes oder des Thales, das er durchfließt, und vielfach und blutig waren die Kämpfe, die er mit dem furchtbaren Satschem von Sing-Sing zu bestehen hatte, und innig bedaure ich, daß ich denen meiner freundlichen Leser, welche blutdürstig im Roman an Mord und Todtschlag sich erfreuen, nichts Näheres von diesen Schlachten, Hinterhalten, Ueberfällen und Würgscenen

Digitized by Google

erzählen kann. Endlich blieb der Zauberer Sieger, doch schrieb man seinen Sieg mehr einer Arzenei oder großem Zauber bei, wodurch der Satschem Sing-Sing mit seinen Kriegern in den Schluchten und Felsen des Thales in Schlaf gebracht wurden, wo sie bis auf den heutigen Tag schlafen, woher auch das Thal des Pocantico die Benennung des „Sleepy Hollow" führt. Oft hört der Landmann in abgeschlossenen, ruhigen Theilen des Thales an sonnigen Tagen, wenn er seine Pflugstiere zur Arbeit antreibt, verwundert von den Bergen her schwaches Rufen, das von den bezauberten Kriegern herrührt, die halb erwachend aufschrecken, und nach ihren Waffen greifen, doch wieder in Schlaf zurücksinken.

Die Eroberung des Pocantico war die letzte des Zauberers, denn trotz seines Zaubers fiel er im Gefecht, als er seine Gränze gegen Osten ausdehnen wollte, und sein Grab zeigt man noch an den Ufern des Sprain. Doch hinterließ er seinen Nachfolgern ein mächtiges Reich, das die Besitzer des Roost immer noch ansprechen können, wenn jedem sein Recht würde.

Dem Zauberer folgte eine lange Reihe von Häuptlingen, doch nur der Letzte von ihnen ist merkwürdig, weil er Alles, was sein Ahnherr durch Zauberspruch und Krieg entschied, durch Essen und Trinken gewann. Er sorgte namentlich für die Vermehrung der Austernlager, und alle die, welche noch jetzt längs der Küste der Tappan Zee erlstiren, sind von ihm errichtet. Entstand ein Streit zwischen ihm und seinen Nachbarn, so lud er sie alle zu einem großen Festmahl, und selten blieb die Sache unentschieden. Die ungeheuren Haufen von Austerschalen, welche die hohen Ufer des Flusses bedecken, sind eben so viel Denkmale seiner gastronomischen Siege, und sind irrthümlich von Geologen als Beweise der Sündfluth angeführt worden. Neuere Forscher in unserer früheren Geschichte haben sogar gefunden, daß er dieselbe Person war, mit der Master Hendrick Hudson und sein Genosse Robert Juet den klugen Versuch machten, und ihn auf ihr Schiff nahmen, wo sie ihn so mit Wein und Aquavit anfüllten, daß sie Alle sehr lustig waren, um zu erfahren, wie weit er es ehrlich meine. Welche Versuche Master Hendrik und sein würdiger Gehülfe mit seiner Frau angestellt haben, die sich auch auf dem Schiffe befand, wird nicht erzählt, auch die moralischen Folgen dieses Experiments sind nicht bekannt. Nur so viel erzählt die Sage, daß der Satschem beim Landen seiner Frau einen tüchtigen Rippenstoß applicirt habe, nach der ehrlichen Sitte der Eingebornen, und daß er ein tüchtiger Trinker geblieben sey bis an seinen Tod, und seine Länder für Aquavit verhandelt habe, wodurch der Roost und seine Ländereien von Yonkers bis Sleepy Hollow in die Hände der Holländer gekommen sey.

Doch blieben sie nicht lange im ruhigen Besitz, denn im Jahre 1654 machten die schurkischen Yankees von Connecticut einen kühnen Einfall in die Nachbarschaft, und gründeten eine Colonie, Westchester genannt, oder nach den hollandischen Berichten West-Dorp, worauf Thomas Pell behauptete, er habe das umliegende Land von den Indianern gekauft. Dieß geschah unter der ritterlichen Regierung von Peter Stuyvesant, und erregte den Zorn dieses alten Helden, der, ohne weiter über Ansprüche und Urkunden zu streiten, mit einemmal auf das Nest der schurkischen Eindringlinge losfuhr, 25 von ihnen in Ketten zu den Manhattoes fortführte, und nicht eher ruhte mit seiner Hand und seinem hölzernen Beine, bis er die Yankees nach Connecticut zurückgetrieben oder sie gezwungen hatte, den Hochmögenden zu huldigen; und darauf errichtete er Vorposten, weit in das Land der Indianer hinein, von denen einer Roost war. Doch gaben die Yankees das schöne Land nicht ganz auf, sondern leisteten die Huldigung, und setzten sich durch Verheurathung und Vermehrung und andere solche boshafte Mittel in den Besitz eines großen Landstrichs der Westchester Grafschaft, wo ihre Nachkommen längs dem Sund bis heutigen Tags gefunden werden können.

Als nun bald nach diesem Ereigniß die Engländer das Land unterwarfen, zog sich Wolfert Acker, einer der kampflustigen Räthe Peter Stuyvesants in diese Einöden zurück und nannte es Wolferts Rust (Wolferts Ruh), aus welcher Benennung denn Roost wurde. Doch fand der würdige Mann die gewünschte Ruhe hier nicht. Denn sein zänkisches Weib und, mehr als dieß, der erwachende Zauber des Landes trieben ihn unstät umher. Die Holländer zwar nagelten Pferdehufen an ihre Thüren, um den herumstreifenden Geistern zu wehren, und daher schreiben sich die Hufeisen, die man noch immer an den Thüren der Scheunen und Bauernhäuser dieser Gegend sehen kann. Doch schien es nicht viel zu helfen. Vermuthlich wurde Roost schwer heimgesucht, und Wolfert hatte keine Ruhe bei Tag und Nacht. Wenn das ganze Land ruhig war, so heulte und pfiff der Wind um sein Dach, Hexen schwärmten um seine Giebel und spien in seine Feueressen, seine Kühe gaben blutige Milch, die Pferde brachen aus ihren Ställen und liefen in die Wälder. Es fehlte nicht an Stimmen, die das Alles erklärten, daß Wolferts Frau im Einverständniß mit dem bösen Feinde sey, und daß sie sogar den Hexensabbath in Sleepy Hollow mitfeierte, ja ein Nachbar, der nahebei wohnte, versicherte, er habe das Weib auf einem Besenstiel reiten sehen, obgleich Andere behaupten, der Besenstiel sey nur von ihr geschwungen worden, um einer Redefigur in einer ihrer Gardinenpredigten mehr Nachdruck zu geben. Gewiß ist es, Wolfert Acker nagelte ein Hufeisen an die Außenthür während eines ihrer nächtlichen Ausflüge, doch da sie ohne Anstand ins Haus zurückkam, so konnte sie nicht so viel von einer Hexe haben, als man sagte.

Die nächste Zeit nach Wolfert Acker ist wenig bekannt und gehört zu den dunkeln Zeiten des Roost, vielleicht werfen die historischen Untersuchungen unserer antiquarischen Zeit ein helleres Licht auf sie. Von größerer Wichtigkeit ist für diese Wohnung des Friedens die Zeit des Revolutionskriegs, wo sie einen kriegerischen Charakter annahm. Jakob von Tessel oder van Texel war damals ihr Besitzer. Es war ein kräftiger, langer Mann, so kräftig an Geist wie am Körper, und wie die Satschems der alten Zeit herzlich den Abenteuern des Kriegs ergeben. Doch ehe wir von ihm sprechen können, müssen wir die Wohnung genauer beschreiben, was nächstens geschehen soll.

Digitized by Google

Iran.

2. Neuere Verhältnisse. — Khorasan.

(Schluß.)

Was sich so zwei Jahre lang in trägen Unterhandlungen hingeschleppt hatte, entwickelte sich nun, nachdem man sich so klar gegen einander ausgesprochen, sehr rasch. Was Schudscha im Jahre 1833 auf eigene Faust bei gleicher, aber noch minder entwickelter Lage versuchte, das wurde nun von den Engländern ernstlich unternommen. Jetzt war Schudschah nur noch die Puppe, der Vorwand, den man brauchte, um in Afghanistan einzudringen; ein Bündniß mit Randschit Singh wurde geschlossen, und die englische Armee begleitet von der, die man im Namen Schah Schudscha's zusammenbrachte, setzte sich in Bewegung. Das Erste für die Engländer war, sich des Indus-laufes zu bemächtigen, und so war auch den Emirs von Sind das Todesurtheil gesprochen: sie mußten sich unterwerfen, und die englische Macht zog nun über den alten Strom, während Randschit Singh sich rüstete, von Peschawer aus tiefer in Afghanistan einzudringen; zum erstenmal wieder seit anderthalb Jahrtausenden, daß von Indien aus dem Umsichgreifen des persischen Stammes und des Muhammedanismus kräftig entgegengetreten wird.

Es kann für Persien im Allgemeinen nur wohlthätige Folgen haben; denn Perserstämme, die sich seit langem als kaum zu Iran gehörig betrachtet hatten, werden jetzt gezwungen, sich wiederum zu vereinigen, und nach einem gemeinsamen Ziele zu handeln. Westpersien, so gut wie Afghanistan und Beludschistan, sind gegen die Engländer und die Hindus in ihrem Gefolge in die Reihe getreten. Selbst Bukhara, so lange feindlich gegen Persien, hat sich jetzt aus Politik mit demselben verbunden, *) und steht jetzt als eine Art Mittelmacht zwischen Westpersien und Afghanistan da: das gemeinsame Schlachtfeld für alle, wenn sie sich befehden, ist Khorasan, gegenwärtig aber bedürfen sie einander zu sehr, um unter einander zu hadern, nur Herat steht allein da, ohne Hülfe, ohne Beistand. Den Angriffen Persiens und dem Hasse der übrigen afghanischen Fürsten aus der Barekzeifamilie ausgesetzt, allenthalben von Feinden oder falschen Freunden umrungen, ist Kamran, der ohnehin dem Grabe zuwankt, nicht im Stande, dem Sturm Widerstand zu leisten. Ist vollends eine neuere Nachricht wahr, daß sich Lieutenant Pottinger mit Kamrans erstem Minister überworfen hat, so möchte dieser, — und es kann wohl kein anderer seyn, als der früher schon erwähnte Yar Mohammed Khan, — leicht der gefährlichste Feind werden.

Die Engländer haben unaufhörlich die Sage wiederholt, Dost Mohammed werde sich nicht schlagen, sondern ohne Kampf den Thron an Schah Schudscha abtreten, allein die oben mitgetheilten Unterhandlungen lassen einen solchen Ausgang keineswegs als wahrscheinlich betrachten. Aber auch den Fall gesetzt, Dost Mohammed träte ab, oder würde von den Engländern dazu genöthigt, so würde doch Schah Schudscha's Herrschaft, oder vielmehr die Hrn. Macnaghtens, der zum Residenten an seinem Hofe, d. h., wie sich der Correspondent des Asiat. Journ. ausdrückt, zum Regenten von Afghanistan ernannt ist, nicht lange halten. Es wäre die kostspieligste Eroberung, welche England machen könnte; ohne Hoffnung, das afghanische Volk dauernd für sich zu gewinnen, von Bukhara und Persien her feindlich bedroht, müßte stets eine wohlgerüstete Armee dastehen, um das Land mit den Waffen zu behaupten. Jetzt erst fängt man an, über das Verhältniß der Engländer zu Randschit Singh klar zu sehen: er war das Bollwerk gegen die afghanischen Stämme, deren unbezwinglicher Kriegsgeist und Fanatismus die Engländer unaufhörlich beschäftigt hätte. Randschit Singhs Stellung hat ihnen den Dienst geleistet, die Afghanen fern zu halten: mit seinem Tode und in Folge des jetzigen Kriegszugs bricht diese Schranke nieder, und die Engländer werden bald zu ihrem Schaden finden, daß die unermüdlichen Reiterschaaren der Beludschen und Afghanen sehr beschwerliche Feinde sind. Der Kampf zwischen Indien und Persien, der schon im ersten Jahrhundert der Hedschra begann, aber seit Mahmud dem Ghaznaviden (1000 n. Chr.) jenen furchtbar zerstörenden Charakter annahm, der bis in die neuesten Zeiten, bis Schah Zeman fortdauerte, der noch in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts mit seinen Reiterschaaren bis vor Delhi streifte, hat eine neue Gestalt angenommen: die Hindus, von den Engländern geführt und unterstützt, dringen wieder vor, und es fragt sich, ob der Strom rückwärts gehen soll, wie in der spätern Zeit des baktrischen Reichs.

Im Westen blieb Persien in den letzten Jahrhunderten im Wesentlichen ungeändert, wenn gleich in den Kämpfen mit dem türkischen Reich die Gränzen wiederholt verrückt wurden. Die eigentliche Gränze Persiens im Südosten, die Gebirge von Laristan, hat keinen Feind zu fürchten, jenseits derselben aber bis gegen den Euphrat hin schwankt die Bevölkerung: die Angesessenen sind Perser, Tadschiks, die Umherwandernden, Nomadischen sind Araber. Aber aufwärts macht der Tigris wieder die Gränze, und noch höher hinauf sind die Gebirge von Kurdistan hingelagert, die mit ihren trotzigen Bewohnern das persische Land zugleich schirmen und befehden. Nur die nordwestliche Ecke, nämlich Adserbeidschan, bietet einen sonderbaren Anblick dar durch das Ueberwiegen der Turkomanenbevölkerung; aber wenn nicht alle Zeichen trügen, so trägt der persische Stamm des Volks und die persische Bildung mehr und mehr über die turkomanische Rohheit den Sieg davon. Doch ist dieß ein Punkt, der wegen der Nähe der vielen Turkomanenstämme im

*) Bekanntlich soll der englische Oberst Stoddart dort gefangen zurückgehalten werden. Oberst Stoddart war der englischen Gesandtschaft in Persien zugegeben, und wurde zu verschiedenen Sendungen, unter Anderm auch von Hrn. M'Neil zu einer Sendung an Kamran benützt. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß er mit einer politischen Sendung nach Bukhara beauftragt wurde. Der Grund, weßhalb man ihn gefangen hält, läßt sich ziemlich errathen. Es ist wohl derselbe, weßhalb man die Eingänge nach Cabul von Süden her hermetisch geschlossen hat, so daß seit dem Anfang dieses Jahrs keine Nachricht über das was in Cabul vorging, mehr durchdrang. Oberst Stoddart mochte leicht in Bukhara den Mittelpunkt für manche politische Bewegungen der letzten Jahre finden, und darum darf auch nicht ein Brief von ihm nach Herat oder sonst wohin gelangen.

Digitized by Google

Norden noch häufig zu Zerwürfnissen zwischen Rußland und Persien Veranlassung geben wird, da das jetzige Bündniß unmöglich anders als temporär seyn kann.

Die erfreulichste Aussicht für Persien öffnet sich aber in Khorasan: so verworren es dort auch noch aussieht, so läßt sich doch unmöglich verkennen, daß die schlimmste Zeit der Turkomaneneinfälle vorüber ist. Wenn man erwägt, daß trotz der großen Erschlaffung, in welcher Persien sich seit dem Anfang dieses Jahrhunderts befindet, doch schon einige Turkomanenstämme räthlich befunden haben, sich an Persien anzuschließen, und dessen Oberherrschaft anzuerkennen, wenn man bedenkt, daß auf die bloße Nachricht vom Anmarsch Abbas Mirza's die benachbarten Stämme die größte Furcht zeigten, so ist alle Hoffnung vorhanden, daß den räuberischen Einbrüchen derselben mehr und mehr ein Ziel gesetzt werden wird. Mehr bedarf es aber nicht, um die Umgegend von Herat, von Merw, Meschhed u. s. w. in blühende Gärten zu verwandeln.

Wie auch der Kampf, welcher jetzt sich entspinnt, ausgehen mag, immerhin wird Persien sich zu größeren Anstrengungen als bisher genöthigt sehen; es wird mehr und mehr den europäischen Einrichtungen die Thore öffnen, und die feine Bildung, welche seit dem ersten Sofi die Perser geistig über ihre Nachbarn hob, wird gleichfalls hierzu das Ihrige beitragen. Der Anfang zur europäischen Disciplinirung ist gemacht; was Persiens Herrscher selbst nicht thun, werden vielleicht Russen und Engländer thun, wovon die letzten schon genau berechnet haben, was persische disciplinirte Truppen kosten können. Ist aber einmal ein tüchtiger Stamm disciplinirter Mannschaft vorhanden, so wird der Schah mehr und mehr sein Uebergewicht über die wandernden Kriegerstämme begründen und die innere Ruhe erhalten, die fast allein hinreicht, um Persien zu heben.

Reise russischer Künstler auf der Wolga.

Petersburg, 7 Junius.

Die Gebrüder Tscheenezow, beide Landschaftsmaler und Akademisten in der hiesigen Akademie der Künste, sind vor wenigen Wochen erst von einer Kunstreise durch Rußland wieder hieher zurückgekehrt, die bei uns eben so neu in ihrer Art, als reich an mannichfaltiger Ausbeute für ihre Unternehmer gewesen ist. Von einem unserer vermögenden Mäcene mit den zu dieser kostspieligen Reise erforderlichen Mitteln versehen, begaben sie sich im April vergangenen Jahres von hier nach Rybinsk, einem Kreisstädtchen im Gouvernement Jaroslaw. Hier erstanden sie ein eigenes Fahrzeug, richteten es ganz für ihre Bedürfnisse ein, und zwar in Form eines Hauses, mit Fenstern, einem Küchenherd, Tischen zum Zeichnen, Haus- und Künstlergeräth versehen, engagirten zur Führung des Fahrzeuges einen Lootsen mit mehreren Ruderern, versahen es mit einem Segel und Rudern, und traten so am 5 Junius, immer der Strömung der Wolga folgend, die Reise an. Die Wolga, der Hauptstrom des europäischen Rußlands, welchem die Binnenschifffahrt und innere Industrie ihr regstes Leben verdankt, ist an ihren Ufern, die sich über 5000 Werste ausdehnen, reich an schönen malerischen Gegenden, die schon längst den Künstlerpinsel erwarteten. Die Brüder Tschernezow, beide aus den von ihnen jetzt bereisten Wolgagegenden gebürtig, die schon lange die Ausführung dieses Lieblingswunsches nährten, haben zuerst diese schwierige Aufgabe gelöst, nur, wie es scheint, zu sehr im Detail. Der reiche Inhalt ihrer Collectionen enthält Ansichten von allen Städten und Landschaften, die an beiden Ufern mehrbesagten Stromes liegen, nächstdem an 500 Plane, Abrisse und Zeichnungen von Alterthümern, Costumen, an 80 in Oelfarben aufgetragene Skizzen. Die Sammlungen der von ihnen an Ort und Stelle aufgefundenen Münzen, Versteinerungen, Schalthieren und andern merkwürdigen Naturgegenständen sandten sie schon zum voraus aus Astrachan hieher.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Geographisches. Quillimane.

(Fortsetzung.)

Die Gegenden sind so fruchtbar, daß sie jährlich zwei Ernten geben, allein die Faulheit der Bewohner, deren Noblisse meistens aus degradirten Verbrechern und aus Canarins (Eingebornen aus Goa) besteht, zieht keinen Nutzen davon. Diese widmen sich einzig dem Handel nach dem Sertao, und schwelgen in Lastern. Quillimane hat eine Mutterkirche und eine Capella, oder Ermida, wie man sie zu nennen pflegt, mit einem einzigen Priester, und wenn derselbe erkrankt, so kann gar kein Gottesdienst gehalten werden, der überhaupt aber auch nur dem Schein nach ausgeübt wird. — Was die Landproducte betrifft, so bringen diese Gegenden Alles in Ueberfluß hervor, und ohne viele Mühe, besonders Weizen, Reis, Mais, Zuckerrohr, was hier wild wächst, Lein, Baumwolle, und aus dem Palmensaft bereitet man einen heretischen Wein. Wenn man hier nur säet, so kann man auch ernten. — Quillimane für sich hat eigentlich keinen Handel, allein seine Localität macht es zu dem besten Entrepot der asiatischen und europäischen Handelsartikel, die ins Innere des Landes gehen sollen. Quillimane ist also eigentlich ein Speditionsort für ankommende und abgehende Waaren, die von Mozambique eingeführt und abgeholt werden. Der Zoll-Factor hat von den eingehenden Waaren, welche besonders in Glascorallen, Pulver, Flinten, Eisenwaaren aller Art, Baumwollzeugen aller Farben, rohem und gegerbtem Leder u. s. w. bestehen, den Zoll zu erheben. Die Rückladungen bestehen in Gold, Elfenbein, Zähnen von Flußpferden und Sklaven. — Dieser Handel belebt die Schifffahrt, die denn auch den Haupterwerbszweig der Bewohner abgibt. Diese Schifffahrt den Fluß aufwärts bis zur Villa de Sena wird in eigentlichen Canots gemacht, die hier den Namen Coches (Kutschen) führen, und nur aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme bestehen von allen Größen. Man hat welche, die bis zu 80 Ballen Tuch laden, allein sie sind höchst unsicher, und besonders beim Segeln. — Der Handel nach Sena würde außerordentlich belebt werden, und die 5612 Quadratlieguas, welche die Portugiesen an den Flüssen Guabo und Muto, die von Tete und Sena herabkommen und bei Quillimane ausmünden, besitzen, würden zu einem der reichsten Länder werden, wenn man die Hindernisse aus dem Wege räumte, welche die Schifffahrt beschweren: nämlich die Barra oder Mündung des Flusses müßte erweitert und das Flußbett von den hineingestürzten Uferbäumen gereinigt werden, um sie für größere Fahrzeuge zugänglich zu machen. Ein einträglicher Handel zur Ausfuhr würde alsdann auch mit dem vortrefflichsten Holze für Schiffbau getrieben werden können, welches längs den Ufern jener Flüsse wächst, und ganz den brasilianischen Holzarten an Güte gleichkommt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedenmann.

Digitized by Google

Nr. 210.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Julius 1839.

Neueste landwirthschaftliche Bestrebungen in Frankreich.

Die großen Güter bedeckten, wie überall, wo die Reste der Lehensverfassung bestanden, den bedeutenderen Theil von Frankreichs Boden. Da ihnen die Handleistung der Frohnverpflichteten nicht mangelte, so wurden sie nach der Routine bearbeitet. Durch die Revolution kam Theilung des Grunddesitzes unter die Massen, und wo sich große Güter erhielten oder neue gestalteten, blieben sie aus Mangel an Arbeitern während der Republik und des Kaiserreichs zum Theil unbebaut liegen, zum Theil in den Händen unwissender Pächter, welche den, bei dem geringen Werthe der Güter selbst, verhältnißmäßig geringen Zins, leicht herausbringen konnten. Frankreich bedurfte keiner bedeutenden Production, da die Volkszahl sehr vermindert und von dem Reste noch ein stehendes Heer im Auslande ernährt ward. Die weiter und weiter hinausgeschobenen Gränzen des Kaiserreichs gestatteten überdieß eine leichte Einfuhr von Cerealien und besonders von Mastvieh. Zugleich hatte der französische Geist seine Herrschaft über ganz Europa verbreitet, und in den neugeschaffenen Monarchien eine Menge kleiner Höfe nach dem Zuschnitte der Tuilerien gebildet. Englands Industrie war gänzlich vom Continent ausgeschlossen, Deutschlands und Italiens Fabriken waren gestört, und so konnte man Capitalien nicht besser als in dem Handel anlegen, der in der That im Jahre 1811 zu einer für jene Zeit kolossalen Höhe stieg. Da auch der Arbeitslohn im Verhältnisse stieg, so griff der Feldbauer nach und nach zu dem Weberschiff, und legte sein geringes Ersparniß bei seinem Fabrikherrn an. Darum dauerte also der Verkauf der Güter fort, selbst nach der Rückkehr des Adels. Denn durch allerlei Leiden waren die Marquis und Barone im Auslande gezwungen worden, sich zu Geschäften herabzulassen, die ihnen früher entehrend dünkten. Zurückgekehrt konnten sie um so weniger dem Adelstolz fröhnen, als ein neuer Verdienstadel gebildet, und die Gleichheit vor dem Gesetz in das bürgerliche Leben tief eingedrungen war. So geschah es, daß während ein Theil seine alten Güter wieder an sich brachte, ein anderer, nicht unbeträchtlicher, in mercantilischen Unternehmungen sein Geld anlegte. Das Verwerfen des Majoratgesetzes (loi d'ainesse oder loi d'amour genannt) und noch mehr die Julusrevolution zerstörten die Hoffnungen zur Realisirung einer poetischen Adelsidee, und bis auf Weiteres ist die freie Zerspaltung und die Beweglichkeit der Güter das Lebensprincip des neuen Ackerbaues. Bei dem Verkaufe der confiscirten Kloster- und Rittergüter war in der Revolution eine Gesellschaft entstanden, die, weil sie die Besitzungen für Spottpreise an sich zu reißen wußte und Wucher damit trieb, von den Bauern la bande noire, in der Rhein- und Moselgegend, wenn wir nicht irren, Schinderhannesbrüder genannt wurde. Durch sie wurden die Besitzungen gekauft und verkauft, und noch jetzt, wo in allen Städten die Gütermäkler bande noire genannt werden, finden sich die Reste des Vereins als Unterhändler.

So haben sich besonders in der Nähe der größern Städte eine Menge kleiner Wirthschaften gebildet, die bei Gartenbau, Federvieh-, Geißen- und anderer Viehzucht aus Allem Geld zu machen wissen. Müssen sie auch Futter kaufen, so wird ihnen die Milch theurer bezahlt; bedürfen sie mehr des Dunges als andere Wirthschaften, so führen sie mit Eseln den Kehricht der Stadt und selbst den Gemüseabfall als Viehfutter nach dem Verkaufe ihrer kleinen Producte zurück. Diesen Wirthschaften fehlt es an Thätigkeit nicht, Frau und Kind und Kegel muß Hand ans Werk legen; die Träume der Milchfrau Lafontaine's wiederholen sich millionenmal in den Köpfen dieser industriellen Landwirthe, für sie bedarf es so wenig des Unterrichts, als für die kleinen Savoyarden und die Hausirer aus Oberitalien. Aber dieser kleine Besitz kann weder Getreide, noch Fleisch, noch Wolle produciren, wenigstens nur für den eigenen Gebrauch; den größeren Gütern muß es somit überlassen bleiben, die Städter zu nähren. Wie sind aber diese größern Güter mit Erfolg zu verwalten, da ihnen gewöhnlich die Handarbeit mangelt, und der Tagelohn sehr theuer wird? Das war die große Frage, welche sich die neuere europäische Agricultur vorlegte. Die Fortschritte der Franzosen in den Naturwissenschaften führten eine gewisse Schule darauf, den Landbau als eine Fortsetzung der Naturlehre, und namentlich der Physik,

Digitized by Google

der Chemie und der Pflanzenphysiologie zu betrachten, und wie in der Arzeneilehre Alles auf chemische Producte zurückgeführt werden sollte, so ward diese nicht von Beobachtung des Landbaus selbst, sondern von der Analyse zur Synthese übergehende fast ganz theoretische Behandlung im höchsten Grade einseitig und augenblicklich dem Ackerbau schädlich. Indessen verdankt man dieser Schule, um der allgemeinen Vortheile nicht zu gedenken, die verschiedenen, aus den ersten Naturproducten erzeugten Kunstproducte, die verschiedenen Anwendungen der Kartoffel zu Mehl und Stärkemehl, zu Branntwein und Syrup, und die so überaus wichtige Zuckerbereitung aus Runkelrüben.

Von England, der Friedensburg Europa's aus, wo keine feindliche Invasion die ruhige Ackerbestellung hinderte, kam ein neues agronomisches Element, das der Koppelwirthschaften. Deutschland früher als Frankreich wurde mit diesem Systeme vertraut, aber auch eine neue, gemischte und positive Schule bildete sich in der deutschen und französischen Schweiz, welche durch die Namen Pictet, Cullin, Fellenberg, und durch ihr Organ, die Bibliothèque universelle, auf Frankreich einwirkten, und hier in Chaptal, Tessien und Yvert geistreiche Theoretiker hervorriefen. Und so wurden in mehreren größeren Städten Lehrstühle für Agricultur geschaffen, die freilich bis jetzt sich noch nicht von den Einflüssen der analytischen Schule losmachen, und deßhalb auch nur für eine Art Hortieultur arbeiten konnten, indessen doch auf einen vergessenen Gewerbszweig aufmerksam machten. Besonders aber halfen zwei Institute, das zu Roville unweit Nancy, durch Dombasle gestiftete, und das daraus hervorgegangene durch v. Bella in Grignou bei Paris, eine rationelle Behandlung des Landbaus in Frankreich verbreiten. Dombasle gehörte als Eleve der polytechnischen Schule zu den Chemikern und Mechanikern in der Landwirthschaft. Er begann seine Wirthschaft auf einem höchst ungünstigen Terrain im Moselthale, das, auf einer Kieselage des alten Flußbeckens ruhend, in trockenen Jahren durch die Unterlage austrocknete, und in nassen Jahren mit dem Steigen des Wassers alles Unglück eines nassen Terrains theilt. Der wackere Mann mußte deßhalb von Jahr zu Jahr seinen Feldwechsel ändern, bis er die Beschaffenheit seines Grundes genau kannte. Mit einer seltenen Offenherzigkeit theilte er in seinen Annalen alle günstigen und ungünstigen Resultate mit, und wirkte gerade durch den Scharfsinn, mit dem er seine Rechnungen und die daraus folgenden Schlüsse prüfte, mehr als durch Darlegung eines günstigen Erfolgs. Gänzlich von dem System zurückgebracht, als ließe sich viel durch chemische Combinationen machen, drang er auf praktische Entwicklung und auf möglichst genaues Buchhalten. Er wußte durch Klarheit des Vortrags seine Schüler zu begeistern, und den von deutscher und englischer Landwirthschaft entlehnten rationellen Grundsätzen Eingang zu verschaffen. Leider scheint sein Institut, eben durch die unglückliche Wahl seines Terrains, sich nicht in der Blüthe erhalten zu können, doch ist zu wünschen, daß seine Werkstatt für Ackergeräth, welche die einzige vorzügliche in Frankreich ist, weil sie kein Geräth verkauft, das nicht auf dem Gute selbst als brauchbar erprobt worden, die Anstalt und ihren edlen Stifter überleben möge.

Das Institut zu Grignon bei Paris hat eine geringere praktische Wichtigkeit. Es ist größtentheils von begüterten, jungen Leuten besucht, die einer Reihe von Cursen über alles ins landwirthschaftliche Fach Einschlagende folgen, gewisse aus Deutschland herüber gebrachte Systeme, wäre es auch mit Einbuße großer Summen, welche dem Institut zu Gebote stehen, durchgeführt sehen, und wenn sie bedeutendes Vermögen besitzen, auch nach Umständen dieselben späterhin einführen können. Inzwischen ist durch ihre Bestrebungen doch die Menge der Ackerbauer vergrößert und eine Publication, wie die der Maison rustique du 19. siècle unter der Leitung eines Arztes, Bivio, möglich geworden. Von demselben Verfasser erscheint seit dem Jahre 1836 das Journal d'agriculture pratique de Jardinage et d'économie domestique; es setzt seine Leser von Allem in Kenntniß, was im Auslande und namentlich in Deutschland für Landwirthschaft geschehen ist und geschieht. Ruhmvoll für Deutschland, ehrenwerth für Frankreich und heilbringend für die Zukunft bleibt immer diese Anerkennung. Während Cousin deutsche Philosophie übersetzt und deutsche Schulen durchläuft, (oft daran vorbeiläuft), während Burnouf sich auf deutscher Helleniſten Autorität stützt, während Quinet und Mermier die Poesie als deutsches Lebenselement bezeichnen, Montalembert die Wiege neuerer Kunst in München sucht, und Ludwig Philipp dem deutschen Meister Cornelius als Cabinetführer dient, Michelet mit Sehnsucht nach dem historischen Deutschland und seinem gründlichen Quellenstudium blickt, erklärt Bivio: der Franzose ist Künstler, der Engländer Kaufmann, der Deutsche Ackerbauer. Schwerz, Thaer, Koppe, Block, Wulfen, Vogt, Thümen und Andere sind jetzt in Frankreich genannt, wo nicht selbst übersetzt. Mehr noch werden sie es bald durch einen Mann werden, der in landwirthschaftlicher Hinsicht eine Reise macht und auf gastliche Zuvorkommenheit deutscher Landwirthe rechnet.

Derselbe ist Hr. Cäsar Nivières, ein Gutsbesitzer in dem Theile der Voralpen, welcher noch heute Bugey heißt. Peyzieu, seine kleine Besitzung, liegt gleichweit von Genf und von Lyon, eine kleine Stunde von Belley. Nach den zur Jurisprudenz nöthigen Vorstudien erkannte Nivières, sein Beruf sey der Ackerbau, und ging an den Pflug, ohne eben weitere festere Principien zu haben, als daß Düngerhervorbringung die Basis des Ackerbaus sey. Mit praktischem Blicke ausgestattet, ging Nivières schrittweise, und hat in 15 Jahren, was wohl zu beachten ist, niemals einen Fehlschritt und damit verbundenen Rückschritt gethan, den Werth eines Gutes in dieser Frist von 80,000 Franken um mehr als das Doppelte erhöht und sein Betriebscapital sehr bedeutend verzinst. Diese Resultate wurden erst langsam in seinem Departement, später auch anderweitig bekannt, und als Hr. Nivières auf eine Schrift über die Wahl eines Feldwechsels zum Mitglied der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Lyon ernannt ward — einer Gesellschaft, die mehr aus Liebhabern als Sachkundigen besteht, so beschloß er in Lyon selbst in einer Reihe von Vorträgen seine Ideen zu entwickeln. Mitten in einer Fabrikstadt die Vorzüge der Landwirthschaft auf Kosten der Fabrication zu erheben, schien eine

Digitized by Google

Tollheit. „Wollt Ihr unsere rue merciere pflügen oder uns eine Maschine vorzeigen, welche den Pflug la grange mit dem Webstuhl à la Jacquart verbindet," rief man dem Landmann zu. Vous verrez, antwortete er ruhig. Anfangs aus Neugier, später aus Interesse, wohnten fortwährend gegen 500 Personen seinen Vorträgen bei. Mit großer Klarheit sprach der schlichte, nur auf dem Lande erzogene Mann seine Ideen aus, und erstaunte, ja überzeugte alle Welt. Kaufleute wollten ihm sogleich ihre Söhne geben, Andere, welche Besitzungen hatten, forderten von ihm Verwalter, kurz es entstand eine Begeisterung, welche zur Folge hatte, daß das Gouvernement ihm auf Antrag der Behörden des Rhone- und Aindepartements eine gewisse Unterstützung zu einer landwirthschaftlichen Reise durch Deutschland zugestand.

(Schluß folgt.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Geographisches.

(Fortsetzung.)

Distrikt von Sena und Tete.

Geben wir nun einige Details über diese Besitzungen: von Quillimane, der Villa, rechnet man bis zur Villa de Sena, wie schon erwähnt, 60 Legoas den Fluß aufwärts, welche mit leeren Canots in 7, mit beladenen aber in nicht weniger als 12 bis 14 Tagen zurückgelegt werden, indem man die Nacht über stille liegt. Der Distrikt von Sena führt den Titel einer Capitania, und liegt zwischen dem 15 und 20° S. B. und dem 46 bis 56° der Länge von der Insel Ferro. Nach dieser geographischen Bestimmung der Länge und Breite sollte man glauben, es sey die größte dieses Districts in ihren bestimmten Gränzen, allein nun drückt der Geograph Botelho dieselbe noch in Legoas aus (20 auf 1°) und sagt, von Osten nach Westen bis zum Reiche Chicova hat dasselbe eine Länge von 575 Legoas, und daß er seine Breite von Norden nach Süden nicht genau angeben könne, weil die Gränzen nicht genau bezeichnet wären, sich bald erweiterten, bald verengerten, allein man könne ohne großen Irrthum dieselbe zu 528 Legoas annehmen, so daß das ganze Territorium einen Quadratinhalt von 5600 Legoas hätte. Welchen Nutzen für die Geographie kann man wohl aus einer so verrückten Rechnung eines der vorzüglichsten portugiesischen Geographen über Ostafrika ziehen, der so schwankende Berechnungen aufstellt, daß die Differenzen in der Länge und Breite von vielen hundert Legoas und in Hinsicht der Quadratlegoas diese Differenzen viele Tausende betragen. Lassen wir also die Gränzbestimmungen und Ausdehnungen, welche die Portugiesen stets mit dem kleinsten Maaßstabe zu messen pflegen, und damit krumme Linien zu geraden machen, um am Ende nur eine lange Zahlenreihe zu erhalten, bei Seite gesetzt, und beschränken uns darauf, daß der Distrikt von Sena seinen Anfang an der Küste nimmt und ins Innere des Landes hinein bis zu den Inpalischen Gebirgen reicht.

Die Villa de Sena, die heutzutage den Namen S. Marçal führt, hat gleichzeitige Entstehung mit den andern Villas, hat aber Vieles vor den andern voraus. Sie liegt am südlichen Ufer des Rio Zambeze und am Fuße zweier hohen Berge, die mit den gegenüberliegenden Bergen correspondiren; übrigens aber, da sie in der Niederung am Flusse hin sich ausbreitet, wo Jahr aus Jahr ein bis zum hohen Mittage dicke Nebel über der Gegend ruhen, so ist ihr Klima höchst ungesund. Es ist hier der Sitz des Gouvernenes, welcher dem von Mozambique untergeordnet. Von sonstigen Beamten existiren hier ein Factor, der die Staatsfinanzen handhabt, d. h. er erhebt die Zölle, und je nachdem sein Gewissen weit oder enge ist, behält er davon mehr oder weniger für sich; ein Capitao Mor, der die Flußpolizei hat, ein anderer Capitao Mor, der die Landwachen commandirt, ein Vicar für den Gottesdienst, ein Juiz für die Rechtspflege, die hier ohne Rechtskenntnisse nach Gutdünken gehandhabt wird, und eine Municipalkammer. Außerdem existirt hier eine militärische Besatzung in dem Fort S. Marçal.

In ältern Zeiten war diese Villa sehr bevölkert, was auch schon daraus hervorgeht, daß sie noch jetzt vier Kirchen hat, die fast immer leer stehen. Die Bevölkerung der Villa, so wie des ganzen Districtes theilt man in vier Classen, in Weiße, in getaufte Mestizen, in Kaffern-Sklaven beiderlei Geschlechts und jeden Alters, und in freie Neger, die gleichsam als Hintersassen in den Besitzungen anderer sich niedergelassen. Im Jahre 1806 zählte man im ganzen Districte, Quillimane mit inbegriffen, von erster Classe, Erwachsene und Kinder zusammen, 502 Köpfe. Von der zweiten, dritten und vierten Classe 21, 827, von denen der größte Theil aus freien ackerbautreibenden Negern bestand. Gegenwärtig besteht die ganze Bevölkerung der Villa de Sena aus 25 Personen freier Menschen, um aber die Zahl der übrigen ausfindig zu machen, darum hat sich Niemand mehr bekümmert. Die Häuser werden von Lehmkuchen erbaut, und die Wände erhalten eine außerordentliche Dicke und sind weiß angestrichen, auch verstehen sie dieselben mit verschiedenen Farben im Innern auszumalen, und diesen eine Politur zu geben wie den Marmorsteinen. Die Dächer sind mit Stroh gedeckt, und da man die Zimmerdecken auch noch mit einer dicken Lage Lehmkuchen überdeckt, so kann nie die durch die heißen Sonnenstrahlen hervorgebrachte Hitze in das Innere der Häuser dringen, die überdieß noch rundum in einer Entfernung von 20 Fuß von den höchsten schattigsten und immergrünen Bäumen umgeben sind, durch die keine Sonnenstrahlen hindurchdringen, was dieser Villa ein ganz eigenthümliches comfortables Ansehen gibt. Der ganze große Distrikt von Sena ist in sogenannte Prazos oder kleinere Districte getheilt, wovon manche so groß sind, z. B. der Prazo von Guabo, wie ganz Portugal. Jede Prazo hat seine bevölkerten Ortschaften und die ihm zugehörigen Landbauer, die unter einem Maioral oder Obern stehen, den man Fumo nennt: dieser muß ihre Streitigkeiten schlichten und regiert überhaupt seinen Distrikt, hat aber dem Capitao Mor der Schiffahrt der Flüsse Rechenschaft abzulegen, und man kann auch an den Gouverneur von Sena appelliren, und von diesem an den Generalcapitän von Mozambique, je nachdem der Gegenstand ist. — Der ganze District ist gegenwärtig in 100 Prazos vertheilt, welche der Krone Portugals an Lehngeldern und Zehnten nicht mehr als 1207 Gold-Mathaes (jedes Mathaes zu 2720 Reis) oder 5538 Thaler einbringen. Die Maiorals sind die eigentlichen Lehnsbesitzer dieser Prazos, und vererben auf die weibliche Nachkommenschaft mit der ursprünglichen Bedingung (die aber nicht mehr geachtet wird), daß sich die Eidechter mit einem Portugiesen verheirathe. Man wollte dadurch europäische Portugiesen anziehen, um sich doch niederzulassen und die Civilisation schneller zu verbreiten, allein die Wirkungskräfte der afrikanischen Schönheiten scheinen nicht wirksam genug zu seyn, denn es finden sich nur wenige Portugiesen

Digitized by Google

die auf diese Art ihr Glück versuchen. — Das Gold, das von Sena ausgeführt wird, hat keinerlei Art Abgaben zu entrichten; leider ist noch nie welches davon nach Portugal gekommen, und nimmt meistens seinen Weg nach Asien. Es kommt größtentheils aus den Sertoes von Quiteve, Manhiça, Mazaguro, Abutua, Zumbo, Meronque und Mano, denn die Gegenden der portugiesischen Besitzungen, wo es sich sonst in so großer Menge fand, werden gegenwärtig nicht mehr bearbeitet. Sena ist aber der Ausfluß jener Gegenden für das Gold. In dem Districte von Tete gibt es auch viele Eisenminen, welche benutzt werden zu allerhand Fabricaten von den Moraven-Kaffern. Zumbo, Moizes und Corumbe haben viele Kupferminen. —

Die Handelsartikel, welche hier eingeführt und gegen welche die einheimischen Producte aus dem Naturreich eingetauscht werden, sind hauptsächlich englische Fabricate, die von Bombay und Madras hieher gebracht werden, und zwar von den groben und bunten Zeugen zu Kleidungsstücken an bis zu den unbedeutendsten Gegenständen des Schmuckes uncivilisirter Völker, den Glasperlen, so daß der größte Theil des Gewinnes den Engländern zu Gute kommt, da Portugal auch nicht ein einziges Fabricat auszuführen hat, was dort zu benutzen und mit Vortheil eingeführt werden könnte. — Das Jahr 1806 kann wohl als dasjenige angenommen werden, in welchem der Handel dort im größten Flor war, in Vergleich mit der jetzigen Erbärmlichkeit und Armuth. In demselben wurden aus dem Districte von Sena 6786 Matieaes Goldstaub ausgeführt = 25,475 Thaler, Elfenbein 4575 Zähne, sowohl große als kleine, 15,717 Alqueiras (Metzen) Reis nach Mozambique und Ile de France, 6142 Alq. Weizen, außer Erbsen, Bohnen u. dgl., 700 Flaschen Oel u. s. w. Die Ausfuhr aller dieser Gegenstände hat sich gegenwärtig über ein Drittel vermindert, und von vielen Dingen, z. B. Oel und Mais, wird gar nichts mehr exportirt. In dem Verhältnisse der geringern Exportation hat sich erklärlicherweise auch die Importation vermindert, denn dort cursirt keine Münze, sondern durchgängig herrscht der Tauschhandel gegen andere Bedürfnisse. So führte man z. B. in jenem Jahre 611 Ballen Zeuge ein und gegenwärtig nur 150 u. s. w. — Die Ursachen der Verminderung dieses Handels werden leider nicht angegeben, wahrscheinlich liegen sie in der durchgängig schlechten Verwaltung, dem Druck, den die Handelsleute von den Gouverneuren und Behörden zu ertragen; dem Monopol des Handels, den nur diese Menschen allein an sich reißen u. s. w. Alles dieses bestand nun freilich früher ebenfalls, allein es mag doch wohl nicht so arg wie gegenwärtig gewesen seyn, so daß Käufer und Verkäufer abgeschreckt werden.

Bedenkt man, daß der große Rio Zambeze von Quillimane bis Zumbo, also gegen 300 Legoas stromaufwärts, schiffbar ist, daß mehrere Nebenarme desselben ebenfalls auf große Erstreckungen schiffbar sind, wie z. B. der Rio Revugo auf dem nördlichen Ufer, der aus dem Lande der Maraven kommt und unterhalb Tete eine halbe Legoa seine Mündung hat, ferner auf derselben Seite der Rio Chiri, dessen Ursprung unbekannt, da er noch weiter und jenseits des Maraven-Landes seine Quellen hat, und sich zwischen Sena und Quillimane bei Marumbala in den Zambeze ergießt, dann auf der Südseite der Rio Aecanha, der Monomotapa durchströmt und zwischen Sena und den lupatischen Gebirgen, wo diese eine große Gebirgskehle bilden, sich ergießt, dann herrscht wohl nicht der geringste Zweifel, welche Wichtigkeit diese fruchtbaren Besitzungen durch Industrie, Ackerbau, Handel und Schifffahrt erlangen könnten, wenn etwas zur Verbesserung derselben gethan würde, und worauf schon weiter oben angespielt wurde, besonders da auch nirgends fahrbare Straßen existiren, und aller Transport zu Lande nicht einmal auf Thieren, sondern auf dem Rücken der Kaffern geschieht. Aus diesem Grund erzeugt der Landmann nicht mehr, als er für sich und seine Familie gebraucht, aus eben diesem Grunde betreibt man kein Geschäft der Industrie, weil man keinen Absatz für die Fabricate findet; einzig und allein wird nur von den Kaffern einiges Eisen erzeugt, und man muß wirklich ihre Geschicklichkeit bewundern, wie sie daraus die verschiedenartigsten Werkzeuge machen, ohne zu dieser Verfertigung künstlicher Werkzeuge sich zu bedienen; auch in Gold führen sie Filigran-Arbeiten aus, die an Feinheit nicht delicater seyn können, sie verstehen aufs beste das Gold zu den feinsten Fäden oder Draht zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Giftige Fische. An Bord des Schiffes Ganges, welches von Mauritius nach Indien segelte, fand eine große Sterblichkeit statt. Dasselbe stieß auf eine Fischbank, und setzte die Boote aus, um zu fischen; der Fang war reichlich und die Mannschaft verzehrte einen guten Theil davon, binnen wenigen Tagen aber starben fünfzehn Leute in einem außerordentlichen Zustand, indem sie wie Meerschweine aufgeschwollen waren. (Oriental Herald. Julius.)

*

Ermordung von Eingeborenen in Neusüdwales. Am 18 Dec. v. J. wurden sieben Weiße, wahrscheinlich sogenannte Emancipisten oder freigelassene Verbrecher, zu Sydney hingerichtet. Sie hatten mit kaltem Blute gegen dreißig Eingeborne, Männer, Weiber und Kinder, ermordet. Es wirft ein furchtbares Licht auf den Zustand der Gesellschaft, daß nicht nur ein Theil der Presse offen für diese Mörder Partei nahm, sondern daß auch die Regierung Maaßregeln ergriff, welche darauf hindeuteten, daß sie eine gewaltsame Befreiung der Verurtheilten fürchte. (ibid.)

*

Unruhen in Dekkan in Indien. Vor einigen Monaten fand man zu Punah, dem ehemaligen Regierungssitze des Peischwa der Mahratten, eine Proclamation angeschlagen, worin den Einwohnern bekannt gemacht wird, daß sich eine große Verbindung im Innern des Landes gebildet habe, welche bereits gegen die Engländer und viele ihrer Regimenter den Krieg begonnen hätte; alle Hindus, alle alten dem Peischwa ergebenen Siedars werden aufgefordert, mit zu der Verschwörung zu treten. Die eingebornen Regimenter werden namentlich ermahnt, ihre europäischen Officiere nebst deren Familien zu ermorden und sich der Sache der Hindus anzuschließen. Man hat dem Magistrat in Punah die größte Wachsamkeit hinsichtlich der Stimmung in Dekkan empfohlen. (Asiatic Journal. Julius.)

*

Chinesische Marine. Die Canton Preß zählt die Kriegsdschonken der verschiedenen chinesischen Provinzen auf, und berechnet die Gesammtzahl derselben auf 1755. Dieß sind Schiffe jeder Größe, keines aber führt mehr als 20 Kanonen; die meisten nur 6 oder 8.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedemann.

Digitized by Google

Nr. 211.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Julius 1839.

Einige Bruchstücke zur Statistik von Ungarn.

(Mitgetheilt von J. G. Eisner.)

Daß in diesem Lande der Adel von jeder directen Besteuerung frei ist, dieß ist bekannt. Nur der Bauer zahlt Grundsteuer, und insofern er zeither glebæ adscriptus war, und seinen Grund und Boden eigentlich nur zum Nießbrauche von seinem Grundherrn hatte, könnte man sagen, daß mittelbar dieser durch jenen besteuert wird, weßhalb auch dem Grundherrn sehr daran liegen muß, daß diese Besteuerung nicht erhöht werde. Im Verhältniß zur Größe und zum Reichthume des Landes ist die Grundsteuer höchst unbedeutend, und sie hat auch nur einzig und allein zur Aufgabe, das constitutionsmäßig zu stellende Militär zu besolden. Der Etat desselben erfordert, da er im Verhältniß zur Größe und Volkszahl des Landes sehr gering ist — irre ich nicht, so beträgt er 30,000 Mann — die im Ganzen unbedeutende Summe von 530,000 Conventionsgulden. *) Die Aufbringung dieser Summe ist nach Porten (Portæ) vertheilt, und nach Maßgabe, daß ein Comitat mehr oder weniger Porten hat, je nachdem ist auch sein Beitrag geringer. Zur Unterhaltung des ungarischen Militärs sind eigentlich nur 500,000 Gulden erforderlich, die übrigen 30,000 Gulden werden auf Werbungen verwandt, da die gewöhnlichen Gestellungen niemals die volle Zahl von Recruten geben. Denn es flüchtet sich zu der Zeit der Gestellung in der Regel die junge Mannschaft, und die Zurückbleibenden werden wie das Wild eingesaugen. War es doch ehemals in Deutschland auch nicht anders. Die Besteuerung, so wie die Recrutengestellung richtet sich nach der vorhandenen Seelenzahl und nach dem Viehstande. Um nun dabei nicht zu hoch angezogen zu werden, suchen die Ortsrichter die Zahl von beiden so gering als möglich anzugeben. So kann man es sich dann leicht erklären, wie es vorkommt, daß zuweilen die Dorfrichter eine förmliche Unterhandlung unter einander führen, wie viel sie sollen im Jahre in ihrer Gemernde geboren werden und sterben lassen. Daß aber unter solchen Umständen die angegebenen Zahlen höchst trüglich und überall viel zu niedrig sind, das folgt von selbst. Mir ward von glaubwürdigen Männern versichert, daß man mindestens ein Viertheil zu der Bevölkerung zuschlagen müsse, wie sie in den statistischen Tabellen angegeben ist, wenn man der Wahrheit nahe kommen wollte, denn um so viel verheimlichte man überall. Sonach muß Ungarn anstatt acht Millionen Einwohner deren 10 Millionen zählen. Bei der Viehzahl soll es noch weit schlimmer seyn, und dieselbe allenthalben aufs Geringste geschätzt, um ein Drittheil zu niedrig angegeben seyn. Daß dem wirklich so seo, davon kann man sich augenscheinlich überzeugen, wenn man die vielen und zahlreichen Viehheerden auf den Feldern weiden sieht, welche fast im vollen Sinne des Wortes dieselben an mehrern Orten bedecken. Alles bestätigt die noch nicht allzu bekannte Thatsache, daß Ungarn ein Land ist, welches eine Kraft und einen Reichthum enthält, wie ihn nur wenige andere Länder Europa's besitzen. Noch aber ist beides nicht zu der Entwicklung gekommen, wo es sich in seiner ganzen Wichtigkeit geltend machen könnte. Wer weiß aber, ob dieß nicht schon der nächsten Zukunft vorbehalten ist, zumal wenn im Osten von Europa Umformungen und Umwalzungen vorgehen sollten, die eine gewaltsame Rückwirkung auf den Westen zeigen müßten.

Merkwürdig niedrig sind die Staatsbesoldungen in Ungarn. So z. B. erhält der Reichspalatin jährlich 24,000 Gulden! der Reichspersonal (Oberpräsident des Landes) 12,000 fl., der Judex curiæ (Oberstlandrichter) 6000 fl. u. s. w. Die Obergespanne der größern Comitate haben 2400 fl., die der kleinern nur 800 fl. Vicegespanne so wie Ober- und Unterstuhlrichter stehen natürlicherweise noch niedriger. Fast alle Aemter sind eigentlich nur Ehrenposten, auch beziehen mehrere Obergespanne ihren Gehalt gar nicht, sondern schenken ihn dem Staate. Indeß finden doch auch Ausnahmen von dieser Regel statt, und es ist in einigen Comitaten mit der Würde eines Obergespanns die Nutznießung von bedeutenden Ländereien und Gerechtsamen verbunden. Wo dieß aber nicht der Fall ist, da muß der, welcher sie bekleidet, sehr wohlhabend seyn, um sie mit Ehren durchzuführen: denn schon bei seiner Installation

*) Die indirecten Steuern werden erhoben bei den sogenannten Dreißigämtern, ferner von der Lotterie, dem Salze u. s. w.

Digitized by Google

hat er Feste zu geben, die manchen mehr denn 50,000 Gulden C. M. kosten.

Der Obergespann ist die höchste Instanz des Comitats in juridischer und polizeilicher Rücksicht. Von ihm kann nur an das höchste Landesgericht, das Septemvirat, appellirt werden. In der Regel aber ist derselbe mehr Repräsentant als Ausüber seiner Würde, welches letztere der Vicegespann über sich hat. Dieser übt so ziemlich die Functionen eines Kreishauptmanns, wie sie in den deutschen österreichischen Erbstaaten bestehen. Ist er ein thätiger und umsichtiger Mann, so wird man es bald im ganzen Comitate gewahr, vornehmlich an den Landstraßen und Wegen. Sein Unterpersonale sind die Ober- und Unterstuhlrichter, die unmittelbar seine Anordnungen durchzuführen haben. Aber keineswegs hat er unbeschränkte Macht, Alles, was er für gut findet, auszuführen, sondern es muß erst bei einer Congregation (Comitatsversammlung) zum Vortrag gebracht und genehmigt worden seyn. Auf den Vortrag und die Energie, mit welcher der Ober- und der Vicegespann in diesen Congregationen ihre Vorschläge zu unterstützen wissen, kommt es dann freilich an, ob sie genehmigt oder verworfen werden. Man sieht, daß bis tief in alle Verwaltungszweige herab die Constitution ihren Einfluß zeigt. Gut ist dieß in vieler Art, weil dadurch Willkürlichkeiten und Mißbräuchen kräftig vorgebeugt ist, obgleich es auch gleichzeitig die Ausführung mancher guten Sache hemmt und in die Länge zieht.

(Schluß folgt.)

Neueste landwirthschaftliche Bestrebungen in Frankreich.

(Schluß.)

Die Basis seines ganzen Raisonnements war folgende: Ein Gut in unsern Departementen bringt dem Besitzer, wenn er nicht Gartenbau treibt, höchstens eine Ausbeute von drei Procent. Durch Verlassen einer alten Productionsmethode, durch geregeltes Arbeiten und eine genaue, einfache Buchhaltung ist es möglich, den Werth jedes vernachlässigten Gutes, und fast alle sind es, in 15 bis 20 Jahren um das Doppelte zu erhöhen, und aus dem für Ackergeräth, Arbeitslohn, Viehstand u. s. w. verwendeten Betriebscapital 10 bis 15 Proc. zu ziehen. Dazu ist aber besonders Viehzucht nöthig, und in unsern Gegenden, wo es viel Zugrindvieh gibt, das Fettmachen desselben. Seit 40 Jahren ist im Durchschnitt der Getreidepreis immer derselbe geblieben, der Preis des Fleisches immer gestiegen; Fleischproduction ist mithin, da man hier zu aller Zeit mageres Vieh kaufen, fettes verkaufen kann, für unmittelbare Einnahme und mittelbaren Gewinn, d. h. Bereicherung des Bodens, die Grundbeschäftigung des angehenden Landwirths. Nur wenn der Boden gehörig gesättigt ist, und die Düngerbereitung Ueberschuß gewährt, ist es erlaubt, Wein zu bauen, Hanf und Maulbeerbäume zu pflanzen. Auf jeden Fall kann man also dem Ackerbau mit Zuversicht die im Handel überflüssigen Capitalien zuweisen, und dadurch vernünftigerweise die Fabriken beschränken, die wegen zu großer Production fast alle 5 bis 6 Jahre eine Krise zu gewartigen haben. Die Masse der Fabrikarbeiter aber, die dem Landbaue entzogen wurden, weil man ihnen ein glänzenderes Loos vorspiegelte, wird, wenn sie sichere Beschäftigung findet, zu dem heimatlichen Heerde zurückkehren, wo sie wenigstens nie Hunger leidet. Der kleine Besitzer, welcher nicht eigenes Zugvieh hat, war bis jetzt dem größern Bedauer dergestalt anheimgefallen, daß er sich in dem Bugey ohne Lehnssystem, demselben zu einer Art Frohndienst verpflichtet hatte. Seine Arbeit ward ihm nur von dem größern Besitzer durch Bestellen seines kleinen Ackers und durch Nahrung während der Arbeit vergütigt. Rivieres hat in Peyzieu seinen Arbeitern außer Leihen des Zuchtviehs zur Bestellung ihrer kleinen Wirthschaft einen Taglohn von 30 Sous bieten können; überall wird demnach der kleine Besitzer Mittel finden, sich zu vergrößern, und überall wird es im Interesse des großen Besitzes seyn, sich mit kleinen Besitzen zu umgeben. So wird auf der einen Seite der Grund nd Boden die Sparcasse jedes Arbeiters und das Streben nach größern Gütern, die allein für systematische Bearbeitung sich eignen, dem Parcelliren entgegen arbeiten, während auf der andern Seite durch Theilung des Besitzes unter verschiedene Familienglieder es unmöglich wird, unermeßliche Güter zusammenzubringen.

Nachdem Rivieres diese Grundsätze solchergestalt ausgesprochen, wurden ihm von allen Seiten Vorschläge und Anträge zur Verwaltung von Gütern und zur Aufnahme von Eleven gemacht. Er hat jetzt vier Stunden von Lyon auf dem Plateau, das die Saone von dem Ain scheidet, eine größere Besitzung gekauft, die als Centralpunkt eines neuen landwirthschaftlichen Strebens dienen soll. Dieser merkwürdige Landstrich, Bresse genannt, ist ein vortreffliches Land, das fast ohne Dünger noch gesegnete Ernten liefert. Eine Menge, halb natürliche, halb künstliche Seen und Teiche, haben eine Bebauungsart erzeugt, bei der Wasser und Fischzucht die Brache und den Dünger vertritt. Pestilenzielle Dünste verbreiten bösartige Fieber, welche durch Austrocknen der Lachen siegreich bekämpft werden. Der Pächter bestellt das Feld gewöhnlich um die Hälfte der Bruttoernte, wonach bei Einlage des Betriebscapitals, wozu der Pächter nicht beisteuert, dem Eigenthümer fast gar nichts abgeworfen wird. So ist hier ein Land von etwa 40 Quadratlieues fast ganz aufs neue urbar, und man könnte sagen, bewohnbar zu machen. Schon hat sich eine Art Association gebildet, welche durch Hrn. Rivieres und seine zu bildenden Schüler ihre Güter verwalten lassen will. Eine landwirthschaftliche Schule wird also das nächste zu befriedigende Bedürfniß. Für dieselbe sind aber als Hauptgrundsätze aufgestellt: 1) Jeder Zögling muß alle landwirthschaftlichen Geschäfte selbst mit verrichten, wie auch Rivieres es immer gethan hat. 2) Praktische Ausbildung während eines Lehrcurses von drei Jahren, bei welchem eine vereinfachte Buchhaltung, für welche jeder Großknecht, der liest und schreibt, das Journal liefern kann, und außerdem die nöthige Naturkunde und Technologie gelehrt wird. 3) Höchste Einfachheit der Sitten und Lebensweise, religiöse Erziehung, augenblickliche Entfernung jedes untauglichen Subjectes. 4) Bildung einer Wehrli-Schule, sobald es die Umstände erlauben. Welche weitere Plane sich daran knüpfen,

Digitized by Google

durf nicht weiter erörtert werden, da schon zu viel von Planen gesprochen ist. Ein Mann, wie Rivieres, der jetzt 38 Jahre alt, allen Eifer, alle Festigkeit und alle Einsicht hat, um ein so großes Werk zur Ausführung zu bringen, muß, wir hoffen es, von unsern deutschen Landsleuten sich der freundlichsten Aufnahme und der uneigennützigsten Theilnahme zu gewärtigen haben.

Etwas über Corea.

Die Canton Preß vom 10 November theilt nachfolgende nicht uninteressante Details über dieß Land mit. Corea ist eine Halbinsel mit vielen Häfen, dennoch hat sie so gut wie gar keinen Handel: keine einzige Dschunke, wenn nicht durch Unwetter verschlagen, geht nach Corea. Die gegenüberliegende Küste von Schaag-tung kann man in 36 bis 48 Stunden erreichen; Schang-tung hat weder Brenn- noch Bauholz, Corea aber Ueberfluß an beidem, und doch gehen die Einwohner von Jokien, die sonst, wo es etwas zu gewinnen gibt, nicht lässig sind, auch die Gesetze wohl zu umgehen wissen, nie hinüber, um diese Lebensbedürfnisse zu holen. Zudem ist diese völlige Abgeschlossenheit kein altes Herkommen, sondern bloß von der Politik neuerer Zeit geboten. Aller Handel Corea's beschränkt sich auf einen im Herbst und Frühjahr an den Gränzen der Mandschurei abgehaltenen Markt, und auf einen geringen Tauschhandel, der auf einer Insel zwischen Japan und Corea betrieben wird. Kein Fremder konnte je offen in diesem Lande reisen, selbst chinesische Gesandte werden ängstlich bewacht und wie Gefangene behandelt, und als die Jesuiten ihrer Zeit auf Befehl des Kaisers die Mandschurei trigonometrisch aufnahmen, erhielten sie strengen Befehl, die Gränzen dieser abgeschlossenen Nation nicht zu überschreiten. Im 17ten Jahrhundert scheiterte ein holländisches Schiff an einer Insel Corea's, die Mannschaft wurde freundlich aufgenommen, durfte aber das Land nicht mehr verlassen.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Der District von Sena und Tete.

(Fortsetzung.)

Erziehung.

Daß in diesem Lande, dessen Bewohner entweder dahin verwiesene Verbrecher, oder Individuen ohne Vermögen und Bildung sind, aber noch in dem fast rohen Naturzustande leben, die Erziehung auf der untersten Stufe steht, wo überdieß das heiße Klima auf physische und intellectuelle Kräfte der Menschen eine so nachtheilige Wirkung äußert, die Arbeit flieht und den Lastern fröhnt, ist nicht anders zu erwarten; man thut so wenig, daß man sogar den beschränkten Handel nicht einmal selbst betreibt, sondern durch massambazische Sklaven, die der Wege im Sertao kundig sind, betreiben läßt, man beladet sie mit Waaren, schickt sie damit in die unbekannten Länder, und zur gehörigen Zeit kehren sie mit Rückfracht an Gold und Elfenbein in die Heimath zu ihren Herren zurück, die sich's indessen in ihren mit Umzäunungen befestigten Wohnungen wohl seyn lassen, und sich in Gegenden, wo die Flüsse und Bäche goldhaltig sind, allenfalls, wenn es hoch kommt, mit Waschen dieses Metalles beschäftigen. Ihre Kinder wachsen dabei wild auf ohne den geringsten Unterricht, denn man hat hier nicht einmal öffentliche Schulen, auch keine Einkünfte, um etwas darauf zu verwenden, nicht einmal zum Unterricht für Lesen und Schreiben.

Militär und Administration.

In dem ganzen Districte von Sena liegt eine Militärstärke der Linientruppen von 5 regulären Compagnien, jede mit ihrem Capitänlieutenant und Fähndrich, 2 Sergeanten, 4 Caporalen, 2 Tambouren und 60 Soldaten. Von diesen liegt eine Compagnie in Villa de Sena, zwei in Tete, eine in Zumbo und eine in Manhiça. Diese Soldateska ist unstreitig die lasterhafteste und verworfenste von ganz Afrika, denn wegen der Ungesundheit des Klima's werden hieher nur die größten Verbrecher zur Strafe geschickt, aber unter Verbrechern die Recruten dahin ausgewählt. Soldaten und Officiere geben sich einander an Schlechtigkeit nichts nach. Außer diesen Linientruppen gibt es noch vier Milizregimenter, auf dieselbe Art organisirt wie vordem die Milizen in Portugal, mit dem Unterschiede, daß es bloß nominelle Corps sind, die zwar Officiere haben, die Prunk mit reichen Uniformen treiben, allein ohne Soldaten und ohne Waffen, folglich eine Institution, die zu nichts dient, als daß der Officier sich Ansehen gibt, und Druck auf Menschen ausübt, von denen er glaubt, daß es seine Untergebenen sind.

Die Justiz wird hier durch einen Juiz Ordinario, d. h. ein unstudirter Rechtsgelehrter, verwaltet. Von ihm kann an den Ouvidor in Mozambique appellirt werden. Criminalsachen gehen zur Entscheidung an die Criminaljunta in Mozambique. — Die Staatseinnahme, die einzig in Lehngeldern und Zöllen bestehen, so wie Zollabgaben, werden von zwei Factoren verwaltet, und diese leisten auch die Bezahlungen an das Militär und sonstige Angestellte. Der Handel in den Sertao geht ganz durch die Hände des einen der Factoren, welcher denn auch der angesehenste Mann in diesem Staat ist und der sein Schäfchen zu scheeren weiß. —

An den District der Villa de Sena gränzt der von Manhiça, wo von jeher die reichsten Goldminen Ostafrika's sich befanden; die Villa liegt südlich von der Villa de Sena 90 Legoas entfernt, und das Zwischenterrain durchgängig portugiesisches Eigenthum. Das Gold kommt dort ganz auf der Oberfläche vor, und findet sich meistens in gediegenen größern Goldblättchen oder abgerundeten Stücken, weniger als feiner Goldsand oder Staub. Außer dem Gold will man auch, wie die Sage geht, Smaragden, Sapphire und Topase gefunden haben. Ehemals hatten die Portugiesen hier eine beträchtliche Factorei, und jährlich wurde hier eine große Messe gehalten, die ihren Anfang in der ersten Woche des Monats April nahm und bis Ende Mai dauerte. Heutzutage existiren nur noch die Ruinen beträchtlicher Gebäude, die dort sich befanden, die ganze Villa hat nur noch sechs Wohnhäuser. Aus den entferntesten Gegenden Afrika's kamen hieher die Kaffern zum Handel mit Elfenbein und Gold gegen europäische und asiatische Zeuge, allein der Druck und die Chicanen, welche die Angestellten gegen sie ausübten und die immer größer wurden, machten, daß die Handelsleute endlich alle wegblieben, und seitdem kam der Ort in Verfall, so daß außer den sechs Bewohnern nur noch hier das Fort mit der Compagnie Soldaten existirt, um sie vor den Einfällen der Kaffern zu schützen.

Von mehr Bedeutung ist noch die Villa de Tete, welche 60 Legoas stromaufwärts von der Villa de Sena am südlichen Ufer des Flusses liegt, und eigentlich den Namen Tete de S. Thiago führt. Der Strom, wenn er von starken Gewässern überströmt, nimmt hier eine Breite von 1½ Legoas ein, bei niederem Wasserstand aber, der fast das ganz

Digitized by Google

Jahr durch existirt, hat er kaum die Breite einer völligen ¼ Legoe, und sein Bett ist so seicht, daß nur kleine Fahrzeuge, die sogenannten Kutschen, sich darauf halten können. Vom Monat Novembre bis Mai enthält er das meiste Wasser. Von Sena bis Tete erstrecken sich die Gerichtsbarkeiten beider Villas längs der Südseite des Stromes. Die Nordseite gehört den Maraven-Kaffern. Die Villa Tete liegt auf einem etwas erhabenen felsigen Terrain, südlich von ihr liegt die große Serra da Cacarira, so wie mindre beträchtlicher Berge sie von andern Seiten umgeben. — Auch diese Villa hat ihren vormaligen Glanz und ihre Bevölkerung verloren, und ist gegenwärtig arm; sie hat nur noch 48 Feuerstellen, in welchen zwei Europäer zu finden, alle übrigen Bewohner stammen entweder aus Goa oder sind Mestizen und freie Neger, die zwei Compagnien Soldaten mit eingeschlossen. — Die Wohnhäuser hier sind ganz auf die Art, wie die von Sena, mit dem Unterschiede, daß sie aus Stein erbaut. — Das hier an dem Ufer des Flusses erbaute Fort ist quadrat mit vier Bastionen und mit Artillerie besetzt, und hat seine gut eingerichteten Casematten. Außer dieser Befestigung gibts zur Vertheidigung der Villa noch zwei zweckgemäß angelegte Schanzen. In der Villa sind zwei Kirchen, wovon die eine, S. Thiago, reich an Schmuck ist und einen Vicar hat. Die ganze übrige Civilverwaltung in Tete ist auf denselben Fuß eingerichtet, wie die in Sena, und ist wie dort in den Händen von Ignoranten und schlechten Menschen, die Alles drunter und drüber gehen lassen, und denen Alles feil ist, ohne Furcht vor Gott und Menschen. Man kann überhaupt als Axiom aufstellen, daß in ganz Ostafrika, was Verwaltung der Gerechtigkeit betrifft, diese nur für Geld zu erlangen ist. Wenn so etwas ein ehemaliger Generalkapitän der afrikanischen Besitzungen sagt, dann kann man wohl unbedingten Glauben schenken. — Das Territorium von Tete ist ausgebreiteter als das von Quillimane, und besteht aus 59 Masos, von denen mehrere dem Mönchsorden von S. Domingos angehören, der hier von Zeit zu Zeit seine Missionarien hatte.

Von Tete 60 Legoas den Fluß aufwärts liegt endlich der letzte portugiesische Ort, Zumbo genannt, und der am tiefsten ins Innere von Afrika greift. Der Fluß ist von Tete aus nur noch 40 Legoas schiffbar, und bis zu dem Orte Chicova werden dann alle Handelsartikel auf den Schultern der Kaffern weiter transportirt. In einer Entfernung von 6 Legoas, bevor man nach Zumbo kommt, stößt man auf einen sich weiterstreckenden und mächtigen wildaussehenden Gebirgszug, welcher den Namen Mielonga führt, wo die Bewohner der Nachbarschaft Gold waschen, jedoch ist dieses unbedeutend, und das Gold ist auch von geringem Werth. — Aus alten Handschriften geht hervor, daß der Ort Zumbo ehemals Insel Meroé genannt wurde, und daß der Stifter dieses Dorfes ein Eingeborner aus Goa war, Namens Pereira, und hier eine kleine Handelscolonie anlegte. Mit der Zeit nahm sie an Reichthum und Bevölkerung zu, jetzt aber ist dieser Ort dermaßen in Verfall, daß er nur noch vier Wohnhäuser hat, nebst einer Kirche, die dem Einsturze nahe. Etwas über 6 Legoas von Zumbo liegen die ehemals so reichhaltigen Goldminen von Barda-Pomba, die jetzt aber auch keine Ausbeute mehr geben, so wenig wie andere in der Nachbarschaft. — In Chicova, wo alle Waaren, wie schon erwähnt, ausgeschifft werden und zu Lande nach Zumbo transportirt werden müssen, braucht man längs den Ufern des Stromes hinan fünf Tage. —

In den Werken aller Geschichtschreiber, besonders in denen des Chronikenschreibers Diego de Couto, wird viel von den reichen Silberminen von Chicova gesabelt, allein bis jetzt hat man noch keine Spur davon gefunden, ungeachtet daß vor ungefähr 40 Jahren ein Damianermönch eine Silberplatte gefunden haben wollte, woraus er manches Geräthe verfertigen ließ, was noch jetzt lebende Personen gesehen, indessen die Silberplatte selbst hat Niemand gesehen, so daß also auch an der Wahrheit dieser Sagen gezweifelt werden muß. Die Gegend von Chicova ist aber reich an Gold, allein der Regulus oder Häuptling hier läßt das Gold nicht gewinnen, aus Furcht, daß seine Nachbarn, und hauptsächlich der Kaiser von Monomotapa, dessen Residenz nur 5 Legoas entfernt ist, dadurch angelockt, einen Einfall ins Land macht. In Zumbo setzen die Kaufleute einen Theil ihrer Waaren ab für den Bedarf der Nachbarschaft, die dafür Gold und Elfenbein als Tausch bietet. Die übrigen Waaren werden weiter ins Land befördert durch die Mossambazes, die damit das große Reich Kingamira durchziehen. In Abutua, der Hauptstadt dieses Landes, finden sie dann besonders das meiste und feinste Gold. Der König dieses Landes hat den Alleinhandel mit Gold; jedem seiner Unterthanen ist dieser Handel bei Todesstrafe untersagt, mit Ausnahme des schlechten und leichtern Goldstaubes. — Die Mossambazes bringen gewöhnlich ein ganzes Jahr auf diesen Handelsreisen zu, und überhaupt ist auch dieser Handel in den Händen jener Sklaven großen Gefahren ausgesetzt, indem sie den Handel für sich statt für ihre Herren treiben, und oft mit den Waaren durchgehen, was in dem dortigen Sprachgebrauch „Pandneae" heißt. Auch geschieht es sehr häufig, daß die Hütten, worin die Handelsleute übernachten, entweder aus Unvorsicht, oder mit Vorsatz ein Raub der Flammen werden, um die Gelegenheit zu stehlen nicht vorübergehen zu lassen. — Ungeachtet all dieses Mißstandes für den Handel werden doch von Abutua in den nachhaftigsten Jahren über 700 Mark Gold nach Zumbo gebracht.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Civilisirte Eingeborne in Australien. Ein Capitän Butcher hat kürzlich den Big River in Australien näher untersucht, und gefunden, daß an seinen Ufern herrliches Schiffbauholz, namentlich Cedern, wachsen. Seit geraumer Zeit wird überhaupt aus diesem Lande solches Holz ausgeführt, und dieß hat öfters Gelegenheit gegeben, tiefer ins Land einzudringen. Der Missionär Lang zeigte bei einer öffentlichen Versammlung an, daß diese Holzhändler in der Nähe des Big River auf eine Race von Eingebornen gestoßen seyen, welche weit größere Fortschritte in der Civilisation gemacht hätte, als alle bisher getroffenen Eingebornen. Sie leben in ordentlichen Dörfern beisammen, und treiben Jagd und Fischfang. (Asiatic Journal. Julius.)

Katholische Mission in Neuseeland. Nach einem Schreiben aus Kororarika von der Insel-Bai vom 17 November soll der katholische Geistliche Dr. Pompallier, Bischof von Maroue, große Fortschritte in der Bekehrung der Eingebornen zu Hokianga gemacht haben, wo auch eine wesleyanische Mission ist. (ibid.)

Pferdeseuche am Cap. In mehrern Districten dieser Colonie herrscht eine eigenthümliche Pferdeseuche, welche diese Thiere zu Tausenden hinrafft; im Districte Swellendam allein sollen ihrer 3000 gefallen seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 212.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Julius 1839.

Das Tempe der Provence.

III.

Den schönen Weg, der zur weitberühmten Magdalenengrotte führt, will ich meine Leser nicht führen, obwohl ich ihn mehr als einmal machte; wir werden auf anderem und zwar noch interessanterem Pfade zu ihr gelangen, und wenden uns jetzt wieder hinab und der Fläche zu, um langsam in dem schönen Thale vorzuschreiten, das sich von St. Pons bis zu dem Schloß und Städtchen Gemenos erstreckt. Ob dieses seinen Namen von dem Tempel des Zwillingspaares Castor und Pollux, dieser Lucida sidera, entlehnte, der in den Tagen der Mythe hier emporragt, mag dahin gestellt bleiben. Gewisser ist's, daß Urkunden des Jahres 1026 einen Arnulfus de Geminis als hiesigen Grundeigenthümer bezeichnen.

Gemenos ist das Versailles der Provence, wohl verstanden ein mit dem Storchschnabel gezeichnetes Abbild davon, was Schloß, Statuen und Springbrunnen betrifft. Aber die hiesigen, freifluthenden Gewässer, und zumal die hiesigen Baumgruppen sind unendlich schöner, als sie einige Lieues von Paris fern durch Ludwigs XIV Millionen herbeizuschaffen waren. Ganz Versailles, Park und Umgegend mit einbegriffen, hat keinen einzigen majestätischen Baumstamm, kein dichtes Laubdach aufzuweisen, und die eine große Gartenallee von Schönbrunn bei Wien ist in dieser Beziehung mehr werth, als aller mühselig zu Versailles erkünstelte Wald in Bausch und Bogen genommen.

Dieselben Vortheile hat, wie gesagt, auch Gemenos. Die Gewässer der herrlichen Quelle, die sogleich zum Flusse wird, sind bald zu reizenden, nie versiegenden Cascaden verwendet, bald zu Wiesen- und Gärtenbewässerungen, bald zu einem mit Trauerweiden und thurmhohen Cypressen eingefaßten Teiche oder zum Bassin umgeschaffen; sie dienen hier einer Papiermühle, dort Glashütten und ähnlichen Fabriken; sie tragen bald den zierlichen Nachen, bald bewegen sie das nützliche Mühlrad. Ueberall ist Goethe's Wort auch hier zur Wahrheit geworden:

„Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehn,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden!"

In England sieht man keine herrlicheren Matten, keine frischeren Rasenflächen wie hier, und die Wasserfälle des immer lebendigen Flusses durchschlängeln und durchrauschen diese anmuthig grünen, baumreichen Wiesengründe. Sie dehnen sich heute zur Rechten und zur Linken dort aus, wo noch vor einem halben Jahrhundert beträchtliche Sümpfe, die sogenannten Paluns, stagnirten, die sich bis an die Ebene von Luges und bis in das „Schiffsthal" (Vallon du Vaisseau) erstreckten, heute aber theils ausgetrocknet sind, theils ihren Abfluß durch unterirdische Mündungen haben, vom Volk hier als Embugs bezeichnet.

Marquis d'Albertas verstand es, diese reiche, vor seiner Zeit jedoch verwahrloste Natur wiederum zu beleben und zu veredeln. Er hatte so viel ächtes Schönheitsgefühl als etwa Frankreichs sinnigster Gartenkünstler, als Gabriel Thouin, oder als Larenburgs Schloßhauptmann Riedl. Wenn Frankreichs imposantester und schönster Park in Epinal zu suchen ist, so steht ihm Gemenos vielleicht nur insofern nach, als das hiesige Thal nicht überall Breite genug hat, und nicht früher fernschweifende Aussichtspunkte gewährt, als bis man, durch Alleen kommend, dem neuen Schloßgebäude und mithin dem reizenden Marktflecken Gemenos sich selbst nähert, welcher von Abtei St. Pons kaum mehr als eine halbe Stunde entfernt ist.

Um Zeit- und Nachwelt erwarb sich Marquis d'Albertas bedeutende Verdienste, nicht allein dadurch, daß er seine Reichthümer zu solchen und ähnlichen Schöpfungen verwendete, sondern vielmehr, daß er Vater und Freund seiner Untergebenen war und schöne Stiftungen ins Leben rief, welche seinen Namen nicht in Vergessenheit gerathen lassen. Und welcher sonstige Lohn ward ihm dafür zu Theil? Es war im Jahre 1789; die Revolution schwang ihre Oriflamme bereits im größten Theile der Provence, nur Gemenos schien noch wie in Frieden und glücklicher Bürgerlichkeit zu schlummern. An seinem Namenstage veranstaltete er ein ländliches Fest, bei welchem alle Vasallen im reizenden Schloßgarten bewirthet wurden; darunter auch der Schulmeister des Ortes, obwohl ihn die Gemeindevorsteher seines heillosen Lebenswandels wegen mit Absetzung bedroht hatten. Solchen vermeintlich unverdienten Schimpf

Digitized by Google

glaubte er dem Gutsherrn zuschreiben zu müssen; im Augenblick der größten Volkslust zog er demnach eine Pistole aus der Tasche und schoß den Marquis meuchlings nieder; eine tragische Begebenheit, von der noch heute Jung und Alt zu erzählen weiß.

Der ehemaligen hiesigen Sümpfe wegen waren die Umwohner weit blässer als alle übrigen Provençalen, ja so kreideartig, daß sie für eine Colonie von Müllern gelten konnten und man blasse Leute im provençalischen Sprüchwort „die Nebel-Bleichen von Gemenos" (leis nèblats de Gèmos) nannte. Heute ist dieß ebenfalls anders geworden; heute, „wo in diesem Himmel jeder Fleck ein Paradies ist," blühen die Rosen nicht nur in dem Schloßgarten, sondern selbst auf Lippe und Wange der modernen Tempe-Bewohnerinnen, denen nichts zu mangeln scheint, leider selbst nicht immer erwünschte Gefälligkeit gegen die famöse und hie und da berüchtigte Zunft oder Kaste der Touristen.

Einige Bruchstücke zur Statistik von Ungarn.

(Schluß.)

Daß Ungarn, vermöge der Güte seines Bodens und der Begünstigung des Klima's, ungleich mehr Producte erzeugen könnte, als dieß bis jetzt der Fall ist, das ist eine ziemlich allgemein bekannte Thatsache. Wenn man aber davon die Schuld einzig und allein auf das Zurückbleiben im rationellen Betriebe des Landbaues schiebt, so hat man Unrecht. Eine Menge veralteter Observanzen und Rechte, welche mit der Zeit sich wie Schlingpflanzen in die ungarische Constitution gedrängt haben, sind mehr Ursache, wie der Mangel besserer Einsicht. Unter Anderm ist das Compascuum (das gemeinschaftliche Weiderecht) ein Haupthinderniß einer höheren Agricultur. Jedes einzelne Mitglied einer Gemeinde kann Einspruch thun, wenn auch nur ein Joch von den vielen Tausenden, die zur Weide liegen bleiben müssen, zum Anbau verwendet werden sollte. Was seit so vielen Jahrhunderten zur Observanz geworden, das gilt nunmehr als heiliges Recht. Nur die sogenannten Pusten und mitunter in den Feldmarken einzelne Ackertafeln sind von dieser Belastung ausgeschlossen, und können nach Belieben von dem Eigenthümer benutzt werden. Glücklicherweise fühlt man das Drückende und Nachtheilige dieses Verhältnisses allgemein, und man hat insbesondere auf dem Landtage von 1836 viel zur Abschaffung desselben gethan, wird wohl auch auf dem gegenwärtigen die etwa noch erforderlichen Ergänzungen zufügen. So ist denn gegenwärtig ein Gesetz zur Ablösung von Servituten und Auseinandersetzung der Grundstücke vorhanden, wonach dieselben nicht allein von der Last des Compascuums befreit, sondern auch für jeden einzelnen Besitzer zusammengelegt (commassirt) werden. Dieses Gesetz scheint seine Basis von der in den preußischen Staaten geltenden Gemeinheitstheilungs-Ordnung entnommen zu haben.

Man hat freilich über die Landesproduction von Ungarn im In- und Auslande zeither immer die Meinung gehegt, daß es nicht heilsam seyn würde, wenn sie vermehrt werden sollte, weil es ja ohnedieß schon sehr schwierig sey, den Ueberfluß von Erzeugnissen los zu werden und in Geld umzusetzen. Dieß ist aber ein offenbarer Irrthum. Man erwäge nur zunächst die Thatsache, daß in Ungarn schon oft genug Mangel und Hungersnoth geherrscht haben, und gewöhnlich dort schneller eingetreten sind, wie in andern Ländern. Selbst in diesem Augenblick ist dieß in einigen Comitaten in den Karpathen der Fall. Dieß liefert den Beweis, daß man in diesem gesegneten Lande viel zu wenig auf Vorräthe hält, was man bei einer bessern Agricultur und vermehrten Production weit eher thun könnte. Ueberdieß ist es ein bekannter Erfahrungssatz, daß man in dem Grade wohlfeiler erzeugt, als die Landwirthschaft wahrhaft rationell betrieben wird, man alsdann folglich auch niedrige Preise weniger zu fürchten hat. Und zu allem diesem kommt gegenwärtig noch der Umstand, daß der Handel im Allgemeinen und der mit Getreide insbesondere große Fortschritte macht, und dem Landwirthe den Absatz seiner Producte erleichtert.

Dieser Gegenstand führt mich zu den Handelsverhältnissen in Ungarn, deren Kenntniß ganz besonders zu der Statistik des Landes gehört. Wo, wie in Ungarn, die ländlichen Erzeugnisse die Hauptgegenstände des Handels sind, da erfordert es wieder Kräfte zur Transportirung derselben, weil Volumen und Gewicht bei Roherzeugnissen ungleich größer sind, wie bei verarbeiteten. Erleichtert aber wird der Transport durch Wasserstraßen und gute Wege und Landstraßen. Die Schwierigkeit des Transportes, die bei der Erbärmlichkeit der letztern oft zur absoluten Unmöglichkeit wird, legt dem Handel unerträgliche Fesseln an. Für Kaufer und Verkäufer ist die Sache überaus lästig, weil erstere die Producte nicht zur rechten Zeit an dem Orte haben können, wo sie Gewinn damit machen würden, und weil letztere von einer eingetretenen günstigen Conjunctur keinen Gebrauch machen können, weil es geradezu unmöglich ist, ihre Erzeugnisse zur rechten Zeit zur Stelle zu schaffen. Zu Wasser findet dieser Uebelstand nicht statt, weil die Donau, und neuerdings auch die Save zur Dampfschifffahrt so fleißig benutzt wird, vermittelst deren alle Producte und Waaren auf die Stunde an ihren rechten Platz gebracht werden können. Werden erst die neu projectirten Eisenbahnen fertig seyn und benutzt werden, so ist gar noch nicht abzusehen, welchen günstigen Einfluß sie auf die materielle Wohlfahrt des Landes äußern werden. Die nächste Folge hievon wird eine Zunahme des Geldreichthums und eine große Vermehrung der Bodenerzeugnisse seyn. Bei dem Geldreichthum komme ich auf ein Hauptgebrechen an welchem die materielle Wohlfahrt der ungarischen Bevölkerung gegenwärtig leidet: es ist dieß der herrschende Geldmangel.

Diese Thatsache führt mich auf einen, in Ungarns Statistik höchst wichtigen Gegenstand — die Geldgeschäfte der Grundbesitzer. Man frage einmal, wodurch so viele Kaufleute und Banquiers in Pesth und Wien so unermeßlich reich geworden sind, und man wird von jedem, der mit der Sachlage genauer bekannt ist, die Antwort bekommen, durch die ungarischen Grundbesitzer. Vom reichsten Magnaten bis auf den kleinsten Grundherrn herab sind in allen Abstufungen eine Menge Individuen, die, entweder durch zu großen Aufwand

Digitized by Google

oder durch unverschuldete Umstände und Ereignisse so in die Klemme gerathen sind, daß sie sich zu manchen Zeiten um jeden Preis Geld verschaffen müssen. Empfindlich rächen sich in solchen Fällen die Juden für die Zurücksetzung und Geringschätzung, die sie anderweitig erfahren, und mit Triumph im Herzen machen sie die Vermittler oder auch die Darleiher selbst. Aber auch Christen genug benutzen solche günstige Gelegenheit, viel zu verdienen. Man erstaunt, wenn man einen Blick in dergleichen Geschäfte thut, und findet schnelles Reichwerden auf der einen, und raschen Verfall auf der andern Seite ganz in der Ordnung. Die gewöhnlichsten und ersten Negocen sind Abschlüsse auf Producte, insbesondere auf die Wolle, gewöhnlich auf mehrere Jahre hinaus, zu einem niedrigen Preise, aber mit bedeutender Prämie, welche einen anderweitigen Verkauf erschwert, oder doch wenigstens nicht mehr vortheilhaft macht. Es bekommt nämlich der erste Käufer vom Verkäufer ein bedeutendes Abstandsgeld für jeden Centner, wenn die Wolle an einen Andern verkauft wird. Dabei wird noch die Daranzahlung zu hohen Procenten verzinset. Man hat berechnet, daß dergleichen Geschäfte sehr häufig sich zu 20 Proc. Verzinsung des empfangenen Capitals für den, der es aufnahm, belaufen. — Die dabei Betheiligten werden am besten wissen, ob ich Wahrheit schreibe.

Eine steigende Agricultur, wozu auch eine fortwährende Veredlung der Viehbestände, wie unter Anderm der Schafe gehört, einerseits, und ein im Lande selbst mehr geregelter und mehr aufblühender Handel andrerseits, kann allein diesem immer mehr überhand nehmenden Uebel steuern. Veredelte Roherzeugnisse locken fremde Kaufleute ins Land und zerstören das den Erzeugern so verderbliche Monopol der Inländer; der Werth dieser Roherzeugnisse ist größer, sie bringen folglich mehr Geld in die Casse des Producenten; ein geregelterer Handel schafft allen Waaren einen leichtern Absatz und bringt das vorhandene Geld mehr in Circulation. Und so lassen sich noch mehrere ähnliche Folgerungen ziehen.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Das Goldland der Maraven. Monomotapa.

(Schluß.)

Von Chicova aus nahmen auch sonst manche Kaufleute ihre Richtung nach dem Gebirge von Mironga, eine Reise von sieben Tagen, wo man eine Factorei und sogar ein Kirchspiel nebst Capitao Mor hatte, allein gegenwärtig ist dieser Ort zur Einöde geworden, nicht eine einzige Wohnung ist mehr vorhanden, und man schlägt nur noch Hütten auf, wenn man in jene Gegend zum Handel reist, die nach der Abreise bald wieder verfallen. Einen solchen vergänglichen Ort, an welchem man einen Markt zum Austausch zu halten pflegt, nennt man „Barra.“ Der, welchen die Portugiesen an der Serra de Mirouga einnehmen, liegt auf dem Territorium der Maraven, das wahre Goldland, denn hier gibt es kein Fleckchen, wo man nicht auf Gold stößt, und zwar vom feinsten. — In dem Lande der Maraven haben die Portugiesen auch noch die Barra von Cabrabaça, Dive, Cossunca und Mano. Der letztere Ort ist am allereinträglichsten, denn hieher kommen die Bewohner von Tete mit ihren Sklaven, um Gold zu graben, weßhalb man hier auch einen Capitao Mor hat, um Ordnung zu halten, und einen Vicar, um Messe zu lesen, was ungefähr auf dieselbe Art geschieht, wie in militärischen Lagern, wo keine Kirche ist. — Diese Goldgräbereien werden einzig von Sklavennegerinnen betrieben, während die Männer zu ihrer Vertheidigung Wachen halten, Holz aus dem Wald und Nahrungsmittel aus den fernen Wohnorten herbeischaffen. Die Negerinnen müssen dem Aufsichter, Inhacoda genannt, täglich das gewonnene Gold abliefern. Sie sind immer in Rotten von 12 Köpfen getheilt, die jede ihren Inhacoda hat, welche alsdann am Sonnabend das ganze Gold von der Woche an den Herrn abliefern, das Product von zwei Tagen abziehend, um davon die Sklaven zu nähren und zu kleiden, wobei sich wahrscheinlicherweise die Inhacodas sehr gut stehen müssen, und besonders, wenn sie auf reiche Lagerstätten kommen. Die Art des Goldgrabens ist ganz knustlos; man gräbt mit einer Spitzhaue die Erde auf, und sobald man aufs Goldlager kommt, gräbt man ihm so lange nach, bis das Gestein zu fest wird, und geht dann darüber hinaus zu einer weichern Stelle. Von der Aufbereitung wird in der Beschreibung nichts erwähnt, wahrscheinlich verhält es sich aber hier ganz wie in Brasilien, und auch am Ural, wo man das Gold unter der Dammerde auf dem festen Gebirgsgestein in Körnern aufgelagert findet, diese mit der Erde oder dem Sande zusammenkratzt und dann verwäscht. Senhor Velcho ist daher auch in einem Irrthum befangen, wenn er behauptet, daß hier beim Tiefergraben und bei regelmäßiger Arbeit das Gold schäffelweise gewonnen werden könne; dem ist aber nicht so, denn das Gold, das auf diese Art erscheint, kann zwar eine reiche Ausbeute geben, allein da es als mechanischer Absatz und Niederschlag zu betrachten, so kann das tiefere Eindringen in die Gebirgsart, auf der es lagert, ganz und gar nichts zu einer größern Ausbeute beitragen, man würde die Goldgränze überschreiten. — Die Maraven-Kaffern, Herren des Landes, wo man die Goldgräbereien treibt, sind in dem Aberglauben befangen, daß durch Berührung des Goldes ihnen ein unvermeidlicher Tod folgen würde, ein Aberglaube, der gegenwärtig schon viel abgenommen, sie gestatten daher den Speculanten, die Goldgräbereien in ihrem Lande zu betreiben, weil ihnen dadurch viele Vortheile entspringen und viele Waaren zugeführt werden. Das Gold, das in diesen Minen gewonnen wird, bezahlt keinen Quinto. Was auch in dieser Hinsicht für große Vortheile für Portugal zu ziehen seyn würden, wenn in der Verwaltung dieser afrikanischen Besitzungen eine gänzliche Reform vorgenommen würde, ist nur zu einleuchtend; die Art und Weise dieser Reform gehört nicht hieher. Wenden wir uns nun zu dem sogenannten Kaiserthum Monomotapa, an welches die portugiesischen Besitzungen stoßen, und mit welchem kein unbeträchtlicher Handel getrieben wird.

Monomotapa theilt sich in das morgen- und abendländische Kaiserthum, von welchen letzteres, das ausgedehnteste, den Namen Mocaranga führt. Mocaranga ist aus acht verschiedenen Königreichen zusammengesetzt: Corriro-Mrora, Minjau, Mococo, Turgeno, Gengir-Bomba, Mano-Emugre, Rueuga und Borore. Das abendländische Reich, welches den speciellen Namen Monomotapa hat, besteht ebenfalls aus acht Reichen: Chicova, Sacumbe, Inhabasaé, Chiroro, Manhiça, Chingainka und Sofala. Alle diese Reiche, mit Ausnahme von Sofala, welches independentes Besitzthum der Portugiesen, sind dem

Digitized by Google

Kaiser tributär. Dieses große Reich erzeugt alle Naturproducte im größten Ueberfluß, es ist reich an Gold und Edelsteinen verschiedener Art (?), Pflanzen- und Thierreich gedeiht mit der größten Ueppigkeit, die hohen Gebirge sind kalt, die Thäler heiß. Von Norden nach Süden wird es von dem lupatischen Gebirge, auch Espinhaio do Mundo (der Welt Rückgrad) genannt, durchzogen, dessen Gebirgsrücken über die Wolken hinausragt und mit ewigem Schnee bedeckt ist. — Die Regierungsform dieses Landes ist despotisch, und der Chef führt den Titel Imperatoe (der gleichbedeutende Name in der Landessprache wird nicht mitgetheilt). Traditionen, Gebräuche und alte Gewohnheiten sind das Gesetzbuch. Die Religion des Landes ist meistens in dem Naturrechte gegründet; sie erkennen einen Gott, Herr des Weltalls, ohne ihm einen Cultus zu widmen, und sehen sich untereinander wie Kinder Gottes an. Von Aberglauben voll, glauben sie an Wundercuriere und Hexereien; auch halten sie einige religiöse Fasttage, zu denen auch der Tag des Geburtsfestes des Kaisers gehört.

Die Eingebornen sind ächter Neger mit wolligem krausem Haar, und gehen außer einer Bedeckung um die Hüften, gleich denen der westlichen Küste, nackend, allein es herrscht eine große Verschiedenheit in der Bauart ihrer Häuser und des Landbaues, in der Lebensart und der Art Krieg zu führen. Sie haben ihre eigene Sprache, und ihre Waffen bestehen in Säbeln und Flinten. — Der Kaiser führt eine Ehrenwache, hat einen Hofstaat nach Art der europäischen Fürsten, und wird von den Großen des Reiches knieend bedient. — Jeder Ort seines Aufenthaltes wird als Residenz betrachtet, und führt den Namen Zimboé. Außer den Königen und Heeren, die ihm unterthan sind und Tribut in Gold zahlen, besitzt derselbe als Privateigenthum einen Landstrich von 800 Legoas. An großen Festtagen zeigt er sich in großem Schmuck mit den Insignien seiner Würde. Diese bestanden in einer kleinen Hacke mit elfenbeinernem Styl, die er an der Seite an einem Gürtel trug als Emblem des Ackerbaues, und zwei Azagaien, wodurch er andeutete, daß er mit der einen Gerechtigkeit handhabe, mit der andern sein Volk vertheidige. — Ein Verbrechen, welches hier am meisten bestraft wird, ist das der Hexerei; ein Heermeister wird ohne Umstände zum Tode verurtheilt. Wenn der Kaiser trinkt, hustet oder niest, so wünschen alle Gegenwärtigen ihm mit lauter Stimme Gesundheit, und alle, die dieses außerhalb vernehmen, wünschen es auch, es geht von Mund zu Mund, und durchläuft die ganze Residenz. An seinem Hofe werden die Kinder der Könige und Heeren erzogen, die ihm unterthan sind, nicht nur damit diese Kinder gegen ihn persönliche Zuneigung erlangen, sondern damit die Väter von dieser Seite gebunden sind und nicht gegen ihn aufstehen; es sind die Geiseln und Unterpfänder, die ihm sein Land und seine Würde sichern. — Selbst in Friedenszeiten unterhält er eine starke Armee, die von einem Generalissimus befehligt wird, der den Titel Inno führt, und auf diese Art flößt er auch so vielen untergebenen Monarchen Respect ein. Jährlich sendet derselbe mehrere seiner Hofdiener nach den verschiedenen untergebenen Reichen, um die Verwaltung der Könige zu prüfen und den Unterthanen neues Feuer zu geben. Letzteres geschieht auf folgende Art: sobald jener Fiscal an den Hof irgend eines untergebenen Königs kommt, läßt derselbe öffentlich ausrufen, daß jeder sein Feuer im Haus auslöschen solle, dagegen ist der Fiscal der einzige, welcher eine brennende Fackel behält, und an dieser zünden dann alle andern ihr Feuer wieder an, als Zeichen des Gehorsams und der Unterthanenpflicht. Wer dieses nicht thut, wird als Rebelle behandelt. Um Aufständen zuvorzukommen und die Polizei zu handhaben, ist Inno, der Obergeneral, mit seinen Truppen fortwährend in Bewegung. —

Zu den Privilegien, welche der Kaiser den Großen seines Reiches zu geben pflegt, gehören auch die, daß sie ihre Hausthüren verschlossen haben konnten, alle andern müssen offen stehen, denn der Herrscher besitzt die Mittel, sie gegen Spitzbuben und Uebelthäter zu vertheidigen, und besonders ist es Pflicht des Kaisers, die Armen unter seinen Schutz zu nehmen. — Der Kaiser hat ein ausnehmend großes Serail mit vielen Weibern, und die Großen des Reichs halten so viele, als sie nur ernähren können, allein die erste der Frauen ist die Herrin aller andern, und ihre Kinder sind allein erbfähig. — Wie viel oder wie wenig man von den Erzählungen über dieses Kaiser- und Königthum und den Herrscher desselben glauben soll, wovon auch die ältern Schriftsteller, besonders Diego de Couto, so viel und umständlich gefaselt haben, und denen man, ohne daß sich noch je ein portugiesischer Gelehrter an den Hof dieses Kaisers begeben, Alles nachschreibt, so wie auch Botelho gethan, lassen wir dahingestellt seyn. — Wenn man aber so manchen Großen dieses Reichs, Prinzen und Prinzessinnen, als Sklaven nach Brasilien gehen sieht und die sich in keinem Grad der höhern Bildung von den Negern der gemeinsten Classe unterscheiden, dann bekommt man wahrlich keine große Idee von jenen afrikanischen Höfen der Kaiser und Könige, welche die portugiesischen Schriftsteller so gern nach europäischem Maaßstabe messen. —

Zur Zeit, als die Portugiesen ihre Eroberungen in Afrika ausbreiteten, schlossen sie Friede und Freundschaft mit dem Kaiser von Monomotapa, der ihnen dafür Sofala, Manbiça und Zumbo gab, welches zur Zeit der Regierung des Königs D. Sebastiao geschah, und in Monomotapa herrschte damals der Kaiser Panzagutte. Vom Jahre 1749 an kam das große Reich in Verfall, es zertheilte sich in drei Theile, aber doch noch mit Anerkennung eines obern Chefs, dem man noch einen gewissen Tribut zahlte, allein auch dieses hörte mit der Zeit auf, es traten immer mehr Prätendenten auf, die miteinander kriegten und immer mehr sich schwächten, so daß das Kaiserreich eigentlich zu Grunde ging; der mächtigste Herrscher in diesem Land ist nur noch der Regulus von Ghangamira.

Miscellen.

Lebendige Schildkröten in Paris. Das Museum in Paris hat zwei lebendige Landschildkröten von der größten Art erhalten, denen man daher den Namen Elephantenschildkröten gab: die Schale ist 5′ 6″ lang und 2′ 3″ breit. Sie kommen aus den Inseln im Canal von Mozambique. (Echo du Monde Savant vom 15 Julius.)

Apparat zur Trinkbarmachung des Seewassers. Auf Befehl des französischen Marineministers wurde der von den HH. Peyer und Rochet erfundene Apparat zu Rochefort erprobt, und dann an Bord der Brigg le Borda gebracht. Das Volumen des Apparates ist nicht größer als eine gewöhnliche Schiffsküche. Derselbe liefert das nöthige Wasser für die zahlreichste Mannschaft, und zugleich wird dabei Brod gebacken und die Speisen gekocht. Die Kriegsschiffe sollen sämmtlich mit solchen Apparaten versehen werden. (ibid.)

Merkwürdige Wirkung des Blitzes. Bei einem Gewitter am 8 Junius schlug der Blitz im Forste von Senart perpendicular in eine Eiche, spaltete und zerriß den Baum aber einkelförmig an mehr als fünfzehn Orten, streifte ihm die Rinde und alle Zweige ab, so daß derselbe kahl und nackt dastand. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Julius und Intelligenzblatt Nr. 7.)

Digitized by Google

Nr. 87.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 Julius 1839.

Philarete Chasles

über die gegenwärtige englische Literatur.

(Fortsetzung.)

Thomas Campbell, der seit langer Zeit der Poesie entsagt und Reviews geleitet hat, ist auch ein Dichter; man kann ihn mit Niemand passender vergleichen, als mit Alfred de Vigny. Seine reine, durchsichtige Strophe, von auserlesener Form, von klarem und oft tiefem Sinn, glänzt wie ein wunderbar geschnittner Krystall. Er hat bewundernswürdige Verse gemacht, und man bemerkt, daß er sie gemacht hat; die Zukunft wird vielleicht mit größerer Verehrung mit so vieler Liebe gearbeitete Werke aufbewahren und erhalten, als begeisterungsvolle rohe Skizzen, welche brausend und schäumend der Feder Southey's entströmen, wie das Metall aus dem glühenden Ofen. Die Strenge seines Geschmacks isolirt ihn.

Die Feinheit und Subtilität zeichnet Wordsworth aus, diesen Eremiten der poetischen Kunst, verborgen in den Wäldern von Westmoreland, in der Nähe von seinem Freund Southey. Wordsworth ist mehr bekannt durch seinen Einfluß als durch fremde Nachahmungen; man kann ihn nicht übersetzen. Die Anmuth seines Rhythmus, seiner Sprache, seines Gedankens trägt den Charakter unschätzbarer Feinheit an sich, die bis zur Tiefe geht und sich sogar bis ins Dunkle verirrt. Es ist eine seelenvolle und rührende Feinheit; es ist ein zarter Punkt, zwischen dem Naiven und dem Erhabenen festgehalten, die Zurückführung des Alltäglichen aufs Wunderbare und die Verwandlung der geringsten Dinge in göttliche; theologischer Ascetismus und psychologische Analyse. Um von Jedermann geliebt zu werden, dazu ist seine Poesie einerseits zu hoch und andrerseits zu fein gesponnen. Aber gefühlvolle und hochgebildete Geister finden in diesen gefährlichen Eigenschaften eine lebendige Quelle geheimer Entzückungen; es ist unter uns Sainte-Beuve derjenige, der, ohne seine Formen nachgeahmt zu haben, sich nur um so mehr dem Wesen seines Talents selbst zu nähern scheint. Die genannten vier Dichter produciren jetzt wenig mehr, und immer nur in dem Ideenkreise und mit der Färbung des Styls wie in ihren reifen mittlern Jahren. Einige eigenthümliche oder unvollständige Geister, die aus derselben Epoche stammen, haben erst neuerlich Celebrität erlangen können: Walter Savage Landor; Leigh Hunt, ein gewandter Journalist von beweglicher Phantasie und geschmeidigem Styl; Edgerton Brydges, der vergeblich nach der Peerschaft getrachtet hat, und der, unzufrieden mit den Menschen und den Dingen, jetzt an den Ufern des Genfersees sich ergeht mit seiner bibliographischen Gelehrsamkeit, mit seinen philosophischen Phantasien, seinen Dichterträumen, reich an ausgezeichneten Sonetten, seinem langen Bart und seiner melancholischen Herrlichkeit.

Wordsworth, Southey, Campbell, Th. Moore scheiden sich von der jetzigen Generation durch eine tiefgreifende und entscheidende Eigenschaft: sie glauben. Ihr Geist hat keinen Zugang gestattet jenem Princip des Todes, unheilvoller als der Skepticismus selbst, von dem es so zu sagen die Folge und die unheilbare Verhärtung ist: der Gleichgültigkeit. Im Mysticismus des ersten, in den leidenschaftlichen Uebertreibungen des zweiten, in der gewandten Leichtigkeit des dritten, in den Launen des Irländers endlich — nirgends findet man die Vermischung von Gut und Böse, von Tugend und Laster, von Schön und Häßlich. Man gebe wohl Acht! das ist das tödtliche Symptom, der Leichenfleck, welcher die große Auflösung verkündigt. Ein fixer Irrthum ist besser als eine schwankende Wahrheit; an nichts gewiß glauben, heißt Gott verlassen und im Nichts leben.

Unter den genannten Dichtern hat Wordsworth, der am spätesten Gewürdigte, seinen Einfluß am weitesten ausgedehnt. Southey hat nur noch in der Erinnerung ein Echo; die ferne Harmonie einer feierlichen Orgel. Campbell ist ein classischer Dichter, ein Muster, das man studirt wegen der Vollkommenheit der Form, wie Pope oder Dryden. Die Monotonie der von Byron entlehnten Verzweiflung hat schon seine Nachahmer ermüdet. Die allgemeinste Begeisterung hat ihren Ausfluß von Wordsworth; sie hat sich selbst über das Drama verbreitet, dem

Digitized by Google

sie nur geschadet hat, da das Drama die Handlungen des Menschen und nicht seine Träume darstellen soll. Die meisten Dichter und Dichterinnen zweiten Rangs haben die Analyse des Meisters wieder in Fächer gespalten, seine Zartheit noch verfeinert, seine schwachen Nebelgebilde noch verdünnt und seine Poesie zu nichts verflüchtigt — der Schatten eines Schattens. Einige jedoch, indem sie Wordsworths Metaphysik annahmen, haben sich andern Inspirationen hingegeben. Die Politik und die Industrie, zwei Musen von Erz und Kupfer, haben Sänger gefunden unter dem Heere der Wordsworth'schen Dichter; wie Wordsworth seine Poesie aus den Alltäglichkeiten des Landlebens abgezogen, so haben Alfred Tennyson und Ebenezer Elliott die politische Oekonomie in Satyren und die Theorien Benthams in Oden umgesetzt.

Bentham, ein eigenthümlicher, systematischer Genius von großem Umfang, hat eine vollständige Form und wissenschaftliche Realität gegeben jener Nützlichkeitstheorie, der Theorie des Ichs, des Egoismus, die ein Ausfluß der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ist; eine Theorie, die sich zusammenfaßt in der prächtigen Lüge des Axioms: *das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl!* O Ihr Philosophen, die Ihr immer die Empfindung mit der Seele verwechselt, und das Unglück der Menschheit mit dem Nagen des Hungers. Euer System ist hohler als das Berkeley's, der aus dem Körper ein Phantom machte! Auch hat die Bewegung der Jahre schon das System Benthams niedergerissen, des Gesetzgebers einer materialistischen Gesellschaft, wie St. Simon; mit diesem System ist die zur Verbreitung desselben bestimmt gewesene Westminster-Review verschwunden. Ich will nicht angeben, mit welchen raffinirten Subtilitäten man bewiesen hat, daß die Bentham'sche Schule ihren Homer haben mußte, und daß das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl das Auftauchen eines speciellen Dichters erheischte, welcher sich zu neuen ästhetischen Dogmen bekennen mußte. Alfred Tennyson war dieser Dichter. Man bemerkte durchaus in den Versuchen des Utilitariers ein beharrliches Streben nach abstruser Metaphysik, ein Streben, den philosophischen Gehalt der Dinge auszusprechen, ein Bedürfniß, die Begeisterung durch die Reflexion zu erzeugen, zum Nachtheil des Gefühls, der Einbildungskraft und der Persönlichkeit. Das Metrum Tennysons, übrigens kräftig und kühn, bewegte sich traurig unter diesen Ketten; der mühsam gelehrte Mechanismus der Versification erschwerte noch den durch eine willkürliche Philosophie auferlegten Zwang. Die nordische Muse hat Mühe, sich dieser Anmaßung des in sie übergreifenden und sich über sie ausbreitenden Gedankens zu erwehren. So erlöschen die großen Fackeln, welche der Poesie leuchten; so verschwinden unter einem Schleier seiner Erfindungen Klarheit und Wärme. Vergebens trachtete Tennyson nach der materiellen Genauigkeit und Bestimmtheit der Form und übertriebener Farbengebung; das hieß nur: einen Fehler durch den andern ersetzen. Der Dichter suchte, wie er sagte, einzudringen in alle Individualitäten, suchte zu umfassen und zu begreifen alle Seelen der Natur, indem er seine Oden dieser eigenthümlichen Verwandlung widmete, der Reihe nach dem Leser, in einem unermeßlichen Avatar die Pflanze, das Thier, die Bewohner der Wasser, die Quadrupeden verführte, durch eine künstliche Classification die ungeheure Aufregung der Poesie eintheilte, und das willkürliche Verfahren der Wissenschaft mit der Stimme der Begeisterung verwechselte.

Ebenezer Elliott hatte mehr Einfluß auf die Leidenschaften des Volks; er wandte sich an ihre fühlbarsten Interessen; anerkennend den Supremat der Industrie zählte er doch die Leiden auf, welche dieser neue Sieg über die Materie nach sich zieht. Warum aber dem Pamphlet des Publicisten das Gewand und Metrum eines Drydeu oder Churchill geben? Obgleich eine Mischung von Satyre und Elegie den Ernst der Materien etwas milderte, so war es am Ende doch nur eine Versification von Cobbett oder Burke. Man wurde bald dieser Mischung müde, welche anfangs überraschte; man wies der Prosa wieder ihre gewöhnliche Pflicht, die Führung der Lebensgeschäfte, die Erörterung der Interessen zu, man erkannte, daß ein Talent dieser Art, seinem eigentlichen Wesen nach didaktisch und polemisch, etwas von seiner ernsten Würde verliert, indem es den Gesetzen des Rhythmus und der Cäsur sich schmiegt.

So wurde der poetische Saft schwächer. Er strömte schnell jenem Gradessande zu, in welchem alle Poesie sich verliert. Die Poesie verzweigte und spaltete sich mit jedem Tage mehr; sie gehorchte nicht mehr einer allgemeinen Theorie, wie unter der Herrschaft Wordsworths, sondern einer Menge kleiner particulärer Theorien, welche weder die Natur noch den Menschen umfaßten. Die Frauen, die ihnen eigne Feinheit und Gewandtheit der Nachahmung verbindend mit der ihnen zukommenden Leichtigkeit, sich rühren und aufregen zu lassen, welche immer schon der Poesie verwandt ist, machten das Uebel noch ärger. Jede Schattirung von Gefühlen hatte ihre Ode; jeder Gedanke einer Mutter oder Liebenden lieferte seine Elegie; eine Sehnsucht gestaltete sich zum Sonett und eine Hoffnung wurde zum Lied. All diese kleinen melodischen Stimmen zwitscherten und sangen zusammen in dem Vogelhaus der englischen Gesellschaft, die, da sie keinen Unterschied zwischen ihnen festzusetzen vermochte, die Auskunft ergriff, sie alle miteinander zu bewundern; auch war ihr Ruhm nicht lebenslänglich, und ich fürchte, es möchten mehrere Namen, welche noch so zu sagen auf der Oberfläche des Rufs schwanken, bald den vor zwanzig Jahren berühmten Namen einer Miß Seward, Miß Porden und Rosa Matilda zugesellt werden. Die ausnehmende Leichtigkeit des jambischen Rhythmus und eines nur kaum angedeuteten Reims, der Reichthum des englischen Wörterbuchs das beinahe immer den lateinisch-normannischen Ausdruck neben dem sächsisch-deutschen darbietet; der Gemeinplatz der elegischen Bilder, so vertraut den Dichtern des Nordens — Alles forderte die jungen Phantasien und die jungen Herzen auf, Dichter zu werden, und auch sich auf einer Harfe zu versuchen, welche fast allein ertönte. Mrs. Norton, welche von der Londoner Gesellschaft neulich bestraft wurde wegen einer nicht bewiesenen Unvorsichtigkeit und wegen einer schlecht passenden Ehe, eine geistreiche, schöne und ausgezeichnete Frau, hat eine kräftigere Versification und eine schärfere Form gefunden als ihre Nebenbuhlerinnen. Miß Landon nähert sich

Digitized by Google

Thomas Moore durch die glänzende Gewandtheit und Weichheit ihrer Inspiration. Felicia Hemans ist ihnen überlegen; wenigstens macht sie sich offen und frei an diese Gattung der Poesie; sie will nichts als die Leidenschaften singen, und oft gelingt es ihr; ihren Tönen fehlt es weder an Süßigkeit noch an Fülle. Nachdem man ihr mit einem Vergnügen zugehört, das freilich nicht Erstaunen und noch weniger Enthusiasmus ist, aber dessen Reiz die Seele einwiegt und manchmal sie durchdringt, findet man endlich, daß die Taube zu lange girrt und schluchzt, daß dieser aus der Seele entstiegene Duft sie berauscht und einschläfert, und man bedauert, daß nicht eine einsichtsvollere, fleißigere Mühe den Gedanken concentrirt, und so die Dauer des Werks gesichert, seine Gediegenheit vermehrt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Proben aus dem Drama: Der Alchimist.

(Fortsetzung.)

Dritter Auftritt.

Vorige, Maddalena, Fasio.

Maddalena.

Habt, schöne Frau, Ihr nicht ein neu Juwel
Für mich?

Franceseca.

Nein, Signora.

Maddalena.

Bei Gott, man ist
Mit unsern Juwelieren gut bestellt!

Lelio.

Was meint Ihr, Maddalena, zu den Kreuzen?

Franceseca.

An Juwelierwerk sind wir minder reich
Als Tommasello: wir verkaufen mehr
Geräthe von gemeinerem Gebrauch,
Wie Vasen, Becher, Schalen, Becken,
Und Meißlee sind wir mehr als Juweliere.

Maddalena.

Gleichviel, die Kreuze zeigt mir und dieß Halsband.

Franceseca.

Fast glaub' ich, daß es unnütz ist.

Maddalena.

Ihr seyd
Höchst sonderbar: die Richterin bin ich.

Der Podestat

(nähert sich der Maddalena und küßt ihr die Hand).

Der Herr erhalte seinen schönen Engel.

Maddalena.

Podestat, Ihr? — was führet Euch hierher?

Podestat (auf Franceska zeigend).

Ich kam hierher, um dieß Juwel zu handeln.

Maddalena.

Ach, dieses Weib.... ich dachte nicht daran,
Genau besehen ist sie häßlich nicht.
Doch soll ich Wahrheit reden, Herr Podestat,
Für Euch scheint zu liebesisch und zu gemein,
Das Liebesabenteuer mir zu seyn.

(Sie wendet sich zu den Juwelen.)

Lelio (zum Podestat.)

Von Euree Gefälligkeit erwaet' ich,
Theurer Podestat, einen großen Dienst.

Podestat.

Graf Lelio, sprecht, ich bin der Eure.

Lelio.

Es ist bei Gott nicht möglich artiger
Zu seyn als Ihr, Signor! — doch sagt mir, könnt
Ihr unter den Gesetzen, die Ihr jeden Tag
Erlaßt, nicht eins zu Stande bringen, das
Dem Gober fehlt, und mir auch meinen Theils?
Anwenden werd' ich's, wie's gebüren ist.
Ich meine nämlich ein Gesetz, wodurch
Jedwedee Ohm gehalten sey, bei Strafe
Von Galgen odee Feuer, dreißig Tausend
Ducaten seinem Neffen auszusetzen
Als jährlichen Gehalt.

Podestat.

Hält unser alter
Geimaldi seinen theuern Schatz noch stets
Den Händen und dem Aug' gleich unzugänglich?

Lelio.

Noch immee.

Podestat.

Ach! und deimal ach daeob,
Doch ist das einmal eines Ohms Natue.

Lelio.

Ich abee bin es müd' zu sehen, daß
In einsam finsteem Keller so viel Gold
Gesäet wied, und doch nicht aufgehn will.

Podestat.

All' dieses Gold kommt eines Tags Euch zu.

Lelio.

Wann ich ein Fünfzigee bin? dann ist's zu spät.

(Fasio erscheint oben auf der Treppe.)

Maddalena.

Jetzt bitt' ich Euch, mir etwas Anderes
Zu zeigen.

Franceseca.

Das ist Alles was wir haben.

Fasio.

Du irest dich, Theure.

Franceseca (bei Seite).

Fasio!

Fasio (zu Maddalena).

Wir besitzen
Noch andre Juwelen, deren Stoff
Und Fassung Euree würdigee mir dünkt.
Ich will sie holen.

Maddalena.

Holt sie.

Digitized by Google

Francesca (auf einen Sessel fallend).
Heil'ge Jungfrau,
Erbarm' dich meiner, mich verläßt die Kraft.
Podesta (sie beobachtend).
O! man ist eifersüchtig, wie mir scheint,
Wohl wird sich das Geheimniß nützen lassen,
Das mir der Blick, wenn nicht der Mund verräth.
Ganz gut! — (zu Lello.)
Mein theurer Graf lebt wohl.
(Zu Maddalena.)
Und Euch
Auch, milde Schöne, sag' ich Lebewohl.
(Entferne sich: im Hintergrunde stößt er auf Fasio.)
Und du, verwegner, himlischer Alchymist,
Niemals vergiß, daß bis zum Paradies
Schwach wie die Mutter, jede Tochter Eva's
Der Schlange, die verführen will, erliegt,
Besondres kann sie zum Verbinden ihr
Ein Diamant-Aug' und goldne Schuppen zeigen.

Vierter Auftritt.

Maddalena, Francesca, Lelio, Fasio.

Maddalena.
Signor, wir warten.
Lelio.
Eilet, Meistre, Euch.
Fasio.
Hier bring' ich einige Juwelen Euch,
Hinreichend schön, um auf den Festen des
Francesco Mediei zu prunken. Wählt.
Francesca (bei Seite).
Gott, wie ich leide!
Maddalena.
Graf, was meint Ihr?
Lelio.
(Ihr ein Halsband von Perlen zeigend.)
In solchem Falle bin ich schlechter Rath,
Doch sollt' ich wählen, würde mein Gefühl
Für dieses Perlenhalsband sich entscheiden.
Maddalena (zu Fasio).
Paßt mir es an.
Francesca (bei Seite),
Wie zittert seine Hand!
Fasio.
Hier ist es.
Maddalena.
Nun, was dünket Ihr dazu?
Fasio.
Graf Lelio berieth Euch weise nicht.
An Eurem Halse würden diese Perlen
Sich allzunah bei Euren Zähnen finden.
Maddalena.
Mich dünket, er hat Recht; seht, Lelio,
Ich zieh' dieß Stirnband von Rubinen vor.
(Indem sie es betrachtet.)
Wie ist es möglich, so das Gold zu schmiegen!
Besetzt es nur, es ist bewundernswerth.
(Sie reicht es Fasio und setzt sich wieder, um es sich anheften zu lassen.)
Francesca.
Zum Herzen fühl' ich strömen all mein Blut.
Maddalena (zu Fasio).
Die Haare streichet hier hinweg — so recht.
Fasio (die Wirkung des Stirnbands betrachtend).
Dießmal habt Ihr, Signora, Euch geirrt.
Bei meiner Seele, die Rubinen sind,
Um ihres Glanzes Fülle zu behalten,
Zu sehr in Eurer Augen Nähe hier.
Maddalena.
Weil's dem so ist, wählt etwas Schönes selbst.
Fasio.
Nehmt dieses diamantne Diadem
Im schwarzen Haare leuchtet das Gestein,
Gleich wie der Glühwurm, der die Nacht erhellt.
Von Frankreichs Königin ward es bestellt,
Mag es genehm Ferrenzens Fürstin seyn.
Maddalena.
Drum Nachbar brecht ihr das gegebne Wort.
Fasio.
Bestimmt war's einem königlichen Haupte,
Doch fordert die Gerechtigkeit, daß sie,
Die nur als Königin geboren ist,
Von Eurer Reize Macht besieget weicht,
Wie in Homerens ewigem Gedichte
Vor Kypris' Schöne Hera's Stolz sich beugt.
Maddalena (zu Lello).
Sucht doch, Signor, in unsrer Signoria
Wie irgendwo mehr Grazie und Geist.
(Zu Fasio.)
Sehr theurer sind wohl Eure Diamanten,
Gebt in den Kauf so feine Reden Ihr.
Das Stirnband steht mir an; je mehr ich es
Betrachte, desto mehr gewinn' ich's lieb.
So will ich's denn behalten; geht in meinen
Palast, wo man Euch zahlen wird.
(Zu Lello.)
Kommt mit.
Lelio (dem Fasio eine Börse reichend).
Nein, thut es nicht, mein Theuree.
(Zu Fasio, der sie zurückweiset.)
Nehmt doch.
(Wirft sie auf einen Sessel.)
Da habt Ihr sie.
Maddalena.
Kommt Ihr?
Lelio.
Ich komme schon.
(Gehen zusammen. Fasio geleitet sie zur Thüre.)
(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 213.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 August 1839.

Die Schiffer von Pollet.

(Nach Mrs. Gore.)

Dicht bei der Stadt Dieppe in der Normandie liegt die Vorstadt, der Pollet genannt, welcher, wenn auch nur von der Stadt durch die Mündung eines Flusses, kaum halb so breit als die Themse, getrennt, doch so völlig von der eigentlichen Stadt in Sitten und Gebräuchen, Dialekt und Kleidung verschieden ist, wie die Hauptstadt von England von der in Spanien.

Historiker sagen, der Pollet sey eine Colonie von Matrosen und Schiffern aus einigen Häfen des mittelländischen Meeres — in den Urkunden, durch welche Philipp III. 1283 seine Krongüter im Pollet dem Erzbischof von Rouen abtrat, heißt der Ort „Villa de Poleto;" — die Sprache der Polletaner oder Polteneser enthält viele italienische Wörter, und gleicht mehr dem Dialekte der Lazzaroni von Neapel in Idiom und Aussprache, als der französischen Sprache. Auch ihre eigenthümliche Kleidung ist ganz italienisch; ihr bigotter Aberglaube schmeckt nach italienischem Ursprung, und die Barcarolen, mit denen die Seeleute den Tact ihrer Ruder bezeichnen, wenn sie ihre Fischerboote zurück in den Hafen rudern, können fast mit den venetianischen verwechselt werden; auch der Buchstabe j und g wird von den Polteneſern, wie von den Venetianern, wie z ausgesprochen.

Natürlich konnten diese Eigenthümlichkeiten des Stammes, der sich so seltsam vereinzelt hatte, nur durch steifes Vorurtheil und außerordentlichen Aberglauben Jahrhunderte hindurch festgehalten werden. Als eine Sache von religiöser Wichtigkeit wurde der Gebrauch von Vater auf Sohn vererbt, daß ein Polteneſe sich nur mit einer Polteneſin verbinden darf, und daß jede Abweichung von der Sitte eine Beleidigung gegen die Gemeinde sey. Obgleich daher eine Familie von Polteneſen am Sabbath über den Hafen fuhr, um ihre Andacht in der schönen Kirche von St. Remy oder dem Münster von St. Jacques (des Schutzpatrons der Fischer, aus denen die Bevölkerung des Pollet gänzlich zusammengesetzt ist) zu verrichten, so verfehlten sie doch nie bei Gelegenheit solcher Familienfeste, wie Hochzeiten und Kindtaufen, ihre Gebräuche in ihrer eigenen demüthigen Capelle von Notre Dame des Graces zu feiern — einem Tempel, der mit Glockenthurm und Allem durch das Portal beider Kirchen von Dieppe gehen konnte, ohne sich zu bücken. Zwar ist die Stadt Dieppe mit der Zeit zu hohem Wohlstand gelangt und zeichnet sich in den Annalen des Landes aus, doch der Pollet hat sich weder herabgelassen, ihre Moden nachzuäffen, noch um einen Strahl des königlichen Sonnenscheines oder bürgerlichen Fortschreitens sich zu bemühen, der von ihrem Antlitz auf ihn zurückstrahlen könnte. Während glänzende Paläste in Dieppe prangen, enthält der Pollet nur wenig enge Straßen und ein altes Kloster, das in eine Caserne umgewandelt ist; ein Gefängniß und Zuchthaus sind die einzigen bedeutenden Gebäude der kleinen Vorstadt, die zwischen der Mündung des Hafens und dem Fuße der Kalksteinklippen eingeschlossen ist, welche die Vereinigung des Flusses Dieppe mit der See überhängen.

Seit einigen Jahren ist die Verbindung der Stadt mit der Vorstadt enger geworden durch die Errichtung einer Passerelle oder schwimmenden Brücke, die den Verkehr der Bewohner erleichtert, der durch den zerfallenen Zustand der alten Brücke von Pollet unterbrochen worden war. Doch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts glichen die Zwistigkeiten zwischen den Bewohnern von Pollet und Dieppe fast den Kämpfen von rivalisirenden Parteien. Jene scheinen wirklich viel von dem Geiste der Castilier zu haben, von denen Viele ihren Ursprung herschreiben. Als einen Beweis der Heftigkeit ihres Sinnes und der Verstocktheit ihres Charakters erzählt man, daß, als Aubigne, Erzbischof von Rouen, einen der Geistlichen an der Kirche in Pollet abgesetzt hatte, da er in Verdacht stand, sich der reformirten Kirche zuzuneigen, und nachher nach Dieppe kam, um in der Kirche des St. Remy zu predigen, die Polteneſen in Masse in diese Kirche gingen, da sie bei Niemand als bei ihrem Lieblingspriester beichten wollten, die Eisengitter an der Kanzel erkletterten, und den Erzbischof unter heftigen Drohungen und Verwünschungen in die Sacristei zurücktrieben. In der Folge war der Prälat gezwungen, den Vicar in sein Amt wieder einzusetzen, nachdem er heimlich aus der Stadt geflohen

Digitized by Google

war, aus Furcht, die gottlosen Polteneſen möchten ihre Drohung wahr machen, und den Erzbiſchof auf der Brücke des Pollet, über die er mußte, um ſeine Viſitationen in der Normandie fortſetzen zu können, feſthalten und in den Hafen werfen.

Um das Jahr 1800 gehörte einer Familie, Namens Crosnier, ein kleines Haus in der Grande Rue dieſer merkwürdigen Vorſtadt, das vor faſt zwei Jahrhunderten von einem ihrer Vorfahren erbaut worden war. Pierre Crosnier, der Vater, galt in der Nachbarſchaft für einen wohlhabenden Mann, da er nicht allein Eigenthümer des vorerwähnten ſoliden, ſteinernen Wohnhauſes war, das aus zwei Stockwerken und einem Grenier beſtand, ſondern auch einer Fiſcherbarke, die unter dem Namen la Belle Gabrielle bekannt und als das beſte Sturmboot im Hafen von Dieppe geachtet war. Die Crosniers waren in der That ein glückliches Geſchlecht. Man erzählte, daß das Haus im Pollet, das kaum ein Jahr vor dem großen Bombardement von Dieppe durch die Engländer im Jahre 1694 vollendet war, von einem der Notablen zu einem hohen Preiſe als ein Zufluchtsort für ſeine Familie gemiethet worden war, bis ſein eigenes wieder aufgebaut worden wäre; und daß, als er zwei Jahre darauf ſeine neue Wohnung wieder bezog, er alle Meubles, die er ſich hatte machen laſſen, in dem Hauſe zurückließ. Dieß war die Urſache, warum in Crosniers Beſitz zwei reich mit Schnitzwerk verſehene Armoires, oder eichene Kaſten und zwei altmodiſche Betten von Nußbaumholz waren, nebſt den dazu gehörigen Stühlen mit hohen Lehnen und ſchwerfälligen Tiſchen, welche mit dem ungeheuren Schirm von vergoldetem Leder, der das Wohnzimmer ſchmückte, immer noch die Bewunderung des Pollet erregten. Doch zu dieſem altmodiſchen Reichthum an Meubles kam eine wunderbare Menge von Wäſche, die die Armoires füllte, und zwölf plump gearbeitete couverts d'argent, nebſt Suppenlöffel und Kaffeelöffel von demſelben Metall. Und um den Wohlſtand der Familie vollſtändig zu machen, war es ſchon längſt im Hafen bekannt, daß der Beſitzer der Belle Gabrielle ſchönere Steinbutten (turbots) als alle andern Fiſcher des Pollet nach Paris zu Markt ſchickte, und daß der erſte Zug Makrelen, die erſte Ladung Häringe Niemand anders in den Hafen bringen konnte, als Pierre Crosnier.

Die Familie des Fiſchers beſtand aus zwei Söhnen; der ältere war nach dem Schutzpatron Jacques, der jüngere nach ſeinem Großvater Marime genannt worden. Seine Ehehälfte war eine luſtige Seele, gegen vier Fuß im Umfang, deren röthliches, gedräuntes Geſicht und angenehme Züge ſagten, daß ſie in ihren frühern Tagen die Arbeit ihres Mannes getheilt habe und der brennenden Sonnenhitze ausgeſetzt geweſen ſey als Verkäuferin ſeiner Waaren auf dem Fiſchmarkte. Doch Madame Crosnier genoß einer Auszeichnung, die weit über die ihres freundlichen Geſichts oder der Einfaſſung von Valenciennes-Spitzen ging, in die es gehüllt war, ſelbſt über die Anſprüche als Gattin eines wohlhabenden Haudeſitzers und Schiffsherrn. Mme. Crosnier war, nach dem Continental-Ausdruck „née Pierrette Bouzard“ alſo Tochter, Schweſter und Baſe jener drei merkwürdigen Schiffer von Dieppe, welche als Lootſen des Hafens mehr Menſchen vor Schiffbruch und andern Unglücksfällen der See bewahrt hatten, als das Hôtel Dieu durch ſeine Arzeneien, und die von Napoleon mit goldenen Medaillen, welche ihre Verdienſte aufzählen, und dem Geſchenk eines guten Wohnhauſes beehrt wurden, das zu ihrem erblichen Gebrauch am Hafendamm erbaut war, und die Inſchrift trägt: „Don de la patrie!“

Der Bruder von Pierrette war ſogar am Hofe Ludwigs XVI geweſen, hatte aus den Händen von Marie Antoinette das Ludwigskreuz als einen Lohn für ſeine Dienſte erhalten: und bei ſeiner Rückkehr von dieſem Beſuch in Verſailles, von ſeinen königlichen Wirthen und ihren Hofleuten mit dem Titel „le brave homme“ beehrt, übernahm Bouzard die Stelle eines Pathen bei dem kleinen Marime Crosnier, der jetzt ein blühender Burſche von 21 Jahren war.

Vielleicht muß es dieſem glückweiſſagenden Umſtande zugeſchrieben werden, daß Marime eine Art Liebling der Familie wurde. Zwar ſchlug der Knabe gut ein, den Ruhm ſeiner mütterlichen Verwandten zu erreichen, denn in einem Alter, wo die meiſten Buben noch an ihrer Mutter Schürze hängen, hatte er ſich ſchon durch Beweiſe von Muth und Gewandtheit im Hafen ausgezeichnet. In ſeiner Jacke und Mütze von blauer Wolle und in ſeinen Beinkleidern von grobem Segeltuch ſah man Marime jetzt an dem Maſt einer norwegiſchen Schaluppe klettern und im nächſten Augenblick in die Tiefe tauchen, nach einem Gegenſtande, den die Matroſen über Bord geworfen hatten, um ſeine Luſt zu reizen, bis ſein kecker Muth ihn zu einem eben ſo großen Liebling unter den Matroſen des Pollet und der Equipage der fremden Kauffahrteifahrer, die mit Dieppe handelten, gemacht hatten, wie bei ſeinen eigenen Leuten.

Dieſer kühne Sinn trat bei der Trägheit und Schweigſamkeit ſeines ältern Bruders um ſo mehr hervor. Jacques Crosnier zeigte einen natürlichen Widerwillen gegen den Beruf ſeines Vaters, der mit den Jahren zunahm; und der alte Bouzard, der vielleicht fürchtete, ſein Enkel möchte im Fall der Noth Mangel an Muth zeigen zum Nachtheil der Familie, unterſtützte des Knaben Bitte bei ſeinem Vater, ihn ein ruhiges Gewerbe lernen zu laſſen, und, nach manchen Streitigkeiten in der Familie, kam Jacques in die Lehre bei einem Elfenbeinſchnitzer, ein Gewerbe, das durch eine Ausübung von dreihundertjähriger Dauer zum Monopol für Dieppe geworden war, wo es früh im ſechszehnten Jahrhundert aus dem Handel der Bewohner von Dieppe nach der Goldküſte entſtand, welche ſie zuerſt entdeckten und wo ſie früher, als die Portugieſen, Niederlaſſungen errichteten. Doch wenn auch in ſeinem neuen Berufe der nüchterne Knabe viele Fähigkeiten entwickelte, ſo konnte er doch ſeiner Familie kein Zeichen des Beifalls abgewinnen, und ſelbſt als er nach fünfjähriger Lehrzeit ſeiner Mutter an ihrem Namenstag eine jener völlig aufgetakelten Miniaturfregatten in Elfenbein verehrte, welche die chef d'œuvres des Gewerkes ausmachen, nebſt zwei fein geſchnitzten Figuren unſerer l. Frau und ihres Schutzpatrons St. Peter mit ſeinen Schlüſſeln, um eine Zierde des Kamins im Staatszimmer zu bilden, ſo konnte ſich die derbe Frau doch nicht helfen, und ſetzte größeren Werth in die

Digitized by Google

Korallenäste und glänzenden Muscheln, die ihr Maxime von seiner ersten Reise nach Westindien mitgebracht hatte, als in die mühsameren Arbeiten ihres geschicktern Erstgebornen. Maxime blieb mit seinem hübschen, offenen Gesicht und herzlichen Gemüth immer der Liebling.

Dagegen weihte Maxime seinem Bruder alle Zuneigung eines warmen, liebenden Herzens, verschmähte irgend einen Vortheil aus seinem größern Einfluß zu ziehen, und ergriff jede Gelegenheit, die Talente und den Fleiß seines Bruders hervorzuheben. Doch dieß hinderte nicht, daß die alten Leute ihn nicht an ihre Seite riefen, wenn am Sonntag oder an Feiertagen die Familie in die Quinquettes von Jauval oder Martin l'Eglise zum Tanze ging. Auf Maxime's Haupt hatten sie, wie er noch Kind war, zuerst segnend die Hand gelegt, von Maxime's Hand, als er zum Manne herangereift, erwarteten sie Unterstützung, wenn eine harte Arbeit geschehen, ein schwerer Schritt gethan werden sollte.

(Schluß folgt.)

Sultan Mahmud II, der Reformator.*)

Zu den merkwürdigsten und interessantesten Erscheinungen der neuesten Zeit gehört unstreitig die Türkei und ihr Beherrscher, Sultan Mahmud II. Widersacher — die stets der Beweis für die Größe des Angefochtenen sind — haben es bestritten, daß der gegenwärtige Beherrscher der Osmanen gewissermaßen darauf stolz ist, sich mit Peter dem Großen, dem Reformator Rußlands, verglichen zu sehen; die Aehnlichkeit in der Größe ihres Charakters, in der beharrlichen Ausführung ihrer Plane zeigt sich so deutlich, daß es überflüssig wäre, auf die einzelnen Vergleichungspunkte hinzuweisen. Es gehört ein hoher Grad männlicher Kraft dazu, die alten, angeerbten Begriffe eines ganzen Volkes urplötzlich umzugestalten, wie es Mahmud zu unternehmen gewagt, wie er es theilweise schon ausgeführt hat. Im Laufe der drei letzten Jahrhunderte wagten es wohl auch von Zeit zu Zeit seine Vorgänger, aufgeklärte und würdige Herrscher, nach dem Ziele zu streben, dem Mahmud jetzt so rastlos zueilt, allein sie fielen als ein Opfer ihres Eifers. Ihnen mangelte der scharfe Blick des jetzigen Reformators, und hauptsächlich seine Energie — eine Energie, die, leider! das Feld auch wohl mit Blut düngen muß, aus welchem reiche Saaten für die Zukunft hervorsprossen sollen. Mahmud II hat das für sich, daß er Reformator im Sinne und Geiste des zu reformirenden Volkes ist, — daß er es verstand, Einheit der Gesinnungen hervorzurufen, indem er jeden vernichtete, dessen Streben von dem seinigen abwich. Daß viele dieser Opfer des großherrlichen Fortschreitungssystems zugleich als Rachopfer für den Tod seines geliebten Ohelms Selim fielen, steht nicht zu läugnen. In jener Stunde, als der sanfte Selim unter den Fäusten der Janitscharen seinen Geist aushauchte, schwur der Neffe Mahmud den Mördern unvergeßliche Rache; — er hat den Schwur gelöst. Ueberall geht die Nacht dem Morgen vorher, so auch in der Türkei. —

Der Beginn des Jahrhunderts der Aufklärung für das bis dahin in Unwissenheit und Trägheit verharrende türkische Reich dürfte in das Jahr 1821 zu setzen seyn, in jene Zeit, als die Griechen anfingen, an dem Joch ihrer Beherrscher zu rütteln, und durch eigene Anstrengungen es zerbrachen. Das Letzte sagt man, und soll man sagen, wenn man auch die Sache anders weiß. Der Sultan war nicht einfältig genug, um nicht zu sehen, daß europäische Disciplin doch wohl größtentheils das Gelingen des Aufstandes seiner Unterthanen, ihres Losreißens von seiner Herrschaft, befördert hatte, und so glaubte er, homöopathisch gegen etwaige dergleichen noch folgende Uebel gegenwirken zu müssen, nämlich durch Einführung europäischer Disciplin in seinem Heere. Mahmud unternahm dabei freilich ein Wagstück, das seinen Vorgängern, die Gleiches versucht, Thron und Leben gekostet hatte, das er aber glücklich überwand. 1826 wurde das Vernichtungsjahr der früher den Herrschern so furchtbaren Janitscharen; ihr Todesgestöhn, als in ihren brennenden Casernen das Feuer ihre Gebeine verzehrte, entlockte dem Sultan vielleicht ein Lächeln, denn die Sühnopfer für den Mord seines Ohelms fielen und mit ihnen zugleich der Fels, der sich seinem Fortschreiten entgegenstellte, der zu Staub und Asche zermalmt unter seinem Fußtritte wich, den von jener Horde Beherrschten jetzt erst zum Herrscher werden ließ. In solch blutigen Boden senkte der Sultan den Kern der Reform; so wuchs der Baum, dessen Zweige sich weit nach allen Seiten jetzt schon ausdehnen. Man zog Officiere aus civilisirten Ländern Europa's als Lehrmeister der neu zu organisirenden Truppen nach der Türkei, die, weil sie freundliche Aufnahme fanden, auch nicht abendländische Sitten unter ihre neuen Cameraden verbreiten konnten, die daran Geschmack zu finden schienen. Anfangs war wohl der größte Theil jener fränkischen Lehrmeister Abenteurer, wogegen wir jetzt in neuester Zeit gesehen, daß selbst verdienstvolle preußische Officiere nicht bloß mit Bewilligung, sondern auf Befehl ihres Monarchen, dem Wunsche des Sultans zu genügen, auf eine Reihe von Jahren in die Reihen des türkischen Militärs traten und viel zur Ausbildung der neuen Schöpfung beitragen. In den Geschützgießereien und andern militärischen Werkstätten fanden ausländische Arbeiter günstige Aufnahme, und an den sonst gegen das Fremde, hauptsächlich durch den Einfluß der Janitscharen, eingenommenen Türken nicht nur Bewunderer, sondern auch gelehrige Nachahmer ihrer Kunst. So entsagten die Türken allmählich den alten Vorurtheilen, weil ihnen das Bessere der Neuerungen zu deutlich vor Augen gelegt wurde, und mischten sich auf mannichfaltige Weise mit ihren europäischen Nachbarn. Selbst die Mode trat mit den angeerbten Sitten in die Schranken, und blieb, wie überall, auch hier in mancher Beziehung Siegerin.

So hatte Mahmud in wenigen Jahren bedeutende Hindernisse besiegt, und sah sich seinem Ziele bei weitem näher, als er vielleicht selbst geglaubt, gehofft hatte. Im Beginn des Krieges mit Aegypten, also im Jahre 1832, stellte er 500,000 Krieger in das Feld, wovon schon 50,000 zu den regulären Truppen zu zählen waren, nämlich an Infanterie: 4 Garderegimenter, 10,000 Mann; 20 Linienregimenter, 24,000 Mann; Garnisonsbataillone in den Provinzen 12,000; zusammen 46,000 Mann. An Cavallerie: 5 Garderegimenter, 1500; 2 Linienregimenter, 1000; zusammen 2500 Mann. Dazu an Garde-artillerie 300 Mann und Linienartillerie 1200 Mann. Im Ganzen also 50,000 reguläre Krieger. Außerdem standen 170,000 Soldaten bereit, die freilich noch so uniformirt waren, wie vor der neuen Ordnung der Dinge, die aber schon durch das Beispiel der disciplinirten

*) Dem Auslande schon seit einiger Zeit, also noch bei Lebzeiten Mahmuds, mitgetheilt von Fr. v. Tietz.

Digitized by Google

Truppen eine größere, durch das Anschauen dieses Vorbildes aus sich selbst entwickelte Regsamkeit sich angeeignet hatten, als man früher jemals in den Reihen der türkischen Soldateska hätte gewahr werden können. So viel ich im Jahre 1834 selbst gesehen, so scheint die Zahl der regulären Truppen sehr gestiegen zu seyn, und überall fand ich deren in den Provincialstädten, so z. B. in Adrianopel, Silistria und in der an der Donau gegen die Walachei belegenen Gränzfestung Rustschuk, so wie in Asien in Smyrna.

Ein Mann mit so scharfem Verstande, mit so durchdringendem Blicke, wie Sultan Mahmud, sieht natürlich überall die Hemmnisse, die seinem Fortschreiten im Wege stehen, und seine entschiedene Kraft ist bereit, sie zu entfernen. So mußte es auch ein Bestreben des reformirenden Herrschers seyn, Unwissenheit aus der Gesammtmasse des Volkes zu verbannen, demselben die Nothwendigkeit seiner Plane und Bemühungen, die Aussicht auf eine bessere Zukunft, zu welcher jene Bemühungen führen sollten, anschaulich und begreiflich zu machen. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, befahl der Sultan die Herausgabe einer Zeitung mit dem veröffentlichten Bemerken: „aus Unwissenheit entstehe Mißtrauen und Widerstand, weil die Menschen sich stets gegen den auflehnten, dessen Absichten bei seinen Handlungen ihnen unbekannt seyen. Diese Zeitung solle das Volk über die äußern und innern Verhältnisse der Regierung belehren, mit dem Neuen in Künsten, Handwerken und Handel und allem dem bekannt machen, was den Gemeingeist wecke und befördere.“ — Wie bekannt, ist dieser Befehl des Herrschers ausgeführt, und es erscheint seit einigen Jahren in Konstantinopel eine Zeitung in türkischer und französischer Sprache, die, unter der umsichtigen Redaction eines Franken, die Absichten des Sultans aufs genügendste erfüllt. Ein Blick in dieselbe dürfte den Beobachter übrigens belehren, daß dieses Blatt, erschienen unter der Aegide und auf Befehl eines sogenannten „Despoten,“ freisinnigere Artikel, sowohl was die Wahl des zu besprechenden Gegenstandes, als die Besprechung selbst betrifft, liefert, wie manche andere Zeitungen.

Männer, denen die Ehre ward, den Sultan — so weit dieß der Rang des Herrschers gestattet — näher zu kennen, rühmen von ihm, daß er sich durch Bildung vortheilhaft vor seinen kaiserlichen Vorfahren auszeichnet. Er zeigt viel Vorliebe für Literatur und Dichtkunst; die Schönheit seiner Handschrift, ein Vorzug, mit dem der Türke gern prunkt, ist im Volke sprüchwörtlich geworden. Was aber beachtenswerther seyn dürfte, ist, daß er, so wie überall nach Vereinfachung strebend, auch mit Erfolg versucht hat, den officiellen Amtsstyl von den bisher gebräuchlichen orientalischen bombastischen Hyperbeln und Redensarten zu säubern, und dafür eine die Sache schlicht darstellende Schreibweise einzuführen. Man behauptet, daß der Sultan die wichtigern diplomatischen Noten seines Reichs selbst redigire, und in diesen der einfache, geläuterte und den Gegenstand erschöpfende Styl der europäischen Diplomatie sich wiederfinde, den er dadurch kennen gelernt habe, daß er sich die bedeutendsten Noten buchstäblich übersetzen lasse, die ihm von fremden Gesandten überreicht worden. — Dagegen soll er es aber nicht ungern sehen, wenn jener orientalische, mit Sonne, Mond und Sterne verschwenderisch umgebende Redeprunk in Gedichten beibehalten wird, die sein Lob und seinen Ruhm aussprechen. Er ist Herrscher, und Schmeicheiei daher seinem Ohr angenehm. — Was diesen Umstand betrifft, so interessirt ihn auch die Meinung, die das civilisirte Europa von ihm und seinen Planen und Thaten sagt; die davon sprechenden Artikel fremder Zeitungen müssen ihm stets in getreuer Uebersetzung vorgelegt werden. Da läßt es sich dann freilich denken, daß der Herrscher der Osmanen wohl oft Ursache hat, übler Laune zu seyn, da nichts veränderlicher, ungerechter und unbegründeter ist, als das Urtheil der Welt und deren Organe, der Zeitungen.

Es ist noch nicht an der Zeit, diesen großen Mann und seine Plane unparteiisch beurtheilen zu können. Eine Uebergangsperiode, in der das türkische Reich sich in diesem Augenblicke befindet, bietet dem Beobachter noch so viel Widersprechendes dar, daß das Auge in ihr nur unklare Wirren, eine nebelverhüllte allmähliche Emporarbeitung zu einer dereinstigen festen Gestaltung erblickt, und erst die Zukunft im Stand ist, die Materialien des Baues, als ein vollendetes Ganze, im hellen, ungetrübten Licht erscheinen zu lassen. Die Tüchtigkeit des Baumeisters aber hat sich schon vielfach bewährt, denn die ehrenwerthen Charakterzüge des Mannes, Adel der Gesinnung und Selbstverläugnung, zeigen sich in Sultan Mahmud aufs unzweideutigste.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Christenverfolgung in Tonkin. Das französische Journal Univers gibt, jedoch ohne Angabe der Zeit, folgende Nachrichten: Seit der furchtbaren Christenverfolgung in Japan hat man nichts Aehnliches gesehen; der Fürst von Tonkin will das Christenthum in seinen Staaten ausrotten, und gegen alle Missionäre ist das Todesurtheil gesprochen: achtzehn sind bereits hingerichtet, und zwei andere sind in den Wäldern vor Hunger und Elend umgekommen.

Turnier in Schottland. Bekanntlich werden seit einiger Zeit von Lord Eglington die prachtvollsten Anstalten zu einem Turnier getroffen, das ganz im alten Costume und mit alten Waffen stattfinden soll. Man berechnet die Kosten desselben auf 50,000 Pfd. St.

Münzkosten in Frankreich. Es werden in Frankreich jährlich 216,620 Kilogramme Gold und Silber ausgeprägt; bis zum Jahre 1838 kostete das Kilogramm Gold 6 Fr., das Kilogramm Silber 2 Fr. Hierin waren aber die Gesellen der Beamten und die Gebäude nicht mit einbegriffen. Rechnet man Alles zusammen, so mögen die Kosten etwa 5 Procent des gemünzten Geldes betragen. (Franz. Bl.)

Glasmalerei in Frankreich. Es werden gegenwärtig in der Kirche St. Germain l'Auxerrois neue bemalte Glasfenster eingesetzt, welche aus der Manufactur von Sevres kommen. (Par. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 87** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Philarete Chasles, über die gegenwärtige englische Literatur.** (Fortsetzung.) — **Proben aus dem Drama: Der Alchimist.** Drama in fünf Aufzügen. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4—5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wiedenmann.

Digitized by Google

Nr. 214.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 August 1839.

Brasilianische Literatur.

Maximen des Marquez von Marica.

(Mitgetheilt von B. M.)

Wenn der Zustand der Literatur und daher die literarischen Erscheinungen in einem Lande mit Recht als Höhenmesser seiner Civilisation gelten, so erregt in dieser Hinsicht Brasilien kein günstiges Vorurtheil für sich, denn trotz einem Schwall unzähliger nichtssagender Brochuren, welche jährlich hauptsächlich in Rio de Janeiro zu Tag gefördert werden, findet man oft Jahre lang kein Werk, welches entweder des Verfassers angebornes Talent deurkundete, oder die Frucht angestrengter, wissenschaftlicher Forschungen, und deßhalb würdig wäre, eines mehr als ephemeren Daseyns zu genießen. Die bequemen Brasilianer ziehen es vor, Andere für sich arbeiten zu lassen, und die Schreibseligsten unter ihnen begnügen sich mit dem zweifelhaften Ruhme, Werke aus andern Sprachen, besonders der französischen, in Uebersetzungen wiederzukäuen oder als geschickte Destillateure nach ihrem Erachten die Quintessenz herauszuziehen und in einem bescheidenen Compendio zusammen zu fassen. Auf diese Art haben sie die armselige brasilianische Literatur bereits mit philosophischen, geschichtlichen, geographischen, mathematischen und andern Compendien bereichert, ohne daß, streng genommen, die Wissenschaft das Geringste dadurch gewonnen hätte. Ueberhaupt pflegt man, irre geleitet durch exaltirte phantastische Darstellungen mancher im Auslande befindlichen Brasilianer, welche oft selbst ihr Vaterland zu wenig kennen und in ihrem jugendlichen Enthusiasmus sehr unrichtig von ihrem eigenen geistigen und sittlichen Zustande, der vielleicht durch jahrelangen Aufenthalt unter gebildeten Nationen mit diesen auf gleicher Höhe steht, auf den ihrer übrigen Landsleute schließen, sich sehr unrichtige Vorstellungen über die Höhe der Geistesbildung in Brasilien zu machen.

Wir machen hier nur vorubergehend auf einen Bericht des an der Universität Sao Paulo als Professor der Geographie und Geschichte angestellten Deutschen, Hrn. Jul. Frank, aufmerksam, worin er dem Vorstande dieser Anstalt äußerst freimüthig die Mängel der Vorbildungsanstalten auseinandersetzt, und sich über die krasse Unwissenheit mancher beklagt, welche kämen, seine Vorlesungen zu besuchen, oft ohne nur die allgemeinsten Begriffe von einem Weltsystem zu besitzen, ja manche sogar, ohne die Gestalt unseres Planeten zu kennen, noch weniger dessen Verhältniß zu den andern Himmelskörpern, noch die physische Gestaltung der Oberfläche. Dasselbe sey der Fall mit Geometrie und Naturgeschichte, wovon ihnen die allgemeinsten Grundsätze unbekannt seyen. Auf gleiche Weise, fährt er fort, ist es meines Erachtens unumgänglich nöthig, vor dem ersten Examen von jedem Studirenden einen Aufsatz über ein ihm gegebenes Thema in portugiesischer Sprache zu verlangen, und wenn er diesen nicht in Gegenwart eines der Vorstände der Universität in fließendem Styl und ohne orthographischen Fehler lieferte, dürfte er zu keinem Examen zugelassen werden, da die Erfahrung schmählich genug gezeigt habe, daß so viele Studirende, nachdem sie die Elementarschulen verlassen haben, sich nie mehr um ihre Muttersprache kümmern, und nicht im Stande seyen, einen correcten Brief zu schreiben u. s. w.

So ist es mit den Priestern der Musen beschaffen, und wer wollte sich wundern, wenn diese den ihnen, so zu sagen, nur mit Widerwillen errichteten Tempeln den Rücken kehren? — In diesem schönen, von der Natur zu einem Paradiese bestimmten Lande absorbirt leider die heillose Politik alle ernsteren Gedanken; fast Niemand widmet sich aus reiner Liebe zur Wissenschaft einem anstrengenden Studium, und die beständige Jagd nach einträglichen Staatsstellen, wo bei wenig Arbeit klingende Schätze auszubeuten sind, läßt den Brasilianer nur zu leicht die Erwerbung der geistigen vergessen. Als charakteristisch für die Verehrung, in welcher bei Manchen literarische Werke stehen, mag angeführt werden, was mir bei meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro ein glaubwürdiger Buchhändler erzählte, daß öfters selbst anständig gekleidete Leute bei Einkäufen von Büchern sich mit wahrhaft tragikomischer Aengstlichkeit verwahren, sie seyen nicht für sie selbst, sondern sie kauften sie aus Auftrag eines Freundes

Digitized by Google

und zu ihrer vermeintlichen Rechtfertigung betheuern, nie irgend ein Buch zu lesen.

Zu um so größerem Ruhme muß es einem Manne gereichen, als eine der seltenen, ehrenvollen Ausnahmen dieser allgemeinen Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaften dazustehen, welche sich in Brasilien bemerklich macht, ich meine den greisen Marquez de Marica. Da wir die Leser mit einigen seiner Geistesproducte bekannt machen wollen, so möchte wohl folgende kurze Skizze seines Lebens und Wirkens nicht uninteressant seyn.

(Schluß folgt.)

Die Schiffer von Pollet.

(Schluß.)

Marime's abenteuernder Geist konnte sich an dem eintönigen Leben eines Schiffers von Dieppe nicht beruhigen. Als er sich überzeugt hatte, daß seine Stelle in der Belle Gabrielle seines Vaters leicht ersetzt werden könne, bat er um die Erlaubniß, nach Havre zu gehen; von dort erhielt er leicht Gelegenheit, nach Westindien sich einzuschiffen, und um seine Kenntnisse zu erweitern und die Welt kennen zu lernen, ging er von Westindien weiter nach New-York, und ehe er noch seine Vaterstadt wieder erreicht hatte, stand er in solchem Rufe der Tüchtigkeit und guten Betragens, daß zwei der ersten Kaufleute von Dieppe ihn zum Führer für ihre Schiffe gewannen um einen höhern Preis, als bisher je im Hafen von Dieppe bezahlt worden. Sein Vater gab ihm jetzt dieselbe Ausstattung, die früher sein Bruder Jacques erhalten hatte, und er fing diese Reise mit um so leichterem Herzen an, da er durch seinen Einfluß die Lage seines Bruders festgestellt hatte.

Dieser hatte nämlich im Nachbarhause ein Atelier als Ivoirier eingerichtet, und durch Marime's Einfluß die Einwilligung der Eltern zur Heirath mit einem Mädchen erhalten, deren Familie mit den Crosniers in sehr unfreundlichen Verhältnissen gestanden hatte. Die jungen Leute erhielten sogar durch Marime's Vorstellungen und Madame Jacques' kluges Benehmen eines der Zimmer im zweiten Stock, das andere blieb für die Güter und die bewegliche Habe, die Marime zurückgelassen hatte. Der Ivoirier ging jeden Morgen in seine Werkstätte, und kam zur Essenszeit oder zu gelegentlichem Schwatzen mit seiner sittsamen Frau zurück, und die alten Leute versöhnten sich nicht allein mit der Vermehrung ihres Hauses, sondern freuten sich auch an dem Anblick von Glück und Zuneigung. Andere aber schüttelten die Köpfe.

„Du hast dich schlecht gebettet, mein Junge, daß du an den Herd deines Vaters zwei Leute gesetzt hast, die wenig gewillt seyn werden, dir zum Guten zu reden," sagte Bouzard zu seinem Neffen, als Mar Abschied zu nehmen kam. „Ein Wort ins Ohr, Mar, mein Junge, — du wirst es bereuen, deinem Bruder in deiner Abwesenheit deine Schuhe zum Tragen gegeben zu haben!"

„Jacques hat ein gutes Recht, unter meines Vaters Dach zu wohnen," erwiederte Mar; „um so mehr, da er ein Weib zu erhalten hat, indeß ich, Gott sey Dank, bis jetzt noch kein Liebchen habe, als schönes Wetter."

„Du wirst bald ein Harem haben," rief Bouzard. „Was dein wohlredender Bruder nicht vermag, das bringt eine fünfzigmal listigere Frau zu Wege."

Marime wollte nicht glauben, doch kaum war die Amphitrite aus dem Hafen, als seine Schwägerin die Saat des Bösen aussäete.

In der Vorstadt La Barre hatte Marime ein junges Mädchen kennen gelernt, eine Schweizerin, welche mit ihrer Mutter sich von ihrer Handarbeit redlich nährte. Er liebte sie und hatte vor seiner Abreise seinen Bruder zum Vertrauten gemacht, der während seiner Abwesenheit seine Eltern mit diesem Verhältniß bekannt machen und ihm ihre Einwilligung zu seiner Verheurathung mit Louise Dumont gewinnen sollte. Wohl eilte Madame Jacques, dieses Geheimniß den Eltern zu hinterbringen, doch so, daß die Mutter beschloß, Mar solle entweder nie wieder das väterliche Haus betreten, oder müsse dieses Verhältniß mit Louisen aufgeben. Louise selbst wurde durch Madame Crosnier von diesem Willen der Eltern benachrichtigt.

Zur gesetzten Zeit erschien die Amphitrite vor dem Hafen, und ein Lootse fuhr ihr entgegen, sie hineinzubringen. Auf den französischen Schiffen werden die sämmtlichen Nachrichten für die Schiffsmannschaft von dem Lootsen den Capitän erst übergeben, der dann einzeln einem jeden das Seinige mittheilt. Doch da bei dieser Gelegenheit gerade Jean Bouzard auf der Amphitrite erschien, bewilligte ihm der Capitän die Gunst, seinen Neffen selbst zu sprechen, und in einem Augenblick war Marime Crosnier in den Armen seines Onkels.

Die Nachricht von der Wendung, die sein Schicksal genommen, dämpfte gewaltig seine Freude, und als Niemand kam, ihn zu bewillkommnen — Louise nicht, da sie nicht noch mehr den Zorn seiner Eltern reizen wollte, und seine Eltern nicht, weil sie den Entschluß erfahren wollten, den er fassen würde — da sah er, sein Glück sey wohl für immer dahin.

Die Nacht schlief er unter dem Dache seines Oheims Bouzard, nachdem er den Abend bei seiner Braut zugebracht hatte, leider ein Genuß, der durch Trauer sehr verbittert ward. Da seine Eltern so wenig für Vorstellungen geeignet waren, ließ er ihnen am andern Morgen durch den Oheim sagen, daß er es der Zeit überlassen wolle, ihre Vorurtheile zu bekämpfen, doch könne er mit Niemand anders als Louise Dumont sich verbinden.

Obgleich er früher sich entschlossen hatte, den Winter im Hause zuzubringen, und seine Hochzeit gehörig zu feiern, so zog er es doch jetzt vor, den Anträgen des Eigenthümers der Amphitrite Gehör zu geben und den Befehl von einem der hübschen Schiffe zu übernehmen, die im Begriff standen, auf den Stockfischfang nach den Küsten von Neufundland abzusegeln.

Eine Woche vor dem Absegeln der kleinen Flotte wurden Marime und Mad. Dumont mit ihrer Tochter vier Tage in Dieppe vermißt, und die mannichfaltigsten Gerüchte gingen über sie und den Zweck ihrer Abwesenheit herum. Auch kehrten

Digitized by Google

letztere beide nicht mehr nach Dieppe zurück, sie hatten ihre wenigen Meubles verkauft und sich nach dem Dorfe Argues zurückgezogen.

Fünf Monate, die gewöhnliche Zeit für die Neufundlands-Flotte, waren vorüber, und der alte Bouzard stellte sich jeden Morgen mit dem Fernrohr auf dem Hafendamm ein, und fand, daß die Terre-Neuviers noch nicht im Gesichte wären; der sechste ging zu Ende — der siebente begann — und noch keine Nachricht. An der Börse von Dieppe wollte kein Mäkler etwas von den Anerbietungen der Eigenthümer hören. Bouzard war von Morgen bis zur Nacht an den Klippen, der alte Crosnier und seine Frau lagen fortdauernd auf ihren Knieen am Fuße des Calvariberges, der auf dem Damm errichtet war. Schon hatten sie eine vollständig getakelte Fregatte in Elfenbein der Capelle von Notre-Dame des Graces gelobt, wenn Maxime zurück käme, selbst wenn er mit einem protestantischen Weibe zurück käme, wären sie in seine Arme geflogen. Doch Maxime sollte nicht wieder kommen. Den achten Monat zeigte ein Brief von Prince-Edwards-Insel den Eigenthümern der Neufundlands-Flotte an, daß ein furchtbarer Sturm sie zerstreut hätte, vier hätten sich in dem jammervollsten Zustand wieder zusammengefunden, und mit großer Schwierigkeit den nächsten Hafen zu erreichen gesucht, das fünfte Fahrzeug, die Perle, sey untergegangen. Die Perle hatte Maxime Crosnier befehligt. Das Schiff war mit einbrechender Nacht am 30 December zum letzten Mal gesehen worden, kämpfend mit dem sich erhebenden Sturm, Maxime war auf dem Verdeck gewesen, hatte die Leute ermuntert und selbst gearbeitet mit seltener Ausdauer, sein entmastetes Schiff zu halten. Als die Terre-Neuviers in den Hafen kamen, war es traurig mitten unter dem Lärm und der Freude der Menge die Wittwen und Waisen derer zu sehen, die mit der Perle untergegangen waren.

Doch Niemand fragte nach Maxime! Der alte Crosnier lag auf seinem Sterbebett, und seine Familie erwartete ängstlich seinen letzten Athemzug. Merkwürdig war es, daß der alte Mann, dem die Nachricht von dem Verluste seines Sohnes das Herz gebrochen hatte, so fest noch an der Hoffnung hing, Maxime könne wieder kommen. In seinem Testamente blieb er fest auf seiner Bestimmung, daß seine Frau die Erbin seines gesammten Vermögens seyn, bei ihrem Tode aber dieses zwischen seinen zwei Söhnen theilen sollte.

Auch das Herz der alten Frau verzehrte sich in dem Schmerz um ihren verlornen Sohn und Gatten. Tage lang konnte sie in dem Zimmer sitzen, wo die Sachen ihres Maxime lagen, um bei dem Anblick eines rohen Canoe's aus Baumrinde, das Werk des gestrandeten Maxime's, sich in die Vergangenheit zurückträumen. Mit Unmuth sah sie die beiden furchtsamen Kinder ihres Sohnes Jacques, die so wenig ihrem muthigen, stürmischen, lockigen Knaben glichen, der sie 20 Jahre vorher an das Ufer bei Pollet begleitete, um die Rückkehr der Belle Gabrielle zu erwarten. Die Belle Gabrielle war verkauft, und ihr Liebling lag in den Tiefen des Meeres!

Um den ewigen Vorstellungen ihrer Schwiegertochter zu entgehen, und freier ihrem Schmerze nachhängen zu können, ging sie an Sommerabenden längs den Klippen spazieren, als erwarte sie immer noch eine Kunde von der längst verlorenen Perle. Bei einer solchen Wanderung, 4 Jahre nach dem Verlust ihres Mannes, nahm die Arme, längst nicht mehr hübsch, längst nicht mehr von Embonpoint geplagt, an einem düstern, trüben Septemberabend ihren Weg nach dem Begräbnißplatz des Pollet, ohne zu bemerken, daß vor ihr unter der schweren Last eines Weidenkorbes auf dem Wege ein armes Weib der Gegend ächzte, das von Zeit zu Zeit sich nach einem kleinen Jungen umsah, eben so schlecht gekleidet, als sie selbst. Endlich, einige Schritte von Mme. Crosnier, blieb sie stehen und rief den Knaben, der Beeren in der Hecke pflückte, und der Name, mit dem sie ihn rief, drang tief in das Herz der bekümmerten Mutter. Es war der Name Max!

„Wie heißt du, Kleiner?" fragte Mme. Crosnier, und nahm den Knaben bei der Hand, als er, spät dem Ruf folgend, endlich seiner Mutter nacheilte.

„Ich heiße Maxime Crosnier — aber man ruft mich nur Max. Doch laßt mich gehen, denn ich bin müde und hungrig, und Mutter hat versprochen, wenn ich mitgehe, wird sie mir vielleicht ein Stückchen Brod zum Nachtessen geben."

„Und wo ist deine Mutter?" fragte die bewegte Pierrette weiter.

„Sie ist dort oben auf dem Berg."

„Du hast wohl einen Vater?" sprach die alte Frau mit schwankender Stimme.

„Ja!"

„Und wo ist dein Vater?"

„Weit weg, unter der See. Sein Schiff ist untergegangen. Und Großmutter ist todt, und wenn auch Mutter sehr, sehr viel arbeitet, haben wir doch nicht immer Brod!"

Madame Crosnier setzte sich an den Weg nieder, ohne die Hand des Kindes zu lassen, das verwundert neben ihr stand.

„Und wie hieß deine Großmutter?" fragte sie weiter, in einem kaum hörbaren Flüstern, in der Furcht, ihre Hoffnung möchte wieder zerrinnen. Als aber der arme kleine Max den Namen „Dumont" nannte, da nahm sie ihn schluchzend in ihre Arme und herzte ihn, und als die besorgte Mutter zurückkam, um ihren Sohn zu suchen, da kam es zu Erklärungen, die den Verlassenen gemeinsamen Trost gaben.

In der Dunkelheit dieses Abends kehrten die beiden bekümmerten Frauen zusammen nach dem Pollet zurück, und trennten sich nicht wieder, bis das Grab die Schwester Bouzards aufnahm. Der kleine Max zeigte zu des alten Bouzard Freude bald den Geist seines Vaters, und lebt jetzt, ein tüchtiger Seemann, an der Seite eines hübschen, kleinen Weibes und einer ernsten, doch glücklichen alten Mutter, in dem Hause auf der Grande Rue im Pollet, während sein Vetter ein wohlhabender Schneider in Dieppe ist.

Digitized by Google

Krankheiten unter den englischen Truppen im Mittelmeere.

Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 228) Einiges über die Sterblichkeit der englischen Truppen in Westindien nach dem Werk eines Capitäns Tulloch mitgetheilt. Dieser hat inzwischen auch seine Forschungen über andere Garnisonen des englischen Militärs ausgedehnt, und wir theilen nun daraus einige Bemerkungen mit. Das milde Klima des Mittelmeeres gilt der Heilung oder Verhinderung von Lungenkrankheiten für günstig, und einzelne bei reisenden Engländern beobachtete Fälle wurden als Bestätigung angeführt, bei den Truppen aber ergab sich, daß sie, diejenigen auf den jonischen Inseln ausgenommen, mehr als in England zu Lungenkrankheiten geneigt und die Todesfälle völlig eben so zahlreich waren; Seitenstechen und Lungenentzündungen sind doppelt so häufig als in England, und gegeben in dem milden Klima von Malta doppelt so viele Todesfälle, ein Beweis, daß man Unrecht hat, Lungenkranken den Aufenthalt im Mittelmeere anzuempfehlen. Die Ergebnisse der Forschungen über das Vorherrschen von remittirenden und Wechselfiebern auf den jonischen Inseln bestätigen die Zweifel, die man schon in Westindien hegte über die gleichförmigen Wirkungen der Ausdünstungen eines sumpfigen Bodens oder einer üppigen Vegetation, denn obwohl solche Fieber an Orten, wo die genannten Ursachen in der Nähe sind, manchmal stärker herrschen, so sind sie auf der andern Seite doch auch auf den felsigen, dürren Inseln von Cido, Ithara, Cerigo gewöhnlicher als auf Corfu, wo jene vermeintlichen Veranlassungen in reichem Maaße vorhanden sind. In einigen Colonien, wo remittirende Fieber herrschen, hat man sie der unmäßigen Feuchtigkeit zugeschrieben, weil dort die ungesunde und die regnerische Jahreszeit zusammenfallen; dagegen herrschen auf den jonischen Inseln diese Fieber am meisten zu einer Zeit, wo am wenigsten Regen fällt. Die Krankheit erscheint gewöhnlich im Junius, wenn die Vegetation noch in üppiger Fülle, und nimmt im September ab, wo die Vegetation spärlich ist, und durch den Fall von Regen und die Annäherung des Winters rasch ihrem Verfall entgegeneilt. Daß auf den jonischen Inseln die remittirenden Fieber gleichförmig im Junius erscheinen, könnte auf die Meinung führen, daß sie durch die hohe Temperatur veranlaßt würden, aber in Westindien wüthet diese Krankheit am ärgsten, wenn die Temperatur niederer ist als beim Beginn der Krankheit, und oft war sie bei der niedersten Temperatur am heftigsten.

Die Ursache dieser Krankheit wird vielleicht noch lange allen Nachforschungen entgehen, bis jetzt ist mit aller Mühe nur so viel herausgebracht worden, daß keine von den Ursachen, die man gewöhnlich dafür anführt, das Auftreten und den Verlauf dieser Krankheiten genügend erklärt.

Sultan Mahmud II, der Reformator.

(Fortsetzung.)

Was das Aeußere dieses merkwürdigen Herrschers betrifft, den ich in Konstantinopel oft Gelegenheit hatte zu sehen, so spricht sich in seiner Erscheinung die Festigkeit und Beharrlichkeit seines Charakters aus, die er oft bewährt hat. Der Sultan zählt jetzt 54 Jahre, sein Wuchs ist von Mittelgröße (etwa 5½ Fuß) und starkem Knochenbau, wogegen Fuß und Hand zierlich geformt sind, vielleicht ein Erbtheil seiner Mutter, einer Französin. Das Antlitz, von starrem Ernste überflogen, der sich nur dann in ein Lächeln umwandelt, wenn er den Gruß der Fremden erwiedert, die sich herandrängen, um ihn zu sehen, erscheint von Luft und Sonne stark gebräunt. Ein feuriges, dunkles Auge rollt lebendig umher, und haftet durchdringend auf der Person, die gerade sein Interesse erregt. Ein schwarzer, wie man sagt, durch künstliche Mittel in Ebenholzfarbe glänzender Bart umschattet den untern Theil des Gesichtes und senkt sich ungefähr zwei Zoll lang vom Kinn über den bloßen Hals zur Brust hinab. Seine Kleidung ist die eines Officiers seiner regulären Truppen, ähnlich der Kosakenuniform; die Jacke reich mit Gold gestickt und mit goldenen Epauletten verziert. Ein brauner, nach spanischer Art gestickter Mantelkragen verbirgt aber größtentheils den Anzug, und läßt nur den untern Theil der Beinkleider und die zierlichen Pacifer Stiefel mit kleinen goldenen Sporrn erblicken. Der jetzt bei den Türken übliche griechische rothe Fez mit sehr großer blauer Quaste bedeckt das Haupt und geht bis zu den Augenbrauen hinab. Feine Glacéhandschuhe, früher bei einem Türken ein unerhörtes Requisit, vollenden das von dem alttürkischen ganz abweichende Costume, und nur der herrliche, krumme mit Edelsteinen garnirte Säbel erinnert, daß es der osmanische Sultan ist, der diese Mannszierde an der Seite trägt.

Man sagt — und was man Ausführlicheres darüber von dem Sultan Nahestehenden erfährt — so liebt er seine Kinder mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit. Er widmet der Erziehung und geistigen Ausbildung seiner beiden Söhne, von welchen der präsumtive Thronfolger Abdul-Medschid jetzt 16 Jahre zählt, die größte Sorgfalt, und soll sehr oft selbst dem Unterrichte derselben mit gespannter Aufmerksamkeit beiwohnen. Vorzugsweise — obgleich auch andere Fächer nicht vernachlässigt werden — ist die Erziehung der Prinzen eine militärische. Die Verheurathung der Sultanstöchter war früher eine Finanzspeculation: man vermählte die Prinzessinnen schon in den Windeln an reiche, alte Paschas, die jährlich eine große Summe für den Unterhalt ihrer Miniaturgemahlinnen zahlen mußten. Starb unterdeß der erste alte Gemahl, so folgte sofort ein zweiter dito und so fort, bis die Prinzessin erwachsen war, wo dann der Gemahl in eine entfernte Provinz geschickt wurde, ohne das Recht zu haben, seine aus kaiserlichem Blut entsprossene Ehehälfte mit sich zu nehmen. Auch das hat sich jetzt geändert. Sultan Mahmud hat zwei seiner Töchter an würdige, in der Blüthe des Mannesalters stehende Großbeamte seines Reichs vermählt, die mit ihren Gemahlinnen in der Residenz leben, und so auch die Vortheile eines wirklichen Gatten genießen. Den Gemahl der ältesten Prinzessin, Halil Pascha, Chef des Arsenals, sah ich während meines Aufenthaltes in Konstantinopel öfter. Er ist ein schöner Mann, und soll ausgezeichneten Verstand und Geist besitzen.

Das mohammedanische Religionsgesetz schreibt jedem Gläubigen, selbst den Sultan nicht ausgenommen, vor, ein Handwerk oder eine Kunst zu erlernen. Sultan Mahmud malt vortrefflich auf Emaille, eine Beschäftigung, die er jetzt aber wohl vernachlässigen mag, seit er der weichlichen Ruhe des Harems entsagt hat und ernsterer Arbeit mit Staat und Heer sich hingibt.

(Fortsetzung folgt.)

Filtrirtes Wasser in Paris. Seit dem 14 Julius wird an dem Brunnen in der Nähe der Porte St. Denis Wasser abgegeben, das durch die französische Filtrircompagnie gereinigt ist. Gleich in den ersten Tagen wurden etwa 100,000 Litres täglich abgegeben. (Par. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 215.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 August 1839.

Die Departementalpresse in Frankreich.

Die französische Provincialpresse hat seit mehreren Jahren eine Ausdehnung und Bedeutung erhalten, welche den ungeheuren Einfluß der Juliusrevolution auf die Entwicklung des ganzen öffentlichen Lebens in Frankreich beweist. Der neue Umschwung der Dinge entriß die Departementsjournale der Willkür und Laune der Localbehörden, und verschaffte ihnen anstatt der frühern prekären, von dem Wink eines Proconsuls abhängigen Existenz, eine sichere, unabhängige Stellung, welche ihnen in Zukunft gestatten wird, in den Angelegenheiten Frankreichs ein Wort mitzusprechen. Die Provincialpresse ist besonders mächtig durch die beträchtliche Anzahl ihrer Organe, welche sich etwa auf 400 beläuft. In allen Departements ohne Ausnahme*) verbreitet, führt sie ein vollständiges Sachregister und Protokoll über Alles, was in den Provinzen vorgeht, und dient als Canal, auf welchem die Nachrichten, Klagen, Wünsche und Bedürfnisse jedes Arrondissements, jedes Kantons von allen Punkten der Peripherie ans Centrum gelangen. Sie erhält dafür ihrerseits von Paris Auskunft über die europäischen Angelegenheiten, über die allgemeinen Fragen der Tagspolitik, und trotz der abstoßenden, unzuverlässigen Parteilichkeit und Einseitigkeit, trotz des täglichen Kreuzfeuers von Epigrammen und Sticheleien, trotz des ewigen innern Kampfes der Meinungen und Ansichten, worin sie unaufhörlich neue Kräfte schöpft, wie der Riese der Volkssage, indem er die Erde berührt, welche ihn geboren hat, — bei allem dem, sage ich, bildet die französische Departementalpresse mit ihrer älteren Schwester, der Pariser Presse, jenes imponirende, homogene Ganze von Anschauungen, Willensäußerungen, Ideen und Sympathien, welches man übereingekommen ist, die öffentliche Meinung zu nennen. Die mannichfach getheilten und zersplitterten Nuancen und Abstufungen der allgemeinen Meinung, welche alle aus einer gemeinsamen Quelle, aus der freien Discussion und Besprechung fließen, läutern und reinigen sich in ihrem Lauf, und wenn deren so viel als möglich in einer Centraltendenz zusammentreffen, so wirken alsdann die in einen Brennpunkt vereinigten Strahlen des zerstreuten allgemeinen Denkens unermeßlich stärker, und bilden ein Ganzes, welches allen Erschütterungen widersteht und den erschlafften Lebenselementen des Staatskörpers eine neue, erhöhte Spannkraft und Thätigkeit verleiht.

Die meisten Organe der französischen Provincialpresse bewegen sich bescheiden in einer engen Sphäre und üben nur eine untergeordnete Wirksamkeit, indem sie der Localverwaltung die vorhandenen Mißbräuche andeuten, einzuführende Verbesserungen vorschlagen, zweckdienliche Maßregeln und wichtige Projecte in Anregung bringen, und gemeinnützige Kenntnisse im Volke zu verbreiten suchen, wobei natürlich viel unnützes, seichtes und läppisches Zeug mitunterläuft; sie bleiben jedoch immerhin die sichersten Documente, woraus man sich am besten über die wahre Lage der Dinge und den Zustand der öffentlichen Meinung in ganz Frankreich unterrichten kann. Vor der Juliusrevolution brauchte man nur die Pariser Journale zu kennen, um Frankreich zu beurtheilen: die öffentliche Meinung in den französischen Provinzen war damals nichts weniger, als natürlich, sondern rein erkünstelt: der französische Wahlkörper in den Departements hatte im Grunde genommen keine andere Meinung und Gesinnung, als der Constitutionnel;*) es war hohe

*) Es gibt kein Departement in Frankreich, welches ganz ohne Journal wäre, aber man zählt zehn Departements, wo nur Ein Blatt herauskommt.

*) Verschiedenartige Ursachen bewirkten den außerordentlich schnellen Aufschwung des Constitutionnel, welcher gegenwärtig so tief herabgesunken und in einen betrübenden Zustand von Geistesschwäche gerathen ist. Er hieß anfangs l'Indépendant, und wurde im Jahre 1815 von Hrn. v. Saint-Albin gegründet, welcher Generalsecretär des damaligen Ministers Carnot war, und von diesem die Erlaubniß erhielt, aus der ministeriellen Correspondenz alle Facten abzudrucken, welche ihm interessant fürs Publicum schienen. Ganz Frankreich war in jenem Augenblicke in gespannter Erwartung über die Wendung der Dinge, und das neue Journal fand deßhalb allgemeinen Beifall; später wurde es suspendirt, erschien aber wieder unter dem Ministerium des Hrn. v. Richelieu mit dem veränderten Titel „der Constitutionnel," welcher in dem Moment, wo er gewählt wurde, ganz angemessen war: die beiden Hauptredacteure waren zu jener Zei

Digitized by Google

Zeit, daß in einem Lande der Freiheit und Gleichheit, wie Frankreich, Jedermann mit eigenen Augen sah und mit eigenem Verstande urtheilte, ohne gehalten zu seyn, wie der Calchas des französischen Liberalismus zu denken und zu fühlen. Die Julusrevolution hat den französischen Departements ihren freien Willen zurückgegeben, und die öffentliche Meinung in Frankreich decentralisirt, welches die Provincialpresse in Frankreich nicht ohne Undank vergessen darf, und welches sie auch eingesehen hat, indem sie nach Kräften zur Begründung der öffentlichen Ruhe und zur Aufrechthaltung der Ordnung mitgewirkt.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Literatur.

Maximen des Marquez von Marica.

(Schluß.)

Dieser Mann ist im Jahre 1773 in Rio de Janeiro geboren, sein Vater war ein vermöglicher Kaufmann, aus Portugal gebürtig. Um die schönen Anlagen, welche er als Knabe zeigte, nicht unentwickelt zu lassen bei dem damaligen Mangel an Bildungsmitteln in Brasilien, schickte ihn sein verständiger Vater schon mit eilf Jahren nach Portugal, wo er an dem Collegio von Mafra seine Vorstudien machte. Von da bezog er die Universität Coimbra, studirte einige Jahre Philosophie und erhielt den Doctorhut derselben. Da er sich hierauf für das Studium der Medicin entschied, so traf er Anstalten zu seiner Abreise nach Edinburgh, als er plötzlich die Nachricht vom Ableben seines Vaters erhielt, in Folge dessen Familienverhältnisse seine schleunige Rückkunft geboten. Auf diese Art an der Ausführung seines frühern Lebensplanes verhindert, schlug er nach Uebernahme seines väterlichen Erbtheils die commercielle Laufbahn ein, welche er während 20 Jahren mit solchem Glück verfolgte, daß er nach Verfluß dieser Zeit sich im Besitz eines beträchtlichen Vermögens sah. Er folgte nunmehr seinem Drange, sich vom Handel und Verkehr zurückzuziehen, um sich ganz dem Studium zu widmen, allein das Vaterland bedurfte Männer seiner Einsichten und Rechtlichkeit, und bereits früher zum Deputirten bei der Meza da Inspecçao da Agricultura gewählt, wurde er zum Tribunal da Junta do Commercio versetzt, welches bei der Ankunft des alten Königs Don Joao VI errichtet worden war. Nachdem er noch verschiedene andere Stellen bekleidet hatte, half er die noch jetzt bestehende Verfassungsurkunde von Brasilien ausarbeiten, wurde im J. 1823 von Don Pedro I zum Staatsrath ernannt und erhielt das Portefeuille der Finanzen, welches er über zwei Jahre inne hatte und sich während dieser Zeit seinen Ruf reiner Hände und seltener, makelloser Rechtlichkeit erhielt. Seine vielfachen Verdienste brachten ihm 1825 den Titel eines Visconde, und schon im folgenden Jahre den eines Marquez von Marica. Zugleich fiel auf ihn die Volkswahl zum Senator, und Don Pedro, der aus drei Candidaten zu wählen hatte, gab ihm den Vorzug und bestätigte ihn in dieser Würde, als welcher er noch jetzt den Sitzungen dieses gesetzgebenden Körpers (der ersten Kammer von Brasilien) beiwohnte. Als bemerkenswerther und charakteristischer Umstand aus seinem Leben verdient noch erwähnt zu werden, daß er zur Zeit, als noch das portugiesische Joch auf Brasilien lastete, als Theilhaber eines verunglückten Planes zum Abwerfen desselben gefangen gesetzt und in einem einsamen unterirdischen Kerker auf der Festung der Ilha das Cobras zwei Jahre lang schmachten mußte, wo er aber, wie er sagt, anfing **denken** zu lernen.

Seit Jahren lebt er nun zurückgezogen glücklich im Kreise seiner Familie, nur den Studien und besonders der Philosophie. Mit den wenigen Producten der portugiesischen Literatur, bekanntlich der armseligsten unter den lesenden und schreibenden Nationen, schon von Jugend auf vertraut, besteht seine Lecture hauptsächlich aus englischen und französischen Autoren, doch zieht er bei weitem die englischen vor und behauptet, daß der revolutionäre, anarchische Geist, welcher sich in den Staaten von Südamerika aller Gemüther bemächtigt, verbunden mit Irreligiösität und den leichtfertigsten Grundsatzen der Moral, ganz besonders dem Vorherrschen der französischen Literatur zuzuschreiben sey. Des Deutschen ist er nicht kundig, bedauert indeß täglich, daß sein vorgerücktes Alter ihm dessen Studium nicht mehr gestatte, da ihm verschiedene Uebersetzungen deutscher Werke ins Französische und Englische hohe Begriffe von deutscher Geistesbildung und Richtung beigebracht haben. Dieser Mann nun hat in den letzten zwei Jahren sein Vaterland mit einer kostbaren Gabe beschenkt, in zwei Werkchen bestehend, die er unter dem Titel: „Maximen, Gedanken und Betrachtungen des Marquez von Marica," auf eigene Kosten drucken und unentgeltlich an Lesbegierige vertheilen ließ. Es ist die Frucht seines Nachdenkens und 66jähriger Erfahrungen in einem vielbewegten Leben. Der darin niedergelegte Schatz seltener Menschenkenntniß, die Schärfe des Urtheils, der bündige Ausdruck, die gerundete Form und gewählte Sprache haben bei Fremden wie Einheimischen den ungetheiltesten Beifall gefunden, und mit Recht wurde ihm der Name „brasilianischer Larochefoucauld" zuerkannt. So viel uns bekannt, wird bereits eine vollständige Uebersetzung derselben ins Französische vorbereitet; um jedoch dem deutschen Publicum zuerst diesen Genuß zu verschaffen, glauben wir Anerkennung zu finden, wenn wir unten eine Auswahl aus denselben, ins Deutsche übertragen, mittheilen, die Leser bittend, dem Einsender die Schwierigkeiten der Uebersetzung ähnlicher Werke zu gut halten zu wollen, wo so oft die Schönheit und Kraft in der Form des Ausdrucks und in den Gegensätzen gewisser Wörter liegt, welche sich in einer andern Sprache oft so ganz verschieden gestalten. Wir beginnen: Die

---

bekanntlich die HH. Jay und Etienne, welche sich vorzugsweise auf die Seite „der materiellen Interessen und Bedürfnisse" schlugen, und damit die ganze Mittelclasse für sich gewannen. Der Constitutionnel hatte zur Zeit der Julusrevolution gegen 85,000 Abonnenten, welche gegenwärtig auf 6000 zusammengeschmolzen sind; die meisten Abtrünnigen des Constitutionnel hat das Siècle gewonnen, dessen Abonnentenzahl sich auf 26,000 beläuft.

Digitized by Google

Laster bejahrter Menschen sind verschanzte Feinde, die nur der Tod heraustreiben kann. — Während die Menschen die Zeit vergeuden, beklagen sie sich stets dabei über die Kürze des Lebens. — Es gibt Verbrechen, welche der glückliche Erfolg zu heldenmüthigen und ruhmwürdigen Thaten stempelt. *) — Ein Jahrhundert wirft sich zum Richter des andern auf, so wie im Leben ein Alter das andere verdammt. — Es muß als sonderbar erscheinen, daß Jünglinge verschwenderisch, Alte aber geizig sind, da erstere doch ein langes Leben vor sich haben, letztere aber von der Nähe des Todes bedroht sind. — Von den Lobeserhebungen verdienen jene den meisten Glauben, welche uns unsere Feinde zollen. — Das Alter käut die Vergangenheit wieder, die Jugend verschlingt die Zukunft zum voraus. — Bei politischen Revolutionen wechseln die Völker gewöhnlich die Herren, ohne ihre Lage zu verändern. — Bei Gährungen der Völker wie der Flüssigkeiten schwimmt der Schaum und die Unreinigkeit oben, bis sie niedersteigen oder sich verflüchtigen. — Die herrschende Meinung ist immer intolerant, möge sie sich für noch so liberal ausgeben. — Reich ist derjenige, welcher ein großes Capital von Enttäuschungen und Wahrheiten besitzt. — Die Fälle sind nicht selten im Leben, wo man die Thiere um ihre Unvernunft beneidet. — Unser Leben ist fast nichts als ein Traum, und wir träumen öfter wachend als schlafend. — Vertrauten Umgang mit den Regierenden pflegen, heißt Verantwortlichkeit übernehmen für das Böse, welches sie thun, ohne das Lob zu theilen, welches ihnen für ihre gute Handlungen gezollt wird. — Rath wird gewöhnlich mit mehr Bereitwilligkeit gegeben als angenommen. — Anarchisten sind gleich unglücklichen oder ungeschickten Spielern, welche durch vieles Mengen und Vertauschen der Karten ihr Glück und ihre Umstände zu verbessern hoffen. — Keine Geschichte wäre so einfach und unbedeutend als die der Menschheit, wenn Alle Verstand besäßen. — Die Tugend macht das Alter jung, das Laster die Jugend alt. — In unsrer Zeit, wo Niemand mehr an Wunder glaubt, verlangen oft die Völker, daß die Regierungen welche thun sollen. — Wir danken nie mit größerer Innigkeit, als wenn wir neue Gunst erwarten. — Sich selbst mißtrauen, ist ein Zeichen von Selbstkenntniß. — Die Jugend gleicht einem ergötzlichen Traum, das Alter einer beschwerlichen Nachtwache. — Wer selbst an einem Verbrechen Theil genommen, ist leicht bereit, die Mitschuldigen zu begnadigen. **) — Den süßesten Schlaf des Lebens schläft die Unschuld oder die Tugend. — Die Gewalt ist ihr eigener Feind, wenn Einsicht sie nicht leitet. — Alle Höflichkeitsbezeugungen und Wünsche der Menschen drehen sich gewöhnlich um Gesundheit, Glück und Geld, Niemand fällt es ein, auch den Verstand darin einzuschließen, der doch so nöthig ist. — Eine Regierung, welche den Despotismus zu Hülfe nimmt, läßt auf wenig Geschicklichkeit schließen. — Die Jugend ist die Jahreszeit der sinnlichen, das Alter aber der moralischen und geistigen Genüsse. — In der Jugend achten wir die Gesundheit für Nichts, im Alter ist sie unser Abgott. — Lesen ohne nachzudenken, heißt essen ohne zu verdauen. — Nie sind die Nationen größern Leiden unterworfen, als wenn man viel von Freiheit und wenig von Tugend und Gehorsam spricht. — Das menschliche Leben erscheint so zu sagen verdreifacht, wenn wir bedenken, daß wir in drei Zeiten leben und fühlen: in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. — So sehr wir uns auch bemühen, uneigennützig zu scheinen, so scheint doch stets das Interesse durch. — Ein kräftiges Alter voll Frohsinn und Munterkeit pflegt die Belohnung einer tugendhaft verlebten Jugend zu seyn. — Es mag im Allgemeinen der Satz angenommen werden, daß Niemand glücklich ist ohne Verdienste, noch unglücklich ohne Verschulden. — In der Jugend huldigt man demokratischen, im Alter monarchischen Grundsätzen. — Die Uhr der Leidenschaften hat nie einen gleichförmigen Gang. — Unerschrockenheit ist bei Vielen nichts weiter als Unverstand. — Die Zeit der Resurrectionen ist vorüber und nur die der Insurrectionen ist geblieben. — Wir leben wie wir gehen: mit dem besten Willen das Gleichgewicht zu erhalten, glitschen wir nur zu häufig aus. — Einsamkeit überhebt uns des gesellschaftlichen Zwanges. — Religiöser Unglaube, welcher bei jungen Leuten zur Mode geworden ist, gereicht dem Alter zur höchsten Qual. — Wenn die Regierenden oft eine schlechte Wahl treffen, die Völker treffen sie gewöhnlich schlimmer. — Das Glück macht den Thoren groß und mächtig, so wie die Sonne am Horizont einem Esel einen gigantischen Schatten verleiht. — Die öffentliche Meinung verdient stets Beachtung, nicht als ob sie die Vernunft immer auf ihrer Seite hätte, sondern wegen ihrer materiellen Stärke. — Bejahrte Modenarren wähnen sich mit den Moden zu verjüngen. — Die Liebe ist ein Kind, welches mit heiterm Spiel beginnt und mit Weinen endigt.

*) In Privatunterhaltungen erklärte der Verfasser, hier auf die Vertreibung Don Pedro's, des Gründers der Unabhängigkeit von Brasilien, anzuspielen, dem das Land mit Undank lohnte.

**) Dieß hat Bezug auf manche hiesige Notabilitäten, welche, nachdem sie das Volk aufgereizt und Don Pedro's Abdankung herbeigeführt hatten, später, als sie zur Gewalt gelangten, mit den Rebellen, z. B. von Para, Rio Grande u. s. w. über die Maßen gelind verfuhren.

Sultan Mahmud II, der Reformator.

(Fortsetzung.)

Des Sultans Hofstaat sonst und jetzt.

Die Zeit der fabelhaften Pracht des türkischen Hofes ist dahin. Umgeben von ihr, bestieg der jetzige Sultan noch den demantstrahlenden Thron seiner Väter, vor seinem mächtigen Willen ist jenes Gepränge, das Millionen dem Schatz entriß, verschwunden, und auch in dieser Hinsicht eine Einfachheit des Lebens und Genusses an die Stelle getreten, die an jene der tatarischen Ahnherren erinnert, zugleich aber den Nachahmungseifer des Sultans an die Hofsitte civilisirter, europäischer Fürsten bekundet. Der männliche vorwärts und emporstrebende Charakter des Herrschers hat sich losgemacht von jenem Troß der Hofbeamten, den lebendigen Hemmnissen des Serai's, die sonst den Willen des Herrn ihrem eigenen unterwarfen, und seine Plane nur in so weit ins Leben treten ließen, als diese für sie selbst vortheilhaft erschienen. Mahmud II ist kein weichlicher Insasse des Haerems, ihm klingen die Trommeln und Trompeten des von ihm geschaffenen Heeres angenehmer als die Zitterklänge seiner Odalisken, und freundlicheren Blicke von ihm

Digitized by Google

erfreuen sich seine Kriegsmänner, als jene Halbmänner des Serails, die schwarzen und weißen Hüter seiner Frauen. Sein Wille beugt sich nicht den Lockungen der reizenden Weiber seines Hauses, der Eunuchen stets bereite Intriguen finden bei ihm keinen Anklang. Er will Selbstherrscher seyn, und weist zurück, was ihn in solchem Streben hindern könnte. — Jetzt aber, wo von Jahr zu Jahr jener Prunk des sultanischen Hofes immer mehr schwindet, wo der fremde Reisende von all dem Glanze, der die Majestät umgab, und von welchem frühere europäische Wanderer bändereiche Beschreibungen lieferten, nichts mehr gewahrt, mag es vielleicht nicht unpassend erscheinen, in einigen Zeilen zu erwähnen, in welcher Umgebung sonst der Sultan sich zeigte, und wie der Fremde und sein Volk ihn jetzt in den Straßen Konstantinopels oder auf den dreifachen Gewässern Istambols erblickt. —

Das Serail, die Residenz des türkischen Sultans und der Sitz seines sämmtlichen Hofstaates, diese Stadt in der Stadt, zerfiel — und diese Eintheilung findet theilweise auch jetzt noch statt — mit Allem, was darin und dazu gehört, in zwei Theile, nämlich in den, in welchem die weißen Eunuchen und andere Mitglieder des Hofstaates wohnten und wohnen, und in einen zweiten, welcher den schwarzen Verschnittenen und den Frauen ausschließlich eingeräumt ist und speciell den Namen „Harem" führt, und in dieser letzten Abtheilung ist der Sultan der einzige Mann, außer ihm dürfen ihn nur Frauen und Halbmänner betreten. Der höchste Aufseher des Harems ist der Kislar Aga, ein schwarzer Verschnittener, so wie der Kapi Aga, ein weißer Eunuch, dem andern Theile des Serails vorsteht, die beide den unmittelbaren Befehlen des Sultans unterworfen sind. Hoheit und Glanz umgibt diese beiden wichtigen Beamten, und muß sie für den andern Genuß des Lebens entschädigen, den man ihnen entzog, um sie würdig zu solcher Stellung zu machen. Unter dem Kapi Aga steht ein kleines Heer von Männern, Jünglingen, Knaben und halbverstümmelten Weißen, wogegen der Herrschaft des Kislar Aga die Frauen und die schwarzen Total-Eunuchen untergeben sind. Es läßt sich fast mit Bestimmtheit annehmen, daß die Anzahl aller dieser zum Hofstaate Gehörigen, bevor der Sultan dabei Beschränkungen eintreten ließ, sich auf beinahe 10,000 belief. Da alle diese Personen im Serail wohnten, so kann man sich auch danach einen ungefähren Begriff von der Ausdehnung und Größe dieses aus Palästen, Gebäuden, Gärten und Hainen zusammengesetzten kaiserlichen Residenz machen. —

Des Kapi Aga Herrschafts- und Geschäftskreis erstreckt sich von der hohen Pforte — der Eingang zum Serail, gegenüber der Sophienmoschee — bis zu dem Thore zu jenem Theile des Serails, wo das Gebiet des Harems, also des Kislar Aga, beginnt. — Des Kapi Aga Amt ist das eines Palastgouverneurs und Generals, eines Chefs aller Officiere, Pagen, Leibgarden und Dienerschaften des Sultans, womit er dann noch das eines Oberceremonienmeisters verbindet, der die Audienzen sowohl fremder Gesandten als der türkischen Großen beim Sultan anordnet. Alles, was zum Sultan gelangen will, muß durch seine Hände gehen, und da solche Hände gewöhnlich vergoldet werden müssen, um sie fügsam zu machen, so kann man ungefähr auf die gewichtigen Nebeneinkünfte schließen, die für diesen mächtigen Eunuchen abfallen. Sein Rath, wenigstens bei den vorigen Herrschern, war ein gewichtiger, da er beim Sultan zu jeder Zeit Zutritt hat, nur dann nicht, wenn dieser sich im Harem befindet, an welchem Orte nur der Kislar Aga vor dem Herrscher erscheinen darf. Verstehen sich aber Weiß und Schwarz miteinander, was größtentheils der Fall, da ihr Interesse ein und dasselbe, so gleicht wohl nichts ihrer Macht, und dreist können sie von sich sagen: „Arm in Arm mit dir, so fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!" —

Außer dem engern Bezirke des Harems sowohl in als außer dem Serail ist der Kapi Aga der stete Begleiter des Großherrn. Eine der kaiserlichen Küchen — ein bedeutender Zweig des türkischen Hofhaltes — ist nur für ihn bestimmt; sein Gehalt besteht außerdem täglich aus etwa 15 Thalern. Die oben angedeuteten Nebeneinkünfte mitgerechnet, konnte es sich leicht ergeben, daß ein dreißiger Eunuch bei seinem Tode mehrere Millionen hinterließ, die aber nur einen Kreislauf machten, und nach türkischem Herkommen wieder an den kaiserlichen Schatz fielen. — Unter den Befehlen des Kapi Aga finden wir vier andere Haupthofchargen, nämlich den Haz Oda Baschi, den Seeai Agasi, den Chaznadar Baschi und den Kilardschi Baschi, sämmtlich weiße Verschnittene, wovon der erste etwa in gleichem Range mit einem europäisch-civilisirten Oberkammerherrn steht, der zweite Oberpalastinspector und Aufseher über alle im Gebiete des speciellen Serails befindlichen Säle und Gemächer, der dritte kaiserlicher Oberschatzmeister, und der vierte kaiserlicher Obermundschenk und Obertafelmeister ist. Der Einfluß dieser vier Herren ist ebenfalls nicht zu verachten, da auch ihnen der Eintritt zum Sultan gestattet ist. —

Unter der Oberleitung und Aufsicht dieser vier Hofchargen stehen die kaiserlichen Pagen, Ischoglans, Knaben, die, wenn sie in dieses Corps aufgenommen werden wollen, ein gefälliges Aeußere, Bildung und geistige Anlagen besitzen müssen, da sie die Pflanzschule sind, aus welcher später die hohen Aemter des Serails und der Staatsverwaltung besetzt werden. Dieses Pagencorps, aus 800 bis 1000 Individuen bestehend, ist nach dem Alter und den geistigen Fortschritten in vier Kammern, Odas, getheilt, über welche je einer der vier obengenannten Serailsbeamten die Aufsicht, jedoch unter der Oberinspection des Kapi Aga, führt. Außerdem sind noch hundert weiße Eunuchen damit beauftragt, so wie für jeden Zweig des Unterrichts eigene Lehrer, Kodschas, angestellt sind. — Außer den Ischoglans gibt es noch das Corps der Azomglans oder Atschamoglans, ebenfalls Knaben, bei welchen man aber weniger auf Bildung des Geistes, als auf schöne Körperformen und Gewandtheit des Leibes sieht, die ebenfalls unter der Oberdirection des Kapi Aga stehen, der zu ihrer speciellen Aufsicht dann die Azomglan Baschi's einsetzt. Die Azomglans werden, wenn sie herangewachsen, für die niedern Stellen des Serails bestimmt, und bilden dann eine Art Leibwache des Bostandschi Baschi.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 88** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Philarete Chasles**, über die gegenwärtige englische Literatur. (Fortsetzung.) — **Proben aus dem Drama: Der Alchimist.** Drama in fünf Aufzügen. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 88.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 August 1839.

Philarete Chasles

über die gegenwärtige englische Literatur.

(Fortsetzung.)

Das Studium Shakspeare's, oder vielmehr sein Cultus, hat dem englischen Theater sein kräftiges, gesundes Leben nicht wiedergegeben. Die Tragikomödien von Sheridan Knowles, von Bulwer, von Shiel, gut oder schlecht gerathene Melodramen, Werke eines Abends, der keinen Morgen hat, ermangeln hauptsächlich der Realität, der Beobachtung, der Energie und der Natürlichkeit. Wordsworth, geflüchtet in die ehrwürdige Einsamkeit seines Alters, ist der eigentliche poetische Gott, den das englische Drama, ohne es selbst zu wissen, verehrt; seine sentimentale Analyse, seine rührende und sich ins Weite verirrende Träumerei, seine Betrachtungen über die Leiden des gemeinen Lebens sind es, die, eindringend in die dramatische Sphäre, durch eine elegische Atmosphäre die Lebensluft der Bühne ersetzt haben; ein unheilbarer Fehler, entsprungen aus dem Altern der Kunst.

Die Geschichte des englischen Theaters, eine Geschichte voll Ursprünglichkeit und Mannichfaltigkeit, zerfällt in drei Phasen, welche die drei Darstellungen des englischen Gesellschaftszustandes sind. Bei allen Völkern gleicht das Theater jenen prächtigen, aber so zu sagen geizigen Blumen, deren Krone, ein einziges Mal sich entfaltend, hiemit all ihren Glanz entwickelt, all ihren Duft verschwendet, ihre ganze Herrlichkeit offenbart, um dann nur noch einige schwache Knöpfe zu treiben, die der erste Winter verschlingt. Die erste Epoche des englischen Theaters, die Shakspeare's, hat allein Werth. Die zweite Epoche des englischen Drama's hat ihren Anstoß von Frankreich erhalten. Mit Otway beginnt die dritte Epoche, dem Ernsten sich zuwendend, dem Schwarzen und Düstern geneigt, bürgerlich mit Lillo, satyrisch mit Foote und Garrick; interessant bei Cumberland und Colman; immer gesteift und gezügelt; oft quäkerisch oder puritanisch; ganz und gar langweilig in den Tragödien Rowe's, Walpole's und Jonsons. Die Gewohnheit und das Bedürfniß des Theaters überleben die dramatische Triebkraft; die besten Köpfe, Addison, Steele, Young, bemerken es nicht, und man fährt mit diesen Fehlgeburten fort, die sich kaum einige Augenblicke über den Brettern von Drury-Lane halten. Addisons frostiger Cato gewinnt sich die Bewunderung Voltaire's. Jonsons schwülstige Irene setzt sich in Respect bei den Zuschauern, die sie in tödtliche Starrsucht der Langweile versenkt; Aaron Hill ahmt ungeschickt Zaire nach. Das englische Theater schleppt sich mühsam fort, bis auf den Tag, wo ein spöttischer Kopf bemerkt, daß die obersten Schichten der englischen Gesellschaft ein Laster in sich schließen: die Heuchelei. Dieser Eine Mann war Sheridan.

Der Vergleich von 1688 hatte alle Welt in die Nothwendigkeit gesetzt, zu lügen und sich in eine anscheinende äußere Strenge in Gedanken und im Wandel zu fügen. Die Regierung selbst und die Gesellschaft logen, indem sie eine Uebereinstimmung der Gewalten zur Schau trugen, die nicht vorhanden war. Das scheinheilige Wesen und die affectirte Gewissenhaftigkeit waren in die Salons eingedrungen; der Ton moralisirender Elegie und das ernste Drama machten sich auf dem Theater geltend. Tartüferie einer ganzen Nation, welche schöne Satyre! Sheridan führte sie aus. Eine gute Komödie; er mischte die Komödie in die Satyre. Symptom einer neuen Epoche! Sheridan kündigte sie an durch seine School for Scandal, ein Phänomen, eine Sonderbarkeit, ein Ausnahmsproduct, einzig, aber trefflich.

Die Todtenglocke der französischen Revolution schlägt, und alle Völker erbeben. Der öffentliche Reichthum ist gewachsen, die Poesie schwingt die Flügel, die innerste Energie der Nation findet jene Macht und Kühnheit wieder, welche schon unter Elisabeth glänzten. Ergriffen von der Liebe zu Shakspeare und Spenser, versucht diese Epoche der literarischen Auferstehung, angekündigt von Lewis, dem Verfasser des Mönchs, von Crabbe und Cowper, fortgesetzt durch W. Scott und Byron, ihr Drama nach dem Muster der großen Dichter des 16ten Jahrhunderts zu gestalten. Vergebliches Streben! Das Geheimniß des dra

Digitized by Google

matischen Genius entschlüpft den Byron, W. Scott, Coleridge, Lamb, Lewis; die eingeschlummerte Fee erwacht nicht mehr. Maturins Bertram ist ein Melodrama; alle Stücke Byrons haben nur Eine Person, Lord Byron selbst, und bleiben schweben zwischen dem Dithyrambus und der Elegie. Es sind schöne Stellen in Milmans Fazio und in der Zerstörung Jerusalems. Mrs. Baillie schreibt Tragödien, die, obgleich es ihnen am Fortschritt der Handlung fehlt, oft beredt sind. Diesem ganzen Drama fehlt es an Realität, an Leben, und folglich an Dauer. Byrons Sardanapal wie Coleridge's Rache haben Werth und Interesse nur für die Lecture.

Die englische Gesellschaft hat sich vom Theater entfernt aus vielen und eigenthümlichen Beweggründen. Die Schauspielhäuser, wo sich seit langer Zeit das Laster und die Verdorbenheit der Hauptstadt versammelten, verscheuchten die ehrbaren Leute, die Familienväter und alle, die, ohne die Tugend als Regel des Lebens anzunehmen, doch den Anstand als Maske wählten. Die Stunde des Diners, welche auf die Stunde fiel, wo man sonst soupirte, verhinderte die höhern Classen, der Vorstellung der ersten Stücke anzuwohnen. Während die ernsten und frommen Leute den Gräuel der Theater schalten und mit ihrem Anathema jeden belegten, der sie besuchte, legte die Aristokratie einen gewaltigen Ekel an den Tag vor dem stürmischen Ungestüm des Parterre's und dem wilden Geschrei der Galerie. Man suchte innigere und mehr literarische Vergnügungen, und Genüsse, die nicht so offenkundig entartet und entsittlicht wären. Der Roman eröffnete seine vielgestaltete Scene, die einen im Winkel am Feuer ergötzte, und die das Gemüth bewegte, ohne daß man eine äußere Unruhe hatte. Die Soirée, die den Namen einer Theegesellschaft annahm; das Getümmel des Balls, rout, lockten die Coetterie der Frauen, und verhießen ihnen weniger der Lästerung unterliegende Erfolge. Der Spieler, der Politiker, der Kaufmann, der Officier besuchten ihren Lieblings-Club. Ich erinnere mich einer Epoche, wo eine ganze Classe der Bevölkerung vom Instheatergehen wie von einer Debauche sprach; und doch herrschte damals Mrs. O'Neill auf der Bühne, die letzte Glorie des Theaters Shakspeare's. Es ist Wahrheit, daß man nicht nach Covent-Garden oder Drury-Lane gehen konnte, ohne daß man glaubte, in jenen Tempel Babylons zu treten, wo die nackte Wollust ihre Orgien feierte. Heimgesucht von all diesen Ursachen des Verfalls, wollte das Theater sich reinigen, und hat nur seine Agonie fortgesetzt. Wenn man das Theater besucht, wo der treffliche Schauspieler Macready die feilen Schönheiten verjagt hat, die es sonst bevölkerten, so wird man von Staunen und Trauer erfüllt über diese Stille und Oede.

Der Verlauf des englischen Theaters ist dieser: das Leben, der Organismus, das Feuer, die Kraft unter Shakspeare; — die Uebertreibung, die Thorheit, die Ausschweifung unter Karl II; — der lehrhafte Ernst und die bürgerlichen Thränen unter den Georgen; — das Gesuchte literarischer Formen unter Lord Byron; — heutiges Tages das Raffinement der sentimentalen Metaphysik. Dieß ist die letzte Periode und die äußerste Schwäche.

Nach Maturins Bertram sind die Stücke von Sheridan Knowles diejenigen, deren Aufführung am populärsten war. Bertram ist kein Stück, sondern ein Magazin von Cuiraſſen, Schwertern, Gespenstern, Ketten, Kerkern u. s. w. Und doch hat Bertram Bewunderung erregt, selbst in Frankreich. Sheridan Knowles geht nicht von Anna Radcliffe und Lewis aus, sondern von Wondsworth; seine Dramen haben mehr poetischen und weniger dramatischen Werth.

Will man behaupten, es fehle dem jetzigen Drama in England nicht an Bewegung, so antworte ich: ja, es hat wohl die physische, materielle, grobe Bewegung — eine schlechte Parodie Spaniens, eine Bewegung, entlehnt vom Zufall, ohne Belehrung und ohne Logik. Die Intrigue, das Knochengerüste der dramatischen Kunst, verräth im Allgemeinen eine ungeschickte Anlage; sie ist nicht die Realisirung einer Idee, sondern eine Mischung von zufälligen Ereignissen, eine Lockung für die Neugier. Auf diesem Grunde schweben aufs Gerathewohl die Wolken einer Poesie, welche nach dem Pathetischen strebt, und es nur zur Declamation bringt. Man höre nur die Edinburgh Review: „Unser Theater nähert sich der letzten Krise seiner langen Agonie. Man opfert Alles einer oder zwei Rollen, welche für die Schauspieler, die eben Mode sind, geschaffen werden, und in den Stücken, welche Erfolg haben, entdeckt man nur lächerliche Affectation, sentimentale Uebertreibung, ewiges Seufzen, abgeschmacktes Toben; keine Wahrscheinlichkeit und keine Schärfe in der Zeichnung der Charaktere." Die alte Feindin der Edinburger Review, die Quarterly Review, verkündigt eben so laut den Verfall des englischen Drama's, welches heutzutage zwei berühmte Schriftsteller zählt: Sheridan Knowles und E. Lytton Bulwer und etliche junge Bewerber um die gleiche Art des Rufes: Talfourd, den Verfasser der griechischen Tragödie Jon, Taylor, den Dichter des Artevelde und Harneß und Browning.

Romane, gut oder schlecht versificirte, das und nichts Anderes sind diese Dramen. Die Wahrheit ist darin aufgeopfert der Analyse, die Situation dem Theatercoup, das Interesse der Verwirrung, manchmal die Handlung dem Mysticismus. Ein angebliches Theaterstück, Paracelsus, enthält in fünf Acten nur eine Träumerei über die geheimen Wissenschaften und das Streben der Seele nach dem Idealen. Guten Morgen und Ledewohl, ein affectirter Titel einer sentimentalen Tragödie, ist nur eine dialogisirte Novelle, in blühendem und manchmal rührendem Styl geschrieben. Talfourd in seinem Jon, den die Kritiker bis in den Himmel erhoben haben, und dessen Gegenstand ungefähr derselbe wie in der Athalie ist, versucht die griechische Einfachheit wieder zu beleben — ein ganz verlornes Bestreben in der von so verwickelten Interessen bewegten, christlichen Welt. Taylors Artevelde, einem fleißig gearbeiteten und schätzbaren Werk, fehlt es an scenischem Interesse. Sheridan Knowles, lange Zeit Schauspieler, hat seine Erfahrungen ausgebeutet, hat Dramen, reich an Ereignissen, verfertigt, und das Interesse erregt durch eine manchmal poetische, oft übertriebene Berufung an die Schmerzen und Leidenschaften des häuslichen Lebens; Virginius, die Gattin, der Höcke-

Digitized by Google

richte, die Tochter, haben einen Schimmer von Triumph errungen. Alles, was in dem brittischen Theater noch von Leben vorhanden ist, faßt sich bei diesem Schriftsteller zusammen, dessen Styl Weichheit ohne Festigkeit hat, und dessen unzusammenhängende und unwahrscheinliche Plane eine Menge unnützer oder unerwarteter Peripetien herbeiführen, und nur zum Vorwand des thränenreichen Ungestüms einer Poesie ohne Männlichkeit scheinen dienen zu sollen. Eine der zitterndsten und dröhnendsten Saiten der englischen Intelligenz und Seele jedoch erklingt unter seiner Hand; er sucht, wie Wordsworth, den Schrecken und das Mitleid am häuslichen Herde; er schöpft sie aus den Gefühlen und Neigungen des Familienlebens, manchmal der emphatischen Weichlichkeit Kotzebue's sich hingebend, oft auch pathetisch und einfach, beinahe immer aber an die elegante und etwas schlaffe Form Beaumonts und Fletchers mahnend.

(Fortsetzung folgt.)

Proben aus dem Drama:

Der Alchimist.

(Schluß.)

Fünfter Auftritt.

Francesca (die Hände faltend).

Trank aus den Kelch ich? ward Verzeihung mir?

Fasio (zurücktretend).

Was ist, Francesca, dir?

Francesca.

Ach nichts! — ich hoffte,
Zu sterben endlich nun, so grausam litt ich.

Fasio.

Muß ich, mein Kind, dir hundertmal es sagen,
Daß ich bei dem Verkaufe meiner Waare
Auch meine Schmeicheleien in Rechnung bringe?

Francesca.

Gern glaubt' ich dir, ja!

(Einen dichten Rauch bemerkend, der von der Stiege des Laboratoriums herzieht.)

Was ist das, mein Gott?

Fasio.

Was gibt's?

Francesca.

Dieser Rauch...

Fasio.

Mercur und Blei
Stellt' ich in ehernem Gefäß aufs Feuer.
Der Schwefel, zur Vollendung des Gemisches
Stand ohne Zweifel allzunah dem Herd.
Nichts fürchte mehr; jetzt erst erinnr' ich mich.

(Steigt ins Laboratorium hinab.)

Francesca (allein).

Er hatte selbst sein Gold um sie vergessen! —
Allgütiger, der du in wärm're Zonen
Den Vogel führst, der unserm Frost erläge:
Der du des Nordwinds Odem sänftigest
Aus Sorge für das wollentblößte Lamm,
Die Woge ebnest für die schwache Barke
Und weißt, wie viel in Demuth dein Geschöpf
Ertragen kann, bevor es unterliegt —
Nicht waffne dich mit Strenge gegen mich,
Und nach der Kraft miß mir die Prüfung zu.

Sechster Auftritt.

Vorige, Grimaldi.

Fasio (ihn grüßend).

Excellenz!

Grimaldi.

Ha, du Fasio, bist es.

Fasio.

Sagt,
Was hat, Signor, so sehr Euch aufgebracht?

Grimaldi.

Du ahnst es nicht?

Fasio.

Bei meiner Ehre nicht.

Grimaldi.

Wann wirst du, sprich, verfluchter Alchimist,
Den Luzifer als seine Beute fordert,
Endlich zum Heile deiner Seele nicht
Die täglichen Versuche mehr erneuern,
Die deinen Nachbarn Todesangst bereiten?

Fasio.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll!

Grimaldi.

Und wie,
Der dunkle Rauch, der, gleich unreinem Odem,
Aus deines Hauses Oeffnungen so eben jetzt
Mit solcher Macht drang, daß man in der Straße
Den Feuerruf erhebt, — war dieß wohl nichts?

Francesca.

Signor!

Grimaldi.

An ihn, Signora, wend' ich mich.
Ihr seid ein würdig ehrenhaftes Weib,
Und ließe sich auch übertriebne Pracht
An Euern Kleidern tadeln — denn der Sammt
Ist theuer, darum seht, Signora, trag' ich
Auch Tuch.

Fasio.

Und grob's dazu.

Grimaldi.

Was kümmert's Euch,
Goldmacher? — Da erklärt' ich dann, daß Ihr
Im Augenblick den Ort zu räumen hättet.

Digitized by Google

Fasio.

Wir so?

Geimaldi.

Nicht will ich, daß ein ehrbar Haus,
Das Gott mir gab, mein Haupt darin zu schirmen,
Einstüeze plötzlich übre mir, wenn einst,
Den Hals dir umzudrehn, der Teufel kommt.

Fasio.

Ich kann das Werk der Wissenschaft nicht lassen.

Grimaldi.

So macht man einen andern Versuch.
Noch besser so — man ruft die Polizei.

Fasio.

Gewähret mir drei Tage nur, Signor.

Geimaldi.

Nicht eine Stunde.

Fasio.

Unmöglich!

Geimaldi.

Gott erhalt' Euch.

Fasio.

Wo wollt Ihr hin?

Geimaldi.

Ich unterrichte die
Gerechtigkeit, daß Ihre mit allen Eueen
Versuchen und Verbrennungen das Stadtviertel,
Das wir bewohnen, in Verwirrung setzt.

Fasio (ihn zurückhaltend).

Man wird, Signor, sich zu verständigen
Vermögen, denk' ich.

Grimaldi (sich entfernend).

Nie!

Fasio.

Auch nicht um Geld?

Grimaldi (zurückkommend).

Nun, das ist etwas anders. Und wie viel
Verlangt Ihr Zeit?

Fasio.

Drei Tage nur.

Grimaldi.

Drei Tage.

Fasio.

Und reich werd' ich alsdann für immer seyn.

Geimaldi.

Was zahlst du mir?

Fasio.

Vier Scudi für die Stunde.

Geimaldi (rechnend).

Zweihundert acht und achtzig Scudi für
Drei Tage länger zu bleiben — meine Treu
Es ist gut bezahlt.

Fasio.

Nun denn, was meint Ihr?

(Seit einigen Augenblicken schimmert's immer heller vom Laboratorium her.)

Grimaldi.

Wie schwer es die Gefahr mich, die ich laufe!

Fasio.

Die Summe doppl' ich.

Grimaldi.

Seht, mein theurer Freund,
Ihr seyd im Grunde doch ein braver Mann.
Und nicht will ich es Euch verweigern. Hört,
Gebt mir sechshundert Scudi und Ihr bleibt
Drei Tage noch. Doch ist die Zeit vorbei...

Fasio.

Gut.

Francesca (bei Seite).

Ehrvergess'ner Jude!

Fasio.

Zahl ihm sie.

Francesca.

Du wolltest?...

Fasio.

Frau, zähl' ihm die Summe hin.

Francesca.

Allmächt'ger Gott! Alles, was uns noch blieb,
Zu opfern um drei Tage zu gewinnen!

Fasio.

Mit meinem Blute hätt' ich sie gekauft!

Francesca (ihm das Geld gebend).

Nimm, Nimm.

Fasio (es Grimaldi gebend).

Hier.

Grimaldi.

Denkt, daß ich drei Tage noch
Euch gebe, nur drei Tag'.

(Man hört eine furchtbare Explosion im Laboratorium.)

Fasio.

Erbarmen! die
Gewalt des Feuers sprengte das Gefäß.

Geimaldi (stürzt hinaus).

Mein Schatz!

Fasio

(ins Laboratorium eilend und Francesca, die ihm folgen will, zurückstoßend.)

Bleib' hier.

Francesca (auf einen Sessel fallend).

Gott beschütz' uns.

(Ende des ersten Aufzugs.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 216.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 August 1839.

Geographische Gesellschaft von London.

London, den 16 Julius.

Die geographische Gesellschaft von London ist eine der am besten dirigirten englischen Gesellschaften, und die Zunahme in der Zahl ihrer Mitglieder beweist, daß sie noch weit entfernt ist, ihren Culminationspunkt erreicht zu haben. Wer Gesellschaften dieser Art, welche aus bezahlenden Mitgliedern bestehen, beobachtet hat, muß bemerkt haben, daß sie fast ohne Ausnahme in einer nicht sehr langen Reihe von Jahren das ungefähre Maximum ihrer Mitglieder erreichen und dann still stehen; wenn sie gut geleitet sind, so ersetzen von diesem Moment an die neuen Mitglieder etwa die absterbenden, und die Gesellschaft muß sich so einrichten, daß sie ohne auf bedeutende künftige Zunahme ihrer Mittel zu rechnen, mit den bestehenden ihren Zweck bestmöglichst erfüllt. Die englischen Gesellschaften haben eine ihnen, glaube ich, eigene Einrichtung getroffen, um bei der Ungewißheit der Zukunft aller Gesellschaften, welche der Staat nicht unterstützt, sich eine wo möglich unabhängige Basis zu gründen, und das Mittel ist auf die Verhältnisse des Landes und die allgemeinen Gewohnheiten vortrefflich berechnet. Wenn es in andern Ländern eingeführt werden könnte, so wäre es sehr zu wünschen, aber das Gelingen ist anderswo sehr zweifelhaft. Sie lassen nämlich beim Eintritt eines Mitglieds eine Einmalige Bezahlung des zehnjährigen Betrags der Subscription zu, wodurch das Mitglied zum lebenslänglichen wird. Die Gesellschaft bekommt dadurch ein beträchtliches Capital in die Hand, wird von der Nachlässigkeit, dem Austreten, dem schlechten Bezahlen und sogar dem Tod der Mitglieder unabhängig und entgeht unendlichem Verdruß, den die Gesellschaften durch das Versenden ihrer Journ le an weit entfernte, reisende u. s. w. Mitglieder haben, denn ein lebenslängliches Mitglied trägt selbst Sorge, die ihm zukommenden Drucksachen zu verlangen und sich auf dem Laufenden zu halten, während das bezahlende sich selten Mühe darum gibt, wenn es seine Journale nicht regelmäßig erhält, seinen Betrag zurückhält und die ganze Last auf die Gesellschaft wirft; dagegen setzt diese Vorausbezahlung die Gesellschaften in Gefahr, sich der Versuchung zu überlassen, das auf diese Art einkommende Capital jährlich wie eine regelmäßige Einnahme anzusehen und auszugeben. Man sollte nicht denken, daß ein so grober Fehler in den Finanzen einer Association vorfallen könne; allein die Erfahrung lehrt, daß es oft geschieht; so war z. B. die asiatische Gesellschaft hier von einem jetzt verstorbenen Secretär an den Rand des Verderbens gebracht worden, weil er diese Vorausbezahlungen, anstatt sie zum Capital der Gesellschaft zu schlagen, in ihr jährliches Budget aufnahm und ausgab. Dieß vorausgeschickt, läßt sich die Lage der geographischen Gesellschaft leicht beurtheilen. Im Verlaufe des letzten Jahres hat sich die Zahl ihrer Mitglieder um 67 vermehrt und besteht jetzt aus 651, von denen 275 lebenslängliche, und der Rest jährlich bezahlende Mitglieder. Das von jenen eingezahlte Capital von 4800 Pf. St. ist von der Gesellschaft in Staatspapieren angelegt worden. Ihre Einnahme in diesem Jahre belief sich auf 2093 Pf. St., ihre Ausgaben auf 1682 Pf. St. Von diesen waren 606 Pf. St. Administrationskosten, der Rest wurde auf die reellen Gegenstände der Gesellschaft verwendet. Das Verhältniß der Administrationskosten würde bei einer französischen oder deutschen Gesellschaft viel zu groß erscheinen, allein für eine englische ist es ungewöhnlich klein, denn die Gewohnheit des Luxus ist so groß, daß die meisten Gesellschaften einen weit größern Theil ihrer Einkünfte (außer wenn diese sehr beträchtlich sind, wie bei den Missions- und Bibelgesellschaften) auf den äußern Anstand, auf Hauszins, Meublirung u. s. w. verwenden, oft so viel, daß für die eigentlichen Objecte der Gesellschaften fast nichts übrig bleibt. Die übrigen 1076 Pf. St. sind theils auf das Journal der Gesellschaft, theils auf Entdeckungsreisen verwendet worden. Das Journal, von dem jedes Jahr ein Band in drei Heften erscheint, und das mit vielen, sehr schönen Karten begleitet ist, hat im letzten Jahre 495 Pf. St. gekostet; es wird zu 1200 Exemplaren abgezogen, allein man hat die Auflage zu klein gefunden, da sie beständig den Wiederabdruck einzelner Hefte erforderlich machte, und künftig wird es zu 1500 Exemplaren abgezogen werden. Es ist eine der schönsten Sammlungen geographischer Materialien, die es geben kann, und auf dem Continent noch viel zu wenig verbreitet, denn die Zahl der an Nichtmit-

Digitized by Google

glieder verkauften Exemplare beläuft sich noch nicht ganz auf 250, was mit dem reellen und bleibenden Interesse der Sammlung in gar keinem Verhältniß steht.

Die Entdeckungsreisen, welche die Gesellschaft gegenwärtig machen läßt, sind folgende drei: die Reise von Schomburg ins Innere von Brittisch-Guiana; sie dauert schon vier Jahre, und die bis jetzt noch unvollständigen Berichte, welche er an die Gesellschaft geschickt hat, zeigen, daß er den großen, unbekannten Landstrich zwischen dem Amazonenstrom, dem Orinoco und dem Caroni vielseitig bereist hat; im November letzten Jahres war er im Begriff, die Quellen des Orinoco aufzusuchen, und von da das Gebirge zwischen den Bassins des Orinoco und Amazonenstromes zu übersteigen, den Padaviri, einen Zustrom des letztern, herabzufahren bis an seine Einströmung, und dann den Rio Blanco herauf nach Demerara zurückzukehren. Die zweite ist die von der Gesellschaft gemeinschaftlich mit der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Kenntnisse unternommene Expedition nach Kurdistan. Die geographische Gesellschaft hat dazu als ihren Reisenden den Hrn. Ainsworth gewählt, der früher mit Oberst Chesney an der berühmten Dampfschifffahrtsunternehmung auf dem Euphrat Theil genommen hatte, und die Gesellschaft für christliche Kenntnisse schickt einen christlichen Chaldäer, Namens Rasam, mit, welcher über den Zustand der christlichen Secten in Kurdistan berichten soll. Der Reiseplan umfaßt die unbekanntesten Theile des Gebirgs, und soll zwei Jahre dauern. Jede der beiden Gesellschaften gibt 500 Pfund Sterl. zu den Kosten.

Die dritte Expedition geht nicht ursprünglich von der Gesellschaft aus, und sie gibt auch nur einen Beitrag zu den Kosten. Die afrikanische Gesellschaft in Cairo will eine Reise nach Dongola durch einen Eingebornen dieses Landes machen lassen, der sich in Aegypten hinlänglich civilisirt hat, um erzählen zu können, was er sieht. Der Hauptzweck der Reise ist die Entdeckung der Quellen und des Laufs des weißen Nils. Die geographische Gesellschaft bezahlt die Hälfte der Kosten.

Die Gesellschaft pflegt jährlich eine oder zwei Goldmedaillen für die Reisenden zu decretiren, welche im Laufe des Jahres die größten Entdeckungen gemacht haben. Dieß ist eine zwecklose Ausgabe, die an einem veralteten Systeme hängt, denn bei der großen Publicität, welche gegenwärtig Entdeckungen aller Art durch die Tausende von Journalen erhalten, welche täglich für die Neugierde ihrer Leser zu sorgen haben, kann die Approbation einer Gesellschaft nur einen sehr geringen Einfluß haben. Die geographische Gesellschaft hat Sir Alexander Burnes, Sir S. Roß, Rüppel und andern berühmten Reisenden ihre Medaille gegeben, aber dieß hat nichts zur Verbreitung ihrer Namen oder der allgemeinen Anerkennung ihrer Verdienste beigetragen. Man hat dieß auch bis auf einen gewissen Grad gefühlt, und die Gesellschaft hat daher den Beschluß gefaßt, künftig das Portrait des zu Krönenden auf die Medaille graviren zu lassen, und die Medaille in Bronce zu schlagen und zu verkaufen. Dieß ist allerdings eine delicatere Art, einen Reisenden zu ehren, und die Gesellschaft wird im Verlauf der Jahre eine Sammlung interessanter Portraits liefern; allein es wäre dennoch besser, anstatt unnöthiger Belohnungen von vollendeten Reisen, welche dem Reisenden weder seine Auslagen ersetzen noch seinen Ruhm vermehren, alle Hülfsmittel der Gesellschaft auf neue Expeditionen zu verwenden; die Aussicht auf die Goldmedaillen und Portraits der Gesellschaft macht keine Reise unternehmen, aber die Kosten derselben würden einen Reisenden ausrüsten, welcher nicht reich genug ist, die Unternehmung ohne Hülfe zu beginnen. Doch sey es damit wie es wolle, so viel ist gewiß, daß die geographische Gesellschaft eine der bestdirigirten ihrer Art ist, und daß sie die Unterstützung eines Jeden verdient, dem es um die Fortschritte der Geographie zu thun ist.

Die Departementalpresse in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Während der ersten französischen Revolution war die Tagespresse, obschon ganz freigegeben und keinem Zwange unterworfen, dennoch lediglich in Paris concentrirt; es gab damals in den Provinzen Frankreichs wenig große Städte, welche Zeitungen hatten, zum großen Unglück für Frankreich. Man sagt zwar oft, die Journale verbreiten falsche Lärmnachrichten und erlogene Gerüchte, welche den Leuten Angst einjagen und den Geschäftsgang stören; allein die peinliche Unruhe, der panische Schrecken und die Stockung in den Geschäften waren nie größer, als damals, wo diese Lärmnachrichten und Gerüchte von den Parteien ausgesprengt und durch bloßes Hörensagen weiter getragen wurden, ohne Hülfe der Tagsblätter. Wären zu jener Zeit Provincialjournale da gewesen, so würden sie viel Unheil verhütet haben: sie hätten die von den Parteien ausgestreuten Lügen und Verleumdungen berichtigen, die Tendenzen und Plane der Aufwiegler enthüllen, die Maaßregeln und Beschlüsse der Nationalversammlung auf dem Lande bekannt machen, die öffentliche Meinung über die wahren Interessen Frankreichs belehren, und, was die Hauptsache war, zu dem Volk eine edle, würdige Sprache reden können, die ohne Zweifel das wirksamste Gegengift gegen das pompöse, gemeine Kauderwelsch gewesen wäre, welches die Kutscher, Lohnbedienten, Contremarkenhändler u. s. w. aufgebracht hatten, die als Zeitungsschreiber im Solde der Jacobiner oder der Royalisten standen.

Der lange ausschließliche Einfluß der Pariser Presse ist übrigens begreiflich, wenn man bedenkt, daß Paris zugleich der Herd, der Schauplatz und die Seele der Staatsstreiche und Revolutionen war. Derjenige, welcher Paris inne hatte, beherrschte ganz Frankreich, und der Nationalconvent zeigte es sonnenklar, als ihm bloß noch die Hauptstadt mit einigen Departementen treu blieb, um den Aufstand von mehr als 60 Departements zu dämpfen, welche für die Gironde Partei ergriffen, oder sich für die Royalisten empört hatten. Die Presse konnte nicht wohl anderswo mächtig seyn, als in Paris, wo die Journalisten das Loos und das wechselnde Schicksal der Parteien traf, welche sie vertraten. Die siegende Partei schickte die Journalisten der besiegten Partei auf die Guillotine: nach Brissot und den Publicisten der Gironde kam die Reihe an Ca-

Digitized by Google

mille Desmoulins und die Schriftsteller der gemäßigten Bergpartei, und am Ende bestieg auch der cynische Hebert das Schaffot mit den Vernunftaposteln Anacharsis Klootz, Chaumette, Roussin. Als das Directorium den Staatsstreich des 13 Fructidor ausführte, wurden die Journalisten des Clubs von Clichy mit den proscribirten Conventsmitgliedern deportirt, und als Bonaparte in Folge des 18 Brumaire zum ersten Consul ausgerufen war, unterdrückte er ohne alle Umstände die Journale, welche ihm mißfielen und nicht nach seiner Pfeife tanzen wollten. Die Presse, welche während der verschiedenen Phasen der Revolution in Paris eine so bedeutende, für sie selbst zwar sehr lebensgefährliche Rolle gespielt, in den Departements dagegen nie rechten Einfluß gehabt hatte, sank unter der kaiserlichen Regierung auf die unterste Stufe der Erniedrigung und Bedeutungslosigkeit herab, und that, wie eine reuige Sünderin, Buße und Abbitte für die zehn Jahre lang begangenen Ausschweifungen und Verirrungen. In Paris beschränkte sie sich auf das Einregistriren der pomphaften Bulletins vom Kriegsschauplatz, und auf die Beurtheilung der Erscheinungen in Kunst, Wissenschaft und Literatur, worin sich eine starke Reaction gegen alles Revolutionäre bemerkbar machte. Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts wurde als eine Hauptanstifterin der Revolution verdammt, und die Feuilletons von Geoffroy in dem einzigen damals erscheinenden „Journal de l'Empire" waren ein ununterbrochenes Pamphlet gegen Voltaire. In der Kunst vergriff man sich an Talma, in der Literatur an Lemercier, in der Wissenschaft an Gall. Erschienen dagegen fade Gedichte von Esmenard z. B., oder Romanzen von Baour-Lormian, oder didaktische Verse von Hrn. v. Fontanes, gleich brannte der Weihrauch auf dem Kohlenbecken der Kritik. Der Abbé Feletz opferte seinen theuren Horaz einer Notabilität des Kaiserreichs auf; Hoffmann verschluckte seine Galle und seine Sarkasmen, um zuckersüß zu thun, und Geoffroy vergaß die Ohrfeige, welche er von Talma bekommen hatte. In den Provinzen reducirte sich die damalige Tagspresse fast ganz allein auf Intelligenz- und Anzeigeblätter, welche Räthsel und Charaden, und bisweilen ein von Mailand, Wien oder Berlin datirtes kaiserliches Decret zur öffentlichen Kunde brachten.

Die Erklärung von Saint-Ouen und die von den Bourbonen bei ihrer ersten Rückkehr bewilligte Charte änderten diese Lage der Dinge. Die Pariser Presse eroberte einen Theil ihres verlorenen Einflusses wieder, um bald mächtiger zu werden, als je, und die Provincialpresse machte ebenfalls einige schüchterne Versuche, die neuen Bahnen zu betreten, welche ihr offen standen; in den größeren Städten wurden mehrere neue Journale gegründet, und mehrere ältere, schon länger bestehende Zeitungen gewannen größeres Ansehen. Die ersten Tage der Restauration gingen ruhig vorüber: die Pariser Journale, denen man freisinnige Preßgesetze versprochen hatte, zeigten weder eine feindselige, noch eine enthusiastische Stimmung, und benahmen sich mit großer Mäßigung und Zurückhaltung, wir wissen nicht, ob aus Furcht oder Schlauheit. Die Provincialblätter dagegen benahmen sich trunkener und rückhaltsloser, beräucherten den „Enkel des heiligen Ludwig" mit dickem Weihrauchqualm, besangen die Lilien in allen Tonarten und beluden das „corsische Ungeheuer, den gottlosen Usurpator" mit allen Dummheiten und Schlechtigkeiten, welche ihm die alten Weiber nachsagten. Einige Journale in den größeren Städten, wie Rouen, Lille, Bordeaux, Lyon und Straßburg ahmten jedoch das Beispiel der Pariser Blätter nach, und gaben in einer sehr gemäßigten Sprache zu verstehen, daß man sich den Bourbonen nicht auf Gnade und Ungnade ergeben habe.

In den hundert Tagen schlug sich die ganze französische Presse wieder auf die Seite Napoleons, der die Journale noch weniger leiden konnte, als die Bourbons, allein nichtsdestoweniger beim Volke viel beliebter war. Die Zeitungen schütteten ihren ganzen Vorrath von beißenden Witzen und kaustischen Einfällen über die Emigration aus, was Ludwig XVIII bei seiner Rückkehr nicht vergaß; die Pariser Journale wurden im Jahre 1816 von der Preßfreiheit ausgenommen, und unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und die Provincialblätter ganz dem Gutdünken der Präfecten anheimgegeben. Die Gesetze von 1817, 1818 und 1819 milderten diese Strenge ein wenig, allein es dauerte nicht lange; durch das Gesetz vom 31 März 1820 wurde die Censur in Frankreich eingeführt, welche Karl X bei seiner Thronbesteigung aufhob, jedoch später wieder erneuerte, um sie nur noch strenger zu handhaben. Die öffentliche Meinung hatte indeß große Fortschritte gemacht, wozu namentlich die Kammerdebatten beigetragen, welche die Journale mit der größten Ausführlichkeit abdruckten, weil der Censor nichts davon streichen durfte. Die Provincialjournale vermehrten sich rasch, und verbreiteten in den kleinsten Ortschaften die Reden von Foy, Benjamin Constant und Casimir Perier, welche ganz Frankreich elektrisirten. Sehr viel Ausdauer, Muth und Geschicklichkeit bewies die Departementalpresse in dem erbitterten Kampfe, welcher dem Sturze des Villele'schen Ministeriums voraufging, als in Folge der Zusammenberufung der Deputirtenkammer und der Wahlcollegien die Censur abgeschafft wurde. Diese Bemühungen blieben nicht unbelohnt; unter dem Ministerium Martignac, welches aus den Wahlen von 1827 hervorging, erschien das freisinnige Preßgesetz von 1828, welches die Zahl der Provincialblätter so sehr vermehrte, daß die damals herrschende Partei es für nothwendig achtete, an mehreren Orten Journale zu stiften, welche die Principien des Drapeau blanc, der Gazette de France und der Quotidienne vertheidigen sollten. Diese Blätter wurden unter die specielle Aufsicht der Bischöfe und Erzbischöfe gestellt, und nach den Territorialabtheilungen der alten französischen Monarchie benannt; aus jener Zeit stammen die Gazette du Berri, Gazette du Languedoc, Gazette d'Auvergne, Gazette de Picardie u. s. w., welche heutiges Tags noch bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Boré in Persien.

Die französischen Blätter theilen ein Schreiben dieses Reisenden aus Tebris vom 6 Februar d. J. mit. Er hat bereits Bithynien,

Digitized by Google

Paphlagonien, Cappadocien, Groß- und Klein-Armenien durchwandert, und seine archäologischen Forschungen in mehreren Briefen der französischen Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften übermacht. Im Frühlinge dieses Jahres wollte er Kurdistan durchwandern und dann in die Ebenen am Abyssinien hinabsteigen. Indeß scheint Hr. Boré nicht bloß antiquarische Absichten zu haben, sondern ist auch auf den Einfall gekommen, in Tebris eine auf den Unterricht in der französischen Sprache gegründete Lehranstalt mit Hülfe der Congregation der französischen Lazaristen zu gründen. Er wird hiebei von Karaman Mirza, einem Bruder des Schah und Gouverneur von Aderbeidschan, unterstützt, und wollte seine Anstalt in wenigen Tagen mit 20 Zöglingen eröffnen. Das Schreiben erinnert auch an den alten Einfluß Frankreichs im Orient, namentlich in Persien, wo die Gesandtschaft des Generals Gardanne noch nicht vergessen sey, und wirft Seitenblicke auf die habsüchtigen Engländer, welche alle Industrie des Volkes vernichtet sehen möchten. Zu diesem Ende will er mit Gutheißen der persischen Prinzen in Tebris Arbeiter aus Frankreich kommen lassen, um die Perser in der Bereitung von Tuch, Faience, Glas u. s. w. zu unterrichten.

Sultan Mahmud II, der Reformator.

Des Sultans Hofstaat sonst und jetzt.

(Fortsetzung.)

Was die speciellern Verhältnisse der vier großen Hofchargen betrifft, so stehen unter den Befehlen des Haz Oda Baschi alle Personen, die sich in der nächsten Umgebung des Sultans befinden. Er ist Oberchef der vornehmsten vierzig Idschoglans, die eine Art von Leibwache des Sultans bilden; unter ihm commandirt diese der Kamaschir Baschi. Die vornehmsten Hofchargen, die noch unter dem Haz Oda Baschi stehen und aus der Zahl der genannten vierzig Kammerpagen ernannt werden, sind der Silihdar oder Seliktar Aga, Schwertträger des Sultans, zugleich Oberhofmarschall, Befehlshaber aller untern Diener, die den Sultan, wenn er das Serail verläßt, begleiten, darum viel in dessen unmittelbarer Nähe und mit Wessiersrang bekleidet. Vermuthlich weil man von einem „Schwertträger" des Sultans voraussetzt, daß er das Schneiden versteht, so versieht er bei der Tafel zugleich das Amt eines „Vorschneiders." — Außerdem gehört er, wie die beiden folgenden Beamten, zu den sogenannten „Schulter-Wessieren," Koltük-Veziren, weil er den Sultan berühren und ihm seinen Körper zur Stütze anbieten darf, wenn dieser keinen Sitz mit einer Lehne bei der Hand hat. — Ihm folgt im Range der Tülbendar Aga, der Beamte, der dem Sultan den Turban vorträgt und aufsetzt. — Dann der „Chekodar Aga, auch Mantel Chamberlink genannt, der, so oft der Sultan das Zimmer verläßt, ihm den Mantel nachtragen oder überreichen muß. Zugleich hat er die Ehre, dem Sultan die Stiefel auszuziehen, also sein „Stiefelknecht" zu seyn. — Ferner folgen noch der Zivadar Aga, der Träger der goldenen Wasserflasche des Kaisers. Der Giupter Aga, der ein Felleisen mit Kleidern dem Sultan nachträgt, damit sich dieser, wenn er etwa vom Regen durchnäßt wird, umkleiden kann. Der Diwitdar Aga, der Bewahrer des sultanischen Schreibzeugs und Federschneider, unter dessen Befehlen sämmtliche Kiatiblaris, kaiserliche Secretäre und Kanzellisten, stehen. Der Rekiabdar Aga, Steigbügelhalter des Sultans, der mit den nachfolgenden Großchargen ebenfalls zu den Koltük- (Schulter-) Wessieren gehört. Der Jekjemlehdschi Aga, der dem Sultan zum Aufsteigen aufs Pferd einen Schämel hinstellt. Der Tschaschnigir Aga, der Chef der Tschaschnigirs, d. h. derjenigen, die vorhee die Speisen des Sultans kosten. Der Thernakdschi Aga, der dem Sultan die Nägel beschneidet. Der Materagi Aga, der dem Sultan die mit frischem Wasser gefüllte goldene Schale nachträgt. Der Sarridschi Baschi, der die Aufsicht über die Messer des Sultans führt. Der Munafundschi Baschi, Großcontrateur der kaiserlichen Schatulle. Der Teskeleschi Baschi, Oberstaatssecretär. Der Takut Aga, ein weißer Verschnittener, Chef der fünfzehn Ajongleanlari, junge Leute, die die Aufsicht über die Betten des Sultans haben. Der Tutundschi Aga, Aufseher über die Pfeifen und den Tabak. Der Kahvedschi Baschi, Chef der Kahvedschi, Kaffeeschenken des Sultans. Der Ibrikdar Aga, der bei den Mahlzeiten und beim Gebet dem Sultan zu den Handwaschungen das Wasser überreicht. Der Kämissar Aga, Garderobemeister. — Alle diese Großhofchargen — im Pascharang stehend — waren sonst die unzertrennlichen Begleiter des Sultans, wo er sich auch befinden mochte, darum auch als Leute, die als gute Fürsprecher bei dem Kaiser dienen konnten, gefürchtet und geehrt, und von den Supplicanten mit Geschenken überhäuft.

Um ein möglichst vollständiges Verzeichniß der Hofbeamten des einst so prachtglänzenden Serails zu geben, lassen wir noch in gedrängter Kürze die Titel der übrigen folgen. Der Schlamasi Aga, Chef der Schlamasi, d. h. der Wäscher, Bleicher, Bügler, mit Einem Worte: Reinhalter der Wäsche des Sultans. Der Seferli Baschi, Chef der Seferlis, Kleiderausklopfer des Kaisers. Der Barber Baschi, Oberhofbarbier und Chef sämmtlicher Serailsbarbiere, die jeden Donnerstag den Serailsbeamten das Haupt und andere benöthigte Körperstellen scheeren müssen. Der Reis Kitab, erster Geheimsecretär des Kaisers. Der Dschirid Bey, Oberaufseher bei dem Kampfspiele des Dschirid- oder Speerwerfens. Der Aegäwat Bey, Chef der militärischen Befehlshaber des Serails. Der Sandschiak Darlar Baschi, Chef der kaiserlichen Fahnenträger. Der Dogand Baschi, Ober-Falkenmeister, der gegen 800 Personen unter seinen Befehlen hat, die dazu bestimmt sind, die Jagdfalken abzurichten. Er bezieht ein jährliches festes Einkommen von 10 bis 12,000 Thalern. Unter ihm stehen auch die aus den Idschoglans gewählten Jagdpagen, so wie auch der Awdschi Baschi, Oberjägermeister, der die nöthigen 1200 Hundeknechte, Jäger, Stallmeister der Jagdpferde u. dgl. m. befehligt. Der Tschiakir Baschi, Oberaufseher über die zur Jagd benutzten Habichte. — Der Szimi Baschi, Chef der Szimi, Hundedresseur. — Der Turnadschih Baschi, Oberaufseher der kaiserlichen Kraniche, der Seghban Baschi, Chef der kaiserlichen Hof- und Kettenhunde, der Esamsundschi Baschi, Oberaufseher über die zu Stierhetzen nöthigen Hunde — alle drei in Generalsrang stehend. Der Chiatili Aga, Hofceremonienmeister und Inspector der Pageneorps. Der Tschauschi Baschi, Oberchef der Tschauschi, kaiserlichen Staatsboten, von welchen die fremden Gesandten auch gewöhnlich einige in ihren Palästen als eine Art Ehren- und Schutzwache haben. Dann eine Menge Kapidschi Baschi, die Chefs der 5000 Kapidschi, Thorwächter des Serails, die auf Anstand und Ordnung im Serail zu sehen haben, bei Gelegenheit auch dazu bestimmt sind, einem oder dem andern in Ungnade gefallenen Großen den Kopf abzuschneiden. — Der Jeschnighir Baschi, Obertruchseß, der dem Sultan die Speisen credenzt.

(Fortsetzung folgt.)

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Mildenmann.

Digitized by Google

Nr. 217.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 August 1839.

Aphorismen über den Orient.

Ibrahim Pascha.

Zum ersten Mal seit zwei Jahrhunderten sehen wir wieder ein orientalisches Heer, das sich durch Kriegszucht seinem Nachbar furchtbar macht, und das vor einer europäischen Truppe zum mindesten nicht so rasch zerstieben würde. Mehemed Ali und sein Sohn Ibrahim haben es geschaffen, und das Werkzeug ist, wenn auch auf Kosten der Länder, die es nähren und unterhalten, erstarkt. Wenn irgendwo, so gilt im Orient im weitesten Umfange des Wortes der Satz: das Glück der Schlachten ist das Urtheil Gottes; und diesem Urtheil unterwerfen sich Tausende und aber Tausende mit einer Leichtigkeit, von der man in Europa keinen Begriff hat. Als im J. 1826 der russisch-persische Krieg ausbrach, und die persischen Heerhaufen längs dem Westufer des kaspischen Meeres vordrangen, da schlossen sich alle dortigen Stämme voll Eifer den Persern an, die eben so leicht bis nach Astrachan hatten vordringen können, wenn nicht einzelne Festungen das Hauptcorps aufgehalten hätten. Eben diese Stämme nun, welche damals mit Enthusiasmus sich gegen die Russen erhoben hatten, führte Paskewitsch zwei Jahre später mit Leichtigkeit gegen die Türken; sie folgten dem Siegesgotte. Solche Erscheinungen erklären den raschen Schicksalswechsel im Orient, einen Wechsel, der oft ans Fabelhafte gränzt.

Ibrahim Pascha ist mehr Araber als Türke, ob aus wirklicher Gesinnung oder Politik, kann uns hier gleichgültig seyn. Er hat, wenn ihn nur einigermaßen das Glück begünstigt, die Stämme der Wüste für sich, und wird, auch wenn sein staatsklüger Vater stirbt, noch immer als Krieger und Fürst eine wichtige Rolle im Orient spielen, aus dem einfachen Grunde, weil er die Neigungen der Völker, wenigstens des streitbaren Theils, für sich hat, einen tüchtigen Kern versuchter, wohldisciplinirter Soldaten besitzt, und keine europäische Macht so leicht im Stande ist, einen Landkrieg gegen ihn zu führen. Hiebei ist noch zu bemerken, daß sein neuester Sieg bei Nisibi ihn nothwendig zu dem Besitz von Diardekir und Mosul führt, und somit zum Herrn von Mesopotamien macht, während der tapfere Kurschid Pascha Arabien durchzogen, dessen wilden Söhne theils mit Güte, theils mit Gewalt unterworfen, und der Imam von Sana selbst, aus Haß gegen die drohenden Engländer, sich Mehemed Ali in die Arme geworfen hat.

Bald wird also Mehemed Ali's Reich vom Tigris bis in die libysche Wüste reichen, und fast alle ostarabischen Völker, — im Gegensatz gegen die westarabischen oder mogrebinischen, welche mit der großen Syrte beginnen — unter sich vereinigen. Dieß Reich kann freilich durch Angriffe von außen her bedeutend erschüttert werden, allein zwei Dinge geben ihm einen Halt: der Haß gegen die Osmanen und der Haß gegen die Engländer. Man hat oft genug gesagt, daß Mehemed Ali's politische Stellung dahin wirken müsse, die Araber als Nation auf einen höhern Standpunkt zu heben, und kann dieß nicht genug wiederholen. So wenig es auch die Absicht Mehemed Ali's war, so konnte doch sein Thun keine andern Folgen haben, und der graue Staatsmann erkannte mit unendlich richtigem Tacte, daß die Zukunft seines Reichs in Arabien liege. Er ist von europäischen Beobachtern oft und vielfach getadelt worden, daß er seine Kräfte nutzlos in Arabien mit Unterjochung armer kriegerischer Stämme vergeude, der Erfolg aber hat seine Klugheit gerechtfertigt: sein Heer hat — was seit Jahrhunderten für fast fabelhaft galt — Arabien von einem Ende zum andern durchzogen, und mehr und mehr beeilen sich die Stämme und die Fürsten, an den Mächtigen sich anzuschließen. Englands Unternehmung gegen Aden hat in dieser Beziehung dem alten Mehemed Ali wesentliche Dienste geleistet, denn nie werden sich die Araber mit den Engländern befreunden, und noch weniger werden Bündnisse mit einzelnen Fürsten zu bedeutenden Landerwerbungen führen.

Der Erbe von Mehemed Ali's Macht in Arabien ist Ibrahim Pascha. Wie auch das Kriegsglück sich noch wenden, welche Veränderung auch europäische Einmischung herbeiführen mag, nicht wohl wird es gelingen, eine weitere Erhebung und größere Vereinigung des Araberstammes zu hintertreiben, und hierin liegt die große Wichtigkeit des jetzigen Kampfes für künftige Völkerschicksale. Daß Ibrahim Pascha selbst Türke ist, mannichfach in die türkischen Angelegenheiten verflochten, daß

Digitized by Google

er, wenn die erste Erschütterung vorüber, vielleicht bald wieder unter dem Namen eines türkischen Pascha seine Macht ausübt, alles dieß ändert den Stand der Sache nicht. Das türkische Reich kann dem Namen nach noch lange bestehen, wie auch das Khalifat lange noch bestand, als ihm alle wahre Kraft längst entwichen war; deßwegen können sich doch innerhalb seines nominellen Umfangs neue Staaten und Reiche bilden, und eine andere Ordnung der Dinge begründen. Die Form kann noch fortbestehen, und wird vielleicht nur durch eine fast unausbleibliche europäische Einmischung geändert werden. Erfolgt aber diese, so möchte der Stern Ibrahims noch keineswegs im Zenith stehen.

Die Departementalpresse in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die constitutionellen Departementaljournale, welche im Jahre 1830 gegen die Ordonnanzen protestirten, erklärten sich nach den drei Tagen sofort für die neue Regierung, der sie größtentheils treu geblieben und von unberechenbarem Nutzen gewesen sind. Die Provincialpresse hat nicht wenig zur Wiederherstellung der Ordnung und der guten Sitten in Frankreich beigetragen, indem sie die Provinzen vor der Ueberschwemmung neuer Religionen und philosophischer Systeme bewahrte, welche in Paris auftauchten und Alles zu materialisiren drohten. Dafür hat die Departementalpresse gegenwärtig eine sichere Existenz; ihr Einfluß nimmt immer mehr zu, und manche Provincialblätter machen den Pariser Journalen eine verderbliche Concurrenz. Während der Restauration betrug die Anzahl der Provincial-Abonnenten auf Pariser Blätter 55 bis 60,000; bis zu Anfang des Jahres 1833 hat diese Anzahl zwischen 60 und 65,000 geschwankt, allein von jener Zeit an ist sie immer kleiner geworden, und war im J. 1834 bereits auf 30,000 herabgegangen. Die Vierzigfrankenjournale, wie die Presse, das Siecle u. s. w., haben die Abonnentenzahl der Pariser Blätter in den Provinzen allerdings wiederum erhöht, jedoch im Ganzen den Departementalzeitungen keinen bedeutenden Abbruch gethan, da diese gegenwärtig nahe an 100,000 Abonnenten zählen. Zu dieser weitern Ausdehnung in den letzten Jahren haben besondere Ursachen mitgewirkt. Zunächst geben die Provincialblätter die Localnachrichten, Stadtneuigkeiten ꝛc., und stehen fortwährend in der engsten Verbindung mit den Pariser Journalen, welche Exemplare mit ihnen austauschen, obschon sie dabei verlieren, allein sie würden sonst gar nicht wissen, wie es in den Provinzen aussieht, und was daselbst vorgeht; die Pariser Journale halten es nicht wie die deutschen politischen Journale, welche in allen wichtigern Städten der verschiedenen Länder des deutschen Bundes Berichterstatter haben; selbst die besten Pariser Blätter liefern keine Privatcorrespondenzen aus den großen Städten Frankreichs, sondern entnehmen alle Nachrichten den Departementalzeitungen. Diese schöpfen wiederum das Wichtigste aus jenen und befriedigen somit die Ansprüche derjenigen Leser, welche auf kein Pariser Journal abonnirt sind und also durch die Ortszeitungen die Weltbegebenheiten erfahren. Vermittelst der Privatcorrespondenz geben die Departementalblätter die Nachrichten aus Paris vierundzwanzig Stunden eher als die Pariser Blätter, welche erst nach dem Abgang des Couriers gedruckt und also erst mit der Malle des nächsten Abends verschickt werden. Dazu rechne man noch, daß ein Abonnement auf ein Provincialblatt nur die Hälfte, das Drittel, oft bloß ein Viertel von dem kostet, was man für ein Pariser Journal bezahlen muß; die Preise wechseln zwischen 20 bis 40 Franken. Mehrere Pariser Blätter haben allerdings ihr Abonnement bedeutend erniedrigt und sogar auf 25 Fr. heruntergesetzt; da aber eine Provincialzeitung gewöhnlich nur Leser in dem Departement hat, wo sie erscheint, so bringen diese neuen beispiellos billigen Journale viel eher den alten Pariser Zeitungen zu 80 Fr. Nachtheil, als den Provincialblättern, welche zugleich die localen und allgemeinen Interessen abhandeln. Schon der Umstand, daß die Pariser Buchhändler, Kaufleute und Speculanten aller Art ihre Bücher, Unternehmungen und Erfindungen jetzt auch in den Provincialblättern anzeigen lassen, beweist die zunehmende Wichtigkeit der Departementalpresse und die geringere Verbreitung der Pariser Journale, denen man sonst allein diese Ankündigungen hingab.

Gewöhnlich erscheinen die Provincialzeitungen in kleinerem Format, auf schlechterem Papier und nicht so oft, als die großen Pariser Journale; viele haben jedoch mit ihnen gleiches Format und Papier; die meisten kommen wöchentlich zwei- bis dreimal heraus, mehrere alle Tage, mit Ausnahme von Sonntag, wo in sämmtlichen Departements von Frankreich keine Zeitung ausgegeben wird. Ein Journal in der Provinz ist eine viel weniger umfassende und gewagte Unternehmung, als in Paris; die Kosten betragen nicht so viel; man braucht nicht die Menge Menschen, welche das tägliche Getriebe eines Pariser Blattes in Bewegung setzt; man ist nicht gezwungen, sich Tag und Nacht abzuarbeiten, damit ja nicht der rechte Augenblick verpaßt werde; allein mit einem Provincialblatt sind viele Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten anderer Art verknüpft. In der Regel hat eine Departementalzeitung nur so viel aufzuwenden, daß sie bloß einen einzigen Redacteur bezahlen kann, welcher die leitenden Artikel schreiben, die vermischten Nachrichten zusammenstellen, das Feuilleton aussuchen, die Annoncen ordnen, außerdem noch die financielle Verwaltung besorgen, sämmtliche Aushängebögen corrigiren, kurz Alles in Allem seyn muß. Er ist in seiner Wirksamkeit sehr eingeschränkt, nicht so wohl durch die geringe Anzahl seiner Abonnenten, welche selten über 500 hinaufgehen, als durch den Geist seiner Leser, deren kleinstädtische Familienüberlieferungen und alberne Pinseleien er berücksichtigen und schonen soll. Es hat mich jedesmal betrübt, wenn ich mit angesehen, wie sich französische Provincialjournalisten in unbekannter Anstrengung, in unbelohnter Thätigkeit quälten und es zu keinem Resultate brachten. Die Zeitungsschreiberei in Paris versüßt wenigstens die Bitterkeiten und Gefahren, welche sie mit sich bringt, und verleiht eine angenehme, beneidenswerthe Stellung: der Redacteur und Chef eines jeden Journals, das in Paris erscheint, ist der Repräsen-

Digitized by Google

tant einer Macht, welcher von Vielen geachtet, von Allen gefürchtet wird; derjenige, welcher mit dieser Gewalt bekleidet ist, gelangt zu Ruhm, Ehrenstellen, Popularität und Ansehen, ja sogar zu Wohlstand und Reichthum; droht ihm Gefahr, so wird die öffentliche Aufmerksamkeit rege und interessirt sich für seine Sache; geht er als Sieger aus dem Kampfe hervor, so begrüßt ihn das Jubelgeschrei des Publicums; bleibt er auf dem Schlachtfelde, so folgen zehntausend Bürger seiner Bahre. Der Journalist in der Provinz hat kein so glückliches Loos: er mag das ganze Jahr hindurch die vorzüglichsten leitenden Artikel, die geistreichsten Feuilletons schreiben, er findet nur flaue Anerkennung in seiner nächsten Umgebung und gar keine Beachtung und Aufmunterung von seinen Pariser Collegen, die ihn völlig ignoriren. In der Stadt, wo er lebt, meiden alle Leute von der Gegenpartei, die er angreift, seinen Umgang; er ist von allen Gesellschaften ausgeschlossen, wo er politische Gegner antrifft, denn die politischen Nuancen und Leidenschaften, welche sich in Paris im geselligen Umgange ganz verwischen, sind in den Provincialstädten noch schroff und ernsthaft; ich kenne Departements, wo die Bürgerligen ihren „Redacteur" steinigen würden, wenn er von den Adeligen eine Einladung zu einer Soirée oder zu einem Ball annähme. Unabhängigkeit und Vermögen zu erwerben, ist bei einem Gehalte von 1200—3000 Franken nicht wohl möglich, und für diesen kargen Lohn muß er zehnmal im Jahr sein Leben aufs Spiel setzen wegen eines Scherzes, den er sich über eine Schauspielerin oder über einen Präfecturrath erlaubt. In den Provincialstädten versteht man durchaus keinen Spaß und ist gleich mit dem Herausfordern bei der Hand; da die Journalisten in der Provinz ganz allein stehen und als Geranten unterzeichnen, so müssen sie natürlich jede Zeile mit ihrer eigenen Haut verantworten, welches häufige Duelle veranlaßt; denn die Polemik in der Provinz artet leider oft in gehässige Persönlichkeiten aus, die nicht, wie in Paris, den Tag darauf vergessen werden, weil das uneingeweihte Lesepublicum sie nicht versteht oder übersieht, und der Beleidigte den Urheber nicht kennt oder wenigstens nicht zu sehen bekommt. In den größeren und kleineren Provincialstädten trägt jeder seinen Ingrimm lange mit sich herum, weil der Gegenstand desselben täglich an seinem Hause vorübergeht. Haß und Verleumdung stürmen von allen Seiten auf den armen Provincialisten in Frankreich ein; kümmerliches Auskommen ist ihm sein Leben lang beschieden, und wenn er stirbt, folgen sein Hund, (wenn ihn die Bosheit am Leben gelassen hat) und einige Freunde seiner Leiche, welcher der Priester den Segen verweigert hat. Es gehört viel Muth und Entsagung dazu, eine ähnliche Existenz zu ertragen, und es wundert mich nicht, daß die französischen Journalisten, wenn es nur irgend thunlich, aus ihrer Provinz auswandern und in Paris ihr Heil versuchen. Es gibt jedoch Journalisten, welche bei ihren Penaten, d. h. in ihrer Vaterstadt bleiben und ohne Murren ihr saures Amt verwalten.

Die technische Eintheilung eines Provincialblattes ist ungefähr dieselbe, wie die eines Pariser Journals; auf der ersten Seite finden wir einen räsonnirenden Artikel, der wie die premiers Paris, die Frage des Augenblickes behandelt und häufig nur der Widerhall oder die Umschreibung dessen ist, was die Pariser Blätter sagen; darnach kommen die Entrefilets, kleine polemische Abfertigungen oder kurze Anzeigen von Begebenheiten, welche später zu ausführlichen Artikeln Stoff geben; dann folgen Localnachrichten aus dem Departement und Correspondenzen aus Paris, welche gewöhnlich nur die Neuigkeiten enthalten, womit die Pariser Correspondenzbureaux alle Departements von Frankreich versorgen; bisweilen findet man auch Privatcorrespondenzen, welche gute Freunde und Bekannte in Paris den Redacteuren der Provinz zuschicken, ohne sich dafür bezahlen zu lassen, und die deßhalb sehr vernachlässigt sind. Die vermischten Nachrichten sind bloße Auszüge aus Pariser Blattern und aus Provincialzeitungen anderer Gegenden. Das Feuilleton pflegt gewöhnlich auch aus Pariser Journalen genommen zu werden; jedoch bringt es mitunter Originalarbeiten, wie kleine Novellen, Theaterkritiken über das städtische Theater, wöchentliche Uebersichten über Kunst und Litteratur, Blicke ins gesellige Leben ꝛc., und ist oft mit Geist redigirt. Die sogenannten Artikel Variétés sind nur in wenigen Provincialjournalen gebräuchlich: den Beschluß des Blattes machen Ankündigungen aller Art.

(Fortsetzung folgt.)

Gefrorner Brunnen.

In Sillimans Journal of Science ist eines Brunnens zu Otwego im Staate New-York gedacht, welcher 77 Fuß tief ist, auf einem Tafellande 30 Fuß über dem Susquehannah in einer Entfernung von dreiviertel (englischen) Meilen liegt. Das Wasser darin ist 4 bis 5 Monate im Jahre so fest gefroren, daß man sich des Brunnens gar nicht bedienen kann. Voriges Winter war das Eis in einer Tiefe von 61 Fuß so fest, daß man es mit einem schweren Eisengewichte nicht durchbrechen konnte. Ein Thermometer, den man hinabließ, fiel von 68° auf 30° F. (+ 16° R. bis — 1° R.). Der Brunnen ist vor etwa 20 Jahren gegraben worden, und bei heißem Junuswetter sollen die Arbeiter die Kälte kaum haben ertragen können. Jetzt zieht man oft im Junius und Julius Eis herauf. Kein ähnliches Phänomen zeigt sich in der Nachbarschaft. Ein Licht fackelt noch bei 30 Fuß Tiefe, dann wird es ruhig, auf dem Grund aber löscht es bald aus.

Sultan Mahmud II, der Reformator.

Des Sultans Hofstaat sonst und jetzt.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen noch einige wenigre bedeutende Baschi's, und erwähnen noch der Asnaoglander, kaiserliche Kammerdiener, und der Odooglandee, Kleiderdiener. Die Beghzades, Kinder der hohen Personen des Reichs, die mit einer Schwester oder Tochter des Sultans vermählt sind, und die, aber abgesondert von den Ischoglans, wie diese erzogen, und wenn der Sultan von ihnen etwas hinsichtlich der Thronfolge zu fürchten glaubte, in aller Stille erdrosselt wurden. Oft gelangen sie aber, wenn die Laune des Herrschers ihnen günstig, zu hohen Staatsämtern. — Es folgen nun noch die Dsiley's, Stumme, und die Gengek, Zwerge des Serails, die ein Lustigmachercorps des Sultans bilden.

Digitized by Google

Eine bedeutende Bevölkerung des Serails bilden die Bostandschi's, die ihren Namen von der Beschäftigung: die Besorgung der kaiserlichen Gärten (Bostan), haben, zugleich aber ein Polizeicorps bilden, das die Aufsicht nicht allein im Serail, sondern am ganzen Bosporus hat. Auch werden sie zu Ruderern der kaiserlichen Schiffe und als Henkersknechte gebraucht, in welchem letztern Fall sie noch den speciellen Namen Mumdschi führen. Der oberste Chef aller Bostandschi's ist der Bostandschi Baschi, der das Amt eines Polizeigouverneurs über beide Gestade des Bosporus, Oberinspectors aller kaiserlichen Schlösser, Gärten und Springbrunnen, und Oberrichters in allen in diesen Orten vorfallenden Rechtshändeln bekleidet. Außerdem führt er auch bei den Lustfahrten des Sultans auf dem Meere das Steuerruder des kaiserlichen Bootes. Seine Einkünfte sind ungeheuer. — Eine eigene Zunft im Innern des Serails bilden die Sachaler, Wasserträger, so wie die Baltadschi. Die letztern sind Arbeitsleute und Holzhacker, und verrichten übrigens nur niedere Dienste. Es würde zu weitläufig werden, noch alle die jetzt nicht mehr bestehenden Corps der Leibtrabanten, kaiserlichen Lustringer und Fechter, Musiker und dergleichen aufzuführen, die unter dem Haz Oda Baschi stehen, wir wenden uns daher zu dem Departement des Serai Agasi, unter welchem der Hammamdi Baschi, Oberbademeister und Chef aller Hammamdi, steht, Leute, die hundertlei Geschäfte bei dem bekanntlich sehr complicirten türkischen Bade haben. — Der Chasnadar Baschi, Oberschatzmeister, hat unter seinen Befehlen den Chasna Kiatodasi, Unterschatzmeister; den Gugom Baschi, zweiten Inspector der Schatzkammer; den Chasna Kiatib, Registrator des Schatzes; den Chasnadar Aga, Schatzmeister der kleinen kaiserlichen Schatulle; den Amakdar Agasi, Schatzschlüsselbewahrer; den Aßnarglander Baschi, Oberaufseher der kaiserlichen Kleinodien. Zu diesem Departement gehören auch noch die Hof-, Gold- und Silberarbeiter und die Theesilre, Serailsschneider. — Unter dem letztern der vier großen Hofchargen, dem Kilardschi Baschi, Obermundschenks und Obertafelmeister, stehen der Kilar Ket Odasi, sein Substitut; dann der Ekmedschi Baschi, Oberbackmeister und kaiserlicher Mund- und Hofbäcker mit seinen Ekmedschi's; der Halwaschi Baschi, Chef der Halwaschi oder Conditoren; der Ataschis Baschi, Oberküchenmeister mit seinen Leuten; der Muhazi Aga, Generaleinkäufer für die sieben kaiserlichen Serailsküchen; der Muthak Emini, Oberrechnungsrath der Küchenprovision; der Pekimel Emini, Obereinkäufer des Zwiebacks; der Scherbetdschi Baschi, Aufseher der Scherbetbereiter; der Kahvedschi Baschi, Aufseher der Kaffeebereiter, und eine Menge anderer kleiner Magen- und Mundchefs. —

Unter dem Oberbefehle des Kapi Aga steht noch der Hekim Baschi Effendi, erster Arzt des Sultans und Chef des Medicinalwesens. Er muß ein Geistlicher seyn, und zeichnet sich in ärztlicher Hinsicht gewöhnlich durch große Unwissenheit in seinem Fach aus, ebenso wie sein ebenfalls geistlicher College, der Dscherrah Baschi, erster Chirurgus des Sultans. Eine noch jetzt angesehene und unentbehrliche Person des Serails ist der Munedschim Baschi, Hofastrolog, dessen Geschäft darin besteht, dem Sultan die glücklichen oder unglücklichen Tage zu bezeichnen, wonach sich dieser dann beim Beginn seiner Unternehmungen richtet. Auch ist noch der Muhasebehdschi Baschi, erster Rechner des Sultans, zu erwähnen, obgleich dessen Unfehlbarkeit sehr zu bezweifeln, da sich die türkischen Sultane bekanntlich schon oft „verrechnet" haben, was dann natürlich auf den Kopf dieses Beamten zurückfallen dürfte. — Ein Amt des Serails, zu welchem auch sogar Christen und Franken gelangen können, ist das des Mehmar Aga, des Oberbaumeisters, der aber in solchem Fall außerhalb des Serails wohnen muß. Unter ihm stehen die Meimargiler, Steinmetzen, Maurer und Zimmerleute des Sultans. — Unter den Befehlen des Kapi Aga steht auch die großherrliche Münze mit dem Chef derselben, dem Zarphana Emini; dann der kaiserliche Marstall mit dem Bujuk Emir Achor, Oberstallmeister, und dessen Unterchefs. —

Wir wenden uns jetzt von Weiß zu Schwarz, nämlich von dem Departement des Kapi Aga, zu dem schwarzen Haupt-Eunuchen, dem Kislar Aga und dessen Gebiet, einem Mann, dessen Macht und Einfluß unberechenbar ist. Er vereinigt in sich die Aemter eines Gouverneurs und Richters des ihm speciell untergebenen Theils des Serails, die des Oberhofmeisters aller Frauen, Prinzen und Prinzessinnen des Herrschers, eines Oberintendanten aller kaiserlichen Dschamien, Moscheen und Capellen, so wie aller milden Stiftungen im ganzen Reichr, bei welchen er alle Unterbeamtenposten, mit Ausnahme der der Imams, nach Willkür besetzt. Früher — bis zum Jahre 1757 — war er zugleich Beglerbeg aller der die Revenuen der Sultaninnen bildenden, aus Städten, Dörfern und Gütern zusammengesetzten Landstriche, Haremai genannt. Außerdem ist der Kislar Aga Oberschlüsselbewahrer aller Schlüssel zu den Palästen, Gebäuden und Gärten des Harems, so wie speciell zu allen Gemächern der darin lebenden Frauen. Durch seine Hand gehen alle die bedeutenden Geschenke, die von den Großen des Reichs den vielvermögenden Damen des Harems aus irgend einer, wohl größtentheils egoistischen, Absicht zufließen, von denen natürlich der Kislar Aga immre einen erklecklichen Theil in seinen Beutel fallen läßt. Durch dergleichen Extraeinnahmen steigen seine Einkünfte, die schon an und für sich bedeutend sind, ins Ungeheure. Gleich dem Kapi Aga, und vorzugsweise vor diesem auch selbst in den Gemächern des Harems, darf er vor dem Sultan erscheinen. Tritt er vor dem Ende seines Lebens von seinem Posten — was aber nur höchst selten zu geschehen pflegt — so darf ihm als Ersatz keine geringere Stelle als die eines Pascha's von drei Roßschweifen verliehen werden. Unter dem Kislar Aga stehen wenigstens dreihundert hohe schwarze Eunuchen, die nächst ihm die Aufsicht des Harems führen, in dessen Gemächer sie ungehindert aus- und eingehen können, da von ihnen die Eifersucht des Sultans natürlich nichts zu befürchten hat. Außer ihnen gibt es dann noch eine Menge schwarzer verschnittener Pagen und niederer Diener.

(Schluß folgt.)

Militärstrafen in den Vereinigten Staaten. Auch die Nordamerikaner haben das Prügeln und Peitschen beim Militär abgeschafft, dafür aber sie durch andere Strafen ersetzt, die so schlimm, wo nicht schlimmer sind. Eine der gewöhnlichsten ist, daß man dem Mann 56 Pfund Kugeln in den Tornister gibt, und ihn sechs Tage und Nächte lang mit diesem Gewicht auf der Schulter immer drei Stunden lang gehen und dann Eine Stunde ausruhen läßt. Gegen das Ende wird diese Strafe bedeutend schwer; die Füße der Leute werden wund und schwellen auf, so daß sie mehrere Tage nachher gar nicht gehen können. Capitän Marryat, dessen Werk über Amerika diese Angabe entlehnt ist, fragte den commandirenden Offizier in einem der Forts, was denn geschehen würde, wenn der Mann geradezu den Tornister wegwürfe, und sich weigerte weiter zu gehen. „Man würde ihn dann bei den Daumen aufhängen, bis er ohnmächtig würde," war die Antwort.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 218.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 August 1839.

Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten.

Immer und immer kehrt diese Frage wieder, und es zeigt sich in derselben recht klar, daß selbst in Nordamerika, so sehr dieses auch als ein geordneter Staat dasteht, es sich vor Allem um die Bildung der Race der Einwohner handelt, wie in allen andern amerikanischen Ländern. Der Congreß hat alle Discussionen über die Sklavenfrage abgelehnt, aber er kann die Petitionen um Abschaffung der Sklaverei nicht hindern, und so entspinnt sich die Debatte immer wieder. Der bekannte Henry Clay hat am 7 Februar über diese Petition eine Rede gehalten, die man als das Manifest der Sklavenstaaten gegen die Abolitionisten betrachten kann; sie ist als besondere Broschüre in Boston erschienen, und zugleich hat der bekannte Dr. Channing in einem veröffentlichten Schreiben seine Ansichten ausgesprochen. Neues, eigentlich Neues, geben beide durchaus nicht, und viele sehr wohlgesinnte Amerikaner sind darum aller Discussionen über diesen Gegenstand gänzlich müde: sie sehen die Wichtigkeit der Sache völlig ein, halten aber jede weitere Discussion für gänzlich überflüssig und nutzlos. Es geht freilich damit Vielen, wie es in England manchen Parlamentsgliedern mit Irland geht: widerwillig beschäftigt man sich mit der fatalen, nie endenden Sache, und wirft den armen Irländern hier und da einen Brocken hin, um des ewigen Mahnens los zu seyn. Aber wie das durch vielhundertjährige Tyrannei in Irland angehäufte Elend immer wieder anklopft und Abhülfe begehrt, so kehrt auch in Amerika die unselige Sklavenfrage immer wieder, und immer deutlicher stellt es sich hervor, daß sie es ist, welche alle anderen Fragen mehr oder minder beherrscht.

Die Abolitionisten, als Partei betrachtet, sind für die Vereinigten Staaten ein wirklich furchtbares Uebel, und Dr. Channing, dessen ächte Philanthropie und wahren Abscheu vor der Sklaverei Niemand bezweifeln kann, sagt sich selbst entschieden von ihnen los. Clay schildert diejenigen, die er die Ultra-Abolitionisten nennt, mit folgenden Worten: „sie sind entschlossen, ihren Zweck auf jede Gefahr hin zu verfolgen, ohne Rücksicht auf die Folgen, so traurig auch diese seyn mögen: die Rechte des Eigenthums gelten ihnen nichts, den Mangel gesetzmäßiger Gewalt auf Seite des Congresses achten sie nichts, die anerkannte und unbestreitbare Gewalt der Staaten; gilt ihnen nichts, einen Bürgerkrieg, Auflösung der Union und einen Umsturz der Regierung, in welcher die sehnsüchtigsten Hoffnungen der civilisirten Welt sich concentriren, achten sie für nichts." Wenn Clay hiermit gewiß viele zu streng beurtheilt, so hat er doch in der Tendenz der Partei Recht, wenn man gleich den Schluß, den er aus diesem Allem zieht, nicht rechtfertigen kann, denn dieser läuft darauf hinaus: „die Neger sind einmal da, kein praktischer Vorschlag, sie zu entfernen oder von uns zu trennen, ist je gemacht worden: die Colonisation kann nichts für die Sklaven thun, die Emancipation eben so wenig, denn sie ist gleich bedeutend mit Vernichtung; entweder die Weißen oder die Schwarzen müssen die Herren seyn." Man sollte meinen, es sey noch ein dritter Zustand möglich, nämlich eine Amalgamation der weißen und schwarzen Race in eine Mulattenbevölkerung, aber vor diesem Gedanken schon tritt die weiße Race mit einem instinctartigen Schauder zurück. Und doch ist diese Amalgamation der einzige gütliche Ausgang, der sich denken läßt, denn er allein stellt die Möglichkeit in Aussicht, eine Menschenclasse in den Sklavenstaaten zu begründen, die hinsichtlich ihrer Rechte eben so wohl wie hinsichtlich der Farbe zwischen Freien und Sklaven in der Mitte stehen könnte. Eine solche Stufenfolge ist das einzig mögliche Rettungsmittel, denn der Sprung vom Sklaven zum freien amerikanischen Bürger ist allerdings zu groß.

Hr. Clay verkennt den Einfluß der englischen Emancipation nicht, und bemerkt: die Aehnlichkeit zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten in den Gesetzen, in Sprache, Einrichtung und durch den gemeinsamen Ursprung ist der Art, daß keine große Maaßregel nationaler Politik in dem einen Lande ergriffen werden kann, ohne einen bedeutenden Einfluß auf das andere auszuüben." Freilich wirft Clay einen bittern Seitenblick auf die Absichten Englands, das diesen Zunder in die Vereinigten Staaten warf, indem er sagt: „wären drei bis vier Millionen afrikanische Negersklaven in England gewesen, und ihre Eigenthümer im Parlament gesessen, die Emancipation wäre nicht so leicht und ausführbar erschienen." Indeß ist mit solchen Recriminationen nichts gethan: England hat den

Digitized by Google

Schlag mit wohl überlegter Sicherheit geführt, und Nordamerika muß die Folgen tragen: die Abolitionisten steigen mit jedem Tage an Macht und Einfluß, sie haben kürzlich erst noch die Wahlen im Staate Ohio entschieden, und der Fortschritt dieser Partei, der Einfluß, den sie auf das Geschick der Vereinigten Staaten haben wird, ist gegenwärtig fast das einzige große Problem, das uns die nicht sehr ferne Zukunft Nordamerika's lösen muß.

Die Departementalpresse in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die meisten Departements besitzen mehrere Journale, welche die verschiedenen politischen Meinungen repräsentiren; einige Departements haben nur Zeitungen von Einer Farbe, andere haben vier, fünf Blätter ohne alle Farbe. Die größte Anzahl von Journalen treffen wir im Norden von Frankreich; das Departement der unteren Seine hat deren allein zwanzig. Besondere Erwähnung darunter verdienen: das „Journal du Havre" von dem Seeromanschreiber Edouard Cordié im liberalen Sinne redigirt, ist als ein Organ des Havrer Kaufmannsstandes wichtig und bringt über Handelsfragen sehr belehrende, jedoch mit Umsicht zu benutzende Artikel, welche von speciellem Handelsinteresse der Stadt Havre eingegeben sind; das Journal de Rouen, dem System Laffitte's und Odilon Barrots zugethan, etwas gemeinplätziger und wiederkänender Natur, wie das Siècle, dem es einen großen Theil seiner leitenden Artikel und Feuilletons entlehnt. Besser redigirt sind die ministeriellen Journale, das Memorial de Rouen und das Echo de Rouen, welche bisweilen sehr vernünftige, zeitgemäße Ideen entwickeln. Außer den ebengenannten Blättern, welche täglich mit Ausnahme von Sonntag erscheinen, gibt es in Rouen noch zwei kleine Unterhaltungsblätter, der „Ecrin" ein Klatschblatt, dessen einzige Würze in Persönlichkeiten besteht; der „Colibri," ein politisch und litterarischsatyrisches Journal, ahmt in Form und Inhalt das Charivari nach; jedoch springen hier die Brunnen der Laune bei weitem nicht so hoch und reich, als in jenem unvergleichlichen Musterblatt, dessen humoristischer Strom täglich über die Ufer tritt, Alles umreißt, aufwühlt und mit dem Heiligsten gaukelt. — Zwei gut geschriebene Zeitungen sind die beiden liberalen Oppositionsblätter in Dieppe, das „Mémorial Dieppois" und der „Phare de Dieppe," welche sich vorzugsweise mit Localinteressen beschäftigen; ihrem Eifer ist es bereits gelungen, manche städtische Uebel und Gebrechen abzustellen, deren Dieppe mehr hat, als irgend eine andere Stadt in Frankreich; denn dieses ehemalige französische Venedig, wie man es wegen seines großen Reichthums und blühenden Handels nannte, ist so tief heruntergesunken, daß auf sechs Einwohner immer ein Bettler kommt. Es erscheinen in Dieppe noch zwei andere Journale, die „Vigie" und das „Journal de Dieppe," welche weiter keine Bedeutung haben; von sehr geringfügigem Interesse sind ferner verschiedene kleine Journale, welche im unteren Seinedepartement herauskommen, wie das „Echo de Bray" in Neufchatel, die „Abeille cauchoise" in Yvetot, der „Papillon" in Boldec ꝛc., litterarische Unterhaltungsblätter, welche oft bloß aus gerichtlichen und andern Ankündigungen bestehen, denen einige Anekdoten, Novellen, Charaden, Gedichte u. dergl. vorangesetzt oder schüßlich beigefügt sind. — Das Manchedepartement in der untern Normandie scheint sich um die Tagspolitik wenig zu bekümmern; wir finden daselbst zwar sieben Zeitungen, aber keine einzige davon hat das Banner irgend einer Partei aufgesteckt: das „Journal de la Manche" in St. Lo, das „Journal de Cherbourg," „Journal de Valogne," „Journal de Coutances," „Journal d'Avranches" enthalten nichts, als trockene Register von Facten und Annoncen. Im Calvados dagegen hat die Opposition zwei, und die Regierung ebenfalls zwei Journale, welche theils in Caen, theils in Lisieux erscheinen: der „Pilote du Calvados" und der „Patriote du Calvados et de l'Eure" unterstützen die Ideen des linken Centrums und der äußersten Linken, welche das „Memorial du Calvados" und der „Normand" zu bekämpfen suchen. In Bayeux erscheint ein gutes, belletristisches Blatt, der „Indicateur" betitelt, und sorgfältig redigirt.

Im Departement du Nord kommen achtzehn Journale heraus, worunter jede der drei Hauptparteien in Frankreich zwei Organe hat: das „Journal de Dunkerque" und der „Nord" in Lille vertheidigen die jetzige französische Regierung, was leider oft in banalen Redensarten geschieht; das „Echo du Nord" und der „Libéral du Nord" vertreten die Opposition sehr häufig mit seichten und hohlen Raisonnements; den Legitimisten gehören die in Lille erscheinende „Gazette de Flandre et d'Artois" und die „Feuille de Douai," zwei gut geschriebene Zeitungen, welche jedoch wenig Anklang finden in einem Departement, wo die industrielle Bewegung vorherrscht, welche die Juliusrevolution noch mehr begünstigt hat und welche die Legitimisten nach ihrer Niederlage im J. 1830 mit aller Gewalt hemmen wollten, indem sie ihre Capitalien aus den Geschäften zurückzogen. Im Departement des Pas de Calais, wo im Ganzen 13 Journale bestehen, haben die Oppositionsblätter das numerische Uebergewicht über die ministeriellen Zeitungen; sie sind fünf gegen zwei, letztere zeichnen sich jedoch durch bessere Schreibart und sorgfältigere Redaction vor den erstern aus. Der „Courrier du Pas de Calais" in Arras und der „Annotateur Boulonnais" in Boulogne vertheidigen die Regierung oft mit guten, gewichtigen Gründen, denen die Journale der Opposition, wie die „Colonne" in Boulogne und die „Revue artésienne" häufig nur schlechte, federleichte Erwiederungen entgegensetzen. Der radicale „Progrès" in Arras und das legitimistische „Journal de Calais" thun weiter nichts, als daß sie, wie Staare, die Phrasen nachplappern, welche ihnen der National und die Gazette de France vorsprechen. In Boulogne erscheint auch eine englische Zeitung für die Legion von Engländern, welche in der Stadt und Umgegend lebt; Saint-Omer hat zwei neutrale Blätter, das „Mémorial artésien" und den „Guetteur," welche hauptsächlich Auszüge aus andern Journalen liefern. — Eine auffallende Erscheinung ist, daß im Departement der Eure, welches bei den letzten Wahlen lauter Oppositionsdeputirte in die Kammer geschickt hat, keine politischen Zeitungen, sondern nur Intelligenzblätter existiren. Das

Digitized by Google

Departement der Aisne hat an dem „Argus Soissonnais," „Observateur Soissonnais" und „Courrier de l'Aisne," welche in Soissons herauskommen, drei friedliche litterarische Journale, welche sich nur mit kleinen Erzählungen und schlechten Gedichten abgeben; der „Observateur de l'Aisne" in Laon und der „Guetteur" in Saint-Quentin betriegen das Ministerium, welches an dem „Journal de Saint-Quentin" einen mittelmäßigen Sachwalter hat. Im Departement der Côte d'Or erscheint, neben mehreren neutralen Blättern, bloß ein ministerielles Journal, der „Spectateur" in Dijon, mit Geschick und Einsicht redigirt; umgekehrt ist es im Departement der Marne, wo der „Industriel de la Champagne" in Rheims gegen die Regierung wirkt, welche hier kein Organ der Oeffentlichkeit hat: denn das „Journal de Rheims," „Journal de la Marne" und „Echo de la Marne" in Chalons sind weder für die eine noch für die andere Partei. —

In dem Meurthe-, Maas- und Mosel-Departements sind die Gegensätze schneidend: der „Patriote de la Meurthe" in Nancy predigt Demagogie und erhebt das Feldgeschrei: écrasez l'infame! des „Journal de la Meurthe" ebendaselbst arbeitet nach Kräften diesen unheiligen und heillosen Bestrebungen entgegen; seine Worte würden mehr Eingang finden, wenn es nicht von der Präfectur bezahlt wäre, denn der französische Zeitungsleser hat sich nun einmal die fixe Idee in den Kopf gesetzt, daß man officiellen Regierungsjournalen keinen Glauben beimessen dürfe, wie wenn die Oppositionsblätter mehr Glauben verdienten und nicht auch von den Parteien bezahlt würden. Das „Journal de la Meuse" in Bar le Duc füllt seine Spalten mit alltäglicher Oppositionspolemik, worauf der „Franc Parleur" in Verdun leider mit dicken Ministeriallobhudeleien antwortet. In Metz ist die Spaltung noch größer als in Nancy: die legitimistische „Gazette de Metz" findet das alleinige Heil der Menschheit in einer absoluten Opposition gegen alles Neue als solches und in einer blinden Anbetung alles Alten und Positiven, welches der demokratische „Courrier de la Moselle" als lächerlich und absurd verwirft, während der „Indépendant" die Jacobiner und Legitimisten mit stumpfen Waffen bekämpft. Im Straßburger „Courrier du Bas Rhin," halb deutsch, halb französisch gedruckt, spukt und poltert ebenfalls der Geist des alten Liberalismus, welchen das ministerielle Organ, das „Journal du haut et du bas Rhin," in sehr schlechtem Französisch beschwört. Das Departement des Oberrheins scheint die politischen Meinungen des benachbarten Oberrheins nicht zu theilen; denn der „Glaneur" von Colmar, die „Affiches de Mulhouse," der „Industriel alsazien" in Belfort sind ganz unschuldige Blätter, welche sich nur mit Fragen der Industrie und Landwirthschaft und mit leichter Literatur befassen.

Sehr friedlicher Natur sind gleichfalls die Journale des Departements der Yonne: das „Echo de l'Yonne" in Aurerre und das „Journal de l'Yonne" in Tonnerre vermeiden die Debatten der Tagspolitik. Stürmischer geht es im Loiret her: das Oppositionsblatt, „Journal du Loiret" und der ministerielle „Garde national" in Orleans liegen das ganze Jahr hindurch in einem Streit, womit sie wenig Ehre erwerben; denn beide Theile wälzen sich in einer nichtswürdigen Polemik herum und sind ungeschickte Kämpfer, welche bei jeder Bewegung und bei jedem Ausfall, den sie vornehmen, so viele Blößen geben, daß die legitimistische Zeitung „l'Orléanais," nicht so unbarmherzig ist, rücksichtslos auch nur die Geschosse des Witzes gegen die streitenden Parteien hinzuwenden. Die Journale in den Departements der Orne, Oise, der Seine und Oise, der Seine und Marne, der Odermarne, der Ardennen, der Vogesen und der Obersaone sind vernünftiger und geben ihre Erdosung nicht der Schadenfreude der Welt zum Spectakel: das „Journal von Alençon," das „Journal de l'Oise" in Beauvais, „die Presse de Saine et Oise" in Versailles, die „Chronique de Seine et Marne" in Fontainebleau, das „Jour. de la Haute Marne" in Chaumont, die „Abeille des Vosges" in Neufchateau, der „Courrier des Ardennes" in Charleville, das „Journal de la Haute Saone" in Vesoul sind lauter Zeitungen, die sich brüderlich mit einander vertragen. In den Departements der Aube, der Eure und Loire verhalten sich die Blätter etwas unruhiger und kampflustiger, jedoch werden die Attaken von beiden Seiten nach den Regeln geführt, welche Brauch und Anstand vorschreiben. Der „Propagateur de l'Aude" in Troyes und der „Glaneur in Chartres bringen mit Mäßigung ihre Beschwerden gegen das Ministerium vor, welche der „Moniteur Beauceron" und das „Journal de l'Aube" mit gleicher Mäßigung von dem Ministerium abzuwälzen suchen. Im Departement der Somme sind die Feinde der Regierung im ausschließlichen Besitz der Oeffentlichkeit; es gibt daselbst eine legitimistische „Gazette de Picardie" und eine liberale „Sentinelle Picarde;" beide erscheinen in Amiens, wo außerdem noch der „Glaneur" herauskommt, welcher, wie sein Name schon andeutet, ein bloßer Aehrensammler auf dem Felde der Journalistik ist. Das umgekehrte Verhältniß findet im Doubsdepartement statt, wo die Opposition stillschweigt, und das Ministerium allein das Wort führt. Der „Impartial de Besançon" ist eines der besten officiellen Provincialjournale, und enthält bisweilen über schwierige, höchst verwickelte industrielle Fragen gediegene Artikel, welche den Débats keine Unehre machen würden. Der Regierung wäre sehr viel damit geholfen, wenn sie lauter solche Vertheidiger in den Departements hätte, wo sie ihre Sache oft vernagelten Köpfen anvertrauen muß, mit denen man eben so wenig eine Schlacht gewinnen kann, als mit vernagelten Kanonen. Schlechte officielle Zeitungen schaden der Regierung anstatt ihr zu nützen, und man sollte den Journalisten, welche durch das officielle Ansehen ihres Unverstandes das Uebel nur noch ärger machen, Stillschweigen auferlegen, wenn man ihnen auch den Gehalt verdoppeln müßte. Die beste Sache kann durch eine ungeschickte Vertheidigung verdorben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Sultan Mahmud II, der Reformator.

Des Sultans Hofstaat sonst und jetzt.

(Schluß.)

Eben so wie das des Kapi Aga, ist dieses schwarze Departement auch in verschiedene Abtheilungen — Oda's — eingetheilt. Die der deutendsten Hofchargen dieses Theiles des Serails nächst dem Kisla-

Digitized by Google

Aga sind: der Chasne Vekili, Obercaufseher des Schatzes des Harems; der Oberpolizei-Intendant, eine Art schwarzer Bostandschi Baschi; der Oberthürhüter, der das zu dieser Seraisabtheilung führende Thor mit seinen Untergebenen vor dem Eintritte jedes Mannes, außer des Sultans, zu bewachen hat; dann der Valibet Aga, Oberthürhüter der Gemächer der Sultanin Valide (Kaiserin Mutter); der Basch Kapi Oglani, Oberpförtner der Gemächer der Haremsdamen; ferner der Jasidschi Effendi, Secretär des Kislar Aga. Dahin gehöret noch der Schahsadelar Aga, Oberaufseher der Sultanssöhne, eine einflußreiche Stelle, da es einem solchen leicht wird, die Gunst des künftigen Thronfolgers zu erringen, obgleich ihm dieß, wenn der Kaiser daraus vielleicht ein Complot gegen sich selbst angewöhnt, auch wohl zum Verderben werden kann. — Mehrere Oberhofchargen unter den Befehlen des Kislar Aga sind ähnlich denen des Kapi Aga. — Die Sultanin Valide, Mutter des regierenden Sultans, ebenfalls Bewohnerin des Harems, hat gleichfalls einen sehr bedeutenden Hofstaat, so wie auch die kaiserlichen Töchter. Hier wären denn auch noch der Damen zu erwähnen, die dieses Revier beleben. Die Sultanin Valide, so wie die Prinzessinnen haben gewöhnlich jede in ihrer Umgebung hundert Sklavinnen, die unter Aufsicht von eigenen Gouvernanten in verschiedene Odas getheilt sind. — Die Anzahl der kaiserlichen, die eheliche Gunst des Sultans genießenden Damen — Odalisken — hängt von der Laune und Neigung des Herrschers ab. Die Zahl läßt sich bei der schwer zu erlangenden Kenntniß dieses geheimen Departements nicht genau angeben, kann sich aber wohl auf einige Hundert belaufen. Nach mohammedanischem Religionsgesetz darf ein Gläubiger nur vier rechtmäßige Ehefrauen besitzen; die sultanischen vier, aus der Masse der Odalisken gewählten, haben den kaiserlichen Titel: Basche Kadun, die, nebst der Oberhofmeisterin Kadun Kiaja, auch die Obercaufsicht über alle Odalisken, natürlich mit Hülfe der schwarzen Eunuchen, führen. Eine Menge Lehrer und Lehrerinnen unterrichten sowohl die Basche Kadunen, als auch die übrigen Odalisken in den Wissenschaften des türkischen Harems, nämlich: im Nähen, Sticken, in der Musik, in wollüstigen Attitüden und Tänzen, so wie in den speciellen Künsten, sich zu putzen und zu parfumiren. — Da sich in dem Gebiete des Harems natürlich auch Moscheen und Capellen befinden, so sind die dabei angestellten Geistlichen schwarze Eunuchen vom ersten Rang, weßhalb auch nicht zu befürchten, daß dort die Hauptlehren der in unsern nördlichen Gegenden in neuerer Zeit entstandenen „Muckersecte" praktisch ausgeführt werden. —

So war einst der Hofstaat des Serails, der Residenz türkischer Sultane. Wie ceremonienreich einst sein Dienst war, kann man aus folgender Ceremonie entnehmen, die stattfand, wenn es dem Großherrn beliebte, außer der Mahlzeit ein Glas Wasser zu trinken. Sobald nämlich der Sultan Verlangen danach trug und dieß äußerte, eilte ein schwarzer Page, ein Kislar Idschoglan, zum Kislar Baschi und rief: „Sü!" (Wasser!) Ein zweiter dienstthuender Page aber begab sich sofort zum Chasnadar Aga und ließ sich von diesem zehn Zechinen, ein bei solcher Gelegenheit übliches kaiserliches Geschenk, auszahlen. Dann wurde das verlangte Wasser vom Kilaedschi Baschi, umgeben von hundert Pagen, in einem Porcellanbecher, der in einer großen goldenen mit Edelsteinen besetzten Schale stand, bis zu der Thüre des kaiserlichen Gemachs gebracht. Hier läßt er die Pagen bis auf die zwei dienstthuenden zurück, die ihn unter die Arme fassen und bis vor den Sultan geleiten, der dann — einen Schluck Wasser trinkt!! —

Bogen ließen sich füllen mit Beschreibung des Gepränges, in dessen Umgebung sich sonst der Sultan außerhalb des Serails zeigte. Sechs und zwanzig Bostandschis ruderten sonst mit vergoldetrn Rudern das kaiserliche Boot, in welchem unter reichem Baldachin der Beherrscher der Gläubigen sich auf eines seiner Lustschlösser begab. Schimmernde Hofbeamten lagen zitternd zu seinen Füßen. In einer andern Gondel fuhr dicht vor der kaiserlichen der Tülbendar Aga, den kostbaren kaiserlichen Turban mit erhobenen Händen nach allen Seiten neigend, als Zeichen der Huld des Herrschers gegen sein Volk. Zwanzig prächtige Boote schwärmten um den Mittelpunkt der Größe, und die Feuerschlünde des Serails donnerten dem Padischah ihren ernsten Gruß nach, während die Truppen, aufgestellt an den Ufern, sich vor ihm huldigend bis zur Erde neigten. — Wie anders ist es jetzt?! — Von Scutari nach Pera auf einem kleinen Kaik heimkehrend, rauschte ein kleines schwarzes Boot an mir vorüber, gerudert von einfach gekleideten griechischen Matrosen. In der Mitte zweier oder dreier Diener saß darinnen ein ernster Mann; seine blitzenden Augen schweiften lebhaft über das großartige Panorama hin, das hier Meer und Erde bilden. Es war der Sultan Mahmud II, der sich aus dem Serail nach der asiatischen Küste begab. — So prunklos sah ich ihn an einem Freitage auf dem Wege zur Moschee, in der früher beschriebenen einfachen Tracht zu Rosse sitzend. Höchstens dreißig Hofbeamte, größtentheils in neumilitärischer Tracht, folgten ihm, als er durch das Spalier seiner neugeschaffenen Garden, auf diese wohlgefällig hinabblickend, ritt. Unter den Klängen der europäisch organisirten Militärmusik blitzte es wie Kriegslust aus dem feurigen Auge. Nichts, was an das weichliche Leben des Serails erinnerte, umgab den Sultan, aber deutlich sprach es aus den ernsten Zügen des kräftigen Mannes: „Anch' io sono imperatore!" —

Miscellen.

Ein schwarzer Tiger. Ein Capitän Saunier hat von Batavia eine Naturmerkwürdigkeit mitgebracht, die selbst in diesem Lande so selten ist, daß die Eingeborenen in Menge auf sein Schiff kamen, um sie zu sehen. Es ist dieß ein Tiger, dessen Fell ganz schwarz ist, mit Ausnahme des Schnauzbartes, dessen Haare weiß sind. Dieß merkwürdige Thier wurde in einem Waldsdickicht, wahrscheinlich kurze Zeit nach seiner Geburt, gefangen, und ist jetzt 14 bis 16 Monate alt; seine Höhe beträgt 2½ Fuß, seine Länge 4½ bis 5 Fuß. Während der Ueberfahrt blieb das Thier in seinem Käfig fast immer liegen; es ist ziemlich zahm und folgsam gegen seinen Hüter, einen Matrosen. Dieß seltene Exemplar soll für den Jardin des Plantes in Paris bestimmt seyn. (Echo du Monde Savant vom 27 Julius.)

•

Seltsam gezeichnete Pferde. In der Sitzung der königlichen Gesellschaft zu London las ein Hr. Macdonald ein Memoire vor über die Striemen an einer besondern Pferderace in Schottland, die man Eel-back-dun, dunkelbraune Aalsrücken, nennt. Man findet an denselben, auch wenn sie fast rein arabischen Blutes sind, oft Striemen an den Beinen, die denen des Quagga oder Zebra gleichen. Diese Eigenthümlichkeit erscheint oft erst wieder in einer späteren Generation, während sie bei den zwischenliegenden fehlt.

München in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 219.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 August 1839.

Aphorismen über den Orient.

Die osmanischen Herrscher.

Als Ibrahim Pascha im Jahre 1832 Damaskus erobert hatte, fragte ihn ein Imam, in wessen Namen er die Khutbé (das Kirchengebet) verrichten solle, mit andern Worten, ob Ibrahim auf die Entthronung des Sultans ausgehe. Statt aller Antwort ließ ihm Ibrahim die Bastonnade geben, mit dem Bedeuten, daß es im türkischen Reiche nur Einen Herrscher gebe, den Sultan. Die Herrschaft der osmanischen Sultane, der Nachfolger der Khalifen, ist in den Glauben der asiatischen Völker übergegangen, wie einst das Khalifat, wie einst im Abendlande das römische Reich: die Form blieb lange bestehen, nachdem der Geist und die Kraft ausgezogen war. So kann auch jetzt noch die Form der türkischen Herrschaft lange bestehen, auch wenn der Herrscher ein Kind ist, und leichtfertige Dirnen oder schlaue Intriganten mit ihm spielen. Niemand hat fürs erste ein Interesse, diese Form zu zerbrechen, weil ein solcher Schritt nur den alten Kriegsgeist der Türkei noch einmal zur hellen, vielleicht gefährlichen Flamme anblasen könnte. Aber es laßt sich unter dieser Form auch so ziemlich Alles erreichen: Mehemed Ali und sein Sohn siegen, Abdul Medschid wird sie, je nachdem es der einflußreichen Partei in seinem Rathe gefällt, mit Ehren und Würden, mit Auszeichnungen und Gefälligkeiten überhäufen, oder auch das Anathem über sie aussprechen, auf die Gefahr hin, die Truppen seines rebellischen Pascha's vor den Mauern seiner Hauptstadt erscheinen zu sehen, und die Hülfe der ungläubigen Russen annehmen zu müssen. Man hat sich ausnehmend gewundert, daß Abdul Medschid an Mehemed Ali die Insignien seines Ordens übersandt habe, es ist dieß aber ein Vorfall, der sich aus jedem Blatte der Geschichte des Orients, und namentlich des Khalifats, erklärt.

Es hat allen Umständen zufolge in Konstantinopel und Alexandrien der Plan bestanden, Mehemed Ali in die erstere Stadt zu berufen, und ihn bei der Unmündigkeit des Sultans mit der Würde eines Reichsverwesers zu bekleiden. Wenn heute die europäische Politik es zuließe, daß Ibrahim Pascha seine Waffen bis Konstantinopel trüge, er würde weit entfernt seyn, den armen Knaben Abdul Medschid zu entthronen, sondern sich von ihm zum Seraskier oder Oberbefehlshaber aller Heere ernennen lassen, Abdul Medschid aber würde nach wie vor mit dem Säbel Osmans umgürtet seyn, und der „Beherrscher der Gläubigen" heißen. Ein solches Ereigniß würde in den Augen eines Orientalen nichts so Außerordentliches haben: ein hochgestiegener Osmane hätte einen andern von der Leitung der Angelegenheiten verdrängt, die Würde des Sultans würde nicht leiden, und nach Mehemed Ali's Tode wäre wieder die Freiheit der Wahl gegeben. Das Khalifat hat schlimmere Erschütterungen erfahren, als bis jetzt das türkische Reich betroffen haben, und doch nahm es erst ein Ende mit dem furchtbaren Einbruch der Mongolen unter Hulagu.

Man darf orientalische Reiche, und das türkische insbesondere, keineswegs nach unserm Maaße messen, und Urquhart hat sehr Recht, wenn er die Localfreiheiten und die Localaristokratie als die Hauptstütze des Reichs und das gemeinsame Band ansieht: Alles findet, wenn auch nach heftigen Kämpfen, wieder seinen Platz, unbeschadet der Reichseinheit. Ohne fremden Einfluß wären die Moldau und Walachei, wären Serbien und Griechenland, obgleich größtentheils (und jetzt ganz) christliche Länder nicht abgerissen worden von dem Ganzen, und selbst das ganz mohammedanische Aegypten hätte ohne fremdes Zuthun nicht diesen Grad von factischer Unabhängigkeit erlangt, den es jetzt besitzt.

Darum haben diejenigen nicht Unrecht, welche behaupten, das größte Unglück für die Türkei wäre eine europäische Einmischung. Ohne eine solche wird der drohende Sturm ohne bedeutende Aenderung vorübergehen, mit derselben weiß Niemand, wann und wo er enden wird. Zwar würde auch von europäischer Seite die Form und der Name des osmanischen Reichs geraume Zeit geachtet werden, aber der Strudel eines europäischen Kriegs, der auch die Länder von der Donau bis zum Indus in seinen Kreis zöge, würde dieselbe doch nicht lange verschonen. Jedenfalls würden von den westlichern Völkern des osmanischen Reichs Slaven und Albanesen sich zu größerer Bedeutung aufraffen, und wie sie vor und nach der

Digitized by Google

Eroberung des griechischen Konstantinopels es waren, welche dem Strom der Sieger am kräftigsten und längsten widerstanden, so würden sie sich auch wieder als die schlimmsten Feinde des osmanischen Namens in seiner Todesstunde zeigen.

Das läßt sich nicht läugnen; der kritische Zeitpunkt für das osmanische Haus ist eingetreten: es wird eines langsamen Todes sterben, wenn man die Sache ihren natürlichen Gang gehen läßt, aber wenn europäische Mächte sich einmischen, — und England wie Rußland sind seit geraumer Zeit zugleich asiatische Mächte geworden — dann kann Alles in den Strudel energischer Ereignisse hingerissen werden, und das Schicksal sich schnell erfüllen. England hat, seit seine indischen Besitzungen von Persien aus bedroht sind, an dem Sturze Mehemed Ali's gearbeitet, um den Weg über Aegypten frei zu haben; die neuesten Ereignisse haben Mehemed Ali unermeßlich begünstigt und gekräftigt, den Sultan, das Werkzeug Englands, dagegen geschwächt; wohin wird jetzt die Schaale sich neigen, wird England alle Mühe und Anstrengung umsonst aufgewendet haben?

Die Departementalpresse in Frankreich.

(Fortsetzung.)

In dem Westen von Frankreich, welchen man gewöhnlich als den unwissendsten Nachzügler der französischen Cultur hinstellt, bemerken wir indeß keine Armuth an Journalen, welche man doch als Maaßstab der Bildung eines Landes oder Volkes anzulegen pflegt. In dem uncultivirten äußersten Westende von Frankreich, im Departement des Finisterre, treffen wir sechs Journale, wovon allerdings nur ein einziges eine bestimmte politische Farbe hat, der „Armoricain" in Brest, welcher die französische Regierung mit vielem Tact vertheidigt. Außerdem erscheinen noch in Brest der „Publicateur," ein Intelligenzblatt mit Charaden, und der „Omnibus," ein Unterhaltungsblatt, wie der Charivari, mit Lithographien und Zeichnungen begleitet, auf hübschem Papier gedruckt; es wird wöchentlich einmal ausgegeben, und während der Zwischenacte im Theater um 3 Sous verkauft. Das Departement der Ile und Vilaine hat gleichfalls ein gutes, ministerielles Blatt aufzuweisen; ich meine den „Auriliaire breton" in Rennes, welcher mit großer Fassung, Ruhe und Besonnenheit redigirt wird; man schätzt nicht bloß den politischen Theil dieses Journals, sondern auch die wöchentlichen Feuilletons über Concerte, Theater und geselliges Leben in Rennes, welche die Frau des Redacteurs en Chef verfaßt. Die „Vigie de l'Ouest" in Saint-Malo, der „Indicateur breton" in Vannes, der „Morbihannais" in Ploërmel, und verschiedene andere Blätter, welche im Departement der Côtes du Nord, in Lannion, in Saint-Brieux und Guingamp erscheinen, sind allerdings im Allgemeinen genommen von geringem Belang, enthalten jedoch das Vollständigste, was man über den speciellen Zustand des Morbihan und der Côtes du Nord findet. — In dem unteren Loiredepartement herrscht unstreitig nach dem unteren Seinedepartement die meiste literarische und wissenschaftliche Thätigkeit: in Nantes kommen jährlich viele Werke über bretagnische Geschichte und Alterthümer heraus, wovon man in Paris nichts erfährt, weil die Pariser Journale sie mit Stillschweigen übergehen. An Zeitungen ist eben so wenig Mangel; wir nennen zunächst den „National de l'Ouest," welcher, wie seine Geistesbrüder in Paris, auf dem abgegriffenen Liberalismus herumrutscht, und mit den abgenutzten Namen, als Obscuranten, Ultras, Jesuiten, Alles todt schlägt, was ihm vor die Füße kommt. Ihm steht die legitimistische „Hermine" gegenüber, welche das Lilienwappen der vertriebenen Königsfamilie als Titelvignette und die Worte „potius mori quam fœdari" als Motto führt. Diese Embleme deuten zur Genüge an, daß die „Hermine" die Partei der orthodoxen Legitimisten vertritt, welche sich starr und steif an alte, verwitterte Formen klammert. In einer unbegreiflichen Inconsequenz befangen, reicht ihr Blick nicht weiter zurück, als ihre Diplome und Familienurkunden, und ihre Liebe zum Alten erstreckt sich nicht weiter, als ihr Stammbaum, und keineswegs auf dasjenige, was älter ist, als alle menschlichen Institutionen, und was diesen erst Werth und Festigkeit verleihet. Diese der Zahl und moralischen Kraft nach unendlich schwächere Partei, welche das entgegengesetzte Extrem der Radicalrepublicaner hervorgerufen hat, würde in dem großen Drame der Zeit noch eine ehrenwerthe Rolle spielen, wenn sie bloß als undurchdringlicher Damm gegen die Excesse der Jacobiner Stand hielte, aber zum Unglück verschmähet und verstößt sie auch alle diejenigen, welche mit Ruhe und Festigkeit zwischen die Kämpfenden treten, und allein den Beruf haben, die Geburt einer besseren Zeit zu vermitteln. Diese Letzteren haben in Nantes ein Organ an dem „Breton," an dessen Redaction tüchtige Männer mitwirken, welche über allen Parteigeist erhaben, und gleich weit entfernt von blinder Anbetung des Alten und von fanatischer Neuerungssucht, zunächst das ins Leben einzuführen trachten, was für den Augenblick nothwendig und möglich ist. Ihren Bemühungen verdankt die Stadt Nantes vortreffliche Gewerbschulen, unentgeltliche Unterrichtsanstalten für angehende Handwerker, die besten Kleinkinderschulen in ganz Frankreich u. s. w. Alle diese Schöpfungen hat die industrielle Gesellschaft in Nantes ins Daseyn gerufen, welche den Redacteur des „Breton," Hrn. Simon, ferner die HH. Robinean de Bougon, den Director der höheren Primärschule Leloup, den Privatlehrer Dugue-Brieugne, den Buchdrucker Mellinet und andere geachtete Männer unter ihren Vorstehern zählt, die gleichsam eine Atmosphäre von ehrenfester Gesinnung, von wahrer Aufklärung und tugendhaftem Wandel um sich verbreiten, einfache, herrliche Menschen von antiken Sitten, welche für einen größeren Wirkungskreis geschaffen sind. Außer den oben erwähnten politischen Journalen erscheint noch in Nantes eine Handelszeitung, der „Lloyd nantais," und ein Unterhaltungsblatt, „la Corbeille nantaise," mit artistischen Beilagen, sehr elegant ausgestattet und geistreich redigirt; es hat ungefähr denselben Inhalt, wie der „Vert-Vert," und wird ebenfalls während der Zwischenacte im Stadttheater feilgeboten.

Die Departements der Vendée und der Mayenne, die

Digitized by Google

Kriegsschauplätze der Chouans, haben merkwürdigerweise keine Parteijournale, welche in den weiter entlegenen Gränzdepartements der Bretagne wieder zum Vorschein kommen. In Mans (Sarthedepartement) kämpfen der ministerielle „Ami des lois" und der demokratische „Courrier de la Sarthe," welcher seinem Gegner an geistigem Rüstzeug überlegen ist, und seine Principien mit einer gewissen Ruhe und Würde, jedoch bisweilen in einer abstracten, dunkeln Sprache darlegt. Der „Ami des lois" ist einer von jenen Freunden der Regierung, deren Stillschweigen man befehlen oder erkaufen sollte. Im Departement Maine und Loire ist die Regierung besser vertreten durch den „Courrier de Saumur," welcher nach doctrinären Ideen nicht ohne Talent, jedoch in einem etwas declamatorischen Style redigirt wird. Die legitimistischen Journale in Angers, das „Mémorial angevin" und der „Indépendant" drehen sich in einem kleinen Kreise engherziger Ideen herum, und sind gedruckte Zeugen großer Geistesarmuth. In anderen Theilen des mittleren Frankreichs haben die Legitimisten bessere Organe, z. B. im Rhonedepartement den „Reparateur" und die „Gazette du Lyonnais," welche in Lyon erscheinen, und mit Klugheit die Interessen ihrer Partei verfechten. Nicht minder gescheidt ist der „Censeur de Lyon" redigirt, welcher unter den Oppositionsblättern der französischen Provincialpresse einen der ersten Plätze einnimmt, und woneben der ministerielle „Courrier de Lyon" nicht in dem vortheilhaftesten Lichte erscheint. — In den Departements der Charente, der beiden Sèvres, der Vienne, des Loir und Cher sind die politischen Meinungen dem Anschein nach ziemlich gleich vertheilt; in jedem dieser Departements finden wir ein ministerielles und ein Oppositionsjournal, wovon sich gerade keines durch hervorstechende Eigenschaften vor den übrigen auszeichnet. Der ministerielle „Charentais" ist weder starker noch schwächer, als sein Gegner, das „Echo de la Charente," welches mit ihm in Angouleme herauskommt; die „Revue de l'Ouest" und der „Niortais" in Niort, das „Echo du peuple" und der „Nouveau Patriote de l'Ouest" in Poitiers, der „Constitutionnel de Loir nnd Cher," und das „Journal de Loir und Cher" in Blois wandeln sämmtlich die breite Mittelstraße, und sind gebrechliche Stützen sowohl für die Regierung, als für die Opposition. Wichtigere Zeitungen in den Departements des mittleren Frankreichs sind: die „Gazette du Centre" in Limoges, „Gazette du Berry" in Bourges, „Gazette d'Auvergne" in Clermont, und das „Mémorial de la Nièvre" in Nevers, lauter legitimistische Journale, welche den verschiedenen Abschattungen der Legitimität angehören, und je nach diesen den Ton der „Gazette de France," der „Europe," der „Quotidienne," der „Mode" oder der „France" anstimmen; ferner der „Progressif de Limoges," die „Revue du Cher" in Bourges, der „Progrès" in Moulins, der „Patriote de Saône et Loire," in Chalons, der „Patriote des Alpes" in Grenoble und der „Patriote jurassien" in Lons Le Saulnier, liberale Oppositionsblätter, theils im Sinne der äußersten Linken, theils im Geiste der gemäßigten Linken geschrieben; endlich die „Annales de la haute Vienne" in Limoges, das „Journal du Cher" in Bourges, der „Ami de la Charte" in Clermont, das „Mémorial de l'Allier" in Moulins, das „Journal de Saône et Loire" in Macon, der „Drapeau tricolore" in Chalons an der Saône, der „Mercure Ségusien" in Saint-Etienne, und der „Courrier de l'Isère" in Grenoble, sämmtlich officielle Zeitungen, von denen manche gut, manche mittelmäßig und noch andere schlecht redigirt sind.

(Schluß folgt.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Mozambique.

Wir gehen nun zu dem eigentlichen Mozambique über, als dem Hauptsitz des Gouvernements der portugiesischen Besitzungen im östlichen Afrika, und von dem alle diese den Namen führen. Diese Gouvernementsstadt liegt auf einer Insel unter dem 15ten Grad 5 Minuten südlicher Breite, nicht fern vom festen Lande. Die größte Länge der Insel beträgt nicht mehr als ¼ Legoa, so wie ihre Breite wohl kaum ⅛ Legoa ist. — Die vornehmsten Bewohner Mozambique's waren vordem lauter Fremdlinge dunklee Farben von verschiedenen Nationen, welche hier vom Handel mit Gold und Edelsteinen lebten, vom rothen Meere kamen und über den Isthmus von Suez nach Alexandria gingen, damals der Mittelpunkt des europäischen Handels mit Asien, so lange das Cap der guten Hoffnung nicht umschifft war. Die Eingebornen der Insel, so wie des Festlandes waren Neger, welche in kleinen Fahrzeugen, Zambuecs genannt, Schifffahrt an der Küste trieben. Sie gehörten dem mohammedanischen Glauben an, waren gut gestaltet und wohlhabend. Sie kleideten sich in baumwollene gestreifte Zeuge, trugen eine mit Seide und Gold durchwirkte Mütze und türkische Säbel mit Schildern am Arm. Von Gemüth waren sie hartherzig und falsch im höchsten Grad. Als Vasco de Gama zum erstenmal bei dieser Insel im Jahre 1497 anlangte, wurde dieselbe von einem Xeque, Vasall des Königs von Quiloa, beherrscht, und ihre Sprache war die arabische. Nachdem die Portugiesen sich zu Herren der ganzen Küste von Lourenço Marques bis zum Cap Ambar gemacht, wurde der Gouvernementssitz zuerst in Sofala errichtet, und der Gouverneur erhielt den Titel eines Capitao Mor, und stand so wie ganz Ostafrika unter dem Vicekönig von Indien. So blieb es bis zum Jahre 1759, in welchem der Gouvernementssitz von Sofala nach Mozambique verlegt und hier nun ein von dem Vicekönig von Indien ganz unabhängiges Gouvernement gestiftet wurde; die Gouverneure erhielten den Titel Generalcapitän.

Als Mozambique noch in den Händen der Araber sich befand, war es der gemeinschaftliche Mittelpunkt des afrikanischen Handels, als es darauf in portugiesische Hände kam, wurde es eine fixirte Station für die Schiffe, die von Portugal nach Indien segelten, weßhalb dann auch Alfonso d'Albuquerque und nach ihm Dom Joao de Castro die Insel stark befestigten. An der ganzen Ostküste gibt es keinen besseren Hafen und der so gegen alle Winde geschützt ist, wie der Canal zwischen Mozambique und dem Festlande. Der Eingang desselben wird durch ein gut gebautes Fort vertheidigt, welches zugleich auch die ganze Stadt bestreicht und mit guter Artillerie besetzt ist. — Außer diesem größern Fort existiren aber auch noch andere kleinere, wie das von S. Lourenço,

Digitized by Google

S. Sebastiao und S. Antonio, so wie auch mehrere Schanzen, deren man fünf zählt. — Die Stadt hat enge Straßen, die Häuser, obgleich von keiner ausgezeichneten Architektur, sind gut gebaut. An Quellwasser ist außerordentlicher Mangel, allein jedes öffentliche Gebäude, so wie die größern Privathäuser haben ihre Cisternen, die selbst die Schiffe mit Wasser versehen, so daß das Wasser zu gleicher Zeit ein Handelszweig ist. — Von öffentlichen Gebäuden zeichnen sich viele durch ihre Größe aus, wie z. B. die Kathedrale, das Kloster S. Domingos mit seiner Kirche, worin aber nie mehr denn zwei Mönche wohnten; im Jahre 1826 wurde aber die Hälfte davon den Sipahis-Jägern als Caserne eingeräumt; die Kirche von Misericordia mit ihrem Hospital für zwölf Arme, die hier aufs beste versorgt sind; die Kirche von S. Paulo; das Kloster S. Joao de Deos mit einem Mönch, worin ein Militärhospital im Jahre 1826 errichtet wurde, und eine Caserne. — Außer diesen kirchlichen und klösterlichen Gebäuden zeichnet sich noch besonders der Palast des Gouverneurs aus, von dem die Aussicht über den ganzen Hafen ist; er war ein Werk der Jesuiten, die hierin ihren Sitz hatten, so wie das ihm gegenüberliegende Zollhaus; ferner das Rathhaus, was in keiner der übrigen Besitzungen seines Gleichen an Größe und guter Bauart hat. Auch an öffentlichen Plätzen ist Mozambique nicht arm, und unter ihnen zeichnet sich besonders der Bazar und der Platz von S. Joao durch seine Größe aus. — Das Festland, welches so nahe der Insel ist, und voller Landhäuser und kleiner Ortschaften, macht hier gleichsam die Vorstadt der Inselstadt, wo die Vornehmsten der Stadt ihre Landhäuser haben, und sich der Gesundheit und der bessern Luft wegen den größten Theil des Jahres aufzuhalten pflegen. Alle diese Landhäuser sind mit hohen schattigen Bäumen umgeben, so wie auch die Straßen damit besetzt. Im Monat Januar entblättern sich diese Bäume, allein da sich nun der Boden ganz und gar mit gefallenen Blättern dick bedeckt, diese faulen und in Gährung übergehen, so verursachen auch diese in jener Jahreszeit viele Fieber und Krankheiten, zu welcher Ungesundheit auch das dichte Gebüsch von Mangen beiträgt, womit die Küsten in beträchtlicher Erstreckung bewachsen sind und sumpfige Stellen in sich schließen. Die nächsten Landstriche um Mozambique gehören verschiedenen Reques, z. B. dem von Quitangonha oder Matibana, Mauruja, Ituculo, Cirato und Sancullo. Landeinwärts beginnt das Königreich Macua. — Diese Reques sind Mauren oder Mohammedaner, und außerdem, daß sie die portugiesische Oberherrschaft anerkennen, sind sie ganz unabhängig, und Herren über Leben, Tod und Eigenthum ihrer Unterthanen. —

Was die Verwaltung aller Besitzungen Ostafrika's betrifft, so steht diese durch alle Zweige hindurch unter einem obersten Chef, welches der Generalgouverneur von Mozambique ist, und dem wenig, so wie allen andern Generalgouverneuren oder Generalcapitänen der auswärtigen Besitzungen, an königlicher Gewalt abgeht. Diese Art von Regierungsverfassung hat bei der weiten Entfernung vom Mutterlande, von wo nicht so schnell eine Abhülfe gegen Klagen kommen kann, sehr viel Gutes, so lange das Gouvernementsruder in rechtlichen Händen ist, allein es ist auch um so nachtheiliger in den Händen eines Allmächtigen, der nur sein Privatinteresse in Augen hat, so wie es unter zehn Gouverneuren nun zu thun pflegen, und die alsdann den größten Druck ausüben. Da nun überdieß die Auswahl dieser Gouverneure in Lissabon stets auf Fürsprachen erfolgte, dieser und jener herabgekommenen Familie durch die Ertheilung eines solchen Gouvernements wieder auf die Beine zu helfen, die übrigen Eigenschaften gar nicht berücksichtigt wurden, ob der Mensch auch Fähigkeiten besaß oder nicht, so traf es sich dann auch oft und sehr oft, daß man die personificirte Ignoranz beförderte und die Unrechtlichkeit obendrein privilegirte. Dieses und daß alle drei Jahre ein neuer Blutsauger abgeschickt wurde, war der Hauptgrund, daß sich die auswärtigen Besitzungen nie heben konnten, im Gegentheil diejenigen, die durch ihre vortheilhafte Lage und andere Zufälligkeiten, welche der Drang der Umstände herbeigeführet, zu einer glücklichen Zeit sich erhoben hatten, sanken nach und nach wieder in ihr Nichts zurück, zu ihrer Unbedeutenheit, die sie vordem gehabt. —

Die Militärstärke in Mozambique besteht aus zwei Bataillonen Infanterie, wovon das eine Jäger sind, jedes von 5 Compagnien, und 2 Compagnien Artillerie, jede von 60 Mann. Milizregimenter existiren zwar dem Namen nach und haben ihre Offiziere, allein nicht einen einzigen Soldaten. Außer den Militärbehörden gibt es einen Capitao Mor der Stadt, ferner einen Capitao Mor der Banianen, welches der reichste unter ihnen ist, und einen Capitao Mor des Festlandes, welcher den schriftlichen Verkehr mit den Reques hat, und diesen die Befehle des Gouvernements zusendet, auch die Verhaftung flüchtiger Sklaven anzuordnen hat; dieser hat seinen Obrestab, der aus einem Major, einem Capitän, zwei Adjutanten, welche Macondes genannt werden, und vier Sergeanten besteht.

Die Reques mit ihren Bewaffneten vermehren im Nothfall die Militärmacht, sobald sie von dem Generalgouverneur dazu aufgefordert werden, und können sogleich mit 4000 Mann zu Hülfe kommen, lauter robuste und couragirte Neger, die mit Flinten, Bogen und Pfeilen und Zagaien bewaffnet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Höhe des Nordlichtes. In der Sitzung der königlichen Gesellschaft zu London las ein Hr. Faranharson den Bericht über eine zu Alford vorgenommene geometrische Messung der Höhe eines Nordlichtes vor. Diesem zufolge soll der obere Rand des Nordlichtes 5695 Fuß über dem Niveau des Flusses Manse gewesen seyn, der untere Rand aber nur 2481 Fuß.

Baumwollenbäume in England. In dem Garten des Pfarrhauses zu Northallerton finden sich gegenwärtig drei Baumwollenbäume, die sehr reichlich tragen, namentlich zwei davon. Sie sind schon seit mehrern Jahren gepflanzt, bringen aber erst dieß Jahr Frucht. (Atlas.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 89 u. 90** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Wanderer.** Eine Erzählung von Wordsworth. — **Philarete Chasles, über die gegenwärtige englische Literatur.** (Fortsetzung.) — **Karlos Segundo.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 89 u. 90.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 August 1839.

Der Wanderer.

Eine Erzählung von Wordsworth.

(Inhalt. Ein Sommervormittag. Der Dichter kommt an eine verfallene Hütte auf einer Haide, und trifft hier zusammen mit einem lieben Freund, dem Wanderer, über den er einige Nachricht gibt. Der Wanderer erzählt, während sie im Schatten der die Hütte umgebenden Bäume ruhen, die Geschichte ihrer letzten Bewohnerin.)

'S war Sommer und die Sonne stand schon hoch;
Südwärts sah man undeutlich nur die Landschaft
Durch blassen Dampf; nach Norden aber zeigte
Das Land, in klarster Luft ansteigend, fernhin
Ein grünes Bild, gefleckt von Schatten, die
Vom beutenden Gewölke niedersanken;
Die Schatten lagen fest und regungslos
An ihrem Orte, mit den steten Strahlen
Des hellen, heiteren Sonnenscheins gemischt,
Erwünscht dem, der auf weichem, kühlem Moos
Sorglos die Glieder dehnt an einer Höhle
Gewalt'gem Vorsprung, deren Felsgemäuer
Selbst Dämmerung schafft und seelich weiten Schatten,
Wo der Zaunkönig jauchzt, indeß der Träumer,
Nur halb bewußt der süßen Melodie,
Mit schrägem Auge nach der Scene schaut,
In schönere Ferne noch gerückt durch solches
Ragende Dach. Ein andres Loos war meines;
Doch hatt' ich guten Muth, bald zu erreichen
Gefäll'gen Ruheplatz und große Freude.
Durch eine kahle Haide schleppt' ich mich
Mit matten Schritten, schlüpfrig war der Grund
Und dumm ermüdend; nicht verjagen konnt' ich
Das Heer Insecten, wie ums Antlitz schwärmend,
Das, wie ich weiter schritt, nicht von mir wich.

Auf dieser offnen Ebne stand ein Gärtchen,
Der Hafen, welcher winkte meiner Fahrt.
Da langt' ich an, und da, im Düster, das
Verbreitete der hohen Ulmen Gruppe,
Stand, dachlos, eine Hütte; nackt sahn sich
Einander die vier Wände an; um schaut' ich
Und, wie ich wünscht' und hoffte, ihn erspäht' ich,
Den ich gesucht; ein Mann ehrwürd'gen Alters,
Doch feisch und kräftig, nicht geschwächt durchs Pilgern.
Da, auf der Hütte Bank ward er mir sichtbar.
Im Schatten lag er ruhend, wie im Schlaf,
An seiner Seit' ein Stab mit Eisenspitze.

Ich hatt' ihn Tags zuvor gesehn, allein
Auf der Landstraße stehnd, das Angesicht
Der untergehnden Sonne zugekehrt,
Während der Stab dem Mann, in seiner Stellung
Des Rastens oder der Beschauung, lieh
Willkommne Unterstützung; doch sein Antlitz
War meinem Blick entzogen; unerkannt
Blieb er mir; doch, ergriffen von dem Anblick,
Schritt lässigeren Schritts ich fort, und bald
Tauschten wir einen freund'gen Willkommgruß
Ob diesem unverhofften Wiedersehn.
Wie trennten uns, zwar ungern, für die Nacht;
Und jetzt, so ward's verabredt, hatten hier
Er meiner, unter dieser Ulmen Schutzdach.

Erprobte Freunde waren wir; in einem
Anmuth'gen Thal, in dem Marktflecken, wo
Die Tage meiner Schulzeit ich verlebt,
Hatte ein Stübchen sich der Wanderer
Gemiethet, wo von Zeit zu Zeit er einsprach,
Und eine Art von Heimath fand und Hafen.
Er liebte mich; er zeichnete mich aus
Vor einem Schwarme von rothbackgen Buben,
Und das, wie er im Scherz zu sagen pflegte,
Um meiner ernsten Miene willen, die
Fast zu nachdenklich war für meine Jahre.

Digitized by Google

Als ich heranwuchs, war's mein höchstes Glück,
Sein Camerad zu seyn. An Feiertagen
Durchstreiften wir zusammen oft die Wälder,
Wir saßen, gingen — er vergnügte mich
Mit den Erzählungen von Dingen, die er
Gesehn; und oft berührt' er ernstre Sachen,
Gedanken des in sich gekehrten Geists;
Oder, wenn ich ihn bat, sang alte Lieder
Er mir — die Früchte seiner Heimathberge;
Willkommene Ausspendung süßer Töne,
Die Seele nährend, hastig eingesogen,
Wie kühl erfrischend Wasser, durch die Sorgfalt
Des fleiß'gen Landmanns in der Zeit der Dürre
Geleitet auf die lechzend trocknen Wiesen.
Noch tiefern Anklang fand sein ernst Gespräch;
Wie köstlich, als ich lernt' in reifern Tagen
Wägen genau sein Wort und mich erfreun
An seiner Würde milder Gegenwart.

Oh! viele Dichter gibt's, die die Natur
Gesät hat! Männer mit den höchsten Gaben,
Mit göttlicher Anschauung und Vermögen,
Und denen doch die Kunst des Verses mangelt
(Die ihnen in gelehr'ger Jugendzeit
Versagt war zu erwerben sich, aus Mangel
An Bildung und der Bücher geist'ger Hülfe,
Oder auch durch zu strenge Sinnesart,
Oder durch Schüchternheit, die nichts mag wagen),
Und die, niemals veranlaßt im Verlauf
Des Lebens, von sich selbst das Maaß zu nehmen,
Begünstigte des Himmels, mit nur seltnen
Ausnahmen, ihre Zeit verleben, sparend
Den geistigen Besitz in ihrem Innern,
Und, ohne dran zu denken, gehn zum Grab.
Kraftvollste Seelen sind oft die, von denen
Am wenigsten hört die geräusch'ge Welt;
Sonst wären dieses Mannes Gnadengaben
Verborgen nicht und ungerühmt geblieben.
Doch, da mit innerm Licht sein Geist erfüllt war,
Hatt' er nicht ohne Auszeichnung gelebt,
Geliebt, geehrt, so weit er war gekannt.
Und einen kleinen Theil seines beredten
Gesprächs, und was anschaulich machen möge
Die Seelenszenen seiner Einsamkeit,
Und die Betrachtungen, womit sein Geist
Verkehrte — zeichn' ich auf hier im Gedicht;
Das, wenn der Wahrheit es entspricht, und fällt
Und steigt nach der Natur ehrwürd'gem Winke,
Die hoh'n und zarten Musen hill'gen werden
Mit holdem Lächeln, sanftem Wohlgefallen,
Und lohnen mit geweihtem Lob die Zeit.

Geboren war er unter Athols Bergen,
Wo auf dem kleinen, ererbten Pachtgut,
Dem unergieb'gen Stückchen rauhen Grunds,
Gar reich an Kindern, seine Eltern hausten;
Ein tugendhafter Haushalt, doch gar arm!
In reinem, strengem Wandel lebten alle,
Und Gottesfurcht; schon eingeprägt den Kindern
War strenge Selbstachtung, vor Gottes Wort
Scheu' und markirt'ge Frömmigkeit, wie kaum
So rein und ernst sie sich in England fand.

Vom sechsten Jahr an hütete der Knabe,
Von dem ich spreche, auf den Bergen Vieh;
Doch während der unholden, stürm'schen Tage
Des langen Winters ging er, mit dem Schulsack
Bepackt, in eine Schule, welche einsam
Auf eines Berges kahlem Rücken stand,
Fern von dem Anblick städt'scher Giebel, Thürme,
Und von der Münsterglocken frommem Hall.
An manchem Abend, heim von diesem düstern
Gebäude kehrend in sein Vaterhaus,
In Einsamkeit, sah er im Dunkel wachsen
Die Hügel, über seinem Haupt sah er,
Allein ganz, aus dem Blau die Sterne tauchen,
Und durch den Wald zog er, Niemand um sich,
Dem er erzählen konnte, was er sah.
So ward der Grund gelegt seines Gemüths.
In solcherlei Verkehr, nicht feel von Angst,
Hatt' er, ein Kind noch, lange vor der Zeit,
Des Großen Macht und Gegenwart empfunden;
Tiefe Gefühle hatten seiner Seele
Großart'ge Gegenstände eingeprägt,
Und mit so scharfer, klarer Farb' und Zeichnung,
Daß sie in seinem Geist wie Wesenheiten
Da waren, und fast zu berühren schienen
Den körperlichen Sinn. Ein kostbare
Gewinn war dies; denn als er wuchs an Jahren,
Verglich er immer noch mit den Eindrücken
Seine Erinnerungen, Gedanken, Bilder
Und Formen alle; und sich nie begnügend
Mit etwas, das nicht jenen gleich an Klarheit,
Erwarb er sich dadurch die Fertigkeit:
Bilder sich klar und haftend einzuprägen,
Brütend ob ihren Linien zu Zügen,
Bis sie lebendig ihm, wie Träume, wurden.
Auch nicht, als Kind, versäumt' er, unablässig
Mit kind'scher Regsamkeit sein Aug' und Ohr
Auf Alles hinzurichten, was der Ring
Der Jahreszeiten brachte, solchen Teils
Zu nähren; und nicht stillte dies allein
Den Geistesdurst ihm; in der spätern Zeit
Der Kindheit saß er manche Stund' allein
In abgelegnen Höhlen, in den tiefen
Schluchten von nackten Felsen, und in ihren
Beständ'gen Zügen selbst las er und ahnte,
— Ob's seines Auges besondre Kraft nur war,

Digitized by Google

Oder der Reiz des ſchaffenden Gemäthe,
Oder erſtickten Denkens Uebermacht —
In ihren unverrückten, feſten Zügen,
Die Spur von eines Geiſtes Ebb' und Fluth
In wechſelvollem Ausdruck.

So belehrt
Bedurft' er kaum der Bücher; manche Sage
Aus alter Zeit ging in den Beezen um,
Und manche Mähr', den dunkeln Wald bevölkernd,
Nährte die Phantaſie in ihrem Wachsthum,
Und gab der Seele jene Urtheilskraft,
Durch welche ſie mit Seherblick erkennt
Die geiſt'ge Tüchtigkeit, den Zweck der Dinge.
Begierig aber las und las er wieder
Was nur des Pfarrers alter Schrank ihm bot;
Leben und Tod der Märtyrer, welche litten
Mit ungebeugtem Willen jene Martern,
Die triumphirend ſind geſchildert in
Berichten von Verfolgung, vom Covenant —
Von jenen Zeiten, deren Widerhall
Bis dieſe Stunde noch durch Schottland dröhnt!
Da, durch ein glücklich Ungefähr, war auch
Gerettet noch ein einzles Buch, zerriſſen
Und unvollſtändig, welchen abbrach mitten
In der übernatürlichen Erzählung
Von Rieſen und von Teufeln ein Roman —
Verſchwendriſch ausgeſtattet mit Holzſchnitten,
Seltſam und roh; entſetzliche Geſichter,
Entſetzliche Geſtalten — ſpitz die Kniee,
Spitz die Ellbogen und mit dürren Knöcheln,
Mit langen und geſpreiz'gen Schenkeln — Bilder,
Die man, einmal geſehn, nie mehr vergaß.

Indeß in ſeinem Herzen ſo der Schauer
Einkehrte, ein ſorgſam gehegter Gaſt,
Fehlte doch noch die reine Luft der Liebe,
Erweckt durch Töne, durch des Aethers Hauch,
Oder die ſtumme Scham beglückter Weſen,
Oder entquellend der Allgegenwart
Der Erde und des Himmels. Doch er hatte
Die Macht empfunden der Natur, und war
Schon vorbereitet durch die Innigkeit
Seiner Anſchauungen, tief in ſich auf
Zu nehmen das Myſterium der Liebe,
Dem Jeder, den Natur, in welcher Art auch,
Tief fühlen lehrte, muß empfänglich ſeyn.

So war der Knabe — doch wie war die Seele
Des blühnden Jünglings, wenn, vom nackten Gipfel
Eines verwegnen Vorgebirgs die Sonn' er
Sah aufgehn und die Welt im Lichte baden!
Er ſah hinaus — den Ocean und die Erde,
Der Erde feſter Körper und die flüſſige
Maſſe des Meeres lagen unter ihm,
In Heiterkeit und Luft getaucht. Die Wolken
Röthlich gefärbt — in ihren Angeſichtern,
Den ſtummen, las er unſagbare Liebe.
Nicht Töne braucht' es, keine Freudenſtimme;
Sein Geiſt trank dieſes Schauſpiel; Seel', Empfindung,
Geſtalt — es ſchmolz in ihm zuſammen Alles;
Sie zehrten ſein natürlich Weſen auf;
In ihnen lebte, durch ſie lebte er,
Sein Leben waren ſie. In ſolcher Geiſtes-
Verzückung, ſolch hohen Weihestunde
Der Heimſuchung des unſichtbar'gen Gottes,
War der Gedanke nichts — er ſtarb in Wonne.
Er hauchte keinen Dank und keinen Wunſch;
Entrückt zu ſeligem Verkehr, der über
Die unvollkommne Huldigung der Ehrfurcht
Durch Rühmen und Gebet, empor ſich ſchwingt,
War ſein Gemüth ganz Dank gegen die Macht,
Die ihn erſchuf, ganz Seligkeit und Liebe!

(Fortſetzung folgt.)

Philarete Chasles

über die gegenwärtige engliſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Kein Menſch heutzutage, ſelbſt nicht E. L. Bulwer, deſſen Lady of Lyons einigen Erfolg gehabt hat, ſchlägt friſch und entſchieden den Weg der Shakſpeare'ſchen Beobachtung ein, den einzigen, der das brittiſche Drama erneuen und verjüngen könnte. Seit Chaucer bis auf Spenſer und von Bako bis auf Walter Scott hat die engliſche Originalität nur Eine Quelle gehabt: das Studium der menſchlichen Charaktere; auf dieß allein iſt Shakſpeare aus (von welchem La Bruyere der philoſophiſche und ſchwächere Ausdruck iſt), welcher ſelbſt in dem Gemälde der Leidenſchaft und ihrer Stürme die Analyſe nicht vernachläſſigt; daher ſtammen ſein Macbeth, Hamlet, Jago, Desdemona, ſelbſt Beatrice, ſelbſt die Amme Julieus, die vollſtändigſten Weſen, mit welchen die Philoſophie die Phantaſie beſchenkt hat. Großbritannien bewundert noch Ben-Jonſon, den ängſtlichen Forſcher nach menſchlichen Eigenthümlichkeiten und Phänomenen. Nie hat es, was es auch gethan hat, aufrichtig Beifall gejauchzt der reinen Leidenſchaft, wie der ſanfte und tiefe Racine ſie entwickelt; ſein Drama iſt ihm die umfaſſende Kritik der Menſchheit. Der Reihe nach hat England es begrüßt in Ben-Jonſon, Maſſinger, Dekker, Buckingham, Sheridan; verſchmäht hat es auf der Scene Dryden und Rowe und den milden Otway, die man kaum zweimal im Jahr ſpielt. Glaubt man den Genius der Nationen ändern zu können? Nimmermehr! Walter Scott, der Zögling Shakſpeare's, hat ſeinen Ruhm erworben durch ſeine lichtvolle Einſicht in alle die Intereſſen, Seelen und Schwachheiten, die er ſeinerſeits im Roman einführte. Bulwer ver-

Digitized by Google

dankt den Ruf von Pelham und Maltravers nur dem beobachtenden Scharfblick, von dem er so häufige Proben abgelegt hat. Warum nun, wenn der Grundstock des Nationalgeistes noch besteht, löst sich das Drama ab von dieser Wurzel alles Erfolgs? Mit romantischen Begebenheiten und einem sentimentalen Dialog wird es niemals die Gleichgültigkeit eines Volkes überwinden, das, den Geschäften, dem Handel, der Arbeit ergeben, alles Kindische haßt und meidet, das sich an die Analyse gewöhnt hat, bei welchem Erörterung, Prüfung und Forschung das gemeinsame Leben ausmachen, und das sich immer weit mehr durch die Ansichten seines Geistes als durch den Drang und Ungestüm seiner Leidenschaften wird beherrschen lassen.

Verlassen wir eine ermattende Poesie, ein sich abwärts neigendes Drama. Platz dem literarischen Riesen Großbritanniens und Europa's, dem Roman! Hieher flüchten alle nach Ruhm dürstenden Talente; um dieß letzte Heiligthum schaaren und drängen sich all die zerstreuten Funken des Styls und Gemüths. Was ist der Roman? eine Form! nicht einmal eine Form! ein Vorwand, ein Wort, eine Ausrede. Er hat Alles verschlungen; die niedrigsten Intelligenzen bemächtigen sich seiner, die höchsten lassen sich zu ihm herab. In einer gewissen Periode verkörperten sich alle Ideen im Drama, weil das Drama Handlung ist, und weil Europa handelte, während es das Schwert schwang, das Kreuz aufpflanzte, Serenaden sang. Heute, wo die Kraft zum Handeln geschwächt ist, wo die Träumerei herrscht, sieht man den Scepter des Romans walten, welcher eben — Traum ist. Seine geschmeidige Methode leiht sich zu Allem her. Man hat ihn gesehen als Geschichte, als politische Oekonomie, als Satyre und Biographie; er stellt sich auch dar als Palingeneſie, als Utopien, Industrie, Handel, Politik. So verdichte man denn die Dünste und Nebel, man hasche die Wolken, färbe sie mit tausend Regenbogen, belebe sie mit allen möglichen Prismen; durch diese zweideutigen Lichter und diese strahlenden Gebilde hindurch zeige man uns Städte, Harems, Salons, Eremitagen, Helden und Waffenrüstungen; man lasse durch diese Schleier hindurch ich weiß nicht was für Systeme erblicken, deren ferne Sonne abwechselnd strahlt und verschwindet; man lasse vor dem Auge des Lesers das alte Paris, das alte London, das empörte Flandern, die italienischen Republiken vorübergehen. Nichts Verführerischeres für eine ungewiß schwankende Epoche, die sich selbst nicht recht kennt, die alle Principien annimmt, alle Arten von Glauben verwirft, mit allen Lichtern und allen Schatten spielt, und ein wollüstiges Behagen an dieser farbigen Dämmerung findet, die sie umgibt.

Schon längst war England stolz auf seine Romandichter; ihre Erforschung und Schilderung des Privatlebens und des menschlichen Charakters folgte, in eigenthümlicher Mischung von Tiefe, Anmuth und Ausführlichkeit, der Bahn Shakspeare'scher Beobachtung. Byron selbst, die Gleichgültigkeit der Leser fürchtend, hatte das Interesse der Erzählung mit dem Colorit und dem Schwung der Ode verbunden. Walter Scott, dem ritterlichen Epos ungetreu, hatte von seinem dreißigsten Jahre an nur noch prosaische Fictionen geschrieben. Nach ihnen wurde Alles Roman. Der Geschmack an der anatomirenden Analyse und an der kleinlichen Ausführung, so schädlich für das Drama und für die reine Poesie, übte auf den Roman nicht denselben verderblichen Einfluß. Wenn er die Charaktere recht in der Nähe beobachtete, wenn er einen Ausschnitt der Gesellschaft, einen Winkel des menschlichen Daseyns, einen fast unmerklichen Bruchtheil unsrer Gefühle beobachtet, um sie wiederzugeben und Betrachtungen darüber anzustellen, so ist das sein Recht. So warf er sich denn auf einmal auf alle Pfade seiner Lieblingsforschung, und sein Verfall war weder so vollständig noch so rasch, wie der des Theaters und der Poesie. Die Frauen fügten mehr als eine Schattirung zu dieser mikroskopischen Encyklopädie hinzu, und die Civilisation Großbritanniens hatte nicht Eine Ader, nicht Eine Fiber, die nicht ihren Analysten aufzuweisen gehabt hätte.

Die Schule Walter Scotts, eine gefärbte Wiedererweckung der Geschichte, eine übrigens beschränkte Gattung, verlor nach dem Tode des Meisters ihre erste Beliebtheit. Seine Nachahmer hatten den Schatten für das Wesen, die Rüstung für den Helden genommen. Das Waffengeklirr, das Zucken der Lanzen, die Inventare von Meubeln u. s. w. ermüdeten bald die Geduld; all die alten Meubeln wurden wieder in die Magazine gebracht. James, der Verfasser von Darnley, Delorme, Philipp August, der Hugenotte, hat dramatische Motive erfunden und mit Treue sich an die geschichtlichen Documente gehalten. Mit Bedauern vermißt man bei ihm jene Mannichfaltigkeit der Gestalten und das interessante Heer von wohl studirten und aufgefaßten Personen, welche aus den Werken W. Scotts eine wirkliche, lebendige und beseelte Welt machen. Horace Smith, Verfasser von Bramblетyn-Hall, gibt seinen Gemälden mehr Bewegung; aber die kleinliche Sorgfalt in den Details schadet dem Interesse und der Einfachheit des Ganzen. Der epische Genius Scotts, dieser umfassende und lichte Spiegel, hat sich seit seinem Tode nicht wieder gezeigt.

In England hat sich der Roman ins Unendliche zerspalten; neben dem historischen Roman muß man nennen und zählen den Soldaten-Roman, den See-, den fashionabeln, den bürgerlichen, ökonomischen, politischen, schöngeistischen, populären Roman. Wir billigen diese Zerstücklung nicht, die für den Schriftsteller bequem, aber in ihrem Resultat unvollständig ist, und je nur Eine Seite der Welt darbietet. Warum das Gebiet der Beobachtung einschränken? Der Dichter des Don Quixote schilderte den Bauer und den Granden von Spanien, die Lumpen des einen und den Sammt des andern, und unter allen Stoffen fühlte er den Schlag des Herzens. Da ist Marryat, welcher die Schiffe und ihre Mannschaft schildert, Gleig die Soldaten, Lord Normanby die Salons, Hook die Bürger, Miß Martineau die Arbeiter, Galt die Parlamentsglieder, Dickens die Schelme und die Fiacrelenker; Hood die Commis und die Kinderfrauen, Miß Mitford die Kleinkrämer und die zurückgezogen lebenden Rentiers. Es ist eine endlose Reihe von Monographien, mit chinesischer Geduld ausgeführt. Man kann diese Menge von Atomen in zwei große Classen zerfällen: die Romane, welche zum Zweck haben, den Leser mit der Welt

Digitized by Google

comme il faut bekannt zu machen, welche meist den Federn von Roturiers entstammen, und diejenigen, welche die Sitten des Volks schildern, an welchen sich die feine Gesellschaft ergötzt. Mrs. Gore, Lister, Lord Normanby, Mrs. Norton, besonders Lady Charlotte Bury glänzen auf dem erstern Gebiet. Theodor Hook, Hood, neuestens verdunkelt durch Dickens, den Verfasser der Pickwickier, haben großes Aufsehen im zweiten erregt. Außer der von uns aufgestellten Eintheilung fallen die beobachtenden Schotten, Hogg und Galt, mit beißendem und hartem Scharfblick; Harrison Ainsworth, der den komischen Roman und die historischen Erinnerungen verschmelzen wollte; Ward, fein und geistreich; die satyrische Mrs. Trollope, die elegante Miß Landon; Mrs. Jamieson, die mit Grazie schreibt und viel Kunstsinn besitzt; Lady Blessington, die Freundin Byrons, die, indem sie seine ihr anvertrauten Geheimnisse verrieth, das hellste Licht verbreitete über diese seltsame Seele eines Dichters, Helden und koketten Gecken.

Wie man sieht, ist dieß ein ganzer Wald von Romanen, oder, wenn man ein Bild von der See entnommen vorzieht, es ist eine unendliche Aufeinanderfolge von kleinen Wellen, die sich brechen, sich verlieren und verschwinden; und doch haben wir noch weit nicht alle Candidaten dieser ephemeren Glorie aufgezählt; es sind noch zu nennen Mrs. Howitt, Mrs. Hall, Allan Cunningham, der jüngere Grattan, der Sohn des Redners, der jüngere Israeli, Mrs. Shelley. Wir sprechen nur von den Gestirnen des letzten Jahrs, und können die Zahl und die Bahn derer nicht voraussehen, welche im nächsten Jahre glänzen werden. Der Roman ist abwechslungsweise das Geschrei, das Seufzen, der Hymnus, das Gelärme, die Lehre, das Murmeln, das Pfeifen und das laute Gelächter, welche aus allen Bewegungen des englischen Gesellschaftslebens sich absetzen. Nach 1815 blähte sich die brittische Aristokratie, stolz, sich noch am Leben zu finden; sofort entstehen die fashionabeln Novellen, mit ihrer Seide und Sammt, ihren eleganten Grimassen, ihrem Etiketteneober, ihren gelben Handschuhen, dem Rothwälsch der Rennbahnen und dem Geplauder über die anständigste Weise, die Gabel zu halten und sich in einem Salon zu produciren. Ward, Lister, Lord Normanby, Mrs. Gore verbinden mit solchen Belehrungen recht feine Beobachtungen. Der reiche Bürgerstand richtete mit Neid seine Blicke nach diesen Regionen des Prioilegiums; er sucht die Kunst nachzuahmen, geistreich zu schweigen und sich mit Grazie zu tragen; er kauft Hotels, miethet Kammerdiener, schwimmt in Gold und Lächerlichkeit und läßt sich von einem geistreichen Mann abconterfeien, der die Caricatur zu sehr liebt: Theodor Hook, Verfasser der Sayings and doings; ein lebhaftes, beißendes Talent, das die conservative Sache vertheidigt, wie übrigens die meisten Talente in England thun. Es gelingt ihm, jene strebende Classe zu schildern, die, im Puppenstand gleichsam, schwebt zwischen dem Handel, dem sie ihr Vermögen verdankt, und dem Adel, nach dessen Taufe sie hoffend schmachtet. Mittlerweile bleibt das alte England, das ländliche England, unberührt; es treibt Ackerbau, Handwerke oder schlummert in seinen kleinen blühenden und bemoosten Dörfern, unter dem bescheidnen Schatten seiner grünen Hügel und unter dem Schutz seiner normannischen Glockenthürme. Marie Howitt und Miß Mitford schildern diese Beschäftigung und Ruhe; ihre Blätter haben im Ganzen mehr Reiz und Werth; ihre Analyse betrifft weniger flüchtige und rührendere Details. Die Provincial Sketches, ein anonymes Buch, enthalten in diesem Genre eine originelle und sehr scharfe Spötterei. Aber das Rufen nach Reform läßt sich vernehmen; der getäuschte Haufe bildet sich ein, man könne den Mechanismus der Gesellschaft wieder herstellen wie ein Uhrwerk; Miß Martineau ergreift die Feder und legt in der Form von Erzählungen Dogmen der Statistik nieder, einer positiven Wissenschaft, welche die Chimären auf eine gediegene Basis zurückführt, und unbestimmte Größen in eherne Zahlen bannt. Einige spotten über die neuen aus diesen Irrthümern entsprungnen Abenteuerlichkeiten, über diese Eifersucht, die man für erhaben ausgab, über diesen Fanatismus der Materie, diese Theologie der Zahl und diesen Mysticismus des Geldes. Der Schotte Galt geißelt in zwei trefflichen kleinen Pamphlets, zu Romanen aufgestutzt, die Gleichgültigkeit der Einen, die Habsucht und den Neid der Andern. Von den Gesinnungen und Ideen, welche die englische Gesellschaft in den Wind der Beobachtung ausstreut, geht nichts verloren; Alles verwandelt sich in den Roman, selbst der Calembour. Es lebt jetzt ein geistreicher Mensch, der sich Hood nennt, und der unermüdlich in diesem sonderbaren Genre arbeitet, im Verhältniß von sechs Bänden jährlich, in jedem Bande zwölf Erzählungen und auf jeder Zeile zwei Calembours. Ein unermüdlicher Wortspieler (Punster), der zu diesem Metier durch keinen Parlamentsbeschluß verdammt ist, macht er Wortspiele in Versen, in Prosa, declamirt, erfindet, träumt, druckt, zeichnet, gravirt und lithographirt sie selbst. In dieser unermeßlichen Werkstatt des Romans wird Alles umgeschmiedet, ein nie erlöschender Ofen braust, alle Wirklichkeiten werden Fictionen und alle Fictionen Wirklichkeiten.

Wenn man der Entwicklung des Romans in England im Ganzen folgt, so findet man, daß er seit den Zeiten des Lewis bis auf unsre Tage sich unaufhörlich geklärt, erheitert und seine Stirne entrunzelt hat, bis er bei der derben Spaßhaftigkeit Pickwicks ankam. Der überall wiederholte, der gefeierte Name ist jetzt der von Charles Dickens. Er ist der Nachfolger Walter Scotts. Lebt wohl jetzt, ihr Ritter mit wallenden Bannern, ihr schottischen Bäuerinnen mit nackten Füßen, ihr gelehrten, magern und unterhaltenden Alterthümler, ihr Schmuggler von der Insel Man, ihr köstlichen Töchter der Berge, flieht! ihr tragt noch die Wappen alter Zeiten, ihr bringt uns das Echo von Tagen, von denen man nichts mehr wissen will; ihr seyd jetzt überflüssig, verlaßt uns! Macht Raum den Londonern Ladenjungen, den Kutschern der Diligencen, den sittigen Hausknechten, den lieblichen Schwachköpfen von sechzig Jahren, die einen großen Bauch, eine kleine Rente und ein leeres Hirn haben; verschwindet vor diesem abgeschmackten und brutalen Volke, welches von England geehrt wird, während Frankreich seine Kronen austheilt an den Parfümeurlehrling, den hübschen Postillon und den Haarkräusler der komischen Oper. Ich will die Gründe dieser Verrückung der Aristokratie nicht aufsuchen; sie dürften wohl zu finden seyn in einigen geheimen Neigungen,

Digitized by Google

welche die Philosophie der Geschichte analysiren wird, wenn es ihr gut dünkt. Trotz der Gewaltsamkeit der politischen Bewegung strebt England doch mit jedem Tag mehr, seinen alten Namen: das lustige England, wieder zu gewinnen. Die Trauerschleier, in die es sich hüllte, sind gefallen; es ergötzt sich am komischen Taschenbuch, an den Skizzen von Boz, an den ritterlichen Witzen Nimrods, an den Carricaturen Hoods; es hat Pickwick und Samuel Weller ausgerufen als zwei bewunderungswerthe Helden, und ihren Vater, Charles Dickens, als einen großen Schriftsteller.

Charles Dickens besitzt Gewandtheit, Witz, Schärfe und einen gewissen Umfang der Beobachtung, die sich bis zum niedern Bürgerstand erhebt und sich in den untersten Classen im besten Behagen findet. Er erfindet mit Glück burleske Scenen, ist aber minder glücklich im Detail und in der Zeichnung der Charaktere; man findet Wärme und Kraft in den einen und Unentschiedenheit in den Umrissen der andern; die Genauigkeit der materiellen Details und die Seltsamkeit der Winkel und obscuren Orte, wohin er den Leser führt, einiger Ersatz für seine bedeutenden Fehler, machen diesen Romanschreiber zu einem mehr unterhaltenden als dauernden Schriftsteller. Eine einzige seiner Personen, Hausknecht von Profession, zum Kammerdiener erhoben, der seinen Herrn leitet und gängelt, ihn wider seinen Willen aus dem Gefängniß rettet, ein kluger Buffone, trivial und geistreich, beherrscht alle Typen, welche Dickens zu schaffen versuchte. Samuel Weller repräsentirt, ohne daran zu denken, die stumme und geheime Anstrengung des englischen Proletariers, der niedergebeugt ist unter der gedoppelten Last des Goldes und der Politik, des Handels und der Vergangenheit. Die Lectüre von Pickwick und von Oliver Twist, von demselben Verfasser, läßt den Geist unbefriedigt; man hat nur ein Stückchen des Schleiers sich lüften sehen; eine einzige Classe ganz unbedeutender Wesen ist der Anschauung nahe gebracht.

Miß Emma Roberts schildert die Sitten von Englisch-Indien, die Schiffsladungen von heirathsfähigen Mädchen, die dort Männer suchen, die Täuschungen der Familiensöhne, die dort das Glück erjagen wollen, kurz, die seltsame Allianz des Nordens und Asiens, einer neuen und einer zerfallenen Civilisation. Marryat, ein viel zu sehr gepriesener Autor, breit, unbestimmt und ohne Feinheit, der durch eine gewisse natürliche Munterkeit gefällt, trennt sich nicht von seinen theuern Matrosen und Seeofficieren, deren das Publicum nachgerade müde wird. Miß Martineau entsagt nie ihrer doctoralischen, krausen Philosophie des Bentham'schen Utilitariers. Alle diese Talente werden übertroffen von dem Matrosen Cringle, und besonders von dem Verfasser des Tagebuchs eines Arztes. Der Arzt setzt sich ans Bett aller Kranken, hört die Seufzer, befühlt den Puls des Ministers und der Dirne, ist anwesend bei allen Arten des Todeskampfs, wiederholt alle Beichten; er ist beredt, scharfsichtig und pathetisch; der Plan seines Werks, dem Anschein nach beschränkt, öffnet ihm die Thüren des Reichen und Armen, des Hospitals und der Werkstatt.

Eine Frau von Geist, Mrs. Trollope, hat sich abgesondert von diesen Schaaren gehalten. Die Satyre, die Vorneigung ihres mehr lebhaften als gefühlvollen Geistes, hat ihr abwechselnd als Waffe gedient gegen die Amerikaner, die sie verabscheut, gegen die falschen Frommen, die sie in Amerika hassen gelernt hat, und gegen die Kritiker, die sie nicht geschont haben. Sie erinnert an die kaustische Kraft, aber nicht an die beseelte Phantasie der in Frankreich so wohl bekannten Lady Morgan, deren Erfolge, gemischt mit Niederlagen, aus der Jugendzeit Walter Scotts her datiren, und die eine unendliche Zahl von Bänden geschrieben hat, abwechselnd mit Poesie, Leichtsinn, Laune, Wissenschaft und Unsinn, aber immer mit einer Lebhaftigkeit des Colorits, die dem Leser gefällt und den Kritiker stutzig und verlegen macht. Endlich begegnet man auf derselben Bahn gewandter Universalität dem geistreichen Mann, der heute die englische Literatur beherrscht und ziemlich treu ihre neuen Tendenzen repräsentirt, E. L. Bulwer.

Geschmeidigkeit, Glanz, Gewandtheit, Fruchtbarkeit, Weltkenntniß, Scharfblick, diese verschiedenen Eigenschaften finden sich bei Bulwer, dem Romanschreiber, Historiker, Dichter, Journalisten und Dramaturgen. Er hat viele, aber zerstreute Ideen, viele, aber unverdaute Belesenheit; seinen zahlreichen Werken fehlt es an Harmonie in der Conception und an Reinheit in der Ausführung. Der Glanz und der Effect, die Hast des Arbeitens und die Raschheit des Erfolgs verführen ihn. Es scheint, daß die glänzenden oder zarten Blätter, die er jetzt veröffentlicht, noch einer letzten Reife bedürfen, und daß die gewaltigen Liebkosungen einer heißeren und beständigeren Sonne diesen schnellgewachsenen Früchten erst die Vollendung gegeben hätten. Die ersten Romane Bulwers, die eine ziemliche Dosis Geckenhaftigkeit enthielten, bemächtigten sich der Mode; kein fashionabler Roman empfahl sich durch das Verdienst eines gleich lebhaften, zierlichen und glatten Styls. Die Gunst, womit Pelham, Clifford und der Verstoßene aufgenommen wurden, öffnete dem Verfasser die Bahn des Glücks und Rufs; jung empfingen ihn die Triumphe der Salons; seine Epoche ermunterte ihn zum Luxus; in unsrer Zeit scheint Einfachheit des Lebens von Armuth des Geistes zu zeugen, und die commercielle Ausbeutung des Talents gilt für Genie. Die neue Generation, die einen Th. Campbell arm und bescheiden mit 200 Pf. St. jährlich leben ließ, wollte den goldnen Lorbeer auf den Feldern der Poesie finden. Bulwer vervielfältigte seine Productionen, suchte das Gewühl der Salons und die parlamentarischen Ehren, ward zum Mitglied der Gemeinen gewählt, suchte hier einen neuen Einfluß, den der Literaten zu gründen, als dessen Vertreter er sich benahm; und indem er unaufhörlich dem Publicum neue Werke schenkte, plauderte, Reden hielt, erörterte, politische Nachforschungen leitete, unbedeutende Tragödien aufführen ließ, und geringfügige Pamphlets in den Druck gab neben eleganten Versen und Romanen von überlegenem Verdienst, erhielt er endlich von der jungen Königin Victoria den Baronets-Titel. Ein glänzendes, wiewohl arbeitsvolles Leben, mit einer mehr zum Scandal aufgelegten Keckheit und einer entschiedneren Leichtfertigkeit wäre er ein zweiter Beaumarchais. Bulwer, ohne eine Partei zu leiten, ist der

Digitized by Google

Aufklärer des Liberalismus; er schreitet vorwärts, führt aber Niemand an. Die englische Gesellschaft, deren Vorurtheil und Gesetze er angegriffen, schont ihn nicht. Als Literat, nicht als Redner, hat er Einfluß im Unterhaus; eine in England neue Stellung, wo die Fielding, Goldsmith, Scott, Wordsworth, immer ihr einsames Cabinet zur Citadelle machten, von wo aus sie den Feind mit Kartätschen beschossen, aber ohne sich unter die politischen Männer zu mischen, unter die Burke, Fox, Canning, Burdett, die kriegerisch gerüstet immer auf dem Schlachtfeld standen, den literarischen Ruhm vergaßen, ohne ihn zu verachten, geschaffen für den Kampf und begierig nach dem Triumph.

Dieser Charakter, der Literat auf den Parteimann gepfropft, die Eitelkeit sich mit dem Stolz verbündend, die Liebe zum schönen Wort sich gesellend zum Handeln auf die Menschen — Bulwer, sich Bahn brechend in das Unterhaus: das sind die Symptome einer neuen Bewegung und einer in den Geistern vorgegangenen Veränderung. Ehemals rieth Swift den Ministern; Bolingbroke beschäftigte sich mit polemischer Theologie; Burke legte einen Werth auf die schöne Diction. Aber jetzt zum erstenmal nimmt der Roman seinen Platz im Senat ein und nimmt die politische Toga für sich in Anspruch. Der Roman — das ist Bulwer selbst: ein rasches Gemälde der glänzenden Ereignisse, welche auf der Oberfläche des socialen Lebens spielen und zerschellen; ein Spiegel, aufnehmend alle Bilder und erglänzend von allen Farben, ist der Roman nicht dazu gemacht, thatkräftigen Einfluß zu üben und Hindernisse zu überwältigen; er ist kein Hebel. So findet denn eine Verrückung der Kräfte statt, und Bulwer ist der Ausdruck hievon. Die Zukunft wird lehren, was die Frucht davon seyn wird.

(Fortsetzung folgt.)

Carlos Segundo.

Wenn wir auch nicht durchgängig nachweisen können, und behaupten wollen, daß der Geist eines Volkes, die Stufe seiner Bildung und seines innern Lebens, auf der Bühne zum äußern Bewußtseyn heraus tritt, da es doch hart wäre, ein ganzes Volk verantwortlich für die Schwächen seiner Dichter und ihrer Ueberspanntheit machen zu wollen, besonders in einer Zeit, wo der geistige Proceß noch so unentschieden ist, daß beide Extremen sich gegenseitig berühren, wie z. B. die jetzige Epoche in Frankreich: so liegt doch in der Aufnahme mancher Ideen auf der Bühne eine so große Bedeutung, daß man nicht theilnahmlos an ihnen vorübergehen darf. Wir können in Victor Hugo's Dramen keine weltgeschichtliche Bedeutung finden, da er ja selbst die Geschichte daraus vertrieben, und dem französischen Volke seine unnatürlichen Zwitter aufzubürden, würde eben so ungerecht als unwahr seyn, da einestheils die jetzige französische Bildungsepoche erst begonnen, aber noch kein Resultat gegeben hat, und von vielen Franzosen selbst der Antheil zurückgewiesen wird, den man ihnen daran nehmen lassen will. Wenn aber in Spanien, dem Lande der Inquisition und der Priester, ein Schauspiel über die Bühne geht, welches diese beiden Lebenselemente des Spaniers verhöhnt und der öffentlichen Verachtung Preis gibt, wenn ein solches Stück gern gesehen wird, wie es in diesen Tagen mit dem Trauerspiel Karl II gewesen ist: dann sehen wir, daß das Volk selbst anfängt, Ideen aufzugeben, die, seit drei Jahrhunderten ihm aufgedrungen, ihm eine neue Geschichte zu schaffen bestimmt schienen. Ob etwas Besseres an die Stelle des erkannten Schlechten treten wird — ob dieses Schlechte wirklich erkannt worden ist als schlecht, oder nur dem ängstlichen Suchen nach Neuem und Unerhörtem hat weichen müssen?... Wir mögen nicht darüber entscheiden, da Spaniens Zukunft noch zu verhüllt liegt.

Das Trauerspiel stellt den König Karl II krank dar; kein Arzt kann das Uebel heilen; endlich schlägt man ihm vor, den Teufel, der diese Krankheit hervorbringt, austreiben zu lassen. Der Pfarrer Albona wird ihm hiezu vorgeschlagen, als ein Mann, der schon vielfach mit dem Satan in Berührung gewesen, und manche Wunder gethan. Anfangs schrickt der König vor der Begegnung mit einem Manne zurück, der mit dem Feind des Menschengeschlechts verhandelt, doch bald siegt die Neugier, er läßt Albona rufen. Es entspinnt sich folgende Scene:

König.

Daß, der den Himmel hält, auch Macht besitzt
Zu heilen, weiß ich; doch warum soll er
Mir Wunder thun, und Wunder mir gestatten?

Pfarrer.

Ei, wenn so Vielen aus dem schlechtsten Volk
Von neuem scheint Bethesda's Quell zu fließen,
Wie sollte dir, dem König, sich versagen
Ein Strahl der ewig wachen Lieb' des Herrn?

König.

Doch, kanntest du schon einen Fall wie meinen,
Wo Satan sich im Fleisch gezeigt?

Pfarrer.

Ja, Sire.

König.

Und triebst du aus den finstern Geist der Hölle
Von dem Unseligen?

Pfarrer.

Es war kein Mann,
'S war eine Nonne. Majestät erfahre,
Daß ich der Pfarrer einer Schwesterschaft,
Die ihr Gelübde weiht der heil'gen Jungfrau
Vom Rosenkranz.

König.

Und kennen solche Jungfraun
Den Geist des Bösen?

Inquis.

Niemand läugnet das,

Pfarrer.

Ich wurde dann beschickt, ihn zu vertreiben,
Ich selbst bin durch das Fegefeur gegangen,
Als ich — vergebe mir der Himmel! — angerufen
Den Namen Lucifers.

König.

Und jene Dulderinnen?...

Pfarrer.

Zu heilen, war unmöglich.

König.

Wie? Was bleibt
Zu hoffen mir?

Pfarrer.

Das Beste, gnäd'ger König.
Du bist ein Mann, und aus 'nem Manne hat
Man oft den Teufel schon vertrieben,
Doch schlimme Kunde aller Zeiten lehrt,
Wenn einmal nur im Weib der Satan haust,
Gibts keine Macht, ihn wieder zu vertreiben.

König.

Doch sprich, denn, ob ich zitternd schon dich frage,
Vor Neugier es zu wissen klopft mein Herz —
Spricht Lucifer zu dir wie Mann zum Mann?

Pfarrer.

Ganz so, doch nicht so ehrfuchtsvoll, wie ich
Mit deiner Majestät.

Inquis.

Doch, Sire, bedenke,
Nur wenn die Kirche es durch mich erlaubt.

König.

Und wenn du fragst, wird er Geheimnisse
Enthüllen deinem Ohr?

Pfarrer.

Kann er entschlüpfen,
Nein, Sire. Und listig sucht er's zu umgehen.
Denn Lucifer, glaub' mir, er ist kein Narr.

König.

Doch wie magst du ihn zwingen?

Pfarrer.

Von dem Kreuz
Mach' ich in seiner Gegenwart das Zeichen:
Dann donn're in sein angsterfülltes Ohr
Geheimnißvolle Worte, furchtbar, sie
Zu wiederholen; denn, wie siedend Blei
Im Fleisch des Sterblichen, so wühlt im Feind
Das heil'ge Wasser, das ich ihm anspritze;
Und der geweihten Kerzen Himmelsfeuer
Stahlt in sein Aug' — mit schreckenvollem Glanz;
Und wild brüllt er nach seinem Feind.

König.

Gewiß?

Pfarrer.

Seltsam verzerrt vereint die leidende Nonne
Mit ihres Quälers Angstgeschrei ihre Stimme,
Daß man nicht zum Altar ihn möge tragen.
Doch dort muß er Gehorsam schwören.

König.

Wem?

Pfarrer.

Mir muß er schwören also zu gehorchen:
Antwort zu geben allen meinen Fragen.
Denn ob besiegt, weckt wohl, in eines Weibes Leib
Räumt doch der Feind das Schlachtfeld nimmer.

König.

Und welchen Schwur gibt seine Zunge dir?

Pfarrer.

Den alle Menschen leisten.

König.

So ist er Christ?

Pfarrer.

Ja, vor der Hand, voll glühender Andacht,
Doch später strömen Lästerungen hin
Wie Menschen die voll sanftem heil'gem Sinn
Ueplötzlich in Dämonen sichtbar verwandelt.

Später ergibt sich der Pfarrer als ein Betrüger, nicht nur in Bezug auf den Exorcismus, sondern in seinem ganzen Leben. Doch wird er von des Königs Beichtiger nicht allein geduldet, sondern ihm auch Beförderung zugesagt, wenn er die schändlichen Plane desselben unterstützen will. Natürlich willigt er ein und die vertraulichen Gespräche dieser würdigen Pfeiler der Kirche sind von hohem Interesse, will man daraus den gänzlichen Mangel äußerer religiöser Sitte in Spanien abnehmen, da es noch nicht scheint, als wenn das Bessere, das jenes Formenwerk ersetzen muß und vielleicht auch wird, der Mehrzahl der Spanier bewußt geworden wäre.

M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 220.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 August 1839.

Das Reisen in Ungarn.

(Von J. G. Ebener.)

Die wunderbaren Vorstellungen, welche man sich in Deutschland gewöhnlich von der Uncultur des Landes sowohl, wie von der Rohheit des Volkes in Ungarn macht, alsdann auch die Besorgniß wegen Unsicherheit der Landstraßen und Gasthöfe, lassen das Reisen in diesem Lande wie eine höchst gewagte und überaus beschwerliche und gefährliche Sache erscheinen. Ich glaube daher nichts Unverdienstliches zu thun, wenn ich hier in einigen Zügen, ganz mit der Wahrheit und den bestehenden Verhältnissen übereinstimmend, darstelle, mit welchen Beschwerden das Reisen in Ungarn verbunden ist, welche Annehmlichkeiten es aber auch gewährt.

Drei Wehe sind es, mit welchen man beim Reisen in Ungarn zu kämpfen hat. Das eine liegt in den Wegen, das zweite in den Wirthshäusern, und das dritte in der Witterung. Von diesen dreien will ich zuerst handeln.

Wie man auch immer reisen mag, sey es zu Fuße oder zu Rosse, sey es mit eigener Equipage oder mit Lohnkutschern, sey es mit ordinarer oder mit Extrapost, mehr oder weniger bedarf man bei jeder Art gute Wege, wenn die Freuden der Reise nicht getrübt und die Leiden derselben nicht vermehrt werden sollen. Viel und mancherlei ist bereits über Landstraßen und Wege in Ungarn veröffentlicht worden, Alles aber läuft da hinaus, daß Jeder, welcher nicht nothgedrungen reist, nur die gute Jahreszeit zu seiner Reise wählen möge. Sehr Unrecht würde man jedoch dem Lande thun, wenn man den Jammer über schlechte Wege auf alle Gegenden desselben ausdehnen wollte. Man findet in Ungarn gebaute Straßen, welche den besten in Deutschland nicht nachstehen, man trifft jedoch auch Wege, wovon man in der übrigen civilisirten Welt kaum einen Begriff mehr hat. Höchstens in einigen Marschländereien Deutschlands, wie z. B. im Oderbruche, bieten die Verbindungswege bei nassem Wetter noch ein Bild im Kleinen, wie es in vielen Gegenden Ungarns im Großen aufgerollt ist. In den mit klaftertiefer Moorerde begabten Ebenen zwischen der Donau und Theis, und zwischen diesen und ihren Nebenflüssen ist im Frühjahre und Herbst nur ungarisches Gespann und ungarisches Fuhrwerk im Stande, sich durch einen ununterbrochenen Sumpf fortzuarbeiten. Dagegen kann man zu allen Zeiten fast in den sämmtlichen Gebirgscomitaten auf fester Straße dahin rollen, wenigstens was die Hauptstraßen anlangt. Die Verbindungswege sind indeß auch dort von der Art, daß man sie am passendsten mit den bekannten böhmischen Landwegen vergleicht, die bei jedem, den sein Schicksal jemals verdammte, darauf zu fahren, eine bleibende Erinnerung hinterlassen. Nur eine einzige Scene will ich malen, wie ich sie dieß Jahr im Mai bei Bugh und Hatvan gesehen, und diese einzige wird hinreichen, dem Unkundigen einen anschaulichen Begriff von einer schlechten ungarischen Straße zu geben.

Ich komme mit meinem leichten, von sechs Vorspannpferden gezogenen Wagen an. Vor mir höre ich ein Lärmen und Schreien, als ob man den Türken eine Schlacht lieferte. Eine lange, im Kothe fast versunkene Wagencolonne bestärkt die Täuschung, denn man kann sie für retirirendes Kriegsfuhrwerk halten. Mit Mühe und nicht ohne Gefahr komme ich an ihr vorüber, indem ich durch Sümpfe und Bäche mich durchwinde, in denen die kleinen Rosse bis an den Bauch einsinken. Grauenhaft sehe ich die Pferde an den Lastwagen mißhandeln; leider ist dieß die ultima ratio des Fuhrmanns, wenn er nicht im Kothe stecken bleiben will. Halbe Tage bringt er damit zu, Strecken von einer Viertelmeile zurückzulegen. Kaum ist er flott geworden, so sitzt er in einem neuen Sumpfe fest und dieselbe Barbarei beginnt. Aber es erwarten uns noch tollere Scenen: in dem Dorfe Heriz, jenseits Bagh, gerathen wir in einen Normalsumpf, der für jeden zum Styx werden müßte, der hinein geräth, wenn man nicht kunstvoll eine Brücke von Ruthen darüber gebaut, und diese mit Mist bedeckt hätte. Aber diese Brücke ist ein gebrechlicher Bau, denn die Ruthen brechen endlich unter den Rädern der Lastwagen, und diese sind dann fest gebannt, bis unerhörte Anstrengung und gegenseitige Hülfe den Versunkenen befreit. Mit der Oertlichkeit bekannt, fahren Fuhrleute und Bauern nie allein, sondern stets in Gesellschaft, die sich dann gegenseitig hülfreich beisteht. Man glaubt endlich etwas Schlimmeres, als das bereits Gesehene und Er-

Digitized by Google

fahrene nicht mehr treffen zu können, aber man juble nicht zu früh. Jetzt gerathen wir auf einen Weg, welcher Abwechslung bietet, d. h., auf welchem man bald im Sumpfe versinkt, bald im starren und straffen Kothe die Räder so voll bekommt, daß sie wie Mühlsteine werden und ihre Umdrehung geradezu versagen. Wer da nicht mit Werkzeugen zur Hülfe versehen ist, der kommt übel an. Der Erfahrne weiß sich zu heifen, aber der Unkundige möchte verzweifeln. Eine praktische Methode haben die Vorspanndauern: sobald eine Stelle kommt, wo das Wasser stehen geblieben ist, — und daran fehlt es nicht — so setzen sie ihre Pferde in volles Jagen, und es fliegt der Koth, vom Wasser erweicht, hoch in die Luft, und spielt in lustigen Flocken dem Reisenden um den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Departementalpresse in Frankreich.

(Schluß.)

Im Süden von Frankreich hat das französische Ministerium oder vielmehr die Regierung einen sehr tüchtigen Vertheidiger an dem bekannten Publicisten Fonfrède, welcher gegenwärtig am Courrier de Bordeaux arbeitet. Hr. Fonfrède ist in der That ein ausgezeichneter Journalist, welcher, wie fast alle südfranzösischen Schriftsteller, eine erstaunliche Leichtigkeit, Kühnheit und Gewandtheit des Styls besitzt: das ist eine unaussprechliche Fülle und Mannichfaltigkeit von Worten und Wendungen, eine Elasticität der Sprache und des Vortrags, welcher einem Strome gleich dahin fließt, dessen Wellen wie Pfeile fortfliehen, sich heben und senken, und bisweilen über die Ufer schlagen, weil der Darstellung das richtige Maaß fehlt. Seine Darstellung hat mitunter etwas Schwülstiges, das ans Lächerliche streift, wie z. B. seine Tirade, welche dem Cormenin vorwirft, er habe mit seiner Broschüre gegen die Apanagen mehr Unglück über Frankreich gebracht, als eine zehnjährige Hungersnoth. Man muß es mit den großen Phrasen, die hie und da vorkommen, nicht so genau nehmen. Fonfrède's Styl trägt die Zeichen des Landes, welchem er angehört; seine Schreibart, seine geschmeidige Wortfügung, die ganze Structur seiner Darstellung beweist, daß in seinen Adern heißes, revolutionäres Blut fließt. Nach seiner entsetzlichen Entrüstung über die Deputirtenkammer, über die Coalition, nach seinen Prophezeyungen über diese monströse Ausgeburt verletzter Eitelkeit und unersättlicher Herrschbegierde, hätte man den jüngsten Tag für Frankreich erwarten sollen, der so nahe noch nicht war und noch nicht ist. Die südlichen Menschen declamiren heftig und gesticuliren stark; wir kaltblütigen Nordländer nennen solche Uebertreibung, die sich mit unserer Natur nicht verträgt, Unnatur, welche aber bei ihnen ganz natürlich ist und worin sie sich auf das freieste und unbefangenste bewegen. Die Artikel Fonfrède's haben viel Aehnlichkeit mit den premiers Paris, welche Armand Marrast zur Zeit in der Tribune schrieb, und welche Granier de Cassagnac gegenwärtig in der „Presse" schreibt. Marrast und Cassagnac sind ebenfalls Südfranzosen, wie Fonfrède; alle drei haben dasselbe Feuer der Darstellung und etwas Chevalereskes, Romantisches und vornehm Revolutionäres in ihrer ganzen schriftstellerischen Bildung und Haltung, so lange sie nicht leidenschaftlich werden; alle Leidenschaftlichkeit zieht ins Gemeine. Fonfrède hat einen großen Vortheil vor den Pariser Journalisten voraus, denen er sehr derbe Wahrheiten zuruft. Die Pariser Zeitungsschreiber stecken im dichsten Dickicht der Tagespolitik, wo sie oft den Wald vor Bäumen nicht sehen und sich von den Interessen des Augenblicks absorbiren lassen. Wer scharfe Augen hat und die Sprache der Journale zu deuten versteht, sieht viel klarer, wenn er das Treiben der Parteien und die Angelegenheiten der Menschen von einer Provincialstadt aus beobachtet, wo die Stille philosophischer Einsamkeit alle äußern Eindrücke abwehrt und wo der betäubende Lärm der Partei-Interessen und Leidenschaften das Urtheil nicht influenzirt. Fonfrède hält sich über den Parteien, und wenn die andern Regierungsjournalisten dieses Beispiel nachahmten und sich nie zu Parteigängern erniedrigten, könnte die Regierung aus dem Kampfe mit den Oppositionsblättern großen Vortheil ziehen, statt daß er ihr, wie es jetzt häufig der Fall ist, Nachtheil und Schaden brächte. Die Armuth und Leidenschaftlichkeit der Schriftsteller, welche sich dem Dienste einer Partei geweiht, gelten als Zeugen der Armuth und Leidenschaftlichkeit dieser Partei, denn in dem aufgeführten Geschütz glaubt man mit einigem Recht den Vorrath des Zeughauses zu erkennen.

Die Opposition hat in Bordeaux ein dürftiges Organ an dem „Indicateur," und die „Guienne" vertritt eben nicht zum besten die Classe der Legitimisten. In Toulouse besitzt jedoch die liberale Partei der äußersten Linken einen vorzüglichern Repräsentanten, als die Regierung. Die „Emancipation" ist eine sehr gut geschriebene Zeitung, deren leitende Artikel mit vieler Einsicht und Besonnenheit abgefaßt und deren Feuilletons in der Regel belehrend sind. Die ministerille „France méridionale" enthält bisweilen gute Aufsätze über Industrie und Handelsfragen; die „Gazette du Languedoc," ebenfalls in Toulouse erscheinend, predigt kraß legitimistische Grundsätze in einer Sprache, die sehr wenig an die alte Zeit der Kirche und des Königthums erinnert. — Die Marseiller Journale sind im Ganzen gut redigirt und geben ein treues Bild von den Zuständen in Marseille, und im Departement der Rhonemündung. Das Oppositionsblatt, der „Semaphore," verwendet fast noch größere Sorgfalt auf seine Redaction, als der ministerielle „Garde national" und die legitimistische „Gazette du Midi;" alle drei Journale sind in algierischen und orientalischen Angelegenheiten ziemlich gut unterichtet, und enthalten gründliche Ansichten über Kunst und Industrie, vernünftige Vorschläge zu nützlichen Verbesserungen, interessante Forschungen über Landesalterthümer, Sittengemälde, Chroniken des Mittelalters und Berichterstattungen über Bücher und Erfindungen, die in der Provinz Lärm machen. Es spricht sich in diesen Blättern die Tendenz nach Eigenthümlichkeit aus, welche in den übrigen größern Städten Frankreichs, mit Ausnahme von Nantes, weniger sichtbar ist. Das neuerdings gestiftete, demokratische Journal in Aix, „l'Ere nouvelle" betitelt, hält nicht, was der Titel verspricht, denn die darin

Digitized by Google

vorgetragenen Ideen sind längst veraltet. In Toulon erscheinen der „Eclaireur de la Mediterrannée" und der „Toulonnais," wovon jener die Regierung, dieser die Opposition vertritt; beide sind nachlässig redigirt und enthalten einen Wust von unverdauten Artikeln. Gleich große Verworrenheit herrscht in den ministeriellen Blättern, wie dem „Courier du Gard" in Nismes dem „Courier du Midi" in Montpellier, dem „Messager de Vaucluse" in Avignon, dem „Courier de la Drome" in Valence, dem „Echo du Cantal" in Aurillac, welche jedoch von Zeit zu Zeit interessante Beiträge zur Geschichte der Landessitten und Gebräuche liefern. Der republicanische „Radical" in Cahors die „Sentinelle des Pyrenées" in Bayonne, ein Oppositionsblatt der Linken, und das legitimistische „Journal de la Drome" in Valence bewegen sich in einem schrecklichen Ideenchaos, und bringen Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes in bunter Mischung.

Die größern Städte des südlichen Frankreichs haben natürlich außer den politischen Journalen noch besondere belletristische Blätter, von denen wir folgende anführen: den „Lutin" in Bordeaux, die „Discipline" in Toulouse, den „Moniteur provençal" in Marseille, den „Artiste du Midi" in Nismes, das „Album" in Orange, den „Publicateur scientifique et litteraire" in Perpignan, den „Dimanche" in Aldy (Tarndepartement). Alle diese Journale, welche gewöhnlich nur einmal, höchstens zweimal in der Woche erscheinen, befassen sich ausschließlich mit belletristischer Literatur: im Allgemeinen kann man ihnen vorwerfen, daß auf ihre Redaction zu wenig Fleiß und Mühe verwendet wird, was wohl hauptsächlich daher kommen mag, weil sie viele Gratis-Mitarbeiter haben, welche durch verschiedene Studien und Absichten getrennt sind. Die Einen schreiben darin, um sich wichtig zu machen; die Andern, welche es in Paris zu keinem literarischen Rufe bringen konnten, haben sich in die Provinz begeben und suchen daselbst eine Celebrität zu erwerben, welche ihnen Paris verweigerte; noch Andere debütiren darin als Literaten. In keinem jener Blätter herrscht unter diesen Umständen ein fortlaufender Geist und eine gleichmäßige Schreibart. Neben den gediegensten Arbeiten und Aufsätzen verschiedener Art findet man flache, alberne Rhapsodien und besonders viele schlechte Gedichte, wovon es überhaupt in den Provincialblättern wimmelt. Der Puls der französischen Dichterader schlägt in den Departements, wenn auch nicht sehr voll, doch immer noch voller, als in Paris, wo er so ziemlich ganz still steht; es gibt in der Provinz noch schwärmerische, empfindsame Jünglinge, welche die Blumen und Käfer besingen und ihre süße Herzenspein und Schwermuth in Versen aushauchen. Uebrigens bilden diese belletristischen Journale der Departements bei allen ihren Mängeln und Gebrechen die vollständigste Sammlung, woraus wir eine richtige Vorstellung über das literarische Treiben in den Provinzen Frankreichs gewinnen können.

Wenn die französische Departementalpresse fortan in dem Maaße und Umfang zunimmt, wie sie seit mehrern Jahren zugenommen hat, so kann ihr ein bedeutender Einfluß auf die öffentliche Meinung nicht entgehen. Unlängst vertheidigten zwei oder drei Pariser Journale die bestehende Ordnung der Dinge, und die Zahl der Oppositionsblätter war sehr beträchtlich, wovon die natürliche Folge war, daß diese mehr Leser hatten als jene, und also die öffentliche Meinung irre leiten konnten. Allein seitdem die Organe der vernünftigen Doctrinen über ganz Frankreich verbreitet und stets bereit sind, heilsame Lehren zu predigen, die Verleumdungen aufzudecken, die Parteien zu bekämpfen, die Facten und Principien zu discutiren, macht die gute Sache Fortschritte, die gesellschaftliche Ordnung wird fester und nützliche Kenntnisse kommen unters Volk. Wenn Frankreich, und namentlich das Centrum von Frankreich noch einige Vorurtheile ablegt, wie es zu hoffen steht, so werden die Franzosen einsehen, was sie ihrer Departementalalpresse seit der Julisrevolution verdanken, und was sie für die Zukunft davon zu erwarten haben.

C. C.

Quecksilber in Toscana.

Die Gazzetta di Firenze vom 20 Julius theilt einen Artikel mit über die Auffindung zweier Quecksilberlager im Florentinischen, das eine bei Selvena am Fuße des Monte Amiata, das andere bei Levigliane in der Nähe von Seravezza. Bei dem ungeheuren Steigen des Quecksilbers in den letzten Jahren, wo sogar in Amerika viele Bergwerke aus Mangel an Quecksilber stille stehen, ist der Fund von großer Bedeutung. Graf Vincenzo Piccolomini von Siena, der sich durch seine Reise in Mexico einen Namen gemacht hat, untersuchte beide Localitäten, und fand die geognostischen Verhältnisse in beiden so ziemlich gleich; man hofft, daß das Ergebniß dem der berühmtesten Quecksilberminen Europa's entsprechen werde.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika. Mozambique.

(Fortsetzung.)

In Rechtssachen und Verwaltung der Justiz handelt der Generalcapitän als oberster Richter und Präsident des Gerichtstribunals, in Hinsicht der Finanzen als Präsident der Finanzjunta, und in geistlichen Angelegenheiten als Stellvertreter des Königs. — Die gewöhnliche Justizverwaltung steht unter zwei Beamten, die Rechtsgelehrte sind, einem Ouvidor und einem Juiz de Fora, welch Letzterer auch zugleich Auditeur der Truppen ist. — Das oberste Justiztribunal, welches den Titel Junta do Desembaego do Paço führet, besteht aus dem Generalcapitän und jenen beiden Beamten. Ueber Verbrechen abzurtheilen, existirt eine Junta Criminal mit dem Generalcapitän als Präsident und sechs stimmfähigen Mitgliedern, zu denen die zwei genannten Beamten, das erste Municipalmitglied, ein Obrist, ein Obristlieutenant und ein Major gehören. — Die Verwaltung der Staatseinkünfte gehört der Junta da Fazenda, welche aus vier stimmfähigen Mitgliedern besteht, einem Escrivao, einem Cassenführer, dem Ouvidor als Executionsrichter und dem Juiz de Fora als Staatsanwalt; ganz auf die nämliche Weise, wie diese Verwaltung in allen auswärtigen Besitzungen und besonders in den Capitanias von Brasilien eingerichtet war und nach einer Verordnung vom Jahre 1787 ins Leben trat. — Der General-

Digitized by Google

capitän präsidirt die Junta und entscheidet bei gleichen Stimmen. Er erkennt Niemand über sich an als den König und den Präsidenten der Schatzkammer in Lissabon. So war es sonst, jetzt nach der neuen Constitution steht der König hinter dem Gesetz, und gewissermaßen ist der Generalcapitän noch ein größerer Freiherr; nur dem Marineminister hat er Rechenschaft zu geben; dagegen ist der Generalcapitän aber durch seine Untergebenen beschränkt, sie gehorchen ihm nicht, wenn sie glauben, daß er gegen das Gesetz handelt, und unter solchen Umständen herrscht keine ordentliche Subordination mehr, daher denn auch nun die fortwährenden Zwiste und Intriguen gegen den Generalcapitän von Seite aller derer, denen er es nicht nach dem Sinne macht; ein Zustand, der weit schädlicher auf jene Besitzungen seinen Einfluß äußert, als der frühere Despotismus der Generalcapitäne. Unter der Finanzjunta stehen besonders die Zollhäuser, welche die vorzüglichsten Quellen der Einnahmen abgeben. —

Das geistliche Regiment führt ein Administrator der Prälatur, der in den letzten Zeiten den Titel Bischof führte, und dessen geistliche Gerichtsbarkeit sich nun so weit erstreckt, um Heurathsdispensationen zu ertheilen bei Verwandtschaften im dritten und vierten Grade. Mit noch einigen Beisitzern formirt er eine geistliche Kammer, und hat das Recht die weltgeistlichen Stellen zu besetzen und die Ordensbrüder als Missionäre dahin zu versetzen, wo geistliche Stellen vacant sind, auch denselben kanonische Strafen bei Vergehen zuzuerkennen. Sowohl dieser Administrator, so wie die Vicarien haben fixe Besoldungen, allein dieselben sind so gering, daß sie nicht sechs Monate davon leben können, weßhalb sie denn auf allerhand Nebenverdienste denken müssen, die nicht immer auf dem rechtlichsten Weg erlangt werden. Außerdem daß die Geistlichen in den ostafrikanisch-portugiesischen Besitzungen nicht nur die ignorantesten Menschen von der Welt sind — denn ein wissenschaftlicher und rechtlicher Mann versteht sich nicht dazu nach Afrika zu gehen — sind sie überdieß auch die lasterhaftesten Menschen, die nur ihren Leidenschaften fröhnen und denen die Religion oft zum Deckmantel dienen muß.

Die Bevölkerung der Stadt Mozambique, welche aus nur wenigen Europäern, vielen Mestizen, Negern, Kaffern, Banianen aus Diu und Damao, einer großen Menge Arabern aus Maskat, Zanzibar, Quiloa, Mombaça, Madagascar und den comorischen Inseln bestehen, ist unmöglich genau anzugeben, da die meisten sich nur temporär und des Handels wegen hier aufhalten, übrigens daselbst auch keine Registerbücher über Verstorbene und Geborne geführet werden, was nur unter den Christen einzuführen möglich wäre. — Im Jahre 1829 existirten daselbst 59 Banianen mit ihren männlichen erwachsenen Familien, die zusammen aus 112 Köpfen bestanden, denn Weiber und Kinder bringen dieselben nie aus Asien mit. Es fanden sich damals auch 507 Mauren, Weiber und Kinder eingerechnet, wovon 261 männlich und 247 weiblich waren. Die eigentliche Stadt hat nur 150 Häuser, die von 357 Christen bewohnt wurden, worunter 90 Weiße, die übrigen alle farbig, Schattirungen bis zum Schwarzen. Außer den weißen Christen müssen dazu auch unter den Soldaten und Officieren der Garnison ungefähr 200 Köpfe gerechnet werden, eine Zahl, die aber stets sehr variirt, und im Jahre 1824 nur 19 betrug. Sklaven, theils in der Stadt, theils in den Landhäusern, welche hier Granjas heißen, zählte man 5000 beiderlei Geschlechts nebst Kindern, so daß also die ganze Bevölkerung, mit Ausschluß des Militärs, ungefähr 5619 Köpfe in jenem Jahre betrug. Ob die Mauren und Banianen, deren beinahe noch einmal so viel als Christen waren, auf offener Straße logirten oder in Häusern wohnten, läßt Senhor Botelho ganz unberührt, und somit bleibt man wieder im Dunkeln über die Häuserzahl der Stadt, wovon nur die der Christen angeführt zu seyn scheinen.

Nachdem die Portugiesen Herren von Indien waren, wurde Mozambique der Mittelpunkt des Handels zwischen Asien und Afrika; Mozambique verband Portugal mit Arabien, Persien und China, wozu besonders der gute Hafen beitrug, der auch allen andern Nationen verschlossen blieb, und so lange, bis D. Joao VI mit seiner Familie nach Brasilien flüchtete. Der ausschließliche Handel portugiesischer Schiffe mit afrikanischen Producten erreichte hiemit sein Ende. Von Goa aus wird noch jetzt jährlich ein Schiff der Krone, in welchem die Kaufleute ihre Waaren laden, nach Mozambique geschickt, und bringt dann als Rückfracht Elfenbein, Gold, Sklaven und Schildkrot. Von Damao wird in derselben Absicht ein anderes Schiff von den Kaufleuten befrachtet, so wie auch eines von Diu. Bis zum Jahre 1807 hatten die Kaufleute von Rio de Janeiro und Bahia verschiedene Factoreien in Mozambique, welche besonders Handel mit Sklaven nach Ile de France trieben. Aus Havana und Bourbon kommen oft Schiffe mit spanischen Duros (Speciesthalern) beladen, und unter Vorwand der Ausbesserung der Schiffe kaufen sie für baares Geld Sklaven, Elfenbein, Gold und Schildkrot. Der freie Handel, die Tractate von 1810 und 1815, die Einschränkung des Sklavenhandels, vernichteten beinahe ganz den portugiesischen Handel in Ostafrika, und besonders in Mozambique. Nur der Handel mit Rio de Janeiro erhielt sich noch, welches jährlich 14 bis 16 Schiffe dahin sandte, welche im Mai ankamen und im October wieder absegelten. Elfenbein allein, welches jährlich durch die Banianen von den Mojans und Macuas eingetauscht wird, beträgt gegen 4000 Centner portugiesischen Gewichts. Dasselbe geht von Mozambique nach Damao und Diu, von da nach Surate und Bannagar bis nach Guzerate.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Vulcanische Ausbrüche in Mittelamerika. Das Echo du Monde Savant vom 27 Julius theilt nachstehenden Auszug eines Briefes aus Centralamerika vom 1 April d. J. mit: „Die Stadt San Salvadore de Guatimala, der Sitz der Regierung, ist im größten Schrecken, und steht vielleicht auf dem Punkte, verschlungen zu werden. Seit dem 21 März lassen sich furchtbare Erdstöße spüren, besonders furchtbar waren die Tage des 21 und 27. Ein Berg ist eingesunken und hat ein Dorf mit seiner ganzen Bevölkerung mit hinabgerissen. Der Lauf eines Flusses ist aufgehalten. Auf dem Gebiete der Stadt hat sich der Boden allenthalben gespalten, und die Bevölkerung lagert auf den Feldern, um nicht von den allenthalben einstürzenden Mauern erschlagen zu werden. Die Erde ist in fortdauernder Bewegung, und ein fruchtbares unterirdisches Geräusch, das kein Ende nehmen will, scheint anzukündigen, daß ein Vulcan sich an der Stelle der Stadt erheben wird. Der Schrecken ist allgemein. Das Haus des französischen Consuls ist eines von denen, die am meisten gelitten haben."

Ein Manuscript als Fideicommiß. In dem Schlosse Belöil im Hennegau ist eine höchst werthvolle Bibliothek, in welcher sich ein Manuscript befindet, wofür ein früherer Fürst von Ligne 11,000 Goldthaler ausgeschlagen hat, die ihm Kaiser Rudolph II bot. Es enthält die Leidensgeschichte Jesu; die Linien und die einzelnen Buchstaben sind à jour durchschnitten, wie Spitzen. Das Manuscript soll Heinrich VII und VIII von England, so wie auch Maria Stuart gehört haben, und kam dann an das Haus Ligne, in welchem es ein Fideicommiß bildet. (Echo du Monde Savant vom 27 Julius.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 221.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 August 1839.

Ueber die heutige Provence.

I.

Avignon, Mai 1839.

Die Masse der Provençalen ist äußerst beweglich, leicht aufzureizen und von cholerischem Charakter: sklavisch ausdauernde Arbeit ist ihr verhaßt; ein Bauernleben voll seroiler Anstrengung, wie etwa in vielen Gegenden selbst das deutsche, ist ihr ein Gräuel. Sprüchwörtlich heißt es: „Wenn man durch Arbeit reich würde, so trügen die Esel einen Sattel von Gold!" (Se per trabaillar l'on venie riche, lous azes pourtarien lou bast d'or). Damit will ich keineswegs sagen, daß der provençalische Bauer dem Lazzaroni gleicht, nein, er ist thätig, aber aus leidiger Resignation; nur weil ihn die Erfahrung gelehrt hat, daß man in warmer Zeit die Hände rühren muß, um in kalter nicht zu verhungern, daß „dem faulen Arbeiter die Ratten den Samen fressen" *) und daß Arbeit wirklich ein Schatz ist.

„Fette Erde macht den Menschen faul!" (lou pays gras fa l'home pervous). Doch, durch den üppigen Boden ist es der Provençale nicht geworden, zumal nicht der Einwohner des Departements der Rhonemündungen, das beinahe drei Fünftheile unfruchtbare Oberfläche hat. Das Auge fühlt sich ermüdet durch diese öden Felsen, von deren Nacktheit der Sonnenstrahl brennend zurückprallt, die keine Wolke mehr anzuziehen vermögen. Die tiefern obern Partien des Bodens sind nur allzu oft so sehr mit Kieseln übersäet, daß der Pflug nicht einzudringen vermag. Der Humus wird durch die Entholzung der Berge, durch die deßhalb überhand nehmenden Stürme davon getragen und durch Wildströme weggespült, so zwar, daß die wilde, ungezügelte Natur über das ungenügende Werk der Menschenhand zu triumphiren scheint. — Jeder einheimische Mann von Fach fühlt dieß nur allzu sehr, und Graf von Villeneuve, der hochverdiente frühere Präfect dieses Departements, nahm keinen Anstand, solche Klagen auf energische Weise verlauten zu lassen. **)

In unsern Tagen und zunächst auch um Marseille, wo Handel und Fabriken so viele Hände in Anspruch nehmen, wird der Ackerbau immer mehr vernachlässigt, den man für die letzte aller Beschäftigungen und mit Verachtung über die Achsel ansieht. Selbst der Finanzminister sah sich gezwungen, in der Deputirtenkammer (am 23 Mai 1837) auszurufen: Un des grands inconvéniens de l'agriculture en France est que l'agriculture n'est pas généralement estimée, et que beaucoup de personnes regardent comme au-dessous d'elles la profession de l'agriculteur. Fenelon war anderer Meinung, denn schon er behauptete: L'agriculture est la richesse des nations. Frankreich, eigentlich doch vor Allem ein ackerbauender Staat, sollte dieß wieder mehr beherzigen, als es seit der Revolution geschieht. Spanien hat eine ähnliche Regel vergessen und ist dadurch mit in Elend versunken. Nach der Entdeckung von Amerika trugen die spanischen Bauern seidene Kleider, da sie plötzlich durch vieles Gold geblendet wurden; ihre Ackergründe blieben unbebaut. Heut wird dieß, nebstbei aus ganz andern Gründen, mit jedem Tage ärger; bald muß das Land ohne Producte, mithin ohne Einnahme, ohne Geld, ohne Brod seyn. Will man in Frankreich ein ähnliches Resultat erleben?

In der Provence und dem Languedoc hatte der Ackerbau, der in den übrigen Theilen Frankreichs allzulange Zeit durch Feudaldespotismus und Bürgerkriege zurückgedrängt wurde, allerdings schon früh Hülfe und Schutz gefunden. Eine beständige Commission diente sonst als Vermittlerin zwischen den Landbebauern und der öffentlichen Verwaltung. Doch reichen die Ruralgesetze auch hier nur bis in die Tage Heinrichs IV hinauf; sie wurden später durch Richelieu vernachlässigt und durch Colbert beeinträchtigt, der dem Ackerbau den Handel vorzog. Erst dem Sturze von Laws Banksystem war es vorbehalten, die Oekonomisten wieder zur wahren Quelle des Wohlstandes zurückzuführen, und die Provincialverwaltungen trugen damals kräftig zu dieser Rückkehr bei.

*) Sprüchwort.

**) Unter andern in seiner Statistique des Bouches du-Rhone, wo es heißt: Nous n'avons pas de blé pour notre nourriture, la terre manque à nos bras, nos rochers sont à peine suffisantes pour contenir et nourrir nos vignobles; les graviers et les débris des montagnes, liés par quelques atomes de terre, nous procurent l'olive, l'amande, la figue et la câpre; tout le reste est nud ou marécageux.

Digitized by Google

Die heutige Vertheilung oder Zersplitterung des Eigenthums in kleinere Parcellen hat die Cultur allerdings thätiger und sorgfältiger gemacht. Die Entlassung der kaiserlichen Armeen, die Revolutionen selbst, haben das offene Land mit hellsehenden, unternehmenden Menschen bevölkert; aber diese Elemente des Erfolgs sind allzuoft durch die Fehler der Staatsverwaltung, durch die Mißgriffe der neuesten Gesetzgebung fruchtlos gemacht. Man hat in Paris eine Centralgesellschaft, ein Generalconseil für den Ackerbau; es ist die Spitze des Gebäudes, doch die Basis, die Localvereine, welche allein Vertrauen verdienende Materialien und Documente liefern könnten, wo soll man sie suchen? Jedes der 86 Departements von Frankreich zählt Einen Correspondenten. Glaubt man sich durch so ungemein beschränkte Mittel schmeicheln zu können, über alle nöthigen Einzelnheiten und ihre Anwendung Aufklärung zu erhalten? Es fehlt den Provinzen alles selbstständige Leben; Paris hat auch in dieser Hinsicht Alles an sich gerissen; es saugt an dem Mark der Provinz, um endlich einen siechen Körper, wenn keinen Cadaver, zurückzulassen. — Wie so anders ist dieß glücklicherweise in Deutschland, das von Frankreich endlich mit Muth und Selbstverläugnung nachgeahmt werden sollte. Wie ist das interessante Land zu bedauern, keinen einzigen Mann aufweisen zu können, wie es — um in dieser Specialität zu bleiben — Erzherzog Johann ist, und zwar schon durch die Stiftung und weise Leitung seiner steyermärkischen Ackerbaugesellschaft und ihrer 30 Töchterinstitute!

Auf welcher Stufe die Kenntniß des Acker- und Gartenbaues in Frankreich steht, beweist, ich sollte glauben, zur Genüge unter andern schon jene eben so lächerliche als famöse Mystification mit dem Riesenkohl. Ein Pariser Mützenfabricant nimmt für 10 Franken gewöhnlichen Kohlsamen, läßt Anzeigen zu Hunderttausenden drucken, und verkauft bald durch das ganze Land seine Entdeckung des chou colossal mit solchem Erfolge, daß er fünf Millionen gewinnt, noch ehe man Zeit findet, ihn seines kolossalen Betruges wegen vor Gericht zu stellen. Wahrlich, ein Puff ohne Gleichen in der agronomischen Welt!

Das Reisen in Ungarn.

(Fortsetzung.)

Man frägt vielleicht, ob eine solche Straße viel befahren wird? Als Antwort dient darauf: daß stets eine Menge Fuhrwerk darauf geht, daß sie aber insbesondere zur Zeit der Pesther Märkte mit solchen bedeckt ist, indem aus der ganzen nordöstlichen Gegend Ungarns, nicht minder aus Gallizien, die Producte auf derselben nach Pesth geschafft werden.

Aber vielleicht ist es unmöglich, Material zum Bauen und Bessern dieser Straße herbeizuschaffen? Mit nichten! In nicht gar weiter Entfernung ist es zu finden, und es bedarf nur des ernsten Willens, um dem Uebelstande abzuhelfen. Was am meisten auffällt, ist das, daß gerade der Pesther Comitat sich in seinen schlechten Wegen auszeichnet. Dieß geht so weit, daß er schon von den andern öffentlich getadelt und verspottet worden ist, ohne daß dieß irgend einen guten Erfolg gehabt hätte. In dem daran stoßenden Heveser Comitat geht auch alsbald ein besserer Weg an, und was dort noch in argem Zustande war, das wird in diesem Jahre vollends gebaut. Machte man nicht in Deutschland gleiche Erfahrungen, man würde es kaum glaublich finden, daß in einem und demselben Lande die Kreis- und Districtsverwaltung so verschieden seyn könnte.

Das Uebel der Wege zu vermehren kommt noch hinzu, daß die Brücken meistentheils so schlecht sind, daß man nicht selten Leibes- und Lebensgefahr auf denselben ausgesetzt ist. Gleichsam als ob hierin sich keine etwas gegen die andere herausnehmen wollte, kam es in diesem Frühjahre sogar auf der Schiffsbrücke zwischen Pesth und Ofen vor, daß unter einem mit Baumaterialien beladenen Wagen einige Tramen brachen, und dieser hinab, glücklicherweise aber in einen Kahn stürzte. — Wie viele Brücken habe ich nicht getroffen, wo Bohlen durchgetreten waren, oder diese so schütter lagen, daß die Pferde nur mit Mühe darüber kommen konnten.

Und noch eines ist bei der Schlechtigkeit der Wege anzuführen, das ist der Mangel an Wegweisern und Meilenzeigern. Da mögen Hauptstraßen sich scheiden, oder Nebenwege von denselben abgehen, nirgends ist auch nur eine Idee von einem Wegweiser. Dieß ist insbesondere schlimm für den Fremden, welcher der Landessprache nicht kundig ist, und also nicht genau fragen kann. Freilich wäre im Anfange wohl zu fürchten, daß die Rohheit sich an den Wegweisern, wenn man welche setzte, vergreifen würde; aber kommt dieß anderwärts nicht auch vor? Man dürfte nur im Wiederaufrichten nicht ermüden, und die Sache würde in kurzer Zeit Bestand bekommen.

Ich gehe zum zweiten Wehe, d. i. zu den Wirthshäusern. Es ist ein alter bestätigter Satz, daß zur Annehmlichkeit oder auch zur Ausgleichung für manche Beschwerde und vielfaches Ungemach, was mit dem Reisen verknüpft ist, gute Wirthshäuser und Gasthöfe erforderlich sind. Was zuerst die Bequemlichkeit in denselben anbelangt, so bleibt da mitunter so viel zu wünschen übrig, daß man am Ende alles Wünschen vergißt, und nur froh ist, wenn man nicht allzusehr mit Unsauberkeit zu kämpfen hat. Ueber den Tisch hat man im Allgemeinen weniger zu klagen, und wenn man sich nur erst ein wenig an die ungarische Küche gewöhnt hat, so findet man sie gut, und insbesondere die Speisen meistentheils sehr kräftig. Obgleich nun aber so Manches an Bequemlichkeit in den hiesigen Einkehrwirthshäusern fehlt, so findet man dennoch auch auf dem Lande fast überall eingerichtete Extrazimmer; wenigstens ist dieß an den großen Landstraßen der Fall. Um die Betten steht es freilich nicht überall am besten. Das hat aber seinen guten Grund, denn es führen die meisten inländischen Reisenden ihre Betten bei sich, so daß man gewöhnlich, wenn man ein Zimmer fordert, gefragt wird, ob man auch ein Bett verlange. Gut ist es daher, wenn man sich wenigstens mit einigen reinen Leinenzeugen und einer Decke versieht, die man mit sich führt, was man freilich nur alsdann ohne Unbequemlichkeit thun kann, wenn man im eigenen Wagen reist. Wer jedoch nur nicht verwöhnt ist, der richtet sich am

Digitized by Google

Ende auch hier ein, fordert ein reines Leintuch zum Ueberbreiten über das eben nicht sehr einladende Bett, deckt sich mit einem seiner Kleidungsstücke und schläft, wenn er müde ist, woran es bei schlechtem Wege nicht fehlt, recht gut.

Für den Deutschen ist es ein erfreulicher Ton, wenn er im fremden Lande seine Muttersprache hört, und er vergißt und übersieht darüber manche Mängel. Die Einkehrwirthshäuser an den großen Landstraßen sind in ganz Ungarn häufig von deutschen Wirthen besetzt, was den Reisenden vorweg schon günstig stimmt. Betritt er nun auch das mit ärmlichen Meubles besetzte Gemach, und blicken ihn in demselben die schmutzig grauen Wände an, so übersieht er dieß leicht, bestellt sich sein Nachtmahl, trinkt, wenn er ihn haben kann, einen guten Wein dazu, unterhält sich mit dem Wirthe, und wirft sich sodann in Morphens Arme.

Aber wie steht es früh, wenn er abreisen will, um die Zeche? — diese ist, wenn wir sie nach den Sätzen in Deutschland beurtheilen, sehr mäßig, obgleich sie nach ungarischen Verhältnissen für hoch gelten muß. Der Umstand, daß auf dem Lande und in den kleinen Stadten die Wirthshäuser sämmtlich herrschaftlich und verpachtet sind, und daß man die Summe bei jeder neuen Verpachtung durch Licitation immer höher schraubt, macht, daß die Wirthe trachten müssen, zu ihrem Gelde zu kommen, was sie nur durch Uebersetzung der Gäste können. Hierin geht die Hauptstadt Pesth mit gutem Beispiele voraus, wo ebenfalls die meisten Gasthöfe verpachtet sind. Hört man, daß es dort deren gibt, welche eine jährliche Pacht von 15,000 Gulden Conv. Münze zahlen, so kann man sich einen Begriff machen, wie die Contos der Gäste ausfallen, zumal wenn man hört, daß die Wirthe dabei noch reich werden. Man könnte dieß mit einigem Fuge eine Nachbesteuerung der ehemals in Ungarn herrschenden Gastfreundschaft nennen, welche bald anfangen wird, nur noch eine historische Erinnerung zu seyn.

Das dritte Wehe liegt in der Witterung. In wenigen andern Ländern Europa's setzt diese dem Reisenden so zu, wie in Ungarn. Schneller Wechsel von Sonnenschein und Regen, von Wärme und Kälte, von stiller Luft und Sturm sind so bekannte Dinge, daß der Inländer auf jeder Reise sich für alle diese Fälle vorsieht. Der ächte Ungar nimmt daher auch mitten im Sommer seine Pelzbunde mit, wohl wissend, daß, wenn ihn auch heute die Sonne halb brät, er jene vielleicht morgen schon nöthig hat, wenn er nicht frieren will. Ueberdieß liebt er es auch, viel in der Nacht zu reisen, wo es oftmals empfindlich kühl ist, wenn gleich schwüle Nächte im Sommer an der Tagesordnung sind. Der schnelle, ja oftmals plötzliche Temperaturwechsel ist Ursache von einer eben so schnell sich ändernden Witterung. Zuweilen wird man vom Regen überrascht, wo man es gar nicht ahnete, und ein Gewitter fängt an, sich zu entladen, wo man vor wenig Minuten nur einige kleine Wolken beobachtete. Ein Gleiches, und aus denselben Ursachen hervorgehendes, ist der nicht selten urplötzlich entstehende Wind, wozu auch noch die Wirbel gehören, von denen man alsdann umtanzt wird. Hagel- und Wolkenbrüche gehören insbesondere in und an den Gebirgszügen gar nicht zu den Seltenheiten, und die damit verbundenen Ueberschwemmungen setzen den Reisenden nicht selten in große Verlegenheit. Komme ich einmal auf diese, so bemerke ich zugleich, wie das Austreten der Ströme und Flüsse, vornehmlich im Frühjahre, denselben oft genug zwingt, große Umwege zu machen, um das Ziel seiner Reise zu erreichen. Bekanntlich sind manche Gegenden Ungarns schon oftmals von Erdbeben betroffen worden. Untersucht man die Erd- und Bergformation dieses Landes auch nur oberflächlich, so findet man in dieser Beziehung J. F. Hugi's Theorie über die Erdbeben vollkommen bestätigt, nach welcher nämlich ihre Grundursache in den Einwirkungen der Atmosphäre auf die Erdschichten liegen soll. In einer ähnlichen Wechselwirkung hat auch unstreitig der häufige rasche und auffallende Witterungswechsel seinen Grund.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen eines serbischen Castells in Macedonien.

(Aus Boué's Reisen.)

Obgleich die Zeit und die zerstörenden Hände der Türken und der Nomaden des Mittelalters so wenig Reste römischer und griechischer Gebäude übrig gelassen haben, so findet man doch noch viele alte serbische Kirchen und Castelle. Ein gothisches Castell steht zu Prisrend in Macedonien, einst der Sitz der serbischen Könige. Zu Perlepe in Macedonien finden sich auf einem höchst eigenthümlich gestalteten Granitberge die Ueberreste des großen Castells des Marko Kraiowitsch, eines der berühmtesten serbischen Helden. Der ganze Gipfel des Berges, der sich etwa 280 bis 300 Fuß über die Ebene erhebt, war mit einer hohen steinernen Mauer eingeschlossen, und es befanden sich daselbst zur weitern Vertheidigung des Platzes wenigstens fünf viereckige Thürme, deren Ueberreste noch auf fünf Hügeln bei dem Thore der Festung zu sehen sind. Der Boden ist durch einen schmalen Hohlweg getheilt, an dessen einer Seite zwei und an der andern Seite die übrigen Thürme, so wie die Ueberreste von sieben bis acht Gebäuden stehen, nämlich das Schloß mit einem kleinen Garten, die Ställe, eine kleine Capelle am Rand eines Abhanges, ein Zufluchtsthurm mit einem in den Felsen gehauenen Zimmer und Kamin u. s. w. Man sieht noch die in Stein gehauenen Stufen, die als Treppe dienten, und vielleicht einst mit Holz bedeckt waren. Der höchste Thurm ist schwierig zu erreichen, da die Stufen zum Theil fehlen. Die Citadelle hatte nur ein Thor, und zwar an der Seite nach Perlepe hin; der Eingang zu demselben wurde durch einen großen viereckigen Thurm vertheidigt, in welchem sich die einzige auf dem Berge vorkommende Quelle befand. Von dem Gipfel des Berges hat man eine weite Aussicht über das Land, welches gegen Norden, Osten und Westen gebirgig, gegen Süden aber flach ist.

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Mozambique.

(Fortsetzung.)

Nun noch Einiges über den öffentlichen Unterricht, Gewohnheiten, Klima u. s. w. Die Unwissenheit, in welcher hier die Menschen, nicht

Digitized by Google

nur die Kaffern, sondern auch die Abkömmlinge der Europäer, leben, ist über alle Beschreibung groß; nicht daß es ihnen an Talenten fehlte, wohl aber an Unterricht in allen Anfangsgründen. In den ganzen weitläufigen Besitzungen der Portugiesen existiren kaum zwei Schulen, um Lesen und Schreiben zu lernen, die eine in Mozambique, die andere in Quillimane, deren Lehrer aus Goa gebürtig, und folglich eben so unwissend in der Sprache, wie die Schüler sind. Um Verbesserung der Schulen hat sich das Gouvernement nie bekümmert, tüchtige Lehrer mit einem anständigen Gehalt aus Portugal dahin zu senden, ist ihm noch nie in den Sinn gekommen. Um aber einigermaßen die Instruction dort zu befördern, hat man vor einigen Jahren den Vorschlag des Ministeriums in den Cortes angenommen, in Lissabon ein afrikanisches Institut zu stiften, worin zehn junge Afrikaner erzogen werden sollen, um künftig in ihrem Vaterlande Lehrstellen zu bekleiden. Diese jungen Leute sind auch wirklich seit längerer Zeit hier angekommen und werden auf Staatskosten erzogen. Ob sie nach Vollendung der Erziehung in einer Residenz aber auch noch Lust behalten werden, die Schulmeister unter Kaffern zu seyn, möchte man wohl bezweifeln, und es ist vorauszusehen, daß die Absichten des Gouvernements an der Ungebundenheit und dem freien Willen jedes Einzelnen hier scheitern. — Die Trachten in Mozambique der vornehmern Classen sind ganz europäisch, und jede neue Mode wird mit Gold anfänglich aufgewogen, ungeachtet dieselben so ziemlich verspätet dort ankommen. Die Männer im Durchschnitt sind fleißig und arbeitsam, die Weiber dagegen müßig und faul, stets umgeben von ihren Sklavinnen nach arabischer Sitte. Im Innern des Hauses, und folglich in ihrem Negligée, tragen sie nach Art der Negerinnen die Arme ganz nackt, und um den Hals binden sie ein großes Tuch von Kattun oder Seide, welches sie ganz umgibt, bis auf die Mitte der Beine reicht, und mit einer starken silbernen oder goldenen Schnur um die Hüften festgehalten wird. Wenn sie ausgehen, kleiden sie sich ganz europäisch, und lassen sich von vier Negern in einem Palankin tragen, begleitet von allen Sklavinnen, die mit Gold, Perlen und Edelsteinen prangen. Hierin setzen sie ihren ganzen Stolz. Selten erscheint das weibliche Geschlecht öffentlich, und sie sind dann äußerst befangen in ihrem ganzen Benehmen, so wie in ihrer Sprache. Sie speisen nie in Gemeinschaft mit den männlichen Gliedern der Familie, und ziehen die Gesellschaft ihrer Negerinnen vor. Die Männer lieben einen guten Tisch, sind zwar keine Feinschmecker, allein Vielesser. Die größte Mannichfaltigkeit von Speisen wird aufgetischt, und nach asiatischer Art alles mit den stimulirendsten Gewürzen. — Die Banianen tragen sich ganz orientalisch, und unterscheiden sich von den Bewohnern der Küste von Guzerate nur darin, daß sie keine Beinkleider haben und im Winter ein langes rothes Oberkleid als Unterscheidungszeichen ihrer Kaste tragen. Den Kopf schmücken sie mit einer Art Turban, ihre Schultern mit einem großen oft sehr weiten Shawl. Sie essen von keinem Thiere, tödten keines, selbst nicht das geringste Insect, und ernähren sich meistens von Milch; doch trinken sie kein Getränk, was einer Gährung unterworfen war. Ihre Religion ist die des Confucius mit Pythagoräischen Grundsätzen untermengt. — Die Heiden, von den Portugiesen Gentios genannt, befolgen die Lehren des Zoroaster, untermengt mit mohammedanischem Glauben. Diese genießen alle Fleischarten, mit Ausnahme dessen von wiederkäuenden Thieren und dem Schweinefleisch; sie trinken keinerlei Art geistiger Getränke, tödten auch kein Thier, weil sie an Seelenwanderungen glauben. — Die Mauren, os Mouros, sind bekanntlich Mohammedaner, und nähern sich in ihren Gewohnheiten mehr den Asiaten, halten sich aber nicht so abgesondert, sondern leben familiär mit allen, und geben sich auch zu allen Arbeiten her, für den Seedienst, als Soldaten, zur Fischerei und häuslichen Beschäftigungen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Vampyr in England. Kürzlich wurde ein ächter Vampyr nach London gebracht. Die Menge drängte sich auf das Schiff, um dieß seltene Thier zu sehen, über welches so furchtbare Sagen umlaufen. Man brachte es in die Gärten von Surrey, wo es vorerst bleiben soll. Das Thier ist von der Art, wie man sie auf Sumatra findet; sein Anblick ist widerlich, und es rechtfertigt vollkommen den Namen, welchen ihm Linné gegeben hat: vespertilio spectrum (die gespenstische Fledermaus). Es bleibt beständig oben an seinem Käfig hängen, wo es sich mit seinen ungeheuren Krallen am Ende der Flügel festhält. Den Kopf läßt das Thier hängen, und man sieht darin seine Augen, die einen außerordentlichen Glanz haben, herumrollen. Azara, der bekannte Naturforscher, behauptet, der Vampyr halte Pferde, Maulthiere und Esel an; das Thier, welches er angreift, stirbt gewöhnlich am Krebs. Derselbe Naturforscher behauptet, er sey während seiner Reise auf dem Felde oft Nachts von diesem Thiere gebissen worden; man fühlt die Wunde im Augenblick, wo sie gemacht wird, nicht, weil der Vampyr ganz sanft die Blutgefäße der Haut aussaugt, ohne die Venen und die Arterien anzugreifen, und weil er während des Saugens durch das Schwirren seiner Flügel den Menschen in Schlummer bringt. (Engl. Bl.)

*

Ungeheure Briefzahl in London. Nach dem Globe war am 15 Julius die Zahl der Briefe, welche durch die Post gingen, zahlreicher als je; ihre Anzahl betrug über 90,000, und das Porto 4050 Pfd. St., was um 550 Pfd. die bisherige stärkste Einnahme an Einem Tage überschreitet. Diese ungeheure Zahl Briefe kam daher, daß die indische Post, die aus den Colonien und vom Continent, so wie die Briefe aus England, Schottland und Irland zusammentrafen. Um diese Briefe auszulesen, waren 200 Angestellte 5 Stunden lang ununterbrochen beschäftigt.

*

Makrelenfang im Yeomy. Vom 11 April bis 5 Julius kamen 60 große Fahrzeuge vom Makrelenfang zurück, und brachten 2.740,455 gesalzene Fische mit, die im Durchschnitt 15 C. das Stück kosteten, so daß der Ertrag 411,065 Fr. ausmachte. (Franz. Bl.)

*

Das Turnier zu Eglington Castle. Es ist entschieden worden, daß bei diesem Turnier, dessen wir schon wiederholt gedacht, die edlen Herren und die edlen Damen, als ächte Nachkommen der Normannen, sich nur der französischen Sprache bedienen sollen (wie dieß bekanntlich der König im Parlament bei manchen Gelegenheiten auch thut).

*

Entdeckung einer neuen Insel in der Südsee. Capitän Wood vom Schiff Richmond hat unter 15° 57' S. B. und 175° 25' W. L. (Gr.?) eine ziemlich große, mit Wald bedeckte und, wie es scheint, wohl bevölkerte Insel entdeckt. (Echo du Monde Savant. 29 Junius.)

München in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 222.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 August 1839.

Aphorismen über den Orient.

Die Engländer als asiatische Macht.

Die Engländer sind die factischen Beherrscher der ganzen vorderindischen Halbinsel, ja ihre Macht erstreckt sich seit einiger Zeit auch schon in die hinterindische Haldinsel hinein; doch haben wir es mit dieser letztern hier nicht zu thun, sondern nur mit ihren westlichen Verhältnissen. So lange kein engerer politischer Zusammenhang zwischen der Türkei, Indien, Persien, Aegypten und Rußland bestand, so lange war Indien eine englische Colonie, wie jede andere, wo sich in früheren Zeiten die Coloniendesitzenden Staaten Europa's bekämpften, jedoch ohne weitere Consequenzen für Europa. Jetzt ist dieß anders: Rußland, Persien, Bukhara, Khiwa, Afghanistan, Brittisch-Indien, Aegypten und die Türkei sind Staaten, die wesentlich auf einander einwirken, und keinen bedeutenden politischen Schritt thun können, ohne daß die übrigen wesentlich davon afficirt würden.

Es würde zu weit führen, wenn wir jetzt in die Entstehungsgeschichte der gegenseitigen Verhaltnisse eingehen wollten, und wir begnügen uns, hier zu wiederholen, daß die Unternehmung des Schahs von Persien gegen Herat den großen Wendepunkt bildet, an den sich die neuere Lage der Dinge anschließt, und aus dem sie auch hauptsächlich entsprungen ist. Wir müssen hier auf den Artikel: Die Stellung Persiens (Jahrgang 1837, Nr. 91 f.) zurück verweisen, wo wir aus dem englischen Werke: Russia's progress in the East die Herat betreffende Stelle anführten, die sich in wenigen Worten auf Folgendes reduciren läßt: „So lange Rußland Herat noch nicht in Besitz hat, ist seine Einwirkung auf Indien so ziemlich Null, sobald es aber mittelbar oder unmittelbar Herat besetzt hält, so hat es den Hebel in der Hand, vermittelst dessen es den Bau der englischen Herrschaft in Indien erschüttern und stürzen kann, denn nicht nur erhält jeder Aufstand, jede Bewegung in Indien ein ganz anderes Gewicht, wenn eine solche Macht, wie Rußland, im Hintergrunde steht, und sie unterstützen kann, sondern Rußland ist dann auch im Stande, in viel kürzerer Zeit Indien anzugreifen, als England ums Cap der guten Hoffnung herum Truppen dahin bringen kann." In diesem Satze liegt das ganze Geheimniß der Intriken und Bewegungen in Asien seit mehreren Jahren.

Seit Persien, durch Rußland aufgemuntert, Herat ernstlich bedrohte, sind auch die beiden wahren Gegner, Rußland und England, als deren verlorene Schildwachen der Schah von Persien und der Fürst von Herat betrachtet werden müssen, einander immer näher unter die Augen gerückt, und werden sich in nächster Zukunft im schwarzen Meere oder in den Dardanellen begegnen, wenn nicht, was kaum glaublich ist, Rußland zurückweichen und mit Einem Schlage die Frucht zwanzigjähriger Arbeit und Anstrengung verlieren will.

So wie Rußland und Persien Herat näher rückten, wurde es für England von der höchsten Nothwendigkeit, einen kürzern Weg nach Indien zu finden, als den um das Cap der guten Hoffnung. Der Weg über Aegypten war der bequemste, und dieser sollte eingeschlagen werden, aber Mehemed Ali weigerte sich, und so galt es, ihn zu zwingen. Hier entwickelt sich Englands Plan: um einen Vorwand gegen ihn zu haben, benutzte die englische Regierung den Haß des Sultans gegen Mehemed Ali, und schloß einen Handelsvertrag mit dem erstern ab, dessen einzig wichtiger Punkt die Abstellung der Monopole im ganzen türkischen Reiche war. Da Mehemed Ali noch immer nominell der Vasall des türkischen Reichs ist, so mußte er sich einem für dessen ganzen Umfang geltenden Vertrag unterwerfen, und im Weigerungsfalle sollte er durch den Sultan und mit Beihülfe der Engländer dazu gezwungen werden. Der Verlust seiner Monopole aber war für Mehemed Ali der Verlust seiner Macht, und von dem Augenblick an war der Kampf unvermeidlich. Mehemed Ali erkannte recht wohl, daß er sich gegen die Engländer mehr als gegen die Türken rüsten müsse, und betrieb den Marsch seines Heeres durch Arabien an den persischen Golf, um sich hier festzusetzen, einerseits damit ihm die Engländer nicht vom Euphrat stromaufwärts in die Flanke kommen könnten, andererseits, um von Mesopotamien aus das Taurusgebirge zu umgehen, und desto leichter über Diarbekir, die große Heerstraße nach Kleinasien, vordringen zu können. Sobald diese Bewegung Mehemed Ali's offenkundig wurde, gab

Digitized by Google

der Sultan Befehl, in Syrien einzurücken, und die Engländer rüsteten sich, ihn auf jede Weise zu unterstützen.

Die Stellung Englands war im höchsten Grade unangenehm: im innern Asien wurde das Bündniß zwischen Rußland, Persien, Bukhara, Khiwa und Afghanistan immer enger, Herat wurde von allen Seiten bedroht, die Turkomanen suchten die von Herat noch abhängigen Districte in der Nähe von Balkh, nämlich Schidbergan, Andkho und Maimuna, zu erobern, und so das letzte Hinderniß, das einer allgemeiner Berennung Herats entgegenstand, aus dem Wege zu räumen, Persien rüstete gleichfalls gegen Herat, und sammelte ein Heer an seiner Westgränze, um bei dem ausbrechenden Kampfe zwischen Mehemed Ali und der Pforte auf alle Fälle gefaßt zu seyn, England aber mußte, wenn es sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, ein Heer von räuberischen Afghanen und Turkomanen in Indien zu sehen, wo eine gehelme Verschwörung die melsten Fürsten gegen die englische Macht verband, selbst den Krieg gegen Afghanistan beginnen. Hiezu kam noch, daß es in Europa selbst bei der Unterdrückung Mehemed Ali's von Seite Frankreichs auf Hindernisse stoßen konnte, und endlich eine Niederlage des türkischen Heeres durch die kriegsgeübten Schaaren Ibrahim Pascha's eine höchst wahrscheinliche Sache war. Die Stellung war äußerst kritisch, indem Rußland mit seinen Verbündeten vom schwarzen Meere bis an den Indus eine nur durch Herat unterbrochene Phalanr bildete, England aber seine Straße von Gibraltar über Malta nach Indien durch die Macht Mehemed Ali's unterdrochen sah; da trat mit einem Male ein unvorhergesehener Umstand ein, der dieselbe völlig änderte.

Der Sultan, der schon seit einem Jahre gekränkelt, wurde auf einmal bedenklich krank; bald erkannte man, daß an eine Erhaltung seines Lebens nicht zu denken sey, sein Tod aber nothwendig der russischen Partei in Konstantinopel das Uebergewicht geben müsse. Nun erfolgte eine gänzliche Umwandlung der Stellung Mehemed Ali's zu England. Schon lange bekämpften sich in England hinsichtlich der orientalischen Politik zwei Parteien: die Einen wollten wegen der Wichtigkeit Konstantinopels den Sultan auf jede Gefahr hin und zum Nachtheil Mehemed Ali's unterstützen, Andere aber, namentlich Waghorn erklärten, die Türkei sey nicht mehr zu halten, sie werde eine unfehlbare Beute Rußlands werden, man müsse sich mit dem mächtigen und aufblühenden Araberreich Mehemed Ali's verbinden, und von dort aus den Russen entgegen treten. Sobald des Sultans Krankheit keine Hoffnung mehr gab, erhielt diese letztere Ansicht das Uebergewicht: ein Bündniß Englands mit Mehemed Ali, der jetzt mit Einemmal sich geneigt zeigt, den Engländern den Durchmarsch durch Aegypten zu öffnen, wurde geschlossen, und Mehemed Ali nebst Ibrahim Pascha, als Großwürdenträger des türkischen Reichs, sollen nun an dessen neuer Kräftigung arbeiten. Die von dem neuen Divan abgefallene Flotte könnte, mit der ägyptischen und englischen vereinigt, plötzlich vor Konstantinopel erscheinen, die Feinde Mehemed Ali's, die man als russisch gesinnt entfernen würde, völlig stürzen, und eine neue Regierung unter dem Namen Abdul Medschids, aber mit Mehemed Ali's Geist und Kraft begründen. Dieß würde auf einmal dem erschlafften türkischen Staat ein neues Leben einhauchen, und er könnte noch einmal in den Stand gesetzt werden, in den Kampf mit Rußland zu gehen, vor welchem der Halbmond seit achtzig Jahren schon so weit zurückgewichen ist.

Das Reisen in Ungarn.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich nun kurz gesagt, welche Wehen zu erwarten und zu überwinden sind, wenn man in Ungarn reisen will, so komme ich zum zweiten:

Zu den verschiedenen Arten, wie man hier reist. Ein jeder kann sich alsdann die für ihn am bequemste und zuträglichste auswahlen.

Fußreisende trifft man in Ungarn nur selten; auch wahlt man diese Art hier in der Regel nur alsdann, wenn man durch Armuth dazu gezwungen ist. Daher trifft man auch fast niemals auf geniale oder sentimentale Wanderer, wie dieß in Deutschland so häufig der Fall ist. Die große Entfernung der Ortschaften eben so, als die Unsicherheit der Witterung, würden auch eine derartige Reise gar sehr verleiden. Zu solcher Verleidung würde auch noch ein anderer Umstand das Seinige beitr gen, nämlich die vielen Hunde, welche man in allen Ortschaften hält, und welche den Vorübergehenden anfallen und ihn weite Strecken begleiten. Da nun auf das erste Signal alsbald aus jedem Hause einige herausfahren, so bildet sich gar bald eine Meute, die den Fußgänger zu zerreißen droht, und deren er sich nur mit Mühe durch Steine und einen derben Stock erwehrt. Außer allem diesem trägt auch noch die oftmalige große Einsamkeit auf dem Wege viel zur Verleidung des hiesigen Fußreisens, so wie der Umstand bei, daß man einen jeden, welcher auf diese Weise reiset, für einen armen Schlucker hält, und als solchen behandelt.

Gewöhnlicher, als in den östlichen europäischen Ländern, ist in Ungarn das Reisen zu Pferde. An sich ist der Ungar ein geborner Reiter, und die schlechten Wege zwingen ihn, wenn er rasch vorwärts kommen will, zu dieser Art des Reisens. Da stößt man denn auch oft genug auf dergleichen, und sie zeigen mitunter sehr malerische und romantische Gestalten. Fast alle sind bewaffnet, theils aus Gewohnheit, theils wegen ihrer Sicherheit. Mann und Roß sind dabei ein Guß, und es scheint sie nur ein Geist zu beleben.

Mit der Post zu reisen, was jetzt in Deutschland wegen der damit verbundenen großen Bequemlichkeit, Raschheit und Billigkeit so sehr üblich ist, das kann man in Ungarn nur mit großen Beschränkungen, und auch nur auf den Hauptrouten mit einiger Bequemlichkeit und Schnelligkeit. So große und rasche Fortschritte aller Art Ungarn auch in neuerer Zeit macht so erstrecken sich dieselben doch auf das Postwesen noch wenig, und so unglaublich es auch scheinen mag, so ist es doch nichtsdestoweniger wahr, daß es ganze Comitate von 30 bis 40 Quadratmeilen gibt, wo noch wenige oder gar keine regelmäßigen

Digitized by Google

Posten im Gange sind. Diesem Mangel hat im heurigen Jahre eine Actiengesellschaft abzuhelfen gesucht, indem sie Eilwagen nach mehreren Richtungen von der Hauptstadt aus eingerichtet hat, welche regelmäßig ihre Fahrten machen, und auf denen man für ein mäßiges Personengeld befördert wird. Die mitunter so sehr schlechten Wege haben freilich den Unternehmern die Sache schon jetzt verleidet, und es ist nur zu wünschen, daß sie ihr gutes Werk nicht am Ende wieder ganz aufgeben mögen.

Selten sieht man Extraposten, die auch in vielen Gegenden, aus dem eben angeführten Grunde, gar nicht zu haben wären. Ersatz dafür gewährt der Bauernvorspann, welcher auf den Hauptrouten, vornehmlich auf der von Preßburg nach Pesth regelmäßig eingerichtet und wohlfeiler ist, wie in Deutschland die Extrapost. Man wird mit diesem Vorspann ungemein schnell befördert, indem die vier Pferde, welche man dazu bekommt, in stetem Jagen bleiben und die Umspannung auf der Station selten viel länger als fünf Minuten dauert; die gewöhnliche Taxe dafür ist ein Gulden Conv. Münze für die Meile. Von diesem, jedem Fremden zu Gebote stehenden Vorspann ist der, zu welchem die Staatsbeamten, so wie der Adel und seine Beamten berechtigt ist, verschieden. Dieser ist gezwungen und muß für eine weit niedrigere Taxe geleistet werden; in der Regel werden für den ersteren bessere Pferde gegeben werden. Unterhaltend ist für den Fremden bei dem Vorspann das immerwährende Zureden des Bauern zu seinen Pferden; jedes hat seinen Namen, den er ihm zuruft, und bald mit schmeichelnden, bald mit drohenden Zusatzen begleitet, wohl auch zuweilen mit einem Peitschenhiebe verstärkt. Bergauf geht es damit überaus langsam, so wie aber der Gipfel erreicht ist, wird die Peitsche geschwungen, von einem Anruf begleitet und im Carriere geht es dahin. Man braucht gewöhnlich für die Station von 2 ungarischen Meilen nicht mehr als 1½ Stunde, was selbst bei nicht ganz gutem Wege der Fall ist.

Ehemals reiste man weit mehr, wie jetzt, mit Landkutschern. Es gibt deren in jeder bedeutendern Stadt eine Menge. Sie haben gewöhnlich drei bis vier Pferde vor dem Wagen, fahren aber dessen ungeachtet, weil sie immer viel Gepäck mit aufladen, nicht rasch. Die meisten gehen von Preßburg nach Pesth, auf welcher Tour sie (26 Meilen) in der Regel drei Tage zubringen. Das Personengeld ist nicht hoch und kommt dem ziemlich gleich, was man in Deutschland für dergleichen Gelegenheit zahlt. Stellwagen fahren ebenfalls zwischen den bedeutenden Städten, nur sind sie sehr unbequem und gehen auch nicht immer regelmäßig.

Von den neu eingerichteten Eilwagen sprach ich schon. Sie gehen nach mehrern Richtungen von Pesth aus und sind ziemlich den Posteilwagen in Deutschland gleich.

Mit eigenen Pferden reist man in Ungarn wegen des wohlfeilen Futters ziemlich billig, obgleich diese Art wegen des langsamen Fortkommens auch ihre Schattenseite hat.

Gegenwärtig gehen die meisten Reisenden von Wien hinab mit den Dampfschiffen. Wer wollte auch diese Art nicht jeder andern vorziehen, da er die Reise von 36 Meilen in einem Tage zurücklegen kann, und dazu weniger Geld bedarf, als wenn er mit der Post in zwei Tagen, oder mit dem Landkutscher gar erst in vier Tagen ans Ziel gelangt, und dabei noch die Annehmlichkeit genießt, des unangenehmen Gefühls, welches schlechte Wege machen, überhoben zu seyn. Auch von Pesth hinab bis nach Orsowa wahlt man, wenn man nicht etwa Seitentouren zu machen hat, diese Reisegelegenheit. Gewöhnliche Schiffe bedienen sich in der Regel nur die geringern Volksclassen zum Reisen. Auf diesen ist tiefer hinab die Reise nicht allemal ohne Gefahr, wie erst neuerlich ein betrübender Unfall bewiesen hat. Mit den Dampfschiffen ist jedoch bis jetzt die Reise immerdar und überall glücklich zurückgelegt worden, und noch nie haben die Passagiere, außer der Unannehmlichkeit eines bisweiligen Auflaufens auf den Sand und damit verbundener Verzögerung der Fahrt, irgend einen Unfall erfahren.

Ich füge diesen verschiedenen Arten des Reisens noch eine dem Lande fast eigenthümliche bei. Es ist die mit gewissen Fuhrgelegenheiten. Wer das Buch „Caragoli“ von Otto von Pirch gelesen hat, der wird sich erinnern, daß derselbe mit einer solchen Gelegenheit die Reise von Pesth nach Neusatz machte. Fleischhauer und Victualienhändler, vornehmlich aber Juden, reisen auf diese Art, die dem Lande angemessen ist. Ihr Wagen ist ein Leiterwagen mit einem Verdeck von einer Schilfmatte; die Rader und die Leitern sind niedrig. Inwendig sind feste Sitze von Heu oder Stroh mit einer Rücklehne versehen. Man führt eine Menge von Lebensbedürfnissen mit sich und übernachtet gewöhnlich darin, oder bivouakirt im Sommer neben demselben.

(Schluß folgt.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

Mozambique.

(Schluß.)

Die Kreues oder Häuptlinge sind alle mohammedanischen Glaubens und ihre Harems sind voller Concubinen, die jedoch von keinen Eunuchen bewacht werden. Ungeachtet dieselben portugiesische Unterthanen sind, so haben sie doch das Recht über Leben und Tod der eigenen Unterthanen, und sie führen strenge Justiz; sie leben aber in steter Angst ermordet zu werden, und jeder besitzt deßhalb drei Wohnhäuser und wechselt nächtlich mit ihnen, so daß man nie weiß, in welchem er schläft. — Was nun die Neger betrifft, mit denen man in Verkehr steht, so haben diese einerlei Gewohnheiten mit den Kaffern, sie gehen durchaus nackt, sowohl Männer als Weiber, nur mit einem kleinen Schurz um die Hüften, Tanga genannt, der, je nach ihrer Wohlhabenheit, aus besserem oder schlechterem Zeuge besteht. Kaffern und Neger beiderlei Geschlechts sind außerordentlich dem Trunk ergeben; Cachaça, der schlechteste Branntwein aus Zuckerrohr, so wie der Suco, welches ein berauschendes Getränk aus Kokosbaumsaft ist, der Kimbalan, welcher aus dem Safte der Acaju-Frucht bereitet und auch Pombe heißt, sind ihre Lieblingsgetränke, die sie in Uebermaaß zu sich nehmen, so lange sie noch auf den Beinen stehen und dieselben bezahlen können. Das gewöhnlichste Nahrungsmittel der Kaffern und Neger ist Maismehl, welches mit Fischen zusammengekocht wird und dann Murrama heißt.

Digitized by Google

Ihr Brod sind feste Klöße, oder Küchen, wie sie in manchen Gegenden heißen, aus Reis mit Kokos, was sie Mineates nennen, oder auch aus Maismehl, und dann heißen sie Opes.

Was das Klima von Mozambique betrifft, so ist es nicht so pestilenzialisch, wie es gewöhnlich geschildert wird, und seine Ungesundheit rührt mehr von der schlechten Polizei und dem ausschweifenden Leben der Einwohner, als von einer natürlich ungesunden Luft her. Die Nächte sind warm, die Atmosphäre rein, der Himmel hell gestirnt, der Mondschein silberglänzend wie nirgends. Nur der nächtlich fallende Thau, Cacimba genannt, der durch alle offenen Poren dringt und nach Mitternacht zu fallen anfängt, wirkt äußerst nachtheilig auf den menschlichen Körper, wenn man sich demselben aussetzt, und besonders greift es diejenigen an, welche dieses nicht gewohnt und Neulinge im Lande sind. Es schwächt die robustesten Menschen, erschlafft die Nerven, schlägt den Geist nieder, die Verdauungswerkzeuge gerathen in die größte Unordnung, es entstehen Fieber und die schwersten Krankheiten, die in Zeit von drei Tagen über Leben und Tod entscheiden, wenn nicht schnelle Hülfe geschafft wird, welche in großer Transpiration besteht. Bei den Einheimischen und dort Gebornen hat das Klima keinen Einfluß auf ihre Gesundheit, sie sind von starkem Körperbau, wohlgenährt und gesundaussehender Farbe. Vom Monat Februar bis Ende April und dann wieder vom September bis Ende October herrscht die Zeit der gewöhnlichsten Krankheiten, und auch unter den Eingebornen kommen dann mehrere Uebel zum Vorschein. Intermittirende Fieber, Lebeverstopfungen, die in Nervenfieber und Typhus ausarten, sind die gewöhnlichsten Krankheiten. Epidemische und ansteckende Krankheiten gibt es gar nicht. Der größte Theil der in schwere Krankheiten Verfallenden wird wieder hergestellt, die Rückfälle sind aber sehr häufig und die Folgen traurig, die Convalescenz äußerst langsam. Sehr selten sind hier die inflammatorischen Krankheiten, und die asiatische Cholera hat daselbst noch keinen Eingang gefunden. — Die Ursache des so schlechten Rufes des afrikanischen Klima's ist besonders die große Sterblichkeit unter den aus Portugal hieher verwiesenen Verbrechern, die gewöhnlich bald darauf dahin sterben, deren noch neue wieder aus Europa ankommen, und diese nimmt man gewöhnlich als Maaßstab; allein man muß dabei das Leben dieser Menschen in Betracht ziehen; erstlich aus den Gefängnissen in Portugal, worin sie wohl Jahre lang schon geschmachtet und eine todtenähnliche Gesichtsfarbe erhalten, werden sie alsdann in einen engen Schiffsraum zusammengepackt, und bei magerer Kost haben sie eine lange Seereise zu ertragen, so daß sie in dem geschwächtesten Zustand an dem Ort ihrer Bestimmung ankommen. Hier abermals im Gefängniß einquartiert oder nach einem ungesunden Präsidium gesendet, wo sie alsdann mit Einemmale sich allen Lastern hingeben, um die verlorne Zeit wieder einzubringen, ist es kein Wunder, daß die meisten ein Opfer des Klima's werden. — Seit dem Jahre 1825 sind mehrere polizeiliche Maaßregeln in Mozambique getroffen worden, wodurch der Gesundheitszustand der Menschen sehr gebessert ist, und daher Mozambique gegenwärtig die gesundeste Luft von ganz Ost- und Westafrika hat. Im Grunde genommen führt man dort aber ein höchst trauriges Leben, der gebildete Mann fühlt sich hier wie in eine Einsamkeit versetzt, man sehnt sich nach geistiger Unterhaltung vergebens, und in dieser Sehnsucht geht der Geist unter, leidet der Körper.

In Hinsicht der Sprache der eingebornen Afrikaner ist Botelho's Meinung, daß die Grundsprache den Kaffern angehört, woraus dann mit der Zeit so viele Dialekte entstanden, daß viele Völkerstämme Ostafrika's sich nicht mehr untereinander verstehen. Die Kaffernsprache ist eine vielfältige Zusammensetzung von kurzen wohlklingenden und an Vocalen reichen Worten, ohne Nasen- und Kehllaute. Nicht so die Hottentotten, die jedes Wort durch die Nase und Kehle ziehen. — Die Kaffern von Inhambane, die Landins, so wie die von Quiteve haben eine sanfte Aussprache, ihr Dialekt ist ein Gemisch von Monomotapa und Matibana. Der Dialekt der Kaffern von Santa Luzia, Lourenço Marques und andern ist von dem makoviſchen Dialekt hergeleitet, der einen Hottentottenursprung hat. Der Dialekt der Kaffern von den Inpatischen Gebirgen ist von dem aus Monomotapa entsprungen. Die Kaffern zwischen Sena und Tete, welches die civilisirtesten sind, haben den Dialekt von Boroce. In Kiuganira, Gotanga und Abutua herrscht die monomotapaische Sprache, die am weitesten verbreitet ist. — Die Art und Weise, wie die Kaffern zählen, ist folgende: sie zählen bis 5, und setzen zu dieser Zahl 1, 2, 3, 4, um 9 herauszubringen, und auf diese Art machen sie stets Zusätze zu allen Zahlen, bis sie auf 100 kommen, womit ihr Zählen ein Ende hat. Z. B.

1	heißt	moza	15	heißt	moloco na tana
2	—	pili	16	—	moloco na tana moza
3	—	taru	17	—	moloco na tana pili
4	—	xexe	18	—	moloco na tana taru
5	—	tana	19	—	moloco na tana xexe
6	—	tana moza	20	—	loco mili
7	—	tana pili	30	—	loco miraru
8	—	tana taru	40	—	loco michiu
9	—	tana xexe	50	—	loco mitana
10	—	moloco	60	—	loco mitana moza
11	—	moloco na moza	70	—	loco mitana pili
12	—	moloco na pili	80	—	loco mitana taru
13	—	moloco na taru	90	—	loco mitana xexe
14	—	moloco na xexe	100	—	moloco moloco

Prophezeyung in Cuba. Vor kurzem trat in Cuba ein Prophet auf, und verkündigte, die ganze Insel Cuba werde am 24 Junius durch Feuer verzehrt werden. Diß erregte großen Schrecken. Die Einwohner fingen an ihre Sünden zu beichten und die Kirchen waren unaufhörlich voll. Leider ist das Schiff, welches die Nachricht nach Philadelphia brachte, schon am 22 Junius abgesegelt, so daß man also über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Prophezeyung noch nichts weiß. (Engl. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 91** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Wanderer.** (Fortsetzung.) — **Philarete Chasles, über die gegenwärtige englische Literatur.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 91.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

10 August 1839.

Der Wanderer.

Eine Erzählung von Wordsworth.

(Fortsetzung.)

Das war, als Hirte auf einsamen Berghöhn
Sein Umgang und Verkehr, in solcher Art
Ward oft sein geistig Wesen wie entrückt.
O wie so schön und glänzend dann erschien
Ihm die geschriebene Verheißung! Früh
Hatt' er gelernt schon Ehrfurcht vor dem Buch,
Das uns das wichtige Geheimniß löst,
Das Leben, das nicht sterben kann, uns aufthut;
Doch auf den Bergen fühlt er erst den Glauben.
Der Geist entsprechend athmete hier Alles
Unsterblichkeit, ein immerkehrend Leben,
Und Größe, stets erneuend sich, unendlich;
Hier gab's nichts Kleines; das Geringste schien
Hier ein Unendliches; hier schuf sein Geist
Aussichten sich; — er glaubte nicht — er schaute.
Was Wunder wenn sein geist'ges Wesen so
Erhaben ward und schwunguoll! Niedre Wünsche,
Niedre Gedanken hatten hier nicht Raum;
Und doch blieb in der Niedrigkeit sein Herz;
Denn er ward mild in Dankbarkeit erweicht,
So oft er der Entzückungen gedachte
Und ihres Urquells; und aus ihnen schöpft' er
Weisheit, die in Geduld wirkt; daher lernt' er
In häufgen Stunden nüchternen Besinnens
Anschauen die Natur bescheidnen Herzens,
Das, wo es nicht verstand, sich selbst mißtraute
Und mit dem abergläub'schen Aug' der Liebe.

So ging die Zeit hin; doch zum nächsten Städtchen
Wandelt' er pflichtlich mit den kleinen Sämmchen,
Die sein Verdienst ihm übrig ließ, und kaufte
Das Buch, das seine Sehnsucht hatt' am meisten
Gereizt, als er im Stall las. Auf den Bergen
Wandt' auf die hehre Sonne des Gesangs
Er seinen Blick, Milton, den Göttlichen.
Und Schätze andrer Art, das jähliche
Erspaenih eines mühevollen Lebens,
Bot sein Schulmeister; Bücher, die enthüllen
Die Wahrheit reiner Elemente, die
In Linien und Zahlen sind enthalten,
Und die durch strengern Reiz zumal studirt
Zur Zeit, wo die Natur ermattet, wo
Die Nahrung dem Gemüth fehlt), thätig doch
Den Geist in Einsamkeit und Armuth halten.
Solche Beschäftigungen täuschten oft
Verdrossne Stunden, wenn in grüner Thalschlucht
In nachdenksamem Müßiggang er lag
Auf grünem Rasengrund. Was konnt' er thun,
In solch einsamem Leben täglich düsternd
In blinden Strebungen. Doch immer noch
Blieb oben die Natur in seinem Herzen,
Als fühlt' er (wußt' er gleich noch nicht das Wie?)
Etwas Zerstörendes in Allem, was
Ihn los von ihrem holden Einfluß risse.
Darum mit ihren Farben, ihren Formen,
Mit ihrer Formen Geist umkleidet' er
Die strenge, nackte Wahrheit. Während noch
Beim Anfangsgrund der Wissenschaft er stand,
Bei ihren einfachsten Gesetzen: waren
Seine Denkecke schon des Himmels Sterne,
Die stummen Sterne! oft macht' es ihm Freude,
In messen einer steilen Klippe Höhe,
Welche der Adler Horst, und einen Riesen,
Vergessner Zeit Vertrauten, welcher zeigt
Geschrieben, wie mit des Gedankens Stille,
Auf seinen schwärzlichen, grimmig'schen Wänden
Von manchen Winterstürmen die Geschichte,
Oder dunkeln Bleicht vom Pfad des Feuers.

Digitized by Google

Und ſo, eh' er erreicht ſein achtzehnt Jahr,
Drängten ſein Herz ſich häufende Gefühle
Mit immer größrer Wucht; von der Natur
Ward überwältigt er, ward übermannt
Von ſeines eignen Geiſtes Ungeſtüm;
Von Hoffnung, von geheimnißvoller Ahnung,
Der erſten, jungfräulichen Leidenſchaft
Einer dem großen All vermählten Seele.
Oft wünſcht' er, daß die Winde möchten toben,
Wenn ſtumm ſie waren; noch viel inn'ger jetzt
Liebt' er, als in den frühern Jugendjahren,
Gewitternächte — Kampf und Töne, die
Im Dunkel leben; von dem eignen Geiſt,
Und von des abgezognen Denkens Stille,
Begehrt' er Ruhe; wenn dann oft den Frieden
Er nicht errang, ſann den Geſetzen er
Des Lichts nach, in dem Brauſen von Waldbächen,
Wo ſie empor aus hohlen Riffen ſenden
Zur klaren Luft empor die Nebelwolke,
Die, von der Sonn' getroffen, wechſelnd ſpielt
In Regenbogenfarben. Doch umſonſt
Strebt' er durch dieß, auf tauſend andern Wegen
Das Fieber zu beſänft'gen ſeines Herzens.

In Träumen, Leeren, und in brünſt'gem Sinnen —
So wuchs er auf; viel fehlte, die Entwicklung
Des Geiſts zu fördern, doch gewann er mehr,
Denn jedes ſittlicher Gefühl der Seele
War kräftig, war geſtählt, weil er zufrieden
Der Armuth ſcharfe, doch heilſame Luft
Einathmete und aus der Quelle trank
Der tugendhaften Häuslichkeit. — Doch jetzt,
Nachdem er Freiheit und auch Zwang gekoſtet,
Kam ihm die Zeit, wo den beſcheidenen
Beruf er wählen ſollte, der am beſten
Ihm Unterhalt, anſtändigen, verſprach.
Auf ſeiner Mutter Zuſpruch wollt' er Lehrer
Einer Dorfſchule werden — doch es ſtrebten
Seine Gedanken ſo zur Ferne, daß er's
Nicht konnt' ertragen, und der Jüngling gab
Auf den Beruf, für den er nicht geboren.

Der ſtrenge und doch milde Geiſt, der zwingt
Den Savoyarden ſeine nackten Felſen,
Den freigebornen Schweizer ſeine engen
Thalgründe zu verlaſſen (jener Geiſt,
Der an Gebirgsgegenden ſich heftet,
Wie ihrer zähen Wolken), trieb jetzt ſeinen
Raſtloſen Geiſt, hoffend zu ſchaun hinauswärts. —
— Wohl arge Plackerei ſcheint's, ſich zu ſchleppen
Auf heißem, ſtaub'gem Weg, durch Sturmes Toben,
Ein Krämer-Pilger, ſchwere Bürde tragend!
Doch fehlt's auch ſolchen Wanderern nicht an Freuden;
Ihr hart Gewerbe, das jetzt halb verächtlich,
Erwarb ſich Achtung in einfachern Zeiten,
Wo Squire und Pfarrer, und die um ſie her
Wohnten in ländlicher Geſchiedenheit,
— Auf den Hauſirer Alle ſich verlaſſend —
Ihre Liebhaberei wie ihr Bedürfniß
Befriedigten mit Waaren, die er brachte.
Dem Jüngling war nicht unbekannt, daß Manche
Von ſeinen abenteuernden Landsleuten
Beharrlichkeit auf dieſer Bahn zum Wohlſtand
Gehoben hatte; — ihn zog ſie durch Andres
Noch ſtärker an, und ſo erwählt' er ſie.
Den Abſchiedsſegen ſprachen ſeine Eltern
Aus über ſein Beginnen, doch mit Herzen,
Die Schlimmes ahnten. Von den Heimathbergen
Fern wandert' er; viel ſah er von den Menſchen,
Sah ihre Sitten, Freuden, Strebungen,
Sah ihre Leidenſchaften und Gefühle,
Hauptſächlich die, die ewig ſind ins Herz
Und weſentlich gepflanzt, die einfacher
Noch leben in urſprünglicher Geſtalt
In den einfachern Formen des Landlebens,
Und ſchlichtre Sprache reden. In den Wäldern
Und auf den Triften, ein einſamer Schwärmer,
Pilgernd berufsgemäß, hatt' er verbracht
Den beſten Theil von ſeiner Zeit; dahin
Trieb unwillkürlich ſeine Neigung ihn,
Unter die Segnungen des Jahrs, den Frieden,
Die Freiheit der Natur; und da erhielt er
In Einſamkeit und einſamem Nachdenken
Sein Herz im richt'gen Gleichgewicht der Liebe.
Sein Geiſt war heiter, unumwölkt von Sorgen,
Die das gemeine Leben bringt, war nicht
Gequält und eingeſchrumpft durch halbe Knechtſchaft.
In ſeiner Tage ſtetigem Verlauf
Hatt' er nicht kläglich Umwälzungen
Empfunden, nicht den wilden ſtürm'ſchen Wechſel
Von Wonn' und Gram; von eignem Kummer nicht
Erfüllt, war ganz Empfänglichkeit ſein Herz;
Geſtimmt ſchon von Natur und durch beſtänd'ge
Uebung und Richtung ſeines ernſten Denkens
Zum Mitgefühl mit Andern, war er offen
Für alle Freuden, deren Zeug' er wurde,
Und alle Leiden auch; denn in ſich ſelbſt
Beglückt, und ruhig in ſeiner Heiterkeit,
Wirkt' auf ihn kein ſchmerzhafter Druck von außen,
Der ihn den Blick vom Elend und vom Jammer
Mit feiger Scheue weg hätt' wenden machen.
Er war der Mann, mit denen mit zu leiden,
Die er ſah leiden. Daher kam's, daß er
Reich war an unſerer köſtlichſten Erfahrung
Und an der Weisheit unſres Alltagslebens.
Denn ſo hatt' er auf mannichfacher Wanderung
Genau verfolgt den Fortſchritt und Verfall

Digitized by Google

Von vielen Geistern, — Geistern und auch Körpern;
Vielee Familien innere Geschichte,
Wie sie gediehen waeen, und dann sanken
Durch Mißglück oder Leidenschaft, wohl auch
Durch Mißbrauch, welchen mit der Herrschaft treiben
Gedankenlose Herr'n der Erde, der
Nationen Seufzer auspreßt. — Thätig trieb
Er sein Gewerbe so, bis er gewonnen
Das Nöthige, zu decken sein Bedürfniß;
Und dann beschloß der Wandrer zu verleben
Den Rest von seinen Tagen frei von Mühsal,
Nicht mehr mit haetem Dienst sich nutzlos quälend.
Auf gab er sein Geweeb, lebte gemächlich;
Doch liebt' er's immer noch auf den Landstraßen
Sich zu ergehn und auf den wilden Pfaden;
Und, eingeladen von des Sommers Wäeme,
Verließ er seine Heimath oft, um fern
Hinaus zu reisen, Scenen zu besuchen,
Die theuer ihm in der Erinnerung lebten.
— In kräftiger Gesundheit, heitrer Laune,
Durch Weltlichkeit und Sorgen nicht gedämpft,
Freund der Beobachtung und treuer Forschung,
Nachdenksam und erfrischt durch Wissenszuwache,
Welchen er erntete von Tag zu Tag —
Hatt' er gelebt ein harmlos langes Leben.

Die schott'sche Kirche hatte, wie ihn selbst,
So die auch, unter welchen er von Kind an
Gelebt, mit ihrer Reinheit starker Hand
Gezügelt, und ihn immerfort bewacht
Mit ihrem unnachsichtig scharfen Auge.
Dessen gedacht' in reiferm Alter er
Mit Dankbarkeit und ehrfurchtsvollem Sinn.
Jedoch durch sein natürlich kräftiges
Gemüth, durch stete Wanderung im Freien,
Durch Einsamkeit und Freundlichkeit und Gutthat,
War, was er als gelehr'ger Knab' und Jüngling
Von bangen, finstern Lehren eingesogen,
Ganz weggeschmolzen; und dieß war so wahr,
Daß manchmal mir seine Religion
Erschien, als hätt' er sie sich selbst ersonnen, —
Wie die von einem Träumee in den Wäldern,
Der nach des eignen reinen Herzens Bild
Formt seinen Glauben, wie's die Gnad' ihm eingibt,
Oder die schauende Vernunft es ahnt.
— Und wahrlich niemals lebt' ein Mann auf Erden
Von liebevoll'rem Wesen. Wilde Spiele
Und Neckerei'n der Kinder schalt er nicht;
Geduldig hört' er des eedsel'gen Alters
Geplauder zu, und ohne Widerwillen
Lieh der Erzählung er sein Ohr, womit
Sich an sein brüderlich Gefühl der Kranke
Sich wendete.

Einfach war seine Tracht,
Etwa wie die des ländlichen Besitzers
Im Sonntagsfeierkleid; doch war ein Mann er,
An dem Niemand ging achtlos leicht vorbei.
Rüstig und nervig war sein Schritt; Verstand
Verkündigten Gestalt und Angesicht.
In einen engern Kreis von dunkler Röthe
Hatte die Zeit gedrängt der Wangen Farbe,
Doch nicht gelöscht sein Aug', das, unter grauen
Und busch'gen Brauen, ließ Gedanken ahnen
Die aus der Jugend Jahren stammten, doch
Die er mit wunderbarer Geisteskraft,
Als wäeen viele Wesen Eins in ihm
Geworden, zu verbinden wußte mit
Der Einsicht, die in spätren Jahren kommt
Dem Menschen — oder jenseits liegt des Grabs.

(Fortsetzung folgt.)

Philarete Chasles

über die gegenwärtige englische Literatur.

(Fortsetzung.)

Pelham, Eugen Aram, Paul Clifford, Maltravers scheinen uns, Alles erwogen, doch die besten Fictionen der letzten Epoche zu seyn. Was man ihnen auch im Einzelnen mit Recht vorwerfen mag: es bleibt doch immer noch viel Raum übrig für das Lob und das Interesse: Lebhaftigkeit des Dialogs, Erfindung von Charakteren, Richtigkeit der Anschauung und Auffassung und, im Maltravers namentlich, wo diese Eigenschaft durchs Uebermaaß zum Fehler wird, tausend feine und treffende Bemerkungen, entsprungen aus einer weltlichen Philosophie. Die Ungleichheit des Styls, der Mangel an Verschmelzung der einzelnen Stücke, die wie aus einem Album herausgerissen und mehr zusammengerafft als einsichtsvoll geordnet scheinen, der Firniß des Colorits — dieß entgeht dem aufmerksamen Auge nicht. Wer das Alterthum kennt und achtet, sieht es nicht gern, daß ein ganz moderner Schriftsteller seine Dandys-Philosophie und seine halb-radicale Politik auf die Ruinen von Pompeji und auf die Agora von Athen bringt; unter Bulwers Werken sind die dem Titel nach ernsthaftesten im Grunde die frivolsten: Athen, und die letzten Tage von Pompeji. Die sich mit weniger Pomp ankündigenden verbinden mit einer reelleren Bedeutung weit mindere Ansprüche; es findet sich Beredsamkeit in Eugen Aram, treffliche Gemälde im Pelham nnd Clifford, großartige Ansichten im Maltravers. Eine kräftige Beobachtung, obwohl übertrieben in der Ausführung, liegt der Schilderung jener dunkelvollen Unmacht zu Gründe, die an ihr Genie glaubt, um das Recht zu haben, die Welt zu hassen, und dieß Anathema zum Vorwand eines feigen und frechen Müßiggangs nimmt. Das verkannte Genie durchzieht Europa; in der allgemeinen Empörung der egoistischen Individualitäten gibt sich jeder stolze Geist

Digitized by Google

einen Thron und maßt sich einen Scepter an. Es fehlt an Bulwers Cäsarini nichts, als daß er minder gräßlich und mehr lächerlich seyn sollte.

Die hohe Stelle, die der Roman in dieser Literatur sich angemaßt oder erobert hat, rechtfertigt diejenige, die wir dem gewandtesten und populärsten der englischen Romanschreiber einräumen. Der Roman hat nicht bloß das Costume der Geschichte entlehnt, er hat sich auch auf ihr Gebiet gewagt; man hat, ohne viel Beifall, den Roman der Geschichte herausgegeben (The Romance of History, by Leitch Ritchie and others). Die Erzählung und die Novelle haben die Taschenbücher und Magazine gefüllt und sind eingedrungen in die Erzählung der Reisenden; dahin gehören: Schloß Hainsfeld und die Brunnenblasen von Nassau. Gelehrsamkeit, gemischt mit einer romanhaften Erzählung, hat vor kurzem einem seltsamen Buche die Entstehung gegeben, das in England viel Aufsehen gemacht hat, und den Titel: Der Doctor, führt; ein barockes Gemisch von Citaten, Abschweifungen, Reflexionen, Anekdoten und Träumereien. Der Verfasser, für den man Hartley Coleridge (Sohn von S. T. Coleridge) hält, vertheidigt mit Lebhaftigkeit, oft mit Geist, die Sitten und Lehren des alten Englands; er durchstöbert tausend bestaubte und vergessene Schunken, um ein paar werthvolle Fragmente daraus zu excerpiren, und läßt Witzeleien, die oft kalt, Extravaganzen, die häufig ohne Schwung und Reiz sind, abwechseln mit Stellen von glücklicher Empfindung und trefflichem Styl. Ein später Nachkomme von Rabelais und Sterne, entbehrt er besonders der Heiterkeit, und fein mehr melancholisches als spaßhaftes Lächeln theilt sich dem Leser nicht mit. In Frankreich fände man ein solches Buch ungenießbar und abgeschmackt; aber für den brittischen Gelehrten und Literaten vom alten Schrot und Korn ist es ein Schatz voll kostbarer Merkwürdigkeiten. Die liberalen englischen Kritiker haben die vier Bände kaum beachtet; die Torys überhäufen sie, neben dem Tadel des Einzelnen, mit ausführlichem Lobe.

Dieser Hartley Coleridge, der mit Bulwer den weit reichenden, aufs Universelle gerichteten Blick gemein hat, Verfasser von guten Balladen und Sonetten, hat auch das Leben berühmter oder ausgezeichneter Personen beschrieben, die von Lancashire und Yorkshire gebürtig sind. Dieß Buch athmet einen historischen Sinn und Geist, wie er dermalen selten in Großbritannien sich findet, obgleich daselbst in neuern Zeiten eine Menge historischer Schriften, Memoiren und Biographien erschienen sind. Unfruchtbare Fruchtbarkeit! Kein Biograph hat es an malerischer Festigkeit und Sicherheit des Styls dem Verfasser der Worthies of Lancashire and Yorkshire gleich gethan, ein Buch voll Naivetät und dramatischem Leben. Eine gute Biographie ist eine goldne Medaille, schwer zu schaffen, schwer zu schlagen, die immer ein heroisches Gepräge behält und deren Muster selten sind. Man rafft Data zusammen, man sammelt Genealogien, häuft Documente, druckt Correspondenzen und bringt solchergestalt Bände zu Stande, die man Memoiren über Bolingbroke, Pitt, Chatam u. s. w. nennt; die Menge solcher Compilationen hat allerdings das Verdienst der Nützlichkeit, als Sammlungen von interessanten Materialien. Th. Moore's Lebensbeschreibungen von Sheridan und von Fitzgerald haben das vom Verfasser angestrebte Ziel nicht erreicht, und ermangeln des Ernsts, der Unparteilichkeit und Festigkeit, welche diese Gattung der Literatur fordert. Ausnahmen bilden die literarischen Forschungen von Payne Collier über das englische Theater und Shakspeare's Jugend, Gifford's Arbeiten über Ben Jonson und Lord Hollands über Lope de Vega, die, wie die reizenden Miscellaneen des ältern d'Israeli, einer frühern Epoche angehören. Die Sucht, von den berühmten Männern Alles zu wissen und der Geist handelsmäßiger Genauigkeit verschlingt ganze Ballen Papier, ohne Nutzen für die Geschichte und die Philosophie, und an derselben Breite leiden noch mehr die amerikanischen Schriftsteller. Seit den Arbeiten Hallams, Mackintoshs, Lingards und Southey's hat nur Ein Schriftsteller, der jedoch nach einer kaum verständlichen Phraseologie zu streben scheint, Carlyle, Proben eines hohen historischen Geistes abgelegt. Ein Schüler Schillers, dessen Leben er mit Talent beschrieben, gehört er zu der Classe der Denker, ja Mystiker, deren Auge in den Annalen der Menschheit nur eine Reihe metaphysischer Probleme erblickt.

Wie ließe sich verkennen, daß das gleichzeitige Sinken der Poesie, des Drama's und der Geschichte von parallelen Ursachen herrührt? Man hat sich gewöhnt, das Detail dem Ganzen vorzuziehen, und die sorgfältige Analyse eines Bruchstücks der fruchtbaren Synthese; eine Neigung und Richtung, die von Locke her datirt und mit dem Gang der modernen Civilisation zusammentrifft. Im Roman hat sie mehrere Monographien hervorgerufen, deren Lecture gefällt und deren kleinliche, ausmalende Genauigkeit belehrend ist, wie die Ayrshire Legatees, *) The Subaltern, Pickwick, Tom Cringle's Log. In der Geschichte aber erhält man, wenn die Einbildungskraft nicht mehr jenen Geist des Details und der endlosen Forschung färbt und adelt, Resultate von ausnehmender Dürre und Armuth. Wenn Eigenliebe und Anmaßung sich dazu gesellen, so gibt es eine Menge Autobiographien, herausgegeben von gierigen Erben oder von Speculanten, welche die Neugier des Publicums auszubeuten suchen. Eine Ausnahme verdienen die: Fragmente aus den Papieren Coleridge's, das Leben Walter Scotts von Lockhart, Crabbe's Leben von seinem Sohn, und Cowpers Leben von Southey.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Nro. 55 dieser Blätter.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 223.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 August 1839.

Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf der Goldküste Afrika's.

(Mitgetheilt von Dr. med. Joh. Math. Birkmayer.)

Fort und Dorf St. George d'Elmina und hinter beiden das auf einem ziemlich steilen Berge befindliche Fort St. Jago mit seinen stattlichen Zinnen liegen in der Mitte einer mehrere Meilen langen Bucht, an deren östlichem Ende das schöne Fort Cap Coast in das Meer hineinragt. Das Dorf, die Forts und ihre reizenden Umgebungen bieten sich den zur See Ankommenden sehr schön dar; die von den Zinnen herabwehenden holländischen Flaggen und das Feuer der uns begrüßenden Geschütze verschönerten den Anblick. Das Meer, erzürnt über die riesigen Felsblöcke und steinigen Ufer, welche sich seinen Wogen trotzig entgegen stellen, schäumt und brüllt und drängt mit um so größerem Ungestüm seine Wellen zwischendurch und darüber hin dem Lande zu; aber sicher schaukelt das leichte Boot von gewandten Ruderern geleitet über die Brandung hin, erklimmt die aufrauschende Woge und fällt mit ihr über die unter der Fläche verborgenen Klippen. Ein unbedeutendes Flüßchen, das sich kaum zwei Meilen weit in das Land hinein erstreckt, bildet bei seiner Einmündung in das Meer eine schmale Zunge, worauf das Fort und ein Theil des Dorfes St. George d'Elmina sich befindet; auf der andern Seite liegt der übrige Theil des Dorfes und das Fort St. Jago. Auf diesem Flüßchen, das zugleich den Hafen für die kleinern Fahrzeuge bildet, fuhren wir dem Landungsplatze zu, wohin die Neugierde eine große Menge Neger und Negerinnen jeden Alters gelockt hatte; wir mußten es uns gefallen lassen, daß Alt und Jung oft unsere Haut betastete und bewunderte. Ein breiter, gepflasterter Weg führte uns zwischen den Negerwohnungen und den Mauern des Castells eine kleine Anhöhe hinauf zum Fort. Nachdem wir Graben und Thore passirt hatten, traten wir in den schönen, großen Festungshof ein und stiegen sodann auf einer doppelten, steinernen, bedeckten Treppe, vor welcher vier messingene Kanonen paradirten, zur Wohnung des Residenten. Er, nebst sämmtlichen Officieren, Beamten und Honoratioren empfing uns in einem weiten, luftigen Saale freundlichst. Sobald der Anstand es erlaubte, entfernte ich mich mit einem Officier, der sich mir sehr zuvorkommend zu meinem Führer angeboten hatte, um meiner Neugierde zu genügen. Zunächst war das Castell der Gegenstand unserer Betrachtung; es gehörte früher den Portugiesen, welche es im Jahre 1482 gebaut haben. Eine in einen Stein an der Mauer desselben gehauene Inschrift sagt, daß der Bau 1482 durch den Portugiesen Don d'Azambuja mit Einwilligung des damaligen Negerkönigs Caramanda begonnen worden ist. Zur Zeit der Portugiesen war es ein unregelmäßiges Viereck mit nicht sehr großen Bollwerken, jedoch konnte es wegen seiner vortrefflichen Lage einen ziemlich starken Anfall aushalten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es den Namen Mina wegen der großen Menge Goldes, welches daselbst gesammelt und nach Portugal gebracht wurde, bekommen hat. Nicht sehr lange waren die Portugiesen im Genusse des hier zu findenden lockenden Metalls; hundert Jahre nach der Erbauung des Castells verloren sie es nebst den übrigen Besitzungen längs der Küste. Die Holländer konnten die Portugiesen nicht lange im Besitze eines Landes sehen, dessen Erzeugnisse ihnen so große Reichthümer gewährten; sie versuchten daher im Jahre 1625 die Hauptbesitzungen wegzunehmen, jedoch mit dem unglücklichen Erfolge, daß die Häupter beinahe aller Theilnehmer an der Expedition, durch die Mina'schen Neger abgeschlagen und als Siegeszeichen herum getragen wurden. Unter der Regierung des Grafen Moriz von Nassau ging es erwünschter. Dieser sandte am 25 Junius 1637 neun Schiffe mit 800 Soldaten von Fernambuk ab, unter Befehl des Oberst Kuhn, die bei ihrer Ankunft an der Küste in der Nähe von Commanie ans Land gesetzt wurden, und durch 200 Matrosen verstärkt nach Elmina zogen. Der Empfang von Seite der Neger war hitzig, und ein Capitän, ein Lieutenant, drei Fähndriche und ungefähr vierzig Mann fielen. Nichtsdestoweniger trieb Kuhn die Neger zurück, und bemächtigte sich des Berges St. Jago, und ließ hier, Elmina gegenüber, verschiedene Kanonen und Mörser auffahren. Von hier aus beschoß er das Castell vier Tage lang so nachdrücklich, daß der portugiesische Gouverneur bald zur Uebergabe gezwungen war. Ueber dem Eingangsthore des Thurmes stehen in Stein gehauen folgende Worte: „Illustrissimo et generosis

Digitized by Google

simo J. Maurit. Nassoviae comite, Brasiliam gubernante, Ruinio Tribuno imperatore occupata fuit haec fortissima arx, anno MDCXXXVII, die XXIX augusti.“

Die Holländer vergrößerten und vermehrten seitdem die Werke, besonders während und nach dem Kriege mit den Engländern im J. 1782; vor Allem ist zu nennen die schöne Seebatterie mit so vielen metallenen 12-, 18-, und 24Pfündern, daß ein feindliches Kriegsschiff einen furchtbaren Empfang zu fürchten hätte. Der große, viereckige Festungshof ist von großen, schönen Gebäuden eingeschlossen, welche eben so schöne Wohnungen für die Beamte und Officiere, jedoch mit der Aussicht in das Innere des Hofes, als feste Gewölbe, früher der traurige Aufenthalt der aufgekauften Sklaven und Kriegsgefangenen, jetzt als Magazine benutzt, enthalten. Die Mitte des großen, inneren Festungshofes gegen Süden zu nimmt ein sehr schönes Gebäude ein, worin die Lebensmittel und die Soldaten sich befinden. Neben und fast in gleicher Höhe mit den Dächern der Festungsgebäude führen breite Galerien mit Brustwehren die östliche, westliche und südliche Seite entlang; vier viereckige thurmähnliche Gebäude, von nur Einem Stockwerke, mit platten von einer Brustwehr umgebenen Dächern befinden sich an den vier Ecken. Auf der Nordseite ist ein geräumiger Platz am Castell, der „Katteplaats“ genannt, wo die Arbeitsleute, Maurer, Schmiede u. s. w., ihre Ober- und Unteraufseher nebst dem Fabrikmeister wohnen, auch befindet sich hier das zum Train Gehörige. Dieser Platz hat eine ungemein schöne, nicht sehr hohe Bastei, welche an die östliche mit der kleinen einfach schönen Kirche angränzt, und die Bai nebst dem Strande bestreichen kann; sie heißt die Galgenbastei, weil hier früher ein Galgen stand, und noch der Geißelpfahl sich hier befindet. Was das Castell früher noch fester machte, sind zwei durch die Felsen gehauene jetzt fast vertrocknete Wassergräben, die längs der Westseite bis zur See sich erstrecken und mit einer Batterie endigen. Hier an dem äußern Graben steht ein Gebäude, das früher zu einer Art von Schauspielhaus diente; über jeden dieser Gräben führt eine Zugbrücke. Die hohen Mauern mit ihren Basteien und Batterien nebst der Menge von Geschützen, machen das Fort, wenn es gut vertheidigt wird, fast uneinnehmbar.

(Fortsetzung folgt.)

Das Reisen in Ungarn.

(Schluß.)

Wer das erstemal nach Ungarn kommt, der trifft dort so Vieles, was ihm neu ist und was seine Aufmerksamkeit fesselt, daß er darüber manches Unangenehme übersieht und vor langer Weile bewahrt bleibt. Die Schönheit des Landes, welche sich mit wenigen Ausnahmen und fortwährend mit abwechselndem Reize zeigt, die Originalität des Volkes, so wie manche wunderbare atmosphärische Erscheinungen bieten eine immerwährende und höchst interessante Abwechslung. Ich will Einiges der Art anführen, wie es mir gerade die Erinnerung aus mehrern Reisen in Ungarn gibt.

Wir kommen in die Nähe eines Dorfes; vor demselben sehen wir ein paar Erdhütten, aus denen einige Geschöpfe, die wir für Affen zu halten geneigt sind, heraushüpfen. Es sind Zigeuner, deren Kinder uns sogleich bettelnd anfallen, und die wir nicht los werden, wenn wir ihnen nicht eine Gabe reichen. Neben der Hütte hat der Mann ein Feuer angemacht, an welchem ein einfacher Blasebalg angebracht ist, den das Weib zieht. Ein Amboß kaum eine Hand breit steht daneben, und mit einer Zange hält der Mann ein Stück Eisen ins Feuer, schmiedet es, sobald es heiß genug ist, und macht bei dieser mangelhaften Vorrichtung doch eine Arbeit, über deren Nettigkeit und Solidität man erstaunt. Wünschen wir es, so kommt eine Dirne an unsern Wagen und sagt uns für einige Kreuzer unsere Zukunft voraus.

Fahren wir über die weiten Gefilde hin, wo oftmals die Ortschaften einige Meilen von einander entfernt liegen, so stoßen wir auf große Bivouacs, in denen eine Menge Bauern lagern, die ihre Pferde losgekoppelt und auf die Weide gejagt haben; sie selbst sitzen um ein Feuer und machen ihre einfache Küche. Wenn die Pferde ein wenig gesättigt sind, werden sie wieder eingefangen, angespannt und die Fahrt geht weiter; so machen diese Menschen viele Tagreisen, wobei sie kaum ein paar Kreuzer ausgeben, denn auch in der Nacht bringen sie ihre Pferde in keinen Stall.

Es führt uns unser Weg oftmals über ausgedehnte Pusten. Dieß sind Länderstrecken, welche in der Vorzeit und zum Theil auch jetzt noch nur zur Weide für das Vieh gebraucht werden, und welche dem Grundherrn ohne alle Beschränkung zur freien Benutzung gehören. Wo die Cultur bereits schon sehr vorgeschritten ist, da sehen wir auf diesen Pusten große Tafeln des üppigsten Getreides, und da leuchten uns Maierhöfe und Schäfereien freundlich entgegen. Aber ein sehr interessantes Bild gewähren dazwischen die zahlreichen Viehherden aller Art: die weißen, fern leuchtenden, und fein und schlank gebauten Rinder mit ihren geweihartigen Hörnern und den feurigen und sprechenden Augen — an denen uns recht klar wird, was Homer mit seiner ochsenäugigen Juno sagen wollte, — die sich tummelnden Pferde, gehütet und getrieben von reitenden Hirten, die sich weit ausdehnenden Schafheerden, mit denen man Ungarn allenthalben fast bedeckt findet. Im Vorbeigehen sey es gesagt: wenn man diese Heerden sieht, und vergleicht damit, was sich dem Reisenden in Deutschland zeigt, so möchte man schließen, daß Ungarn, im Verhältniß zur Fläche des Landes, dreimal mehr Schafe haben müsse, wie Deutschland. Daraus wird klar, wie unrichtig die statistischen Angaben über diesen Gegenstand sind. Und dieß bestätigt sich um so mehr, wenn man die ungeheuren, beinahe unerschöpflich scheinenden Wollmassen sieht, welche fast das ganze Jahr hindurch, insbesondere aber zur Zeit der Märkte, von Pesth abgeführt werden. — Ueberhaupt wird man beim Reisen in Ungarn fast bei jedem Schritte auf den unermeßlichen Reichthum der Naturerzeugnisse des Landes hingewiesen.

Digitized by Google

Sieht man die mangelhafte Agricultur, wo man mit einem simplen Pfluge die Erde nur flach beardeitet und die Saat mit zusammengeflochtenen Dornen einschleppt, so muß man erstaunen, wenn darnach eine Frucht wächst, wie sie nur die allergesegnetsten Gegenden Deutschlands hervorbringen.

Wir begegnen häufig Ochsen- und Eselfuhrwerken. Charakteristisch sehen wir diese Thiere sich benehmen: die Esel mit einem philosophischen Gleichmuth, wie er selbst der Stoa Ehre machen würde, kommen, wenn ihnen die Peitsche um die Ohren pfeift, im Geschwindschritte, zuweilen auch im kurzen Trabe daher, weichen, mit dem allgemeinen Gebrauch genau bekannt, das halde Gleis aus und lassen sich von ihrer Bahn nur mit Mühe weiter ablenken. Von ihrem Stoicismus sah ich einst eine glänzende Probe. Ein rechtes Normalthier hatte sich, obgleich an den Wagen gespannt, bequem in den Koth gestreckt, und war mit allen Argumenten ad asinum nicht emper zu bringen; sein Treiber ermüdete eher mit der Züchtigung als den Esel sein Gleichmuth verließ. Endlich, nach etwa einer viertelstündigen Pause stand er freiwillig auf, und ging, als ob nichts vorgefallen wäre, ruhig weiter. Kommt einem Ochsenfuhrwerke eine Equipage entgegen, so weichen die Thiere von selbst das ganze Gleis aus, was sie bei ihres Gleichen oder bei einem Bauerwagen niemals thun. Mehr denn hundertmal hat mich dieser Zug unterhalten.

Kommt man in einem Gasthof an, so findet man in der Regel den Wirth und den Kellner zur Bewillkommnung bereit, wenigstens ist letzterer auf dem Platze. Dieß gilt aber nur von den Hauptstraßen und von den sogenannten Einkehrwirthshäusern (ungarisch: Vendeg fogado, was von Kotschma, ein ordinäres Wirthshaus oder eine Schenke, sehr verschieden ist). In den kleinen Landstädten, so wie in Flecken und Dörfern, bestehen fast alle Häuser nur aus einem Erdgeschoß, sind aber gewöhnlich groß und aus einigen Flügeln bestehend. Geht man um den Corridor hin, welcher fast überall um das ganze Haus im Innern läuft, so kann man ziemlich genau wissen, wie viele Gäste schon da sind, indem es in Ungarn Sitte ist, bei der milden Jahreszeit die Thüren offen zu lassen. — Da in allen Gasthäusern der Art ein besonderes Speisezimmer vorhanden ist, so thut der Fremde wohl, seine Mahlzeit darin zu nehmen, weil er da Gelegenheit hat, Beobachtungen und zuweilen nicht uninteressante Bekanntschaften zu machen. Am Tische wird er, wenn er nur erst einige Tage in Ungarn gereist ist, bald inne, von welcher Nation die mit ihm speisenden Fremden sind. An Sprache und Sitte erkennt der Deutsche leicht seinen Landsmann; den Slowaken verräth seine gebrochene Rede, wenn er nicht in der eigenen Mundart spricht, und den Ungarn, neben der Sprache, sein gerades und stolzes Wesen. Läßt sich der Fremde aber mit ihnen in eine Unterhaltung ein, so findet er sie beide gefällig, doch fern von aller Zudringlichkeit. Die Bekanntschaft ist dann leicht gemacht, vorausgesetzt, daß er nicht etwa selbst Prätensionen macht, und jene von sich zurückstößt. Vornehmlich wird er damit bei dem Ungar, dem Magyaren, übel ankommen, weil dieser in seinem Vaterlande eine fremde Superiorität durchaus nicht anerkennt und in keiner Art gelten läßt, obgleich er keineswegs fremdem Verdienste die Anerkennung versagt.

Unzählig oft habe ich von solchen, die nie in Ungarn waren, die Besorgniß äußern gehört, daß es in jenem Lande sehr unsicher zu reisen wäre. In dieser Hinsicht ist man nun aber in großem Irrthum, und ich kann, nachdem ich Tausende von Meilen in diesem Lande gereist bin, mit gutem Grunde und voller Ueberzeugnng behaupten, daß es dort in Hinsicht der öffentlichen Sicherheit fast nicht um ein Haar schlimmer ist, wie in Deutschland. Freilich sieht man oft Reisende bis an die Zähne bewaffnet, als ginge es gegen die Räuber in den Abruzzen, aber dieß sind entweder Furchtsame, oder solche, welche ohne Grund jene Besorgniß hegen, oder auch solche, die aus alter Gewohnheit, und weil der Ungar überhaupt gern Waffen trägt, diese bei sich führen. Straßenraub gehört in der That in Ungarn zu den größern Seltenheiten, wie in Deutschland, und wenn Diebstähle vorkommen, so erstrecken sie sich weit mehr auf Vieh, als auf andere Effecten. Ich habe Erkundigungen bei den Strafanstalten in den Comitatshäusern eingezogen, und aus diesen ergibt sich, daß unter hundert dort sitzenden Verbrechern immer kaum Einer ist, welcher wegen Straßenraubs oder nächtlichen Einbruchs in die Wohnungen verhaftet worden wäre; meistentheils sitzen sie wegen Viehdiebstahl, Schlägereien u. dgl. Selbst die so sehr verrufenen Gegenden im Bakonyer Walde sind wenig mehr zu fürchten, und es werden die dort hausenden Schweinhirten durch die Landespolizei streng im Zaume gehalten. Die Furcht wegen Straßenraub wird meistentheils von denen unterhalten, welche im Auslande eine Art von Bravour darein setzen, das Wagestück einer Reise durch Ungarn unternommen zu haben.

Im Ganzen ist das Reisen in diesem Lande sehr wohlfeil, und wenn man auch gegenwärtig mit gutem Grunde über Theurung in der Hauptstadt Pesth klagt, und unter andern die Gasthofpreisen höher wie in Wien findet, so erstreckt sich dieß noch nicht über das ganze Land. Ich kann versichern, daß ich für 5 fl. C. M. täglich gereist bin, und dabei alles genossen habe, was etwa die Gelegenheit bot. Und wohl zu merken, es ist hier die Rede von einer Reise mit eigener Equipage. Freilich muß ich wohl hinzusetzen, daß ich genügsam bin, und namentlich nicht zu den Gourmands, auch nicht zu den Vielessern gehöre. Ueber 6 fl. würde ich übrigens auf den meisten Touren durch das Land kaum auszugeben im Stande gewesen seyn.

Als besondere Vorsichtsmaaßregel ist schließlich dem fremden Reisenden in Ungarn zu empfehlen, daß er weder zu viel Wasser, noch zu viel Wein trinke; beides kann ihm übel bekommen. Ueberdieß findet er auf manchen Touren einen so elenden Wein, daß er ihn kaum trinken kann, daher er wohl thut, sich immer erst ein wenig im voraus zu erkundigen, und sich auf solche Fälle mit einigen Flaschen guten Weines zu versorgen. Auch Lebensmittel mag er auf solchen Routen bei sich führen, sonst kann es ihm zuweilen begegnen, daß er kaum ein Stück erdschwarzes, fast nicht zu genießendes Brod bekommt. Sollte er übrigens auch etwa Geld oder kostbare Effecten bei sich führen, so mag er nicht ängstlich damit seyn, um dadurch

Digitized by Google

nicht die Aufmerksamkeit und die Habsucht zu reizen. Oft genug ist es schon — und dieß in Ungarn nicht allein — vorgekommen, daß man durch ein zu ängstliches Hüten seiner Schätze die Habgier gereizt, und am Ende sein Gut und Leben dabei verloren hat.

Ceylon.

Aus einem Missionsjournale, the Friend, Januar 1839, entlehnen wir folgenden Aufsatz über das Fortschreiten und die Aussichten dieser Insel.

Die Lage von Ceylon, mag man sie aus geographischem, politischem oder religiösem Gesichtspunkte betrachten, muß sie zu einem Lande von ungeheuerer Bedeutung für künftige Zeiten machen, und es ist nicht unmöglich, daß die Insel bestimmt ist, denselben Einfluß auf Asien zu äußern, den England auf den Continent von Europa ausgeübt hat. Durch seine Lage an Indien, durch die Religion an China, Siam und Birma gebunden, wird die Befreiung Ceylons aus den Stricken eines barbarischen Aberglaubens ein mächtiges Beispiel für diejenigen werden, die noch unter dem Zauber der ältern Braminen stehen; seine Küsten können ihren verfolgten Kirchen zum Zufluchtsorte dienen, und der Fall des Buddhismus auf Ceylon wird wahrscheinlich seinen Fall in der ganzen Welt nach sich ziehen. Getrennt von den übrigen Ländern durch seine insularische Lage, kann man schon jetzt seinen Eingebornen einen Grad politischer Freiheit gestatten, dem es sehr unklug wäre, unter den jetzigen Umständen auf die verschiedenartige Bevölkerung der anglo-indischen Besitzungen auszudehnen.

Stets ist die Insel Ceylon von den verschiedenen Nationen, mit denen sie in Verbindung gestanden, mit besonderem Interesse betrachtet worden. Seine heiligen Legenden und der jährliche zahlreiche Besuch des Tempels Calany machen es zu einer geheiligten Insel. Seine Gewürze, Edelsteine und Perlen sind seit den ältesten Zeiten berühmt; seine Palmenhaine, die die Ufer umgeben, seine reichen Thäler und die herrlichen Landschaften, die die wolkenbedeckten Höhen seiner Gebirge darbieten, werden es zu einem Lieblingsplatze der Reisenden machen, die jene fernen Gegenden besuchen. Die gegenwärtige Wichtigkeit Ceylons als einer englischen Colonie aber verdient unsere besondere Aufmerksamkeit.

Die Bevölkerung von Ceylon kann jetzt nicht viel unter 1,500,000 seyn. Es hat zweimal die Bevölkerung aller englisch-westindischen Inseln, und auch im Einkommen steht diese Insel an der Spitze der übrigen Colonien. Es beträgt Dreiviertel der Einkünfte der gesammten englisch-westindischen Inseln, mehr als das der Insel Mauritius und Neusüdwales, und doppelt so viel als das von Jamaica. Wenn die gesammten Einkünfte auf die gesammte Bevölkerung von Ceylon vertheilt würden, so käme auf jede Person fast 6 Schilling, was weniger wäre als der Durchschnitt fast jedes europäischen Staates, obgleich mehr als der Durchschnitt in den Besitzungen der ostindischen Compagnie. Die Zählung von 1835 gibt eine Bevölkerung von 50 Köpfen auf eine Quadratmeile, während in England durchschnittlich 268 angenommen werden. Daher ist die Insel noch weit entfernt, erschöpft zu seyn, und kann eher im Anfang ihrer Laufbahn betrachtet werden, um Reichthum und Wichtigkeit zu erhalten. Der Handel leidet unter Anomalien, die wir hier nicht wie sich's gebührt besprechen können. Bei ungeheuren einst bebauten, jetzt wüst liegenden Strecken Landes steigt die jährliche Kaffeeinfuhr bis zum Werthe von fast 200,000 Pfd. St. Dieß wäre an sich kein Nachtheil, wenn Manufacturen und Handel den größeren Theil der Bewohner beschäftigte. Aber die Hälfte der Einwohnerzahl treibt Ackerbau, und dieß zeigt, daß noch große Kräfte unbenutzt bleiben. Im vorigen Jahre waren die bedeutendsten Ausfuhrartikel Kaffee, Zimmt, Kokosnußöl, Arrak, Tabak und Coir. *) Alle diese Artikel erfordern im Verhältnisse wenig Mühe, und so besteht zwischen den Producten des Landes und den Gewohnheiten der Bewohner eine gegenseitige Uebereinkunft, die ihnen Schätze in den Schooß schüttet, fast ohne ihnen die geringste Mühwaltung aufzulegen. Unter den Einfuhrartikeln bedauren wir Opium aufgeführt zu finden. Wir tadeln den Handel an sich nicht, doch möchten wir seinen Nutzen nicht nach Pfunden und Schillingen abwiegen, sondern seinen Werth darein setzen, daß er die Wissenschaft fördert, die eigene Thatkraft des Menschen weckt und der Wahrheit größere Anerkennung und Ausbreitung verschafft. Kein Volk kann glücklich in Unthätigkeit seyn. Diese Behauptung findet bei diesen östlichen Nationen ihre Bestätigung. Schwäche hat sie zu Sklaven ihrer Könige und Priester gemacht, und hat sie endlich den Europäern in die Hände gegeben. Auch können wir nicht sagen, daß England müßig gewesen ist, seit es Ceylon besitzt.

Der Gouverneur North suchte durch Milde das besiegte Volk zu gewinnen; mit Ernst hielt Gouverneur Maitland die Ordnung aufrecht; durch Milde und Klugheit suchte Gouverneur Brownrigg wieder zu gewinnen und zu versöhnen; Gouverneur Barnes suchte mit unternehmendem Geiste die Kräfte des Landes zu entwickeln und den Verordnungen Gehorsam zu verschaffen; Gouverneur Wilmot Horton emancipirte durch seine Hinneigung zu liberalen Institutionen das Volk von Unterdrückung, und der jetzige Gouverneur wünscht aufrichtig das Wohl des Volkes zu befördern und den christlichen Glauben unter den Eingebornen zu verbreiten, ohne den ungestümen Eifer zu besitzen, der durch Uebereilung seine eigene Absicht vereitelt. Der Sturz des Buddhismus ist keine Frage mehr, die Angriffe der Missionarien werden mit ihrer größeren Vertrautheit mit der Sprache des Landes und den Abgeschmacktheiten der einheimischen Bücher immer wirksamer; die Eingebornen selbst werden täglich bekannter mit den christlichen Ideen, und schon werden an 20,000 Kinder mehr oder weniger unmittelbar in europäischem Geist erzogen. So läßt die Kirche in Ceylon die erfreulichsten Resultate hoffen. Zu dem letzten Calany-Fest ging Niemand aus den vier nächstliegenden nicht weit von Negombo entfernten Dörfern, und die Zahl derer, welche aus vier andern Dörfern es feierten, war viel geringer als in den vorigen Jahren.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der Orientalist Salles. Nachrichten aus Alexandrien zufolge hat der genannte Gelehrte bereits Aegypten verlassen, um über Griechenland nach Frankreich zurückzukehren. Er hat in zwei Jahren Syrien, die Wüste von Sinai, Aegypten und einen Theil Nubiens durchreist, und kehrt jetzt mit einer kostbaren Sammlung arabischer Manuscripte nach Frankreich zurück. (Franz. Bl.)

Templergrab. Man hat in Paris auf einem Platze, der wahrscheinlich zum Kirchhofe der Tempelritter gehörte, eine große Menge Gebeine und einen wohlerhaltenen bleiernen Sarg gefunden. (ibid.)

*) Kokosnußfasern, die jetzt zu einer Menge Gegenständen, z. B. zu Matratzen u. s. w., gebraucht werden. A. d. R.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widnmann.

Digitized by Google

Nr. 224.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 August 1839.

Aphorismen über den Orient.

Rußland als asiatische Macht.

Die Stellung Rußlands zu Asien trägt einen ganz andern Charakter, als die der Engländer: die letztere ist so zu sagen zufällig, moderu, die erstere nothwendig und seit Jahrhunderten begonnen. Die Engländer trieben anfänglich nur Handel nach Indien, legten Factoreien an, befestigten diese wegen der Unruhen im innern Lande, und wurden so allmählich in die Verhältnisse des letztern hineingezogen, die ihnen ursprünglich fremd waren. Rußlands Stellung in Asien schreibt sich mehr von der Mongolenherrschaft her: als die Macht der goldenen Horde sank, nud das große Reich von Kiptschak sich in drei Theile, die Krim, Astrachan und Kasan auflöste, brachen die Russen das Band der Knechtschaft, das über 200 Jahre auf ihrem Lande gelastet, eroberten in der Mitte des 16ten Jahrhunderts die Reiche von Kasan und Astrachan, und im Verfolg dieser Siege drangen sie bis nach Sibirien. Aber die Krim, in engem Verbande mit dem osmanischen Reich, war nicht so leicht zu vernichten, und im Westen war Rußland schwach, da Polen und Litthauen während der Knechtschaft Rußlands zu übermächtig geworden waren. So blieb Rußland fürs erste nichts übrig, als sich gegen Osten und Südosten zu wenden, nud wir sehen auch, daß nicht nur Peters Vorgänger, sondern auch Peter selbst hauptsächlich in diesen Richtungen beschäftigt waren, wenn gleich diesen Bestredungen wegen des spätern Vordringens gegen Westen mindere Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Aber Rußland war an den Ufern des kaspischen Meeres gegen Persien, gegen die Reste der turk-tatarischen Stämme im Norden und Süden des Kaukasus, ferner am Jaik und Irtysch beschäftigt, theils einzelne Stämme Rußland zu unterwerfen, theils den russischen Handel nach Asien auszudehnen, und dieß letztere gelang auch so gut, daß nicht nur Karawanen aus Bukhara und Taschkent nach Orenburg, Troizk und den sibirischen Gränzstädten kamen, sondern auch russische Karawanen mit indischen in Balkh zusammentrafen. Wenn gleich diese Verbindung später wieder durch politische Stürme unterdrochen wurde, so war sie doch eingeleitet, und die Zahl so wie die Mannichfaltigkeit russischer Waaren, die sich jetzt auf den Märkten von Cabul findet, beweist, daß dieser Verkehr seit dem Anfang dieses Jahrhunderts mehr und mehr an Ausdehnung zugenommen hat.

Rußlands Eroberungen nördlich und südlich vom Kaukasus sind eine natürliche Folge der immer noch andauernden Reaction gegen die ehemalige Mongolen- und Tatarenherrschaft, und mit Ausnahme der christlichen Georgier und Armenier, sind es im Grunde auch nur Mongolen- und Tatarenstämme, welche dem Scepter Rußlands gehorchen, und dem Verhängniß sich unterwarfen, daß sie, einst das herrscheude Geschlecht, jetzt das unterworfene sind. Die Russen sind ihnen keineswegs in der Art fremd, wie die Engländer den Indiern, sondern sie haben seit mehr als einem halben Jahrtausend in Krieg und Frieden ihre Bekanntschaft gemacht. So ist Rußland eine wahrhaft asiatische Macht, aber mit europäischen Einrichtungen, geworden, und steht den Asiaten auch schon darum, weil es eine bei weitem größere Anzahl derselben als Werkzeuge benützen kann, bei weitem nicht so fremd gegenüber, — kein geringer Vortheil mit Asiaten.

Erst als Peter seine Stellung im Rücken gegen Asien durch Festsetzung längs des ganzen Westufers des schwarzen Meeres gesichert, wandte er sich wieder westwärts, wo ihm seine Unternehmungen gegen die Türkei schlecht genug gelangen; erst unter Katharina II drangen die Russen wieder vor, und jetzt fiel auch die letzte Abtheilung des alten Reichs von Kiptschak, nämlich die Herrschaft der Khane der Krim. Dieser Fall gab Rußland das lang erstrebte Norduser des schwarzen Meeres, und vernichtete vollends alle Folgen der alten Mongolenherrschaft.

Von jetzt an hatte übrigens Rußland kaum mehr eine Wahl: es mußte seine Eroberungen ausdehnen über alle Reste der Mongolen und Tataren in Europa und Kleinasien oder es sah sich ewigen Unruhen ausgesetzt. Die zu den Mongolen gehörigen Kalmüken in der astrachanischen Steppe unterwarfen sich bald, aber die turk-tatarischen Stämme, deren Verwandte bis tief hinein nach Persien saßen, boten weit größere Schwierigkeiten dar. Indeß hat Rußland diese Schwierigkeiten besiegt, und nicht nur gehorchen ihm alle turk-tatarischen Stämme im

Digitized by Google

Norden und Süden des Kaukasus, sondern seine Verbindung mit diesen hat ihm auch den Verkehr mit Khiwa und Bukhara mehr und mehr geöffnet, und man kann wohl mit Zuversicht behaupten, daß sein Einfluß in Persien sich wesentlich auf die turkomanischen Stämme in diesem Reiche gründet. Russen und Turkomanen stehen wie in Einem Phalanx da, von den Quellen des Euphrat bis hoch hinauf am Orus; der Schah von Persien, selbst ein Turkomane, ist in dieß Bündniß gezogen, die afghanischen Fürsten sind durch die falsche Politik der Engländer gleichfalls dazu gezwungen worden, und somit gebietet Rußland direct oder indirect über die Macht von Khiwa, Bukhara, Iran und Afghanistan.

Seine Stärke liegt im Osten gegen den Indus hin, wo es die in der Luft schwebende Herrschaft der Engländer durch Afghanen- und Turkomanenheere wenn auch nicht stürzen, doch in ihren Grundvesten erschüttern kann; seine Schwäche im Westen, wo es zwei zugängliche Punkte darbietet: der erste ist den Euphrat aufwärts, wo die alten larischen Stämme, in Verbindung mit den Arabern, gegen die Turkomanenherrscher in die Waffen gebracht werden können, weßhalb ein turkomanisch-persisches Heer in Adserbeidschan sich zusammen zog, wahrscheinlich, um gegen Kirmanschah nöthigenfalls gebraucht zu werden; der andere Punkt ist der Kaukasus, dessen kriegerische Stämme gegen Rußland fortdauernd unter den Waffen stehen, von den Engländern aufgereizt und nach Kräften unterstützt worden sind, so daß alle mit der russischen Herrschaft Unzufriedenen in Bewegung erhalten werden. Hier muß Rußland zur Sicherung seiner ganzen Stellung in Asien den Einfluß der Fremden und den Aufstand der Einheimischen unterdrücken, und dieß kann es nur durch eine directe oder indirecte Herrschaft über Konstantinopel erreichen.

Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf der Goldküste Afrika's.

(Fortsetzung.)

Der Aufenthalt im Fort ist sehr ungesund, und überliefert die meisten Europäer dem Tode. Verschiedene Umstände begünstigen die Sterblichkeit. Elmina liegt in einer Bucht, so daß die ober- und unterhalb angränzenden Besitzungen sich weit in das Meer hinein erstrecken; hierdurch wird die ohnedieß große Hitze vermehrt, weil die Seewinde ungehinderter an den hervorragenden Landstrichen, als in den Zwischenbuchten wehen. Die große Negerei, Krom oder Dorf, wo 10 bis 12,000 Menschen in einem geringen Umfange beisammen wohnen, liegt über dem Castell, also über dem Winde; der innere Hof desselben, ringsum von hohen Gebäuden umgeben, hat nur eine kleine Oeffnung, wodurch man über die Gräben aus demselben in das Dorf gelangt; die Luft steht daher in demselben still, und wird noch durch die daselbst wohnenden Soldaten, Arbeiter und Gefangenen verdorben. Beständig kommt über das Castell von der Negerei schlechte Luft, was in einem so heißen Klima offenbaren Nachtheil für die Gesundheit der hier wohnenden Menschen bringen muß. Der Mündung des kleinen Flüßchens, so wie der Einströmung des Seewassers neben dem Castell kann ebenfalls ein großer Theil des schädlichen Einflusses auf die Gesundheit der hier sich aufhaltenden Europäer zugeschrieben werden, da zur Zeit der Ebbe aus dem schlammigen Grunde schädliche Dünste von der heißen Sonne ausgezogen werden. Allein diesem Uebel ist nicht abzuhelfen, da in diesem Flüßchen ein großer Fetisch wohnt, der dem „Benjau," einer der höchsten Gottheiten Elmina's, geheiligt ist, und auf der andern Seite macht dieses Flüßchen Elmina zum bequemsten Landungsplatze für kleine Fahrzeuge.

Auf der Südwestseite des Castells liegt das Dorf Mina zwischen dem Flüßchen und der See auf derselben Landzunge, worauf das Castell steht; es ist ziemlich groß, und hat, wenn man so sagen will, nur Eine Straße, die vom Castell durch das Dorf nach Commanie führt. Diese Straße ist so schmal, daß kaum drei Menschen neben einander gehen können, zumal wenn Vormittags die Frauen darin mit Fischen und anderen Lebensmitteln nebst verkauflichen Hausgeräthschaften, als Messern, Beilen, Sandalen ꝛc. zu Markte sitzen. Außer dieser Straße gibt es nur Winkel und Wege, die oft nicht Schulterbreite haben, und so schmutzig sind, daß man selbst in der trockenen Jahreszeit kaum mit trockenen Füßen durchgehen kann; frei herumlaufende Schweine, Ziegen, Hühner verengen noch diese Durchgänge. Die freieren Stellen nächst dem Fort werden des Nachts während der schönen Jahreszeit häufig von Negern und Negerinnen eingenommen, die, in ihr Schamtuch gehüllt, auf bloßem Boden schlafen. In einem etwas geräumigeren Winkel des Dorfes sah ich ein barbarisches Siegesdenkmal. Es waren nämlich große, platte Steine bis zur Höhe von sechs Fuß in die Runde über einander gelegt, in deren mit Erde aufgefüllter Mitte ein junges Platanenbäumchen mit der holländischen Flagge auf dem Gipfel stand; rings um die steinernen Mauern waren die Schädel erschlagener, feindlicher Neger aufgehangen. Auch an vielen Häusern paradiren Schädel erlegter Feinde. Die meisten Häuser bestehen aus Riedwerk und Lehm, mit Stroh oder Palmenblättern bedeckt, manche sind mit weißer Erde überstrichen und mit Schindeln gedeckt; die der Vermöglichern sind aus Steinen gebaut, zum Theil sehr schön eingerichtet mit Canapees, Sesseln; Gemälde in hübschen Rahmen zieren die Wände, porcellanene Vasen und Tassen, Krystallflaschen und geschliffene Gläser prangen auf Tischen und Commoden. Die Wohnungen der ärmsten Neger bestehen aus vier Pfählen, deren untere Enden durch Flechtwerk verbunden sind, und auf deren obern Enden ein einfaches Laubdach ruht.

Von dem Fort führt ein Weg über das kleine Flüßchen nach dem ungefähr fünfzig Schritte entfernten, ganz rund gestalteten Berg St. Jago, der das Fort gleichen Namens, auch Koenradsburg genannt, trägt. Es wurde im Jahre 1666 erbaut, und bietet mit seinen weißen, reinlichen Mauern, Thürmchen und Warten einen recht freundlichen Anblick; es ist mit 36 Stücken versehen und beherrscht vermöge seiner Lage das Castell. Am Fuße des Berges, eine halbe Viertelstunde von Koenradsburg entfernt, befindet sich eine Batterie, welche die platte Gegend

Digitized by Google

gegen Nordwesten bestreicht. Auf der andern Seite am Fuße des Berges, eine Viertelstunde von Elmina entfernt, ist der früher sogenannte Landstuin, ein ziemlich großer, sehr schöner Garten, worin General Bartels ein hübsches, sehr geschmackvoll und bequem eingerichtetes Landhaus erbaut hat. Ein reicher Mulatte ist jetzt Eigenthümer desselben, und hat dieß Besitzthum noch verschönert und mit Oekonomiegebäuden vermehrt; die hier angelegte Rindviehzucht will nicht sonderlich gedeihen. An diesen Garten gegen die See hin dehnt sich das Töpferdorf aus, bestehend aus ungefähr 60 Hütten, von Negern bewohnt, deren Frauen ziemlich hübsche, irdene Geschirre verfertigen. Hier sieht man die Ueberreste eines Gebäudes, das früher zu einer Art Herberge diente, versehen mit einem Billard, wo sich die Beamten und Officiere in ihren Mußestunden erlustigten. Dieß Gebäude wurde geplündert und sehr beschädigt, als die Elmina'schen Neger am 4 August 1808 den Residenten J. P. Hoogenboom auf die jämmerlichste Weise ermordeten. Nicht weit von jener Batterie am Fuße des Berges St. Jago, sieht man den Kirchhof der Europäer, von einer weißen Mauer umgeben, über deren Eingang die Aufschrift zu lesen ist: „O wohlthätige Mutter, empfange deine Kinder wieder!" In der Mitte steht ein von Steinen erbautes Grabgewölbe, von hohen Platanen beschattet, in welchem die Ueberreste verschiedener Generale, Residenten u. s. w. ruhen. Viele Tausende von Europäern fanden hier ihr fernes Grab. Von hier führte uns eine schöne Allee von Paraplubäumen durch ein schmales, üppiges Thal an Gärten und Platanen vorbei, in das Dorf zurück. Im Speisesaal des Residenten erwartete uns bereits eine zahlreiche Gesellschaft und ein treffliches Mahl; inländische Gerichte wechselten mit europäischen ab, und reizten den Gaumen auf das angenehmste; der größte Feinschmecker hätte der Kunst der schwarzen Köche Gerechtigkeit müssen widerfahren lassen; an Stoff zur Unterhaltung fehlte es nicht, da wir Neuangekommenen über Land, Sitten und Lebensweise genug zu fragen, und den seit Jahren von Europa ferne hier lebenden Tischgenossen genug in Betreff ihres Vaterlandes zu antworten hatten.

Als das Mahl vorüber, und die allgemeine Neugierde befriedigt war, öffneten Deutschlands, Frankreichs und Madeira's köstliche Weine die Herzen zu vertraulicheren Ergüssen. Jetzt erst konnte ich meinen Tischnachbarn volle Aufmerksamkeit schenken; bald näherten sich unsere Gemüther im traulichen Gespräche, wir erzählten uns unsere Erlebnisse, freudige und traurige, und, während vorher die Gläser in allgemeinen Toasten zusammen geklungen hatten, hoben wir sie jetzt zum Andenken an das, was uns besonders theuer war. Mein Tischnachbar zur Rechten war der Militärcommandant des Forts St. George Maase, ein geborner Hamburger, zur Linken der Militararzt Dr. Falkenburg, ein Holländer. Wir waren in kurzer Zeit Freunde geworden, und schieden ungern von einander, als spät am Abend meine Pflicht mich mahnte, den höchst betrunkenen Capitän an Bord unseres Schiffes zu begleiten. Die Fluth war gerade im Rücktehren, und bedeckte nur leicht den felsigen Grund; der Capitän trieb durch Fluchen und Schimpfen die Ruderer zu größerer Eile, so daß diese, aus dem Tacte gekommen statt das Boot mit der über die Felsen hin brandenden, Woge darüber hingleiten zu lassen, dasselbe gerade in die Brandung hinein und mit dem Vordertheil auf den steinigen Grund trieben. Zum Glück hob die wachsende Fluth das Boot wieder in die Höhe, neigte es von einer Seite zur andern, und ließ einen Theil des Wassers, womit uns die Brandung überströmt hatte, wieder ablaufen; das übrige eingedrungene Wasser wurde schleunigst ausgeschöpft, und wir kamen mit der kalten Taufe, welche den Capitän ziemlich nüchtern gemacht hatte, davon, und erreichten bald unser Schiff.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Besitzungen der Portugiesen in Ostafrika.

(Schluß.)

Inseln des Cap Delgado.

Nördlich von Mozambique im 12ten Grad südlicher Breite liegen die Inseln des Cap Delgado, auch Quirimba genannt, 31 an der Zahl, von denen nur 5 bewohnt sind, nämlich Arimba, Cacimba, Ibo, Malemne und Anize. Ibo ist die vorzüglichste und die bevölkertste, Anize die größte mit 10 Legoas im Umfang, allein fast menschenleer. Die andern haben gleichfalls Mangel an Bevölkerung. Ibo ist die Residenz des Gouverneurs, hat eine Municipalkammer und einen geistlichen Vicar; sie ist der Haupthafenort, worin alle Schiffe, die Commerz mit den Inseln treiben, anlegen und die Zölle entrichtet werden, die ein Factor des Gouvernements, eben so wie in den andern Handelsflecken Ostafrika's, einnimmt. Der Gouverneur steht unter dem Generalcapitän von Mozambique, und wird auch von diesem ernannt, wenn Niemand direct vom König dazu bestimmt ist. Es existirt in dieser Villa zwar ein Fort, welches sowohl den Hafen als den Flecken vor einem feindlichen Anfall vertheidigen könnte, in ihm sind die Soldatenquartiere, Magazine für Lebensmittel und Munition, allein das Ganze ist in einem furchtbar ruinirten Zustand, an manchen Stellen liegt kein Stein mehr über dem andern; die Soldaten sind ganz und gar ohne Disciplin, selten findet man sie in ihren Quartieren und sie gehen stets mit Waffen um. Außer diesem Fort existirt noch eine vortheilhaft angelegte Batterie mit Artillerie und Munition gut versehen, welche den ganzen Hafen bestreicht, so wie auch noch zwei andere Forts, das von S. José und S. Antonio. Die Garnison besteht gewöhnlich aus einer Compagnie Soldaten mit einer Stärke von 87 Mann. Die meisten davon sind Eingeborne und unerfahren im Kriegshandwerke.

Die fünf Inseln zusammen enthalten nur 190 Wohnhäuser aus Holz erbaut und mit Stroh gedeckt, und gleichen mehr miserabeln Strohhütten als ordentlichen Gebäuden. Nur das Haus des Gouverneurs und die Kirche stechen mehr durch ihre Größe hervor. Die Menschenzahl betrug im Jahre 1819 kaum 699 Köpfe, worunter 250 Männer und 260 Weiber waren, mit 129 unerwachsenen Kindern, welche geringe Zahl eine außerordentliche Unfruchtbarkeit der Weiber andeutet. Nur die Angestellten und einige europäische Soldaten sind christlichen Glaubens, das übrige Volk besteht aus Kaffern, Mauren und Arabern mit ihren eigenthümlichen Religionen. Das Klima dieser Inseln ist gesund und fruchtbar. Schafe und Ziegen hält man hier viel

Digitized by Google

und sind von der besten Art; die Küsten wimmeln von Fischen, und sie vorzüglich gibt es hier viele Schildkröten, die ein große Handelszweig seyn könnten, allein die Indolenz der Menschen ist so groß, daß sie denselben ganz den Händen der Mojojos überlassen. (Wer diese Mojojos sind, wird nicht gesagt.) In ältern Zeiten waren diese Inseln weit bevölkerter, und noch jetzt findet man von dem Wohlstande, der damals herrschen mußte, die Ruinen großer Gebäude, so wie in Quiloa, Zanzibar und Mombaça, und man sagt, daß der Mangel an Wasser die Ursache der nachfolgenden Verödung an Menschen gewesen, was indessen gegenwärtig kein Hinderniß einer zunehmenden Bevölkerung abgeben kann, indem man Brunnen graben und Cisternen anlegen könnte.

Die Insel Ibo wird besonders von den Arabern aus Zanzibar, Quiloa, Mombaça und den comorischen Inseln besucht, welche in kleinen Fahrzeugen, Pangaios genannt, daselbst landen, Erfrischungen einnehmen und die nordöstliche Mousson, die im October beginnt, abwarten, um alsdann nach Mozambique zu segeln, von wo sie dann mit den südlichen Streichwinden im Junius, Julius und August mit Ladung zurückkehren. Von diesem Handel ziehen die Araber und die Franzosen auf Bourbon, die zu jeder Jahreszeit diese Meere durchschiffen, den Hauptvortheil, und besonders von dem Sklavenhandel, der gegenwärtig freilich nur im Verborgenen und durch Contrebande getrieben werden kann.

Hiemit endet die Beschreibung der ostafrikanischen Besitzungen durch Sebastiao Xavier de Botelho, die noch viel zu wünschen übrig läßt, ungeachtet dieselbe mit einem großen Wortreichthum abgefaßt ist, und, wie man behaupten will, in classischem Styl, jedoch in einer Darstellungsfolge, die nicht nur öftere Wiederholungen herbeigeführt, sondern auch große Widersprüche und oft ein Durcheinander der heterogensten Gegenstände. Ueberdieß bedient sich derselbe auch vieler Worte und Ausdrücke, die dem dortigen Sprachgebrauche eigenthümlich sind, die aber demjenigen ein Räthsel bleiben, welche denselben nicht kennen. Wir haben aus allen diesen Gründen vorgezogen, anstatt einer vollständigen Uebersetzung nur einen Auszug über die Hauptgegenstände zu geben, von denen wir glauben, daß sie noch wenig in Deutschland bekannt sind.

Ceylon.

(Schluß.)

Unter diesen und manchen andern günstigen Auspicien ist der Missionssitz in Amblamgodda erneuert worden, im Laufe des Jahres ist eine Kirche der Wiedertäufer im kandischen Distrikt Matella angefangen worden, und bei einer Missionärversammlung derselben Gesellschaft in Colombo waren der Gouverneur, der Oberrichter, Militär- und Civilbeamte und Missionarien der Episkopalkirche, der Wiedertäufer und der Wesleyaner in ächt christlichem Sinne versammelt. Seit 1857 ist die Missionsgesellschaft der Episkopalkirche mit 18 Arbeitern, 9 Congregationen, 58 Dienern des Gottesdienstes, 309 Knaben und 76 Mädchen, die in den Schulen erzogen wurden, vermehrt worden. Auch wurde vor nicht langer Zeit den römisch-katholischen Priestern eine Bittschrift von vielen Tausenden ihrer Schüler übergeben, worin sie dauerndere und wirksamere Unterweisung verlangen, oder drohen, sich im Weigerungsfall nach Rom an den Papst selbst zu wenden. Die guten Leute sollten lieber gleich Protestanten werden, da sie auf keine andere Weise ihre Absichten erreichen können.

In Bezug auf die socialen Vortheile müssen wir die Zahl und Tüchtigkeit der Straßen erwähnen, welche durch die ganze Insel Handel und Civilisation bedeutend erleichtern; die Errichtung von Sparcassen und die Errichtung von Gesellschaften, die ähnlich den „Freund in der Noth"-Gesellschaften den bedürftigen Armen Unterstützung gewähren. In allen bedeutendern Missionsstationen hat man angefangen Lesebibliotheken zu errichten. Die Eingebornen sind jetzt gewohnt, etwas mehr Geld in ihrer häuslichen Bequemlichkeit zu verwenden, und leben im Allgemeinen anständiger. Jeder Zweig des Handels, der im Bereich ihrer Kräfte liegt, wird von ihnen ergriffen, und Einige sind große Kaffeepflanzer. Das Kastenwesen verliert an Kraft, und die Leute ergreifen jede neue Beschäftigung, wenn der Lohn entsprechend ist. Die Erweiterung ihrer politischen Freiheiten hat Wunder gewirkt, wenn sie sie auch anfangs mit argwöhnischen Augen ansahen. Da sie jetzt in den gesetzgebenden Rath zugelassen werden, mit der Aussicht auf andere hohe Aemter, sind sie wie aus einem Traum erwacht.

Es wäre zu wünschen, daß die Europäer sich bereiter zeigten, die Eingeborenen an den Wohlthaten des geselligen Verkehrs Theil nehmen zu lassen. Es ist nicht Mangel an geistiger Bildung, der die Eingebornen höhern Standes bisher von europäischen Cirkeln ausgeschlossen hat, sondern ihre untergeordnete Stellung, welche sie verführte, ihre einflußreichern Bekannten mit ihren Privatverhältnissen zu belästigen, wo jede Erwähnung der Familienzwiste und Angelegenheiten verbannt bleiben muß. Wäre ihre Stellung gleicher, ihre Ansprüche würden schnell der Gesellschaft entsprechen. Daß es Personen gibt, deren Fähigkeiten und Charakter gleich empfehlenswerth sind, ist zu oft bewiesen worden, um noch Bestätigung zu verlangen. Bei einer neulichen Rundreise erhielt J. De Livera, Esq., der Bezirksrichter von Tangalle in der südlichen Provinz, vom Unterrichter ein öffentliches Anerkenntniß seines reifen Urtheils, das er in seinen Entscheidungen an den Tag gelegt habe. In Colombo lassen die höchsten eingebornen Familien des Landes ihre Töchter europäisch erziehen, und diese jungen Damen haben bei einem Examen die großen Fortschritte gezeigt, die sie in Wissenschaften und Fertigkeiten erlangt haben. Dieß, besonders das öffentliche Examen, hat selbst die Aufmerksamkeit des Gouverneurs erregt. Uebrigens kennen wir in Bezug auf Sanftmuth des Charakters nichts Reizenderes und Liebenswürdigeres, als eine wohlerzogene Ceyloneserin.

Doch ungeachtet aller dieser Lobsprüche müssen wir bemerken, daß jetzt noch Alles nur Anfang, nur chaotische Anzeichen eines künftigen Lebens der Gesellschaft ist. Vor Allem ist eine bessere Schulcommission nöthig, noch sind wenig Elementarbücher für die Wissenschaften in der Landessprache vorhanden zum Unterrichte der aufwachsenden Generation; Sklaverei besteht noch, und manches Andere wäre noch zu wünschen, was wir aber bei einer andern Gelegenheit auszusprechen gedenken. Auch ein Institut wie die königliche asiatische Gesellschaft zur Aufhaltung der Religion Topographie, Philosophie und frühere Geschichte des Landes, wie sie in den indischen Präsidentschaften besteht, wäre sehr zu wünschen. So wären noch manche Mißbräuche abzuschaffen, wie z. B. die große Verbreitung und Vermehrung der Arrakbereitung, die das Volk zur Unmäßigkeit verleitet, die Besoldung und Erhaltung der Buddha-Priesterschaft von Seite des Gouvernements und Anderes; doch im Ganzen ist es erlaubt, auf eine reiche, glänzende Zukunft für Ceylon in nicht weiter Ferne hinzuschauen, wo der Dienst des wahren Gottes seine Segnungen über dieses schöne Land ausgießen wird.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 225.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 August 1839.

Das Heerwesen der Vereinigten Staaten.

Die instinctartige Furcht, womit, früher besonders, der Engländer stehende Truppen als gefährlich ansah, ist in reichlichem Maaße auf die Nordamerikaner übergegangen, und sie haben nach dem Revolutionskriege alle Vorschläge des verständigen Washington, dem Heerwesen eine wirksame Form zu geben, so lange von sich gewiesen, bis die dringende Noth sie zwang, einige Schritte zu thun. Washington hatte vorgeschlagen, jedes Jahr einen Theil der Miliz in einem Lager zu versammeln, und einige Wochen oder Monate zu üben, um stets eine bereite Mannschaft bei der Hand zu haben. Dieß war aber den eifersüchtigen Republicanern schon zu soldatisch, und wurde vom Congreß abgelehnt. Im Jahre 1785 betrug das stehende Heer der Vereinigten Staaten nur 700 bis 800 Mann, stieg aber jetzt allmählich, und im Jahre 1790 sogar auf 6000 Mann, weil mehrere Niederlagen, welche die Amerikaner von den noch immer nicht beruhigten Stämmen an der Westgränze erlitten, ihnen über die Nothwendigkeit militärischer Anstalten endlich die Augen öffneten. Im Jahre 1796 war indeß die Truppenzahl schon wieder auf 3000 Mann herabgesunken, dagegen im Jahre 1792 festgesetzt worden, daß jeder freie weiße, körperlich fähige Bürger der Vereinigten Staaten zwischen 18 und 45 Jahren in die Miliz einzutreten habe, und sich selbst mit Waffen und Uniform versehen müsse. Das amerikanische Heer zerfällt demnach in zwei wesentlich geschiedene Theile, in die stehenden Truppen und die Miliz, welche je nach Erforderniß zum Dienste aufgerufen wird.

Es würde hier zu weit führen, wenn wir die mannichfachen Umwandlungen der stehenden Truppen seit dem Anfang der Vereinigten Staaten aufzählen wollten, *) und wir halten es für angemessener, über beide Theile des Heerwesens einige Bemerkungen anzufügen. Die stehenden Truppen betragen gegenwärtig nach Marryatts Angabe 7834 Mann, darunter 2 Regimenter Dragoner 1335 Mann, 4 Artillerie-Regimenter 1606, 7 Infanterie-Regimenter 3118, Recruten 1418. Der geringe Rest besteht aus Militärbeamten, Ingenieuren und höhern Officieren. Diese Truppe leidet an mehreren wesentlichen Gebrechen: die Officiere sind, wo nicht alle, doch die meisten in der Militärakademie zu Westpoint tüchtig gebildete und kenntnißreiche Männer, die Soldaten aber sind geworden: kein Amerikaner, so lange er noch immer eine Auskunft weiß, tritt ins Militär, und sie sind darum sehr wenig zahlreich; die Mehrzahl besteht aus irischen und armen deutschen Auswanderern, so wie aus Deserteuren der englischen Regimenter. Die Truppe, obwohl gut bezahlt und organisirt, steht demnach hinsichtlich der Zusammensetzung auf derselben Stufe, wie der schlechtere Theil der europäischen Truppen vor 60 Jahren, und sie kann nur durch Zwang und harte Strafen zusammengehalten werden; Desertionen sind nicht selten, und wird ein Deserteur wieder eingefangen, so erhält er von den philanthropischen Republicanern 50 Peitschenhiebe, wird glatt rasirt, gebrandmarkt und dann fortgejagt. An eine freundlichere Verbindung zwischen dem Officier und einer solchen Mannschaft, an ein Vorrücken vom Soldaten zum Officier ist bei einer solchen Zusammensetzung nicht zu denken. Die Officiere selbst, obgleich fast lauter Amerikaner, sind von dem Volke nicht gut angesehen, und die Regierung unterstützt sie sogar, um bei dem Volke nicht zu verstoßen, häufig nicht gehörig in der Erfüllung ihrer Pflicht. Urlaubsbewilligungen sind sehr selten und beschränkt, und sie haben nur die Wahl zwischen einem Außenposten im indianischen Lande, oder dem Krieg in Florida, wo sie bekanntlich keine Lorbeeren erringen.

Die Miliz kann nur im Fall eines Krieges oder eines innern Aufstandes aufgeboten werden, und sie hat alle Vorzüge und alle Nachtheile, die wenig disciplinirten Corps gewöhnlich anhängen. Beim Zusammenstoß mit geübten Truppen auf offenem Felde würde sie zerstieben, hinter Wall und Graben und auf coupirtem Terrain kann sie gute Dienste leisten, und hat sie bei guter Anführung auch schon geleistet. Indeß leidet diese Einrichtung noch an andern Nachtheilen. Im Anfang, als die Miliz zuerst errichtet wurde, gestatteten die Finanzen des Landes nicht, die Milizpflichtigen zu kleiden und zu bewaffnen. Der Krieg hatte eine große Masse Waffen unter das

*) Ziemlich vollständig ist dieß geschehen im United Service Journal, Mai 1839 verglichen mit dem Julius-heft d. J.

Digitized by Google

Volk gebracht, und für die Jagd waren viele mit Gewehren versehen. Man verordnete also, daß die Bürger selbst sich ihre Waffen anschaffen sollten, und unterwarf diese einer Aufsicht und Controle. Was anfangs die Nothwendigkeit geboten hatte, wurde später absichtlich fortgesetzt, und diese Last drückt nun auf den Armen ziemlich schwer: bei Musterungen erscheinen diese deßhalb oft mit Stangen oder Baumzweigen, und noch häufiger mit schlechten und gefährlichen Waffen. Was der Congreß und die einzelnen Staaten den Milizen an Gewehren liefern, reicht bei weitem nicht aus. Solche Dinge machen die Miliz lächerlich, und bringen sie in Verachtung, was nebst dem Umstande, daß die Officiere meist vom Volke gewählt werden, Insubordination zur Folge hat, so daß Uebungslager häufig mit Trinkgelagen und Schlägereien endigen. Darum mehren sich die Stimmen, daß man das Milizsystem abschaffen solle, und selbst der Staat Neu-York hat sich kürzlich in dieser Weise vernehmen lassen.

Neben der Infanterie-Miliz befindet sich Miliz-Artillerie und reitende Schützen, die aus Freiwilligen bestehen. Diese bilden eigentlich die Elite der Miliz, sind häufig gut gekleidet, bewaffnet und disciplinirt, und sind in der That die einzigen, auf welche man sich bei der Unterdrückung innerer Unruhen so ziemlich verlassen könnte. An Paradedisciplin fehlt es ihnen freilich sehr, aber doch möchte eine Vermehrung dieser Truppe mit Beibehaltung der Milizcadres, denen die Regierung durchaus die Gewehre liefern müßte, für die Zukunft den Stamm zu einem nationaleren Militär enthalten. Der abgedroschene Satz: im Frieden ist Niemand, im Kriege Alles Soldat, und: jeder Büger ist verpflichtet, sein Vaterland zu vertheidigen, scheint auch in Amerika mit der sichtbar werdenden Unzulänglichkeit und Undrauchbarkeit der Miliz seinem Ende entgegenzugehen.

Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf der Goldküste Afrika's.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen fuhr ich wieder dem Lande zu: kaum 25 Schritte vom Boote entfernt, sah ich zwei dem Anscheine nach todte Körper auf den Wellen treiben; ich hielt sie für Baumstämme, erkannte aber bald, als ich die rothen mit Zähnen besetzten Rachen gähnen sah, daß es Kaimans waren, die auf den Wogen schaukelnd sich sonnten. Von weitem schon hörte ich häufiges Schießen, und in die Mündung des kleinen Flüßchens gelangt, sah ich längs dessen einem Ufer eine Menge Neger, die unaufhörlich in das Wasser schossen. Unruhig über den zweideutigen Empfang, wollte ich schon nach meinem weißen Taschentuche als Friedenszeichen greifen; unsere schwarzen Ruderer gaben mir jedoch zu verstehen daß ich außer Sorgen seyn möge, und wir landeten auch bald ungefährdet. Nachher erfuhr ich, daß gerade dieser Tag ein hoher Festtag des im Flüßchen wohnenden Fetisches sey und ihm zu Ehren in das heilige Wasser geschossen werde. Auf einem freien Platze nächst dem Flüßchen sang eine Anzahl junger Mädchen und tanzte nach dem Schalle ihrer musikalischen Instrumente; es war ein herzzerreißendes Gepfeife, Geblase und Getrommel und betäubender als der Lärm eines Weihnachtsmarktes; um sich hievon einen Begriff machen zu können, beschreibe ich ihre musikalischen Instrumente. Sie haben verschiedene Arten von Trommeln, eine Art, welche nur die Vornehmsten gebrauchen und durch Sklaven auf den Köpfen vorantragen lassen, wird von neben ihnen gehenden Personen mit einem Schlägel geschlagen. Sie werden aus geklopftem Holz verfertigt, mit Elephantenhaut überzogen und geben einen angenehmen Schall. Eine andere Art hat die Gestalt einer Sanduhr: von einem Fell zum andern über den Rand hin laufen Bastriemen zum Spannen. Der Neger trägt diese Trommel unter dem Arme, um durch Drücken auf die Riemen die Felle mehr oder weniger zu spannen und verschiedene Töne hervorzubringen; sie wird mit einem Stocke geschlagen. Eine dritte Art Trommel besteht aus einem mit Fell überzogenen Calabas oder der getrockneten Schale eines großen Kürbisses, woraus die Neger zum Theil ihre Trinkgefäße und mehrere andere Dinge verfertigen. Der Neger hat diese Trommel vor sich hangen und schlägt sie mit beiden flachen Händen: an den Handgelenken hangen eiserne Ringe, woran verschiedene kleine Stückchen Metall befestigt sind, die bei dem Schlagen Lärmens genug machen. Noch eine kleine Art von Trommel nehmen die Neger sitzend zwischen die Beine und schlagen sie mit den Fingern.

Kleinere Elephantenzähne, an deren spitzem Ende eine viereckige Oeffnung sich befindet, dienen ihnen zum Blasen statt der Hörner. Einer Art von Flöte, welche die Neger aus dickem Schilfrohr verfertigen, wissen sie einige angenehme Töne zu entlocken. Am weitesten Ende des Schilfrohres machen sie einen Einschnitt in Gestalt eines V und halten diesen gegen die untere Lippe, so daß sich durch das Blasen die Luft in dieser Kerbe stößt und den Ton gibt, den sie durch die am dünneren Theile der Flöte angebrachten Löcher nach Gefallen erhöhen oder tiefer machen können. Bei Musiken bedienen sich die Neger immer deren sechs bis acht von verschiedenem Umfange; eine Flöte für die erste Stimme hat 3 Löcher, und auf dieser wird die Gesangweise gespielt; eine für die zweite Stimme hat 2 Löcher, und die dritte für den Baß hat nur Ein Loch. Mit langhalsigen getrockneten Kürbissen, worin einige Bohnen liegen, wird der Tact gegeben. Eine Art Glocken, die mit Stöcken geschlagen werden, tönen nicht übel; in Ermangelung dieser Glocken lassen sie zwei Stücke Eisen zusammenklingen. Ein Stück harten Holzes, auf das sie ein dünneres breites schnellen lassen, gibt einen Ton wie unsere hölzernen Kinderratschen. Von Saiteninstrumenten sah ich nur eines, das Aehnlichkeit mit unseren Guitaren hat, aber freilich viel einfacher gebaut ist: ein viereckiges hohles Kästchen gibt die Resonanz, die sechs Saiten, aus getrockneten Schlingpflanzen bestehend, laufen von dem auf dem Kästchen befindlichen Sattel längs dem Griff und werden an dessen Ende an eingeschlagenen Zapfen befestigt und gespannt. Auf diesem Instrumente bringen sie einige wohlklingende, aber natürlich nicht zusammenstimmende Töne hervor. — Ein solches Musikcorps kann freilich einen Europäer nicht zum Tanz ermuntern, aber die Negerinnen wurden dadurch sehr begeistert und ermüdeten sich in verschie-

Digitized by Google

denen, oft sehr unnatürlichen und unsittlichen Bewegungen, Neigungen und Wendungen des Körpers, während die Füße oft kaum vom Platze kamen oder nur langsam sich fortbewegten; die Arme hoben sie bald in die Höhe, bald beschrieben sie damit allerlei Figuren um den Körper; der mittlere Theil desselben war dabei am thätigsten, die Augen waren gewöhnlich halb geschlossen. Bei solchen Tänzen wird immer irgend ein Fetischbild, dem zu Ehren der Tanz ausgeführt wird, von dem Fetischpriester oder der Priesterin den Tanzenden von Zeit zu Zeit heimlich gezeigt. Die Männer halten es für eine Schande bei Frauentänzen mitzutanzen; ihr Tanz, dem ich später öfters zusah, ist lebhafter, und sie machen dabei allerlei Pantomimen, meist kriegerischer Art; ein schauderhaftes Schreien und Brüllen mischt sich mit den Mißtönen der oben beschriebenen Instrumente. — Eine große Menge Zuschauer jeden Alters und Geschlechtes umstand die Tänzerinnen; auch ich befand mich unter den ersteren. Während ich dem Tanze zusah, bemerkte ich, daß öfters Neger und Negerinnen spöttische Blicke auf mich warfen, und sich dabei etwas in das Ohr flüsterten; ich fragte meinen Begleiter, was dieß zu bedeuten habe, und erfuhr von ihm, daß die Neger unter sich gern über jeden neuangekommenen Europäer spöttelten, und ihm oft recht witzige Spitznamen geben; mit welchem Namen sie mich beehrten, blieb mir unbekannt.

Dieß Tanzen dauerte den ganzen Tag fort bis in die Nacht; die müden Tänzerinnen wurden von frischen abgelöst. Nach der Tafel führte mich und den Capitän ein Mulatte, der früher als Schreiber bei der Residentschaft gedient hatte, und nun vom Handel lebte, im Dorfe herum, und in verschiedenen Negerfamilien ein. Unser erster Besuch war bei dem sogenannten König von Elmina. Seine Wohnung unterscheidet sich nur durch die auf dem Giebel wehende holländische Flagge von denen der bemitteltern Neger, und besteht gleich diesen aus zwei Stockwerken, die durch eine einfache hölzerne Treppe verbunden sind. Die obere Etage war fast auf europäische Weise meublirt, und hier empfing uns die schwarze Majestät mit einer so unterwürfigen Freundlichkeit, daß ich mir sogleich denken konnte, wie armselig es um sein Königthum stehen müsse. Der König bewirthete uns mit Rum und einer Art Maisbrod, das ich nur mit Mühe hinabschlucken konnte. Von einer Hofetikette war natürlich keine Rede; er drückte uns recht kräftig die Hand, wir klopften ihn beifällig öfters auf die Schulter, und stießen mit ihm ganz traulich die Gläser zusammen, wenn ein Toast ausgebracht wurde. Unsere Unterhaltung, die in holländischer Sprache geführt wurde, bestand meistens aus kindischen, neugierigen Fragen von Seite des Negers, und aus unseren den Umständen angepaßten Antworten. Er fragte z. B., ob wir viel Zwieback, Butter und Käse, den die Neger sehr lieben, mitgebracht hätten, ob sein Bruder, der König von Holland, sich wohl befinde, und vielleicht einmal ihn besuche, ob wir keine weiße Frau für ihn mitgenommen, ob man auch in Holland von seinen früheren Heldenthaten gegen feindliche Negerstämme spreche, und dergleichen mehr. Auf seine Frage nach einer weißen Frau antwortete ich, daß wir keine hätten für ihn bekommen können, da zwar jede gerne die Ehre, Königin von Elmina zu werden, angenommen haben würde, aber viel zu eifersüchtig sey, um seine Gunst mit seinen vielen schwarzen Frauen theilen zu wollen.

Hinsichtlich seiner ruhmvollen Thaten sagte ihm der Capitän, daß sein Name in ganz Holland durch Lieder und Gesänge verherrlicht und das Andenken an ihn durch die Aufstellung seiner in Gold gearbeiteten Bildsäule im Museum zu Amsterdam für ewige Zeiten erhalten werde. Wir hatten übrigens oft Mühe, ihm uns verständlich zu machen und ihn zu verstehen, da seine Kenntniß holländischer Worte sehr gering und seine Einbildungskraft sehr armselig war. Da wir im Gespräche mit ihm erfahren hatten, daß er ein großer Freund des Rauchtabaks sey, so schenkten wir ihm, was wir davon bei uns hatten und versprachen ihm noch mehr. Von der sehr zahlreichen Familie des Königs war Niemand im Zimmer anwesend, nur von Zeit zu Zeit blinzelte eine schwarze Prinzessin verstohlen zur Thüre herein; als wir jedoch in den untern Stock herabkamen, sahen wir mehrere schwarze Schönheiten, deren eine an meiner Wenigkeit solches Wohlgefallen fand, daß sie mich ganz unbefangen durch ihren königlichen Vater ersuchen ließ, bei ihr zu bleiben, und durch die sprechendsten Zeichen mir zu erkennen gab, daß ich Gnade vor ihren Augen gefunden habe. Ueberhaupt ist die Willfährigkeit der Negerinnen gegen die Europäer sehr groß und widerstreitet keineswegs ihren Begriffen von Sittlichkeit; ja sie finden den Genuß der Liebe, die freilich bei ihnen fast rein thierischer Natur ist, so wenig anstößig, daß sie heute noch auf offener Straße sich derselben hingeben würden, wenn es die Europäer ihnen nicht streng untersagt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über den Harem Mehemed Ali's aus Cairo und ein Schreiben seiner Töchter und Schwiegertöchter an das Damencomité der Gesellschaft zur Beförderung der Erziehung der Frauen im Orient zu London.

Vorwort.

Nachdem Mehemed Ali seit fünfzehn Jahren mit so beträchtlichen Kosten durch die Absendung einer großen Anzahl Jünglinge nach den Erziehungsinstituten von England und Frankreich den ersten Grundstein zur Einführung europäischer Civilisation und Wissenschaft unter seine Araber und Aegyptier gelegt hatte, wendete sich auch in der letzten Zeit seine Sorgfalt auf den weiblichen Theil seiner Bevölkerung. Sah dieser große Mann von dieser Seite mehr Schwierigkeiten zu überwinden, so ging er auch mit größerer Behutsamkeit zu Werke. Er ließ vorläufig die oben erwähnte in London bestehende Damengesellschaft, an deren Spitze die Herzogin von Beaufort steht, und die zur Beförderung und Ausführung ihrer wohlthätigen Absichten Zweiggesellschaften im ganzen Lande verbreitet hat, unmittelbar aufmuntern, eine ihres Vertrauens würdige Lehrerin nach seinem eigenen Harem zu senden, damit fürs erste in seiner eigenen Familie europäischer Unterricht allmählich ein-

Digitized by Google

geführt werde, dann dort unter dem Vorsitze seiner verständigen ältesten Lieblingstochter Nazly Hanum Plane und Anordnungen zur Einführung von Elementarschulen für das weibliche Geschlecht in seinen Landen zu treffen. Das Comité sendete zu diesem Endzweck eine Miß Halliday nach Cairo ab (jetzt dort an einen Hrn. Lieder, wahrscheinlich einen Deutschen, verheurathet). Die Londoner Damen konnten keine bessere Auswahl treffen; Madame Lieder hatte sich mehrere Jahre auf ihren Beruf vorbereitet, und nach den neuesten Berichten bereits eine Mädchenschule nach europäischem System unter dem Schutz der Familie des Pascha's in Cairo eingerichtet, die von den Töchtern aller Classen eifrig besucht wird. Als dereinstige geschichtliche Documente werden folgende Briefe den Werth haben, daß sie die Anfänge der Einführung europäischer Erziehungsweise unter die Frauen Aegyptens und Arabiens darstellen, so wie das Schreiben der Frauen aus dem Harem Mehemed Ali's nach Europa wohl zu den merkwürdigsten moralischen Erscheinungen unserer Zeit seit dem Entstehen des Mohammedanismus gezählt werden kann.

Auszüge aus Miß Halliday's (jetzt Frau Lieder) Briefen an den Frauenverein in London zur Verbreitung christlicher Civilisation in Asien und Afrika.

Cairo, den 27 März 1838.

Dieser Tag gehört zu den merkwürdigsten meines Lebens. Um 10 Uhr Vormittags begaben wir uns, nämlich Mistreß Kruse, Mistreß Hekekyan *) und ich, auf Eseln nach dem Harem. Unterwegs holten uns Capitän Lyons Janitscharen ab, und Hr. Vicecons'l Wahn, der uns gerade begegnete, meinte: „Wir müßten seine Frau ebenfalls mitnehmen, der Ehre unserer lieben alten Insel wegen.“ So geleitet von zwei Janitscharen in Staatsgala, mit ihren silbernen Amtsstäben, zogen wir nach der Casa Debora, und es schlug unterwegs mein Herz im Gebete zu dem Herrn, daß er seinen Weg mir leicht machen wolle. Nicht ohne Bangigkeit kamen wir bei einer langen Auffahrt des befestigten Thores, dem ersten Eingange des Harems, an. An einem zweiten Thore mußten die Janitscharen und Eseltreiber zurückbleiben, während uns mehrere Eunuchen in Empfang nahmen, und durch ein anderes starkes Thor in einen langen stattlichen Saal führten, wo wir mehrere Damen trafen, welche emsig beschäftigt schienen. Man zeigte uns sodann in ein Vorzimmer, wo Kaffee in Tassen, mit Diamanten besetzt, den prachtvollsten, die ich je gesehen habe, gereicht wurde. Es waren junge und schöne Sklavinnen, wahrscheinlich Griechinnen, Georgierinnen und Circassierinnen, welche uns aufwarteten. Die eine brachte Kaffee, eine andere Scherbet, eine dritte Zucker; jede aber war wieder von mehreren Sklavinnen unter einem Baldachin bedient. Sodann wurde eine kostbare Pfeife, deren Mundstück von Bernstein mit Diamanten garnirt war, der Mistreß Hekekyan gereicht, von dieser Dame aber, welche sich mehr an europäische als orientalische Sitten hält, abgelehnt. Hierauf brachte man zwei kleine Mädchen zu uns herein, die sich sogleich ohne alle Scheu mit der größten Zutraulichkeit an mich schmiegten und an Liebkosungen gewöhnt zu seyn schienen; ihre Aehnlichkeit mit dem Pascha sagte mir, daß sie zur fürstlichen Familie gehören. Nach ungefähr einer Viertelstunde wurden wir dann von einer alten Dame, die ein hohes Amt zu bekleiden schien, zu Ihrer Hoheit in ein anderes Seitengemach geführt. Wir fanden Nazly Hanum *) in einer Ecke des Zimmers auf einem hohen Diwan sitzend. Mistreß Kruse und ich grüßten auf europäische Weise, Mistreß Hekekyan aber warf sich ihr zu Füßen und küßte den Saum ihres Kleides. Sie begrüßte uns sehr leutselig mit der Hand, und hieß uns auf den Diwan neben sie uns niederzulassen. Sie ist kleiner Statur, ziemlich wohlbeleibt und ungefähr 20 Jahre alt. Ihre Gesichtszüge machten einen außerordentlichen Eindruck auf mich, besonders ihre Augen; ich habe in der That nie so durchdringende Augen gesehen. Sie soll ihrem Vater außerordentlich ähnlich seyn. Ihr Anzug war sehr einfach, um den Kopf trug sie ein seidenes Tuch, welches mit einer brillantenen Nadel angeheftet war, ihre Chemisette war von weißem englischem Netzwerk, und so hoch am Halse, daß es die Brust ganz bedeckte; das Oberkleid war von blauem, wie es schien, englischem Tuche. Sie hatte ferner einen kostbaren Kaschmir-Shawl um, von welchem eine prachtvolle Uhr nebst Kette herabhing. Eine ihrer ersten Fragen war, wer von uns die Lehrerin wäre, und als man ihr sagte, daß ich es sey, richtete sie auf Türkisch verschiedene Fragen an mich, welche Mistreß Hekekyan mir übersetzte. Meine reizbare Schüchternheit war jetzt ganz verschwunden. Ihre Fragen waren sehr passend, und zeigten, daß die Verbesserung ihres Hauswesens ihr am Herzen liegt. Sie wünschte sehr, daß ich im Harem wohne, wo mir jede Freiheit gewährt werden solle. Ich lehnte natürlich dieses Anerbieten ab, dankte ihr aber für die mir zugedachte Ehre. Wir kamen zuletzt überein, daß ich für die ersten Monate täglich vier Stunden, von 9 Uhr Morgens bis 1 Uhr Nachmittags, Unterricht ertheilen sollte. Wegen meiner geringen Kenntniß der türkischen Sprache (das Arabische wird im Harem nicht gesprochen) muß im Anfang mein Unterricht auf elegante weibliche Handarbeiten beschränkt bleiben. Zeit, Geduld und Fleiß werden mir aber, wie ich hoffe, hier einen nützlichern Wirkungskreis eröffnen. Ich schien der Prinzessin sehr zu gefallen, denn sie richtete ihre Augen ununterbrochen auf mich. Sie rauchte während der ganzen Zeit, und eine große Anzahl Damen stand unterhalb des Diwans auf jede ihrer Bewegungen wachend. Wir verließen Ihre Hoheit gegen Mittag.

(Fortsetzung folgt.)

*) Frau Hekekyan ist die Gemahlin eines Aegyptiers, der in England Unterricht genossen hatte und sich im Dienste des Pascha's befindet. Der Pascha scheint auch nicht ungern Verbindungen seiner europäisch erzogenen Araber mit Europäerinnen zu sehen, weil er die Vortheile, welche daraus für den weiblichen Theil der Bevölkerung allmählich entstehen würden, wohl zu schätzen weiß.

*) Nazly Hanum ist die älteste und Lieblingstochter des Pascha's, zu welcher der Vater ein unbeschränktes Zutrauen hat.

Der große Vulcan auf der Sandwichinsel Hawaii. Englische Blätter entlehnen aus dem Hawaiian Spectator Nachrichten über den großen Krater von Kirauea, wie sie Graf Strzelecki (?) mitgetheilt habe. Seinen Angaben zufolge kommt kein bekannter Vulcan diesem an Macht, Größe und Ausdehnung gleich. Die steilste Klippe, welche die nordnordöstliche Mauer des Kraters bildet, hängt über einer Fläche von mehr als 5 Millionen □ Yards halbgekühlter Schlacken, mehr als 500,000 □ Yards davon sind von fließenden Feuermassen bedeckt, die, „wie die Wellen einer bewegten See, nach allen Richtungen hinrollen, und gleich einer wüthenden Brandung heftig an die Wände der Kessel schlagen und ihren Schaum in Form von haarartigem Glas rundherum ausspritzen.“ Es sind fünf Kessel, jeder von etwa 5700 □ Yards im Umfang; ein sechstes ist von einer 50 Yards hohen Schlackenmauer eingeschlossen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 226.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 August 1839.

Der protestantische Missionär Medhurst und sein Wirken unter den Chinesen.

Medhurst ist einer der gelehrtesten und thätigsten Missionäre im östlichen Asien. Er ward bereits im Jahre 1816 von der Londoner Missionsgesellschaft, welche schon ein Jahrzehent vorher ihre Aufmerksamkeit auf China gerichtet hatte, ausgesandt, um den Bewohnern des Mittelreiches das Evangelium zu verkünden. In wenigen Jahren erlangte Medhurst solch eine bewunderungswürdige Fertigkeit in den schwierigsten Idiomen des östlichen Asiens, daß er nicht allein in ihnen predigen, sondern auch der chinesischen und malayischen Jugend im indo-chinesischen Collegium zu Malacca in ihrer eigenen Sprache Unterricht ertheilen konnte. Der Missionär verfaßte überdieß eine bedeutende Anzahl von Schriften und erbaulichen Tractaten in der chinesischen und malayischen Sprache, welche über alle Inseln und Länder des östlichen Asiens in reichlicher Fülle verbreitet wurden. Wir wollen das Verzeichniß dieser Schriften, von denen sich die meisten in der chinesischen und orientalischen Büchersammlung zu München vorfinden, zur Charakterisirung der erstaunlichen, in Europa ganz unbekannten Thätigkeit dieses Mannes hieher setzen.

In der chinesischen Sprache verfaßte Medhurst unter dem Namen Schangte oder Jugendfreund folgende Werke und Tractate: ein monatliches Magazin in mehrern Lieferungen; ein Gebetbuch für Kinder; eine Geschichte von Java; eine Abhandlung über das neue Jahr der Chinesen; über das Fest auf den Gräbern der Chinesen; die Sprüche Jesus; über das Speisen der Geister, nämlich der Geister der verstorbenen Ahnen nach der Ansicht der Anhänger des Confucius; über die chinesische Göttin des Meeres; Darstellung der christlichen Moral; das christliche Buch der drei Worte; freundschaftliche Gespräche; zwei Tractate über die chinesische Sitte, durch das Feuer zu springen, wie die Taosse oder die Anhänger des Laotse zu thun pflegen; eine Abhandlung über die Erlösung; verschiedene Predigten; eine Auswahl wichtiger Stellen aus der heiligen Schrift; eine Uebersetzung des Evangeliums nach Markus; ein christliches Schulbuch; eine vergleichende Chronologie der Geschichte China's mit der Geschichte des Westens, worin der Verfasser die Chronologie des alten Testaments mit der chinesischen in Einklang zu bringen sucht; eine Darstellung der Eigenschaften Gottes; über den Fall und die Erlösung der Menschen; eine Harmonie der Evangelien; über das Daseyn Gottes; mehrere Katechismen und andere kleinere religiöse Abhandlungen.

In der malayischen Sprache schrieb Medhurst: eine Einleitung in die heilige Schrift; Inhalt der christlichen Lehre; eine Unterredung mit Mohammedanern; über die Sünde; Ermahnung zum öffentlichen Gottesdienste; mehrere Katechismen — einer derselben ward von der Frau des Missionärs verfaßt — und mehrere christliche Schulbücher. Die andern protestantischen Missionäre, von denen sich mehrere in Penang, Singapur, Malacca, Java und Macao niederließen, schrieben ebenfalls mehrere Bücher in der chinesischen, malayischen, javanischen und mehreren anderen Sprachen des östlichen Archipelagus. Doch blieben sie in Betreff der Masse literarischer Erzeugnisse weit hinter Medhurst zurück. Nach einer Berechnung, die Medhurst am Ende seines Werkes angestellt hat, wurden vom J. 1816 bis 1836 mehr denn 750,000 Bände und Broschüren, beinahe ausschließend christlichen Inhalts, in den Sprachen des östlichen Asiens von der sogenannten Mission jenseits des Ganges gedruckt vertheilt. Hier sind mit indegriffen 2075 vollständige Exemplare der ganzen heiligen Schrift alten und neuen Testamentes in chinesischer Sprache, 9970 des neuen Testamentes, 31,000 Bücher, verschiedene Theile der heiligen Schrift enthaltend; dann 2000 vollständige Exemplare des neuen Testamentes und 2000 Exemplare einzelner Evangelien in malayischer Sprache. Diese sämmtlichen Werke sollen mehr denn 800 Mill. Seiten anfüllen. So mangelhaft, wie man sich leicht denken kann, mehrere dieser Productionen und Uebersetzungen in wissenschaftlicher Beziehung seyn mochten und wirklich sind, so scheinen sie doch dessen ungeachtet bis jetzt, wie wir aus den eigenen Geständnissen des Missionärs ersehen werden, indirect mehr die Wissenschaft, namentlich die Sprachkunde, als das Christenthum befördert zu haben. Bloß wissenschaftliche Werke schrieb Medhurst nur zwei, nämlich das japanische Vocabular und ein

Digitized by Google

Wörterbuch des Dialekts der chinesischen Provinz Fokien, welcher viel Eigenthümliches hat.

Medhurst ließ sich im Jahre 1817 zuerst in Malacca nieder, einer Stadt, welche vor der Gründung Singapurs der Hauptstapelplatz des Handels im östlichen Archipelagus war und deßhalb für die Zwecke der Mission Hinderindiens sehr geeignet schien. Malacca zählte damals 25,000 Einwohner, wovon 4000 Chinesen und 2000 Portugiesen waren, der übrige Theil der Bevölkerung bestand aus Malaven. Hier gründete der berühmte Sinolog und Missionär Morrison das anglo-chinesische Collegium, dessen Leistungen eines Theils für das chinesische Sprachstudium in Europa und andern Theils für die Verbreitung der englischen Sprache und europäischen Wissenschaft im östlichen Asien höchst beachtungswerth sind. Medhurst verweilte nur kurze Zeit als Lehrer an dieser Anstalt; er ging von hier aus nach Penang, besuchte einige andere Inseln des östlichen Archipelagus, und nahm endlich im Jahre 1822 seinen bleibenden Aufenthalt in Batavia. Hier setzte er das von Dr. Milne begonnene chinesische Magazin fort, worin auch Gegenstände nichtchristlichen Inhalts besprochen wurden, und suchte zugleich diese, so wie die andern Schriften der Missionäre unter den Chinesen auf Java, auf den nahen Inseln und in China selbst zu verbreiten. Es wurden monatlich 1000 Exemplare dieses Magazins gedruckt. Die Art und Weise, wie diese Schriften vertheilt werden, wollen wir den Missionar selbst erzählen lassen. Derjenige, welcher dieses Geschäft übernimmt, sagt Medhurst, geht mit einigen Tractätlein in der Hand in der Stadt herum, und setzt sich an einem öffentlichen Orte nieder, wo er einige Leute beisammen findet. Er beginnt, in einem der Bücher zu lesen. Es kommen nun, wie sich von selbst versteht, mehrere Neugierige herbei, der Missionär hält ihnen über den Inhalt des Gelesenen eine Predigt, und schenkt ihnen das Büchlein am Ende, wenn sie es annehmen wollen. Wo man nur immer unbeschäftigte Leute sah, ging man hin, und suchte sie in ein religiöses Gespräch zu verwickeln. Die Feiertage der Chinesen, wenn sie nämlich die Gräber ihrer Vorfahren besuchen oder den armen Seelen Speise vorsetzen — von einem wöchentlich wiederkehrenden Feiertage wissen die Chinesen nichts — schienen hiezu natürlich am geeignetsten. Bei diesen Gelegenheiten war niemals Mangel an Zuhörern, die gern einen religiösen Vortrag anhörten. Man scheint aber bei allem dem nach der eigenen Aussage der Missionäre wenig Eindruck auf das verstockte Gemüth der Chinesen gemacht zu haben. Die Chinesen, welche sich auf ein religiöses Gespräch einließen, erwiederten gewöhnlich, daß sie keinen Grund hätten, die Religion ihrer Vorfahren im grauen Alterthume, die Lehre ihrer Weisen, die doch durch mancherlei Wunder ihre Sendung beurkundet hätten, und deren Aussagen über allen Zweifel erhaben wären, zu verlassen. Diese in ihrer erstarrten Cultur verknöcherten Seelen opfern dem ersten besten Bilde oder Idole, welches sie zufällig erwarben, und verschmähen es, durch die erfrischende Quelle des Evangeliums neue Lebenskraft einzusaugen. Medhurst sah in dem Hause eines Chinesen ein Gemälde Napoleons in einem goldenen Rahmen, vor welchem Weihrauch angezündet und die gewöhnlichen Speiseopfer dargebracht wurden. Mehr denn ein Zehentheil ihres Einkommens verwenden die Chinesen auf Java für dergleichen Opfer und andere religiöse Ceremonien, namentlich bei Begräbnissen und der Speisung der armen Seelen. Obgleich die Chinesen, sagt Medhurst, mit Recht als ein haushältiges Volk verschrieen sind, so sind sie doch sehr freigebig, ja verschwenderisch, wenn es sich um Ausgaben für religiöse Zwecke handelt. Hielt ihnen der Missionär über die Erlösung durch die Verdienste Christi eine Predigt, so sagte mancher, Christus habe einige Aehnlichkeit mit der Göttin „Kuan sin," welche nicht, wie Medhurst unrichtig sagt, die Mutter Buddhas ist, die bekanntlich „Mava" geheißen hat, sondern „Awalokites wara Bodhisetwa" oder „Padmapani," welche durch Fasten und Selbstpeinigungen ihre Familie auf längere Zeit von den Qualen der Hölle befreite. Andere bemerkten dagegen, daß ihre alten Weisen ihnen beföhlen, sich gut zu betragen, wenn sie hienieden glücklich seyn wollten; aber der Erlöser des Westens hat sich selbst für das Heil der Welt aufgeopfert, wodurch dann auch die Verbrecher selig werden, und demnach der Unterschied zwischen Guten und Bösen aufgehoben werde. Der größte Theil der Zuhörer nahm aber gewöhnlich von der Predigt gar keine Notiz; nicht selten geschah es, daß der Missionär mitten in der feurigsten Rede durch alltägliche Fragen über sein Alter, über seine Reisen und seine Familie unterbrochen wurde. Man kann sich leicht denken, daß es unter diesen niederschlagenden Umständen unmöglich war, auf Java eine chinesisch-christliche Gemeinde zusammen zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf der Goldküste Afrika's.

(Fortsetzung.)

Auf der Goldküste längs dem Strande gibt es noch eine Menge solcher Könige; sie sind nichts weniger als Könige und haben diesen Titel nur von den Europäern entlehnt und in ihre Sprache übergenommen, brauchen ihn aber selbst wenig. Die Neger nennen diese Könige meistens ahin oder ahinora, welchen Namen sie jedem reichen und vornehmen Neger geben, und welcher fast nichts Anderes bedeutet als ein Cadoceer (Häuptling). Der einzige Unterschied zwischen dem König und einem Cadoceer besteht darin, daß dieser das Haupt Eines Dorfes, Jener mehrerer Dörfer ist. Diese Strandkönige sind, mit Ausnahme weniger, so arm, oder wollen es wenigstens so scheinen, daß es gefährlich wäre, ihnen auch nur eine Kleinigkeit zu leihen, da sie kaum im Stande wären, sie wieder zu erstatten. Sie sind in der That in öffentlichen Angelegenheiten nichts anders, als was ein Cadoceer auch ist, und werden nicht selten geringer geachtet, als diese, was man an dem Könige von Elmina und verschiedenen Andern sieht, die sich alle Beschlüsse der Cadoceers müssen gefallen lassen, ohne Vieles dagegen sagen zu dürfen. Die Residenzen aller dieser Könige unterscheiden sich nur durch die aufgesteckte Flagge von der Wohnung ei-

Digitized by Google

nes gemeinen Negers; auch seine Kleidung zeichnet ihn nicht aus, wenn er in seinem Reiche sich sehen läßt; geht er z. B. auf den Markt oder in das Gericht, dann ist er nur mit einem gewöhnlichen Tuche um die Lenden bedeckt, höchstens trägt ein Sklave einen Sonnenschirm über seinem Haupt, und ein paar Jungen gehen neben ihm, der eine mit einem Säbel, und der andere mit einem Kuhschweif, um damit die Fliegen von der Negermajestät abzuwehren. Dieß ist sein ganzes Gefolge, mit welchem er öffentlich erscheint, und er genießt nicht der geringsten Ehrenbezeugung, so daß selbst kein Sklave seinetwegen einen Tritt aus dem Wege thut. Ganz anders jedoch verhält es sich, wenn ein solcher König eine andere hohe Person außerhalb seines Gebietes besucht, oder dergleichen Besuch erwartet. Bei solchen Gelegenheiten wird Alles aufgeboten und hervorgesucht, was nur einigermaßen ihren Glanz und ihre Majestät verherrlichen kann; die Frauen und die verschiedenen Hausssklaven werden alsdann so prächtig als möglich gekleidet und reichlich mit Goldzierrathen behangen, die oft im ganzen orfe zusammen entlehnt werden. Der König geht in einem in seiner Art kostbaren Mantel von Tigerfell, das Haupt bedeckt mit einer Mütze von der Gestalt eines Tigerkopfes, unter einem großen und zwei kleinen Sonnenschirmen, die durch Sklaven getragen und beständig über ihm geschwungen werden; eine kleine bewaffnete Bedeckung folgt ihm; auf Elephantenzähnen wird unaufhörlich geblasen, und sein Name und seine großen Thaten werden ausposaunt. Die Musik, bestehend aus verschiedenen Trommeln, eisernen Glocken (Kongkongs) und Flöten, entführt den König zum Gipfel seiner Herrlichkeit, so daß er zuletzt ganz schwindelig wird. Der König von Assiantyn, einem großen Lande, das oberhalb Arim anfängt, und sich beinahe bis an Popo erstreckt, mehrere Tagereisen vom Strande nördlich gelegen, ist vielleicht der einzige König auf der ganzen Goldküste, der mit Recht diesen Namen verdient. Dieser König darf nie die See sehen, selbst nicht das Rauschen der Brandung hören, weil ihm die Fetischpriester, vielleicht aus Politik, glauben machen, daß dieß seinen Tod nothwendig zur Folge haben müsse. So darf auch der Elmina'sche Unterkönig nie die Brücke über das dem großen Benjan geheiligte Flüßchen überschreiten, sondern muß bei großen Aufzügen über dieselbe getragen werden. Die Kinder der Strandkönige werden nicht besser erzogen, als die des geringsten Negers. In ihrer Kindheit laufen sie nackt auf den Straßen herum, gleich den Kindern eines Sklaven, bis sie ihre Mannbarkeit erreicht haben; dann verdient sich der Negerprinz sein Brod als Bedienter bei einem oder dem andern Europäer, oder durch Felddau, Zapfen des Palmweins, den er aus dem Innern des Landes in das Dorf zu Markte bringt, ohne daß diese Beschäftigung Seiner schwarzen Hoheit die mindeste Schande brächte. Nichts unterscheidet den Prinzen von gemeinen Negersöhnen, bis er König wird, nachdem er acht Tage vorher noch die Kleider seines weißen Gebieters gereinigt oder Palmwein und Früchte kreuzerweise auf dem Markte verkauft hatte. Das Loos der Guinea'schen Strandprinzessinnen ist nicht reizender; diese königlichen Töchter sind so arbeitsam auf dem Felde, als der beste Leibeigene, und schämen sich keineswegs, die Früchte auf dem Kopfe nach Hause zu tragen und Holz und Wasser zu holen; doch einige, welche zur Arbeit zu faul sind, suchen auf gemächlichere Art ihr Leben zu fristen, und da sie so wenig Bedürfnisse haben, gelingt ihnen dieß leicht. Ihr höchstes Glück ist es, wenn sie ein Europäer, sey er auch nur Corporal, zu seiner Frau erhebt. Hofbediente haben diese Strandkönige nicht, außer ihren wenigen Sklaven, wie sie jeder wohlhabende Neger hat. Mit ihren Sklaven, so wie mit allen andern Negern gehen sie gewöhnlich sehr vertraulich um, und lassen sich manchmal mit ihnen bei einem Krug Palmwein finden, wobei sie sich wie Brüder unter einander vergnügt machen. Sie leben auf keine Weise besser als der gemeine Mann, und ihre unersättliche, schamlose Frechheit geht so weit, daß sie, wenn ein armer Neger irgend ein, wenn auch noch so unbedeutendes Geschenkchen anbietet, es mit der größten Gier annehmen, und wenn sie einem Europäer ein Stück Käse oder eine Flasche Branntwein abgebettelt haben, so verbeugen sie sich demüthigst bis zur Erde.

Der König von Elmina hat als Unterbeamte noch einen Vicekönig, einen Unterkönig, der zugleich erster Secretär ist, und noch einen zweiten Secretar, der in allen Versammlungen (palläbers) das Wort führt; ferner haben die einzelnen Viertel, in welche das Dorf getheilt ist, einen Großfahnbrich, der das junge Volk und die gewaffnete Mannschaft anführt, einige Große (penins) und einen Ausrufer (tudjo). Dieser hat eine Trommel, und geht, wann der König und die Großen sich in das Castell begeben, um irgend Etwas zu verhandeln oder anzuhören, voraus. Er hat eine leichte, eiserne Kette umhängen, Zierrathen von Schädeln und Zähnen, und trägt eine Mütze von einem langhaarigen, schwarzen Affenfell, auf welcher über der Stirne eine dünne, goldene Platte von eines Thalers Größe befestigt ist. Sein Gang ist möglichst feierlich; in Versammlungen hält er die Ordnung aufrecht, in der rechten Hand trägt er ein breites Schwert oder ein Beil, womit er zugleich das Nachrichteramt ausübt. — Aus diesen Personen besteht die Elmina'sche allgemeine Regierung, die natürlich in Allem der Residentschaft unterworfen und eigentlich nichts als eine magistratische Behörde ist. Ihre Rechtspflege ist sonderbar genug. Wenn z. B. ein Neger von einem andern gescholten oder beleidigt wird, dann nimmt er eine oder zwei Flaschen Branntwein und geht damit zu dem Fähndrich oder einem Großen seines Districts, bei welchem er seine Klage nebst dem Branntwein andringt. In einem Augenblick ist durch die Lärmtrommel alles zu dem Districte gehörige Volk zusammengerufen; der Beklagte wird vorgeladen und seine Missethat kurz aber bündig vorgetragen, sodann untersucht, und wenn er gleich nicht ganz Unrecht hat, wird er dennoch in eine kleine Geldbuße verurtheilt. Wenn er nun mit diesem Erkenntniß nicht zufrieden seyn sollte, dann gehen seine Richter auf den Markt, nehmen hier so viel Palmwein, als man ungefähr für die bestimmte Geldbuße kaufen kann, und verhandeln die Klagsache zechend noch einmal zum doppelten Nachtheil des Beklagten. Ist dieser noch nicht zufrieden, dann nehmen sie das nächste beste Schaf oder eine Ziege, die täglich im ganzen Dorfe herumlaufen,

Digitized by Google

gleichviel wem angehörig, borgen bei einigen Europäern im Fort eine ziemliche Quantität Branntweins, die der Verurtheilte bezahlen muß, und setzen sich noch einmal zu Schmaus und zu Gericht. Zahlt der Verurtheilte nicht, so packen sie ihn auf und schleppen ihn in das Gefängniß, wo er so lange aushalten muß, bis er oder einer seiner Freunde die Schuld getilgt hat.

(Schluß folgt.)

Briefe über den Harem Mehemed Ali's an das Damencomité der Gesellschaft zur Beförderung der Erziehung der Frauen im Orient.

(Fortsetzung.)

Cairo, den 2 April 1838.

Ich stand heute Morgen früh auf, um mich auf den Antritt meines hiesigen Berufes vorzubereiten. Ich nahm Alles mit, was mir für Ihre Hoheit interessant zu seyn schien, und flehte zu dem Herrn, daß Er mir die Kraft geben möge, welche ich bei diesem Berufe bedarf. Nachdem ich die Wache am ersten Thore passirt hatte, wurde ich von einem Staats-Eunuchen in den Harem geführt. Ich fand die Fürstin auf einem kleinen türkischen Teppiche stehen; sie beabsichtigte eine vollkommene Aufräumung des großen Saales. Als sie mich eintreten sah, unterbrach sie ihr Geschäft und sagte: „Ta, hahe ye Siddee Seneora!“ (Komm, o Dame!) indem sie mir winkte, ihr in ihr Gemach zu folgen. Ich hielt mich in einer ehrerbietigen Entfernung von ihr, sie bestand aber darauf, daß ich mich neben sie niedersetzen solle. Sie fragte dann im Namen Gottes, des Gnädigsten, des Höchsten, nach meinem Befinden unter den gewöhnlichen Morgenbegrüßungen. Meine Koffer und Beutel wurden hierauf zu ihr gebracht, und über ein Dutzend Damen herbeigerufen, den Inhalt derselben zu beschauen. Jeder Gegenstand wurde mit der größten Aufmerksamkeit untersucht. Ich hatte verschiedene schöne Werke mit Kupfern mitgebracht, und erwartete zu hören, welche sie zum Lernen vorziehen würden. Ich fand aber bald, daß sie alle einstimmig der Meinung waren, keine Bücher zu brauchen, und so wurden diese bei Seite gelegt. Nazly Hanum wünschte mit Musselinarbeit zu beginnen, worauf ich Musselin zurecht legte, und ihr die Art der Manipulation zeigte. Sie schien mit ihrer Arbeit sehr zufrieden, und führte sie wirklich mit besonderer Zierlichkeit aus. In kurzer Zeit hatte ich über ein Dutzend meiner königlichen Schülerinnen bei der Arbeit, einige mit Spitzen, andere mit Musselin, wieder andere mit Modearbeiten beschäftigt. Etwas nach 11 Uhr wurde das Mittagsmahl Ihrer Hoheit von etwa 30 Sklavinnen hereingebracht; man reichte mir ein silbernes Becken und Kanne nebst einer reich gestickten Serviette; eine junge Circassierin goß hierauf Wasser über meine Hände, welcher Dienst bei der Fürstin von einem äußerst schönen Mädchen verrichtet wurde. Ein kleiner mit Silber und Perlen gezierter Tisch wurde dann vor die Fürstin gestellt und mit einem Tuche von Goldsammet bedeckt; drei Sklavinnen erschienen hierauf mit einer großen silbernen Speisetrage von ungefähr 4 Fuß im Diameter, welche sie auf den Tisch setzten. Ich wurde eingeladen, neben ihr Platz zu nehmen, worauf eine Sklavin mir eine gestickte Serviette auf den Schooß legte, eine andere mir ein Tuch von französischem Cambric für den Mund reichte. Der Tisch war voll von Silbergeschirr, die Fruchtgefäße waren von Gold in tiefgeschnittenem Glas eingelegt. Meine Löffel, Messer und Gabel waren von massivem Silber, und nur darin von denen Ihrer Hoheit verschieden, daß die Griffe nicht mit Edelsteinen besetzt waren. Die Teller wurden mit jedem neuen Gerichte gewechselt, und mehr als 50 Gerichte folgten aufeinander, doch so schnell, daß viele kaum gekostet werden konnten. Ich wurde indessen mit Blicken, Zeichen, Nicken und Winken bald zu diesem, bald zu jenem genöthigt, so daß mich zuletzt eine völlige Furcht vor neuen Gerichten ergriff. Obgleich die Fürstin Messer und Gabel hatte, zog sie es doch vor, Fleisch und Geflügel mit den Fingern zu zerstücken, aber sie that dieß auf eine Art, die es durchaus nicht unreinlich erscheinen machte, und zugleich mit einer außerordentlichen Gewandtheit. Sie brach einige hartgekochte Eier und legte sie auf meinen Teller, was eine besondere Ehrenbezeugung ist. Oft legte sie mir den besten Theil einer Speise vor. Wenn sie zum zweitenmal von einer Schüssel nahm, wurde eine kleine Glocke von einer Sklavin gezogen. In der Nähe des Vorzimmers befanden sich nicht weniger als drei große Silberplatten, jede 9 bis 10 Schüsseln enthaltend, und sobald eine geleert worden, wurde sogleich eine andere wieder aufgesetzt. Drei reich gekleidete Negersklavinnen hielten eine solche Platte stehend ohne alle Bewegung, als wären sie drei Statuen. Am Ende des Diwans, an jeder Seite des Zimmers (die Diwane gingen ganz rund um das Zimmer, bloß die Seite der Thüre offen lassend), standen drei junge schöne Mädchen, ebenfalls in prachtvollen Anzügen, ihre Augen beständig auf ihre Gebieterin gerichtet; die eine hielt einen Fliegenwedel, die andere eine Rauchpfanne, eine dritte eine mit Wasser gefüllte Schale, eine vierte ein Becken und eine Kanne, eine fünfte ein goldgesticktes Handtuch und eine sechste die schon erwähnte kleine Glocke. Als zu meiner großen Freude das Mittagsmahl beendigt und unsere Hände gewaschen waren, zog sich Ihre Hoheit in ihr Schlafzimmer zurück und ich ging wieder zu meinen Kindern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mäuse als Fabrikarbeiter. Wir finden in französischen Blättern folgende Mittheilung aus England: Ein Herr aus Kirkaldy hat zwei Mäuse abgerichtet, die eine kleine ihren Kräften angemessene Maschine zum Baumwollenspinnen in Bewegung setzen. Auch ein Hr. Halton aus Dumfertine soll zwei solcher Mäuse besitzen, die 100 bis 120 Fäden des Tages spinnen. Man rechnet, daß für einen halben Penny Mehl zum Unterhalt einer Maus während fünf Wochen hinreiche, und in dieser Zeit spinnt sie 5850 Fäden. Hr. Halton soll diese Sache ins Große treiben und 10,000 Mausmühlen errichten wollen, wovon er sich einen jährlichen Gewinn von 2500 Pfd. St. verspricht. Wenn das kein hoax ist!...

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 92** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Dämmerung. — Der Wanderer.** (Fortsetzung.) **— Philarete Chasles, über die gegenwärtige englische Literatur.** (Fortsetzung.)

In den Abonnement darfst dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abonnent des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 227.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 August 1839.

Ueber die heutige Provence.

II.

Der Friedensrichter von Aubagne, Hr. Barbarour, ist ein um die Landescultur in mehrfacher Beziehung verdienter Mann. Er ist bereits seit längerer Zeit, obwohl bisher ziemlich erfolglos, bemüht, Musterbauernhöfe und Experimental-Maiereien in Marseille's Umgebung zu begründen, wodurch der äußerst beeinträchtigte Ackerbau wieder in Aufnahme kommen dürfte. Er wünscht Anstalten ins Leben zu rufen, worin erfahrene Männer junge Oekonomen in neue Methoden einweihen und sie lehren sollten, eine dem Klima und Boden angemessene Cultur anzuwenden, um dem Schlendrian entgegen zu arbeiten.

Hr. Barbarour klagt mit Recht, daß die Bauern um Marseille, wie überall, ihren Feldarbeiten untreu werden, um sich den Fabriken zuzuwenden, und einen bequemeren Lebensunterhalt zu gewinnen. Sie gewöhnen sich dadurch nur allzuleicht an Luxus, den sie dann in die Heimathsdörfer zurückbringen, wo der Bodencultur seit geraumer Zeit allzuviele Hände mangeln.

Die Bauernsöhne, sonst, d. h. vor beiden Revolutionen, zumal der ersteren, fast gänzlich von den Studien ausgeschlossen, sind es jetzt nicht mehr; ihre Eltern und Verwandten bieten den letzten Heller auf, sie zu Advocaten, mithin fähig zu machen — Präfecten und Minister zu werden! Der Bauernsohn verachtet den Pflug, was auch immer Horaz und Virgil zu seinem Ruhme geschrieben haben. Er hält den Ackerbau für Knechtesdienst, und eilt der Hauptstadt zu, selbst auf die Gefahr hin, darin vor Hunger umzukommen.

Marseille bevölkert sich mithin täglich mehr, während in den provençalischen Städten des zweiten und dritten Ranges die Bewohnerzahl eher ab-, als zunimmt. Ackerbau und Feldwirthschaft verlieren aufgeklärte Leute, und gebildetere Geister, die unter ihren Mitbürgern Verbesserungen und mancherlei Entdeckungen verbreiten könnten, überliefern ihr Eigenthum feilen Händen, oder verkaufen es vielmehr an Götzendiener des Herkommens. Wohlhabende, aus Manosque, Saint-Maximin, Berre oder Clorat abstammende Personen sind größtentheils jetzt schon in den Collegien und Instituten von Marseille, von Lyon oder selbst von Paris erzogen. Sie können an ihren in geistigem Fortschritt so sehr zurückgebliebenen Landsleuten keinen Geschmack mehr finden, nicht mehr mit ihnen zusammenleben: sie haben bereits Theater, ausgedehnte Journal- und Lesecabinette à la Monpensier und gesellige Cirkel nöthig, die sie nur in Städten ersten Ranges finden, wohin sie demnach so schnell als möglich übersiedeln; wozu außerdem noch Stellensucht das Ihrige beiträgt. — Ist der Vater einmal in Marseille ansässig, so will er den Sohn in den Bureaux unterbringen, die Tochter vortheilhaft verheirathen, und sie nicht in ein wenig comfortables Dorf vergraben. Nach und nach verlassen alle einigermaßen Unterrichteten, alle nach geistigem Luxus oder nach schnellem, mercantilischem Gewinn Strebenden den angestammten Herd, und ziehen nähere Freunde an und nach sich mit in den Strudel des Welttreibens, so daß in untergeordneten Städten und Flecken nur Armuth und Unwissenheit zurückbleiben. Es ist erklärlich, daß bei somit unvermeidlich eintretendem Mangel an Intelligenz und Capital auf dem Lande Ackerbau und sonstige Oekonomiezweige darnieder liegen müssen.

Mit leiser Abänderung, nur Mercur statt Mars nennend, gilt heut buchstäblich von Marseille, ja von jeder französischen größeren Stadt und ihrer Umgebung, was Friedrich v. Logau vor einigen hundert Jahren äußerte:

„Wer nach dem Land jetzund will auf dem Lande fragen,
„Der irrt: Mercur hat es längst in die Stadt getragen!"

Fort und Dorf St. George d'Elmina mit ihren Umgebungen auf der Goldküste Afrika's.

(Schluß.)

Meine Pflicht als Schiffsarzt rief mich häufig, wenn auch nur auf kurze Zeit, vom Lande zurück auf das Schiff, das täglich von einer Menge Neger heimgesucht ward, um gegen Ananas, sonstige Früchte, Affen- und Tigerfelle, Papagai's und Affen, Zwieback, Käse, bunte Tücher und dergleichen bei den

Digitized by Google

Schwarzen beliebte Artikel einzutauschen. Von dem Werthe des Geldes haben sie fast gar keinen Begriff, und verlangen nur immer für ihre Verkaufswaaren spanische Matten, wenn man ihnen nicht obige Tauschartikel bieten kann; ein sehr schönes Affenfell, das mir einer für zwei spanische Matten bot, bekam ich für ein gebrauchtes, buntes, baumwollenes Sacktuch, einen herrlichen, blaugrauen Papagai, wofür er drei spanische Matten verlangte, für ein kleines holländisches Käslaidchen, das in Holland 12 bis 15 Kreuzer kostet. Einige Neger suchten sich mit vielversprechenden Mienen durch Empfehlungsschreiben zu allerlei Dienstleistungen, als Waschen u. dgl. zu empfehlen; hätten sie lesen können, was früher hier anwesende Officiere und Beamten aus Scherz auf diese Papiere geschrieben hatten, so würden sie sich über unser unwillkürlich ausbrechendes schallendes Gelächter nicht so sehr gewundert haben. — Spielbosen haben bei ihnen einen ungeheuren Werth; manche befiel fast ein unheimliches Grausen, wenn sie aus den kleinen, hölzernen Kästchen so laute wohlklingende Töne kommen hörten; sie betrachteten dieselben mit einer Art heiliger Scheu, als ob ein Fetisch darin wohne.— Auch die im Fort wohnenden Europäer kamen häufig an Bord, um von unsern Vorräthen an Lebensmitteln ihre Bedürfnisse einzukaufen. Mit einem derselben, einem Schullehrer, kehrte ich eines Morgens in das Fort zurück, und folgte seiner Einladung zu einem Frühstücke um so lieber, da ich gehört hatte, daß er eine Europäerin zur Frau habe und ich mich sehnte, einmal wieder eine weiße Frau zu sehen und zu sprechen, nachdem ich drei Monate dieses Vergnügen entbehrt hatte. Ich lernte in ihr eine hübsche und gebildete Dame kennen; aber die eigenthümliche Blässe ihres Gesichtes verrieth, daß die heiße Zone ihrer Gesundheit nicht zusage, der schwermüthige Ton ihrer Stimme zeugte von Seelenleiden, und der schmerzliche Ausdruck in ihren Zügen wurde nicht verwischt durch die Freude, neue Ankömmlinge aus ihrem Vaterlande zu sehen." In aufopfernder Liebe war sie ihrem Gatten gefolgt, wohin ihn seine Bestimmung rief; sie ließ hinter sich den theuren elterlichen Herd, an den sie unvergeßliche Jugenderinnerungen fesselten, sie ließ hinter sich alle die Genüsse und Bequemlichkeiten, welche in einem civilisirten Lande das Leben versüßen; nicht die Thränen bejahrter Eltern, nicht die Bitten liebender Geschwister, nicht die Vorstellungen bekümmerter Freundinnen und Verwandten konnten sie zurückhalten. Die Liebe zu ihrem Gatten erleichterte ihr die Trennung von allen ihr Theuren im lieben Vaterlande, ließ sie verachten die Gefahren und Beschwerden einer langen Seereise, und muthig entgegen gehen Allem, was in fernem fremden Lande sie erwarte. Sie wurde hart geprüft, und ihr Muth blieb dennoch ungeschwächt, so lange ihr Körper es blieb; aber dieser unterlag dem Einflusse eines ungewohnten, ungesunden Klima's, keine weibliche Pflege erleichterte die Leiden der Kranken, da sie die einzige Europäerin auf diesem Theil der Küste ist, und bei dem Mangel an Zerstreuung fühlte sie natürlich dieselben doppelt. Da ein längeres Verweilen auf diesem Boden sie vollends aufreiben würde, mußte sie endlich den traurigen Entschluß fassen, in ihr Vaterland zurückzukehren; ihr Gatte hätte sich ein Gewissen daraus machen müssen, sie zurückzuhalten, und einem sichern, schmerzlichen Tode entgegengehen zu lassen. Kurz nach unserer Abreise segelte sie nach Europa zurück. Auch die Züge ihres Gatten trugen die unverkennbaren Spuren tiefen Grames; seine amtliche Beschäftigung ist wahrhaftig nicht die angenehmste, da er meist nur die von Europäern mit Negerinnen erzeugten Kinder zu unterrichten hat, deren halbnegerartige Charaktere und vernachlässigte Erziehung die Erfüllung seines Berufs ihm sehr erschwert. Er verrichtet zugleich alle vorkommenden kirchlichen Handlungen, und sonderbar contrastirt mit seinem friedlichen Berufe die militärische Uniform mit der Auszeichnung eines ersten Lieutenants; aber er muß sie tragen zur Erhaltung seines Ansehens bei den rohen Negern.

Der protestantische Missionär Medhurst und sein Wirken unter den Chinesen.

(Fortsetzung.)

Medhurst schrieb, wie wir sehen, einige Tractate gegen die Feste der Chinesen und namentlich gegen die Speiseopfer, die sie den armen Seelen darbringen. Ein ächter Sohn des Tao und Schun nahm dieß sehr übel, und schrieb ein eigenes Werk dagegen. Es sey doch entsetzlich, heißt es in diesem Werke, daß solche Barbaren es sich herausnähmen, die Bewohner des Mittelreichs verbessern zu wollen: Leute, welche den Chinesen das Gift, Opium genannt, des schnöden Gewinnstes wegen zum Verderben des ganzen Landes zuführen, *) ermangeln aller Menschlichkeit; Leute, die ihre Flotten und Armeen aussenden, um andern Nationen ihrer Besitzungen zu berauben, haben kein Gefühl für Recht und Gesetz; Leute, welche erlauben, daß Männer und Frauen zusammen in Gesellschaften sind, und Arm in Arm auf den Straßen lustwandeln, haben kein Gefühl für die Schicklichkeit; Leute, welche die Lehren ihrer alten Könige aufgaben, und eine neue Religion annahmen, haben keinen Anspruch auf Weisheit; daß aber endlich diese Barbaren auf Wahrhaftigkeit gar keinen Anspruch haben, ist ja aller Welt bekannt, und man kann sich alles Reden hierüber ersparen. Da ihnen nun von den fünf Haupttugenden vier fehlen, wie wollen solche Barbaren sich anmaßen, die erleuchteten Bewohner des Mittelreichs zu verbessern? Es ist wahr, sie geben Geld genug aus, um gedruckte Bücher zu verbreiten, da sie aber selbst auf beschriebenes und bedrucktes Papier treten, so beweisen sie hinlänglich, daß sie keine Ehrfurcht vor dem Erfinder der Schrift haben. Man bedenke nur, diese Menschen wollen die Welt verbessern, denen es ganz und gar an kindlicher Liebe fehlt, die ihre Eltern vergessen, sobald sie todt sind, sie in dretterne Särge legen, die kaum einen Zoll dick sind — die Chinesen nehmen zu ihren Särgen massives Eichenholz, welches

*) Ueber diesen schändlichen Schmuggelhandel der Engländer beklagen sich die Missionäre aller Confessionen; er ist der Verbreitung des Christenthums in China sehr nachtheilig. Man lese nur die Klagen der katholischen Missionäre in den Annales de la Propagation de la Foi, Jahrgang 1837.

Digitized by Google

wenigstens 5 bis 6 Zoll dick ist; manche nehmen selbst bleierne Särge, damit der Leichnam länger sich halten möge — die niemals den Manen der Vorfahren opfern und ihnen vermittelst des Verbrennens von Gold- und Silberpapier zu ihrem Unterhalt in der andern Welt nichts senden. Geben doch endlich diese Barbaren den Reichen und Mächtigen Aemter, wenn sie auch gar keine öffentlichen Prüfungen bestanden haben, während die Armen und Niedrigen, wenn nicht von allen, doch von einem großen Theile der öffentlichen Stellen ausgeschlossen werden. Dieß Alles zeigt mehr denn hinlänglich, daß von ihnen für die Bewohner des Mittelreichs nichts Gutes kommen könne. Man kann sich leicht denken, daß es dem Missionär sehr schwer fallen mochte, auf diese zum Theil gegründeten, zum Theil mit den Vorurtheilen und der Erziehung der Chinesen zusammenhängenden Vorwürfe zu antworten. Medhurst, dessen Offenheit, Redlichkeit und Unparteilichkeit sich niemals verläugneten, gesteht dieß auch ein. Er gab dem Vertheidiger des Heidenthums zu, daß die Europäer alle diese Gebrechen haben, deren man sie beschuldigt. Daran seyen aber, fügt er hinzu, weder die Missionäre Schuld, noch die Lehre des Heils, die sie predigen. Eines Tags sagte Medhurst im Laufe des Gesprächs mit einigen Chinesen, daß Confucius wenig oder nichts von der jenseitigen Welt gelehrt oder gewußt habe. Dieß nahm ein alter Chinese sehr übel. Wenn Kong-tse diese Aeußerung wüßte, äußerte er, würde er sicherlich den König der Unterwelt bitten, diesem Verleumder die Zunge abzuschneiden. Ihr betet, setzte der Chinese hinzu, zu dem Gott im Himmel, aber der Himmel ist gar hoch oben und kann auch nicht hören; ihr kniet nieder vor dem Höchsten, aber die Wolken sind undurchdringlich; er kann euch nicht sehen. Medhurst suchte den erzürnten Confucier zu besänftigen und dieser fuhr dann in ruhigem Tone fort: Ich sehe ein, meine Herrn, daß euer Bestreben, die Chinesen zu unterrichten, aus gutem Herzen kommt, aber die Bücher, die ihr austheilt, enthalten neben einigen guten Bemerkungen über einen höchst dunkeln Gegenstand sehr viel Unhaltbares. Unsere alten Weisen lehrten uns die Pflichten der kindlichen Liebe und des kindlichen Gehorsams; sie ließen die Geheimnisse der Geister und jener Welt beiseite, weil sie nicht unumgänglich für das Wohlbefinden der Menschen auf Erden von nöthen sind. In euern Büchern zielt aber Alles auf diesen einzelnen Punkt hin; die Pflichten der einzelnen Menschen gegen einander werden nur selten berührt. Dieß heißt aber das Wichtige vernachlässigen und sich um das Unbedeutende bekümmern. Confucius warnte die Menschen, daß sie nicht allzusehr sich den religiösen Cerimonien hingeben, den Göttern schmeicheln und alle Hülfe von ihnen erwarten möchten. Denn wenn das unwissende Volk sich allzu viel mit Beten beschäftigt, so verlieren sie bloß Zeit und Geld, ohne dadurch sich und Andern zu nützen. Warum macht man überhaupt so viel Redens von diesen Dingen? Es gibt eben so viel Religionen, als es Menschen gibt, man lasse jeden nach seiner Neigung leben und bekümmere sich nicht um Andere.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über den Harem Mehemed Ali's an das Damencomité der Gesellschaft zur Beförderung der Erziehung der Frauen im Orient.

(Fortsetzung.)

Alexandria, den 6 August 1838.

Die zwei letzten Monate waren für mich eine Zeit großen häuslichen und körperlichen Leidens. Eine Lebereentzündung warf mich mehrere Wochen auf das Krankenbett. Eines meiner kleinen Mädchen lag an den Blatteen, ein anderes an der Augenkrankheit daniedre, und meine liebe kleine Abyssinieein starb bald nach der Taufe am Zahnen. An dem Sonntag, als die schreckliche Feuersbrunst in Cairo wüthete, war ich im Bett, unfähig die Hand bis zum Kopfe zu bewegen, und mußte doch stündlich erwaeten, das zerstörende Element in unser dichtbebautes Quartiee breeinbrechen zu sehen; aber, Gott sey es gedankt! der Wind deehte sich und das koptische Quartier blieb verschont. Angewiesen nach der Küste zu gehen, als das einzige Mittel, mein Leben zu retten, ging ich am 9 Julius von Cairo nach Rosette in dem Zustand einee Sterbenden. Durch Gottes Gnade hatte sich die gänzliche Kraftlosigkeit etwas gehoben. Ich war drei Tage am Nil, und hatte außee meinen Dienstboten drei kranke Kinder bei mir. In Rosette wuede ich kurz nach meinee Ankunft heftig von der rothen Ruhr ergriffen. Da es dort keinen Arzt gab, so brachte Miß G. mich sogleich in einem großen Boote ihees Vaters nach Alexandria, wo ich jetzt bin, dem Willen des Heern ergeben.

Meine Thätigkeit im Harem hat den erfreulichsten Eefolg gehabt. Man erweist mir jede mögliche Auszeichnung, und die fürstlichr Familie behandelt mich wie eine ihres Gleichen. Seit meinee Ankunft in Rosette hat Mehmed Ali sich immer aufs freundlichste nach mir erkundigen lassen, und dem dienstthuenden Effendi aufgetragen, mir die größte Sorgfalt zu Theil weeden zu lassen, da ihm, wie seiner Familie, viel an meiner Wiederhecstellung liege. Ich darf in der That sagen, daß mir während der ganzen Zeit die ungemeinste, gütigste Aufmerksamkeit eezeigt worden ist.

Ich erhalte 10 Pfd. St. den Monat für meinen Unterricht im Harem. Ich hätte dreimal so viel erhalten können, hätte ich es gewünscht, allein ich hielt diese Summe für genügend. Meine Krankheit entstand aus übermäßiger Anstrengung in dee Schule und besondees im Haeem, da ich während des heißen Wetters, bei mehr als 114° F., duech den nördeen Theil des Nils nach der Casa Debora zu gehen hatte. Dee Sand und die Staubwolken waeen zu viel für meine Kräfte. Auch die Tafel im Haeem teug nicht wenig zu meiner Krankheit bei; dee Schüsseln waren häufig zu viele für mich, und so oft ich auch veefuchte, sie zu vermeiden, so konnte Ihre Hoheit doch nicht andees zufrieden gestellt werden, als bis die von ihe am meisten geschätzten Speisen von ihree Lehrerin gekostet wurden.

Cairo, den 4 October 1838.

Hr. — wird Ihnen mittheilen, daß, Gott sey Dank, meine Gesundheit jetzt vollkommen wieder heegestellt ist. Im Haeem stehe ich foeiwäheend in Gunst, und habe in dee That wäheend meines ganzen Aufenthaltes daselbst nichts als Wohlwollen und Güte eefaheen. Für die Eeeichtung allgemeiner Schulen habe ich indessen den Augenblick noch gar keine Aussicht; Ihre Hoheit scheint für diesen Gegenstand noch vollkommen gleichgültig zu seyn. Meheere andere Haeme haben mich um meine Dienste eesucht, aber meine Schulen lassen mir keine Zeit

Digitized by Google

übrig. Ich kann ohne Schwierigkeiten Bücher mit mir in den Harem bringen, aber ich glaube, es würde eine schwierige Aufgabe seyn, meine Schüler zum Lesen zu bereden. Alle ohne Ausnahme, von der Höchsten bis zur Niedrigsten, setzen nicht den geringsten Werth auf Bildung. Einige der Damen, wie z. B. Ihre Hoheit, können lesen: sie lesen aber nichts als Bittschriften, den Koran u. dgl. So geht der größte Theil meiner Zeit auf Einen Unterricht, dem ich ganz abgeneigt bin, nämlich den Unterricht im Nähen, Sticken, Zeichnen u. s. w. Oft, wenn ich erhitzt und ermüdet nach Hause komme, fühle ich, daß für den beabsichtigten Zweck meiner Arbeiten keine Hoffnung da ist. Dennoch fahre ich fort, das Ende Gott überlassend.

Die Kiste ist richtig und in vortrefflichem Zustand angekommen. Die in ihr enthaltenen Tiverton'schen Modeartikel sind nach meiner Ansicht Muster von geschmackvollen Dessins und vortrefflicher Arbeit. Ich wurde verhindert, die Kiste so bald als ich wünschte an Nazly Hanum zu überreichen, indem Hr. Hekekyan mit dem Pascha in Alexandria war. Er kam am Freitage dem 28 v. M. hieher, und ich lud ihn Tags darauf mit seiner Frau und Familie ein, die Gegenstände in Augenschein zu nehmen. Es wurde von der Schönheit der zahlreichen Beutel, Matten, Börsen, Schuhe, Kinderzeuge u. s. w. sehr überrascht, besonders aber gefielen ihm die wissenschaftlichen Platten für die kleinen Prinzen. Er bemerkte: „Es sind, Miß Halliday, Kenntnisse dieser Art, welche wir am meisten bedürfen." Hierauf wies er mich an, die Kiste am Montage zu übergeben, da Se. Hoheit beabsichtige, an jenem Tage um 5 Uhr nach der Casa Deboca zu kommen. Die Nacht vor dieser meiner ersten Einführung bei dem Pascha brachte ich größtentheils im Gebete zu. Am Montage packte ich die Kiste mit der größten Sorgfalt, die Gegenstände in die günstigste Lage bringend, und in der Folgereihe, wie ich sie zu brauchen dachte. Als ich im Harem angekommen war und mich wie gewöhnlich Ihrer Hoheit vorgestellt hatte, ließ sie sogleich die Kiste hereinbringen und wollte sie zu meinem großen Verdruß alsbald eröffnet haben. Ich konnte dagegen nichts einwenden, sagte ihr aber, der Pascha habe den Wunsch geäußert, daß der Inhalt der Kiste ihm zuerst gezeigt werde. Sie sagte, sie wisse dieses, bestand aber nichtsdestoweniger auf die Eröffnung. Die Kiste war daher sehr bald ausgepackt, wie auch ein großer Korb, welcher Puppen, Bücher u. dgl. enthielt. Dieses wurde hier, jenes dorthin geworfen, so daß die Sachen sich bald in der schönsten Verwirrung befanden. Ich bedurfte der größten Geduld in diesem Gewirre, während ich jeden Augenblick die Ankunft des Pascha's befürchtete. Im Harem fand ich, wie ich schon hätte bemerken sollen, über hundert Damen, besonders aus den Familien der Beys und der angesehensten Effendis, welche für die Gelegenheit eingeladen zu seyn schienen. Die Sachen erregten allgemeine Bewunderung. Anfangs nahm Ihre Hoheit nach ächt türkischer Sitte sich in Acht, nicht zu viel Erstaunen zu verrathen, allein als die bessern Gegenstände zum Vorschein kamen, vergaß sie diese Zurückhaltung. Als ich das Portrait der Königin vorzeigte, fragte sie sogleich, ob die Königin verheurathet sey; ich hatte große Mühe ihr verständlich zu machen, daß Ihre Majestät keinen Gemahl habe, sondern aus eigener Autorität und allein regiere, und als ich ihr erzählte, daß die Macht der Königin von England so groß sey, wie die irgend eines Sultans, schien sie in Verwunderung verloren. Ich packte die Sachen jetzt wieder in die Kiste, welches Geschäft ich kaum vollendet hatte, als der Pascha nebst Gefolge ankam. Die Fürstin, deren Schwestern, die Frauen des Pascha's und seine kleinen Söhne kamen ihm alle aus dem Haarem entgegen. Er blieb in dem zwischen dem Palaste für allgemeinen Empfang und dem Harem gelegenen mittlern Gebäude. Man ließ mich und die Kiste sehr bald abholen. Das Gemach, wo ich eingeführt wurde, war in französischem Styl prachtvoll meublirt, und hier sah ich, was kein europäisches Frauenzimmer vielleicht je gesehen, den Pascha Mehemed Ali, wie einen der alten Patriarchen inmitten seiner Familie. Er lächelte bei meinem Eintritt, und erkundigte sich in der leutseligsten Weise nach meinem Befinden. Die Kiste ward sodann eröffnet; Nazly Hanum zeigte ihm die Gegenstände, welche sie für die schönsten hielt, die Frauen aber zeigten ihm die Kinderkleider. Seine Blicke verriethen liebevolle Zuneigung für alle Mitglieder seiner Familie. Man schien sich in seiner Gegenwart ganz ungezwungen zu benehmen, und die beiden Kleinen, Mohammed Ali und Allam Bey, fielen ihm wirklich lästig, indem sie fortwährend an seinen Kleidern zogen, und mit der größten Ungeduld Fragen über den Nutzen der verschiedenen Dinge an ihn richteten. Der arme Fischer und seine Frau waren bald von ihrem Gestelle heruntergenommen, da Mohammed Ali glaubte, sie wären besser einzeln; sein Spielzeug entzückte ihn. Der Pascha aber schenkte dem Weltglobus und dem Modell des Themsetunnels die meiste Aufmerksamkeit und erklärte sie ihnen; der Citybesuch der Königin wurde ebenfalls genau examinirt, welcher Gegenstand, wie mir Se. Hoheit sagte, ihm von Hekekyan erklärt worden war. Nachdem die Sachen genug bewundert und gehörig herumgeworfen waren, gab mir der Pascha die Nachtbegrüßung, ein Zeichen für Alle, sich zu entfernen; ich verließ mit der Prinzessin das Gemach, und begab mich bald nach Hause. Wenn der Charakter des Pascha's nach einer solchen kurzen Scene zu beurtheilen wäre, so würde sein Familienleben in dem vortheilhaftesten Licht erscheinen. Es ist zwar in Aegypten wohl bekannt, daß er ein höchst liebevoller Vater ist, dennoch wurde ich von der Güte, wie er sie entfaltete, überrascht. Er ist unter der mittlern Größe und sieht sehr gealtert aus, sein Gesicht ist sehr sonnenverbrannt, und, wie sich nicht anders erwarten läßt, sehr gefurcht, sein Bart milchweiß, seine Augen schwarz, tiefliegend und durchdringend. Sein Anzug war höchst einfach, und er trug nicht den geringsten Zierrath.

Meine Waisen befinden sich sehr wohl und machen im Englischen schnelle Fortschritte. Ich habe gegenwärtig nur drei. Die Kinderanzüge machten ein sehr annehmbares Geschenk aus, und haben sehr hübsche Sonntagskleider abgegeben. Ich wünschte, Sie sendeten mir einige Paar starke englische Schuhe für Kinder von 6, 8 und 9 Jahren; Schuhe sind hier sehr theuer. Englische Frauenzimmerhüte sind gar nicht zu haben. Ich kleide die Kinder nach englischer Art, weil es so am wohlfeilsten ist. Der griechisch-syrische Patriarch hat mir viele Schwierigkeiten gemacht; auf sein Betreiben mußten vor ungefähr drei Monaten alle syrischen Mädchen meine Schule verlassen. Diese kehrten nun zu meiner großen Freude am vergangenen Montage sämmtlich zurück, und sind gegenwärtig eifrig bestrebt einzuholen, was sie versäumt haben. Im Türkischen habe ich wegen meiner Krankheit und des Mangels an Büchern nur geringe Fortschritte gemacht. Meine Geschäfte nehmen in der That auch dermaßen alle meine Zeit in Anspruch, daß ich fürchte, ich werde es noch lange nicht sprechen können. Wenn ich diese Fertigkeit besäße, so würde sich mir ein großer Wirkungskreis eröffnen, denn ich würde sicher im Harem viele Hörer haben, obgleich ich keine Leser finden kann.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 228.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 August 1839.

Ueber die Reformen in der Türkei.

(Von Mr. d'Aubignose.)

Marine.

Wenn man nicht ohnehin wüßte, daß die Türkei ein kranker und sehr kranker Staat ist, so müßte man es aus der Menge der berufenen und unberufenen Aerzte schließen, welche ihm Heilmittel verschreiben. Einer derselben, Mr. d'Aubignose, hat so eben unter dem Titel „la Turquie nouvelle" den ersten Band seiner Bemerkungen über den Zustand herausgegeben, in welchen die Reformen des Sultans den Staat versetzt haben. Er gibt sich den Titel eines ehemaligen Generaladministrators der norddeutschen Provinzen zur Zeit des Kaiserreichs, und wurde, wie es scheint, im Jahre 1836 von der türkischen Regierung nach Konstantinopel berufen, um Rath bei der neuen Organisation des Reichs zu geben, seine Vorschläge wurden aber nicht angenommen, und er kam im letzten Jahre wieder nach Paris zurück. Man sieht nicht recht, wie man dazu kam, ihn in die Türkei zu berufen, denn obgleich er vor 40 Jahren Kriegsgefangener, und als solcher fünf Jahre dort geblieben war, so hatte er offenbar wenig dort gelernt; er sagt selbst, daß er nicht türkisch schreibe, aber er muß es auch nicht lesen, denn sonst hätte er nicht fast ohne Ausnahme alle Namen, die er citirt, falsch geschrieben, und zwar auf eine Art, die sich auch mit der geringsten Kenntniß orientalischer Sprachen nicht verträgt, und welche an der Möglichkeit zweifeln ließe, daß er sie habe nur aussprechen hören, wenn das Factum seines Aufenthaltes in Konstantinopel nicht aus andern Gründen unstreitig wäre. Er scheint z. B. von Pertew Pascha, ehemaligem Minister des Innern, begünstigt worden zu seyn, schreibt aber seinen Namen nie anders als Perter; dagegen klagt er bitter über Reschid Pascha, den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den er aber Reschild nennt; der alte Seraskier Chosrew scheint von ihm Plane verlangt zu haben, und er spricht oft von ihm unter dem unglaublichen Namen von Uzrew. Auf diese Art sind fast alle Namen in dem Buche verkehrt, aber der Verfasser scheint keine Ahnung davon zu haben, daß seine Kenntniß der Türkei nicht möglichst vollkommen sey, und fängt sein Buch mit der sonderbaren Phrase an: „Voltaire hat den Staatskalender für das Buch erklärt, das am meisten Wahrheiten enthalte; hätte er aber das Buch gekannt, das ich hier dem Leser vorlege, so hätte er ihm den zweiten Platz in der Reihe der gedruckten Wahrheiten angewiesen." Das Buch ist jedoch nicht so schlecht, als dieser Bombast vermuthen ließe, denn obgleich der Leser sich wenig für Vorschläge interessiren wird, die fruchtlos blieben, so gut gemeint oder gedacht sie auch seyn mochten, so erzählt der Verfasser doch manche Züge, die nicht ohne Interesse sind, und von denen wir einige ausheben. Der erste ist einer, der zugleich den Mangel an Erfolg des Rathgebers erklärt, welchen die Natur nicht zum Diplomaten bestimmt zu haben scheint.

Vor der Kleiderreform hielten die Türken viel auf Schnurrbärte, und besonders die Janitscharen, welche eine Art abergläubischer Verehrung vor ihnen hatten; man avancirte selten schnell in diesem Corps, wenn man sie nicht von ausgezeichneter Länge trug; nachher verbot man sie bei der Vertilgung der Janitscharen, weil sie als ein Zeichen von Opposition und von Anhänglichkeit an sie galten. Man arretirte diejenigen, welche sie auffallend lang trugen, und führte sie zu Barbiren, welche sie ihnen abschnitten, und gab die Bastonnade, wenn der Besitzer sich weigerte, sich dieses Schmucks zu berauben. Während der Abwesenheit des Sultans im Sommer 1837 war eine kleine Verschwörung von Janitscharen entdeckt worden, deren Urheber in der Stille bei Seite gebracht wurden, so daß die Sache fast undemerkt vorbei ging, aber doch beim Diwan neue Besorgnisse über die Reste dieser alten Miliz und ihre Anhänger erregte. Die Schnurrbärte kamen daher wieder in Anregung, und man befahl dieses Zeichen von Mißvergnügen, wo es sich sehen lasse, mit verdoppelter Strenge zu vertilgen. „Ich machte bei dieser Gelegenheit den Plan, daß man diese kindische Ursache von Unruhe neutralisire, und sie im Gegentheil zu einem Gegenstand von Nacheiferung für die Truppen machen sollte, indem man den Garden das Tragen von Schnurrbärten erlaube, so wie den übrigen Soldaten nach einem mehrjährigen Dienste. Die Minister begriffen die Idee nicht, und ich beschloß, sie dem Sultan unter Form einer Bittschrift vorzu-

Digitized by Google

legen. Ich selbst trug einen sehr langen Schnurrbart, der mir vor 40 Jahren bei meiner Gefangenschaft von Seiten der Janitscharen, welche die Kriegsgefangenen zu bewachen hatten, großen Respect zugezogen hatte, und während der letzten sechs Monate meiner Gefangenschaft zog er hier sogar die Aufmerksamkeit von Selim III schon auf sich. Ich war damals auf Parole frei in der Stadt, und ermangelte nie, mich auf dem Weg einzufinden, den der Sultan Freitags zur Moschee machte, wobei er jedesmal unter den Verbeugungen, die er dem Volke machte, meinem Schnurrbart eine widmete. Allein die Zeiten hatten sich seitdem geändert. Man hat in der Türkei kein Mittel, direct an den Sultan zu kommen, als indem man auf der Straße, wenn er vorbei kommt, seine Bittschrift mit ausgestrecktem Arm erhebt, worauf sie von den Adjutanten genommen wird. Ich wünschte sie ihm aber, um seine Aufmerksamkeit besser zu erregen, auf einer seiner Lustpartien zu überreichen; nun hat er ein Lusthaus, genannt Ok Meidan, wo er sich im Bogenschießen zu üben pflegt, und das auf einem Hügel über dem Seearsenal, jenseits der Stadtmauer und etwa eine Stunde von der Winterresidenz, liegt. Hier fährt er oft in einer vierspännigen Kalesche hin, die er selbst führt, und ich stellte mich in der Nähe der Straße und eines Kaffeehauses, das auf einer kleinen Anhöhe liegt, um die sich der Weg windet. Ich berechnete nun meine Distanz, so daß der Sultan mich sehen mußte, während ich mich ihm näherte, und rechnete darauf, daß er anhalten werde. So geschah es: als er kam, nahm ich mit der linken Hand den Hut ab, und bot ihm mit der rechten ausgestreckt die Bittschrift dar. Der Sultan hatte die Güte anzuhalten, obgleich die Pferde stampften und sich bäumten; er sah mich an, und sein Blick drückte Ueberraschung und Neugierde, aber keinen Zorn aus. So legten ihn wenigstens ich selbst, mein Dolmetscher, der Kaffeewirth und einige Raucher aus, die sich in einer ehrfurchtsvollen Stellung hielten. Nach einer halben Minute, welche die Ungeduld der Pferde verdoppelte, ließ ihnen der Sultan die Zügel schießen, und ein Officier, dem er ein Zeichen gegeben hatte, nahm die Bittschrift und galopirte ihm nach. Aber die Zeit verging, und Niemand hörte mehr von der Bittschrift reden, die nicht an die Minister geschickt worden war, und ich erfuhr erst einige Tage vor meiner Abreise von Konstantinopel, daß der Sultan, sobald er an dem Ok Meidan angekommen war, sie verlangt und ungelesen zerrissen hatte. Mein langer Schnurrbart hatte der Bittschrift Unglück gebracht."

(Schluß folgt.)

Der protestantische Missionär Medhurst und sein Wirken unter den Chinesen.

(Fortsetzung.)

Wir ersehen mit Interesse aus dem Berichte des Missionärs, daß es heutigen Tages noch auf Java mehrere tausend Eingeborne gibt in den Gegenden der Tengger Berge, nahe bei Passerwen, welche den muhammedanischen Bekehrungsversuchen im 15ten Jahrhunderte widerstanden, und dem im Laufe des 9ten und 10ten Jahrhunderts hier eingeführten Hinduismus treu anhängen. Sie haben eine besondere Ehrfurcht vor dem Feuer, und verehren den Vulcan, der über die Hügel, innerhalb welcher sie wohnen, emporsteigt. Sie nennen den Krater desselben Bromo (Brahma?), werfen allerlei Gegenstände als Opfer hinein, und erbitten sich Heil und Segen von dem feurigen Gott.

Im Jahre 1829 ging Medhurst auf eine Missionsreise nach der östlichen Küste der malayischen Halbinsel. Er schätzt die Anzahl der chinesischen Ansiedler, die in der Landschaft Pahang sich niedergelassen haben, auf nicht weniger als 5000. Von hier aus ging er nach der Westküste von Borneo, und hielt sich einige Zeit in den blühenden, beinahe einzig und allein von Chinesen bewohnten Städten Mantur und Montradok auf. Wir besitzen über die Westküste Borneo's einen ausführlichen Bericht des Capitäns Earl in dem Journal der königlichen asiatischen Gesellschaft zu London, der sich auch, mit vielen Zusätzen vermehrt, in seinen im Jahre 1837 erschienenen Wanderungen in den östlichen Meeren befindet. Medhurst's flüchtige Notizen über die Westküste dieser Insel haben demnach jetzt keinen Werth mehr. Gegen Ende des Jahres 1829 besuchte er in Begleitung eines andern Missionärs die interessante Insel Bali, wo sich bekanntlich der Brahmanismus, freilich in sehr verderbter Form, gegen alle mohammedanischen Bekehrungsversuche bis auf unsere Zeit erhalten hat. Auf der Insel, welche ungefähr eine Bevölkerung von einer Million haben mag, regieren acht selbstständige Herren. Der Boden ist sehr fruchtbar, und das Volk in eben diesem Grade dem Müßiggang ergeben. Das weibliche Geschlecht ist sehr hart daran, denn den Weibern allein liegt es großentheils ob, sowohl das Feld als das Haus zu bestellen. Die indische Sitte, nach welcher die Frauen mit den Leichnamen ihrer Männer sich verbrennen müssen, wird hier auch auf die Nebenweiber und Beischläferinnen angewendet. Nach dem Berichte des Missionärs sollen manchmal bei dem Leichnam eines Mannes nicht weniger als 50 bis 60 solcher unglücklichen Geschöpfe hingeopfert werden. Wir sehen aus dem vorliegenden Werke, daß sich Missionäre selbst zu den wilden Dayak nach Borneo gewagt haben. Die Dayak erlaubten ihnen aber nur unter der Bedingung, daß ein blutiger Freundschaftsbund zwischen ihnen und den Sendboten geschlossen werde, den Aufenthalt in ihrem Lande. Die Häuptlinge der Dayaks und die Missionäre ritzten sich die Arme auf, ließen einige Tropfen Blutes in Becher, die mit Wasser angefüllt waren, rinnen, und tranken diese dann in Gegenwart einer Masse Zuschauer aus. Nachdem diese barbarische Ceremonie vorüber war, umarmten die Dayaks die Missionäre, und sagten: „Von nun an wollen wir immerdar Freunde bleiben. Möge Gott uns helfen, daß wir den Glauben, den ihr uns bringt, verstehen mögen!" Die Häuptlinge versicherten den fremden Ankömmlingen, daß sie von jetzt an ohne alle Gefahr unter ihnen verweilen könnten; sie würden sie mit ihrem letzten Blutstropfen vertheidigen, und eher selbst dem Tode sich weihen, als zugeben, daß die Missionäre erschlagen würden.

Digitized by Google

Im Jahre 1835 segelte Medhurst nach Canton, fand aber, daß hier für den Missionär kein ergiebiges Feld sey. Seit 25 Jahren, so lange ungefähr besteht die protestantische Missionsgesellschaft jenseits des Ganges, beschränkten die Missionäre ihre Thätigkeit bloß auf die Orte an den Gränzen des chinesischen Reiches, auf die östlichen Inseln und die malayische Halbinsel, wo sie des Schutzes europäischer Mächte sicher waren. Sie suchten allenthalben die chinesischen Colonisten außerhalb China's zu bekehren, und errichteten Schulen, um auf die heranwachsende Generation zu wirken. In diesen Schulen haben, nach einer Angabe, ungefähr 10,000 Knaben Unterricht erhalten. Man wollte nun es versuchen, ob das Missionsgeschäft nicht auch im Innern des Mittelreiches selbst betrieben werden könnte. Gutzlaff's Bestrebungen in dieser Beziehung sind hinlänglich bekannt. Die Reisen dieses talentvollen, muthigen Mannes erregten allgemeines Aufsehen auf dem Continente wie in England. Man glaubte bis jetzt, es sey nicht möglich, in China weiter als bis nach Canton vorzudringen. Nun sah man plötzlich, daß ein einzelner Mann offen als Fremder hin- und herzog längs den nordöstlichen Küsten, sich längere Zeit in den bevölkertsten Städten herumtrieb, und mit den öffentlichen Beamten, so weit es unter diesen Umständen möglich war, so ziemlich gut fertig wurde. Dieß ermuthigte, und man glaubte, neue Hoffnungen hegen zu können für die Bekehrung des früher für unzugänglich gehaltenen Landes. Man schien ganz vergessen zu haben, daß verhältnißmäßig eine große Anzahl katholischer Geistlichen, europäischer und chinesischer Abstammung, im Mittelreiche leben, ohne jedoch bis jetzt in der Bekehrung der Bevölkerung große Fortschritte gemacht zu haben. Es fehlte zwar nicht an Leuten, welche behaupteten, was Gutzlaff ausführte, werde einem Andern nicht möglich seyn; es wäre dieß ein Mann solch unternehmenden, gewandten Geistes und zugleich eines solchen feurigen, muthigen Temperamentes, daß er sich in allerlei Gefahren und Mühseligkeiten stürzen könne, aus welchen ihn seine Gewandtheit schon wieder herausziehen würde; auch möge seine vollkommene Kenntniß der Sprache, seine genaue Bekanntschaft mit dem Volke und sein gleichsam chinesisches Aussehen ihn in den Stand setzen, das zu thun, was kein Anderer nicht unternehmen dürfte. Es gab auch Leute, welche behaupteten, daß die lebhafte Einbildungskraft und das Selbstvertrauen diesen Missionär vermocht hätten, die Dinge glänzender darzustellen, als sie sind, und daß er mehr, was er hoffte und wünschte, denn was er wirklich sah und erfuhr, berichtet habe. Ja, ein Theil der englischen Gemeinde in China ging so weit, zu behaupten, daß die Christianisirung China's unter den vorhandenen Umständen unmöglich und alle Missionsbestrebungen vergeblich seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Aberglauben in Kleinrußland. I.

Die Russen in den Provinzen fangen mehr und mehr an den Schatz der alten Volksideen und Volksmeinungen, in so fern er sich noch in einzelnen Sprachweisen zeigt, auszubeuten. Eine Beilage zur Gouvernementszeitung von Poltawa enthält in dieser Beziehung einige interessante Bemerkungen, aus denen wir namentlich wegen des bekannten aber noch immer nicht gehörig aufgeklärten Wortes Vrucolakas, welches im continentalen Griechenland, und überhaupt in denjenigen Theilen, wohin Slaven drangen, einen Vampyr bedeutet, Einiges ausheben. Die ersten Auszüge aus dem genannten Journal liefert die Nordische Biene Nr. 151 v. d. J. Diese betreffen die Worte Zur, Pek und Didko, die sich in einzelnen besondern Redensarten noch finden: Zur war der slavische Gott Terminus, Pek war ein böser Gott bei den illyrischen Slaven, und dieses Stammwort findet sich auch noch in dem Gotte Peipekal, den die Slaven oder Wenden, nach der Angabe christlicher Schriftsteller, in dem bekannten Julin oder Wineta verehrten; Did, oder mit der Verkleinerungssylbe didko, war der Name eines, welcher Haß zwischen Liebenden zu säen bemüht war.

Interessanter, als diese Nachforschungen nach den Spuren der alten Götternamen, ist eine Auseinandersetzung über den Sinn des Wortes Wowkulaka oder Wolkulaka, was dem Wrukolakas der Neugriechen um so mehr entspricht, als l oft in r übergeht, was gerade bei dem Worte wolk oder Wolf der Fall ist, welches bei den westlichen Slaven wrk heißt.*) Der Stamm des Wortes wolk, „Wolf," deutet sehr entschieden darauf hin, daß der Wolkulakas dasselbe gespenstische Wesen ist, das wir im Deutschen mit dem Namen Währwolf bezeichnen. Herodot schon erzählt von den Neuren, einem am Dniepr wohnenden Volke, die Sage, daß jeder derselben sich auf einige Tage im Jahre in einen Wolf verwandelt und dann wieder seine natürliche Gestalt angenommen habe. Der Verfasser meint, diese Sage finde darin ihre Erklärung, daß die alten Neuren (Slaven) an bestimmten Tagen des Jahres den Göttern Menschenopfer gebracht und die geschlachteten Menschen dann verzehrt hätten, wie denn auch unter Wladimir I in Kiew die Slaven das Blut solcher geschlachteten Menschenopfer tranken. Dem sey wie ihm wolle, die Sage vom Währwolf scheint auch bei den slavischen Völkern geherrscht, und bei den in Griechenland eingedrungenen Stämmen sich mit der dortigen Volkssage von den Empusen verbunden zu haben.

Briefe über den Harem Mehemed Ali's an das Damencomité der Gesellschaft zur Beförderung der Erziehung der Frauen im Orient.

(Schluß.)

Schreiben des Hekekyan Effendi an Miß Halliday (jetzt verheurathete Lieder), begleitet von einer Adresse der ägyptischen Prinzessinnen an den Frauenverein zu London.

Cairo, den 7 December 1838.

Bei meiner Rückkehr von Alt-Cairo fand ich Ihren Brief vor. Meine Zeit gestattet mir nicht zu Ihnen zu kommen; ich ziehe daher vor, Ihnen einen langen Brief zu schreiben. Zuvörderst muß ich Ihnen sagen, daß Se. Hoheit den Pascha die Menschenliebe und Pietät der englischen Damen von der Gesellschaft zur Beförderung weiblicher Erziehung im Orient sehr rührte, und er hat Ihrer Hoheit Nazly Hanum

*) Der Verfasser gibt eine ziemlich ungeschickte Erklärung des Wortes Vrukolakas aus dem Griechischen, was aber nicht hindert, daß seine andern Bemerkungen von Interesse sind.

Digitized by Google

und den andern Prinzessinnen seiner Familie besonders anempfohlen, diesem Beispiele in seinem Reiche zu folgen. Das zinnerne Kistchen, das anbei erfolgt, enthält mehrere Artikel von orientalischen Frauenanzügen und Putzsachen, alle ausschließlich im Harem des Pascha selbst verfertigt, als eine Anerkennung des Dankes für die von der Gesellschaft überschickten Gegenstände. Zugleich erhalten Sie einen Brief der Damen an die Gesellschaft, der ihre aufrichtigen Gefühle ausdrückt, und einen Beleg von den wohlthätigen Wirkungen gibt, welche die Bemühungen und Aufmunterung der Gesellschaft schon hervorgebracht haben. Die blaue Tarka oder Kopfscherfe, von Crêpe eigenhändig gearbeitet von Ihrer Hoheit der Gemahlin von Ibrahim Pascha, war für Ihre Majestät die Königin (von England) bestimmt, da jene, wie der Kadin Kiaia mir berichtet, geglaubt hatte, Ihre Majestät stehe an der Spitze der Gesellschaft. Ich rieth jedoch, daß bloß an Sie der Wunsch zur Uebergabe ausgedrückt werden möge, und daß nichts der Art in deren Schreiben selbst erwähnt werde, indem ich ihr zugleich den eigentlichen Privatcharakter der Sache erkläete, was sie auch vollkommen begriff. Die aus England bestimmten Werke für Mohammed Ali Bey sind mir übergeben worden, mit dem Befehle Se. Hoheit des Pascha's, daß ich sie in das Türkische übersetzen solle. Wie sich versteht, liegt mir die Pflicht ob, keine Zeit dabei zu verlieren, allein meine vielen anderweitigen Amtsgeschäfte erlauben mir doch nur diese Arbeit in meinen Mußestunden vorzunehmen. Ich hätte gewünscht, die Werke wären in französischer Sprache geschrieben, da sehr viele unserer Araber, die gerade nicht mit Arbeiten überhäuft sind, diese Sprache kennen.

Es ist nicht meine Absicht Ihnen etwas Schmeichelhaftes zu sagen, wenn ich Ihnen versichere, daß man im Harem ungemein zufrieden mit Ihnen ist. Meine Frau erzählt mir, daß die Frauen über die englischen Damen mit Entzücken sprechen, und erklären, daß sie unter allen ihnen jemals vorgekommenen fränkischen Damen an Talent und sittlicher Bildung am höchsten stehen. Welch ein Schade, daß Sie sich mit ihnen nicht unterhalten können! Ich empfehle Ihnen vor Allem die türkische Sprache zu studiren. Sie werden nicht ehee wahrhaft Gutes zu stiften im Stande seyn, bevor Sie sich nicht mit ihnen unterhalten können. So lange es Ihnen nicht möglich ist, ihnen Ihre Ideen mitzutheilen, wird es Ihnen nur gelingen, sie im Nähen, Sticken u. s. w. zu unterrichten, folglich nur Händearbeiten, die allerdings auch geeignet sind, späterhin einen Weg zu deren Herzen zu bahnen. Ich kann Ihnen aber auch nicht zu dringend es anempfehlen, äußerst behutsam und besonnen zu seyn.*) Ihr eigener Endserfolg, oder vielmehr der Ihrer Nachfolger, hängt ganz davon ab. Laßt die Frucht nur erst gereift seyn, mag man sie dann abpflücken. Diesen Proceß können Sie nicht so schnell herbeiführen, indem Sie die größtmögliche dazu nöthige Quantität Wärme und Luft darauf auf Einmal concentriren, wofür sonst Jahre verlangt werden; indem Sie so verfahren, können Sie versichert seyn, daß Sie die Pflanze in ihrem Keim ersticken. Dann aber fällt der Tadel auf jene (d. h. die Frauen) nicht zurück, sondern Sie werden sich Vorwürfe zu machen haben, die Ursache des Mißlingens gewesen zu seyn. Ich schreibe Ihnen dieses in dem bilderreichen Style des Orients, und ich hoffe, Sie verstehen meine Meinung. Ich hoffe, Sie werden mir nicht mit der Parabel der Londoner Weihnachtsbirne antworten.

*) Dieß bezieht sich auf die Einführung der Lehren des Christenthums, der große Hauptzweck des Vereins und seiner weiblichen Apostel.

Schreiben der Frauen des Harems Sr. Hoheit des Pascha Mehemed Ali an den Frauenverein zu London. (Wörtliche Uebersetzung.)

Aufschrift: An die hochehrbaren Mitglieder der Gesellschaft, die sich die Mühe gibt und auch die nöthigen Mittel anschafft, um Unterricht und Erziehung unter die Frauen der östlichen Länder zu verbreiten.

Den 13 Tag des Ramazan, 1254.

Zu dieser Zeit haben wir eine Schrift freundschaftlicher Beweise von Eurer Seite empfangen nebst auszewählten Geschenken unschätzbaren Werthes und von ungemeiner Schönheit und Pracht, die Früchte Eurer ewig tugendhaft beschäftigten Hände während Eurer Ruhestunden.

Eure wohlwollenden Seelen, getrieben in der Fülle göttlicher Frömmigkeit, durch eine Ueberschwänglichkeit des Mitleides und der Liebe für das Menschengeschlecht, gaben in einem hohen Grad ein freudiges Beharren kund, um unter uns, das heißt unter die Gesammtheit des weiblichen Geschlechts, die Aneignung von Unterricht und Erziehung zu befördern, das Glück und die Lebensruhe desselben zum Zwecke habend, und wahrlich, Ihr seyd uns ein Gegenstand der Bewunderung, der Freude und des zu unserer Nachahmung würdigen Beispieles geworden.

Indem wir in der Bewahrung der Unschuld und Reinheit dem liebenswürdigen Beispiel Eurer vortrefflichen Eigenschaften nachfolgen, fühlen wir es auch als eine verbindliche Pflicht — in so weit als der isolirte Zustand, in dem wir lebrn, es gestattet — uns anzustrengen, die Mittel und Wege anzuwenden, die für das Glück deree nothwendig sind, welche Mütter seyn, welche Familien und Kinder in diesen Landen haben werden, nämlich, daß wir einen Theil der uns von Gott verliehenen Kraft und Mittel verwenden und opfern wollen mit dem Vorsatze, diejenigen von unsern Mädchen zu unterrichten und zu erziehen, deren Wangen mit den Blumen der Jugend blührn.

Ferner erfüllte die Menschenliebe, welche Ihr zu Gunsten des Unterrichts und Erziehung der Frauen in unsern Landen kund gegeben, unsere Herzen mit sanfter Rührung. Euer Beifall über den schwachen Grad von Bemühung und Eifer, die wir demselben Gegenstande widmeten, hat uns aufgemuntert, und wir waren erfreut über die Zeugnisse der Zuneigung, welche Ihr die Gnade hattet uns zu überreichen.

Zum Schluß ersuchen wir, daß es Euch gefallen wolle, als einen Beweis unserer Erkenntlichkeit und Dankbarkeit und den bestehenden Gebräuchen der Freundschaft gemäß die geringfügigen Darbietungen anzunehmen; es sind Gegenstände, welche bei uns in Brauch und die Früchte dre Beschäftigungen unseeer Freundschaftshände sind. Und wir bitten Gott den Allerhöchsten, daß Ihr für Eure wohlthätigen Arbeiten, das Glück der Frauen in den verschiedrnen Ländern drs Ostens zu vermehren, ewige Belohnung empfangen möget, und daß dasselbe sich eben so bei Euch erhöhen möge, als es bei ihnen sich erhöhet. Und wir benutzrn auch diese Erlegenheit, Euch zu benachrichtigen, daß Eure Botin, die edle Halliday, welche in dirsrn Landen in Eneen Diensten beschäftigt ist, uns wegen ihres seltenen Wissens gefallen, und ihr ausgezeichnetes Betragen den Grundstein der Zuneigung gelegt hat.

Gez.: Die älteste Tochtee Sr. Hoheit Nazly Hanum.
Die jüngste Tochtee Sr. Hoheit Zeineb Hanum.
Die Frau Sr. Hoheit Ibrahim Pascha.
Die Frau Sr. Hoheit Ibrahim Pascha des jüngeen.
Die Frau Sr. Hoheit Toffun Pascha.
Die Frau Sr. Hoheit Abbas Pascha.
Die Frau Sr. Hoheit Ismael Pascha.
Die Frau Sr. Hoheit Ahmed Pascha.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 229.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 August 1839.

Das Holzschnipfeln der Amerikaner.

Capitän Marryat, dessen Buch über die Vereinigten Staaten uns noch nicht zugekommen ist, woraus aber die Journale bedeutende Auszüge machen, theilt allerlei komische Züge aus dem Charakter der Amerikaner mit. Eine seiner Schilderungen in dieser Beziehung ist das Holzschnipfeln, das namentlich bei den eigentlichen Yankees im Gebrauch ist:

„Es ist eine aus der natürlichen Rastlosigkeit des Amerikaners hervorgehende Gewohnheit, daß er beim Mangel andrer Beschäftigung mit seinem Messer an einem kleinen Prügel oder sonst an etwas schneidet. Einige sind aus langer Gewohnheit dieser Beschäftigung so ergeben, daß wenn sie nicht ein besonderes kleines Stück Holz haben, sie an den Rückiehnen der Stühle oder sonst irgend etwas, das sie erreichen können, herumschneiden. Ein Yankee, den man in ein Zimmer wies, um daselbst die Ankunft des Hausherrn abzuwarten, schnipfelte fast den ganzen Kaminmantel weg. Advocaten schneiden im Gerichtshof an dem vor ihnen stehenden Tisch, und die Richter an ihrer eigenen Bank. In einigen Gerichtshöfen legt man kleine Holzstücke vor bekannte Schnipfler, um die Meubles zu schonen. Die sogenannten Down-Easters oder Stock-Yankees schnipfeln, wenn sie einen Handel machen, da es die Pausen ausfüllt, Zeit zum Nachdenken gibt, und noch überdieß die Ausforschung des Gesichts verhindert, was bei einem Handel zwischen Yankees von großer Wichtigkeit ist. Ich war einst Zeuge eines Handels zwischen zwei Yankees, welche über ein kleines Landgut Handels eins zu werden wünschten und zum Holzschnipfeln ihre Zuflucht nahmen. Sie saßen auf einem Baumstamm, etwa drei oder vier Fuß von einander mit abgewendeten Gesichtern, d. h. einer blickte gegen Osten, der andere gegen Westen: der eine hatte ein Stück weiches Holz, und sägte mit seinem Federmesser daran, der andere hatte einen ungeschälten Wallnußstock in der Hand und streifte die Rinde ab. Das Gespräch lautete folgendermaßen: — „Nun, guten Morgen — und wie steht es mit dem Landgut?" — „Hum! ich weiß nicht, was verlangt Ihr?" — „Was gebt Ihr?" — Pause, die mit Schnipfeln ausgefüllt wird. — „Ich sollte meinen, 2000 Dollars sey ein Hause Geld dafür." — „Ich sollte meinen, es wird nicht um 3000 abgehen." — „Ein schöneres und wohlfeileres Landgut liegt auf der Nordseite." — „Das hat aber keine Sonne." — „Die Sonne scheint überall." — „Man hat mir, wenn ich mich recht entsinne, schon so viel geboten." — „Aber aufs Bezahlen ist sich nicht immer zu verlassen." — „Ich denke, dieser Wallnußstock soll wirklich elegant werden." — Kurze Stille, die Messer sind in harter Arbeit. — „Ich meine, dieß ist der schönste Wallnußstock, der je aus einem Wald kam." — „2500 Dollars in Terminen würde ich daran rücken." — „Bei diesem Preis dürfte der Termin nur sechs Monate seyn." — „Der Kauf ist geschlossen." Beide stehen auf. „Kommt, jetzt wollen wir Eins dazu trinken." (let's liquor on it.)

Capitän Marryat führt auch ein Beispiel von einem weiblichen Holzschnipfler auf, die, umgeben von ihren Freiern, auf einer hölzernen Bank saß, und während der Unterredung eifrig mit ihrem Federmesser daran schnipfelte.

Der protestantische Missionär Medhurst und sein Wirken unter den Chinesen.

(Schluß.)

Die Directoren der Missionsgesellschaft in London waren ungewiß, welchem dieser verschiedenen Berichte und Meinungen sie Glauben schenken sollten, und ersuchten deßhalb den besonnenen, ihnen längst bekannten Missionär auf Java, Hrn. Medhurst, eine Missionsreise längs der Nordostküste des chinesischen Reiches zu unternehmen, um ihnen über die Stimmung der Beamten des Reichs und über dessen Bewohner einen getreuen Bericht zu erstatten. Medhurst sollte allenthalben, wo er landete, Bibeln und christliche Tractate austheilen, und das Land in der Absicht untersuchen, ob hier ein Feld für Missionszwecke sey oder nicht. Im Sommer 1835 kam Medhurst nach Canton; er nahm mit Recht Anstand, sich zu seiner bevorstehenden Reise eines Opiumschiffes zu bedienen. Welchen Begriff würden die Chinesen von einem Mann Gottes erhalten, welcher in einem

Digitized by Google

Schiffe kommt, das dem Lande gegen die ausdrücklichen Gesetze des Reiches, des schnöden Gewinnstes willen, das verderblichste Gift zuführt? Es ward deßhalb für diesen Missionsversuch ein eigenes Fahrzeug ausgerüstet, das sich auf dieser Reise aller Handelsgeschäfte, mochten sie heißen wie sie wollten, enthalten sollte. Gegen Ende August fuhr Medhurst auf der amerikanischen Brick Huron von Canton ab und segelte längs der Küsten von Fokien und Tsche-kiang hinauf nach Kiang-su und Schan-tong. Medhurst liefert uns in seinen Tagebüchern einen ausführlichen Bericht über diese Reise, der sich durch seine Einfachheit und Klarheit, so wie durch das offene Geständniß von der Nutzlosigkeit der Bibel- und allerlei andern Bücherverschleuderungen, vor vielen andern Missionsberichten rühmlich auszeichnet. Neue Angaben oder Thatsachen, zur Kenntniß des Landes und seiner Bewohner, haben wir aber nur wenige darin gefunden. Man glaube nicht, sagt der Missionär, daß uns deßhalb die Schriften aus den Händen gerissen wurden, weil die Chinesen sich unterrichten wollten, oder daß sie gar eine Neigung für den Inhalt derselben hätten; es geschah dieß bloß theils aus Neugierde, etwas zu besitzen, was aus der Fremde kommt, theils aus Habsucht etwas zu erhalten, was nichts kostet. Das unwissende, gemeine Volk hatte gewöhnlich gar keine Ahnung davon, zu welchem Zwecke die habsüchtigen Barbaren eine solche Masse Bücher austheilten; man hörte, wenn Medhurst Zeit hatte, seinen Zweck der herbeiströmenden Bevölkerung aus einander zu setzen, mit Erstaunen, daß die Barbaren des Westens eine neue Religion in China einführen wollten. Die Beamten, wo immer der Missionär mit solchen zusammentraf, stellten dem Missionär ganz ruhig vor, daß China seit vielen Jahrhunderten Confucius und seine Lehren besitze, deßhalb keines andern Weisen bedürfe; sie wollten und brauchten nichts von einem Erlöser, so wenig wie von allen den Geheimnissen, welche in den Büchern enthalten wären, zu wissen. Die Reichsgesetze verböten überdieß schon das Predigen fremder Lehren; man möge doch endlich einsehen, daß man in einem fremden Lande nach seinen Sitten und Gesetzen leben müsse. Sehr interessant sind die Bemerkungen über den Frieden und die Ruhe, die Medhurst allenthalben im Lande vorfand. Die Chinesen werden hier durchgängig, so wie die Serer bei den Alten, als friedliche, harmlose Menschen geschildert. Medhurst sah längs der ganzen Küste des Kreises Schan-tong nirgendwo beim gemeinen Volke ein Schwert oder sonstige Waffen. Die Soldaten führen bloß, wenn sie auf der Wache sind, nicht aber im gewöhnlichen Leben, ihre Waffen bei sich. Man sieht, daß die Chinesen in dieser Beziehung sich besser auf die gesellschaftliche Ordnung verstehen, als dieß in den Staaten Europa's der Fall ist. Der Zustand der Bevölkerung von Schan-tong ward im Allgemeinen sehr gut befunden. Man sah hier nichts von dieser Ekel erregenden Armuth, der man in den andern Theilen des Reiches begegnet. Die Männer sind großentheils stark und wohlgenährt, arbeitsam und ausdauernd; es schien hier Niemand Noth zu leiden, denn man sah keine Bettler. Alle waren rein und niedlich in baumwollene Kleider gekleidet. Tabak rauchen ist eine allgemeine Sitte, und selten traf man Jemand, der nicht mit einer Pfeife, mit Tabak und dem andern nöthigen Zubehör versehen gewesen wäre. Die Frauen sahen aber bei weitem nicht so gut aus als die Männer; sie sind durchgängig häßlich, und haben eine blasse, krankhafte Gesichtsfarbe, welche wahrscheinlich der barbarischen Sitte, die Füße von Jugend auf so zusammenzuschnüren, daß das natürliche Wachsthum gehindert wird, zugeschrieben werden muß. Dieser Brauch stammt verhältnißmäßig aus sehr neuer Zeit; er ward erst gegen das Jahr 934 unsrer Zeitrechnung allgemeine Landessitte. Medhurst und Gutzlaff fanden, so wie alle andern Reisenden in China, das Land sehr bevölkert. Der Taglohn ist deßhalb so niedrig, daß ein Mann, der von Morgens bis Abends arbeitet, kaum 12 Kreuzer unsers Geldes verdient, womit er dann sich selbst, seine Frau und Kinder zu ernähren hat und sicherlich auch nothdürftig ernähren kann. Selbst in dem verhältnißmäßig so theuern Canton kann der Einheimische für ungefähr sechs leichte Kreuzer zu Mittag essen.

Der Missionär besuchte auf seiner Fahrt die zum Archipel von Tschu-schan gehörige Insel Wu-tu oder Buddha, welche bloß von buddhistischen Mönchen und ihren Angehörigen bewohnt ist. Diese Insel gehört zu den herrlichsten dieser Gegenden, die Natur und die Kunst haben hier alle ihre Kräfte aufgeboten, um diesen Ort lieblich und bezaubernd zu machen. Wohin nur immer das Auge blickt, sieht es die schönsten Gegenden, die lieblichsten Thäler und anmuthigsten Hügel, welche mit einer üppigen Vegetation versehen sind. Auf der Insel finden sich eine Menge Tempel und Klöster mit zahlreichen Abbildungen in Holz, Stein und Erz, die verschiedenen Incarnationen Buddha's, die Heiligen und Götter des ganzen buddhistischen Olympus darstellend. Allenthalben schallen den Reisenden die Worte „Amita Buddha," d. h. „Unsterblicher Weise" entgegen. Es scheint nicht, wie schon an einem Beispiele gezeigt wurde, daß Hr. Medhurst, wie doch eigentlich seines Amtes gewesen wäre, ein gründliches Studium des Buddhismus gemacht oder auch nur die von europäischen Gelehrten über diese indische Religion geschriebenen Werke gelesen habe. Das Wenige, was er über diese so merkwürdige Religion berichtet, enthält mehrere auffallende Irrthümer.

Es wurden auch hier die Bücher, welche Medhurst vertheilte, angenommen, aber, wie er offenherzig hinzufügt, Niemand bat darum mit Thränen in den Augen. Es war nur Gutzlaff vergönnt, solch ein Wunder schauen (the people, however, did not solicit our publications, with tears in their eyes, as when Gutzlaff visited the island p. 486). Gutzlaff scheint auch in der That, durch seine lebhafte Phantasie dazu verleitet, die Sachen ganz anders gesehen zu haben, als sie wirklich sind, oder in deren Darstellung sich wenigstens allerlei Ausschmückungen erlaubt zu haben. Ein schlagendes Beispiel kommt hievon in dem Berichte vor, den Gutzlaff über einen Ausflug nach Fokien Hrn. Medhurst mittheilte, und der sich in dessen Werke abgedruckt findet. „Während ich durch das Dorf ging," schreibt Gutzlaff, „hatte ich einige Bücher verschenkt. Als nun die Nachricht, daß ein Ermahner der Welt gekommen sey, unter den Leuten bekannt wurde, so verließ

Digitized by Google

das Volk, welches mit dem Einernten der Kartoffeln beschäftigt war, die Arbeit, und eilte gegen uns zu. Viele dankten uns herzlich, nachdem sie das heilige Buch erhalten hatten, während Andere uns dafür Zuckerrohr zum Gegengeschenk anboten. Es war ein wahres Fest für das ganze Thal (?), welches lange fortleben wird in dem Gedächtnisse der Einwohner. Die Mütter trieben ihre Kinder an, uns nachzulaufen, um ein Buch zu erhalten, damit sie ihnen daraus vorlesen könnten (?). Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn diejenigen, welche die chinesische Mission unterstützen, dieser Tage hätten gegenwärtig seyn können! Es war für mich ein wahrer Tag der Freude, und obgleich ich weiß, daß Neugierde der vorzüglichste Grund dieser Bücherfucht war, so bin ich doch überzeugt, daß Gott das Lesen seines Wortes auch bei dem bloß neugierigen Leser segnen kann."

Die Londoner Missionsgesellschaft hat in den letzten dreißig Jahren bloß zwanzig Missionäre nach China ausgesandt, während nach Indien und den Südseeinseln mehr denn hundert gegangen sind. Medhurst wünscht, daß auf die chinesische Mission eine größere Sorgfalt gewendet werden möchte. Es seyen, sagt er, um das Christenthum unter den Chinesen zu verbreiten, zweierlei Gattungen Missionäre vonnöthen: die einen mögen in den europäischen Colonien, wo chinesische Auswanderer leben, sich seßhaft niederlassen, während die andern, deren Aufgabe es ist, das Christenthum in China selbst zu verbreiten, an den Küsten auf- und abziehen, um dort, wenn es möglich ist, zu lehren; wo nicht, doch wenigstens Bücher zu vertheilen. Diese Leute müßten der chinesischen Sprache und der Sitte des Landes vollkommen kundig seyn; sie müßten, mit Muth und Beharrlichkeit ausgerüstet, immerdar bereit seyn, um jede Gelegenheit, die sich ihnen zur Erfüllung ihres, was sie sich nicht verhehlen dürfen, schwierigen Berufes darbieten möchte, zu benutzen. Auch solle die Arzneikunde zu Hülfe gerufen werden, um vermittelst der Heilung körperlicher Uebel sich den Weg zu bahnen zur Heilung der geistigen Krankheiten, unter welchen die Bevölkerung leidet. Diese sicherlich von jedem Menschenfreunde gebilligte Art und Weise, das Christenthum unter den Nichtchristen zu verbreiten, soll auch jetzt schon schöne Früchte getragen haben. Ein gewisser Dr. Parker, der zugleich Arzt und Missionär ist, eröffnete zu diesem Endzwecke im Jahre 1835 ein Hospital für Augenkranke zu Canton; schon im Jahre 1827 hatte der Arzt der Factorei der ostindischen Compagnie, Dr. Colledge, ein ähnliches Hospital in Macao errichtet. Augenkrankheiten sind nämlich sehr gewöhnliche Erscheinungen in den südlichen Provinzen des chinesischen Reichs. Es ist daher natürlich, daß die armen Chinesen, bei der Unwissenheit ihrer eigenen Aerzte, wo sie noch dazu die Cur theuer bezahlen müssen, sich zu den europäischen Hospitälern hindrängen, wo sie ohne Entgelt aufgenommen, gepflegt und geheilt werden. Das Verzeichniß der als geheilt aus dem Hospital des Hrn. Colledge Entlassenen enthält mehrere Tausende, und Hr. Parker hatte im Verlaufe zweier Jahre 3000 Patienten. Ein Chinese ließ sich selbst, da man ihm vorstellte, daß er auf keine andere Art geheilt werden könnte, den ganzen Arm abnehmen — das erste Beispiel, daß sich ein Bewohner des Mittelreiches freiwillig dazu verstand, sich von einem barbarischen Arzte verstümmeln zu lassen. Der Zudrang ist groß von allen Seiten her, und die chinesische Regierung hat Einsicht genug, keinen ihrer Unterthanen zu verhindern, sich der fremden Hülfe zu bedienen. Dr. Parker war so glücklich, einem erblindeten Secretär des Generalgouverneurs von Kuang long und Kuang si das Augenlicht wiederum zu geben. Dieser Secretär, welcher, wie man sich leicht denken kann, ein Mann von literärischer Bildung war, dichtete ein Lied zur Verherrlichung seines Wohlthäters. Dieses Hospital wird großentheils durch Subscription von der englisch-amerikanischen Gemeinde zu Canton erhalten. Sämmtliche Missionäre, sagt Medhurst, sollten wenigstens etwas von der Arzneikunde verstehen, die in ihrem schwierigen Berufe gewöhnlich mehr nützt, als alle theologische und linguistische Gelehrsamkeit.

Ueber die Reformen in der Türkei.

Marine.

(Schluß.)

Das Bild, das der Verfasser von der türkischen Flotte macht, ist traurig genug. Man wird, sagt er, von Bewunderung ergriffen, wenn man die prachtvollen Schiffe sieht, welche die Flotte des Sultans bilden. Keine europäische Macht hat eine schönere Masse von Schiffen jeder Größe, und die Illusion, die man sich beim ersten Anblick über ihren wirklichen Werth machen muß, dauert bei dem Beobachter einige Zeit lang, indem ein nothwendig langsames Studium ihrer inneren Organisation dazu gehört, um von dem ersten Eindruck zurückzukommen. Allein die Türken selbst haben die Ueberzeugung, daß ihre Flotte nicht nur der europäischen, sondern auch der ägyptischen Marine nachsteht, wie folgendes Beispiel beweist. Mehemed Ali kam im Jahre 1837 mit zwei Linienschiffen und drei Fregatten nach Candia; sobald man es in Konstantinopel erfuhr, schlug man der Pforte vor, diese Gelegenheit zu ergreifen, dem Kapudan Pascha, der damals mit einer dreimal stärkern Flotte im Meere war, den Befehl zu geben, den Pascha nach Europa zu bringen. Der Streit zwischen der Türkei und Aegypten hätte damit ein Ende gehabt, denn Ibrahim Pascha hätte das Reich seines Vaters nicht erhalten können. Als dieser Vorschlag dem alten Seraskier Chosrew gemacht wurde, antwortete er: unser Admiral hat dreimal mehr Schiffe, als der Pascha, und wir könnten ihm leicht noch eine gleiche Anzahl schicken, allein unsere Flotte ist nicht im Stande sich mit der ägyptischen zu schlagen. Der Plan ist gut, und könnte die entscheidendsten Folgen haben, allein die Unfähigkeit unserer Marineofficiere macht ihn unausführbar.

Die gute Construction der türkischen Schiffe datirt von der Regierung von Abdul Hamid, Vater des Sultans, der einige Jahre vor der Revolution französische Marine-Ingenieurs kommen ließ. Sein Nachfolger, Selim III, verfolgte denselben

Digitized by Google

Plan, und zur Zeit der französischen Expedition nach Aegypten besaß die Türkei den schönsten Dreidecker in der Welt. Damals wurde auch von einem schwedischen Ingenieur Rhodez das Ausbesserungsbassin gebaut, das die Kenner höher halten, als das in Toulon. Unter der gegenwärtigen Regierung hat die Marine noch weitere Fortschritte gemacht, aber nur in materieller Hinsicht. Man hat die Werften vermehrt, Casernen für das Personal gebaut, die Marinesoldaten uniformirt, eine Seeschule gebildet, und arbeitet an der Gründung einer zweiten, ehe die erste im Gange ist. Es fehlt bei dem allem nichts als eine intelligente Leitung und in den Schulen nichts als Schüler, Professoren, Bücher, Instrumente und guter Wille. Dieser letzte wird am schwersten zu erhalten seyn. In wissenschaftlicher Hinsicht ist die türkische Marine noch immer, was sie unter den früheren Sultanen war, und im ganzen türkischen Reich gibt es Niemand, als den ehemaligen Großadmiral Tahir Pascha, der ein Schiff zu commandiren weiß, allein sein Talent geht nicht über das Manövriren einer Division. Er war früher im Dienst von Algier, später in dem von Aegypten, wo er ein Linienschiff unter sich hatte, allein man wendet dieses Phänomen jetzt bei der Landarmee in Kleinasien an.

Ehe die letzten Reformen eingeführt wurden, war das Verfahren bei Ausrüstung der Flotte folgendes. Die Admiralität machte jährlich die Zahl und die Größe der Schiffe, welche auslaufen sollten, bekannt, und Jedermann konnte sich um das Commando bewerben; man brauchte dazu keineswegs Seemann zu seyn, sondern nur besser zu bezahlen, als seine Concurrenten. Wenn die Anbote der Capitäne angenommen waren, wurden diese in Besitz der Schiffe, die jedem bestimmt waren, gesetzt, und die Admiralität schickte einen Theil der nöthigen Mannschaft auf jedes; z. B. ein Linienschiff von 74 Kanonen braucht 720 Mann, dazu schickte die Admiralität 20 Arbeiter (Zimmerleute, Segelnäher u. s. w.) aus dem Arsenal, ferner 16 Steuerleute, gewöhnlich Malteser, ehemals kriegsgefangene Sklaven; aber seitdem die Insel englisch ist, werden sie von der Pforte in Sold genommen, etwa 60 griechische Matrosen zum Manövriren der Segel, 80 Kanoniere, endlich etwa 100 Marinesoldaten (Galeontschis), welche die Garnison am Bord bildeten. Der Rest der Equipage, d. h. mehr als die Hälfte, wurde von dem Capitän selbst angeworben, oder wenn sich Niemand anbot, gepreßt, wobei man sich auf folgende Art benahm. Die Garnison des Schiffes vertheilte sich in Trupps von 10 bis 12 Mann in der Nähe von frequenten Orten, und führte die Vorbeigehenden aufs Schiff, wo sie vor eine Commission von Officieren gebracht wurden; wenn sie sich bereitwillig erklärten, zu dienen, so wurden sie eingeschrieben, und ihr Sold und ihre Rationen liefen vom Tage an, weigerten sie sich, so bekamen sie die Bastonnade, außer wenn sie sich loskauften. Der Ertrag dieser Abfindungen entschädigte den Capitän für einen Theil der Summe, die er für sein Commando bezahlt hatte. Dieß dauerte bis zu dem Augenblick, wo der Admiral den Tag angab, an welchem die Flotte auszulaufen habe; von diesem Moment an wurde kein Abfinden mehr gestattet, und man behielt alle, die an Bord gebracht worden, fähig oder unfähig, bis die Zahl der Mannschaft voll war. Daher waren auch die türkischen Kriegsschiffe kaum im Stande, als Transportschiffe zu dienen. Seit der Reform aber wird das Commando nicht mehr öffentlich versteigert, sondern nach Gunst vertheilt, was nicht viel besser ist. Die Matrosenpresse dauert noch fort, wird aber etwas anständiger getrieben.

Miscellen.

Erprobung des Verfahrens der Thags in England. Die Litterary Gazette vom 27 Julius enthält Auszüge aus den Selbstbekenntnissen eines Thags, die, freilich mit manchen Abwechslungen, aber doch immer nur dieselben Mordgeschichten enthalten. Ein öffentlicher Beamter in einem Bureau vertiefte sich so sehr in diese Erzählung, daß er gar zu gern einen Versuch gemacht hätte, ob denn die eigenthümliche Art von Schlinge, wie sie die Thags anwenden, das Rumal, wirklich so augenblicklich den Tod herbeiführe. Er bewog einen der jüngern Angestellten die Probe mit sich machen zu lassen, sie gelang aber so völlig, daß der Unglückliche beim ersten Anziehen der Schlinge strangulirt zu Boden fiel, daß es fünf Minuten brauchte, um ihn wieder zum Leben zu bringen. Den Schrecken des Thag-Dilettanten kann man sich denken.

•

Eichenholz zum Schiffsbau. Nach dem Berichte der sogenannten Commissioners for Land Revenue in England enthält ein Linienschiff von 74 Kanonen etwa 2000 Tonnen Holz, wozu 2000 Bäume von 75 Jahren erforderlich sind. Da nicht mehr als 40 Eichen, die eine Tonne Holz geben, auf einem Acre Wald stehen, so muß also aus 50 Acres Wald das taugliche Holz genommen werden, um ein 74 Kanonenschiff zu bauen. (Engl. Bl.)

•

Journal für Blinde. Bei der Versammlung der englischen Naturforscher zu Beistol wurden unter Anderem auch erhabene Letteen gezeigt zum Unterrichte der Blinden. Jetzt ist (bei Simpkin und Marshall in London und Moron in New-York) die erste Nummer eines Magazins erschienen, das 10 Seiten enthält und nur 6 Pence kostet. (Litterary Gazette vom 3 August.)

•

Sarg eines Templers in Paris. Wir haben kürzlich (s. Nr. 225) die Auffindung eines Templergrabes erwähnt; der Sarg ist jetzt geöffnet, und enthielt wirklich die Leiche eines Tempelritters; seine Form ist sonderbar, indem er an den Füßen sehr schmal ist, dann sich bis an die Schultern sehr erweitert, beim Hals verengert und am Kopf wieder erweitert, so daß er fast wie ein bleierner Mantel gestaltet ist. (Echo du Monde Savant vom 7 August.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 93 u. 94** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Luther in Frankreich. — Der Wanderer.** (Fortsetzung.) **— Philarete Chasles, über die gegenwärtige englische Literatur.** (Schluß.) **— Die Heimkehr des Schloßherrn.** Von Emile Deschamp.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 230.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 August 1839.

Die Kalmücken an der Wolga.

Die Russen sind gegenwärtig fast die einzigen, welche uns Nachrichten liefern können über das weite Gebiet von der Wolga und dem Jaik bis hinein in die Dsungarei, und sie sind auch in vieler Hinsicht geeigneter hiezu, als flüchtige Reisende, da sie ein historisches und ein politisches Interesse haben, sich mit den Verhältnissen jener nomadischen Völker zu beschäftigen, von denen die größten Weltstürme ausgegangen sind, und deren schwache, noch in Rußland befindliche Reste sich zum Theil aus den Zeiten der letzten Weltstürmer, Dschingis-Khan und Timur, herschreiben. Zwar haben sie für Rußland nicht mehr das hohe politische Interesse, wie die mit den mongolischen Völkern nach Europa gedrungenen turk-tatarischen Stämme (siehe: Rußland als asiatische Macht Nr. 224), aber doch muß die russische Regierung auf die Bewegungen dieser Wanderhorden wegen ihrer mannichfachen Verhältnisse zu China ein aufmerksames Auge haben. Das Nachfolgende ist von einem Professor an der Universität Kasan, Namens Alexander Popow, mitgetheilt und in das Journal des Ministeriums der Volksaufklärung (April 1839) eingerückt worden.

Als ich die Reise zu den Ulussen (Stämmen) der Kalmücken unternahm, setzte ich mir als Zweck vor, die Sitten, Gewohnheiten, Religion und namentlich auch die Sprache derselben in Vergleich mit denen ihrer Stammgenossen, der Mongolen, zu untersuchen. Eine solche Untersuchung mußte nothwendig uns zur Erkenntniß dessen führen, was dieß Volk in der Fremde von seinem ursprünglichen Besitzthum bewahrt hat, und was es Neues von seinen Nachbarn eintauschte, da es natürlich durch örtliche Verhältnisse Manches aufgeben mußte, und auch durch die Länge der Zeit und die Weite des Raumes, die es von seiner Heimath trennten, Manches vergaß. Hier beschränke ich mich nur auf den allgemeinen Zustand der Kalmücken, mit Hinweisung auf die wichtigsten Regenten, deren Gewalt unaufhörlich von einem auf den andern überging; eine genaue Ausführung dieses Gegenstandes aber erfordert eine lange, mühselige Arbeit, die ich jedoch mit der Zeit noch zu Stande zu bringen hoffe.

Bekanntlich haben im 17ten Jahrhundert innere Uneinigkeiten und Kämpfe in der Dsungarei viele Fürsten genöthigt, ihr Vaterland zu verlassen, und Abenteuer oder eine ruhige Aufnahme in fremden Reichen zu suchen. Einige derselben, ermüdet vom Kampfe mit ihren Stammgenossen und den an den innern Kämpfen Theil nehmenden Chinesen, begaben sich unter die Herrschaft Bogdo-Khans, andere verbargen sich bei den Turkestanern, und einer von ihnen, der Beherrscher der Torgout, Namens Cho-Urluk, zog mit seinen sechs Söhnen und 50,000 ihm unterworfenen Kibitken, gegen die damals erst sich erhebenden sibirischen Städte, und griff diese an; da aber seine Einfälle mehrmals nicht glücklich ausschlugen, so zog er, nach den Erzählungen der Kalmücken, im Jahre 1630 aus, um sein Glück am Ural zu versuchen, und unterwarf auf dem Wege die Tataren von Tschandulus, die Nogaier, die Chatai-Kiptschaker, die Malidaschen u. a. seiner Herrschaft; dann kam er an die Ufer der Wolga, wo er sich, wie es scheint, einige Zeit ruhig verhielt. Indeß langweilte ihn bald das unthätige Friedensleben, und er machte neuerdings Raubzüge: seine unersättliche Habsucht verlangte nach Beute, die benachbarten Tataren aber, die durch seine Plünderungen schon verarmt waren, genügten ihm nicht mehr. Er wandte seine Aufmerksamkeit auf das reiche Astrachan, und beschloß, sich der Schätze desselben zu bemächtigen; hier aber verließ ihn das Glück. Die muthigen Astrachaner schlugen die Kalmücken tapfer zurück, und diese verloren in dem blutigen Kampfe ihren Anführer und viele seiner Verwandten.

Der russische Hof, damals durch die politischen Angelegenheiten des Westens in Anspruch genommen, ergriff keine entscheidende Maßregeln zur Bezwingung dieser unruhigen Gäste, und bemühte sich, sie durch gütliche Vorschläge zur Ruhe zu bringen. Nach dem Tode Cho-Uriuks fiel die Herrschaft über die Torgouten an seinen ältesten Sohn Schukur-Daitschin, welcher der russischen Regierung durch seine Gesandten vorschlug, sich ihr zu unterwerfen, und im Jahre 1655 auch ein schriftliches Document einsandte, das den Unterthaneneid (schert) enthielt. Ihm folgte sein Sohn Punzuk, der das Gleiche that, und unter dessen Regierung der Fürst der Choschouten Kundelün-

Digitized by Google

Ubaschi mit 3000 Kiditken in die Steppen an der Wolga kam, und sich als Vasallen des Khans der Torgouten anerkannte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Reformen in der Türkei.

(Von Mr. d'Aubignose.)

Justiz.

Unter allen Zweigen der Verwaltung ist die Justiz am wenigsten durch die Reformen des Sultans modificirt worden; es ist auch der, welcher am schwersten anzugreifen ist, da die Basis der türkischen Gesetzbücher auf dem Koran beruht. Seit der Zeit des Khalifats hatten die Muhammedaner zwei Arten von Justiz: die regelmäßige, welche nach dem geschriebenen Gesetz ertheilt wird, und die Prevotaljustiz, welche durch Delegation der souveränen Macht ausgeübt wurde. Die erste wird von einer privilegirten Corporation von Rechtsgelehrten verwaltet, welche in der Türkei den Namen Ulema führt, und die kirchliche und richterliche Hierarchie in sich vereinigt. An ihrer Spitze stehen der Mufti, der Scherif von Mecca und Medina, die beiden Großrichter von Asien und Europa u. s. w., und so herab bis auf die Priester der Moscheen und der einfachen Dorfrichter. Die Prevotaljustiz dagegen ist in Händen der Administration, und gewisse Stellen geben das Recht zu ihrer Ausübung. Dieser letzte Punkt ist der einzige, in welcher die Justiz reformirt worden ist. Vorher wäre schwer anzugeben gewesen, wie viele Stellen das Recht über Leben und Tod gaben. Nicht nur der Großwessier, der Kapudan Pascha und alle Paschas der Provinzen übten es aus, sondern auch eine Menge von Beys, von Gouverneurs einer Stadt, von Civil- und Militärbeamten. Die Zahl der Köpfe, welche unter der Willkür dieser Menge von Beamten fielen, ist unberechenbar; es sind kaum 21 Jahre verflossen, seitdem Commandanten von Detaschements, die man gegen Aufrührer ausschickte, die männliche Bevölkerung ganzer Dörfer in Bosnien, Servien und an den Donauprovinzen spießen, köpfen oder verstümmeln ließen. Mahmud hat das Prevotalrecht auf eine sehr geringe Anzahl von Beamten beschränkt, und erlaubte auch ihnen keine Willkür in seiner Ausübung, so viel er sie verhindern kann, und die geringe Zahl von Hinrichtungen, die in Konstantinopel vorkam, beweist seinen Geist von Milde. Im Sommer 1837 wurde ein Grieche von einem Muhammedaner im Ehebruch mit seiner Frau entdeckt: er hätte ihn sogleich tödten können, allein da er noch mehr fanatisch als eifersüchtig war, so wollte er ein öffentliches Beispiel, und überlieferte die Schuldigen dem Kadi. Dieses Ereigniß machte großen Lärm. Der Sultan wollte die Gelegenheit benutzen, die in solchen Fällen herkömmliche Strafe zu mildern, aber der Mann war unerbittlich, ergoß sich in Klagen über die Verletzung des Gesetzes, und man mußte nachgeben. Die Schuldigen wurden gehenkt. Diese Hinrichtung und die eines Domestiken, der seinen ehemaligen Herrn, einen angesehenen Ulema, in der Moschee erstochen hatte, waren die einzigen, welche der Sultan zwischen dem October 1836 bis zum Mai 1838 genehmigte. Bei dieser letzten Gelegenheit wurden die Vorrechte der Ulemas verletzt; sie hatten sich feierlich versammelt, den Verbrecher zu verurtheilen, aber der Seraskier, der in Konstantinopel commandirte, bemächtigte sich desselben, und ließ ihn enthaupten, ehe die Ulemas sprechen konnten; sie klagten beim Sultan, und verlangten Satisfaction, allein der Seraskier war Schwiegersohn des Sultans, und man hielt seine Autorität gegen die der Kirche aufrecht. Von diesem Tage an war sichtbar, daß die Macht der letztern gesunken sey, denn früher hatte keine militärische Behörde der friedlichen Versammlung der Ulemas zu widerstehen gewagt.

Uebrigens hat man an einem neuerlichen Beispiele sehen können, daß das Prevotalsystem nur durch den persönlichen Charakter des Sultans gemildert worden ist, und diese Aenderung noch keine Wurzel in der Nation gefaßt hat. Als der Sultan im Frühjahre eine 1837 eine Reise in die nördlichen Provinzen unternahm, so fürchtete er, daß seine Entfernung alle Hoffnungen und Plane wieder beleben, und den Feinden der Reform Gelegenheit zu einem Aufstande geben könne. Er ernannte daher eine Art von Regentschaft unter der Präsidentschaft von Pertew Pascha, dessen Fähigkeit und Festigkeit er kannte. Der Sultan hatte auch Konstantinopel kaum einen Monat verlassen, als die Partei der Janitscharen einen Versuch machte, sich ihres alten Einflusses wieder zu bemächtigen. Fünfzig von ihnen versammelten sich bei einem angesehenen Mann aus ihrer Mitte in dessen Hause, einem großen, roth angestrichenen Gebäude, von dem ihre Verschwörung die des rothen Hauses heißt. Dieses lag am Thore von Galata, in der Nähe der europäischen Vorstadt Pera, von wo die Verschwornen im Nothfall sich auf das Land flüchten konnten. Sie wurden aber verrathen, und in derselben Nacht, in welcher der Aufstand ausbrechen sollte, öffnete der Verräther unter ihnen die Thür den Truppen, mit denen das Haus umgeben war. Drei der Hauptführer, welche in einem Saal unten berathschlagten, wurden sogleich niedergehauen, die übrigen ergaben sich, wurden weggeführt, und nie wieder gesehen. Man erfuhr später, daß sie in derselben Nacht in den Bosporus geworfen worden waren. Dieses Ereigniß machte wenig Aufsehen, und wurde bald wieder vergessen, beweist aber, daß die Prevotaljustiz der türkischen Administration noch nicht fremd geworden ist.

Die Civiljustiz kann in der Türkei von Niemand legal ausgeübt werden, als von Mitgliedern der Ulemas, welche sich durch das Studium des Koran dazu vorbereitet haben. Allein dieser ist durch zahllose Commentare verdunkelt worden, so daß seine Interpretation keineswegs gleichförmig ist; um so mehr, als die Aussprüche berühmter Rechtsgelehrten ihrerseits Autorität bilden; daher die Nothwendigkeit, seine Klage oder Vertheidigung nicht nur auf den Text des Gesetzes, sondern auch auf die Meinungen der Gelehrten zu stützen. Ein Beispiel wird am besten die Lage der Sache zeigen. Der Centralpunkt des Corps der Ulemas ist Konstantinopel, an seiner Spitze steht der Mufti, und ihm zur Seite die Großrichter von Asien und von Europa. Diese drei Richter gelten fast für infallibel

Digitized by Google

bei den Gläubigen. Nun gibt es in der Türkei keine Advocaten, Procuratoren u. s. w., und wer einen Proceß anfängt, ladet seinen Gegner ganz einfach vor den Kadi; beide erscheinen am bestimmten Tage, und der Kläger bringt seine Sache vor. Beide kommen allein, oder sind nur von ihren Zeugen begleitet. Nun hat aber der Kläger versucht, seine Sache durch eine Consultation sicherer zu machen, und hat dazu den Fall schriftlich aufgesetzt, und endigt seine Schrift immer mit der Frage: Hat der Kläger Recht oder Unrecht? Diese wird nun von ihm bei einem jener drei Oberrichter niedergelegt, und nach drei Tagen erhält er die Antwort, die immer prächtig lautet, da er natürlich seine Sache so dargestellt hat, daß er Recht zu haben scheint. Der Angeklagte hat aber seinerseits dasselbe gethan, seine Schrift bei einem andern der Oberrichter niedergelegt, und ebenfalls eine günstige Consultation erhalten. Jeder bringt nun seine Schrift dem Kadi, der nicht wagt, zwischen zwei so großen Autoritäten zu entscheiden, und daher beide bei Seite legt, und nach Gutdünken richtet. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, welcher oft Gelegenheit zu Willkür in der Ertheilung von Justiz gibt. Es kommt oft vor, daß der Sultan Gesetze erläßt, welche nicht mit dem Koran übereinstimmen, und da er Khalife und dabei unbeschränkter Herr ist, so darf der Kadi nicht versuchen, im Gegensatz gegen sie zu entscheiden, so lange auf die Ausführung der Ordonnanz gesehen wird. Aber diese fallen gewöhnlich bald in Vergessenheit, und dienen dann nur dazu, dem Kadi zwei sich widersprechende Gesetze in die Hand zu geben, zwischen denen er willkürlich wählt. Doch muß man aus dieser falschen Lage, in der sich die Richter befinden, nicht schließen, daß sie im Allgemeinen verkäuflich oder willkürlich seyen, und die Ulemas haben im Ganzen den Ruf einer großen Unbestechlichkeit.

Jedes Mitglied des Corps der Ulemas genießt zwei große Vorrechte: es kann weder mit dem Tode, noch mit Confiscation seiner Güter bestraft werden, und die Regierung hat keine andere Macht über sie, als daß sie sie entsetzen und verbannen kann. Man sagt zwar, daß ehemals die Ulemas in einem marmornen Mörser zerstampft worden seyen, und man sieht im zweiten Hofe des Serails einen großen, steinernen Mörser, der nach der Tradition dazu bestimmt war, allein die Geschichte liefert kein Beispiel, daß diese Strafe je in Anwendung gebracht worden wäre. Die Ausnahme von der Confiscation war die Hauptursache des Reichthums und Einflusses des Corps der Ulemas, und die großen Familien hatten seit der Errichtung des türkischen Reichs die Gewohnheit, ihren ältesten Sohn zum Ulema erziehen zu lassen, um so ihr Erbe zu sichern. Dieß erklärt z. B., wie zwei Familien, welche fast die Hälfte des Grund und Bodens von Anatolien besaßen, ihre ungeheuern Güter bis auf die Zeit der Reformen des Sultans behalten konnten. Eine derselben, die von Cara Osman Oglu, welche ihren Sitz in Magnesia hat, konnte im Jahre 1790 bei der Verwüstung von Morea 20,000 griechische Familien auf ihre Domänen aufnehmen. Wenn daher ehemals ein Ulema dem Sultan durch seine Macht und Reichthümer gefährlich zu werden schien, so wendete die Pforte ein Mittel an, durch welches es ihr bisweilen gelang, sich seiner zu entledigen. Man zeigte ihm alle Art von Vertrauen, zog ihn in den größten Angelegenheiten zu Rathe, machte ihm die kostbarsten Geschenke, und bot ihm am Ende große Stellen oder Gesandtschaften an, die er allein gehörig verwalten könnte. Wenn man ihn dahin brachte, eine Stelle anzunehmen, so war er verloren, denn dadurch trat er aus dem Corps der Ulemas aus und verlor dessen Vorrechte. Ich habe nicht erfahren können, welcher Mittel sich der Sultan bedient hat, um die Macht seiner großen Vasallen in Kleinasien zu brechen, und ihre ungeheuren Domänen zu vermindern; allein die Erben dieser alten Familien, namentlich der von Kara Osman Oglu, sind gegenwärtig nichts mehr als reiche Privatleute, welche keinen andern Schutz mehr haben, als den, dessen alle Unterthanen des Sultans genießen.

Chronik der Reisen.

Capitän Th. Skinners Reisen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotri, unfern seiner Quelle im Himalaya.

(Mitgetheilt von L. Manschgo.)

Die Reisen des Capitäns Th. Skinner bieten eine so große und anziehende Mannichfaltigkeit, daß eine klare und leicht überschauliche Zusammenfassung ihrer Hauptmerkwürdigkeiten der Aufmerksamkeit eines größern gebildeten Publicums nicht unwerth seyn dürfte. Gute Reiseschilderungen sind, wie bekannt, viel anschaulichere und anziehender, als gute Lehrbücher der Erdkunde, und selbst C. Ritters großes, verdienstvolles Werk über Asien gibt wenig Auskunft über die naturhistorisch und romantisch interessanten höhern Gebirgsgegenden am Ganges.

Capitän Th. Skinner entwickelt in der Vorrede zu seinen werthvollen und anziehenden Reiseschilderungen, die unter dem Titel: Excursions in India and a walk over the Himalaya Mountains to the sources of the Jumna and the Ganges, in der zweiten Auflage zu London und unter dem Titel: Major Thomas Skinners Streifereien in Ostindien u. s. w., 2 B., 1837, in Leipzig übersetzt*) von Dr. Steger, erschienen sind, folgende Gründe ihrer Veröffentlichung: „Bei meiner ersten Ankunft in Indien war ich ergriffen von dem romantischen Schimmer, welcher jedem Gegenstand eigen schien: der blinkende Strom mit seinen mannichfaltigen, malerischen Schiffen von dem rohen mit Stroh gedeckten Boot an bis zu goldglänzenden Staatsbarke, die schönen Palmen und die Dörfer, welche sie beschatten, die Stille der Pagoden, die Menschen und die Thiere, deren Aussehen mir so neu war, und der würzige Wohlgeruch, welchen die Gewächse verbreiten. Jede Scene, die ich vor mir hatte, schien mir eine Art von Wichtigkeit zu haben. — Mit dem großen Vergnügen, welches ich bei der Beachtung so außerordentlicher und staunenswerther Schönheiten gefühlt, möchte ich auch Andere unterhalten, welche nicht so glücklich sind Augenzeugen zu seyn von solcher Pracht."

*) Die etwas flüchtige und schwerfällige Uebersetzung hat die Vorrede des Originals ganz übergangen, und manche störende Fehler unberichtigt gelassen.

Digitized by Google

Wir waren, beginnt Capitän Th. Skinner, befehligt uns von Calcutta auf dem Ganges nach Dinapore *) zu begeben. Da aber um dieſe Jahreszeit, es war anfangs Februar, der ſeichte durch Alligatoren gefährliche Hoogly in ſeiner obern Gegend mit großen Booten nicht zu befahren war, mußten wir die traurigen und morastigen Sundarbunds paſſiren. In ihrem hohen Gras und Wald oder Jungle hauſen in Menge wilde Thiere, beſonders Tiger und Eber. Uebrigens ſind die durch Schlammanſatz entſtandenen Inſeln durch ihren üppigen und herrlichen Baumwuchs zum Holzmagazin der Hauptſtadt beſtimmt.

Jeder Officier von unſerer Mannſchaft beſaß eine Art Arche mit verſchiedenen Thieren, mit Pferden, Ziegen, Schafen, Hühnern u. dgl., mit Frauen und Kindern unterſchiedener Geſtalt, Farbe und Kleidung, mit Wagen und Palankinen u. ſ. w. Demnach beſtand unſere Flotte aus wenigſtens 500 Booten mannichfacher Art, von dem ſechzehnruderigen Schiff an bis zum kleinſten Fahrzeuge dieſes Stromes. Die Boote folgten alle in der Ordnung wie Compagnien, jede Abtheilung mit ihrer eigenen Flagge, ſo daß das Hoſpitalſchiff mit ſeiner bunten, ſchwarzen Wimpel den Nachtrab bildete.

Wir liefen in den Felley-Canal ein, der die Hauptſtadt mit dem Ganges verbindet, und fanden ihn ſehr belebt, man kann ſagen mit Schiffen bedeckt. Weiterhin konnte nur immer Ein Schiff dem andern folgen. Ueber die Ufer, welche eben nicht dicht bevölkert waren, warfen üppige Bambus ihren Schatten, ſie wölbten ſich gleich Trauerweiden anmuthig über das Waſſer. Die Dörfer dieſer Gegend beſtehen meiſt aus Binſenhäuſern oder Hütten, welche Piſang- und Palmbäume umgränzen.

Erſt nach zwölf Tagen konnten wir der lockern Ufer wegen landen. Wenn wir ankerten, was in dichten Gruppen und ſo nahe als möglich geſchah, hatte unſere Flotte das Anſehen eines ſchwimmenden Dorfes, oder wie die Dörfer am Nil zur Zeit ſeiner Frühlingsüberſchwemmungen ausſehen.

Wir kamen nach Comercolly, wo eine ſehr ausgedehnte Seidenmanufactur viele Arbeiter beſchäftigt. Die Fahrt ging nun langſam, wir mußten die Boote ſogar ziehen laſſen, machten alſo in Einem Tage nur drei oder vier engliſche Meilen. Bei dem Dorfe Jellinghy liefen wir in den damals ſchmalen Ganges ein. Die Landſchaft von dem hübſchen Dorfe Bogwangola bis zu den blauen Bergen bei Rajmahal iſt anziehungslos und öde, die Waſſerfahrt wegen der vielen Untiefen und Stromwendungen ſehr langweilig. Manchmal blieben wir an einem Ufer ſtecken, das ſo locker und hoch war, daß wir Mühe hatten es zu erklimmen, und oben fanden wir den Boden von ſo hohem Seeſchlamm bedeckt, daß wir nicht im Stande waren uns einen Weg hindurch zu bahnen. Aber noch ſchlimmer ging es uns, als wir wegen ſeichter Stellen oft durch das Waſſer waten oder uns durchtragen laſſen mußten.

Höchſt willkommen war uns die ſchöne Gegend um Rajmahal oder Radſchamahal, wo der Ganges die letzten Waſſerfälle bildet, indem er aus dem Hügelland in die Ebenen von Bengalen übergeht und hier das Land eine ganz andere Geſtalt gewinnt. In dem heißen Bengalen tragen die Menſchen, wie der Boden und ſeine Erzeugniſſe, das Gepräge des ſüdlichen Klima's, die Menſchen ſind dort nicht nur ſchwärzlich von Farbe und weibiſch von Anſehen, ſondern reden auch eine andere Sprache. *)

Wir paßten mehrere unſerer ſchwimmenden Küchen oder eigentlich Küchenboote, die kleinſten und langſamſten Fahrzeuge, ein, indem ſie untergingen. Schon anfangs April regten ſich die heißen Winde, welche nicht nur Hitze brachten, ſondern auch Staubwolken aufwirbelten und unſere Schiffe heftig ſchüttelten. Demnach ſah der Erdboden bald öder wie eine Wüſte aus, die Bäume verdorrten, Teiche und Seen trockneten aus und die Menſchen glichen ekelhaft hagern Fakirs. Unſere Cajüten wurden heiß wie Backöfen.

Anfangs Junius hörten die heißen Winde auf und es folgte ihnen ein erfriſchender Regen, welcher gegen zwei Monate anhielt. Wir kamen nach Monghyr, eine von 20,000 Menſchen bevölkerte feſte Stadt der Provinz Bahar mit berühmten Eiſenarbeiten. Einen Monat ſpäter trafen wir in der Hauptſtadt Patna ein, wo wir am Ghaut oder auf der Uferterraſſe des Ganges verſammelte Bevölkerung eben badete und ein ſehr belebtes Schauſpiel darbot. **)

Nicht weit von Patna am ſüdlichen Gangesufer aufwärts liegt die wichtige Militärſtation Dinapore oder Dinapur mit 50,000 Einwohnern. Nach einem längern Aufenthalt daſelbſt trat Capitän Th. Skinner ſeine zweite große Reiſe von da nach Merut oder Mirut an. Unterwegs dahin liegen die merkwürdigen Städte Benares und Allahabad, und weiterhin an der Jumna aufwärts Agra, die zweite Reſidenz der Großmogule mit 160,000 Bewohnern ***) und die große Königsſtadt Delhi.

Das neue, 1631 von Sultan Schah Jehan gegründete Delhi †) liegt 980 engliſche Meilen von Calcutta entfernt. Die Ruinen des alten berühmten Delhi, ſagt Counter, nehmen einen Flächenraum von faſt 20 engliſchen Quadratmeilen ein. Sie ſind die ausgedehnteſten, wenn nicht die größten Baureſte der Welt. Und nicht minder groß ſoll der Flächenraum der alten prächtigen Stadt geweſen ſeyn. Mitten aus jenen ungeheuren, einige gut erhaltene Grabmäler pataniſcher Herrſcher umgebenden Trümmern von Alt-Delhi, dem altindiſchen Indrapraſth, erhebt ſich auf einer Baſis von 145 Fuß im Umfange wie ein mahnender Zeiger ein außerordentlich feſter, 242 engliſcher Fuß hoher Thurm, der Cuttub Minar, vielleicht der ſchönſte aller Thürme. Von ſeiner Spitze, zu welcher eine ſpiralförmige Stiege führt, genießt man eine Ausſicht, die zu den ſchönſten Anſichten gehört, die ein Menſch je gehabt. Das alte Delhi war vor dem verheerenden Einfalle der Mohammedaner die größte Stadt Indiens.

(Fortſetzung folgt.)

*) Berghaus Karte hat Donapne; man findet überhaupt die Eigennamen ſehr abweichend geſchrieben. So hat das Original Gangontri, Berghaus und Ritter Gangotri, die Ueberſetzung, wohl aus Verſehen, Gangautri.

*) Rajemahl, ſagt Hr. Counter in ſeinen Scenen von Indien, jetzt ein Dorf, war einſt die wichtige Hauptſtadt von Bengalen und eine königliche Reſidenz. Unweit davon ſteht ein ſehr gut erhaltenes ſchönes Mauſoleum.

**) Patna mit 250,000 Einwohnern, einem Nabob und einem Radſcha, mit wichtiger Weberei, ſtarkem Mohnbau, mit Indigo- und Zuckerfabriken, hat nach Hrn. Counter keine großen Ruinen, war alſo kaum einſt Patibothra, wie man vermuthen wollte.

***) Unweit von Agra an der Jumna prangt das berühmte Grabmal Taje-Mahal, welches der Vater des Aurungzebe, der tyranniſche Sultan Schah Jehan, ſeiner Gattin errichten ließ. Kein indiſcher Wanderer gehe ohne Staunen vor dieſem prächtigen Mauſoleum vorüber, das aus weißem polirtem Marmor von Candahar, welches, 600 engliſche Meilen fern, in 20 Jahren von 20,000 Menſchen aufgebaut wurde und 500,000 Pfd. St. gekoſtet haben ſoll. Kein Kunſtwerk, ich geſtehe es, ſagt Hodges, hat je ſo einen Eindruck auf mich gemacht, wie dieſes.

†) Nach ſeinem Erbauer eigentlich Schahjehanabad genannt. Wenn dahin, wie es heißt, der Sitz des Generalgouvernemens verlegt wird, erhält Delhi neue Wichtigkeit.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 231.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 August 1839.

Ueber die heutige Provence.

XXX.

Avignon, im April 1839.

Petrarca's boschi inospiti der Provence des vierzehnten Jahrhunderts sind, Dank unserer modernen Cultur, aus ungastlichen Wäldern fast insgesammt zu äußerst zugänglichem Gestrüpp geworden, worin sich von allem den Jäger anderwärts verlockenden Wildpret oft selbst kein Vogel mehr dem Schusse stellt.

Die meisten am Meeresufer sich erhebenden Berggipfel der Provence sind jetzt kahl, nichts als weißgraue Felsmassen von trauriger Oede, während sie sonst reiche Waldungen trugen, welche unsinnige Vandalen unserer Tage zu Boden warfen. Das Land hat dadurch nicht allein sein Bau- und Brennholz verloren, das es jetzt in Corsica und weiterhin aufsuchen muß, sondern auch einen großen Theil seiner Bergweiden; weil die ohne jeden Damm gelassenen, durch keine Pflanzung aufgehaltenen Regenwasser nun schnell zu Wildbächen werden und alle Pflanzenerde abschwemmen, um sie in die Tiefe und zwar unwiederbringlich ins Meer selbst zu führen.

Die Aussicht von diesen Felsen kann man daher weit eher nur erhaben als lieblich oder anmuthig nennen. Lyons bewachsene Hügel und schattenreiche Thäler; jene reizenden Partien, wie sie an der Loire und Garonne und am ganzen Saône-Ufer von Lyon bis nach Macon hinauf, Auge und Gemüth ergötzen; die Weiden des Jura, der Vogesen und Franche-Comté oder die vollen Laubgehäge nordfranzösischer Städte darf man an den Küsten der Provence nicht erwarten. Gierig sucht der Blick wenigstens das Thal der Aygaladen und von Nerte, so wie die Bezirke von Viste, von Aren, St. Antoine und Cadeneaux, worin die Gewässer der Huveaune, des Jarret und Plombieres Fruchtbarkeit und landschaftlichen Reiz zu erhalten wußten. Diese Smaragdflächen und die Matten von Montfuron und Sainte-Marguerite gleichen, um von Marseille's nächster Umgebung zu sprechen, wahren Oasen der Wüste und ohne sie wäre der Anblick eher trostlos und niederschlagend als erfreulich.

Alles reichen Grüns sind die höchsten Partien des städtischen Gebietes entblößt, von denen manche gegen 360 Toisen über den nahen Meeresspiegel emporragen; es wachsen auf ihnen nur vereinzelte Kermeseichen, Wachholdersträuden und aromatische Kräuter. Die tieferen Hügel dagegen, deren Inneres viel Eisenerz, Gyps und Kreide enthalt, sind auf ihren Abhängen allerdings mit Wein bepflanzt und durch Oelbäume, Apollolorbeer, Cypressen, Maulbeerbäume, durch Pappeln, Trauerweiden, Mandel- und Feigenbäume und leichte Pinienwaldung buschartig, aber immer nur sparsam überragt. Diese Pinien, um von dem pittoreskesten aller provençalischen Bäume zu sprechen, diese Pinèdes steigen mit ihren oft mehr als fünfzig Fuß über den Boden erhöhten Nadelholzfächern und leicht bewegten Domen auf allen Anhöhen in die brennende Luft empor; und, weiten Sonnenschirmen gleichend, deren dunkles Grün fast an das Schwarze streift, sind sie die Hauptzier der Vegetation, obwohl nordisches Eichen- oder Buchengrün freilich ein schattigerer Schmuck zwäre. Diese Pinie von Aleppo, pinus halepensis, wurde während der ersten Kreuzzüge nach Marseille verpflanzt und wächst auf den unfruchtbarsten Punkten, auf den bedeutendsten Anhöhen, den steilsten Abhängen, in Felsgrund wie im Ufersande. Sie ist das Bild der Genügsamkeit und in der Pflanzenwelt, was der arme, verkannte Esel in der animalischen: aller Welt nützend und niemals geschont und gepflegt; während doch jeder dieser Bäume seine wohlthätige Nymphe hat und einen Dankaltar verdiente. Den Samen der Pinien streuen nach allen Richtungen die Winde aus, und sie allein verbreiten somit eine durch die Menschen allzusehr vernachlässigte Cultur, die sich wenig darum bekümmern, obwohl sie die Aeste zu Feuerholz, ihren Stamm zu Tischlerarbeiten, den Saft als Harz und Pech und die Rinde zum Färben verwenden. — Auch die Cypressen haben sich um Marseille völlig acclimatisirt; es gibt auf den Hügeln von St. Marcel einen schönen Hain davon und leicht könnten sie zu förmlichen Wäldern vermehrt werden, wenn die Forstcultur überhaupt nicht sowohl im Zustande der Kindheit, als noch in völliger Barbarei befindlich wäre.

Digitized by Google

Die Kalmücken an der Wolga.

(Fortsetzung.)

Nach Punzuks Tode im Jahre 1670 kam die Herrschaft über die Kalmücken an seinen ältesten Sohn Ajuka, der im Jahre 1673 nach dem Beispiel seiner Vorfahren den Eid der Unterthanentreue an Rußland leistete. Die Verträge mit den Kalmückenfürsten hatten indeß nur eine Bedeutung auf dem Papier, in der Wirklichkeit wurden sie nie vollzogen, weil die Kalmücken ihre Unterthanenschaft nur als ein Bündniß ansahen, und folglich auch den Bruch ihrer Unterthaneneide als kein Verbrechen betrachteten. Sie griffen ihrem Eide zuwider unaufhörlich die Kubaner und die Kirgiskaisaken an, plünderten auch im Lande des donischen Heeres, und betrachteten alle diese Unordnungen als ihr natürliches Recht. Endlich konnte die russische Regierung die Sache nicht mehr ruhig mit ansehen, und zwang im Jahre 1687 den Khan Ajuka nebst den übrigen Fürsten einen neuen Eid ewiger Unterthanentreue gegen Rußland unter sehr strengen Bedingungen zu unterzeichnen. Seit dieser Zeit wurden die Kalmücken den Befehlen des russischen Hofs gehorsamer als früher. Unter der Regierung Ajuka's im J. 1670 kam seines Vaters Schwester, Dortschi Arapschan, mit 3000 ihr untergebenen Kibitken in die Steppen an der Wolga, und schloß sich dem Stamm der Torgouten an. In den Jahren 1673 und 1674 kam aus der Dsungarei der Beherrscher des Stamms Dürbot, Namens Salom Zeren Taischi, mit seinem Sohne Münke Temur und 4000 Kibitken an. Auch er ließ sich in den Steppen an der Wolga nieder, und erkannte sich als Vasallen des Torgouten-Khans Ajuka an. So bildete sich aus den drei Hauptstämmen der Torgouten, Choschouten und Dürboten in Rußland eine Oirat *) in kleinem Maaßstabe, wie sie einst mit großer Macht in der Dsungarei bestanden hatte.

Der Tod Ajuka Khans war ein starker Schlag für die unabhängige Regierung der Kalmückenherrscher. Der russische Hof benützte die Streitigkeiten unter den Erben Ajuka's, von denen jeder seine gesetzlichen Ansprüche auf den Thron des Khans beweisen wollte, und bestätigte im J. 1725 den Sohn Ajuka's, Zeren Dunduk, als Stellvertreter des Khans, und erklärte ihn im J. 1731 zum wirklichen Khan. Aber Zeren Dunduk konnte trotz der Unterstützung der russischen Regierung bei der Schwäche seines Charakters und seiner Unmäßigkeit im Weine seine Würde nicht behaupten; sein unordentliches Benehmen veranlaßte die kleinern Fürsten zu gegenseitigen Befehdungen, keiner wollte sich den Befehlen des Khans unterwerfen und that in seinem Uluß, was er wollte. Als der russische Hof diese Unordnungen unter den Kalmücken bemerkte, entschloß er sich, neue Maßregeln zur Herstellung der Ruhe und Ordnung zu ergreifen, nahm im Jahre 1735 dem Zeren Dunduk die oberste Gewalt, erklärte seinen Neffen Dunduk Ombo, einen Enkel Ajuka Khans, zum obersten Regenten der Kalmücken, und erhob ihn im Jahre 1737 für seinen gegen die Kubaner erfochtenen Sieg zur Würde eines Khans.

Nach Zeren Ombo's Tode brachen abermals Unruhen unter den Kalmücken aus; die einzelnen Fürsten theilten sich in Parteien, von denen jede ihren Auserwählten auf den khanischen Thron erheben wollte, aber die von der russischen Regierung unternommene Vermittlung machte den Unruhen ein Ende. Die Hauptveranlasser derselben, der älteste Sohn Dunduk Ombo's, Namens Galdan-Norbo, kam in einem der vorgefallenen Gefechte um, und die Frau Dunduk Ombo's, Namens Tschan, eine gebornе Kabardinerin, wurde mit ihren Kindern nach Petersburg gebracht, wo sie die heilige Taufe annahm. Zum Stellvertreter des Khanats wurde ein Enkel Ajuka's, von dessen ältestem Sohne Tschakdur-Tschada, Namens Dunduk Dschabi, ernannt, und somit dem Blutvergießen ein Ende gemacht. Seine friedliche Regierung zog die Aufmerksamkeit des russischen Hofs auf sich, und im J. 1757 wurde nicht nur er selbst zur Würde eines Khans befördert, sondern auch sein Sohn Ubaschi, um innern Unruhen, die aus der Uneinigkeit über die Thronfolge entstehen konnten, zum voraus vorzubeugen, zu seinem gesetzlichen Nachfolger und Stellvertreter des Khanats ernannt. Bald nachdem Dunduk Daschi die Regierung der Kalmücken übernommen hatte, kamen aus der Dsungarei in die wolgaischen Steppen noch einige Kibitken aus dem Stamme Choit mit ihrem Fürsten Detschit, der gleich damals sich Rußland unterwarf. Ihm wurde auf dem Wege ein Sohn geboren, Namens Tjumen Dschirgal, so genannt nach der sibirischen Stadt Tjumen, wo Detschit wegen der Niederkunft seiner Gattin anhalten mußte. In der Folge verschmolzen sich die Choit und die Choschout zu Einem Stamme durch die Heurath der Wittwe des verstorbenen Detschit mit dem Fürsten der Choschouten Samian, der zwar selbst von seiner ersten Frau zwei Söhne hatte, nichtsdestoweniger aber seinen Stiefsohn, Tjumen Dschirgal, mit Zustimmung Ubaschis, zu seinem Nachfolger im Uluß der Choschouten erklärte. Diesen Umstand führe ich deßhalb an, um zu erklären, wie der Stamm Choit durch seine Verschmelzung mit den Choschouten ganz verschwand, und die erbliche Herrscherwürde über die letztern an die Choit überging.

Im Jahre 1761 starb Dunduk Daschi, und die Obergewalt über die Kalmücken ging ohne Streit an Ubaschi über. Im Anfang seiner Regierung kam Zeren Taidschi mit 10,000 Kibitken aus den Stämmen Choschout, Dürbot und Choit aus der Dsungarei in die wolgaischen Steppen, und vereinigte sich mit der allgemeinen Masse der Torgouten. Eine so bedeutende Vermehrung hob die Macht der Kalmücken ungemein, aber die Folge bewies, daß sie ihnen zum Verderben gereichte. Der unruhige Zeren Taidschi, mit dem ruhigen Leben in Rußland unzufrieden, kam auf den Einfall, in sein Vaterland zurückzukehren, und entwarf damals schon den Plan zur Vollführung seines hinterlistigen Anschlags. Sein Zweck war, alle Kalmücken wie-

*) Oirat ist ein Beiwort von oira, nahe, und bedeutet einen Nachbar oder Bundesgenossen. Diese Benennung nahmen die Dsungaren an von dem Bund der vier Stämme Tscheroß, Torgout, Choschout und Dürbot, den sie gegen die östlichen Mongolen schlossen; den Namen Kalmücken gaben ihnen die Turkmanner; das Wort Kalmyk ist türkisch und bedeutet zurückbleiben oder der Ueberrest.

Digitized by Google

der nach der Dsungarei zu locken, dort die frühere Oirat herzustellen, Ubaschi zum Khan zu erheben, sich selbst aber zum ersten Großen seines Reichs und vielleicht in der Folge zum wirklichen Khan zu machen. Dazu aber mußte er das Haupt der Torgouten und die übrigen Fürsten darauf vorbereiten. Lange Zeit bemühte er sich umsonst, Ubaschi für den Plan zu gewinnen, Rußland, als einen die Kalmücken stets unterdrückenden Staat, zu verlassen, und ihn durch die Aussicht auf eine glänzende Zukunft und ein freies Leben in der Dsungarei zu verlocken. Endlich erreichte er seinen Zweck: die trügerischen Vorspiegelungen begannen Eindruck zu machen auf Ubaschi Khan, und er beschloß, den von dem schlauen Zeren längst vorgezeichneten Plan in Vollzug zu setzen. Die Vorbereitungen waren bald gemacht, und am 5 Januar 1771 flohen die Kalmücken zu ihrem eigenen Verderben aus Rußland, und ließen diejenigen ihrer Stammgenossen zurück, welche auf der Bergseite der Wolga umher zogen, und ihnen, weil der Strom noch nicht mit Eis bedeckt war, nicht folgen konnten, oder aus Anhänglichkeit an ihr zweites Vaterland nicht folgen wollten. Dieß wichtige Ereigniß versetzte der Oirat an der Wolga, welche unter der Herrschaft der Torgoutenkhane erstanden, und durch den Einfluß derselben auf die übrigen Kalmückenfürsten erstarkt war, einen tödtlichen Schlag. Mit der Entfernung des Khans verschwand auch die Einheit unter den Fürsten: viele davon strebten nach der khanischen Würde, jeder erhob seine Verdienste und verleumdete die andern, und hieraus entsprangen Streitigkeiten, die gegen 30 Jahre dauerten. Endlich ernannte der russische Hof, der Ruhe und Ordnung unter den Ulussen wieder herstellen und die streitenden Parteien zur Ruhe verweisen wollte, den Fürsten der Dürbot, Tschutschei, zum Stellvertreter des Khans, und übertrug ihm die Obergewalt über alle Kalmücken. Damals wurde auch dem Volke der Kalmücken eine Urkunde ausgestellt, die alle ihre frühern Rechte und Privilegien enthielt.

(Fortsetzung folgt.)

Herkunft der Fee Melusine.

Das Echo du Monde Savant vom 5 August theilt aus den Anhängen eines historischen Werkes, der Geschichte des Poitou von Thibeaudeau, nachstehende Angabe über die Fee Merlusine oder Mellusine mit. Nach der begründetsten Meinung ist die außerordentliche Frau, welche zur Fabel von der Fee Melusine Anlaß gab, eine Eustachia Chabot, einzige Tochter Thibault Chabot II, Herrn von Vouvant u. s. w., die einen Gottfried von Lusignan heirathete, und im Jahre 1299 starb. Der Glanz des Hauses, aus dem sie stammte, und dessen, in welches sie eintrat, ihre Gelehrsamkeit, ihre natürliche Anmuth, ihre Klugheit und vielleicht auch ihr Geschmack für die Baukunst machte sie berühmt, und ließen sie in jenen Jahrhunderten der Unwissenheit als eine Zauberin oder Fee erscheinen. Das Volk nannte sie, wenn es von der erlauchten Mutter der Lusignan sprach, nur mère Lusignan, eine bekanntlich auch jetzt noch gewöhnliche Redeweise, und aus diesem mère Lusignan ist Merlusine und Mellusine geworden. Jean d'Arras, der im 14ten Jahrhundert lebte, hat in seinem bekannten Roman Melusine Alles, was er Großartiges von den Lusignans wußte, auf diesen Namen zusammengehäuft, und das Ganze mit Fabeln und Allegorien noch ausgeschmückt.

Chronik der Reisen.

Capitän Th. Skinners Reisen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotri, unfern seiner Quelle im Himalaya.

(Fortsetzung.)

Das jetzige Delhi ist nach Skinners Schilderung noch immer höchst interessant, obgleich nur ein trauriger Rest früherer Größe und Herrlichkeit. Der Großmogul dort, Akbar II, wurde eigentlich mediatisirt, führt nur den Titel seiner mächtigen Vorfahren, besitzt bloß einen Theil der früheren Einkünfte und behielt außerhalb der Gränzen seines Palastes keine Macht. Delhi, das jetzt nur 200,000 Menschen zählt, soll unter Aureng-Zeb oder Aurung-Zebe zwei Millionen gehabt haben. Die Häuser sind zwei und drei Stockwerke hoch, meist von unregelmäßiger Bauart, mit Balconen versehen, gut übertüncht und oft sonderbar geziert. Die Straßen sind, wie fast durchaus im Orient, meist enge und schmutzig. Vor den Thüren der Häuser hängen oft Teppiche von bunten Farben, die Fenster schirmen vielfarbige Binden und über die Dächer liegen Kleider, gewöhnlich Schärpen von verschiedener Färbung hingebreitet. Wie überhaupt in den Städten Asiens, wird auch hier Alles öffentlich betrieben, die Handwerker sitzen und arbeiten auf einem kleinen offenen Raume vor ihren Buden. In den schmalen Gassen drängen sich stets Menschen, Thiere und Wagen u. dgl. Man spricht selbst über die unbedeutendsten Dinge auf der Gasse so laut und heftig als möglich. Dieses, dann das Arbeiten der Handwerker, vorzüglich das Hämmern der Schmiede, das Geschrei der Pferde, Kameele und Elephanten, das Gerassel der Wagen verursacht natürlich einen betäubenden, dem Ungewohnten höchst lästigen Lärm. Delhi findet man stets voll schimmernder Gestalten und prunkender Pferde, seine Goldschmiede sind ausgezeichnet und seine Stickereien im ganzen Morgenlande berühmt. Hier werden die einfachen Kaschmir-Shawls in Gold und Silber gestickt.

Nicht fern von Delhi, nordöstlich gegen den Ganges hin, liegt die Stadt Meerut oder Mirut, die wichtigste Militärstation der brittisch-ostindischen Compagnie in Oberindien. Die Stadt sieht ganz englisch aus; eines ihrer Hauptgebäude ist der Palast der Fürstin von Sirdhanna.*) Die Häuser, wie auch die Gärten von Mirut sind vorzüglich schön, und die Gesellschaft angenehm. Auch erfreut sich der Ort sechs Monate lang eines sehr schönen Wetters, so daß es schon mit dem Beginne des Aprils in Fülle reife Erdbeeren von vorzüglicher Güte, Pfirsiche und selbst Trauben gibt. Die Bewohner finden ihre vorzüglichen Unterhaltungen in Schauspielen, auf Bällen und bei Wettrennen. Die gesellschaftlichen Vergnügungen macht der Kastengeist steif, übrigens werden die Frauen, da sie hier schon seltener, besonders geachtet.

Von Mirut aus unternahm Skinner seine dritte große Reise weiter nördlich, und zwar zweimal nach Hurdwar, um da die große Messe

*) Someoo oder Simru Begghum, welche im 96sten Jahre ihres Alters gestorben und von ihren jährlichen 800,000 fl. C. M. 50 Millionen hinterlassen haben soll, lebte bei Mirut auf einer Villa. Skinner nennt sie einen weiblichen Dsezzar-Pascha.

Digitized by Google

und Wallfahrt zu sehen. Er kam demnach durch Sirdhanna und Muzuffer-Nuggar, welches 56 englische Meilen von Mirut gegen Deehhund liegt. Wir schlugen, erzählt er, unweit dieser Stadt unter dicht belaubten, schattenden Bäumen bei einem klaren Teich unsere Zelte auf. Nicht fern von dem Lager zogen sich regelmäßig mehrere doppelte Baumreihen hin, welche Vögel belebten, unter denen sich am meisten die Papagaien durch ihr Geschrei ankündigten. Im Schatten der Bäume lagen trübsinnig einige Fakirs, welche nach Hurdwar pilgerten, und in den Baumgängen nahmen Pferde, Kamele und Elephanten Platz. Die Elephanten, deren dicke Haut sehr empfindlich, schwangen, um die lästigen Fliegen zu verjagen, abgerissene Zweige mit den Rüsseln um sich, indeß die Kamele geduldig wie Esel in ihrer sonderbaren Stellung auf allen Vieren hockten. Bald brannten viele Feuer zum Kochen, und Speisen sandten dann weithin durch die Luft ihren Wohlgeruch. Die verschiedenen Religionspaeteien und Kasten unserer zahlreichen Gesellschaft bildeten gesonderte und sehr pittoreske Gruppen. Hier kneteten fast nackte Hindu mit dem größten Eifer Brodteig, doet bereiteten mohammedanische Diener für ihee Herren das Mahl aus substantiösen Ingredienzen, da verzehrten die Troßknechte in der Nähe der Pferde, welche dee Reihe nach angebunden standen, ihe einfaches Essen. Wie auffallend verschieden zeigt sich hier die Lebensweise in zwei Gegensätzen, welche beide der Glaube erzeugt: hier Menschen, die liebee sterben würden als die mindeste Fleischspeise berühren, doet andere, welche sterben zu müssen glaubten, wenn sie nicht Fleisch essen dürften.

Wir nahmen die Richtung weitee gegen Nordost dem Ganges zu, und näherten uns der Stadt Hurdwar. Schon eine Stunde und mehr von ihr waren wir Tausenden begegnet, welche dem heiligen Bad in allen Arten von Wagen zueilten. Es versammeln sich dort Menschen von allen Farben, von allen Altersstufen und Gestalten, und in den verschiedensten Trachten und Gebräuchen. Aber nichts ist wohl überraschender als die Landschaft um Hurdwar im Vergleiche mit der nur zwei Stunden fernen südlichen untern Gegend. Man kommt aus einer Wüste auf grüne Fluren, aus einem traurigen Sandmeer in ein Feenland. Wie freut man sich nach den schwülen, überdunsteten Ebenen die bewaldeten Hügel und den großen, raschen Strom zu erblicken.*)

Kein Ort der Erde kann auf einem so kleinen Raum eine solche Mannichfaltigkeit von Menschen aufweisen als Hurdwar. Hier sieht man die großen und schönen Gestalten der Sikhs neben den schmächtigen, schwarzen Bengalesen, die gelblichen den Tataeen ähnlichen, kräftigen Ghorkas neben den weißen, gebildeten Europäern u. s. w. Es gränzt an das Unmögliche, die in den Straßen aufgestellten veeschiedenen Waaren aufzuzählen, oder auch nur die Orte zu nennen, wo sie verfertigt werden. Die Kaufleute preisen ihre Waaren in ihren verschiedenen Landesspeachen und mit dee schwülstigen und lautesten Beredsamkeit an, woraus eine Mengung und Verwirrung von Sprachen entsteht, welche jedem auffällt, den Europäee aber fast betäubt. Man hört hier von der heiligen Glocke der Braminen bis zum Gebrüll dee wilden Thiere jede Art von Lärm und Musik; man sieht in dichtem Gedränge beisammen Pferde aus allen Erdtheilen, Elephanten, Kamele, Büffel, Ochsen, Schafe aller Art, Hunde, Katzen, Affen, Leoparde und Bären, oft auch die Jungen einer Tigerin, überhaupt alle Thiere Indiens vom Elen bis zur Maus. In derselben Bude liegen nebeneinander Shawls aus Kaschemir und Wolltücher aus England, Korallen von dem rothen Meer und Achate aus Guzerat, kostbare Steine von Ceylon, Gummi und Specereien aus Arabien, Assa fœtida und Rosenwasser aus Persien, französische Sackuhren und chinesische Pfeifen, Spießglas, um dem Auge einer Orientalin ein schmachtendes Aussehen zu verleihen, und auch Schönheitsmittel einer europäischen Toilette. Nicht wenig belustigt es, die verschiedenen Arten von List der Pferdehändler beim Vorführen ihrer Pferde zu bemerken, oder auch deren Künste, so wie die der Elephanten und Kamele zu sehen.

Während aber die Hindus ihren weltlichen Interessen so große Aufmerksamkeit widmen, vergessen sie gar nicht das religiöse Motiv, welches sie nach Hurdwar geführt. Es gilt als vorzüglich verdienstlich, jedes zwölfte Jahr im Frühling hier zu baden. Wenn in einem astronomisch bestimmten Zeitpunkte die heilige Badeglocke ertönt, stürzen so viele als können auf Einmal in den geheiligten Ganges, so daß sie Alles, was entgegensteht, mit sich fortreißen. So wurden bei dem großen Feste 1820 mehrere Hunderte erdrückt, und die Soldaten, welche Ordnung hätten aufrecht erhalten sollen, wurden in den Fluß gedrängt und ersäuft.

Die Zahl der Pilger soll in Einem Jahre eine Million und mehr betragen, nach indischen übertriebenen Angaben zwei Millionen. Nun ist eine große Badetreppe erbaut, und so folgt ein Haufe dem andern nach dem Gaut oder Damm in das Bad der Reinigung oder Sühnung in der Ganga, die sie als Vertreterin des geheiligten Wassers verehren.

Der Gaut oder Ghaut bietet ein eigenes, buntes und lebensvolles Schauspiel gleich dem Markte dar. Tausende von Männern und Frauen vollziehen zugleich hier in gänzlicher Unschuld und gleichgültig gegen ihr Aussehen für Andere ihre ceremoniösen Waschungen. Unweit davon sehen Europäee auf Elephanten diesem seltsamen, frommen Baden zu; da sammeln Beaminen geschäftig Geld ein, *) dort machen ekelhafte Bettelmönche ihre Verdrehungen und Gaukeleien, und nicht fern davon bieten christliche Missionäre den Wallfaheern Bibelübersetzungen an. Man kann die gläubigen Pilger hier nicht ohne Theilnahme sehen, wenn man die große Entfernung kennt, woher sie gekommen, und auch den sehr beschwerlichen Weg, welchen sie zu machen gehabt; ferner wenn man bemerkt, wie froh und glücklich sie geworden dadurch, daß sie ihr frommes Werk vollbracht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Celtisch-griechische Münzen. Das Echo du Monde Savant vom 10 Julius enthält interessante Angaben über die celtischen Münzen, die ganz nach dem Vorbilde der griechischen geschlagen wurden, und zwar so, daß die Namen gelechischer Fürsten, wie Philippos, daraus standen. Diese Münzen, z. B. der Stater, wurden auch in Elektrum und in Kupfee geschlagen. Merkwürdigee Weise finden sich sogar Münzen, die augenscheinlich griechischen nachgeahmt, deren griechische Vorbilder abee nicht mehr aufzufinden sind.

*) Hurdwar oder Hari-dwara liegt nahe den Sewalik-Bergen, 961' hoch, bei 18 Tagereisen von Delhi und 1200 englische Meilen von Calcutta. Die kleine, fast nur aus einer langen Straße bestehende Stadt ist einer der höchstgefeierten Pilgerorte, und bildet zur Marktzeit nur einen sich weit hinziehenden Bazar. H. Count.

*) Man glaubt, sagt H. Counter, daß sie bei einem Fest bei 200,000 Pfd. St. einnehmen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 232.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 August 1839.

Mittheilungen aus Italien.

(Von J. Löwenthal.)

San Marino.

Der Name San Marino rief so viele denkwürdige Begebenheiten in mein Gedächtniß zurück, ich hatte schon so Vieles, mitunter Widersprechendes über diese Miniatur-Republik gehört und gelesen, daß ich während meines Aufenthaltes in Urbino meiner Lust sie zu sehen nicht widerstehen konnte, und meinen Wanderstab dahin zu lenken beschloß. Ich hatte gerade den schlechtesten Weg über die Dörfer Uditoro und Mercantino eingeschlagen; lange sah ich nur einen Berg mit drei Spitzen vor mir, und als das Städtchen San Marino meinen Augen sichtbar wurde, befand ich mich bereits darin. Ich verweilte dort drei volle Tage, und nachstehende Notizen sind theils das Resultat meiner eigenen Beobachtungen, theils dessen, was ich früher darüber gelesen hatte und durch Autopsie bestätigt fand.

Zwei Maurermeister, Marino und Leone, wurden im Jahre 220 n. Chr. nach Urbino geladen, um beim Wiederaufbau dieser Stadt behülflich zu seyn. Nach vollendetem Werke zogen sie sich der eine auf den Gipfel des Monte Titano, der andere auf jenen des Monte Feliciano zurück, und führten daselbst ein Anachoretenleben. Sie standen wegen ihrer Frömmigkeit beim Volke im größten Ansehen; außerdem erzählte man von großen Wundern, die besonders Marino bei Kranken gewirkt hatte, und so kam es denn, daß mehrere Bergbewohner ihre Hütten in der Nähe dieser Einsiedler aufschlugen, und hier nach und nach zwei kleine Ortschaften entstanden.

Marino starb am 31 August 257, nachdem er zuvor vom Bischof Gaudenzio zum Priester geweiht worden war. Seine irdischen Reste ruhen in der Kirche, welche er selbst zu Ehren des Apostels Peter erbaut hatte. Sowohl er als Leone wurden nach dem Tode kanonisirt. Die Einwohner der nach ihren Gründern benannten Ortschaften San Marino und San Leo wuchsen mit jedem Tage mehr an und bildeten schon um das Jahr 600 einen selbstständigen Freistaat. Das ursprünglich kleine Gebiet wurde durch den Ankauf der Schlösser Penna rossa (1100), Cazola (1170), Pietra eretta und Monte Maggio (1175 vergrößert. Im Jahre 1469 erhielt die Republik vom Papste Pius II die Dörfer Faetano, Serravalle, Mongiardino, Fiorentino und Borgo di Piazze zum Geschenke, als Belohnung der thätigen Dienste, welche sie ihm im Kriege gegen Malatesta, Herrn von Rimini, geleistet hatte.

Als die Linie der Herzoge von Urbino, unter deren Schutz sich die Republik begeben hatte, ausgestorben war, und das Herzogthum Urbino dem Papste als Erbtheil zufiel, wurde San Marino von päpstlichen Soldaten unter Anführung des Cardinals Alberoni am 24 October 1739 unterworfen und im Namen des Papstes in Besitz genommen. Die Einwohner weigerten sich aber, den Eid der Treue zu leisten, und wendeten sich an den damaligen Papst Clemens VII. Dieser sandte den Cardinal Enriquez nach San Marino ab, um sich nach dem Hergang der Sache zu erkundigen, und setzte dann die Republik in ihee frühern Rechte ein, die auch 1748 von Benedict XIV bestätigt wurden. Im J. 1797 schickte Bonaparte den Bürger Monge nach S. Marino, um die Regierung der Freundschaft und des Schutzes der großen Republik zu versichern und ihr die Ausdehnung des Gebietes anzutragen. Jene wurde mit Freude angenommen, diese aber verbeten. „Die Republik," lautete die Antwort, „sey mit ihrem alten Besitzthume zufrieden." Eine solche Genügsamkeit gefiel Bonaparte sehr, und er gab dem in der Umgegend commandirenden General die Ordre, der Republik neun Kanonen in seinem Namen zum Geschenke verabfolgen zu lassen, welche jedoch, man weiß nicht warum, nie abgeliefert wurden. Papst Pius VII erkannte im J. 1817 die Unabhängigkeit San Marino's an. Das darauf bezügliche Breve wurde in Marmor eingegraben und an den Gränzen aufgestellt.

Das Ländchen liegt zwischen Cesena, Rimini und Urbino, und hat einen Flächenraum von 17 Q. M. mit einer Bevölkerung von 7000 Seelen, welche theils in der Stadt und dem Flecken San Marino, theils in den oben erwähnten Dörfern oder in den zerstreut liegenden Gehöften wohnen.

An der nordwestlichen Gränze ist der Marecchiafluß; im nord- und südöstlichen Theile entspringen die Ausa und der

Digitized by Google

Amarano. Der Boden ist äußerst fruchtbar, doch steht der Ackerbau noch auf einer sehr niederen Stufe. Die vorzüglichsten Producte sind: trefflicher Wein, Oel, Getreide, Obst, Seide und gutes Schlachtvieh. Die einzige fahrbare Straße zieht sich am Fuße des Berges hin bis Rimini. Die Stadt San Marino zählt einschließlich der gleichnamigen Vorstadt ungefähr 5000 Seelen, und liegt unter dem 30° 8′ östl. Länge und dem 30° 58′ nördl. Breite, 150 ital. Meilen von Rom, 60 von Florenz und 660 von Paris entfernt. Sie ist von drei Seiten mit starken Mauern umgeben, und an der vierten durch einen jähen Abgrund natürlich befestigt. Ueber der Stadt ragen drei Castelle, oder vielmehr Thürme, von denen nur einer von Mauern eingeschlossen ist, und die dennoch den Namen Festungen tragen. Wegen der auf den Spitzen statt einer Fahne befindlichen eisernen Federn werden sie auch die drei Federn (le tre penne) genannt. Innerhalb der kleinen Bastei ist das sehr gut eingerichtete Gefängniß. Während meines Aufenthaltes war bloß ein Gefangener darin, und der Kerkermeister, der zugleich Commandant der sogenannten Festung ist, versicherte mir, daß er nur äußerst selten jemand zu bewachen habe. Unterhalb des Gefängnisses sind feuchte und finstere Verließe, von welchen jedoch schon seit Jahrhunderten kein Gebrauch gemacht worden ist. Die im Thurme befindliche Glocke wird nur bei besonderen feierlichen Gelegenheiten geläutet, oder wenn der gesammte Rath (Arringo) berufen werden soll. An Festtagen wird auf dem Thurme die Flagge der Republik ausgesteckt, welche, so wie die Cocarde, von blauer und weißer Farbe ist.

(Schluß folgt.)

Die Kalmücken an der Wolga.

(Fortsetzung.)

Die Kalmücken wurden seit ihrem Eintritt in Rußland bis zur Regierung Zeren Dunduks von ihren eigenen Fürsten unter Oberherrschaft der Khane und nach ihren eigenen Gesetzen regiert, welche von Batur-Chun Taidschi im Jahre 1640 verfaßt, und von den andern Khanen und Fürsten auf einem allgemeinen Reichstag in der Dsungarei bestätigt wurden. In dieser ganzen Zeit mischte sich der russische Hof nicht in die Regierung der Khane, und ließ ihre alten Einrichtungen unangetastet, aber seit dem J. 1725 bis auf Ubaschi nahm er die Wahl und Bestätigung der Khane und Stellvertreter in Anspruch, jedoch ohne an der Regierungsform etwas zu ändern. Die Flucht Ubaschis nöthigte die Regierung, hinsichtlich der zurückgebliebenen Kalmücken andere Maßregeln zu ergreifen: sie übertrug das Gerichtswesen in den Ulussen den einzelnen Fürsten mit der Bestimmung, daß sie in allen Punkten unter der Aufsicht des Obercommissärs und des Gouverneurs von Astrachan stehen sollten. Dieß dauerte, bis Tschutschei zum Stellvertreter des Khans ernannt wurde, da man diesem aufs neue gestattete, in Regierungssachen sich nach den alten Gesetzen des Volks zu richten, und nur in zweifelhaften Fällen den allerhöchsten Befehl oder eine Entscheidung vom Collegium der auswärtigen Angelegenheiten einzuholen. Später, im J. 1825, wurden neue Verordnungen über die Regierung des Kalmückenvolks bestätigt, das jetzt unter das Ministerium der innern Angelegenheiten gestellt wurde, und im J. 1836 wurde eine andere, noch jetzt bestehende Verordnung erlassen. Die specielle obere Verwaltung wurde einem Obercurator anvertraut, welcher, außer seiner Pflicht als Mitglied des unter dem Vorsitz des Kriegsgouverneurs von Astrachan stehenden Rathes, jährlich die Ulusse persönlich inspiciren, in alle Bedürfnisse der Kalmücken eingehen, um die Verbesserung ihres Zustandes sich bemühen und sie der Civilisation näher bringen soll. Eine hohe, aber auch zugleich äußerst schwierige Bestimmung.

So verlor die Oirat an der Wolga durch innere Streitigkeiten ihre Unabhängigkeit, und endlich nach der Flucht Ubaschi's ihre ganze Bedeutung. Statt des früheren khanischen Hofes, an welchen die kalmückischen Fürsten und die tatarischen Mursas zusammenströmten, um die Befehle des Hauptes der Oirat zu vernehmen, und statt der früheren Volksgerichte, wo die Auseinandersetzungen unter den Kalmücken nach den in der Steppe üblichen Gesetzen und alten Gewohnheiten stattfanden, hängen jetzt die Kalmückenfürsten fast in allen Angelegenheiten ihres Uluß von dem obern Rath oder von dem Richter (Sargo) ab, und ihre Gewalt über ihre Untergebenen erstreckt sich nicht weiter, als die Gewalt eines russischen Gutsbesitzers.

Gegenwärtig besteht das kalmückische Volk gleichfalls noch aus drei Hauptstämmen: Torgouten, Dürboten und Choschouten, wie früher, und diese sind in kleine Theile zersplittert. Der erste umfaßt die Uluße: Baga Zochor und Erketen, das Erbe des Khans Dundul Ombo, das an seine später zum Christenthum übergetretenen Söhne, die Fürsten Dundukow, überging, von denen Alexei Dundukow im Jahre 1786 sie der Krone abtrat; Jeke Zochor und Jandyk stehen jetzt seit dem Tode ihres letzten Besitzers Zeren Arschi gleichfalls unter Vormundschaft; Charachus und Erdeni Kitschik wurden wegen der Minderjährigkeit der Erben Balsan und Badma, welche jetzt am ersten Gymnasium zu Kasan erzogen werden, gleichfalls unter Vormundschaft genommen. Der Stamm der Dürbot ist in zwei Uluße, die Groß- und Klein-Dürbot, getheilt; die ersten stehen unter dem Capitän Otschir Chaptschuk, die letztern unter dem Capitän Dedschit-Samdo-Taischi-Tundutow. Der Stamm der Choschouten stand bis zum Jahre 1837 unter der Regierung des Obersten Serbe-Dschab-Tjumenew, der wegen hohen Alters die Regierung seinem jüngern Bruder, dem Lieutenant Zeren Nordo Tjumenew, übergab. Die ganze Volkszahl der Kalmücken beträgt jetzt nach officiellen Angaben 13,000 Kibitken, eine Zahl, die gegen die wirkliche um wenigstens die Hälfte zu gering ist. Die Localregierung konnte wegen der großen Ausdehnung der Steppen und der unaufhörlichen Wanderungen der Kalmücken bis jetzt keine genaue Volkszählung zu Stande bringen; sowohl die Häuptlinge, als die über die Kron-Uluße gesetzten Saisangen verbergen wohl auch absichtlich die Zahl ihrer Untergebenen, um weniger Steuern zum Unterhalte der kalmückischen

Digitized by Google

Verwaltung zahlen zu müssen. Wenn man aber auch etwa 30,000 Kibitken annimmt, so ist diese Zahl sehr unbedeutend in Vergleich mit der Ausdehnung der von ihnen bewohnten Steppen, welche 10,197,587 □Dessjätinen enthalten, so daß auf jede Kibitke etwa 340 □Dessjätinen kommen; da aber etwa die Hälfte der Kalmücken gar kein Stück Vieh hat, so kommen auf jede Familie etwa 700 □Dessjätinen.

Diese Steppen nehmen gegen Osten den Raum von der Quelle der Kuma bis Astrachan ein, und erstrecken sich dann aufwärts auf beiden Seiten des Wolgaflusses, auf der Wiesenseite (ostwärts) bis zu den Nomadenlagern der Kirgisenhorde, und auf der Bergseite bis zur Colonie Sarepta; ihre Nordgränze bildet der Bogen zwischen der Wolga, Sarepta und Zarizyn; gegen Westen sind die Länder der donischen Kosaken, gegen Süden die Flüsse Kuma, Manytsch und Kalaus. Der ganze Strich zwischen den Flüssen Sarpa und Wolga hinab bis zum Manytsh, der Kuma und den Motschagen*) ist eine unermeßliche Ebene, der die Natur alle ihre Gaben versagt zu haben scheint. Hier trifft man kein liebliches Grün, keine kühlenden Bäche, nicht einmal Seen mit süßem Wasser; Salzsümpfe, Pfriemengras und Wermuth, das sind die eichthümer, welche diesem leblosen Striche zugetheilt sind. Indeß findet der Mensch allenthalben Mittel zu seinem Auskommen. Während der Angesiedelte sich müht um den blühenden Zustand des Handels, des Ackerbaues und der Künste, beschäftigt sich der umherwandernde Kalmüke in dieser kahlen Einöde mit der Ernährung seiner Heerden, und ist zufrieden mit dem, was ihm die karge Natur zu seiner Freiheit gegeben hat. Wenn das Schicksal einen gebildeten Europäer zum Leben in diesen todten Steppen verurtheilte, so würde ihn beim Anblick dieser öden Einförmigkeit die Schwermuth überfallen, und er würde sie für sein Grab halten; der Kalmücke befindet sich hier ganz wohl, würde seine Chuduks**) für keinen prächtigen Brunnen geben, und der Wermuth erscheint ihm kostbarer, als die üppigsten Blumen, weil er ein gesundes und nahrhaftes Futter für seine Heerden ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Motschag (auf kalmückisch Mazak, das Fasten) heißen die mit Schilf bedeckten Steichr am Meere.

**) Chduk bedeutet einen Brunnen. Da es in diesen Steppen gar kein süßes Wasser gibt, so graben die Kalmücken, wenn sie nach neuen Weideplätzen ziehen, Brunnen oder, richtiger gesagt, Löcher, welche für sie und ihre Heerden ein hinreichend schmackhaftes, doch größtentheils etwas bitteres Wasser liefern. Die Kalmücken suchen deßhalb sandige Stellen auf, wo der Boden lockerer und folglich leichter auszugraben ist.

Elektromagnetische Maschine.

Eine neuere (im London and Paris Observer vom 4 August nicht angegebene) Nummer des New-York Herald enthält Folgendes: Wir besuchten das Etablissement, wo eine Maschine errichtet ist, welche durch die Anwendung des elektromagnetischen Fluidums in Bewegung gesetzt werden soll. Die Maschine, die gerade im Gange war, bestand aus einem großen 16 bis 17 Fuß im Umfang haltenden Rade, das vertical aufgestellt und von vier großen Magneten umgeben war, die mit den kleinern in der Nähe des Centrums auf den äußern Umfang wirken. Wenige Zoll davon steht die galvanische Batterie in Form eines rechteckigen Gehäuses, worin sich eine Reihe von Zink- und Kupferplatten, in eine schwache Auflösung von Schwefelsäure getaucht, befindet. Die Bewegung der Maschine bietet eines der schönsten und außerordentlichsten Experimente des Elektromagnetismus dar, welches wir je sahen. Das Rad hatte die Kraft von zwei starken Arbeitern, eine andere Maschine, der Kraft von vier bis fünf Arbeitern entsprechend, wurde uns gezeigt, und Anstalten sind getroffen, um Maschinen von jeder Kraft zu bauen. Wir machen Anstalt, unsere Dampfmaschine abzuschaffen und durch eine dieser elektrischen Maschinen zu ersetzen, um unsere Druckpresse mit doppeltem Cylinder zu treiben. Eine solche Maschine wird etwa dreihundert Dollars (!) kosten, und die Kosten, um sie den Tag über in Bewegung zu erhalten, werden 25 Cents (36 bis 40 kr.) betragen, abgesehen von den Zink- und Kupferplatten, die aber nur nach langer Zeit gewechselt zu werden brauchen. Die Compagnie, welche diese große Erfindung zur Vollkommenheit brachte, hat im vorigen Jahre etwa 12,000 Dollars für Experimente ausgegeben; jetzt hat sie ein Patent darauf genommen, und wird sich bald als Gesellschaft organisiren. Wir betrachten das Problem der Anwendung der elektrischen Kraft auf die Mechanik als gelöst.

Chronik der Reisen.

Capitän Th. Skinners Reisen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotri, unfern seiner Quelle im Himalaya.

(Fortsetzung.)

Nachdem Capitän Skinner (im April 1828) das zweitemal dieses außerordentliche Schauspiel zu Hurdwar gesehen hatte, setzte er seine Reise von hier aus zur Dschumna bis zu ihrer Quelle und noch weiter fort. Wir haben nun die großen, geräuschvollen Städte voll Pracht und Ueppigkeit weit zurück und wandern dem Hochgebirge zu, ziehen durch seine kleinen, stillen und ärmlichen Dörfer und durch seine großartigen, fritenen Schönheiten wie durch die einsamen und schauerlichen Wildnisse. Dahin fahren weder Flußschiffe noch Wagen, weder das Kamel noch das Pferd kann die rauhen, steilen und gefährlichen Pfade gehen.

Zunächst führt uns Skinner durch das schöne Dun- oder Dhoonthal voll wechselnder Reize in seinem Hauptorte Dehra und nach Rajpore, das 600' über Dehra und 5400' über dem Meere zwischen großen Wäldern und hohen Bergen liegt. Die Gebirge von Landour und Missonea, dessen Berge schon bei 8000' über dem Meere, bilden die erste Gebirgskette. In Missoura, fährt Skinner fort, nahm ich sechzig Träger für mein Gepäck mit Kleidern, Mundvorrath und Zelten. Das Beladen war keine kleine Mühe. Wir machten viele Packete, jedes bei vier Fuß hoch und einen breit. Die Zelte wurden unter zehn Träger vertheilt. Jede Last war zwischen 50 und 80 Pfund schwer. Sie wurde auf dem Rücken getragen, durfte nur bis zu den Hüften reichen und nicht über die Schulternbreite ragen, wohl aber 2 bis 3 Fuß über den Kopf hinwegstehen. Die Durchgänge sind auf manchem Pfade so schmal, daß die kleinste Vorragung des Bündels, wenn es an einen Fels stößt, den Träger in einen Abgrund stürzen könnte.

Digitized by Google

Es war Anfangs Mai, als wir die Kandoa-Kette passirten und die Budvaj-Kette erkletterten. Der Hindu, welcher zuerst auf ihrem Kamm angekommen war, begrüßte entzückt, so laut er konnte, die Dschumna, welche sich in der Tiefe um den Fuß hoher Berge herrlich dahin wand. Dieser Anblick belebte aufs neue den Muth, welchen schon die meisten verloren hatten. Wir schlugen im Dorfe Batali unsere Zelte auf. Weiter kamen wir durch die Dörfer Buloli, das etwa 40 Menschen bewohnten, durch Luchvaril,*) ferner durch Lurar und Dovarie, wo nur Braminen wohnten, nach dem Orte Nonano. Die Dörfer dieser Gegenden liegen alle zwischen hohen Bergen und ganz abgeschnitten von ihren Nachbardörfern jenseits der Thäler, denn es erhebt sich eine Bergreihe über die andere fort und fort. Die Abhänge der Berge beleben Kuh- und Schafheerden, oder bekleiden terrassenförmige Kornfelder. Die Bauern dieser Gegenden sind meist kräftig, groß, stämmig und hübsch, aber langweilig durch ihre Apathie; sie scheinen nichts von dem Muth und Unternehmungsgeist ihrer Nachbarn und frühern Dränger, der meist kleinen und häßlichen Ghorkas, zu besitzen. Die Hauptnahrung, und fast die einzige, ziehen sie aus dem Roggen. Ackerbau ist demnach ihre Hauptbeschäftigung. Wo sie nicht arm sind, essen sie Reis mit gelbem Korn und Gewürzen. Roggen wird bis 14,000' hoch gebaut, da in diesen Gegenden die Schneelinie erst mit 20,000' beginnt. Das Rindvieh schätzen sie hoch, schlachten weder Kühe noch Ochsen, sondern essen nur das Fleisch alter, nutzloser Ziegen. Die Nahrung der Hindu ist zwar einfach, aber sie essen sehr viel und halten viel darauf. Die Männer pflügen, und die Weiber ernten. Das Getreide treten Ochsen auf einem jedem Dorf eigenen Platz vor demselben aus. Der Mann geht nie ohne Spindel und Arbeitekörbchen am Arm aus. Er webt, gewöhnlich vor seiner Hüttenthüre sitzend, so viele Wolle, als ihm seine Schafe liefern. Eine gewöhnliche Hauptbeschäftigung der Weiber ist das Wasserholen und das Kochen. Diese Bergbewohner haben selbst in den sehr kleinen Dörfern die nöthigsten Gewerbe, z. B. Schmiede, Zimmerleute, Barbiere, Lederer und dergl., und verfertigen sich so das Nöthige meist selbst; sie verstehen oft weder Handel, noch schätzen sie das Geld; Viele kennen nicht einmal den Namen des nächsten Dorfes, viel weniger noch des nächsten Gebirges. Männer und Weiber scheinen im Schmutz und in Lumpen zu wetteifern. So sehr sie sich selbst vernachlässigen, so sorgfältig bauen sie ihre Aecker. Die Reiscultur in den tiefern Gegenden, wie um Mooratie, ist außerordentlich beschwerlich. Ein Reisfeld sieht wie ein Sumpf aus, und darin waten die Weiber bei der Arbeit. Die Frauenzimmer sind im Allgemeinen sehr kräftig und männlich, hoch und schlank, von glänzend wallnußbrauner Farbe, so daß sie viele Aehnlichkeit mit den Zigeunerinnen haben. Ihre gewöhnliche Tracht ist ein kurzes, blaues Leibchen von Baumwolle, und unterhalb von den Hüften abwärts einen um diese befestigten Rock. Es gewährt einen besonders pittoresken und charakteristischen Anblick, mehrere Mädchen mit ihren schönen Gestalten und anmuthigen Bewegungen mit ihren Krügen auf dem Kopfe bei einem Brunnen Wasser holen zu sehen. In diesen Gegenden kennt man weder alte Jungfern noch Hagestolze; die Mädchen heirathen in Indien gewöhnlich im zwölften Jahre, verblühen vor dem zwanzigsten, und sind schon mit sechs und zwanzig Jahren sehr häßliche, alte Weiber. Stets ist der älteste Bruder jeder Familie vorzugsweise der Vater, der Erzvater, so daß es deßhalb keine Waisen gibt, und so auch die Zerstückelung des Grundes und Bodens vermieden wird, was in diesen wenig fruchtbaren Gebiegsgegenden nothwendig ist. Wo eine Frau nicht geachtet ist, wo sie vier und mehr Männer hat, und wo der Vater öfter seine einzige Tochter verkauft, können häusliche Liebe und schöne Verwandtschaftsbande nicht gedeihen. Wie kann da wahre Religion stattfinden? Diese Bergbewohner setzen ihre Religion darein, daß sie ihre rohen Braminen anhören, Quellen und Flüsse verehren und sich in ihnen baden; daß sie einen Berg als heilig halten, weil er einem Stier ähnlich,*) oder eine Höhle verehren, weil sie einem Kuhmaul gleich sieht. Die Braminen des Hochgebirges stehen tief unter denen der Ebene. Uebrigens haben sie im Allgemeinen ein sehr eindrucksvolles Aeußere, ihre hellere Farbe macht sie leicht kenntlich, und zeigt genug, wie sehr sie die gebotene Kastensonderung erhalten. Der Gedanke, daß eine so himmlische Gegend solche Bewohner hat, versetzt den Fühlenden in Traurigkeit.

Wir kamen weiter in die Dörfer Kathi und Chitor. Auf dem Wege fort schien es, als hätten wir einen bezauberten Garten betreten, wo die verschiedenen Naturproducte von Asien und Europa im schönsten Wechsel sich darbieten.

Während das Dorf Mirouda zwischen dürren und nackten Felsen liegt, erhebt sich Lakkha Mirdul zwischen Blüthen und Früchten. Bei unserer Ankunft in Tulli waren wir bis zum Hinsinken ermüdet. Keine Beschreibung vermag die eigene Art eines Tagmarsches im Himalaya genügend darzustellen. Wetteifernd überragen Reihen von regellosen Vegglwseln einander in der verschiedensten Lage. Da heißt es beständig aufwärts klimmen und hinabgleiten; in jeder Thaltiefe stellt sich ein brausender Wildbach entgegen, der zu durchwaten, und auf jeder Bergköhe ein fast unzugänglicher Fels, der zu übersteigen.

Aus Tulli vertrieben uns die peinigenden zahllosen Insecten, von deren Stichen unsere Füße so geschwollen waren, daß wir kaum gehen konnten. Den Fluß Godrur passirten wir auf einer unbequemen, schmalen und unsichern, aber hier gewöhnlichen Brücke, welche aus geflochtenen Zweigen bestand, und auf den beiden Ufern durch Steine beschwert und befestigt war.

Bei dem Dorfe Varece, eine Stunde von Rana, das 800' über dem Dschumna, fanden wir den Roggen noch grün, und im Dhunthale hatten wir ihn schon geschnitten gesehen. Die Berge herum bedeckte rother Spinat, der sehr hübsch aussah, und den Dienern ein lang entbehrtes, sehr willkommenes Gemüse darbot.

Sechzehn Tage nachdem wir Kathi verlassen hatten, am 26 Mai, trafen wir im Dorfe Gursali oder Khursali ein, das in einem schönen, weiten Thal an der Dschumna liegt. Es ist das letzte Dorf dieses Weges, das nächste an der Dschumnaquelle. So schmutzig und häßlich, durch dicke Hälse entstellt, die Bauern dieser höhern Gebirgsgegenden sind, so reizend und herrlich zeigt sich hier die Natur. „Rufen Sie," schrieb von da aus Skinner in einer lieblichen Mondnacht, „in Ihrer Einbildungskraft den schönsten Garten hervor, den Sie je gesehen, umgeben Sie ihn in Ihrer Phantasie mit den verschiedensten Bergen, schmücken Sie ihn mit dem schönsten Walde, lassen Sie einen Fluß über einen Fels herabstürzen und durch seine Mitte fluthen, umschließen Sie dieses Ganze mit den herrlichsten, schneeblinkenden Alpenkolossen — und Sie haben nur ein mattes Bild von der monderhellten Landschaft, in deren Mitte ich Ihnen dieses schreibe."

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein hübsches Dorf mit regelmäßigen steinernen Häusern und einem hölzernen Tempel.

*) Der Stier ist, so wie der Ganges und Lotos, dem Siwa und dessen weiblicher Hälfte (Sacti), der Parwati (der großen Naturmutter) geweiht, die Kuh der Liebesgöttin Lakschmi, der Sacti des Wischnu.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 233.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 August 1839.

Ueber die heutige Provence.

IV.

Haben diese Bezirke der provençalischen Seekuste größtentheils ihren hochstämmigen Wald verloren, so fehlt es ihnen dagegen unter solch italienischem Himmel und vom Meere gebadet doch wenigstens nicht an Pflanzen und Bäumen, denen die kräftig einwirkende Sonne brenneude Farben und ungleich stärkere Wohlgerüche verleiht, als man sie bei denselben Gattungen und Arten im Norden findet. Nachdem zumal Thau eingefallen ist, und je mehr sie gepreßt und mit Füßen getreten werden, je mehr duften sie, und mit Vergnügen wandert man solchen Blüthengruppen entlang.

Des touffes de mélisse à l'odorant anet,
Et de l'acanthe en fleur, à l'humble serpolet.

Auf sanfter geneigten Bergabhängen trifft der Herdarist manch' Myrtengebüsch und den Kirschlorbeer oder Rousagi, dem man sein Gift wenigstens hier nicht zu entziehen sucht. Häufig zeigt sich die strauchartige Stech- oder Kermeseiche mit hellglänzenden, steifen Blättern, die zu beiden Seiten gleich grün sind. Kleine Insecten wählen sie, um sich darauf einzunisten, und in ihre Knoppern oder Galläpfel — provençalisch Varméou — Eier zu legen, woraus das bekannte schöne Kermesroth gewonnen wird. Man trifft die mit Dornen besetzte Kapernstaude, und besonders dicht an Marseille's Hafen, auf Montagne Bonaparte fehlt es, zumal während des Frühlings, nicht an zahllosen Blumengruppirungen, deren provençalische Namen ich von einzelnen den Sprachfreunden nicht vorenthalten will.

Das Auge ergötzt sich hier an Lilien, Hieli, jeder Art; an dem Nachtschatten, Bello de Nuech, der Nachtschönen mit gelben und rothen Blüthen, die des Abends sich öffnen und bei Sonnenaufgang verschämt wieder verschließen. Man trifft den Aubre-Espin oder Weißdorn und viele officinelle Pflanzen, womit die Felsen des südlichsten Frankreich bis zum Anfange des Sommers, doch nicht länger, in der Regel ganz überdeckt sind. Ungemein kräftig, wie gesagt, duftet der hiesige Thymian, Faligoulo und verkleinernd Faligoulet; der Rosmarin, Roumanicou, Majoran, Majurano, und gelbe Jasmin, Scovilho; die Melisse, Mento, die Narcisse, Campanetto, hie und da auch Judenblume oder Judieouvo genannt, etwa weil sie an Form und Farbe der mittelalterlichen Judenhüte erinnert. Es fehlt die gelbe Camille, Camamieri, nicht, und nicht die Schafgarbe oder das Kraut mit tausend Blättern, Herbo de millo fuilhos. Auch dem hiesigen Saldei, Sauvi, oder gewöhnlicher Herbo de Bouen-Homé, Gutenmannskraut, schreibt man, zumal bei Verwundungen, so viel Heilkraft zu, daß es sprüchwörtlich heißt: „Wer Salbei in seinem Garten hat, braucht keinen Arzt.“ Qui a de sauvi dins soun jardin, n'a pas besoun doun medecin; doch selbst ein französisches Sprüchwort sagt: Qui a la sauge et la sanique, fait au chirurgien la nique.

Ueberall blicken zwischen den Felsritzen die rothe Ranunkel, Rubisso, und die Mohnblume, Ruelo, hervor; der Hahnenkamm oder Cacfraca, durch den Namen auf das Hähnekrähen selbst anspielend; die gelbe Tulpe, Tulipa Narbonensis; das Fünffingerkraut, Herbo de cinq fuilhos, und eine Menge anderer Kräuter, größtentheils nach den Heiligen des römischen Kalenders genannt: wie etwa das Herbo de Santo Jan, de San Jaques, de Nostro Damo, de San Christoou, de Santo Barbo und ähnliche mehr. Buchstäblich läßt sich seines Blumenreichthums wegen auf Berg Bonaparte die Stelle aus Kleists Frühling anwenden:

Hier lacht sie bereits durch die Knospe mich an die gepriesene Rose,
Hier drängt die Maienblume die Silberglöckchen durch Blätter;
Hier reicht mir die blaue Jacinthe den Kelch voll kühler Gerüche.
Hier strömt der hohen Viole balsamischer Ausfluß, hier streut sie
Die goldenen Staubfaden umher. Die Nachtviole läßt immer
Die stolzeren Blumen den Duft verhauchen; sie schließet bedächtig
Ihn ein, und hoffet am Abend den ganzen Tag zu beschämen!

Die Kalmücken an der Wolga.

(Fortsetzung.)

Der Theil der Steppen, welcher an das Land der donischen Kosaken stößt, ist von einer unter dem Namen Irtzenei oder

Digitized by Google

Schire bekannten Bergkette durchzogen, welche bei Zarizyn beginnt und an die kaukasischen Berge sich anschließt. Hier gibt es Stellen, die an Wasser und Gras sehr reich sind, weil aus dem hohen Irkgenei eine Menge Bäche herabfließen, die das Land befruchten und den viehzüchtenden Nomaden fette Weiden verschaffen. Der Eigenthümer des Uluß der Klein-Dürbot Dedschit Tundutow, dessen Güter am Abhang der Irkgenei-Berge hart am Lande der donischen Kosaken liegen, und bis zum Flusse Kalaus gehen, hat im Sinne, hier sechs kalmückische Ackerbauansiedlungen zu machen, nämlich an den Flüssen Artan Selmen, Jaktibai, Amta, Segesta, Dschuruk und Kerest; wenn er dann die Vortheile des Landbaues aus Erfahrung zeigen kann, will er nach und nach auch mehrere an diese Lebensweise gewöhnen. Das Ziel ist schön, und möge es nur bald erreicht werden! Indeß sind in seinem Ulusse schon einige Anfänge gemacht. Viele Kalmücken aus dem Ulusse der Klein-Dürbot beschäftigen sich mit Heumachen, und sammeln für den Winter so viel Futter, daß sie nicht nur ihr Hausvieh nähren können, sondern auch noch davon verkaufen.

Derjenige Theil der Kalmücken-Lande, welcher auf der Wiesenseite der Wolga liegt, bietet eine flache Ebene dar, deren größere Hälfte im Frühling durch das Ueberströmen der Wolga, der Achtuba und einer Menge Eriks und Ilmens *) unter Wasser gesetzt wird. Hier findet sich Alles reichlich: fetter, zum Ackerbau geeigneter Boden, üppige Wiesen und gutes Wasser. Hier liegt der größte Theil der Besitzungen des Ulusses der Choschouten, welcher den Fürsten Tjumenew gehört. Man muß erkennen, daß Serbe-Dschab-Tjumenew diese Vortheile zu benützen versteht. Dieser verständige und gewandte Mann bringt durch sein eigenes Beispiel seine Untergebenen dazu, sich mit der Landwirthschaft zu befassen: er macht alle Versuche vorher selbst, und lehrt sie dann seine Kalmücken, von denen viele auf seine Kosten in hölzernen Häusern untergebracht und mit voller Wirthschaftseinrichtung ausgestattet sind. Dieser väterlichen Sorgfalt ihres Herrn verdanken es die Choschouten, daß sie mehr als alle ihre Stammgenossen die Vortheile einer ansassigen Lebensweise und bürgerlicher Einrichtungen genießen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo dieser Stamm seine Kibitken ganz aufgibt, und mit der Gesammtmasse der seßhaften Bevölkerung des Gouvernements Astrachan verschmilzt. Fürst Serbe-Dschab baut nicht nur das Feld und treibt Bienenzucht, was seine Lieblingsbeschäftigungen sind, sondern er legt Gärten an, baut Mühlen und Fabriken, und verwendet zu allen seinen Arbeiten Kalmücken. Die Pferdezucht steht bei ihm im höchsten Flor, und der Kaiser hat ihm zur Aufmunterung drei Hengste von arabischer und englischer Race aus seinen eigenen Gestüten zustellen lassen.

Während meiner Reise in die Kalmückensteppe bemerkte ich mit Vergnügen auch im Uluß der Klein-Dürbot einen Anfang von Ackerbau. Zwei Geistliche, Chara Ghelun und Dschambo, Ghelun, beschäftigten sich neben ihren mönchischen Obliegenheiten auch eifrig mit der Landwirthschaft. Chara Ghelun hat ein Vorwerk an dem Flusse Artan Selmen, der in einer Schlucht des Irkgenei läuft, und dort ein russisches Bauernhaus mit einigem Hausrath errichtet, wo er hingeht, um seine kleine Wirthschrift zu beaufsichtigen. Nur Schade, daß er dazu keinen Kalmücken, sondern einen Kleinrussen verwendet; indeß ist sein Bestreben sehr uneigennützig, denn die eine Hälfte seines Ertrags gibt er seiner Mönchsbrüderschaft, die andere seinen armen Verwandten. Dschambo Ghelun verdient noch größere Aufmerksamkeit wegen seines ungewöhnlichen Unternehmungsgeistes und seiner persönlichen unermüdeten Thätigkeit. Er zieht am Flüßchen Burat, nahe bei den Wohnungen der donischen Kosaken, und dem Flusse Manytsch, abgesondert vom ganzen Uluß der Klein-Dürbot, mit seinem ererbten Aimak *) mher, der aus dem Geschlechte der Uldetschin besteht. Für den Ackerbau taugliche Ländereien, die Nachbarschaft der Russen und die Menge freier Hände führte ihn auf den Gedanken, den Landbau unter seinen Stammgenossen einzuführen, und seine Maßregeln hatten einen sehr günstigen Fortgang.

Bis jetzt besteht indeß der Hauptreichthum der Kalmücken durchaus nur aus Vieh, das ihnen Nahrung, Dach und Kleidung liefert. Nach den letzten officiellen Berichten bestanden ihre Heerden aus 245,447 Stücken, worunter 7377 Kamele, 19,024 Pferde, 33,308 Stück Hornvieh, 169,000 Schafe und 6739 Ziegen; im Jahre 1827 aber besaßen sie über 800,000 Stücke, sonach hatten sie seit dieser Zeit fast drei Viertheile ihres Viehs verloren. Die Ursachen dieses ungeheuren Verlusts liegen zum Theil in der Veränderung des Klima's. Seit dem J. 1830 waren die Winter in dem Gouvernement Astrachan so streng, daß die Kälte oft auf 30° R. stieg. Die Kalmücken erlitten im J. 1837 einen furchtbaren Verlust. Eine ungewöhnlich frühe Kälte mit Glatteis setzte das Vieh außer Stand, sich mit den Hufen das Futter aufzustoßen, diese Anstrengung selbst erschöpfte ihre Kräfte und erzeugte viele Krankheiten, ein heftiges Schneegestöber trieb es zu Hunderten und Tausenden in Flüsse, in Teiche, Schluchten und selbst in fremde Ulusse, wo es unwiederbringlich verloren ging.

Viele behaupten fortwährend, bei der gegenwärtigen Wirthschaft der Kalmücken, welche keinen Vorrath für den Winter sammeln und ihrem Vieh kein Unterkommen verschaffen, müsse ihre Viehzucht immer bedeutende Verluste leiden. Aber man darf sie nicht zu streng beurtheilen: ein Kalmücke, der 10 Stück Vieh hat, kann vielleicht bei gehöriger Anstrengung hinreichend Heu für den Winter machen und Hürden für das Vieh in dem baumlosen Lande errichten, aber dieß ist nicht mehr möglich, sobald sich das Vieh in die Tausende beläuft; wie viel Holz oder Schilf wäre nöthig, um die Winterhürden zu errichten? welche ungeheure Menge Heu müßte aufgebracht werden, um diese zahlreichen Heerden zu nähren, und wie viele Leute wären

*) Erik heißt im Astrachanischen ein langer Flußarm, Ilmen ein See.

*) Aimak ist eine Volksabtheilung oder ein besonderes Glied eines Stammes; sie bilden das Familieneigenthum der Saisangen (Adeligen), welche jedoch keine Gewalt über sie haben, außer der Vollziehung der Befehle des Häuptlings und einer kleinen Steuer für ihren Unterhalt.

Digitized by Google

nöthig, um ihnen nur das tägliche Futter zu verabreichen? Wenn man alle diese Ausgaben rechnet, welche bei einer so eingerichteten Wirthschaft unvermeidlich wären, so würde ein solcher halbansässiger Eigenthümer kaum einen Vortheil aus seinen Heerden ziehen. Solche Hürden wären allerdings nützlich für eine große Menge Vieh, das stets gewohnt ist in freier Luft zu weiden: sie würden dadurch vor der Winterkälte geschützt, und dem Hunger wie dem Verlaufen wäre vorgebeugt, aber nie könnte man dasselbe vor den mannichfachen, verheerenden Krankheiten schützen, welche bei der Vereinigung der Heerden in geschlossenen Räumen sich unvermeidlich zeigen müßten. So lange die Kalmücken bei ihrem Wanderleben bleiben, ist es viel besser, ihre Viehzucht in dem jetzigen Zustande zu lassen. Die nördlichen Mongolen und die Buräten, welche in einem noch viel rauhern Klima als die wolgaischen Kalmücken nomadisiren, werden reich dabei, und wenn Unfälle eintreten, so darf man nur sagen, daß der Mensch mit dem Schicksal nicht kämpfen kann. Die Kalmücken sind in den letzten Jahren in große Noth gekommen: jetzt hat die Hälfte derselben gar kein Vieh, und sie bilden die besondere Classe der unglücklichen Baiguschen (Bettler), Leute, welche nicht nur nicht im Stande sind den Aldan (die Steuer) zu zahlen, sondern kaum Mittel finden sich zu nähren. Diese unglückliche Lage treibt sie oft aus den heimischen Steppen, und veranlaßt sie, zu andern Beschäftigungen, namentlich zum Fischfang, zu greifen, oder in russischen Dörfern zu leben, um ihren täglichen Unterhalt zu gewinnen. Im J. 1837 wurden an 7621 Kalmücken Erlaubnißscheine gegeben, sich aus ihren Ulussen zu entfernen und zur Arbeit zu verdingen. Dieß ist der sicherste Beweis äußerster Armuth, da der Kalmücke die größte Entbehrung erträgt, nur um seinen gewohnten Aufenthalt nicht zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Italien.

San Marino.

(Schluß.)

Die Gassen in der Stadt St. Marino sind eng, meist abschüssig und schlecht gepflastert, die Häuser, mit wenigen Ausnahmen, von alter und unschöner Bauart. Es gibt hier zwei Apotheken, zwei Kaffeehäuser mit Billards und zwei Spielkartenfabriken, aber keine Kaufläden. Tabak und Salz ist ein Monopol der Regierung. Gute Gasthäuser fehlen, wiewohl San Marino als Curort nicht unbedeutend ist, und der Gebrauch seiner heilsamen Quellen im Julius und August viele fremde Gäste herbeizieht.

In der Stadt sind ein Franciskaner- und ein Nonnenkloster. Von den sechs Kirchen ist außer der neuen, erst unlängst vollendeten, keine der Beachtung werth. Diese hat drei durch Säulen getheilte Schiffe, einen Altar von buntem Marmor mit der Statue des heiligen Marino, verschiedene sehr kostbare Gemälde, und eine Façade von überraschender Schönheit, die dem Architekten, Antonio Serra von Bologna, zur vollen Ehre gereicht. Mehrere Nischen sind zur Aufnahme von Monumenten für verdienstvolle Bürger bestimmt, und werden mit der Zeit ein schönes Pantheon bilden. Den Regierungspalast ziert ein Porticus, oberhalb desselben ist das Wappen der Republik, vorstellend einen Berg mit drei Castellen, mit dem Motto: „Libertas.“ Inwendig ist die kolossale Bildsäule des Papstes Clemens XII aufgestellt.

Das Staatsarchiv enthält unter Anderen höchst wichtigen Urkunden die voluminöse Correspondenz der Herzoge von Urbino, sehr alte päpstliche Bullen, Diplome und Zuschriften der Republiken Venedig, Genua und Florenz, welche erste San Marino mit dem Schwesternamen belegte.

Zur Abendunterhaltung dient den Republicanern ein zwar nicht elegantes, aber ihrer Zahl angemessenes Theater, an Sommerabenden bietet ihnen auf der Promenade vor dem Thore St. Francesco das Ballonspiel ein sehr beliebtes Spectakel.

Die Elementarschulen, worin der Unterricht gratis ertheilt wird, bedürfen noch mancher Verbesserung.

Die Regierung besteht aus dem großen Rathe (Arringo), welcher die vollziehende Gewalt 60 Aeltesten (anziani) nämlich 20 Adeligen, 20 Bürgern und 20 Landleuten überträgt, und nur bei dringenden Veranlassungen wird der ganze Arringo zusammenberufen, wo jede Familie von einer Person repräsentirt wird, und zwei, alle sechs Monate zu wählende Capitani den Vorsitz haben.

Der erste Reichsbeamte und einzige Richter ist der Commissarius, der ein auswärtiger Doctor Juris seyn muß, und nur auf drei Jahre aufgenommen wird, aber dann wieder auf andere drei Jahre bestätigt werden kann. Diese Maaßregel ist, wie die Reichsstatuten besagen, deßhalb getroffen, damit das Recht um so gewissenhafter gehandhabt, und das wichtige Amt eines Podesta nicht auf Unkosten des Staats durch Begünstigung von Seite der Freunde oder Verwandten einem Unwürdigen übertragen werde. Von ihm werden sämmtliche Criminal- und Civilsachen in erster Instanz entschieden. Doch können die Betheiligten dann appelliren, in welchem Falle mehrere auswärtige und heimische Rechtsgelehrte eingeladen werden, ein Appellationsgericht zu bilden.

Indeß sind in San Marino Criminalprocesse äußerst selten, wiewohl die Todesstrafe abgeschafft ist und die Verbrecher überhaupt mit Milde behandelt werden. Die Einkünfte der Republik belaufen sich auf 60,000 Franken, welche durch Erhebung einer geringen Steuer aufgebracht, und wovon der Commissarius, der Arzt, der Chirurgus, der Secretär und der Schullehrer besoldet werden. Die übrigen Mitglieder der öffentlichen Verwaltung beziehen keinen Gehalt, erhalten aber einen kleinen Geldbeitrag zur Bestreitung nöthiger Ausgaben und einen Bedienten, welcher die Livree der Republik tragen und ihnen am Tage stets zur Seite seyn muß.

Alle waffenfähige Mannschaft theilt sich in die Nobel- und Nationalgarde, welche unter einem Commandanten steht, der ebenfalls vom Volke gewählt werden muß.

Sonderbar bleibt es, daß in dem sonst so gut eingerichteten Ländchen die Hazardspiele im höchsten Grade getrieben und

Digitized by Google

sogar begünstigt werden. Was ich vermißte, war: Straßenbeleuchtung, ein Hospital und eine Buchdruckerei; für die geistigen Bedürfnisse der Einwohner ist überhaupt wenig gesorgt, und in dieser Beziehung steht San Marino selbst hinter manchen kleineren Städten Italiens, geschweige denn Deutschlands, um mehrere Decennien zurück. —

Chronik der Reisen.

Capitän Th. Skinners Reisen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotri, unfern seiner Quelle im Himalaya.

(Fortsetzung.)

Unsre Weg nahm nun immer mehr an Beschwerlichkeit zu; der Fluß krümmte sich oft, so daß wir ihn wohl zwölfmal überesetzten, indem wir öfter durch das eiskalte Wasser waten und theils über schmale, unsichere Brückchen oder Stege von Baumzweigen gehen mußten. Nun kam erst noch das steile Bergansteigen oder Klettern mittelst der Hände und Knie. Nachdem wir so den letzten Berg mit der größten Anstrengung erungen hatten, sahen wir auf seinem Gipfel auf einer kleinen Ebene, einen kleinen Altar von losen Steinen vor uns. Die Hindu erwiesen seinen Götterbildern ihre Verehrung, und die Fakire beachten ihnen Rhododendron (Alpenbalsam) auf dem Altare betend dar. Dieser Berggipfel ist der geweihte Eingang zum heiligen Quellorte selbst.

Mühevoll und nicht ohne Sturzbad stiegen wir den Berg hinab. Nun hieß es noch einmal Bergan steigen und über Schneebögen gehen, unter denen die Dschumna wie unter einer Decke durchrauschte. Meine Diener aus Bengalen, die bisher nur auf fernen Gebirgen Schnee gesehen hatten, staunten nicht wenig, als sie zum erstenmal in ihrem Leben Schnee betraten. Nun hatten wir endlich das Ziel unserer Strapazen erungen, da wir die Dschumna bis zu der Stelle verfolgt haben, wo sie südlich von den Bergen Bunderpuch*) und Dutie unter ewigem Schnee hervorbricht, wo jeder Pfad endet und die Natur mit eiskalter Hand zu verstehen gibt: „Bis hieher und nicht weiter!" Zuerst drängt sich dem Wanderer in dieser kalten und einsamen Gegend von Jumnotri oder Dschumnotri eine heiße Quelle auf, welche aus einem Fels mit großer Kraft und bei der Oeffnung 180° R. heiß hervorbricht. Sie wird beständig von hoch aufsteigendem Dunst umlagert. Die Wallfahrer tauchen, indem sie Gebete sagen, ihre Hände in die Quelle, machen die gebräuchlichen Ceremonien und geben den Beamten Geld.

Das Bett der Dschumna in einer engen Schlucht zwischen ungeheuren Bergen ist das großartigste, das man sich denken kann. Gleich neben ihrem Bett, nur wenige Fuß vor ihrem Hervorquellen unter dem Schnee, sprudelt 57° warmes Wasser auf, welches mit der kalten Dschumna gemengt ein erquickendes Bad den Pilgern bereitet. Außerdem wallen noch von den Felsen viele Gießbäche, worunter der Dummer-Kunter von einer senkrechten Steinwand bei 200' hoch herabstürzt. An diesem geheiligten Orte reiht sich das Eindrucksvolle und Prächtige an das Bescheidene und Einfache. Neben ewigem Schnee springen heiße Quellen hervor; während wir mit Staunen und Bewunderung die hohen, wilden Felsen anstarrten, umduften und umblühten uns Veilchen und Erdbeeren in dichter Menge!

Von Dschumnotri kehrten wir über Kursali nach Banassa zurück, und kamen in das kleine Dorf Nichni am Fuße des Conchniglätschers. Wir sahen in dieser Gegend mehr Hunde als Menschen, und zwar bissige, wilde Hunde. Im Dorfe Nonzong hatten wir eine Hitze von 90° F., und eine Unzahl neckender Fliegen und andere wespenähnliche Insecten, die bis zum Wahnsinnigwerden stachen, zu ertragen. Der Weg gegen Gangotri hin ging bald durch sehr hohes und dichtes Gras, bald über Bergabhänge, welche von Fichtennadeln sehr schlüpfrig waren, bald über eisige Baumstämme und Felsstücke, die den Weg versperrten, bald über Stege von Bäumen und bald über hohe Schneebrücken. In unserem Rücken gegen Nordwest erhoben sich die schneebedeckten Gipfel des Bunderpuch und Dootie, und mehr westlich wie weißes Gewölk der hoch verehrte Rudrah Himalch, der Kedar-Nath und der Badri-Nath. *)

Den 1 Junius langten wir im Dorfe Bukoulie an und kamen durch Expau, wo das Thermometer Mittags auf 76°, des Nachts und am Morgen gegen 50° stand, weiter über den Gebirgsrücken Chumora mit dem Gipfel Deahra nach dem Dorfe Barsu, das ziemlich hoch über dem Ganges (der Bhagirathi-Ganga) liegt. Unterwegs stießen wir auf einen Schafhirten und auf einen Bär, und bemerkten Wallnußbäume von 30 englischen Fuß im Umfang. Als meine Leute den Ganges ansichtig wurden, brachen sie vor Freude darüber in einen Jubel aus. Die Dörfer am Ganges sind sehr nett, die Cultur bis zum Fuß der Gebirge sehr gut, der Boden fruchtbar. Die Dorfbewohner dieser Gegend fand ich sehr redlich. Man kennt hier kein Verbrechen. Der Vorsteher und Herrscher eines Dorfes ist gewöhnlich der Aelteste.

Der Bhagirathi, wie der heilige Name dieses Gangeshauptarmes lautet, an dem wir den 5 angekommen, ist etwa 80 Yards breit, sehr tief hie und da, führt viel Sand mit sich und sieht schmutzig aus. Wir sahen da viele Meerkatzen. Das nächste Dorf am Ganges war Suchi oder Sukhi, 8522 Pariser Fuß hoch und 1000' über dem Fluß. Hodgson fand 1817 hier nur drei Häuser bewohnt. 10,000' hohe Felsspitzen ragen über das winzige Dörfchen, wo der Gangesdurchbruch am wildesten. Weiterhin wird der Weg sehr beschwerlich, und hie und da auch gefahrdrohend. Wir hatten eine halbe Stunde über lauter lose und spitzige Steine zu gehen, bald Brücken von Flechtwerk zu passiren und dann über 50' hohe Felsen, die wie Pyramiden über den Fluß standen, mittelst Leitern und auf Baumstämmen zu steigen, oder auf einem schmalen Beet über reißende Wildbäche, die leicht Schwindel erregen, zu setzen, so daß die Träger ihr Gepäck fortzubringen verzweifelten. Während hier einerseits das Gleichförmige der Wüste den Geist ermüdet, wird er durch das Ganze andrerseits feierlich erhoben.

(Fortsetzung folgt.)

Schülerzahl in Paris. In Paris befinden sich 95,500 Kinder in dem Alter, wo sie die Schule besuchen sollten. Die Primärschulen, die 115 Gemeindeschulen und die 524 Privatschulen enthalten nur 46,200 Schüler, die Pensionen und Collegien noch weitere 5000, im Ganzen also 51,200 Schüler. Demnach bleiben noch 45,300 Kinder über, die keinen Unterricht erhalten.

*) Der Bandeerpuch oder Bendeerputsch, mehr östlich als nördlich von der Dschumna, erreicht eine Höhe von 19,626 Fuß.

*) Der Rudrah Himalch, 21,009' hoch, liegt westlich von Gangotri und nördlich von dem 21,258' hohen St. Georg; südlich von diesem steht der 11,123' hohe Kedar-Nath und von diesem östlich an der Vischnu-Ganga oder 10,000' der berühmte Wallfahrtsort Badri-Nath. Nach J. Gerard's Himalaya-Karte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 234.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 August 1839.

Aphorismen über den Orient.

Die Krisis der Türkei.

Wäre und bliebe die Türkei allein sich selbst überlassen, so würde sie nichts als das Schauspiel wiederholen, welches orientalische, und namentlich islamitische Reiche so oft dargeboten haben: daß nämlich, wenn die Kraft am Sitze der Regierung erlahmt, ein mächtig gewordener Satrap sich derselben bemächtigt, und das Reich mit oder ohne Belassung der bisherigen regierenden Familie beherrscht; Mehemed Ali und sein Sohn wären nach Konstantinopel vorgedrungen, hätten der dortigen Regierung das Gesetz dictirt, der schwache Knabe Abdul Medschid hätte die Zügel des Reichs dem stärkeren Satrapen übergeben, aber die Insignien der Macht behalten; die Türkei hätte wieder aufleben und erstarken können, wie mancher Emir el Omara die Macht des Khalifats wenigstens auf einige Zeit wieder herstellte. Aber der entscheidende Schritt ist geschehen: die türkische Frage ist offenkundig für eine europäische erklärt worden; die europäischen Mächte haben es übernommen, die Türkei gegen den übermüthigen Satrapen zu schützen, und eben damit ist auch die offenkundige Erklärung abgegeben worden, daß die Türkei sich selbst nicht mehr schützen könne, daß sie eine Leiche sey. Diese Erklärung wird nur denjenigen nützen, welche die Vernichtung der Türkei wünschen, allen andern wird sie wesentlich verderblich werden, und am meisten dem türkischen Reiche selbst, denn jetzt ist die türkische Regierung in den Augen aller Türken geschändet und vernichtet, und Mehemed Ali steht als der einzige Vorfechter des Islams und des türkischen Reiches da: er hat Armeen und Flotten, auf ihn wenden sich alle Blicke der Türken, die noch an ein türkisches Reich glauben und die Fremden, die Giaurs, hassen: alles, was der arme Knabe Abdul Medschid, und was der greise Chosrew verlieren, das haben Mehemed Ali und sein Sohn gewonnen; sie stehen da als die möglichen Retter und Rächer des Reichs, ihre Feinde aber als die schmiegsamen, verächtlichen Diener der Fremden.

Die Meinung entscheidet so viel in den Schicksalen der Reiche und Völker: an dem Obengesagten ist, wenn man auf den Grund der Dinge eingeht, Vieles ganz oder theilweise falsch, aber es läßt sich nicht läugnen, daß die Meinung der Völker im Orient Mehemed Ali zum Schirm und Schild der Völker des Islams gestempelt hat, und daß diese Meinung seine Macht verdoppelt und verdreifacht. Mit der Erklärung der europäischen Mächte, daß sie die Pforte unter ihren Schutz gestellt, haben sie die Verpflichtung übernommen, den Störer des Friedens, Mehemed Ali, zu beugen, d. h. mit andern Worten, sie haben sich verpflichtet, den Krieg zu führen, den die Pforte nicht mehr führen kann, denn in Gutem wird Mehemed Ali nicht weichen. Er hat seit Jahren sich über seine Kräfte angestrengt, und auf den jetzigen Kampf vorbereitet, es handelt sich für ihn und seine Familie um Seyn oder Nichtseyn, er hat alle seine Völker durch Gold und Versprechungen zum Kampfe aufgerufen; die Macht, die er jetzt aufgeboten hat, ist der letzte Pfeil in seinem Köcher, er hat keinen zweiten zu versenden; er ist zu hoch gestiegen, um zurückweichen zu können, seine jetzige Stellung ist unhaltbar, er muß vorwärts, um durch möglichst große Erwerbungen sich im schlimmsten Falle, d. h. wenn man ihn wirklich angreift, möglichst gute Bedingungen zu erwerben, und somit ist man erst am Anfange der großen orientalischen Frage, nicht am Anfange der Lösung, sondern am Anfange der Entwicklung.

Man hat bei der Beurtheilung der gegenwärtigen Lage des türkischen Reichs Manches hinein gemischt, was für die Zukunft dieser Lande von Interesse und Wichtigkeit seyn kann, für die jetzige Lage des türkischen Staates aber von keiner oder nur von störender Bedeutung ist. So haben manche Serbien und Albanien zu christlichen Staaten erhoben nach dem Beispiele Griechenlands, andere aus der Tyrannei, mit welcher Mehemed Ali die armen Fellahs behandelt, seinen baldigen Untergang voraus gesagt. Aber es handelt sich im Augenblick um das Band, welches die türkischen Länder zusammenhält; jetzt sind die christlichen Bevölkerungen des türkischen Reichs nur ein gewaltiges Hemmniß der Einheit, das sich sehr verderblich ausweisen kann, und die Tyrannei Mehemed Ali's ist schwerlich schlimmer, als sie schon hundertmal von türkischen Paschas geübt wurde; wenn Mehemed Ali fallen soll, so

Digitized by Google

kann der Haß seiner gedrückten Unterthanen vielleicht seinen Fall beschleunigen, aber er kann ihn nicht herbeiführen.

Vielfach gibt man sich jetzt das Ansehen, über das arabische Reich Mehemed Ali's zu spotten, aber man vergißt, daß arabische Reiche mit einer türkischen Aristokratie Jahrhunderte lang in Nordafrika sich gehalten haben, und daß das arabische Element nur im langsamen Gange der Jahrhunderte allmählich sich des türkischen entledigt. Mehemed Ali ist ein Türke, und es fällt ihm nicht ein, sich zum Araber zu machen; aber er kennt die Wichtigkeit des arabischen Elements, und wenn er die armen, zum Druck gebornen Fellahs mißhandelt, so verfährt er anders gegen die freien Söhne der Wüste; diese sind auch seinem Rufe gefolgt, und ihre Schaaren verstärken Ibrahims Heer.

Ganz anders sieht es im eigentlich türkischen Reich, d. h. im europäischen Theile und in Anatolien aus. Hier ist das innere Zerwürfniß viel tiefer, unheilbarer und verderblicher. Fallmerayer hat den dortigen Stand der Dinge am richtigsten erkannt: alle Griechen, alle orientalischen Christen betrachten die griechisch-russische Kirche als ihr wahres Vaterland, und folgen mehr oder minder dem Gebot der großen Macht, welche sich zu diesem Glauben bekennt; hier liegt das Verderben des türkischen Reichs, und die offenkundige Erklärung, daß der türkische Theil der Bevölkerung nicht mehr im Stande sey, einen rebellischen Vasallen zu vernichten, daß die christlichen Mächte den Schutz desselben über sich nehmen, kann das Verderben nur beschleunigen. Man hat behauptet, wenn Mehemed Ali's Forderungen zugestanden würden, so sey die moralische Kraft der Türkei gebrochen, und man werde bald von allen Seiten das Geschrei vernehmen: Hinaus mit dem Leichnam aus dem Kreise der Lebenden! Wird sich dieß Geschrei jetzt weniger erheben, nachdem Osmans Enkel offen anerkannt hat, daß er sich selbst nicht mehr vor Mehemed Ali schützen könne, und daß die christlichen Mächte ihn vor dem Glaubensgenossen schützen müssen?

Die Kalmücken an der Wolga.

(Fortsetzung.)

Die Religion der Kalmücken ist in der Lehre der Buddhisten enthalten, die in der Mongolei und in Tibet herrscht. Trotz der ungeheuren Entfernung, die sie von der Dsungarei, der Mongolei und Tibet trennt, haben sie doch bis jetzt die Grundlehre der Religion Schakjamunis vollkommen bewahrt, einige äußere Cerimonien des Gottesdienstes ausgenommen, die sie örtlicher Umstände halber aufgegeben oder verändert haben. Die Kalmückenkhane, die sich in den Steppen der Wolga niederließen, haben, wahrscheinlich aus Furcht, ihre Unterthanen möchten das Christenthum annehmen, stets sich bemüht, ihren religiösen Geist zu unterhalten. Sie haben häufig Gesandte mit reichen Geschenken an den Dalai Lama geschickt, und ihn um Segen für sich und ihr Volk gebeten. Das Haupt der tibetisch-mongolischen Hierarchie versah sie zum Dank für ihre reichlichen Spenden mit heiligen Büchern und schickte ihnen gelehrte Lamas. Diese listigen Glaubenslehrer benützten ihre hohe Würde, die von Buddha selbst geheiligt worden war, um den religiösen Fanatismus ihrer geistlichen Heerde noch mehr zu entflammen. Das gemeine Volk der Kalmücken betrachtete diese Lehrer mit Ehrfurcht, und vollzog blind ihre Gebote, es begann keine Untersuchung der Dogmen ihres Glaubens, und verstand auch nicht einmal den geheimnißvollen Gottesdienst, der vor seinen Augen in einer ihm fremden Sprache vollzogen wurde; *) es bedurfte eines Gebetes, und die Geistlichkeit gab ihm sechs mystische Worte: om-ma-ni-pad-me-kum, **) welche es unaufhörlich wiederholt, ohne sich um den Sinn derselben im mindesten zu kümmern. Die Kalmücken sind überzeugt, daß dieß magische Gebet und die Vertretung der Geistlichkeit sie bei der künftigen Seelenwanderung aus den Banden der Sansaren ***) befreit, und die ewige Ruhe in ungestörter Nirwana †) verleiht. Man zeigte ihnen die drei Kleinodien (gurban erdeni ††) als den Eckstein des Glaubens, und sie fielen nieder mit der größten Ehrfurcht. Kenntniß ist bei den Kalmücken ein ausschließliches Eigenthum der Geistlichkeit. Sollen die Ereignisse längst vergangener Zeiten erzählt, irgend ein Verhängniß aus den Gestirnen erkannt, Mittel zur Heilung von Krankheiten aufgefunden werden, so darf man sich nur mit unbegränztem Vertrauen an die Ghelun wenden, und diese müssen den Wunsch des Bittenden vollenden: sie sind die Geistlichen, die Astrologen, die Geschichtschreiber und die Aerzte. Dieses Monopol der Kenntnisse versetzte das gemeine Volk in eine knechtische Abhängigkeit von den Geistlichen. Der Kalmücke unternahm nichts,

---

*) Der Gottesdienst wird bei den Kalmücken wie bei den Mongolen in tibetischer Sprache gehalten, welche nicht nur der Pöbel, sondern selbst ein großer Theil der Geistlichkeit nicht vollkommen versteht.

**) Die Buddhisten schreiben diesem Gebete übernatürliche Kräfte zu, und glauben, daß wer es hundert Millionenmal ausspreche, im künftigen Leben die Seligkeit erlange. Sie haben große Werke, welche ausschließlich mit Commentarien über diese geheimnißvollen Worte angefüllt sind. Nach den neuesten Forschungen der Kenner der Sanskritsprache und der buddhistischen Alterthümer, bedeutet dieß Gebet höchst wahrscheinlich: „das Kleinod (om, die göttliche Trias, dargestellt durch die drei Buchstaben a, u, m) befindet sich wahrhaftig im Padma (Lotus)." Bekanntlich entspringen alle Buddhas aus dem Lotus, und werden auch auf Lotusblumen oder Lotusblättern sitzend oder stehend abgebildet.

***) Sansara, ein Sanskritwort, im Mongolischen Ortschilang, bedeutet die „rein materielle Welt, wo der Geist durch das Fleisch unterdrückt ist, das physische Leben mit allen seinen Leiden von der Geburt bis zum Tode.

†) Unter Nirwana (auch ein Sanskritwort) versteht man „die Befreiung des Geistes von der Materie, die Vereinigung mit der Gottheit, den Sitz der Quelle des Verstandes (Buddha), der sich frei gemacht hat von allem Wandel des Geschickes, die ewige Seligkeit."

††) Unter gurban erdeni versteht man: Burchan (sanskr. Buddha, Geist, reiner Verstand), die Gottheit; nom (sanskr. d'arma), die heilige Schrift, und Lama, (sanskr. Sankga) die Geistlichkeit. Diese drei Kleinodien bilden gleichsam die unzertrennliche Einheit, welche sich im Geiste oder dem reinen Verstande concentrirt; nom ist die Erscheinung des Geistes im Wort, und Lama das Werkzeug zur Ausbreitung dieses Worts.

Digitized by Google

ohne zuvor den Lama um Rath zu fragen, selbst Familienangelegenheiten wurden nicht ohne Zuziehung des Geistlichen abgemacht.

Die Geistlichkeit der Kalmücken wie der Mongolen theilt sich in drei Grade: der erste oder niederste sind die Mandschi (bei den Mongolen Bandi, der Hörende oder Lernende); der zweite ist der Ghezul, *) und der dritte und höchste der Ghelun;**) außerdem gibt es noch Ehrennamen, wie Bakschi, eigentlich: Lehrer, bei den Kalmücken aber versteht man darunter den ersten Ghelun in einem Churul ***) (Kloster); Ghebkui, der Aufseher; Umsat oder Ghunsut, der Vorsänger; Gheik, der Schließer, der Gehülfe des Ghebkui, Närba, der Schatzmeister oder Oekonom, Burchatschi, bei den Mongolen Takildschi, der auf die Reinlichkeit im Churul, auf die Instandsetzung der heiligen Geräthe zum Gottesdienst zu sehen hat; Emtschi, der Arzt, und Surucha'itschi, der Astrolog und Astronom, der die Verpflichtung hat, einen genauen Kalender herzustellen.

Als die Kalmücken zuerst sich in den Steppen an der Wolga niederließen, war ihre Hierarchie, nach dem Vorbild der zu Hlassa, viel mannichfacher und bedeutender als gegenwärtig. Damals war die ganze Geistlichkeit dem Kambu Lama unterworfen, der oft die Würde eines Chutuktu (Heiligen), oder Pandit (Weisen) hatte; ihm standen mehrere Gehülfen bei, welche die verschiedenen Theile des geistlichen Regiments beaufsichtigten, als Zordschi-Lama, Tschanisaba, Zasak-Lama und andere. Unter seinem mächtigen Einfluß standen nicht nur die Geistlichkeit und das Volk, sondern auch die Khane, welche knechtisch seine Gunst suchten und stets sich bemühten, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Die jetzige Geistlichkeit konnte die Macht der frühern Hierarchie nicht behaupten. Das gemeine Volk der Kalmücken hält jetzt die Gheluns nicht für Gegenstände besonderer Verehrung und fällt nicht mehr vor ihnen zur Erde nieder. Welche Achtung können auch Leute einflößen, welche keinerlei Bildung besitzen, ihre heiligen Pflichten selbst mit Füßen treten, und durch ihr schlechtes Betragen dem Volke ein ärgerliches Beispiel geben. In der letzten Zeit hat sich die kalmückische Geistlichkeit so sehr vermehrt, daß in einigen Ulussen auf jede Kibitke gemeinen Volks ein Ghelun kommt. Uebrigens sucht man die Zahl der geistlichen Mitglieder der Gesellschaft keineswegs aus Frömmigkeit zu vermehren, sondern aus Eigennutz, weil jeder, der zum Geistlichen geweiht ist, keine Abgaben zahlt, und im Churul auf Kosten des Ulusses lebt; folglich wälzt der Geistliche noch einige Last von seiner Familie ab, die oft um den täglichen Unterhalt in Noth ist.

Die Kalmücken sind bei der Beförderung zu den geistlichen Graden nicht so streng, wie die Mongolen, und die Erreichung des Grades eines Gheluns ist mit gar keiner Mühe verknüpft, weil man zu dieser Würde gelangt, ohne daß ein bestimmtes Alter, und namentlich ohne daß gewisse Kenntnisse gefordert werden; darum findet man auch unter der kalmückischen Geistlichkeit sehr oft junge Gheluns, die das Tibetische nur lesen können. Bei den Mongolen ist die Erlangung des Grades eines Gheluns sehr schwierig: man muß schon in reifen Jahren stehen, gründliche Kenntnisse in den Glaubenslehren besitzen, und durch lange Proben beweisen, daß man im Stande ist, die dieser hohen Würde auferlegten Prüfungen zu bestehen. Darum gibt es bei den Mongolen sehr wenig Gheluns, im Vergleich mit der großen Masse der Geistlichkeit, deren größter Theil aus Bandis und Ghezuls besteht, die unter dem gemeinsamen Namen Chowarak bekannt sind. Die Einweihung zum halbgeistlichen Stande, der Männer zu Ubaschis, der Frauen zu Ubasunen, wird bei den Kalmücken sehr streng beobachtet; sie nehmen jedoch diesen Stand erst in sehr vorgerücktem Alter an. Ich sah sehr selten Ubaschis und Ubasunen; Tschibaganen gibt es bei den Kalmücken gar nicht. Dagegen bilden bei den Mongolo-Buräten die Ubaschen und Ubasunen den neunten Theil der ganzen Bevölkerung, und auch die Classe der Tschibaganen ist sehr zahlreich. Eine Frau, die 50 Jahre und darüber hat, bemüht sich, die Welt und alle ihre Genüsse zu verlassen: sie legt sich strenge mönchische Prüfungen auf, läßt sich zur Tschibagan weihen, scheert sich die Haare, und nimmt die geistliche Kleidung an. Wohlhabende Tschibaganen leben in ihren Familien, arme größtentheils in Klöstern zum Dienste der Lamas. Ubaschis und Ubasunen leben wie das gewöhnliche Volk, unterscheiden sich von demselben nur durch die Beobachtung bestimmter Gelübde und eine rothe oder gelbe Binde (orkindschi), welche über die rechte Schulter getragen wird.

Gegenwärtig stehen alle geistlichen Angelegenheiten und die Geistlichkeit selbst unter der unmittelbaren Aufsicht der lamaischen Verwaltung, in welcher der älteste Ghelun, der durch die kaiserliche Regierung zum Oberlama erhoben wurde, den Vorsitz führt.

(Schluß folgt.)

*) Ghezul ist ein tibetisches Wort und bedeutet der „tugendhaft Wandelnde" (hujan-a iosopiu).

**) Ghelun, ein tibetisches Wort, bedeutet, einen „der um Tugend bittet, oder betet (hojan-i gojuktschi).

***) Ghurul, eigentlich Versammlung, vom Wort churachu, sich versammeln, ist ein Götzentempel, worin die kalmückische Geistlichkeit den Dienst verrichtet. In jedem Uluß findet sich beim Zelte des Anführers ein Churul, oder eine große Filzkibitke, welche von den Wohnungen der Gheluns umgeben ist; diese Wohnungen und der Churul führen die gemeinsame Benennung Kuré oder Kuré (die Umzäunung oder das Kloster.)

Chronik der Reisen.

Capitän Th. Skinners Reisen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotri, unfern seiner Quelle im Himalaya.

(Fortsetzung.)

Vier Stunden von Sucht befindet sich am Ganges, Dorali gegenüber, das 8544' hoch liegende Dorf Mukha. Von diesem eine halbe Stunde seen ruhen auf einem Berge, der eine sehr schöne Aussicht gewährt, Reste eines sehr großen Tempels mit tibetanischer Inschrift. Man sieht, daß ihn geschickte Künstler erbaut haben, und daß früher hier viel Cultur gewesen. In dieser Gegend soll es viele taubstumme Kinder geben. Ich sah da einen Lehrer mit einer Feder auf Baum-

Digitized by Google

einde schreiben. Drei Wegstunden von Mukba ist Bhaleo-Ghati, ein sehr heiliger Ort, der seinen Namen von dem frommen Gangesverehrer Baire und von Ghat, das Uferdamm heißt und Gebirgspaß, entlehnt hat. Bhairo, durch dessen Verwendung viele Wunder geschehen sind, wird als Heiliger hoch verehrt. Bhaleo-Ghati ist der letzte Ort vor dem Kuhmaulpaß. Unterwegs trifft man öfter große Steinhaufen, welche Pilger zum Andenken errichtet haben.

Endlich erreichten wir den zehnten Tag von Bukoulie weg, am 10 Junius, nachdem wir etwa 6 Meilen von Bhairo-Ghati zurückgelegt hatten, Gangoutri (Gangotri), den geheimnißvollen Gegenstand einer außerordentlichen Verehrung.

Gangoutri liegt bei 13,000 englische Fuß hoch, und sehr anziehend an der Bhagirathi-Ganga. Ein Tempel bezeichnet die heilige Quelle des Stromes; gegenüber befindet sich der Badeplatz und die Stelle, wo die Krüge mit dem geheiligten Gangeswasser gefüllt werden. Das Flußbett ist wohl 100 Yards breit, aber nur zum dritten Theil mit Wasser bedeckt um diese Jahreszeit. Das Gangeswasser ist hier noch trüber, dunkler und sandigee als weiter unten. Das Getöse der abstürzenden Wasserfälle, die schwindelnde Wirbel bilden, erinnert an den Niagara. Es sind zum Obdach der Pilger mehrere lange und schmale Hütten errichtet. Einige Pilger wanderten monatelang hieher, um da Gangeswasser zu holen oder ihre Andacht zu verrichten. Hier sieht man Mehrere von der Gegenwart ihres Gottes, den sie Ram, Ram' anrufen, überwältigt, an den Ufern des heiligen Flusses liegen, dort vollbringen Andere, die bis über den Gürtel im Wasser stehen, ihre Andacht, da kneten Einige unter den Auspicien der Bramanen Sandballen, indem sie um die Finger heiliges Gras geflochten, und werfen dieselben mit andächtigem Ernst als Gaben für das Heil ihrer verstorbenen Väter in die Fluthen der heiligen Ganga. Zuweilen sieht man auch einen Fanatiker, der im Flusse steht, und diesen um die Gabe der Vorhersehung bittet, um sich dadurch Geld zu erwerben.

Das Innere des Tempels durfte ich nicht betreten; die Andacht, welche meine Bauern, die Gepäckträger, hier verrichtet hatten, stärkte und ermuthigte sichtbar dieselben. Jeder Krug, welcher mit dem Gangeswasser dieses großen Wallfahrtsortes gefüllt wird, erhält das Ringsiegel eines Braminen mit der Inschrift: „Das Wasser des Bagirathi, Gangoutri."

Die Braminen werden im Gebirge Pundahs genannt, und treiben hier eigennützig gewandt ein sehr einträgliches Geschäft. Jeder Pilger gibt ihnen etwas für ihre Dienste, und von Reichen, die um das Wasser, das auch als Zaubermittel gilt, hieher schicken, erhalten sie sogar ansehnliche Geschenke. Nur die zur Braminenkaste gehören, dürfen es holen. Es ist trübe, wird aber sehr theuer bezahlt. *) Unfern in den Wäldern sah ich auch eine Schaar nackter Fakire, die ganz mit Asche bedeckt und abscheulich anzusehen waren. Sie wandern heilend von Ort zu Ort, nehmen, fordern, ja rauben von den armen, abergläubischen Bauern, was sie brauchen. — Ich gab den Gedanken auf, über die sogenannte Quelle des Ganges hier weiter nordöstlich gegen den 25,000 (?) englische Fuß hohen Rudru Himalah, auf welchem der Bhagirathi entspringt, die Reise fortzusetzen. **) Die imaginäre Quelle liegt schon in der That fern genug, um dem frommen Zweck, dem sie geweiht ist, zu entsprechen. Im goldenen Zeitalter, so erzählte ein Bramine, war die Gangesquelle näher und bequemer, nämlich in Benares, später, in der ausgeackerten Zeit, versetzte man sie nach Barahat, **) und jetzt im vierten, schlechtesten Zeitalter, befindet sie sich in Gangoutri.

Es ziehen ganze Schaaren von Pilgern von da noch etwa vier Tagereisen weiter zum Schneegebirge Kedar-Nath, aber nur Wenige überstehen den Weg zu diesem schaudererregenden Leidensorte. Die hinkommen, suchen einen hohen Gipfel (Brigoo) zu erreichen und stürzen sich von da in einen Abgrund. Denn ihrem Glauben nach kommen nur solche, die vom Himmel verstoßen sind, von dort zurück.

(Schluß folgt.)

*) So gebrauchte man auf der Insel Ramisseram, an der Südspitze des Dekkans bei Ceylon, bei dem Tempel, dem berühmtesten Wallfahrtsort im südlichen Indien, mit ungeheuren Kosten nur Gangeswasser zu den Ceremonien. Orient. Annual 1836.

**) Gewöhnlich läßt man den Bhagirathi-Ganges auf einem gegen sieben englische Meilen langen Schneebette des 21,000' hohen Gangoutri oder St. Georgsberg, 12,900' hoch, entspringen. In Gangoutri, eigentlich Ganga-vatari (Gangaerscheinung), vereinen sich drei Quellflüsse; da steht der dunkle Tempel des „großen Gottes," des Mahadeo oder Siwa, das Ziel der devotesten Pilger. Das Gangeswasser von hier ist als heilend bis Ceylon und China gesucht. Gangotri, 9682 Pariser Fuß über dem Meer, ist im Gebiete des in Fiehl wohnenden Radscha von Ghurwal, im District Ober-Tuckaor, der zu Nepaul gehört. Der Resident der ostindischen Compagnie in Nepal, Hodgson, nach dem die Einhornantilope, die er im südlichen Tibet entdeckt, benannt wurde, verfolgte die Bagheerathiquelle bis zu einer dem Montblanc fast gleichen Höhe von 14,600 englischen Fuß.

***) Barahat liegt südlich am Ganges in einem hoch von Gebirgen umschlossenen Thale, sieben Tagereisen von Gangotri, fünf (über das Gebirge) von Dschumnotri, sechs von Serinagur.

Miscellen.

Rascher Flug der Tauben. Am 29 Julius Morgens 7½ Uhr ließ man zu Orleans 114 Tauben, die von sämmtlichen Gesellschaften Antwerpens geschickt worden waren, fliegen, und um 1 Uhr 14 Minuten kam die erste Taube nach Antwerpen. Die Entfernung ist 115 Lieues, und diese wurden in 5 Stunden 41 Minuten zurückgelegt. Hr. Jaffens, der Eigenthümer der siegenden Taube, erhielt einen Preis. Achtzehn andere Tauben kamen noch vor 2 Uhr an.

Zahl der Apotheker in Paris. Nach den letzten officiellen Angaben befinden sich in Paris 293 patentirte Apotheker, in der Banlieue noch 50 andere, im Ganzen also 343.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 95** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Luther in Frankreich.** (Fortsetzung.) — **Der Wanderer.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Wibenmann.

Digitized by Google

Nr. 95.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 August 1839.

Luther in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Ein gründliches Werk über Luther zu liefern unternahm der Verfasser des obengenannten, ganz neuen, in zwei starken Bänden erschienenen Werkes, Audin, der in seinem Motto schon sein Buch als die Frucht langer Studien und sorgfältigster Forschung bezeichnet. Und in Wahrheit, wenn die Unbefangenheit des Verfassers seinem Fleiß und seiner Genauigkeit gleich käme, verdiente sein Buch allen Dank und alles Lob. Um aber dem Leser einen Begriff von dem Geist zu geben, in welchem das Buch geschrieben ist, übersetzen wir das Wesentliche der Vorrede:

„Die Reformation ist ein zwiefaches, ein sociales und ein religiöses Phänomen. Luther fand bei seinem Auftreten die Elemente dieser Bewegung, welche die ganze Welt aufregen sollte, schon alle versammelt; er schuf sie nicht, wie man schon so oft behauptet hat, er bediente sich ihrer. Denn die Ideen treten nicht schon befruchtet hervor, es bedarf eines Geistes, um sie zu erwecken. Der Boden der Intelligenz ist wie der Erdboden, der nur Früchte trägt, wenn darauf gesäet worden. Der Keim des Protestantismus war also schon vorhanden, als Luther kam. Die Wirkung des Wittenbergischen Doctors auf sein Jahrhundert ist der Gegenstand einer Menge von Werken gewesen, worin sein Werk geschildert wird als mächtiger denn das irgend eines andern Schriftstellers, wo sein Gedanke dargestellt ist als ergreifend die Zukunft, die er ahnend schaute, wo seine Einsicht und Kenntniß des göttlichen Worts erhoben wird über die aller katholischen Geister, wo seine Mission zum Apostolat gesteigert und sein Werk mit der Offenbarung verglichen wird. Wir werden in seinem Zweikampf mit der Autorität sehen, ob der Augustiner-Mönch ein Mensch ist, oder ob die Schwächen unserer Natur ihm gefehlt haben!

Die Reformation war gewaltthätig im Princip; sie begnügte sich nicht, unsere Religiosen aus ihren Klöstern, unsere Priester aus ihren Presbyterien zu verjagen; sie verleumdete sie in ihren Sitten und in ihren Lehren, setzte sie herab und verbrannte oder zerstreute ihre Schriften; besonders jene katholischen Flugschriften, die so bitter, so beißend, so einschneidend waren, wo der Schriftsteller, Priester, Mönch, Jurist auf die Gelehrsamkeit des Doctors zu sprechen kam, auf seine Evangelisten-Mission, auf sein häusliches und inneres Leben, auf seine Lehren, und seinerseits auf einem Theater ihn verspottete, wo jener ihn erbarmungslos verspottet hatte. Nachdem das Drama der Reformation zu Ende war, blieb Luther allein auf der Bühne, ohne Nebenbuhler, ohne Widerspruch. Um seine Gegner zu beurtheilen, hatte man denn nur die literarischen Werke, die er nach seinem Tode hinterließ, und worin er ein so abscheuliches Bild von den Katholiken entwirft — nach ihm waren es höllische Wesen, ohne Kenntnisse, ohne Urtheil: elende Schüler, hinter Aristoteles sich herschleppend, den sie nie verstanden, Humanisten mit einem Latein, das einen Dorfschulmeister jammern würde; Christen, die das Wort des Evangeliums verschmähen, Theologen, die Triumph singen, wenn sie Thomas oder Scotus citirt haben; im moralischen Menschen voll Geiz und Ueppigkeit, dem Wein und den Weibern ergeben, Sklaven ihrer Lüste und bereit, mit Judas den Herrn um Geld zu verrathen. Kaum kann man bei ihren Kämpfen mit Luther Ein edles Wort erfassen, das aus dieser Dummköpfe Mund hervorgeht, vor der Phraseologie, welche sich in einem Labyrinth farbloser Argumente verliert, die oft eben so grotesk sind, als ihr Gesicht, denn Talent und Gesicht — Alles mißt ihnen Luther nach dem gleichen Maaßstabe zu.

Das wären, wenn man dem Reformator glauben will, die Männer gewesen, welche Gott im sechzehnten Jahrhunde t zum Schutz der Kirche in Deutschland erweckt hätte!

Das Herz wird einem zusammengeschnürt, wenn man diesen Kämpfen zusieht, wo Luther sich selbst ein so glänzendes Wort zutheilt, und seinen Gegnern ein so mattes; Er ein wahrer Riese — sie erbärmliche Pygmäen! bei ihm eine feurige Phantasie, bei seinen Gegnern gänzliche Geistesschwäche und Armuth. Sie haben zu ihrer Verfügung die lebendigen Wasser,

Digitized by Google

woraus Tertullian, Cyprian, Laktanz Ströme von Bildern schöpften, und sie getrauen sich nicht, sie mit den Lippen zu berühren. Man erröthet für die Redner in Kapuzen, die weder die Bibel noch die Väter zu lesen vermögen! der Glaube, der Berge versetzt, löst ihnen nicht einmal die Zunge. Verwundre man sich jetzt noch, daß Historiker, welche die Polemik des sechzehnten Jahrhunderts nur aus den Berichten und Erzählungen Luthers kennen, eine so klägliche Vorstellung von unsern Lehrern haben, und daß sie sich für ihren Apostel enthusiasmiren; man verwundre sich noch, daß sie ihn mit dem heiligen Paulus vergleichen, daß sie aus ihm einen Arminius und einen Römer aus der alten Zeit machen!

Luther hat Caricaturen entworfen und man hat an die Treue des Bildes geglaubt, aber Gott hat seine Kirche zur Zeit der Reformation so wenig verlassen, als das Talent ihre Vertheidiger. Im Interesse der Geschichte haben wir unsertheils uns zum Richter eines Mannes aufgeworfen, der seine Brüder mit solcher Strenge richtete; das war unser Recht. Wir haben zu jedem der Todten, die er ins Grab gelegt, gesagt: stehe auf! wir haben sie aus ihrem Schlummer geweckt und sie vor unsern Richterstuhl berufen! Man wird sehen, ob der katholische Stand nicht wieder erlauchte Schatten gewinnt, Männer voll Glaubens und Begeisterung, dichterische Seelen, heiße Herzen, würdige Erben des Ruhms unsrer Schule; man wird sehen, ob jeder Funke Genie jenen Mönchen, wie sie Luther schildert, fehlte; ob Eck ein Theolog ohne Kenntnisse, Alexandro ein gemeiner Geist, Cajetano ein ungeschickter Diplomat, Leo X der von den Propheten geweissagte Antichrist war; man wird sehen, wer die Künste unterstützt, wer über den Monumenten unsers Glaubens gewacht hat; und wenn nach Kants Definition das Schöne nur das Symbol der Moralität ist, wird man erkennen, wer bei diesem Kampf der beiden Culte der Mission Christi, einer Mission der Civilisation und des socialen Fortschritts, untreu geworden ist!

Es gibt keinen Schriftsteller, einen wie geringen Antheil er auch an diesen Streitigkeiten genommen habe, gehöre er unserer Schule oder der Luthers an, dessen Schriften wir nicht sorgfältig studirt hätten. Um uns ein Urtheil über den Reformator zu bilden, haben wir der Reihe nach jene großen Todtenstätten besucht, wo bunt durcheinander die Asche der Reformirten und der Katholiken ruht. Wir haben die Bibliotheken von Mainz, Erfurt, Köln, Straßburg, Lyon, Florenz, und besonders die vaticanische durchsucht, wo so viele Schätze begraben liegen, — Diamanten, welche drei jetzt lebende Schriftsteller, alle drei der Reformation zugethan, ihrer literarischen Krone einverleibt haben: — Ranke in seiner Geschichte des Papstthums, Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen, und Adolph Menzel in seiner deutschen Geschichte von Luther bis auf die neueste Zeit — edle Geister, aller Bewunderung werth, welche den Augenblick gekommen glaubten, wo der Sectengeist nicht mehr über die Wahrheit die Oberhand behaupten dürfe.

Luthers Werke bilden eine Masse, welche nur abzuschreiben das ganze Leben eines Schreibers erschöpfen würde, denn der, der sie geschaffen, glich dem Gespenst der deutschen Ballade: er flog mehr als er ging; es ist ein Chaos, in das der Autor Alles hineingeworfen hat: Poesie, Beredsamkeit, Bilder, Zorn, Koth, Lügen und selbst Wahrheiten; eine Epopee, wo er sein ganzes Jahrhundert auf die Bühne bringt: Päpste, Kaiser, Väter, Doctoren, Juristen, und den Teufel, seinen Helden, der an einem Faden all die Köpfe schwebend hält, welche er in Bewegung setzt; eine Mosaik, wo Luther den Demosthenes, Athanasius, St. Paulus, den Bauer von der Donau, und oft selbst Petronius repräsentirt; eine Kirchenbuße, die man studiren muß wenn man zweifelt, um nicht mehr zu zweifeln; ein symbolisches Buch von zwanzigtausend Blättern, um die Nichtigkeit der protestantischen Lehren zu beweisen. In der That, man stelle diese Blätter zusammen, man lege diejenigen, die seiner vertrockneten Hand, als sie schon die ersten Schatten der Ewigkeit berührte, in Eisleben entfielen, neben diejenigen, die er, beinahe noch Kind, schrieb, als er das Kloster in Erfurt verließ; man vergleiche sie, und nie wird man daraus eine Dogmatik zusammenbringen. Denn die Lehren zerschmettern einander wie Lawinen, und die Behauptungen stoßen gegeneinander wie Gewitterwolken; kein Sonnenstrahl, der einem den Weg des Heils zeigte; nichts als Abgründe, Neologien, Widersprüche und Antilogien. Wie hoch auch die Säule sey, auf die sie ihren Säulenheiligen stellen: wir fordern die Apologeten Luthers keck heraus, ob sie ihm die Größe der Bejahung der Affirmation beizulegen vermögen; er hat nichts gekannt als verneinen, und verneinen heißt zerstören.

Weil wir seine Werke gelesen und darüber nachgedacht haben, sprechen wir so. Oft hat unser Herz sich betrübt, wenn wir sahen, welchen Gebrauch der Augustiner-Mönch von den Gaben gemacht hat, die ihm Gott verlieh. Wir haben seine beständigen Wechsel hervorgehoben, die Unmöglichkeiten, die er für klare Beweise ausgibt, seine Prophezeyungen vom Fall der römischen Kirche, seine Blasphemien gegen den Stuhl des heiligen Petrus, seine frevelhaften Reden gegen das Licht der Tradition, gegen den Glanz des Priesterthums und der Menschheit, und all die Wunder von Galle und Schimpfworten, deren er sich bedient, um jeden zu besudeln, der nicht an ihn glaubt. Unser Buch wird einem oft aus den Händen fallen; der Zweifel wird sich erheben gegen unsre Erzählung; aber man sträube sich wie man wolle, unser Beweis liegt vor, man muß sich unterwerfen oder Luthern absagen. Sein Wort ist es, was wir wiedergeben, und sein Wort ganz nackt. Einen Augenblick haben wir geschwankt, nicht wagend Bilder zu übersetzen, welche Auge und Ohr gleich empören; aber wir haben uns ermuthigt, und gedacht: nicht an uns sey es, für Luther zu erröthen. Wenn Grund zur Scham da ist, so falle sie auf sein Haupt zurück: wir bedauern nur, daß wir nicht wie er das lateinische Lexikon und Wort zu unsrem Gebrauch hatten.

Als Luther, dieser Simson der Reform, an die Säulen des Tempels trat, um sie umzustürzen, kamen ihm zahlreiche Arbeiter zu Hülfe, Carlstadt, Oekolampadius, Agricola, Major und noch viele Andre, denen er zum Lohn Kronen auf Erden und im Himmel zuerkannte. Aber diese Geister wollten auf eigene Rechnung arbeiten, und sich Luthers begeben. Da beginnt ein

Digitized by Google

Drama, zu ernſt zum Lachen. — Wer ſeyd Ihr, ruft der Doctor, daß Ihr ein ander Evangelium predigt? Was ſind Eure Wunder? Wo ſind die Zeichen, die Ihr am Himmel verrichtet? Keiner antwortet; keiner, der auch nur, nach Erasmus' Worten, einem lahmen Gaul zurecht geholfen hätte. Sie laſſen ſich nicht entmuthigen; ſie fragen ihrerſeits Luther: und du, wer hat dich geſandt? An welchen Zeichen können wir deine Sendung erkennen? Welches Wunder haſt du verrichtet? Luther hat nicht einmal einem Blinden die Augen geöffnet. In Ermanglung von Zeichen hat er ſeinen ungeheuern Zorn. So ergrimmt er denn, er tobt, er tritt mit Füßen die Bücher dieſer neuen Apoſtel, die er bunt durcheinander vor ſeinen Richterſtuhl zieht; die er im vollen Prätorszelt, unter dem Gelächter der Umſtehenden, mit Fauſten ſchlägt und wie Cain auf der Stirne brandmarkt; dann mit ſeiner Prophetenſtimme jagt er ſie fort, mit den Worten: fahret zum Teufel, wenn Ihr Euren Sinn nicht ändert. Alle ſtarben ohne Reue und Sinnesänderung. Aber ehe ſie dieß Leben verließen, kam die Reihe auch an ſie, wo ſie den Reformator vor ihr Gericht luden. Man erwarte keine redneriſchen Prachtſtücke; ihr Wort kriecht unſcheinbar aber lebendig fort; wir haben es geſammelt in ſeltnen Blättern und Urkunden.

Und da hatten wir denn die Anarchie in der Wittenbergiſchen Kirche! die leiblichen Brüder, Söhne der Reformation, von ihrer Milch getränkt, verfluchten ſich gegenſeitig und beſchieden einander vor das Angeſicht des oberſten Richters, Luther den Münzer, um von ihm Rechenſchaft zu fordern wegen aller der Seelen, die er mit ſeinem Gift berauſcht, und Münzer den Luther, um ihm das Blut der Wiedertäufer an den Kopf zu werfen; Carlſtadt, um Luthern anzuklagen, daß er das göttliche Wort verkehrt, und Luther, um ſich über die Geſichte des Archidiakonus luſtig zu machen; Oekolampadius, um Luthern den Sinn der Worte des Abendmahls zu erklären, und Luther, um die Erklärung des Oekolampadius zu verfluchen; Zwingli, um Luthern vorzuwerfen, er habe, die Schrift verachtend, aus dem Menſchen einen Sklaven, ein Kind der Finſterniß gemacht, unfähig von ſich ſelbſt den Weg des Lichts zu wählen; und Luther, um Gott zu lobpreiſen für den Schwertſtreich, der den Zwingli bei Kappel tödtlich verwundete.

(Fortſetzung folgt.)

Der Wanderer.

Eine Erzählung von Wordsworth.

(Schluß.)

„Ich kehrte wieder und ſchlug ein den Weg
Auf dieſer Straße, ehe die Aneikel
Ihr Köpfchen in dem ſonn'gen Beete hob,
Um einen Vorſchmack von dem Lenz zu geben.
Ich fand ſie trüb und welk: ſie hatte nichts
Von ihrem Mann erfahren; wenn er lebte,
So wußte ſie nicht, daß er lebte, wenn
Er todt war, kannte ſie nicht ſeinen Tod.
Dieſelbe ſchien in ihrem Aeußern ſie;
Aber ihr Haus verrieth die ſchläfrige
Hand der Gleichgültigkeit; der Eſtrich war
Nicht trocken und nicht ſauber, ſchlecht gehalten
Der Herd, und die paar Bücher, die ſie hatte,
Die bisher waren an des Häuschens Fenſter
In guter Ordnung an den äußern Scheiben
Geſchichtet, lagen mit zerknüllten Blättern
Zerſtreut umher, zu oder aufgeſchlagen,
Wie ſie gefallen juſt. Ihr kleines Kind
Hatte den Kummerzug von ſeiner Mutter
Bekommen, und es ſeufzt in ſeinem Spielen.
Wieder wandt' ich mich nach dem Gartenthor,
Und ſah noch deutlicher, daß Gram und Armuth
Jetzt härter ſie bedrängten; Unkraut deckte
Den harten Boden, Büſche welken Graſes;
Nicht Furchen waren ſichtbar hier von guter
Schwarzer Dammerde und kein Wintergrün;
Von Pflanzen und von Blumen war, ſo ſchien's,
Der beſte Theil zernagt oder zertreten;
Ein Strohring, welcher um den zarten Stamm
Von einem Apfelbäumchen war gewunden,
Lag an der Wurzel unten, und die Rinde
War einzig zerfreſſen von muthwill'gen Schafen.
Margaret ſtand in der Näh', ihr Kind im Arm,
Und wie ſie auf dem Baum mein Aug' ſah haften,
Sprach ſie: „Ich fürchte, er verdorrt und ſtirbt
Eh' Robert wieder kommt.“ Zuſammen gingen
Zurück ins Haus wir, und ſie fragte mich:
Ob ich hab' Hoffnung. — nur um ihres Säuglings,
Und ihres kleinen Waiſenknaben willen,
Denn ſie begehre, ſagte ſie, nicht mehr
Zu leben und ſie müſſ' vor Kummer ſterben.
Doch ſah ich noch am Platz den müß'gen Webſtuhl,
Und ſeine Sonntagskleider hingen noch
Am alten Nagel, ſelbſt ſein Stock ſtand noch
Hinter der Thüre unverrückt. Und als ich
Im düſteren December wieder einſprach,
Sagte ſie mir: ihr kleines Kind ſey todt
Und ſie allein ganz. Ihrer Mutterſorgen
Entledigt, hatte ſie jetzt die Beſchäft'gung
Ergriffen, die in dieſer Gegend üblich,
Aermlich durch Spinnen ſich ihr Brod erwerbend;
Den Knaben eines Nachbars hatte ſie
Sich zum nothwendigen Beiſtand gedungen.
Auch dießmal legte ſie aufs willigſte
Weg ihre Arbeit, und die koth'ge Straße
Entlang ging ſie mit mir, nicht achtend drauf,
Wie weit ſie ging; in ſo kläglicher Art,
Daß Jedem, der's gehört, hätt' bluten müſſen
Das Herz, bat ſie: ich möchte doch, wohin
Mein Weg mich immer führe, nach ihm fragen,
Den ſie verloren. Und dann ſchieden wir —
Es war das letzte Mal; denn von der Zeit

Digitized by Google

Verstrichen viele Jahre, bis ich wieder
In diese Gegend kam.

Neun trübe Jahre
Von ihrer Trennung an, neun lange Jahre
Schleppte sie in ruhloser Wittwenschaft
Sich hin, Gattin und Wittwe. Oh! es muß
Grausam der Gram ihr Herz zerfressen haben!
Ich hab' gehört, mein Freund, in jener Laube
Sey sie gesessen oft allein, den halben
Sonntag hindurch, wo ruhte das Geschäft;
Und wenn ein Hund vorbeilief, so verließ sie
Den Schatten, um hinauszuschaun. Sie saß
Auf dieser alten Bank viel Stunden lang,
Und immer in die Ferne strebt' ihr Auge
Geschäftig, sich Gestalten schaffend, die
Das Herz ihr pochen machten. Seht den Pfad hier,
Kaum sichtbar mehr, von Gras ganz überwachsen,
Hier ging sie manchen warmen Sommertag,
Aus einem Streifen Hanf, den um den Leib
Sie sich gelegt, den langgezognen Faden,
Hinter sich gehend, spinnend, auf und ab.
Doch wenn ein Mann vorbei kam, dessen Kleidung
Zeigte des Krieges Noth, oder ein Krüppel
Von Bettler in Matrosentracht, so ließ
Das Kind, das daß. um das Rad zu treiben,
Ruhn sein Geschäft; und sie mit bebender Stimme
That zaglich manche Frage; und wenn jene
Vorüber waren, die nicht Trost ihr brachten,
Da ward ihr Herz noch trauriger. Und dort
Bei jenem Thor, welches dem Wandrer sperrt
Den Weg, stand oft sie; kam ein fremder Reiter,
So schloß sie auf und sah bekümmert ihm
Ins Antlitz; glücklich, wenn in seinen Zügen
Ein sanft Gefühl sie zu entdecken glaubte,
Das ihr den Muth, auch an ihn zu richten
Die gleiche traur'ge Frage. Mittlerweile
Sank ihre arme Hütte in Zerfall,
Denn er war fort, deß Hand, beim ersten Drohen
Des frostigen Octobers, jede Ritze
Verschloß, und mit den Bündeln frischen Strohs
Das grüne Dach verstopfte. So durchlebte
Allein, gleichgültig, sie den langen Winter,
Bis Kälte, Thau und Regen untergruben
Ihr Haus; die Feuchtigkeit bei Nacht, im Schlaf,
Erkältete die Brust ihr; wenn es stürmte,
Wühlte der Wind in ihren lump'gen Kleidern,
An ihrem Feuer selbst. Doch sie behielt
Lieb die armsel'ge Hütte; nicht um Welten
Hätt' sie davon sich trennen mögen; immer
Nährten die lange Straße und die rohe
Bank Eine qualenvolle Hoffnung, fest
In ihrer Brust gewurzelt; hier, mein Freund,
Blieb sie noch krank; hier starb sie — diesen Trümmern
Die letzte, menschliche Bewohnerin."

Der Alte schwieg; erschüttert sah er mich
Mich unwillkürlich von der niedern Bank
Erhebend, wandt' ich, weich, zur Seite mich,
Und nicht einmal vermocht' ich, ihm zu danken
Für die Erzählung. Ich stand da, mich lehnend
Ueber die Gartenmau'r und überspann
Des Weibes Leiden; und ich glaubte Trost
Zu schöpfen denn, indeß mit Wenderliebe
Ich — in ohnmächt'gem Leid — sie segnete.
Endlich zu ihrer Hütte kehrt' ich wieder,
Gerührt, und mit noch herzlicherem Triebe
Sucht' ich das Walten des geheimen Geists
Der Menschlichkeit, der in der ruhigen
Vergeßlichkeit der wechselnden Natur,
Unter den Pflanzen, Unkraut, Blumen, unter
Still wucherndem Wachsthum fortlebte noch.
Der alte Mann bemerkte dieß und sagte
„Mein Freund! genug habt Ihr dem Leid gezollt;
Mehr heischt von Euch nicht das Gebot der Weisheit;
Seyd froh und weise, lest nicht weiter mit
Dem unberuf'nen Aug' verborgne Dinge.
Sie schläft in stillem Grund, und hier ist Friede.
Wohl noch erinn' ich mich, daß diese Federn,
Das Unkraut, an der Mauer das hohe Gras
Vom Nebel und vom Regen überzittert,
Als einst ich ging vorbei, solch friedlich Bild
Von Ruh' ins Herz mir prägten, so besänft'gend
Und harmlos, und so schön abstachen gegen
Die wogenden Gedanken meiner Seele
Daß Alles, was wir von trostlosem Kummer
Bei Wechsel und Zerstörung fühlen, all
Der Gram, den hinter sich die flücht'ge
Erscheinung läßt: ein nicht'ger Traum mir schien,
Der nicht im sonn'gen Tage der Betrachtung
Kann leben. Und so wandt' ich meine Scheitte,
Und meine Wegs ging ich, beglückten Sinns."

Er schwieg. Und bald sandte, sich abwärts neigend,
Die Sonne schräge, weiche Strahlen, die
Uns trafen, während auf der niedern Bank
Wir saßen bei den Ulmen; und wir merkten,
Gemahnt so, daß die mildre Stunde kam.
Ein Häufling jauchzte aus den luft'gen Bäumen,
Laut sang die Drossel, und noch andre Lieder
Bevölkerten die mildre Luft, fern hörbar
Auf stand der Alte, und mit rüst'ger Miene,
Voll Wandermuth, ergriff er seinen Stab,
Zuwerfend beide einen Abschiedsblick
Dem stillen Haus, verließen wir den Schatten,
Und eh' die Sterne blinkten, nahm uns auf
Unser Nachtlager, eine Dorfherberge.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. G. v. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 235.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 August 1839.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

Von den Ereignissen, welchen man auf der Reise begegnet, verdienen in der That auch kleine, unbedeutende, der Erwähnung, weil sich darin oftmals das Eigenthümliche im Charakter der Völker am deutlichsten abspiegelt. Ein studirter Nordländer kömmt, um ein Beispiel davon zu geben, nach Spanien, etwa mit der maulthiergeschirrten, lustig schellenden Diligencia. Abends in der Posada, wo Nachtlager gehalten wird, bringt er sich an der reich und zierlich besetzten Tafel mit Hülfe feuriger Weine bald über die dabei herrschende spanische Förmlichkeit, um nicht Steifheit zu sagen, hinweg. Man erhebt sich vom Tische, und unser Reisender kann nicht umhin, der hübschen, freundlich blickenden Kellnerin, die ihm sofort von allen ihren Landsmänninnen eine günstige Meinung beibringt, ein Zeichen seines Wohlwollens zu geben, indem er harmlos ihre feine Hand ergreift und einige trauliche Worte an sie richtet. Wenn ihm nun das schlanke Mädchen schnell ihre Hand wegziehend, in halb ernstem, halb schalkhaftem, doch entschiedenem Tone darauf entgegnet: „Bitte, mein Herr, das ist hier zu Lande nicht Sitte!" und begütigend hinzufügt: „doch muß man Sie wohl ob Ihrer Art entschuldigen, weil Sie augenscheinlich Franzose (frances, Franke) sind;" — wenn er dabei das geheime, stolze, an Hohn streifende Beifallslächeln der andern Spanier wahrnimmt, und er sich nur durch einen Gemeinplatz aus der unerwarteten Verlegenheit zu ziehen weiß: so verschafft ihm dieser geringfügige Vorfall vielleicht einen hellern Blick in den spanischen Volkscharakter, als mancher enggedruckte Bogen spanischer Geschichten es vermocht hätte.

Dasselbe geschieht, wenn der Reisende, auf anderm Wege in Spanien eintretend, den ersten Maulthiertreiber (arriero) in aufrechter Haltung, unter leichtem Lüpfen seines altmodischen Huts, einem ernsthaften Granden erster Classe zum Abschied voll Anstand die Hand schütteln sieht mit dem Gruße: Adios, Señor, va Usted Cavallero con Dios (Leben Sie wohl und gehen Sie, Herr Ritter, mit Gott!)

In diesem Sinne, darf ich hoffen, wird auch das Nachfolgende aus meinen Reisenotizen nicht ohne Interesse gelesen und als ein kleiner Beitrag zur Kunde des spanischen Lebens betrachtet werden.

1. Der Prado. — Die königliche Familie.

Wie schön! wie himmlisch ihre Augen!
Wie sanft, leutselig sie doch schauen!
Vereint seht auf der Stirn der Hohen
Die Majestät und Anmuth thronen. — *)
Don Manuel Breton de los Herreros.

Zur gewöhnlichen Stunde (6 Uhr Abends) begab ich mich nach dem Prado, dem täglichen Sammel- und Spazierplatz der eleganten Welt von Madrid und Hof. Man fluthet bereits in einem eigentlichen Menschenstrom vorwärts, wenn man sich dem Thore von Alcala nähert. Von hier aus hat man einen reizenden, imposanten Anblick auf den schönsten und edelsten Stadttheil und über den baumreichen, duftenden Prado hin, mit seinen wasserspeienden Löwen und Drachen, den ihn erfrischenden Springfluthen und den eben noch bunt darauf herumschwärmenden Menschen. Auf dem mittlern breiten, freien Gange des Prado, zwischen den Baumalleen zu beiden Seiten, welcher Gang sehr passend der Salon heißt, entwirrte sich allmählich das Gedränge, und die Menge der Fußgänger ordnete sich in eine lange, fortlaufende Reihe, wie zu einem Band oder einem Seil ohne Ende, das sich in einer langgezogenen Ellipse bewegt. Mir schien das Wandeln im Schatten der Bäume vor dem in der Sonne den Vorzug zu verdienen, und erst als ich mich an dem Modell des schönen, den Patrioten von 1808, die sich dem Tode weihten, bestimmten Denkmals, das die Inschrift trägt:

„Antes morir que ser esclavos"

defeuert hatte, reihte ich mich dem großen Bande an.

Alsbald begegnete ich dem Cortesdeputirten, Hrn. de O..., welchen ich zu sprechen wünschte. Er kam eben aus dem Palaste

*) Cuán hermosa! Sus ojos celestiales
Cuán apacibles miran!
Ved en su fronte pura
La magestad grabada y la dulzura.

Digitized by Google

der Cortes und erwartete auf dem Prado Gemahlin und Tochter. Diese erschienen auch bald in geschmackvollem Anzug und wie alle andern Damen mit den Nationalabzeichen der Spanierinnen versehen, dem vielbedeutenden sprachekundigen Fächer (des Herzens Dolmetscher, wenn der Mund schweigen muß), und der Mantilla, woraus der Schönen in jeder Falte eine Grazie lächelt. Wir wogten in den beiden langen Reihen der Fußgänger auf und ab, setzten uns mitunter auch auf die Stühle nieder, welche täglich in langen Doppelreihen in der Mitte des Salons aufgestellt werden, und ruhten uns einen Augenblick von der langsamen, ermüdenden Bewegung aus. Es hat einen eigenthümlichen, täglich neuen Reiz, der nur in den Gebräuchen dieses Landes dargeboten wird, alle Schönheiten und Berühmtheiten der Stadt mit einem Male in zwei großen, von Lebenslust rauschenden Strömen voll innerer, beweglicher Mannichfaltigkeit, aus denen Augen hervorglänzen, freundlich lachend wie Veilchen und Vergißmeinnicht am Bache, feurig wie die Sonnen am Himmel, an sich vorüberziehen zu sehen. Man wird dieses Schauspiel nicht müde, wie oft es sich auch wiederholt, denn in ihm sind Dichter, Mimen, Zuschauer einerlei, die Bühne ist die Welt, und Jedermann, weil er darin agirt, ohne daß er es weiß, spielt seine Rolle vortrefflich. Es ist ein ächt nationales Schauspiel: eine mehr als tausendjährige, von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Praxis hat den Mitspielenden die höchste Virtuosität verliehen, und läßt keinen Mißklang, keinen Fehlgriff, nichts Störendes sich einschleichen. Ich kann mir keine Spanierin ohne Fächer, Mantilla und Liede vorstellen, keine spanische Stadt ohne Paseo, kein spanisches Leben ohne die Pradostunde. Diese Dinge sind nicht bloß in der Gewohnheit, sie sind in Klima, Boden und Volkscharakter begründet. Mantilla und Fächer schützen vor Sonne und Staub, die plumpen Handschirme sind unnöthig, da es selten, im Sommer gar nicht regnet; Klima und nackter Boden machen einen schattigen, frischen Ort zum Lustwandeln nöthig, Tagesschwüle und ein geselliges Bedürfniß der Nation bestimmen dazu eine feste, abendliche Stunde. Dem Ausländer mag die Sitte in der Ferne langweilig und albern erscheinen, aber ein solcher sich antik bewegender Menschenstrom hat für mich mehr Anziehendes als alle unsere pantomimischen Künsteleien oder als das Betrachten des schönsten Flusses, des von Goldfischen schwimmenden Baches oder irgend anderer Naturscenen, deren Genuß uns doch ebenfalls niemals ermüdet, wenn er sich auch täglich erneut.

Auf dem Prado ein ernstes Gespräch mit dem Cortesdeputirten anzuknüpfen, war unmöglich. Nicht etwa verbot es eine höfliche Rücksicht für unsere weibliche Gesellschaft, denn diese fand hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung in Anmuth entwickelndem Gehen und Bewegen, in Sehen und Hören, in Lächeln, Nicken und Zuflüstern; noch weniger jene nützliche Vorsicht, welche uns in der lieben Heimath auf öffentlicher Straße alles Politisiren vermeiden läßt, denn hier gilt jetzt Freiheit der Rede im weitesten Sinne des Worts, und von einer geheimen Polizei ist mir glücklicherweise noch keine Spur vorgekommen: aber da flogen leichte Winke, scherzhafte und grüßende Zurufe und Antworten hin und her, hier fesselten den Blick die klarsten, antiken Formen, dort lachten die schönsten, großen Augen, oder sie schossen Feuerblicke mit glühenden Pfeilen, da war ein so stetes Wechseln in den vorüberschwebenden Gestalten, ein so frisches, lebendiges Treiben und Dringen, daß man unmöglich einen Gedanken anhaltend verfolgen konnte. Zudem —

Oh ventura! Deidades de Hipocréne,
Cantad ledas, cantad. Ya se avecina
La sin igual Cristina —

Zudem nahte eben die Regentin Cristine und die königliche Familie, welche die Pradostunde selten versäumt, in prächtigen Kutschen. Neben der Bahn für Fußgänger, dem Salon, läuft nämlich eine andere, kaum minder belebte, für Reiter und Wagen, und viele Personen nehmen abwechselnd an beiden Theil. Hier sieht man die feurigsten, stolzesten andalusischen und afrikanischen Pferde, prächtig geschirrt und verziert, und fast nur in zierlichem oder wild gestrecktem Gallop, im sich täglich erneuenden Schönrennen; die jungen Granden entwickeln ihre Meisterschaft in der Reitkunst, der sie von Kindheit an mit Vorliebe obliegen; — zuweilen jedoch wird man auch, Allen zur stillen Belustigung, an den Ritter von der traurigen Gestalt und dessen abgemagerte, knochenstrotzende Rocinante erinnert. Die Reiter schwärmen um die mit hübschen, freundlichen Mädchen und Frauen besetzten eleganten Wagen, die theils von Pferden, theils von großen, langohrigen Maulthieren gezogen werden. Die königlichen Wagen sind stets mit sechs Pferden oder Mulas bespannt, und haben mindestens zwei Seitenreiter. In einem derselben, dem zum Schutze *) nicht minder als zum Prunke einige Leibgardisten zu Pferde vorausſprengten, andere nachjagten, noch andere zur Seite blieben, befand sich die kleine unschuldige Königin Isabella mit ihrer Schwester Luisa und einer Erzieherin. Es sind zwei allerliebste, freundliche, gesunde Mädchen. Die Züge Isabellens **) sind die ihres Vaters, des Königs Ferdinand; nur das blonde Haar, die hohe Stirn und die großen, schönen, blauen Augen hat sie von ihrer Mutter. Sie ist jetzt sieben Jahre alt, und für dieß Alter ziemlich groß und entwickelt. Sie hat viel Freundliches und Sinniges in ihrer Gesichtsbildung wie in ihrem Benehmen. Die zarten, durch weiße Handschuhe vor Sonne und Staub geschützten Händchen sind unaufhörlich in grüßender Bewegung, und nach jeder Spazierfahrt gewiß äußerst ermüdet Jedermann „klatscht dem englischen Kinde Beifall," und wo die kleine Königin nur erscheint, umrauscht sie der lebhafte Zuspruch des Volks:

Ved, ved! es ella! es ella!
La adorable Isabella!

(Schluß folgt.)

*) Der Leser wird sich der wiederholten Angriffe erinnern, die von Carlisten auf die königlichen Wagen in einiger Entfernung von der Stadt ausgeführt wurden.

**) Isabelle wurde am 10 October 1830 geboren; die Vermählung König Ferdinands mit Cristine fand am 11 Dec. 1829 statt.

Die Kalmücken an der Wolga.

(Schluß.)

Die Dsungaren hatten schon in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, nach dem Falle des Hauses Tschoroß, von den östlichen Mongolen sich getrennt, und für sich unabhängig von ihren Stammgenossen zu leben angefangen. Sie nahmen damals keinen Antheil an den Kriegen zwischen China und den Kalchas; sie bedurften der Ruhe nach den heftigen Erschütterungen, die rasch auf einander folgten, und endlich mit dem Tode Esen's (im J. 1453) ihrer Macht einen entscheidenden Schlag versetzten. In diesem Zeitraume, der etwa 150 Jahre dauerte, hielten sie sich von dem Kriegsgeräusch entfernt, und traten in Handelsverbindungen mit den ihnen unterworfenen östlichen Turkstämmen, welche manchmal mit reichen Karawanen zu ihnen kamen, und Vieh nebst andern Erzeugnissen ihrer nomadischen Industrie von ihnen eintauschten. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts erschienen die Oirat abermals auf dem politischen Schauplatz, und suchten ihre frühere Macht wieder herzustellen, geriethen aber, geschwächt durch innere Uneinigkeit, in der Mitte des 18ten Jahrhunderts völlig unter die Herrschaft China's. Die Turkestaner, als ihre Unterthanen, mußten nothwendig den innigsten Antheil an diesem Kampfe nehmen, und hielten sich abwechselnd bald zu dieser, bald zu jener der feindlichen Parteien. Dieser enge Verband zwischen den Siegern und Besiegten war Ursache, daß die Dsungaren mit den Turkestanern gleichsam zu einem politischen Körper zusammenschmolzen, von ihnen viele Gewohnheiten entlehnten, ihren rohen Dialekt milderten, und selbst eine Menge türkischer Worte in ihre Sprache aufnahmen. Die Torgouten, welche sich in den Steppen an der Wolga niederließen, unterhielten gleiche Verbindungen mit den benachbarten Tataren, wie früher mit den östlichen Turkstämmen. Der Einfluß des türkischen Stammes wurde also hier nicht nur nicht schwächer, sondern drang noch tiefer in das Leben der Kalmücken ein. Dieß ist die Quelle der Verschiedenheit in der Mundart und in einigen Gewohnheiten, die man zwischen den Kalmücken und Mongolen bemerkt.

Wenn die religiöse Abhängigkeit von Tibet, die Verwandtschaftsbande mit der Dsungarei und die eigenthümliche Schrift nicht den Volkscharakter der Kalmücken gestützt hätten, so hätten sie sich vielleicht ganz unter ihren Nachbarn verloren. Die eigene Schrift erhielten die Kalmücken in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, höchstens 50 Jahre nach ihrer Annahme des Buddhismus. Der Ruhm dieser geistigen Revolution gebührt einem berühmten Ghelun, der den Titel Saja Pandita oder Ramdschumba führt, und lange Zeit an dem Hofe des Dalai Lama gelebt hatte, wo er viele Bildung und die höhern, geistlichen Grade erlangte. Nach seiner Rückkehr aus Hlassa bemühte er sich eifrig um die Bildung seiner geistlichen Heerde, aber seine Arbeiten wurden nur durch geringen Erfolg belohnt, weil die mongolischen Schriften für die Kalmücken nicht sehr verständlich waren, und die mongolische Schrift, deren er sich bediente, zu den weicheren Lauten ihrer Mundart nicht recht paßte. Allerdings ist das mongolische Alphabet sehr unzureichend: es sind manche gleichartige Buchstaben darin, womit ganz verschiedene Töne ausgedrückt werden. Außerdem haben die Mongolen durch die knechtische Nachahmung der tibetischen Wortdeugung in ihre Büchersprache eine Menge grammatischer Formen eingeführt, welche in der Rede nie gebraucht wurden und nie gebraucht werden; dadurch hat sich die Bücherssprache von der gesprochenen so getrennt, daß ungebildete Leute nur mit Mühe verstehen können, wenn man ihnen aus irgend einem Buche vorliest. Saja Pandita vermied bei der Bildung seines aus dem Mongolischen umgeformten Alphabets diese Mängel: er ersann für jeden Laut ein besonderes Zeichen, und paßte die Bücherssprache der gesprochenen an. Dann übersetzte er tibetische Werke in seine Muttersprache, und schrieb sie mit seinen Buchstaben nieder. Dieß hatte einen großen Einfluß auf die Bildung der Kalmücken, welche von dieser Zeit an gern die Bücher annahmen, und die Schrift verbreitete sich rasch unter ihnen. Wenn die Grundlehren des Buddhismus ihnen so unzugänglich und dunkel blieben, wie zuvor, so machte doch wenigstens ihre Verstandesbildung für das bürgerliche Leben bedeutende Fortschritte. Anfangs beschäftigten sich, gelockt durch das Beispiel Saja Pandita's, viele Kalmücken eifrig theils mit Uebersetzungen aus der tibetischen Sprache, theils mit eigenen Arbeiten geistlichen Inhalts; leider aber wurde der größte Theil der besseren Schriften von den Torgouten bei ihrer Flucht nach der Dsungarei mitgenommen, und die gelehrtesten Ghelun's, welche sich fortwährend um die Person des Khans befanden, zogen mit den Uebrigen in ihr Vaterland zurück. Dieser wichtige Verlust gab der geistigen Thätigkeit der in Rußland zurückgebliebenen Kalmücken, welche ihrer Musterwerke sich beraubt sahen, den Todesstoß, und sie verloren ganz die Lust an literarischen Beschäftigungen. Jetzt begnügen sie sich mit dem, was sich zufälligerweise bei Privatpersonen oder in den Churuls der Fürsten erhalten hat, welche dem Khan Ubaschi nach der Dsungarei nicht folgen wollten, oder nicht folgen konnten. Gegenwärtig lebt das Kalmückenvolk in Rohheit dahin; die Ursachen dieses traurigen Zustandes liegen in dem großen Mangel an Bildung bei der Geistlichkeit, und in den egoistischen Ansichten der Fürsten, welche die geistige Entwicklung bei ihren Untergebenen zu unterdrücken suchen, aus Furcht, sie möchten die heilige Taufe annehmen. Trotz aller Bemühungen der Localbehörden, Aufklärung unter den Kalmücken zu verbreiten, bildet dieser letztere Umstand stets das bedeutendste Hinderniß. Jetzt ist bei der Oberverwaltung eine Lehranstalt eröffnet, deren Zweck darin besteht, der kalmückischen Jugend den ersten Unterricht zu ertheilen, und russische Knaben zu tüchtigen Dolmetschern und Uebersetzern zu bilden.

Comprimirter Torf.

Man hat schon so viele Versuche angestellt, um diese Aufgabe genügend zu lösen, ohne der Heizkraft des Torfes zu schaden. Die englischen Blätter machen großen Lärm von dem nach mehrern Proben

Digitized by Google

gelungenen Versuch Lord Willoughby's de Eresby, und die Litterary Gazette vom 3 August nimmt keinen Anstand einer ziemlich unvollständigen Nachricht von der Erfindung des genannten Lords, der ein Patent darauf nahm, aber geneigt ist, die Sache auch Andern unentgeltlich mitzutheilen, folgende Bemerkungen anzuhängen: „Der Werth dieser Erfindung ist für Schottland und Irland, so wie für einige Theile Englands, wo Torf in Menge, aber keine Kohlen gefunden werden, ganz außerordentlich; Moore und Wüsten können dadurch productiv gemacht und mit einer geschäftigen Bevölkerung bedeckt werden; diese Erfindung allein ist hinreichend, um eine völlige Umwandlung im Lande herbeizuführen, und da Wohlhabenheit und Ueberfluß zu verbreiten, wo bisher Elend und Mangel herrschte." Man betrachtet demnach diese Erfindung, welche aus comprimietem Torf ein „vortreffliches Ersatzmittel für Kohlen" macht, für eben so wohlthätig, als die Entdeckung und Bearbeitung von Kohlenbergwerken. Wir heben aus der obenangeführten Mittheilung der Litterary Gazette noch folgende Punkte aus: Der zum Comprimiren bestimmte Torf muß schwarz und frei von Fibern seyn, denn ein anderer würde die Kosten nicht lohnen; man muß den Torf in der gewöhnlichen Größe, nämlich 8" lang und 5" breit und eben so hoch, stechen, denn alle Versuche, größere Massen zu comprimiren, haben fehlgeschlagen. Vor dem Pressen muß man die Stücke fünf bis sechs Tage unter einem Schuppen trocknen lassen, und nach dem Druck müssen sie gleichfalls gedeckt gehalten werden, bis die Feuchtigkeit ganz weg ist. Alle Versuche, Torf vermittelst künstlicher Hitze auszutrocknen, haben fehlgeschlagen. Gehörig gepreßt wird der Torf um ein Drittheil kleiner, hart und compact, und seine Farbe ist fast schwarz. Unter mehrern Verwendungsarten wird die bei Stahlbereitung besonders hervorgehoben, weil der Torf ganz frei von Schwefel ist. Es sind bereits völlig entsprechende Proben damit gemacht worden, und die aus der Fabrik der HH. Philp und Wicker hervorgegangenen chirurgischen Instrumente tragen die Aufschrift: „forged with peat" (geschmiedet vermittelst Torf).

Chronik der Reisen.

Capitän Th. Skinners Reisen in Vorderindien, von Calcutta am Delta des Ganges bis Gangotri, unfern seiner Quelle im Himalaya.

(Schluß.)

Von Gangotri kehrte Skinner über Nielung, Mukba und Reithal zurück. Nielung, ein Dorf an der Gahni-Ganga, 10,111' hoch gelegen an der Gränze von Undett, dem Lande der Ziegen, von welchen die Shawlwolle kommt. In dieser Gegend verwendet man die Schafe als Pack- oder Lastthiere, indem man ihnen 30 bis 40 Pfund schwere Beutel mit Mundvorräthen und mit Getreide auf den Rücken legt. Auf solchen Wegen sind nur Schafe, höchstens auch Ziegen brauchbar. Auf diesem Marsche kamen dem Capitän Skinner auch weiße Bären und Moschusthiere vor. Von Mukba weg mußte er über einen bei 50' hohen, fast senkrechten Fels hinabgleiten. Uebrigens widerhallten die Thäler von Gesang und Musik, da eben die Ernte eine außerordentliche Fröhlichkeit herbeiführte. Zu den höchstens 7 englischen Meilen von Suchi bis Dungal brauchte er so viel Zeit, wie zu 30 in England. Von Tearo wateten sie über zwei Stunden in einem Moraste. Reithal ist das beste Dorf dieser Gegend mit einem Tempel des Mahadeo. Sie waren entzückt über die veränderten Scenen und über das vergleichungsweise nur ebene Land. Die Hindu begrüßten mit der lebhaftesten Freude ihre heiligen Pflanzen, den Dona, die Ceder (Deo-Dhar), deren weiches Holz man meist zum Bauen verwendet, während ihr Schatten sonst gewöhnlich die Pagoden schirmt. Reithal liegt 6668' hoch und zählt 55 Häuser, die zwei, auch drei Stockwerke hoch, aber von Holz gezimmert sind. Unten befindet sich der Stall, im zweiten Stock der Kornboden und im dritten wohnt die Familie. Die Wände bestehen aus langen Cederbalken und Steinen, ringherum läuft eine Gallerie und das Schindeldach ragt weit über die Grundmauern weg.

Von Palu aus war schon das Klima anders, alle 2 bis 3 englische Meilen Dörfer und freundliche Gärten am Ganges. Fremde werden in den Dorfschaften von Faullenzern und Neugierigen umringt und in ihren Gebärden nachgeahmt.

Nicht ganz drei Meilen von Reithal liegt Ghosali, die Gegend der Fasanen, und sechs Meilen von Ghosali ist Reithall. Die Canäle der Reisfelder sind mit großer Geschicklichkeit angebracht und mit vieler Sorgfalt gegraben; sie erhalten ihr Wasser von den abrieselnden Bächen. Es empfängt jede Terrasse des abhängigen Feldes von der höchsten bis zur untersten ihr Wasser. Dieselbe Bewässerungsart findet man in Ceylon. Auch die Getreidefelder sind sehr sorgfältig angebaut. Das Dorf Barahat ist, seitdem die Gangesquelle hier war, noch heilig. Den hölzernen Tempel umschattet ein hoher Wallnußbaum, in dessen Stamme viele religiös-mythologische Embleme zu sehen. Es fehlt hier, wie gewöhnlich in ähnlichen Wallfahrtsorten, nicht an Wunderlegenden. Der Ort ist meist voll Unglücklicher, welche diesen gefahrvollen Weg zu Indra's Himmel unternahmen. *)

Die Felder sind voll Rebhühner, Tauben und anderer Vögel. Im Schatten von Feigenbäumen, an einer klar aufsprudelnden Quelle, wurden hier Feigen, Preißelbeeren und Weizenkuchen gefrühstückt. Von Patthoeah weg, wo sie dagegen ihr Frühstück mit unzähligen Fliegen theilen mußten, richteten sie auf den rauhen Steinen und bei dem Waten durch Bäche und Sümpfe ihre Fußbekleidung fast ganz zu Grunde. In dem weiten, schönen, glücklichen Thale von Ghinalli, wo die Hitze im Schatten zu 98° stieg, trafen sie die ersten Mangobäume und die ersten Elephanten dieser Gebirgsreise; sie fanden hier sehr reichlichen Honig und vier Fuß lange, giftige Schlangen. In der Gegend von Lugrassa gibt es viele Adler. Skinner schoß einen, der 9 Fuß maß. Den ganzen August hatten sie Regen, aber fast immer eine Wärme von 60°. Ehe sie das herrliche Hochgebirge verließen und durch Debra und den Khere-Paß, wo die Gegend der Tiger, Hyänen und Schakale, wieder die schwülen und langweiligen Ebenen betraten, ergötzte sich Capitän Skinner noch zum letztenmal an einem prächtigen Sonnenaufgange, bei dem das ungeheure Schneegebirge in allen Farben schillerte. „Wo ist wieder, rief er aus, so eine Pracht! Wenn die Schwierigkeiten und Beschwerden, sagt er am Schlusse, zehnmal größer gewesen wären, so würde ich diese Reise dennoch unternommen haben. Ich habe erfahren, wie unerquicklich ein Leben der Schwelgerei und Bequemlichkeit ist im Vergleiche mit solchen Genüssen der Kühnheit und Anstrengung!"

*) Indra, dem weiblich die Indrani zur Seite steht, thront auf dem Gipfel des Meru; sein Reich ist die Drei-Himmelswelt des Swaega, die Wohnung der guten Geister, deren Fürst er ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 236.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 August 1839.

Die Unterbrechung des Opiumhandels.

Die englischen Zeitungen haben vor wenigen Tagen berichtet, daß die Maaßregeln der chinesischen Regierung gegen den Opiumhandel endlich so ernstlich geworden sind, daß der englische Resident in Canton sich genöthigt sah, alles im Besitze der dortigen Opiumhändler befindliche Opium an die Chinesen auszuliefern, um schlimmern Folgen, theils gegen die Personen, indem diese mit Gefangensetzung bedroht waren, theils gegen den ganzen englischen Handel auszuweichen. Die Chinesen haben alles ihnen übergebene Opium verbrannt, und die Opiumhändler wenden sich nun um Ersatz an die englische Regierung oder an die Directoren der ostindischen Compagnie, haben aber wohl weder von der einen noch von der andern einen Ersatz zu hoffen.

Der Opiumhandel ist ein schlagender Beweis des gemeinen Krämergeistes, der immer noch die ostindische Compagnie beherrscht. Da man die nachfolgenden Angaben und Ansichten für übertrieben halten könnte, so bemerken wir hier zum voraus, daß wir auch nicht Eine Behauptung aufstellen, die wir nicht aus Bruchstücken angloindischer Blätter, wie sie das Asiatic Journal mittheilt, urkundlich belegen könnten, und wer dieses Journal kennt, wird wissen, daß es keine der Politik und dem Verfahren der Directoren feindliche Polemik verfolgt. Daß die Compagnie den Opiumhandel als Monopol ausübt, möchte noch hingehen, aber die Art, wie sie dieß Monopol ausübt, läßt sich unmöglich mit einem andern Namen, als mit dem einer gemeinen Krämerpolitik bezeichnen. Wir müssen hier jedoch zuerst auf das ungeheure Steigen des Opiumverbrauchs in China aufmerksam machen: in den ersten zehn Jahren dieses Jahrhunderts betrug sie (nach Mac Culloch) 2500 Kisten (à 149½ Pfd.) jährlich, in dem Jahre 1821 22 betrug sie 4628 Kisten; nun aber war die Zunahme reißend: nach einer officiellen Liste (Asiatic Journal Oct. 1836) betrug sie im Jahre 1827 28 9535 Kisten, und stieg bis zum Jahre 1835 36 auf die ungeheure Zahl von 26,000 Kisten. Kein Wunder, daß die chinesische Regierung bald die Opiumeinfuhr als eine Nationalcalamität ansah, und immer strengere Maaßregeln dagegen ergriff, die denn endlich auch, wie die oben angegebenen Nachrichten zeigen, einen vollständigen Erfolg hatten. Welchen ungeheuren Vortheil die Compagnie aus diesem Monopol zog, mag man aus dem Nachfolgenden ersehen. Die Ausfuhr aus Bengalen betrug im Durchschnitt etwa zwei Fünftheile des Ganzen, die Ausfuhr aus Malwa, die nicht ganz unter der Controle der Compagnie stand, drei Fünftheile. Nehmen wir als Mittelzahl in den 9 Jahren von 1827/28 bis 1835 36 die Ausfuhr aus Bengalen zu 8000, die aus Malwa zu 12,000 Kisten an, so gibt dieß, die Kiste zu 1500 Rupien oder 150 Pfd. Sterling gerechnet, 12,000,000 und 18,000,000 Rupien. Man rechnet, daß die Regierung 350 Rupien für die Kiste zu zahlen habe, nehmen wir aber auch an, daß sie 400 gezahlt habe, so bleiben per Kiste 1100 Rupien gewonnen, oder nahe an 9 Millionen Rupien. Was das Opium aus Malwa der ostindischen Compagnie trug, wissen wir nicht genau; einer Angabe zufolge aber muß die Abgabe, die an sie fiel, sich auf etwa ein Fünftel des Werthes belaufen haben, also von 18 Millionen Rupien über 3 Millionen. Die ostindische Regierung hatte also von Opium in den Jahren 1827/28 bis 1835/36, oder in neun Jahren, eine durchschnittliche Einnahme von 12 Mill. Rupien, jedenfalls ein bedeutendes Item in ihrem Budget, was jetzt gänzlich zu fallen scheint.

Man ersieht aus dem Obigen, daß Malwa, das nicht direct unter englischer Hoheit steht, mehr als Bengalen lieferte. In Malwa verdreifachte an vielen Orten der steigende Absatz des Opiums den Werth des Bodens. Um sich eine Controle über die Opiumausfuhr zu sichern, hatte die Compagnie mit den Ministern einiger der am meisten Opium bauenden Staaten Verträge abgeschlossen, denen zufolge die Compagnie die Minister, auch gegen den Willen der Fürsten, in ihrer Stelle erhielt (s. Nr. 88 v. d. J.), und ihnen das nicht im Lande selbst verbrauchte Opium zu bestimmten Preisen abnahm; natürlicherweise wußten diese unabsetzbaren Minister sich das Monopol des Opiums in ihrem Lande schon zu sichern.

Allein die Compagnie war damit noch nicht zufrieden, denn wir finden eine Reihe von Angaben aus den letzten Jahren, daß sie den Ackerbauern in Bengalen den Anbau des

Digitized by Google

Opiums wider ihren Willen aufdrang, *) und überhaupt den Anbau desselben auf alle Weise begünstigte, um allmählich den Mohnbau in Malwa zu unterdrücken, wie man ihr offen in Indien Schuld gab.

Erwägt man, daß die Maaßregeln der chinesischen Regierung einen Handel vernichten, der in den letzten Jahren gegen 80 Millionen jährlich umsetzte, daß für viele Millionen Waaren vernichtet wurden, daß der Preis derselben schon im vorigen Jahre auf ein Drittheil gefallen war, **) und jetzt fast auf Null sich reduciren muß, daß also eine ungeheure Erschütterung die ostindische Handelswelt befallen hat, und eine kaum minder bedeutende Umwälzung dem Ackerbau in Malwa und in Bengalen bevorsteht, während die Regierung eine jährliche Einnahme von durchschnittlich wenigstens 12 Millionen Rupien verliert, so muß man sagen, daß nicht leicht ein Schlag die indische Regierung so hart betroffen hat, wie dieser.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

1. Der Prado. — Die königliche Familie.

(Schluß.)

In einem andern, nur von zwei Reitern begleiteten Wagen saß die Königin-Regentin mit zwei Hofdamen. Sie hat das Glück, fast Jedermann zu gefallen, bezaubert aber mehr durch Anmuth, als durch Schönheit. Bei aller Herablassung, Milde und Freundlichkeit thront in ihrer Haltung eine königliche Würde. Sie ist von mittlerer Größe, und hat volle, schwellende Formen. Ihre Augen sind wahrhaft schön; es liegt darin etwas undeschreiblich Anziehendes, Mildes, Rührendes, Geistiges; Herzensgüte lacht aus ihnen hervor, und doch zittert in ihrem Blick zugleich eine unverkennbare Schwermuth, die tief aus dem Innern zu kommen und von ihr beständig bekämpft zu werden scheint. Im übrigen ist die Königin lebensfroh; oftmals erscheint sie zu Pferde auf dem Prado, und erntet im Darlegen ihrer ganzen Anmuth und Geschicklichkeit im Reiten allgemeine Bewunderung ein. Ihre Tugend wird von der carlistischen Soldateska wie im Ausland vielfach angegriffen und geschmälert, in Madrid aber spricht man von ihren Sitten mit Achtung und Zurückhaltung. Sie ist beim Volke stets sehr beliebt. Dem Gemahl keines Königs ist so sehnsüchtig entgegengesehen worden, als ihr. Schon aus der Ferne schallten ihr Lieder entgegen, und als sie noch auf der Reise in Frankreich war, sang man in Madrid:

Die Rose von Italiens Au
Verschönert jetzund Frankreichs Gau u. s. w.*)

Keine Königin ist vom größten Theile der Nation mit solchem Enthusiasmus begrüßt, keine Frau vielleicht vor ihr von Dichtern so viel gefeiert worden, als sie. Das Volk schwärmte förmlich für die junge aufgeweckte Gemahlin seines Königs bei ihrer Ankunft in Madrid, und ahnte nur Glück; der liberale Theil der Nation baute sofort auf sie die größten patriotischen Hoffnungen. Sie bringt den Dichtern den Frühling mit, die Flüsse berauschen sich bei ihrem Anblick, wo sie geht und wohnt, da ist die predilecta mansion de los Abriles; Fluren und Garten verschönern sich durch ihre Gegenwart:

Schöner sind die schönen Auen,
Freundlicher noch anzuschauen,
Wenn Cristinens holder Fuß
Sie berührt mit süßem Kuß **)

In einem dritten größern Wagen saß en familia der Infant Don Francisco de Paula, der jüngere Bruder von Don Fernando und Don Carlos, mit seiner hochblonden, umfangreichen Gemahlin, der älteren Schwester Cristinens und der Herzogin von Berry, und mit mehreren Prinzen und Prinzessinnen, seinen Kindern. Die Regentin (la dulce y hermosa Cristina) beglückte die Pradowelt kaum eine Viertelstunde mit ihrer Gegenwart, und kehrte alsbald in das königliche Schloß zurück. Die übrigen Glieder der königlichen Familie verweilten etwas länger, und erst als auch sie sich entfernten, fing die Menge an (also mit freiwilliger Beobachtung einer gewissen Etiquette) sich vom Prado zu verlaufen. Gern nahm ich die Einladung des Hrn. de O . . . an, mit ihm behufs unserer Unterredung nach seinem Hause zu fahren. Unterwegs fand ich wieder bestätigt, daß die spanischen Frauen keine Spur, keinen Hauch von weibischer Schwatzhaftigkeit und Mosquirsucht an sich haben. Kein Wort über das eben Gesehene und Vorgekommene, nicht eine Bemerkung auf Kosten einer hübschen, abwesenden Freundin! Dieß ist ein liebenswürdiger Zug im Charakter der Spanierin. Die Pradostunde war voll genossen, vergangen und damit vergessen. Der neue Augenblick wurde nun gelebt und ausgefüllt. Die Spanierin lebt in der Gegenwart, und verliert sie nie. Sie ist nicht sentimental und doch gefühlvoll, sie ist nicht romantisch und doch voll feuriger Liebe. Ihr Herz ist von gesundem Kern, ihr Gefühl frisch und kräftig. Daher bin ich hier sehr gern in weiblicher Gesellschaft; nie fühl' ich mich darin weichlich, krankhaft, unangenehm berührt, nie meinen Geist ermattend und schläfrig. Lebendig und unmittelbar, wie es der Augenblick erzeugt, quillt das Wort aus dem schönen Munde hervor, und Seele, Körper, Hand, Auge, Stirn, Haar, Alles, wie beim Tanze, nimmt Theil an der

---

*) Sie mischte sich sogar in die Art des Anbaues, und verbot, Indigo und türkisch Korn in die Opiumfelder zu säen, was bisher häufig geschehen, und namentlich, was das türkische Korn betraf, dem Mohnbau eher vortheilhaft als nachtheilig war. S. Asiat. Journ. 1838. Kl. Schr. p. 16.

**) Dieß hatte die englischen Kaufleute so in Wuth gebracht; daß sie bewaffnete Fahrzeuge ausschickten, um das Opium trotz aller Maaßregeln der chinesischen Regierung mit Gewalt ans Land zu setzen.

*) Ya la rosa de Italia
Embellece los campos de la Galia —

**) Mas plácidos, mas bellos
Desde que estampa en ellos
La donosa Cristina
Su planta peregrina.

Digitized by Google

Rede, und gibt ihr Frische und Beweglichkeit. Tief, durchdringend, gefährlich ist mir der Blick der spanischen Frauen; sie entfalten darin eine Kraft und Beredsamkeit, eine Innerlichkeit und so unbegränzte Hingebung, daß Widerstand, wo nicht unmöglich, doch zu den schwierigsten und seltensten Dingen gehört.

Chronik der Reisen.

Expedition der Corvette Heroine.

Ein von dem Schiffscapitän Hrn. Cecille, dem Commandanten der Corvette Heroine, an den Marineminister eingegebener Bericht vom 6 November vorigen Jahres enthält genauere Angaben über die Mannschaft des Jean Bart, wovon ein Theil durch die Neuseeländer auf der Insel Chatham ermordet wurde. Wir theilen davon folgenden Auszug mit:

„Am 27 October Nachmittags ging ich von Waitangui (Insel Chatham) mit den beiden Wallfischfängern Adele und Rebekka-Sims unter Segel. Der erstere schlug unmittelbar den Rückweg nach Frankreich ein. Ich fuhr zuerst in der Richtung gegen Wairieo (Insel Pitt), in der Hoffnung, daselbst einige von den Leuten zu finden, die der Angabe nach der Ermordung der Mannschaft des Jean Bart entkommen seyn sollten. Durch Nebel und Windstille aufgehalten, konnte ich diese Insel erst am 29 erreichen. Ich fuhr, in so fern es die Klugheit gestattete, so nahe als möglich, und so, daß ich alle Gegenstände mit bloßem Auge unterscheiden konnte, an der östlichen Küste der Insel, der einzig zugänglichen, hin. Ich hatte am Besaan- und am großen Mast die Nationalflagge aufgesteckt, und ließ in kurzen Zwischenräumen einzelne Salven abfeuern, um die Aufmerksamkeit der etwa am Lande befindlichen Leute zu erregen. Um 1 Uhr sahen wir Rauch in der Nähe des Ufers, und bemerkten alsbald einige Leute, die Zeichen gegen uns machten, allein leider erkannten wir in ihnen Eingeborne, und nicht die Unglücklichen, die wir suchten. Ich legte bei, und schickte Hrn. Dubeaye, einen Schiffsfähndrich, ans Land, um etwa von den Inselbewohnern einige Nachweisungen zu erhalten; allein bei Annäherung des Bootes, in dem er fuhr, entfernten sich die Wilden, und während einer ganzen Stunde, welche dieser Offizier an der Küste blieb, ward es ihm nicht möglich, wieder auf sie zu stoßen. Erst nach Entfernung des Bootes zeigten sie sich wieder. Ich blieb bis 4 Uhr auf derselben Stelle, ohne irgend Etwas zu bemerken, was mir hätte Glauben machen können, es befänden sich Europäer auf der Insel. Da das Wetter wieder neblig zu werden drohte, hielt ich es für klug, mich mitten in diesem gefährlichen Archipel nicht von der Nacht überraschen zu lassen, und schlug einen Weg ein, um aus demselben hinauszukommen.

„Es wäre vielleicht zu hoffen, daß die vom Jean Bart entkommenen Leute noch am Leben wären, denn sechs Monate sind seit der Katastrophe verflossen, und wenn jene Unglücklichen auf der Insel Pitt eine Zuflucht gefunden haben, so würden sie vielleicht von irgend einem Schiff aufgenommen, schon ehe der Capitän Ray im Monat Junius vorigen Jahres mit der Rebekka Sims jene Insel besuchte. Bei allem dem bleibt diese Hoffnungsschimmer sehr schwach, denn einem Berichte zufolge scheint den Tag nach dem Ereigniß ein sehr heftiger Südwind geherrscht zu haben, weßhalb es nun zu wahrscheinlich ist, daß die Pirogen, auf denen sich jene Leute befanden, in die offene See verschlagen wurden, und die Unglücklichen daselbst ihr Ende fanden.

„Von der Insel Pitt aus segelte ich gegen die Insel Chatham, in der Absicht, dem Häuptling des Stammes Wangaroa, Eimaré, einen Besuch abzustatten. Ich hoffte, es würde mich ein günstiger Wind schnell nach seinem Wohnorte führen, und ich könnte ihn auf diese Weise unerwartet überraschen. Allein wir hatten immer noch Windstille und Nebel, und als ich am 1 November am Eingange der großen Bai anlangte, traf ich daselbst Nordost. Ich mußte einen großen Theil des Tages über laviren, um die Bucht von Wangaroa, wo ich um 5 Uhr Nachmittags Anker warf, zu erreichen. Der Rest des Tages wurde dazu verwendet, die Corvette zu verholen und vor Anker zu legen, wobei für Eimaré Zeit genug blieb, den Platz zu räumen.

„Am 2 November bemerkte man von Morgens an einige mit Gewehren bewaffnete Neuseeländer auf den Höhen versammelt. Nachdem um 9 Uhr Alles zur Landung bereit war, ließ ich einige Kanonenschüsse auf den Wohnort, von wo aus man uns beunruhigen konnte, abfeuern, und ging hierauf ans Land; wir zogen gegen das Gebirge, wo die Neuseeländer waren, fanden aber dabei keinen andern Widerstand, als ein mit Phormium (seeländischem Flachs) und Farnkraut überwachsenes Terrain. Nachdem wir die Höhe im Lauf erreicht hatten, sahen wir die Eingebornen in großer Entfernung von uns den nächsten Berg ersteigen. Wir verfolgten sie fortwährend bis zu einem bedeutenden Wohnorte, der etwa eine Lieue von unserem Ankerplatz entfernt lag. Wir zündeten ihn an, so wie auch einige Pirogen, die im Gebüsch versteckt waren. Nachdem wir die Hoffnung, die Eingebornen einzuholen, aufgegeben, zogen wir uns auf demselben Wege zurück, und besuchten alle Schlupfhäfen an der Küste, um darin etwa die großen Pirogen der Eingebornen und die, welche zum Jean Bart gehört hatten, zu entdecken; allein unser Suchen war umsonst. Um 5 Uhr waren wir wieder in der Bai von Wangaroa zurück, und um 4½ Uhr war die Landungscompagnie, nachdem sie zuvor den Hauptwohnort Eimaré's angezündet, wieder am Bord.

„Am 5 November um 11 Uhr segelten wir gegen die 5 Lieues von Wangaroa entfernte Bai Jean Bart. Ein bedeutender Wohnort im Hintergrunde dieser Bai wurde niedergebrannt, sammt einigen kleinen Pirogen, von denen eine aus den kleinen Masten des Jean Bart gemacht war. In der Auffuchung der großen Fahrzeuge waren wir inzwischen eben so unglücklich als zuvor. Die Mannschaft war erschöpft; die Leute hatten auf einem sehr schwierigen Terrain sechs Lieues in sieben Stunden zurückgelegt, und alle während dieses so mühsamen Marsches einen bewundernswerthen Eifer gezeigt. Ich ließ deßhalb wieder den Weg nach Wangaroa einschlagen, und um 6½ Uhr befand sich die Mannschaft am Bord der Heroine. Auf den verschiedenen Streifzügen, die wir gemacht, fand man viele Gegenstände, die dem Jean Bart angehörten, namentlich in der Bai, wo dieses Schiff zu Grunde ging. Vergebens suchte ich das Gerippe desselben; die Trümmer, die ich an der Küste sah, veranlassen mich zu glauben, dasselbe sey vom Meere zerstört worden. An den Felsen zertrümmerte Raaen, Wollenzeuge, Blöcke, Beschläge vom Steuerruder, leere Fässer, die Schiffsglocke, der Buchstabe B seines Namens in Kupfer, ein Faß Biscuit und eine Tonne mit Butter sind die Hauptgegenstände, die man gesammelt. Auch fand man in einer Hütte ein Bruchstück eines Briefes mit der Adresse des Capitäns Gautran.

Digitized by Google

Aufenthalt der Corvette zu Taiti.

„Bai Conception (Chili), am Bord der Heroine, am 17 Januar 1839.

„Herr Minister'

„Ich verließ am 5 November die Insel Chatham, um mich nach Taiti zu begeben, und begegnete am 9 dem Wallfischfänger Gange; ich befand mich damals unter 28° S. B. und 173° 25' W. L. Eben dieses Schiff traf ich in der Inseln-Bai, in Folge der Desertion von 18 Mann seiner Schiffsmannschaft außer Stand weiter zu fahren; ich setzte es dadurch, daß ich ihm 8 Matrosen von der Heroine gab, in den Stand, seine Fahrt weiter fortzusetzen. Der Capitän von Grandseigne hatte die verlorne Zeit wieder eingebracht; er hatte 2600 Fässer Oel, und sollte nächstens seine Rückfahrt nach Frankreich antreten; in dem Augenblick, wo wir uns trennten, fing er einen Wallfisch.

„Am 11 hatte ich mit dem amerikanischen Wallfischfänger Henry Aston Verkehr. Vor acht Tagen hatte der Capitän dieses Schiffes den Baillaat, von Havre, der auf dem Baagplatz angekommen war, begegnet. In diesem Seestriche (unter 38° S. B. und 168° W. L.), so wie da, wo ich dem Gange begegnete, gibt es Wallfische im Ueberflusse, weßhalb ich nicht zweifle, daß der Baillant daselbst einen großen Theil seiner Ladung machen wird. Auch unter 51 und 55° S. B. und 162 und 160° W. L. sah ich viele Wallfische. Am 26 erblickte ich die Insel Taiti, und langte am folgenden Tage bei Matavai an. Ich erfuhr, daß die Fregatte Venus und die Corvetten Astrolabe und Zelée im September vorigen Jahres zu gleicher Zeit zu Taiti, die erstere an dem Ankerplatze von Papeiti, die beiden anderen zu Matavai gewesen seyen; der Capitän der Venus habe die Genugthuung erhalten, die zu fordern er beauftragt gewesen, und sey sodann nach der Inseln-Bai gesegelt. Ich empfing an dem Tage Besuche von mehrern Häuptlingen, unter anderen kam auch der Gatte der Königin, der Häuptling Pasai, der sich stets als Freund der Franzosen benommen hat. Er redete mir zu, den Ankerplatz von Matavai, der in den Monaten December, Januar und Februar sehr gefährlich ist, zu verlassen und nach Papeiti zu gehen, wo die Königin wohnt und die Haaptniederlassung sich befindet. Am Tage darauf ging ich unter Segel und begab mich an obigen Ort.

„Hr. Moërenhout, den ich bei meiner Ankunft sah, erzählte mir, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen habe, um sich einer Gebietsstrecke zu versichern, die nur sein Haus liege, und deren Verkauf an ihn man verboten habe. Er hatte versucht, auf dieser Strecke einige Arbeiten zu seiner eigenen Sicherheit ausführen zu lassen, man hatte ihm aber bedeutet, nicht weiter darin fortzufahren. (Seit der Anwesenheit der Venus ist durch ein Gesetz den Fremden der Erwerb von Ländereien in Taiti verboten.) Ich rieth Hrn. Moërenhout, sich hierüber unmittelbar an die Regierung zu wenden, bevor wir zur Königin gingen, wobei ich die Absicht hatte, im Fall einer Schwierigkeit daraus einen Gegenstand der Reclamation zu machen, indem man merken ließe, der Consul von Frankreich müsse zu Taiti die Mittel finden, sich seinem Charakter gemäß und auf demselben Fuß wie der englische Consul einzurichten. Hierauf erhielt Hr. Moërenhout die Antwort, er könne ganz nach seinem Gutdünken über dieß Stück Landes verfügen.

„Am Freitag darauf begab ich mich in Begleitung einiger Officiere der Heroine ans Land, und verfügte mich, nachdem ich den Consul in seiner Wohnung abgeholt, zur Königin, um ihr einen Besuch zu machen. Sie befand sich in ihrem neuen Hause, das sehr schön, aber nicht ganz vollendet ist; sie erwartete und empfing uns in einem großen Gemach beinahe ohne alle Meubles; ihre Mutter, ihre Tante, einige junge Frauen, der Häuptling Tati, der von großem Ansehen und im Besitz ihres vollen Vertrauens zu stehen scheint, und noch einige andere Personen waren um sie versammelt. Pomaré erhob sich bei unserem Eintritt und reichte mir die Hand dar. Sie ließ eine taitische Frau, die sehr gut englisch spricht, näher treten, und ließ mir sagen, sie wünsche, daß diese uns als Dolmetscherin diene, indem sie wahrscheinlich das, was ich ihr zu sagen hatte, unmittelbar vernehmen wollte, ohne daß es zuvor der Uebersetzung des Consuls unterworfen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Die Coreaner.

(Aus der Canton Press. 10 November.)

Der Coreaner bietet eine groteske Figur dar. Außer einem ungeheuren Hut mit einer Spitzkappe trägt er ein paar Aermel von der mäßigen Ausdehnung eines Sackes. Dagegen sind ihre Schuhe eng anschließend, und sie sind auf ihre kleinen Füße so stolz, wie eine chinesische Dame. Die Männer zeichnen sich durch ihren symmetrischen Bau, die Weiber, die wie Lastthiere behandelt werden, durch ihre Häßlichkeit aus. Verheurathete Jünglinge lassen einen langen Zopf hinabhängen, scheeren aber dabei das Vorderhaupt nicht; ältere Leute tragen bloß ein Haarbüschel, das in einer konischen Kappe versteckt ist. Alt und Jung sind die personificirte Gravität, und sie sitzen stundenlang unbeweglich da mit der Pfeife im Munde, die selten kalt wird. Im Trinken gebrannter Wasser thut es ihnen keine Nation gleich, denn sie schlucken Alkohol wie Wasser. Ihre Branntweine sind stärker als Whiskey und Gin, und wenn einer zwei Flaschen davon getrunken hat, zeigt er noch nicht die mindeste Spur von Berauschung. In ihrem Gespräch sind sie äußerst furchtsam und scheu, und ihre Haltung zeigt oft sklavische Furcht. Ihre Sprache ist sehr sonor und deutlich. Ihr Benehmen ist ziemlich barbarisch, ja gegen Fremde hochmüthig, die sie, selbst die Chinesen, mit dem Ehrennamen von Barbaren belegen. Sie waren kaum je unabhängig; die Chinesen fordern aber von ihnen bloß Tribut, und lassen sie sich nach Gefallen regieren.

Brittischer Naturforscherverein. Dieser soll dieß Jahr in Birmingham stattfinden, allein man vermuthet, daß die Einladung wegen der dort herrschenden Gährung abgesagt werden wird.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 96** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Cheveley, oder der Mann von Ehre.** Von Lady Lyttow Bulwer. — **Luther in Frankreich.** (Fortsetzung.)

In den Abonnement dieses dem Auslande bestgelegten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Morgenblattes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. 30 kr., welche das Ausland nicht bezahlen, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 96.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 August 1839.

Cheveley oder der Mann von Ehre.

Von Lady Lytton Bulwer.

Ueber dieß sonderbare Buch, das bereits in der dritten Auflage vor uns liegt, theilen wir zuerst die Notizen und das Urtheil mit, welche sich in einer, wie es scheint, ziemlich genau unterrichteten französischen Zeitschrift finden, und werden dann einige Auszüge aus dem Buche selbst und eigene Bemerkungen folgen lassen.

„Wir haben hier," sagt der französische Berichterstatter, „eine Ehestreitigkeit in sechs Bänden, womit ganz England, wenigstens das lesende England, sich zu beschäftigen beliebt hat. Bulwer, jetzt Baronet durch die Gnade der Königin Victoria, ließ vor etwa zwei Jahren drei Bände *) erscheinen, Maltravers betitelt, welche ziemliches Aufsehen machten. Man erkannte darin manche verschönerte Züge aus dem Leben des Autors. Der Charakter von Maltravers, d. h. Bulwer, dem Literaten und Staatsmann, zeigte sich darin idealisirt unter einem durchsichtigen und glänzenden Schleier. Der Romandichter versetzte seinen Feinden Streiche, schmeichelte seinen Freunden, sprach von seinen Geliebten, cultivirte seinen eignen Ruhm und erbaute sich ein anständiges Piedestal, unter dem alle seine vom Blitz getroffenen oder knieenden Nebenbuhler sich schweigend beugten. Der Styl, die Kunst, eine gewisse ungestüme Kraft, die Sicherheit im Schreiben, der lebendige Fluß der Eitelkeit, viele glückliche und fein ausgesprochene Beobachtungen, ein richtiger, fester und rascher Ueberblick, und die Beredsamkeit des Egoismus, gemischt mit dem Talent des Schriftstellers — das Alles verschaffte dem Buch einen großen Erfolg; man riß sich darum; zahlreiche Commentare wurden dazu gemacht; man wollte wissen, wer Lumley Ferrers, der konstitutionelle Machiavellist sey, wer Castruccio Cesarini, der neidische verkannte Genius? Es wurden Namen unter die Portraits geschrieben; man machte besonders aufmerksam auf die Vergeßlichkeit Bulwers, der von seiner Frau nicht sprach und die ganze Spannung und das Interesse des Romans auf die Person einer jungen Geliebten zog, eines naiven Dorfkindes, Alice Lee (?). Die englische Gesellschaft, neugierig wie eine Prüde, und geschwätzig wie eine neugierige Prüde, hatte keine Ruhe, bis sie seine Alice Lee entdeckt hatte. Nach unverdrossenem Spüren und Forschen fand man endlich, was man gesucht. Es scheint, daß Bulwer, der Dandy-Löwe, wirklich mit eigenen Händen ein junges Mädchen aus dem Volke auferzogen und zu seinem persönlichen Vergnügen in der Verborgenheit bewahrt hatte, das er dann, seinen Feinden zufolge, empörender Weise im Stich gelassen, während nach den Aussagen seiner Freunde sie ihn freiwillig verlassen. Die Eroberungen, die Verschuldungen, die Sünden, die Erfolge — wie man sich nun ausdrücken mag — des ehrenwerthen Baronets beschränkten sich nicht hierauf; man nannte noch andre Frauen der großen Welt; es war etwas, das der berüchtigten Liste Don Juans glich. Herzoginnen reichten da Bürgerinnen die Hand, es war eine ächte Opfersarabande.

Indeß setzte die parlamentarische Truppe, welche Bulwer commandirte, ihre Angriffe gegen die Macht und ihre politischen Bewegungen fort. Ein warmer Vertheidiger der Literatur, Repräsentant der Presse, bemächtigte er sich einer in seinem Vaterlande ganz neuen Stellung — einer Ausnahmsstellung, die falsch seyn mochte, aber sehr geschickt gewählt, verwegen dem Anschein nach, in der Wirklichkeit aber leicht zu behaupten. Er sah den Zug, der Großbritannien hinriß, er erkannte seine Geneigtheit, eines Tags die Aristokratie des Talents sich gefallen zu lassen, er nahm den Radicalismus zum Bollwerk, das Talent zur Waffe, und schuf sich so seine Stellung. Wer hätte da wagen sollen, seine Sitten anzugreifen, sich über ihn zu beklagen, selbst in jenem Heimathland der Prüderie und der Etikette? Er verfügt über mehrere Journale, gebietet über einige Reviews, influenzirt beinahe auf die ganze Presse, und gehört

*) Welcher bald drei andere Bände, Alice oder die Geheimnisse, folgten.

Digitized by Google

im Hause der Gemeinen einer Fraction an, welche durch die Stimme des Volkes Wichtigkeit bekommt. Wer wird den Jagdruf anstimmen gegen den König des Waldes, wer wird ihn verfolgen, frage ich, wer? Niemand sonst als die keckste Person aus seinem häuslichen Kreise, und die unbequemste, wenn sie einmal Lust hat, es zu werden — seine Frau! Lady Bulwer wollte nicht ruhig zusehen, daß die Sachen so gingen, daß ihr Gatte nur Ruhm und nie Strafe ernte — ein vermählter Don Juan, ein Lovelace ohne Rächer, gekrönt mit dem Lorbeer der Volksgunst, ein untreuer Gatte und bewunderter Moralist, ein stattlicher Parteichef, ein Philosoph ohne Gegner. Er hatte das in den Augen der Lady Bulwer schwerste Unrecht begangen, er hatte Lady Bulwer sehr vernachlässigt. Diese, nachdem sie sich gesetzlich von ihm getrennt, sann auf Rache. Wie, meint Ihr, auf geheime, leichte, naheliegende, weibliche Rache? Wir wissen nichts davon, die Geschichte sagt nichts davon, obwohl Lady Bulwer selbst es klar anzudeuten scheint in ihrem Buch. Aber eine öffentliche Rache ist ihr Roman, dieser gegen die Ehe gerichtete Roman, von dem man seit ein paar Monaten in allen Salons in Großbritannien spricht, der den Titel hat: Cheveley, oder der Mann von Ehre.

Cheveley ist ein Factum, gegen Maltravers gesetzt.

Der Roman des Gemahls, Ernst Maltravers, wird durch den Roman der Gattin von oberst bis zu unterst umgestürzt und umgewandelt. Sie nimmt von neuem die Personen vor, die ihr Mann auf die Scene gebracht; sie zeigt sie weiß, wenn er sie schwarz gemacht; blau, wenn sie bei ihm roth sind; klein, wenn er sie in riesenhaften Verhältnissen dargestellt, beinahe wie die optischen Spiegel, welche die Gesichter verlängern oder verkürzen. Man kann sich sehr ergötzlich unterhalten an dieser doppelten romanhaften Erzählung, wo alles, was rechts häßlich ist, links anbetungswürdig erscheint, alles, was auf der einen Seite anständig erscheint, auf der andern unedel und schlecht sich darstellt. Das gefällt in England, wo man begierig ist auf solche Skandale, wo man diese häuslichen Verirrungen und verborgenen Frevel lüstern auffucht, wie eine neugierige Bürgersfrau, die nichts zu thun hat. Man vergleicht Cheveley mit Maltravers, Maltravers mit Cheveley. Man findet Sünden am Mann, Schwächen an der Frau; man lacht ganz leise und tadelt ganz laut. Die seltsame englische Welt, diese Welt der Etikette, erstarrt in ihren Gewohnheiten, fühlt sich glücklich in einer Bewegung, welche ihre todten Fluthen ein wenig aufrührt. Auf Seiten des Mannes ist viel Talent, auf Seiten der Frau ein großes Gelüsten nach Bosheit. Wenn der Gatte seine Liebschaften gesteht, nur daß er sie platonisirt, so enthüllt die Gattin mit vieler Aufrichtigkeit die Stürme ihrer Seele und ihre lebhafte Neigung für Lord Cheveley. Jener gesteht, daß Maltravers lange Zeit mit einer ländlichen Agnes Sorel gelebt, die er Clavierspielen gelehrt; diese erzählt offen von einem einsamen Abend in Venedig, wo Lord Clifford (das ist der Maltravers der Lady Bulwer) auf dem Ball war; dann kommt eine Ohnmacht, die Verletzung eines Arms durch die Brutalität des Gatten, ein aufgerissener Schnürleib, eine Nacht auf dem adriatischen Meer, Cheveley in der Nähe u. s. w. — die am wenigsten zweideutige und mit den Anforderungen der Gattenpflichten unverträglichste Scene!

(Fortsetzung folgt.)

Luther in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Ist es nicht ein seltsames Schauspiel um dieß Drama, wo kein katholisches Individuum sich zeigt, und wo alle handelnden Personen Renegaten, Tonsurirte, Mönche, Geistliche, Priester sind, die Frauen genommen haben? Evangelisten, die sich von oben erleuchtet glauben und den Fluch über einander aussprechen; Propheten und Apostel Christi, die sich rühmen, das Criterium der Wahrheit zu besitzen, und sich unter einander so wenig verstehen, als die Arbeiter zu Babel! Wir haben diese Wunde der Reformation, personificirt in ihren bekanntesten Athleten, bloß gelegt, unterlassend jedoch die Darstellung des geistlichen Sinns des Streites, welcher in das Gebiet der Dogmatik gehört.

Ein solcher Mann wie Luther lebt nicht bloß in seinen Werken und den Erzählungen seiner Zeitgenossen fort. Sein Fuß hat überall, wo er schritt, sich dem Boden so tief eingeprägt, daß er unvergängliche Spuren darin zurück ließ. Das Leben des Sachsen war zugleich ein Kampf und eine Pilgerfahrt durch Deutschland. Enthusiastische Seelen besuchen noch heute die Orte, wo die wichtigsten Ereignisse der Reformation vorgingen, wie ehemals unsere Väter sich zum heiligen Land hingezogen fühlten. Auch wir, auch wir haben diese Reise unternommen. Wir haben Eisleben, Eisenach, Erfurt, Worms, Speier, Wittenberg gesehen, Erinnerungen und Bilder sammelnd, welche zum Verständniß unsrer Erzählung behülflich seyn, und die uns bisweilen nützliche Belehrungen liefern werden. So, wenn man uns mit götzendienerischer Ehrfurcht das Glas zeigt, das Luther an die Lippen setzte, werden wir um eine Erklärung der Verachtung bitten, die unser Gegner gegen die Gebeine der Märtyrer unsers Glaubens hegen; wenn der Protestant mit Rührung unter den Baum sich setzt, unter dessen Aesten Luther bei Oppenheim eine Zuflucht fand, so werden wir wohl auch die Hand eines unsrer Heiligen küssen dürfen, der den Tod dem Meineid vorzog; und wenn man uns die Tintentropfen sehen läßt von dem Tintenfaß, welches Luther dem Teufel an den Kopf warf, so wird es uns weniger schwer werden, Gnade zu finden für diesen oder jenen Aberglauben, der uns anhaftet.

Unsre Geschichte Luthers ist ein aus Ueberzeugung und Wahrheitsliebe hervorgegangenes Buch; möge man es so beurtheilen, wie wir es geschrieben haben!"

Wir mögen, nach solchen Versicherungen, an der Ueberzeugung und Wahrheitsliebe des Verfassers nicht zweifeln; es wäre auch beinahe widersprechend, wenn ein Mann, der mit solchem, an einem Franzosen doppelt hoch anzuschlagenden, sorg-

Digitized by Google

samen Fleiß und Eifer geforscht, der so mühsam in den Quellen studirt hat, ein Werk, das die gereifte Frucht so langer Studien seyn soll, irgend wissentlich mit Ungerechtigkeit und Unredlichkeit befleckte; aber uns scheint auch dieses Buch in hohem Grade den Satz zu bestätigen, daß bei allem Streben nach Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit denn doch eine vorgefaßte Meinung oder Ueberzeugung die ganze Anschauungsweise eines Menschen wesentlich determinirt, sein Urtheil färbt und seiner Auslegung und Erklärung von Worten und Handlungen zum voraus einen unabänderlichen Stempel aufdrückt. Vielleicht ist es deutschen Historikern noch am ehesten gelungen, über Vorurtheile, vorgefaßte Meinungen und Stimmungen hinauszukommen, und Audin selbst rühmt diese Unparteilichkeit an den drei mit Namen aufgezählten Gelehrten; aber er hat es ihnen darin nicht selbst gleich gethan; er hat ihre Unparteilichkeit so zu sagen nur als ein Zugeständniß benützt, das man immer weiter verfolgen könne und müsse. Er ist ein treuer Anhänger seiner Confession; das ist an sich nur zu loben; aber es fragt sich nur, ob er dann nicht zu seiner Geschichtschreibung und zu seinem Urtheil ein confessionelles Princip mitbringt, welches die rein humane und unbefangene Auffassung insofern aufhebt, als es den Mann, mit dem es der Autor zu thun hat, vorzugsweise immer in der Eigenschaft ihm erscheinen läßt, in welcher er nach der strengsten Lehre der Kirche, welcher Audin angehört, als ein Verlorner gilt in der Eigenschaft des Ketzers. Es läßt sich allerdings der katholischen Kirche nicht zumuthen, daß sie von Luther, als welcher von ihr ausgeschieden und ihr feindselig entgegengetreten ist, anders urtheile als von jedem, der ihre Autorität nicht anerkennt, daß sie von dem schroffen Gegensatz abstrahire, in welchem er zu ihr steht, und wo sie in der Hauptsache alles Recht auf ihrer Seite erblickt; aber das dogmatische Urtheil sollte doch das historische Urtheil nicht so sehr beherrschen, wie dieß bei Audin der Fall ist; der Geschichtschreiber muß seine eignen Ansichten und Ueberzeugungen auch in den Hintergrund treten lassen können, um eine fremde Subjectivität und Persönlichkeit, so wie sie nun einmal ist, mit ihren Ueberzeugungen und Motiven, ihrer Bildung und ihrem Temperament, ihren Schwächen und Tugenden rein hervortreten, und ihr innerhalb einer gewissen Sphäre ihr Recht widerfahren zu lassen. Diese Selbstverläugnung, bei welcher natürlich doch der Wahrheit und Ueberzeugung nicht das mindeste vergeben werden darf, geht unsers Erachtens Audin ab.

Wir wollen nur auf einige Punkte in der Vorrede aufmerksam machen. Audin beklagt sich, daß die Gegner Luthers neben ihm so klein und unwürdig erscheinen, und legt dieß großentheils Luther zur Last, weil man nur seine Berichte und Schriften darüber habe oder lese, und er von seinen Gegnern und Feinden Caricaturen entwerfe. Daß Luther oft leidenschaftlich übertreibt und zu schwarz malt, kann man immer zugeben; aber liegt denn nicht sehr nahe, zu denken, daß, wenn die Schriften der Gegner verschollen sind, und die Luthers blieben, letzteren eben eine größere Vitalität und Popularität ingewohnt haben müsse? oder ist, was eine Art Vorwurf gegen Luther seyn soll, nicht eigentlich eine Rüge der Gleichgültigkeit der katholischen Partei? Mögen unter Luthers Gegnern wirklich manche Männer von Geist, Gelehrsamkeit, Witz und Wärme gewesen seyn, so überragte er sie doch, ganz abgesehen davon, auf welcher Seite das Recht war, an Talent, origineller, charakteristischer Beredsamkeit und begeistertem Feuer.

Audin stellt Luther zusammen mit dem als Freund und Beschützer der Kunst so verdienten und berühmten Papst Leo X, und gibt zu verstehen, daß, sofern das Schöne das Symbol des Sittlichguten sey, der seine Kenner und großmüthige Förderer des Schönen ein um die Gesittung und den socialen Fortschritt verdienterer Mann seyn dürfte, als der in seinen Reden und Schriften oft so derbe, unästhetische, dem Bau der Peterskirche hemmend entgegentretende Mönch. Freilich nur angedeutet wird dieß, nicht geradezu behauptet, und daher soll hier auch nichts weiter über die Plausibilität dieser Argumentation und Wendung gesagt werden.

Audin spricht Luthern alles Positive, Affirmative ab; „er konnte nichts als verneinen, und verneinen heißt zerstören.“ Luther wollte freilich nichts Neues an die Stelle des ewigen, für alle Zeiten genügenden Christenthums setzen; dieses, so wie er es in der Schrift vorfand, und wie er es von menschlichen Zuthaten zu befreien trachtete, war sein Positives; und sagen: Luther habe nur verneint, steht einem Autor übel an, der sämmtliche Schriften Luthers, seine Predigten und Schriftauslegungen gelesen hat. Als Reformator hat er allerdings verneint, was er für nicht schriftgemäß, für menschliche Zuthat und Erfindung hielt; aber als Lehrer und Prediger hat er positive Wahrheit reichlich verkündigt, und viele seiner nicht polemischen Schriften würden, vom Autor abgesehen, den Genossen des katholischen Glaubens gewiß zusagen.

Mit sichtlichem Triumph erwähnt Audin die in der lutherischen Kirche selbst bald ausgebrochnen Streitigkeiten. Allerdings sind diese, und die heftige Polemik, welche zwischen dem Urheber der Reformation und seinen Mitarbeitern sich erhob, die gewechselten Verwünschungen und Schimpfreden ein unerdauliches Schauspiel; aber neben der menschlichen Leidenschaftlichkeit thut sich hierin doch auch ein gewaltiger religiöser Eifer kund, dessen Princip Anerkennung verdient, und wenn das gegenseitige Sichverwünschen und Verfluchen allerdings das Gefühl verletzt, so muß man sich doch erinnern, daß dieß eben die Folge davon war, daß hier nicht eine unbedingte Autorität und Gewalt auf der einen Seite, und auf der andern die Pflicht passiver Unterwerfung stand.

Wir theilen noch einige Stellen aus Audins Buche mit unsern gelegentlichen Anmerkungen mit. Im ersten Abschnitt, von der Idee des Protestantismus vor der Reformation, spricht sich der Verfasser aus über die geistige und religiöse Anlage des Menschen. Gott habe ihm Gefühl und Vernunft gegeben. Werde das Gefühl schwach, so beginne der Zweifel; erlösche es, so entstehe der Skepticismus. Erlischt die Vernunft, so entsteht der Aberglaube. Aus dem Gefühl entspringt der Glaube. Die Vernunft, unruhig, unermüdlich von Natur, kennt keine

Digitized by Google

Rast und keine Schranken; ihr Streben ist ewig. Für sie gibt es keine Wahrheit; für sie ist Alles Ungewißheit, Problem, Frage und Zweifel. Sie hat schon ihren Schöpfer geläugnet, und sogar sich selbst. Ohne den Glauben wäre die Vernunft die traurigste Gabe, die der Himmel dem Menschen hätte verleihen können. Eine Weile, nach Erscheinung Christi, herrschte der Glaube allein, aber bald thaten sich die Häretiker auf, welche der Vernunft zu viel einräumen, die Vorbilder und Vorläufer der neueren und neuesten Rationalisten. Die katholische Kirche, den Papst an ihrer Spitze, bändigend die Widerspänstigen (einen Friedrich II u. A.) blieb die Inhaberin des Glaubens, und vertheidigte ihn gegen alle Ketzereien; „der Protestantismus war ein wahrer Proteus, der sich in alle Formen kleidete, um zu verführen; der als Deist, Bilderstürmer, Fatalist, Prediger des tausendjährigen Reichs, im Nothfall als Atheist auftrat, und der in seinen ewigen Transformationen nur Ein Ziel hat: den katholischen Glauben bis auf den letzten Funken zu ersticken!" — Dieß ist eine Auffassung des Begriffs von Protestantismus, gegen welche wir die Reformatoren aufs stärkste in Schutz nehmen müssen! —

„Ein stolzer Glaube an sich selbst, eine übermüthige Verachtung dessen, was man das Licht und die Einsicht der Kirche nennt, welche ihnen schon vorangeeilt ist auf ihren Wegen, die anmaßende Behauptung, daß Gott sie erweckt habe, um die Menschheit vom Verderben zu retten; die Anschauung des geheimen Sinns der heiligen Schrift, welche der h. Geist ihnen allein verliehen; der Drang, Aufsehen und Lärmen zu machen, und eine Liebe zu ihren Werken, die sie bewegt, eher dem Tode zu trotzen als sie zu widerrufen — das ist es, was allen (Ketzern) gemein ist!" — —

„Wir kommen zu den Zeiten, welche Gott zum vorübergehenden Triumph der Vernunft über den Glauben bestimmt hat;" (der Zeit der Reformation;) „wir sind im Stand zu beurtheilen, ob dieser Kampf der Menschheit nützlich gewesen ist! Ueberall, wo der Protestantismus seine Thätigkeit erprobt hat, sieht man die Geister sich verirren, sich kläglich verzehren an Streitigkeiten, die ihre Ruhe, ihre Kräfte zerstören; die Völker gewaltsam gegeneinanderstoßen und oft der Welt blutige Schauspiele geben; die weltliche Herrschaft, die das Priesterthum unterdrücken und die dogmatische Gewalt der Bischöfe erben will; die Kunst entwürdigt oder gering geschätzt; die Bauwerke, Gemälde, Statuen, die materiellen Darstellungen unsers Glaubens unwürdiger Profanation preisgegeben; den Orient dem Säbel der Osmanen hingeworfen. Und wofür das Alles? Wenn doch nur aus diesem Kampf der Vernunft gegen den Glauben eine große, die Menschheit tröstende Wahrheit hervorgegangen wäre! Aber was hat der Protestantismus gefunden? Sein einziger Ruhmestitel ist, daß er die Schrift zur einzigen Richterin über unsern Glauben ausgerufen habe. Lassen wir ihm dieß Princip, die Quelle so vieler Irrthümer, und erkennen wir an, daß nicht die lutherische Reformation es ist, die es in die Welt einführte, denn es war vor Luther vorhanden, der sich seiner bediente, um Deutschland von der Einheit loszureißen. — Die Reformation war nicht ein Zufall, sondern etwas Größeres, das fortschreitende Werk der Jahrhunderte. Luther ward von der Vorsehung erweckt, um zu vollenden, was der geschäftige Rationalismus seit so langer Zeit suchte." — „Im Augenblick, wo Luther auftrat, bereitete sich Alles für eine intellectuelle Revolution vor. Sie hätte ohne einen gewaltsamen Stoß und Erschütterung statt gefunden, wenn die Erlösung der Geister vollendet worden wäre durch die Wirkung, welche Italien nothwendig auf das Geschick Deutschlands hätte ausüben müssen; man mußte den Glauben walten lassen. Die Vernunft trug den Sieg über das religiöse Gefühl davon, aber auf Kosten der Ruhe Deutschlands, des Bluts seiner Kinder, der Künste und Wissenschaften."

Ueber das Verderben der Kirche äußert sich Audin so: „Ein trauriges Schauspiel, zu sehen wie sich die jüngern Söhne weltlicher Fürsten in die kirchlichen Würden eindrängten! es ist eine der schmachvollsten Wunden der Epoche! Vollgestopft mit Gold versteigerten sie um Geld die heiligen Dinge; es gab einen Tarif, der dem Meistbietenden die Priesterwürden überließ, und da sie Ansehen und Glanz verliehen, strömten Käufer in Menge herbei; eine heillose Simonie, unter welcher die Kirche litt! Welches Mittel gab es gegen diesen Handel? Man sagt, die Päpste hätten sich mit der Geißel Jesu bewaffnen und alle diese frechen Verkäufer zum Tempel hinausjagen sollen; aber da macht man sich eine falsche Vorstellung von der päpstlichen Macht in jener Zeit. Die Oligarchie des Adels dehnte ihren Einfluß über einen großen Theil Italiens aus; die Edeln besaßen unermeßliche Einkünfte, zahlreiche feste Schlösser, ergebene Soldaten und Buhlerinnen, die mit ihrer Schönheit die Seelen bestachen und verderbten, das Papstthum selbst wurde erniedrigt und fiel in die Hände von Freudenmädchen. Diese Skandale sind nicht das Werk der Kirche; sie seufzte darunter und beweinte sie, so oft sie die nöthige Freiheit besaß. Sie täuschte sich selten in der Wahl ihrer Häupter; aber wenn sie unterjocht, wenn die Wahlen in den Händen eines weltlichen Fürsten waren, wurden die kirchlichen Würden ohne Prüfung und Unterschied ertheilt; der päpstliche Stuhl wurde in Aufstreich gebracht; unwürdige Personen nahmen den Sitz des heiligen Petrus ein. Somit muß man die Skandale in Rom der weltlichen Gewalt und nicht der Kirche zur Last legen; und wir dürfen kühn der Welt zurufen mit den Worten eines berühmten Schriftstellers: Es hat schlechte Päpste gegeben, aber Ihr habt sie gemacht!"

Der Verfasser zeigt sich hier nicht minder gewandt in der Distinction, als an andern Orten in der Combination und Vermischung.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 237.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 August 1839.

Ueber die heutige Provence.

V.

Avignon, Mai 1839.

So lange man noch in den Thälern der Niederprovence ist, findet man keinen Anklang an jene zierlich und pittoresk aufgeführten Holzhäuser, die in der Schweiz und in Tyrol, wie auf den gesammten norischen und bayerischen Gebirgen Auge und Sinn jedes Besuchers erfreuen.

Mit Frankreichs Dörfern ist es überhaupt, im Ganzen genommen, kläglich bestellt; wenige Thäler der Pyrenäen, die nächsten Umgebungen großer Städte, einige nördliche Departements, die fruchtbarsten, provençalischen Bezirke und ähnliche Gegenden des Dauphiné, des Languedoc und der Guyenne ausgenommen. In solcher Hinsicht steht dieß Land mit Italien, dem „Bel paëse," so ziemlich auf gleicher Stufe! Ueberall zeigt sich wenig Poesie, sondern derbe Prosa, Schmutz und Unordnung, keine Spur von künstlerischer Berechnung, von Luft- und Sonnenbau, von Hausgärten, von lebendigen Hecken vor den Fenstern. Zschokke's „Goldmacherdorf" mag sein Urbild in der Schweiz, in Holland oder Deutschland haben, sicher nicht in Frankreich. Stadtähnlich stehen die Dorfhäuser dicht und hoch aufgemauert neben einander, kalt, nackt, ein trostloser, unerfreulicher Anblick: Steinklumpen ohne die leiseste Spur von Verschönerungssinn. Ja, noch heute paßt vollkommen auf sie, was Tacitus (de Moribus Germanorum) von den ehemaligen römischen Dörfern behauptet. Die Provençalen haben einen Widerwillen gegen hölzerne Gebäude, von denen sie sogar sprüchwörtlich sagen: „Wer mit Erde baut und den Bau mit Holz (Pinienbalken) durchzieht, sieht bald das Ende seines Hauses!"

Qun bastisse de tarro et enfusto de pin,
De soun houstau vis leou lo fin.

Man darf in der Provence also keine Gebäude, wie im Berner Oberlande suchen, und wir, die wir dieß schon längst durch die Erfahrung wußten, waren deßhalb von der äußeren Erscheinung der meisten Dörfer, durch welche Kreuz- und Querzüge uns führten, keineswegs überrascht.

Das Innere einer Bastide, wie die Villa um Marseille und Aix heißt, oder einer Mas, wie sie um Arles genannt wird, unterscheidet sich in der Regel von deutschen Landhäusern nur durch größere Einfachheit oder Schmucklosigkeit; hier gibt es daher wenig zu bemerken. Dafür indeß hat das provençalische Bauern- und Pächterhaus, die Ménage, manches Eigenthümliche.

Zur Vorderthür des Hauses gelangt man durch einen so schmalen Eingang, daß hier auch nicht der kleinste Karren einzudringen vermöchte; eine zweite und größere Pforte dagegen blickt aufs Feld hinaus, durch welche Wagen und Pferde gehen. Der Hofraum ist klein, und zeigt einen Schuppen, eine Cisterne oder den Ziehbrunnen und die Mistgrube. Eine etwa vier Fuß hohe, mit halbrundem Fenster überdeckte Steineinfassung dient zur Aufnahme und Abgährung des Mostes und feurigen Weines; sie bildet einen Bestandtheil des Kellers und steht mit dem Stall in Verbindung, der gewöhnlich von zwei Maulesel oder Eseln schlechthin und einem mageren Pferde bewohnt wird, das ihnen beim Ackern hilft, oder seinen Besitzer in die Stadt zum Markte tragen muß. Mit diesen Eseln steht der hiesige Landmann übrigens in so genauem Rapport, daß sie sich gegenseitig besser verstehen, als der Mensch den Menschen. Er ruft ihnen zu: Va là! und sie kommen; Viens ici! und sie erscheinen; Tu m'attendras là-bas! und sie warten; Prend gárda de pa mè toumba! und der Esel scheint doppelt behutsam aufzutreten. O über den verleumdeten, gutmüthigen Langohr!

Auf der äußerlich angebrachten Stiege gelangt man zu einer kleinen, söllerartigen Terrasse, dem unbedeckten Vorgemache. Die Eingangsthür, über welcher sich unmittelbar das Dachfenster des Heudodens zeigt, ist so niedrig, daß Jedermann nur gesenkten Hauptes eintritt.

Die Küche, welche zugleich als Speise- und Empfangsaal dient, ist größtentheils ohne Fenster, weil das Licht am Tage zur offenen Thür hineinfällt, und man sich bei anbrechendem Abend am traulichen Herde versammelt. Er zeigt sich geräumig genug, durch vorspringende Mantelüberwölbung fünf oder sechs einfache Rohrstühle überdecken zu können, auf und neben denen sich die gesammte Familie nebst den etwaigen Gästen

Digitized by Google

gruppirt, und zwar um das durch Reisig und Bundholz genährte Feuer: denn Scheit- oder Klafterholz ist ungekannt, seit die Wälder fehlen. — Zur Seite des Sitzes der Hausfrau hat die Wiege ihren Platz gefunden, durch den verhangenen, das schlafende Kind gegen Insecten schützenden Bogen oder Arescle überwölbt, ein Name, worin noch das lateinische Arcus zu liegen scheint. — In der Mitte des Zimmers steht eine rohe, hölzerne Tafel, von Bänken umgeben, und darüber hängt von der Decke an einem trockenen Sumpfrohre oder Moquo eine Lampe herab, hier Kalen genannt. Vergessen darf ich nicht zur Seite des Kamins das erforderliche Eisengeräth zum Nachschüren; ebenso fehlt der schwerfallige, lärmende Bratenwender nicht, sollte er auch nur alle hohe Festtage in Bewegung gerathen. Ein Blick trifft hier im Winkel vier grüne kolossale Wasserkrüge und daneben den für das nächste Bedürfniß verwendeten Mehlsack. Einige Stühle bemerkt man an der Mauer, so wie in vertiefter Nische das Buffet, hier Escudelier genannt, mit dem Geschirr von Fayence, von Pfeifenerde oder Zinn. Dann hängen an der Wand in bunter Reihe Acker- und Küchengeräthschaften, wie Sicheln, Sensen, Schaufeln, Siebe, Körbe, eiserne Kessel, kupferne Pfannen, Roste, Trichter ꝛc.; weiterhin fehlt die unzierliche, aber dessen ungeachtet viel gebrauchte Jagdflinte nicht, denn jeder Bauer ist geborner Jäger, und tödtet was da fleugt und kreucht.

Der Ueberrest der Wände ist mit langen Papierstreifen, wahren Tapetencarricaturen, bedeckt, worauf mit grellen Farben bald Infanterie- und Cavallerieregimenter zu schauen sind, bald die Geschichte des keuschen Joseph und des verlorenen Sohnes. Den Ehrenplatz dagegen behauptet das Gemälde von Christi Geburt, das zur Auszeichnung mit einem Lorbeerkranze umgeben wird, und neben welchem eine Lampe brennt. Ein zweites Wandgestell trägt zwei zinnerne Leuchter, die jedoch nur bei großen Festlichkeiten dienen; dann einige geweihte Blumen, und das eingesegnete Korn der heil. Barbara.

Um die sonstigen Decorationen vollständig aufzuzählen, sind außerdem noch verschiedene, mit eingesponnenen Seidencocons bedeckte Zweige, so wie größere und kleinere Aehren, Immortellenkränze und Bouquets anzuführen. All' dieß Letztere füllt den heiligen Raum des Gemaches, und beim Gebet wendet sich die gesammte Familie nur ihm zu, wie etwa Mohammeds Gläubige nach der Richtung von Mekka.

Im Obergeschoß ist die Familie des Hausbesitzers untergebracht. Wenn nicht völlige Armuth herrscht, so fehlt es hier nicht an dem Himmelsbette mit Vorhängen von Serge, nicht an dem kleinen Weihbrunnkessel mit dem schwarzen Crucifix, nicht an etwas bessern bunten Lithographien und dem Nußbaumschrein und seiner feineren Wäsche. Ein Gemach dient hier zur Zucht der Seidenraupe; ein zweites bildet den Speicher, Quarri genannt, von horreum. Stalle und Räume für größere Utensilien zeigen sich natürlich zu ebener Erde: der Schweinstall heißt Suio, von sus; der Schafstall Jas, von jacere.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

2. Das Gespräch. Ein junger, spanischer Dichter.

Sobald Hr. de O . . . mit mir in seine Arbeitsstube eingetreten war, überreichte ich ihm einen Entwurf zur Befestigung Madrids. Ich zeigte ihm, wie leicht dieselbe zu bewerkstelligen, wie groß ihr Nutzen sey; daß man den elf Bataillonen Cindadanos von Madrid (eine freiwillige, städtische Miliz, Nationalgarde) feste Anhalte und Stützpunkte geben müsse, im Fall Don Carlos auf seinem Zuge die Hauptstadt angreifen werde; ohne alle Vorsorge könne die Stadt überrumpelt werden, wie es bereits mehreren Ortschaften ergangen, so Cordova, das bei gehörigen Vorkehrungen Gomez nie hätte einnehmen können; daß es zwar ein liebenswürdiger, aber nur zu oft unheilvoller Zug im spanischen Charakter sey, die Gefahr unbesorgt, ja, unbewehrt zu erwarten, bis es zu spät sey, ihr bei allem Muthe glücklich zu begegnen — — —

Der hochgestellte Spanier schloß also seine Antwort auf meine Bemerkungen: „Ihr letzter Vorwurf, mein sinniger deutscher Freund, paßt für dießmal nicht; denn Espartero rückt in schnellen Märschen an unsere Stadt heran. Was halten Sie von dieser Bewegung?"

„Ich habe die darüber seit einigen Tagen umlaufenden Gerüchte für absurd gehalten," antwortete ich, „weil ich mir nicht denken konnte, daß dieser kluge, berechnende General einen solchen Mißgriff thun werde."

„Erklären Sie mir doch Ihre Meinung."

„Mit wenig Worten. Navarra und die baskischen Provinzen, der Bereich der cantabrischen Kette, sind das Bollwerk der Carlisten; dort ist der Herd der Insurrection, dort liegen die Hülfsquellen des Feindes. Don Carlos hat dieß Land entblößt, und einen abenteuerlichen Zug mit einer Heeresmacht unternommen, die in keinem Orte Garnisonen zurücklassen, und der alle größeren Städte widerstehen können. Von ihm droht keine wirkliche, nur vorübergehende Gefahr; aber er sucht Sympathie, Beute, Recruten, er will jenen Provinzen Zeit, Ruhe, Erholung gönnen. Zieht die Nordarmee ihm nach, so hat er einen seiner Hauptzwecke schon erreicht. Espartero mußte daher den Abzug jener Colonne dazu benutzen, daß er den Herd der Insurrection zu erreichen, und die Provinzen durch gerechte Zugestandnisse in Bezug auf ihre Fueros zu beruhigen suchte. Da der umsichtige Obergeneral ebenfalls die meisten Forderungen der Provinzen für gerecht zu halten scheint, so kann er bei seinem Marsche nach der Hauptstadt nur politische Zwecke in Absicht haben."

„Wie, Sie meinen? — —"

In diesem Augenblick wurde ein Dritter angemeldet, der uns beiden lieb und willkommen war, der Literat und Dichter Don Luis de Y....., ein Mann von 29 Jahren mit einer in Spanien ungewöhnlich hohen Gestalt, mit tiefliegenden, jedoch sanften Augen, von sittlich reinem Charakter und voll reformatorischer, aber dem Zerstören und Revolutioniren im Grunde durchaus abgeneigter Ideen. Dieser Mann ist mir eine höchst

Digitized by Google

anziehende Erscheinung in Spanien, wegen seiner in tiefer Ueberzeugung beruhenden Liebe zu Deutschland, zu deutschem Wesen, deutscher Sprache und Literatur. Er hat von Italien aus einen Streifzug durch Oesterreich, Bayern, Franken und Rheinland gemacht, und hält die darauf verwendete Zeit für die glücklichste seines Lebens. Mit unsrer Literatur ist er ziemlich, nur etwas einseitig, vertraut. Sein Leitstern darin ist Hr. W. Menzel, dessen Literaturgeschichte hie und da im Ausland fast alleinige Autorität erlangt hat. Sie macht auf den bessern Ausländer eine Einwirkung, die Menzel selbst wahrscheinlich nicht durchweg gut heißen würde. Der spanische Dichter hegt eine Verachtung gegen Goethe, die kaum auszudrücken ist; er sieht darin das ancien régime in seinem ganzen Egoismus, das zu schönem Fleisch und Blut gewordene Princip des Bösen. Luther und Schiller sind ihm dagegen die edelsten Menschen, Ideale im höchsten Sinne des Worts. Don Luis hat sich eine Prachtausgabe von Schillers Werken aus Deutschland kommen lassen und widmet ihnen täglich wenigstens eine Stunde, wie denn überhaupt die deutsche Literatur in Spanien nicht ganz und gar unbeachtet bleibt, und ihr mehrere der jungen Dichter zugethan sind. England hat darin den Vorgang gemacht, Frankreich, Italien, Spanien folgen. Bei Einigen hat diese deutschsehnsüchtige Richtung Ernst und Wahrheit, die Meisten folgen nur der Mode.

Don Luis, der zu den erstern gehört, trat in ungewöhnlicher Aufregung zu uns ein. „Kennen Sie die Neuigkeit, rief er uns entgegen: der Prätendent ist kaum noch zwei Tagemärsche von Madrid!" — „Hoho!" rief der Deputirte: „davon müßten wir Andere auch etwas wissen; Sie sind falsch berichtet."

Ich stimmte dieser Meinung mit voller Ueberzeugung bei. Don Luis, der die Nationalgardisten-Uniform trug, richtete sich hoch empor und entgegnete barsch: „Señor Deputado, die Ciudadanos fürchten alle carlistischen Banden nicht; aber sie fürchten die Schlaffheit, das Ungeschick, ja den Verrath der Regierenden. Nicht bloß in Gold, auch in bewußter Unfähigkeit liegt Verrath. Sind in Madrid die geringsten Vorkehrungen zum Empfange der feindlichen Colonnen getroffen? O nein! Warum kein allgemeiner Aufruf zu den Waffen? Warum sprecht Ihr nicht zu allen Städten, zu allen Landleuten vernehmlich, frei, donnernd:

Mitbürger auf! Greift zu den Waffen!
Steht fest im Sturm, bewährt Euch treu!
Das Wohl des Volks, das frei erschaffen
Von Gott, sey unser Feldgeschrei!
Und sollen wir im Kampf auch fallen —
Die Nachwelt ehrt uns hoch vor Allen!

Aber Ihr Herren fürchtet des Volkes Patriotismus. Es ist bekannt, daß wenn uns Gefahr droht, Regierung und Cortes Madrid verlassen und sich nach Sevilla, Cadiz oder wohl gar wieder nach London und Paris zurückziehen werden. Und das wäre Verrath! Sind etwa zu der großen Reise schon die Bündel geschnürt, die Pferde geschirrt, die Wägen und Galeras geschmiert, daß ihr so sicher und sorglos drein schaut?"

„Ihre vorgefaßte Meinung," Don Luis, erwiederte kalt der Diplomat, „verleitet Sie zu mancher Ungerechtigkeit. Ist denn die Sache der Freiheit, der Wiedergeburt Spaniens durchaus an Madrid geknüpft? Fiele diese Stadt, was Eure Tapferkeit und unsere Vorsicht verhindern mögen, einen Augenblick dem Feinde in die Hände, sollten sich alle Volksführer, Deputirte und Beamteten deßhalb hinschlachten lassen? Handeln sie nicht patriotischer, wenn sie ihre Sache nicht verloren geben, so lange sie noch einen freien Ort haben, wo sie stehen, wo sie athmen können?"

„Wohl mag dieß seyn," erwiederte Don Luis lebhaft: „aber ich behaupte, es ist verbrecherisch, auch nur den Gedanken an Flucht zu fassen. Wie, ist die Neigung der Nation nicht entschieden uns zugewendet? Warum nimmt das Volk nun nicht lebhaftern Antheil an der Niederdrückung der Faction? Weil es den Machthabern nicht traut. Und warum traut es ihnen nicht? Weil sie nur verkehrte Maßregeln nehmen, weil sie nicht im Geist der Nation handeln, weil sie mit ihr nicht mehr zu sympathisiren vermögen. Und warum dieß? Weil sie schon früher geflohen und sich im Auslande mit fremden Ideen angefüllt haben, die sie hier jetzt wieder unverdaut ausleeren. Unser Volk ist ihnen im Auslande fremd geworden. Ich versichere, was auch kommen mag, keinen Schritt weiche ich aus Madrid. Als Soldado ciudadano will ich meine Pflicht bis zum letzten Athemzuge erfüllen, und müssen wir weichen, dann auf der Straße oder in meinem Hause, eingedenk des Jahres 1808, lieber ruhig den Todesstoß vom ersten carlistischen Buben hinnehmen, als mich auf die Wanderschaft begeben."

„Ihre Gesinnung," antwortete de O...., „ist ehrenwerth, möchten Sie dieselbe allen Mitbürgern einzuhauchen wissen! Sie verkennen jedoch die Schwierigkeiten, womit die Regierung überall zu kämpfen hat, und besonders beurtheilen Sie meine Freunde zu hart, die mit mir das Unglück theilten, lange Zeit fremdes Wasser trinken zu müssen. Wer waren denn die Männer, die von 1808 bis 1812 unter zahllosen Gefahren unsere Verfassung wieder aufrichteten? Sie Alle gingen aus dem Schooße der Nation hervor, sie Alle hatten nur spanische Ideen und Gefühle. Die dem Auslande zugewandten Napoleonisten und Josephinos standen ihnen gegenüber. Und waren nicht die einflußreichsten Männer von den Jahren 1820 bis 1823 auch solche, die fast nie Spanien verlassen hatten? Natürlich gibt es jetzt wegen der wiederholten Emigration und Verfolgung eine größere Anzahl der einst Flüchtigen in unsrer Mitte; aber viele unsrer ersten Redner — ich erinnere Sie nur an Olozaga — gehören nicht zu ihnen. Und wo zeigen sich denn unsere fremdländischen Sympathien? Die carlistischen Lager sind mit Fremden angefüllt; wir vermeiden sie selbst zu unserm Nachtheil. Beweis hier unser Freund — — — Nur einige Polen befinden sich in unsern Kriegerreihen, weil wir nicht kalt und theilnahmlos bei dem Unglück einer tapfern Nation bleiben können."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Expedition der Corvette Heroine.

(Fortsetzung.)

Zuerst wünschte ich ihr Glück, daß der Zwist, der die Reclamationen Frankreichs veranlaßt hatte, glücklich beendigt sey. Ich sagte ihr, ich hoffe, daß für die Zukunft der schöne Einklang zwischen beiden Ländern nicht gestöret werden möchte; der Wunsch des Königs sey, im Frieden mit den fremden Nationen, und hauptsächlich mit den Taitiern, die ihm von unsern Seefahrern als ein sanftes, gastfreundliches und gutes Volk geschildert worden seyen, zu leben; auch sie werde, wenn sie die Franzosen näher kennen lerne, einsehen, daß man dieselben verleumdet habe, und daß sie ihre volle Achtung verdienen; wenn sie bisher nur wenige derselben gesehen habe, so liege dieß darin, weil unsre Handel bisher in den umliegenden Meeren nur weniges Interesse gehabt habe; allein sie möge daraus nicht schließen, wie man ihr gern glauben gemacht hätte, daß Frankreich nicht eine mächtige Nation, und fähig sey, seine Bürger in allen Theilen der Welt zu beschützen.

Die Königin ließ mir hierauf antworten, sie habe in der That bis jetzt wenig von der französischen Nation sprechen gehört, auch habe sie beinahe noch keinen Franzosen gesehen; gegenwärtig aber, da sie dieselben kennen gelernt, würden sie zu Taiti willkommen und gut aufgenommen seyn; ihr Wille sey es, daß sie gut behandelt werden, auf daß der Friede nicht mehr gestört würde. Ich sagte ihr ferner, meine Officiere und ich wünschten uns Glück, nach Taiti gekommen zu seyn; Bougainville, unser Landsmann, der zweite Seefahrer, der es seit seiner Entdeckung besucht habe, sey daselbst so gut aufgenommen worden und habe eine so glänzende Beschreibung davon gemacht, daß in uns der lebhafte Wunsch entstanden sey, dasselbe kennen zu lernen und Freunde der Bewohner desselben zu werden. Pomaré gab zur Antwort, die Franzosen würden stets als Freunde aufgenommen werden.

Nach diesen ersten Begrüßungen lud ich die Königin an Bord der Heroine ein, was sie sehr in Verlegenheit brachte, indem sie lange mit einer Antwort zögerte. Man sah, daß ihr Geist mit mehreren widerstreitenden Gefühlen beschäftigt war. Ich glaubte anfangs, der Wunsch, den sie als Frau und als Indierin hege, die Heroine zu sehen und mit Ehren auf derselben empfangen zu werden, werde durch irgend einen bösen Rath aus verdächtiger Quelle bekämpft; allein bald erfuhr ich, daß die Gegenwart Eitona's die Ursache dieses langen Zauderns sey. Die Gefangenschaft dieses Häuptlings erregte zu Taiti eine sonderbare Wirkung; auf der ganzen Insel spricht man nur davon. Die Königin fürchtete, so wie er, als Gefangene zurückgehalten und noch Frankreich gefühet zu werden. Nachdem sie wenigstens fünf Minuten lang überlegt hatte, sagte sie endlich, sie werde an Bord gehen, und der Besuch wurde auf kommenden Montag festgesetzt.

Wir verabschiedeten uns bei Pomaré. Wir wußten, daß man auf das Ende unseres Besuches wartete, da man eine öffentliche Ceremonie beginnen wollte. Wir benutzten die Gelegenheit, um Zeugen derselben zu seyn. Sie bestand in einer Darbringung von Tributen und Huldigungen an die Königin, ich glaube aus Veranlassung der Geburt des Prinzen; viele Boote waren seit mehrern Tagen von den benachbarten, Pomaré unterworfenen Inseln mit Familien und Geschenken beladen angekommen. Seit Morgens war überdieß eine Masse von Pirogen aus andern Theilen Taiti's herbeigekommen; Männer und Weiber, fast alle mit Blumen und Seepflanzen auf dem Kopf, ungefähr wie man unsere mythologischen Flüsse darstellt, trieben sich am Ufer umher; die Weiber waren mit einem leichten Kleid von lebhaften Farben, das sie nach Art der Ponchos in Chili trugen, bekleidet; einige auffallend hübsche unter ihnen sahen in diesem Costume sehr anmuthig aus.

In einem sehr großen Hofe nahe am Meere war eine bedeutende Masse von Lebensmitteln aufgestellt; sie bestanden hauptsächlich in gebratnen Schweinen, Fischen, Bananen, Brod- und allen Gattungen der sonstigen Landesfrüchte. Es war dieß das Geschenk der Königin an ihre Gäste. Die ganze Bevölkerung bildete einen großen Kreis um diesen Haufen von Lebensmitteln, und wurde dabei ganz leicht durch Leute von der Polizei in Ordnung gehalten, so daß Niemand die vorgeschriebenen Schranken überschritt. Nachdem einige höher gestellte Personen genommen, was ihnen beliebte, stürzte sich die Masse auf ein von der Königin gegebenes Zeichen auf diese Beute, die auch in einem Augenblicke weg war, indem jeder nahm, was er erwischen konnte. Dieß mit Freudengeschrei begleitete Plünderung gab zu den burleskesten Scenen Anlaß, ohne daß jedoch irgend eine Streitigkeit vorfiel, indem jeder mehr Ehrgeiz darein zu setzen schien, sich irgend eines Stückes bemächtigt zu haben, als dasselbe zu behalten.

Später empfing die Königin die Stämme. Sie war in ihren Palast zurückgekehrt, und hatte sich unter einer Art von Schuppen in der Nähe aufgestellt. Hier ging es ruhiger und schicklicher zu. Jeder Stamm kam im Zuge, die Weiber an der Spitze. Bei der Königin angekommen, warfen diese ihre Kränze und leichten Kleider derselben vor die Füße. Allein gegen den frühern Gebrauch trugen sie unter diesen Kleidern noch andere, wodurch der eigenthümliche Anblick, den diese Vorstellung in den frühern Zeiten erzeugte, verdorben wurde. Hierauf kamen die Männer und brachten ihre Geschenke, bestehend in Schweinen, Früchten u. s. w. Nachdem alle Stämme vorbeigezogen waren, ließ die Königin den Umstehenden einige dieser Geschenke anbieten, wobei wir nicht vergessen wurden. Hr. Moërenhout und ich hatten uns unter die Veranda des königlichen Hauses gestellt, von wo wir Alles mit Bequemlichkeit sehen konnten. Man brachte uns mehrere Körbe voll Lebensmittel herbei, denen man einige Schweine beifügte, als wir dem großen Vertheiler zu verstehen gaben, er möge seiner Freigebigkeit Einhalt thun. Es wäre nicht höflich gewesen, der Königin jede Annahme abzuschlagen, weßhalb ich mir einen Korb Ananas und die Anzüge und Kränze einiger jungen Mädchen geben und an Bord bringen ließ.

Bei diesem Aufzuge des Volkes wurde der künftige König, der kaum einige Monate alt und nichts weniger als ein hübsches Kind ist, in seinen schönen Kleidern dem taitischen Volke gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Seewasser als Heilmittel. Der York Herald erzählt den Fall eines jungen Mädchens, das in Folge einer heftigen Erkältung die Sprache fast ganz verloren hatte. Mehrere der ausgezeichnetsten Aerzte der Stadt versuchten ihre Kunst umsonst, endlich aber brachte die Frau, bei der sie in Dienst stand, von einem Ausflug nach einem Seestädtchen eine Bouteille Seewasser zurück, und gebot ihr dieß zu trinken. In der unglaublich kurzen Zeit von zwei bis drei Tagen wurde ihre Sprache wieder vollkommen, und ihre Herstellung war vollständig.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 238.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 August 1839.

Erinnerungen aus Armenien.

(Von Sijalski.)

1. Aufenthalt in Eriwan.

Die erste Zeit meines Aufenthaltes in Armenien brachte ich in Eriwan zu, und zwar in demjenigen Theile der Stadt, der den Namen Schagar führt. Dieser Theil, der wie ein Keil in den Berg Tscholmakdsche hineingetrieben ist, ist mit Gärten, die nur von Straßen und Sträßchen durchschnitten sind, wie besäet. Meine Hauswirthin, eine Tatarin, hat sich in die Wohnung ihres zweiten Ehemanns übergesiedelt, und so bin ich jetzt allein im Besitz der ihrigen. Um dieses Haus, oder wie die Tataren sagen, diesen Sarai, bin ich nicht sehr zu beneiden: es besteht aus drei Zimmern, einem großen, mit zwei Fenstern, das mit Lehm und geschnittenem Stroh bestrichen ist; vor dem Zimmer ist die Flur, und an dieser zwei andere Zimmer, und oben ein Halbgeschoß. Da ich diese Wohnung mir auf drei Jahre genommen hatte, so war mein erstes Geschäft, sie so viel möglich in einen bessern Stand zu setzen. Das große Zimmer, das ich zum Wohnzimmer bestimmt hatte, ließ ich mit Gjäsch *) bewerfen, und die Decke gehörig festschlagen, um nicht das Vergnügen zu haben, unvermuthet einen Skorpion daraus hervorkommen sehen, woran in diesem Hause kein Mangel war; der Kalkboden wurde mit Matten belegt, die hier sehr hübsch aus Schilf gefertigt werden, der in den Sümpfen in Menge wächst. Dieser Schilf wird gegen fünf Arschinen lang und etwa einen Zoll dick; nachdem man ihn auf der einen Seite aufgeschnitten, wird er platt gedrückt, und dann hat jeder Stengel eine Breite von etwa vier Zoll. Diese werden ins Kreuz gelegt und ziemlich rasch und gut gewoben. Die Matten sind von verschiedener Größe; ich habe welche von 10 Arschinen Länge und 6 Arschinen Breite bestellt, und solche kosten drei Rubel Silber.

Eriwan, der Hauptort der armenischen Provinz, liegt auf einem Ausläufer der Pambakberge, ist auf drei Seiten von Bergen umgeben, und stößt auf der vierten, der nordöstlichen, an eine weite Ebene, die sich 60 Werste weit bis zum Ararat erstreckt. Am Ende der Stadt liegt die im letzten persischen Kriege so berühmt gewordene Festung. Von der linken Seite des Flusses ist der Anblick sehr hübsch; sie steht auf einem steilen Felsen und unterhalb braust die Sanga. Die Häuser, in denen früher der Sardar und andere persische Beamte wohnten, dienen der Festung zur Zierde, namentlich das Serail, das in zwei Etagen mit Ausschnitten, Säulen und Fenstern verschiedener Größe erbaut ist, welche letztere mit verschiedenfarbigem Glase verziert sind.

Die Stadt mit ihren Gärten nimmt zehn Werste im Umfang ein, und zerfällt in drei Theile: Schagar, der in der Niederung steht, Topodaschi, der amphitheatralisch am Berge liegt, Tamirbulach in der Ebene; der Fluß Sanga kommt aus dem See Gochtschai, ist anfangs klein, tiefer unten aber, beim Dorfe Randamal, vereinigt er sich mit der Mizchanka, die aus dem Mizchanithale kommt, verstärkt sich durch viele Quellen, gräbt sich immer tiefer in die steilen, steinigen Ufer, und wird bei der Eriwanischen Veste so reißend, schäumend und tief, daß das unaufhörliche Gebrüll auf den ungewohnten Fremden zur Nachtzeit einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht. Die Sanga fließt durch den westlichen Theil der Stadt, bewässert die Gärten auf der rechten, die Thäler und Felder auf der linken Seite, und fällt 15 Werste von Eriwan in den Arares. Das Flüßchen Kirk-Bulach (40 Quellen), das aus dem tief eingeschnittenen Thal Abbas-dara kömmt, bewässert den nordöstlichen Theil von Eriwan. Die erstaunliche Geschicklichkeit der Asiaten, das Wasser zu ökonomischen Zwecken zu benützen, macht, daß dieß kleine Flüßchen, oder vielmehr dieser Bach, zahllose Vortheile gewährt. Die Einwohner besitzen eine außerordentliche Fertigkeit, den Boden zu bewässern, wo immer Wasser in der Nähe ist, und wenn die Oberfläche des Bodens uneben ist, so sollte man auf den ersten Anblick oft meinen das Wasser laufe den Abhang aufwärts, namentlich ist dieß bei dem Dorfe Kanaker bemerklich, das 7 Werste von Eriwan liegt. In die Veste fließt das Wasser aus den Quellen von Tamir-Bulach; außerdem befinden sich noch drei Hauptwasserleitungen in Eriwan. Aus dem Kirk-Bulach werden viele Canäle geleitet,

*) Eine Art Kalk, nur viel feiner und weißer.

Digitized by Google

welche die Gärten in den Theilen Schagar und Tamirdulach bewässern.

Die Häuser in der Stadt haben das Ansehen von länglichen Vierecken, und fast alle sind aus ungebrannten Backsteinen gebaut; gebrannte sieht man nur an den Verzierungen einiger Scheidemauern. Das Innere der Zimmer ist bei Wohlhabenden mit Gjäsch von blendender Weise bestrichen, bei den Unbemittelten mit Thon, der mit gehacktem Stroh gemischt ist. In der Mitte des Zimmers ist eine viereckige Grube, eine halbe Arschine tief, eine Arschine lang und eben so breit; hier wird der Mangal (Pfanne mit Kohlen) hineingesetzt; über die Grube stellt man eine Art von kleinem Tisch, der mit Kanaus *) oder mit einem Tischtuch von Zitz bedeckt ist. Im Winter sammelt sich die ganze tatarische Familie um den Mangal, raucht in sorgloser Faulheit die Pfeife, streckt die Füße gegen die Grube aus, und deckt sie mit der herabhangenden Decke zu. Die Hauptverzierung der Zimmer besteht in großen und kleinen Mauereinschnitten, welche oft mit ausgesucht schönen Stuccaturverzierungen geschmückt sind. In diesen Einschnitten steht das Geschirr von Fayence und Porcellan, so wie die reichsten seidenen und wollenen Stoffe daselbst untergebracht werden. Aber der Hauptschmuck der Zimmer besteht in den Fenstern: hier erschöpfen die Asiaten alle Kunst, um ihnen Mannichfaltigkeit zu geben, und das Glas so zu stellen, daß das Zimmer vor fremder Neugier geschützt wird, und doch ein möglichst vielfaches und angenehmes Licht hereinfällt. Das Hauptzimmer hat, wenn es ein Eckzimmer ist, zwei Fenster, stößt es an andere, nur Eines. Die Fenster sind etwa zwei Klafter hoch, bald mehr, bald weniger, je nach der Größe des Hauses; sie werden in Eine große Rahme gestellt, und in zwei Theile, den oberen und den unteren, getheilt. Der obere besteht aus vielen einzelnen dünnen Holzstücken, die in Quadrate und Dreiecke geschnitten sind, mit zwei kleinen Fensterchen von verschiedenfarbigem Glas; das untere besteht aus zwei großen, mit Glas versehenen Rahmen, die sich aufheben lassen. An diesen beiden Rahmen verschwendet der Asiate alle seine Erfindungsgabe, um aus der Verbindung verschiedenfarbiger, dreieckiger und viereckiger Gläschen und Hölzchen ein artiges Ganzes hervorzubringen; diese Gläser lassen auch wirklich ein matt angenehmes Licht hereinfallen, und sind im Sommer sehr nützlich, um die Augen vor dem blendenden Sonnenlicht zu schützen. Meubles gibt es in den Zimmern keine, und der Asiate hat solche auch nicht nöthig: er ruht auf dem Boden, auf einem dünnen großen Filz; er ißt auf dem Boden und breitet auf denselben ein gemustertes Tischtuch von Zitz aus; statt der Servietten dienen ihnen die Tschureks, dünne Kuchen, die auf glühenden Steinen gebacken werden. Den Pillau essen sie mit den Händen, und die Bosdasch, eine Art Suppe, mit den Tschureks. Das Begießen der Hände mit Wasser vor und nach dem Essen geschieht aus blechernen oder kupfernen Krügen über einem Napfe, der mit einem schön ausgeschnittenen Teller bedeckt ist.

*) Ein Seidenstoff, der dem Taffet gleicht.

Gärten sind die unveränderliche Zugabe jedes Hauses; man zählt 1473 Gärten in Eriwan, und es finden sich darin Früchte in Menge, als Trauben, Birnen verschiedener Art, — eine derselben, Gulab genannt, ist besonders schmackhaft, außerordentlich groß und wiegt manchmal gegen 2 Pfund — Pfirsiche und Aprikosen. Die Pfirsiche sind hier nicht sehr gut, sondern ziemlich hart, die Aprikosen dagegen sehr schmackhaft, aber auch schädlich, ein unmäßiger Genuß derselben, namentlich wenn man bei der unerträglichen Hitze und dem fortwährenden Durst Wasser darauf trinkt, zieht stets ein Gallenfieber nach sich, das bei der kleinsten Vernachlässigung in ein hitziges Gallenfieber übergeht, woran auch der gesundeste Mensch in drei Tagen stirbt. Nach meinen wiederholten Beobachtungen starben junge, kräftige Leute leichter in Folge des Genusses von Früchten oder der Verkältung, während schwache Personen die Krankheit eher ertrugen.

(Schluß folgt.)

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

2. Das Gespräch. Ein junger, spanischer Dichter

(Schluß.)

„Und dennoch buhlen unsere Machthaber um fremde Hülfe, deren wir nicht bedürfen, wollten wir nur unsere eigenen Kräfte in Bewegung setzen. Einen Augenblick gab es, der uns dieß hoffen ließ, als General Mina an die Spitze unsrer Heere trat. Wie tönte damals Madrid wider von dem Chorgesang:

Soldados ciudadanos
Del gran libertador,
La patria salvarémos
Al grito de la union!

Die Regierung selbst hat diese schöne Begeisterung zerstört. In unsern Tagen, bei dem Unglück des Vaterlandes, muß man rückhaltlos seine Meinung äußern. Ursprünglich begünstigte die ehrgeizigen Ansprüche des Prätendenten nur der interessirte Theil der Ordensgeistlichkeit, die von jedem andern Thronfolger als dem sich mit ihr identificirenden Störung im ruhigen Besitze ihrer unermeßlichen Reichthümer und ihres großen Einflusses besorgte, welche Befürchtung die Folge auch nur zu sehr gerechtfertigt hat. Sie wandte ihren Einfluß an, um Don Carlos Freunde zu erwerben, was ihr in der untersten Volksclasse in etwas gelang, dann um die baskischen Provinzen für ihre Fueros besorgt zu machen, worin sie unsere aufgeklärten Staatsmänner am meisten unterstützten. Diese, besessen von der traurigen Theorie der Majoritätsherrschaft, der sich alle wohlerworbenen Interessen und Rechte der Einzelnen unbedingt beugen sollen, zwangen förmlich jene Gebiete zur Insurrection, indem sie denselben für die geliebten Fueros einseitig die allgemeine spanische Verfassung aufdringen wollten. So entbrannte der blutige Bürgerkrieg, der noch lange, lange fortdauern kann, denn unsere Hülfsmittel sind unermeßlich. Jenen entschieden gegenüber steht nur die liberale, vormals flüchtige Partei, mit

Digitized by Google

ihrem ſtädtiſchen Anhang. Der Kern unſerer Nation hat ſich im Allgemeinen noch ruhig verhalten; er hört, beobachtet, leidet; er hofft auf beſſere Tage, auf den Augenblick, wo er ſelbſt hervortritt und die Sache entſcheidet. Er betrachtet zwar Iſabella als ſeine rechtmäßige Königin, aber bleibt faſt theilnahmlos, weil er die Machthaber nicht liebt, wenig von ihnen hofft, nichts zum Guten ändern und wirken ſieht. Noch iſt es ihm nicht klar geworden, was uns eigentlich noth thut und wie das Nöthige ſich machen ſoll. Aber die Stunde wird kommen, und im ſelbigen Augenblick verſchwindet die carliſtiſche Faction wie der franzöſiſche Liberalismus, und das ſpaniſche, ächt nationale Weſen macht ſich wieder geltend. Dieß iſt meine feſte Ueberzeugung. Und wäre es anders, würde der Krieg nicht längſt entſchieden ſeyn? Darum mühen ſich die beiden Parteien ſeit Jahren ab und kommen nicht vor-, nicht rückwärts, weil keine ganz in der ſpaniſchen Nation iſt und lebt. Ich vertraue feſt auf den geſunden Sinn, auf den guten Geiſt unſers Volkes.

Van á quebrarse, *para siempre*, hispanos,
De tres pesados siglos las cadenas —

Der Carlismus kann nur einen Augenblick ſiegen, das gute Princip aber nicht beſiegt werden; vielleicht würde aber jener das Bewußtſeyn im Volke ſchneller entwickeln und uns zu dem hinführen, was uns noth thut, zum Glauben, zur Sittlichkeit, zum Leben des Geiſtes, wo kein Tod mehr iſt. Dieſe Hoffnung iſt jetzt in mir ſtärker, als da wir Chriſtinen entgegenſangen:

Ah! Qué escucho? Madrid, el dulce instante
Llegó por fin. En ecos reiterados,
Ya del cañon resuena el ronco estruendo;
No presagio de bárbara venganza,
Nuncio si de concordia,
Y termino feliz de tu esperanza."

„Was meinen Sie," wandte ſich der Deputirte nach dieſe begeiſterten Rede an mich: „Kann der Prätendent ſiegreich aus dem Kampfe hervorgehen? Uebrigens glaube auch ich, daß dadurch die gegenwärtige Frage nicht beendigt, ſondern ſpäter nur gewaltiger wieder hervordrechen würde."

Ich antwortete: „Gelangt Don Carlos auf den Thron, ſo werden ihm Umgebung und Umſtände unausbleiblich ein terroriſtiſches Syſtem aufzwingen. Die ihn beherrſchende, decidirte Partei weiß ſehr gut, daß ſie ihre Herrſchaft nicht anders behaupten kann, als wenn ſie Alles, was ihr entgegen iſt, niederwirft und zerſtört. Philipp II handelte weniger gegen den Geiſt ſeines Volkes, als es gemeinhin geglaubt wird; Carlos V will ein Philipp II ſeyn gegen die Zeit und gegen die Nation. Schrecklich wüthete der Henkerarm unter den Befreiern Spaniens nach der erſten Reſtauration des ancien régime; furchtbarer nach der zweiten; am ſchrecklichſten wird, muß das Beil geſchwungen werden nach der dritten. Ich kann daher Ihre Hoffnungen nicht theilen, halte vielmehr dieſen Krieg für lange entſcheidend und beſtimmend. Jedoch erſcheinen mir die Kräfte des Carlismus nicht ſtark genug, als daß ich ihm den endlichen Sieg in Ausſicht ſtellen möchte."

„Sie haben Recht, Freund," rief der Dichter. „Wir ſind die Stärkern, und werden wir beſiegt, ſo iſt es nur der Fahrläſſigkeit, der Nachahmungsſucht, der Unfähigkeit unſerer Staatslenker zuzuſchreiben, die das Staatsſchiff nicht durch Stürme zu führen wiſſen. Im Uebrigen vertrauen Sie nur dem guten Geiſte; glauben Sie mir — und jeder gute Spanier fühlt dieß mit mir — das ſpaniſche Volk wird ſich nimmermehr knechten laſſen. Was ſprech' ich?

Auf allen Mauerzinnen dort,
Wo des Verbrechens Fahnen
An unſ're Schmach noch mahnen, —
Der Tyranneien letztem Hort; —
Dort werden wir der Freiheit Bild,
Fortan des Spaniers heil'ges Schild,
Aufpflanzen, daß es rage
Und fern die Kunde trage:
„Geendet ward der Krieg,
Der Freiheit blieb der Sieg!" *)

Doch genug von dieſer Unterhaltung, die noch geraume Zeit mit einer Lebhaftigkeit fortgeſetzt wurde, welche ſelbſt in Spanien nur durch die drohenden Umſtände hervorgerufen wird. Als Don Luis, der, wie mancher Graf und Herzog, als einfacher Soldat Wachtdienſt thut, ſich eben für dieſen Zweck verabſchiedete, führte mich Hr. de O . . . in die Familienſtube, worin gewöhnlich die Plauderſtunden, die bereits begonnen hatten, verbracht werden. Ich fand eine zahlreiche Geſellſchaft, worin jeder dieſelbe Luſt zum Plaudern, Scherzen und Lachen zu haben ſchien. Ich begegnete keinem ſcharfen Spott, keinem pikanten esprit, vielmehr einem leichten Schaukeln mit Gedanken und Gefühlen, Schonung und Liebe, und durch alle Franqueza hindurch blickte die caſtilianiſche Förmlichkeit. Die Stimmung meines Gemüthes, und zumal die — wer wird ſeine Abkunft verläugnen? — meines Magens paßten wenig zu dem ätheriſchen Spiele der beredten Zungen und Augen, und ich nahm die erſte Gelegenheit wahr, mich zu entfernen.

Chronik der Reiſen.

Expedition der Corvette Heroine.

(Fortſetzung.)

Da die Königin Montags an Bord der Heroine kommen ſollte, ſo hatten der Conſul und ich Tags zuvor beſchloſſen, mich um 1½ Uhr

*) Ich habe mich bemüht, dem dichteriſch-politiſchen Schwung des Spaniers möglichſt nachzukommen, und dem deutſchen Leſer ein anſchauliches Bild davon zu geben. Als nichts Anderes möge denn auch die ganze Unterredung genommen werden. Der Sinn obiger Verſe findet ſich in folgender Strophe einer cancion patriotica von Don Juan Bautiſta Alonſo, einem der jungen ſpaniſchen Dichter, wieder:

Y alli sobra la almena
En donde el crimen flota
La banderola rota
Del miedo gritador,
El estandarte noble
De libertad pondremos,
Y al mundo anunciaremos:
„La libertad triunfó."

Digitized by Google

mit zwei Officieren ans Land zu begeben und sie abzuholen. Als wir zur bestimmten Stunde zu Hrn. Moërenhout kamen, trafen wir dort den Häuptling Tati, der uns bat, nicht zu drängen, woraus wir schlossen, es werde bei den Fürstinnen Taiti's gerade so seyn, wie bei den Frauen vieler Länder, daß sie sich nicht besonders beeilen, immer zur bestimmten Stunde fertig zu seyn. Der Consul erzählte uns, Tati sey mehreremale zu ihm gekommen, um zu fragen, ob für die Königin und ihn keine Gefahr drohe, wenn sie an Bord der Heroine gingen, und ob man sie nicht nach Frankreich abführen würde. Das Beispiel des Häuptlings von Chatham verfehlte nicht, seine Wirkung hervorzubringen, denn die Furcht hatte um so mehr zugenommen, als sie sich bereits aller Gemüther bemächtigt hatte; aus verschiedenen Theilen der Insel waren Abgesandte erschienen, um die Königin zu bewegen, nicht an Bord zu gehen. Trotz allem dem wurde Tati durch Hrn. Moërenhout, auf den er viel Vertrauen setzte, beruhigt: einige Vorbereitungen, die man zur Feier des Empfanges Pomarré's machen sah, waren hinreichend, wenn auch nicht alle Furcht zu zerstreuen, doch das Vertrauen etwas zu bestärken; als wir hierauf bei der Königin erschienen, fanden wir sie bereit, uns zu folgen; ihre Mutter, ihre Tante, ein junges Mädchen, die Gatten dieser Frauen und ein Dutzend Häuptlinge begleiteten sie; allein der Gegenwart der jungen Damen, welche Pomarré gewöhnlich überall begleiten, wohin sie geht, wurden wir beraubt: man sagte uns, der Grund liege darin, weil sie nicht europäisch gekleidet seyen; ich aber glaube, daß das Verbot einiger Missionäre Schuld daran war, die wahrscheinlich fürchteten, wenn man die Tugend dieser schönen Töchter Eva's mit der Galanterie unserer jungen Officiere in Berührung bringe, so könnten ihre über die frühern Sitten errungenen Erfolge Lügen gestraft werden.

Als wir am Ufer ankamen, um uns einzuschiffen, wurde ein Kanonenschuß gelöst, und zu gleicher Zeit ward die Corvette mit Flaggen bedeckt. Die Königin, die ich begleitete, ward, von einer geheimen Furcht erfüllt, durch diesen unerwarteten Kanonenschuß sehr erschreckt; allein der Anblick der zugleich an allen Masten erscheinenden Flaggen, mit der Farbe Taiti's an der Spitze, gab der Rhede ein festliches Ansehen, was sie wieder beruhigte. Das Gestade war mit Menschen übersäet.

Bei ihrer Ankunft an Bord wurde die Königin von 80 Mann unter dem Gewehr begrüßt, wobei die Trommler Marsch schlugen. Nachdem sie die Corvette besichtigt hatte, begaben wir uns in das Rathszimmer, wo ein Abendessen aufgetragen wurde. Der Anblick desselben machte einen ausgezeichneten Eindruck und trug zur allgemeinen Beruhigung bei; man konnte in der That unmöglich glauben, daß man zum Empfange von Personen, die man gefangen zu nehmen beabsichtigte, so viel Umstände gemacht hätte. Die Königin wollte ihren Gemahl zu ihrer Seite sitzend haben; er ist ein junger Mann von 22 Jahren, recht hübsch, und weiß sich in dem europäischen Anzuge zu bewegen. Pomarré ist 27 Jahre alt, ihr Benehmen ist gesetzt und schicklich; sie ist nicht übel, und muß vor 10 Jahren sehr hübsch gewesen seyn. Ihre Mutter ist eine Frau von etwa 45 Jahren, deren Mann in einem Alter von 24. Die junge Fürstin, die nach dem etwanigen Tode Pomarré's und ihres Sohnes Königin werden soll, ist 14 oder 15 Jahre alt. Dieses arme Mädchen befand sich in ihrem Kleid, in ihrem großen Hut und ihren kleinen Schuhen sehr übel; ihr taitischer Anzug kleidete sie viel besser.

Die Königin und sämmtliche Personen ihres Gefolges waren bereits bedient, aber Niemand aß. Ich begriff nicht, was das seyn sollte, bis der Consul mir sagte, man warte auf das Gebet. Tati wurde gebeten, diese Ceremonie zu verrichten, und ich hatte Gelegenheit mich zu überzeugen, daß wenn man nicht gleich anfangs aß, es den Gästen an Appetit nicht gefehlt hatte. Da ich auf eine größere Anzahl von Frauen gerechnet hatte, ließ ich viele kleine Kuchen und Backwerk zubereiten; alles, was der Königin hievon gefiel, nahm sie und legte es für den jungen Prinzen bei Seite. Unser Brod fand sie vortrefflich, und verlangte einiges zum Mitnehmen; allein die Cremes schmeckten ihr nicht; sie soll bisher weder Milch noch Ochsenfleisch gegessen haben.

Nach beendigtem Mahle wünschte die Königin auf der Orgel spielen zu hören, die sie im Zimmer bemerkte, was sogleich geschah; allein entweder spielte der Organist schlecht, oder sie fand Vergnügen daran, selbst zu spielen, kurz, sie stand vom Tisch auf, ohne ein Wort zu sagen, trug ihren Stuhl an das Instrument, und spielte, bis sie müde wurde, schien sich aber dabei sehr gut zu unterhalten. (Die Musik hat für die Taitier einen ganz besondern Reiz.)

Pomarré drückte den Wunsch aus, exerciren zu sehen, und stieg auf das Verdeck, wo die ausgesuchte Mannschaft die Handgriffe und die Chargirung mit einer Präcision ausführte, die unsere Gäste in Staunen setzte.

Eituna war in neuseeländischer Tracht: er stand mit seinen beiden Gefährten unter den vordersten; als ihn der Gemahl der Königin Mutter bemerkte, holte er ihn und stellte ihn Pomarré vor, die, glaube ich, ihn zu sehen wünschte; sie reichte ihm die Hand. Die neuseeländische Sprache hat so viel Aehnlichkeit mit der taitischen, daß sie einander leicht verstanden. Nach dieser Zusammenkunft sagte Eitua zu uns, daß es unvernünftig sey, Frauen zu Königen zu machen, weil sie weder zu fechten verständen, noch es könnten.

Um 5 Uhr endlich wollte die Königin ans Land zurückkehren; bei ihrer Abfahrt wurden 21 Kanonenschüsse gelöst; wir begleiteten sie nach Hause, wo sie sich eiligst ihres europäischen Anzuges entledigte, der diese armen nicht daran gewöhnten Indierinnen sehr ermüdet, und sie zu wahren Carricaturen macht, während ihr so anmuthiger und malerischer taitischer Anzug ihnen sehr gut anpaßt. Die Königin, so wie die ganze Bevölkerung war über die Aufnahme sehr geschmeichelt. Ich habe sehr bedauert, ihr für den Augenblick kein Geschenk machen zu können (sie hatte schon eine Orgel); allein ich glaube dennoch, daß wir einen guten Eindruck auf der Insel zurückgelassen haben. Am folgenden Tage, gerade als wir unter Segel gehen wollten, schickte mir die Königin einige Schweine, eine Menge Bananen, Taro, Ananas, Kokosnüsse u. s. w., was ich alles unter die Schiffsmannschaft vertheilte.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Reise nach Tibet. Der Abbé Rossal hat der Pariser geographischen Gesellschaft seine nahe Abreise nach Tibet und Lahor angezeigt, wohin er in Missionsgeschäften geht, und sie um Instructionen in geographischer Beziehung gebeten.

Nachrichten von dem Reisenden Lefèvre. Es sind Briefe von Hrn. Lefèvre (s. Nr. 561 d. vor. J.) aus Koffeir vom 11 April eingelaufen. Die Expedition hatte bereits merkwürdige naturhistorische Sammlungen gemacht, und stand im Begriff nach Dschedda abzugehen, um von da aus nach der abyssinischen Küste überzusetzen. (Echo du Monde Savant vom 14 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 239.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 August 1839.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

3. Bodenverhältnisse, das Thal des Manzanares um Madrid. — Badezelte. — Tänze.

Der ausgedehnte, mittlere Theil Spaniens, besonders Neucastilien, bildet ein von einigen Flußthälern und Höhenzügen durchfurchtes, im Ganzen ebenes und trockenes Hochland. Es wird rings von hohen, klüftigen Gebirgsketten umzogen, die auf der ihm abgekehrten, tiefer abwärtsfallenden Seite in große Flußthäler oder terrassenartig zum Meere hinabführen. Nördlich gelangt man über die iberische Kette in das Thal des Ebro; südlich über die Sierra morena, die herrlichste, großartigste Aussicht über Andalusien aufschließend, in das Thal des Guadialquivir. Oestlich dem Plateau ziehen sich weitausgedehnte, im Norden mit der iberischen, im Süden mit der Sierra morena zusammenhängende Ketten, die ihre Gewässer in vielen kleineren Thälern durch die gesegneten Gefilde von Valencia dem mittelländischen Meere zuführen. In der westlichen, offneren Richtung durchströmen mehrere mächtige Flüsse, auf den genannten Bergen ihren Ursprung nehmend, das hohe castilische Land, und ergießen sich mit allmählicher Absenkung durch Portugal in großer Breite in den atlantischen Ocean. Zwischen diesen Strömen erheben sich mehrere bedeutende Gebirgszüge, welche die Zuflüsse jener scheiden, und mit ihren letzten Ausgängen hart an die atlantischen Gestade stoßen.

Diese Verhältnisse bewirken, daß das Meer auf die Temperatur und das Klima von Centralspanien von keinem maßigenden Einfluß ist; daß es hier im Winter empfindlich kalt von den Schneeketten herabweht,*) im Sommer aber Tage und Nächte durch keine Seedunstluft abgekühlt werden, die Sonnenstrahlen ohne Milderung brennen und versengen; — während in allen spanischen Küstenländern, selbst und ganz besonders in Andalusien ein gleichförmigeres und gemäßigteres Klima herrscht. Dieselben Verhältnisse bedingen auch Wassermangel in den meisten Gebieten von Castilien, wohingegen die sie umgebenden Provinzen sich der reichsten Bewässerung erfreuen. Zumal in der Mancha, wo sogar der Guadiana sich einen unterirdischen Weg bahnt, und die sieben Meilen lange Brücke bildet (die, nebenbei bemerkt, selten auf einer Karte bezeichnet ist), ist die Trockenheit hemmend für die Bodencultur, und die vielen Eisternen und Brunnen in Feld und Gärten helfen wenig aus. Das Getreide steht hier auf unübersehbaren, ebenen Feldern und Kämpen dünn, spärlich, und der Reisende fühlt bei einem monatelang ununterbrochen dauernden Sonnenbrande mit den durstlechzenden Halmen heißes Verlangen nach erquicklichem Regen.

An künstliche Bewässerung ist dabei nicht wohl zu denken; denn die Flüsse Castiliens laufen in tief in die Hochebene eingeschnittenen Thälern, die sich wie große Furchen durch das Land ziehen und einen höchst eigenthümlichen Anblick gewähren. Selbst die innern Bergketten sind meist von der großen Hochebene durch solche Einschnitte getrennt, worin die von ihnen ablaufenden Gewässer einfließen und durchziehen; so daß sie fast nur wie tiefe Unterbrechungen der Hochebene erscheinen, obschon ihre Kamme sich Tausende von Fuß hoch über diese erheben Wollte man die Ebenen künstlich bewässern, so müßten daher noch riesige Pumpwerke erfunden werden, mittelst welcher das Wasser aus den Einschnitten auf das weite, bebaute Flachland hinaufgeschafft würde.

Der Wassermangel erschwert den castilianischen Ortschaften, besonders in der längern heißern Jahrszeit, auch das Waschen und Baden, was doch diesem Lande Hauptbedürfnisse sind. Noth und Erfindungsgabe haben deßhalb hier zu der größten Oekonomie im Verbrauch des Flußwassers geführt, da es glücklicher Weise an frischem Quellenwasser in dem steinreichen Boden nur an wenig Orten mangelt. Das bevölkerte Madrid kann als Beleg dazu dienen.

Spaniens Hauptstadt ist auf dem Plateau am Rande eines jener oben beschriebenen Thaleinschnitte gelegen, durch dessen Tiefe der Manzanares fließt, welcher, etwa acht geogr. Meile.

*) Merkwürdig genug hat man schon öfter in Sommernächten an der Ecke des königlichen Schlosses in Madrid, die am meisten den directen Windstößen von der fast immer mit Schnee bedeckten Sierra de Guadarrama ausgesetzt ist, Schildwachen erstarrt, todt gefunden, und dieser Posten wird auch in den wärmsten Nächten nicht ohne einen dicken Mantel bezogen.

Digitized by Google

von hier, auf der noch immer mit Schnee bedeckten Sierra de Guadarrama entspringt, sich, vereinigt mit dem ungleich beträchtlichern, Castilien weit durchziehenden Henares, unfern Aranjuez in den Tajo ergießt. Das Wasser des Manzanares, von jener Schneekette herabkommend, ist frisch, kühl, klar und angenehm; allein Sommers so unbedeutend, daß, als ich höher hinauf, wo er noch in einem Becken fließt, nachsuchte, ich nirgend eine zum Baden nur irgend passende Tiefe fand. Um nun dennoch zahlreiche Badeplätze zu erhalten, trennt man den Fluß, ohne einen Tropfen Wassers daraus zu verlieren, in viele kleine, gleichstarke, parallel und an zwanzig Schritt von einander entfernt laufende Arme, die sich abwärts wieder vereinigen, was die Breite des Thales gemächlich zuläßt; — jedes der so entstehenden Bächlein, nicht viel stärker als eine reiche Quelle, ergießt sich in ein Badebassin, das mit Sorgfalt entweder quadratförmig oder länglich oder rund ausgegraben, festgepfählt und mit feinem Kiesel oder Gries ausgelegt worden ist, und füllt dasselbe mit Wasser an; sodann läuft es in einer Rinne wieder ab und fließt, nachdem es sich völlig abgeklärt hat, weiterhin in ein zweites, ebenso in ein drittes und alle anderen in langer Reihe hintereinanderfolgenden Bassins, wodurch also eine große Zahl zum Baden geeigneter Tümpel entsteht. Die Inhaber derselben (die sich beim Stadtmagistrat darum bewerben) bauen über jedes Bassin ein hohes, von allen Seiten geschlossenes Zelt aus dichten kühlenden Strohmatten, legen das Innere damit aus und bringen Bänke und andere Bequemlichkeiten für die Badenden an. Die Bassins sind von verschiedener Tiefe, für Kleine und Große, Weiber und Männer (diese natürlich stets streng von einander geschieden), für Schwimmende und Nichtschwimmende, welchen letztern mitunter Unterricht im Schwimmen ertheilt wird. In verschiedener Höhe über dem Wasser sind Seile ausgespannt, andere hangen herunter; so daß dadurch noch für allerlei Spielereien und gymnastische Turnübungen vielbenutzte Gelegenheit geboten wird. Der Eintrittspreis zu diesen angenehmen und wohlthätigen Badeplätzen ist verschieden, doch immer gering. Das Ganze bietet den Anblick eines langgedehnten ziemlich regelmäßigen Zeltlagers dar. Zu wünschen bleibt noch, daß das Baden nur mit Schwimmhosen gestattet und im Innern der Zelte mehr die Scham aufrecht erhalten würde.

Oberhalb der Badeplätze wird nicht gewaschen. Dieß geschieht an einigen freigehaltenen Armen des Manzanares und dann mehr abwärts, wo man beständig ein Gewimmel von Waschweibern, die Wäsche auf zahllosen ausgespannten Leinen flattern und die angränzenden Wiesen weit und breit davon bedeckt sieht. Das Alles macht das Thal noch belebter und wirklich dem Lagerplatze eines Nomadenstammes sehr ähnlich, der Ruhetag und große Wäsche hält.

Am anziehendsten ist das Leben in dieser Thalgegend jedoch an Sonn- und Festtagen. Den Händen der Waschweiber glücklich entronnen, tritt der Manzanares nämlich sogleich in ein schattiges, hohes Gebüsch ein und durchwandelt es in zierlichen Windungen. In diesem Gehölze nun, gerade unterhalb des neuen, schönen, hochgelegenen, königlichen Schlosses, das über das Thal hinweg weit nach der Sierra de Guadarrama hinschaut, versammelt sich sonntäglich die tanzlustige Welt aus den niedern Ständen des Volkes, die weniger Gebrauch vom Prado machen. Da finden sich Burschen und Mädel aus der Hauptstadt und allen Provinzen ein; dort sieht man fast alle die zahlreichen Provincialtrachten Spaniens durcheinander und sich an Schmuck und Zierde überbieten: die farbenreiche von Valencia, die naive gallizische, die dunkle, volle, stolze von Altcastilien und den ammenreichen Gebirgen von Burgos. Bei allem Drängen und Treiben nie Unordnung, bei aller Hingebung an die Fröhlichkeit nie Verletzung des Anstandes und der durch die Sitte streng gebotenen Form. Das Gedränge, das Durcheinander entwirret sich immer fort, wie die schwärmerisch-melancholischen Gesänge mit Begleitung der Guitare, die Castagnetten zu schmettern anheben. Dann bilden sich mehr und mehr um einzelne Sänger und Citherschläger (die meist aus Wohlgefallen dieß Amt übernehmen) unter den hohen, dichtlaubigen Platanen gleichartige Gruppen, und fast in jeder derselben sieht man besondere Nationaltänze, worin sich die Eigenthümlichkeiten der Provinzen abspiegeln, en danza gentil (bei diesem unübersetzbaren Ausdruck hüpft der Spanierin das Herz) oft auch sehr leidenschaftlich ausführen. Nicht bloß die Füße tanzen, auch die Hände, Arme, Haare, Augen, ja die Lippen, der Busen, die Herzen, Alles ist in lebhafter Bewegung. Das süße Vergessen (el dulce abandono) lacht im Auge, blüht auf Lippe und Wange. Was fehlt dem Spanier, der Spanierin, wenn er mit ihr tanzt, die er liebt! Welche Anmuth, welche Erregbarkeit entwickeln sie voreinander, wie verschlingen sich ihre Blicke, wie rauscht das Entzücken, das sie sich gegenseitig gewähren, aus ihren Bewegungen. Ein ernster oder gar mürrischer Tanzer würde dazwischen unausstehlich und undankbar seyn. Den trockenen Mozo dort erkennt man nicht wieder, wenn er tanzt; und die Spanierin ist nie schöner, lebendiger, feuriger, beredter, hingebender, als wenn sie tanzt — die Häßliche wird hübsch, interessant, ausdrucksvoll, die Hübsche wird unwiderstehlich bezaubernd. Die glühende Lippe kühlt sich dabei nur dann und wann an frischem Wasser oder Limonensafte, auch Obst und leichtes Backwerk nascht mitunter der Mund. Sonst ist der Tanz allein die Freude des Festtags. Sie dauert im Thale bis die Sonne Abschied winkt. Schnell wie hier der Uebergang von Tag zu Nacht vor sich geht, drängt nun die Menge in die Stadtthore hinein, auf Gassen und Plätzen hier noch oft den Tanz bis zum andern Morgen fortsetzend, und ehe noch die Sterne am Himmel blinken, ist das Thal verlassen und still, als habe kein Sterblicher je darin geathmet; ebenso werden Werkeltags, bei anbrechendem Abende die Wäschbänke und Badezellen leer. Dieß plötzliche Abbrechen der Geschäfte und der Fröhlichkeit, das allgemeine Verlassen ihres Tummelplatzes tritt jetzt dem Fremden als bloße auffallende Sitte entgegen; sie hat aber ihren guten Grund in der großen Leichtigkeit, womit der spanische Räuber vom Diebstahl und Raub zum Morde übergeht — ein Charakterzug, den wir fast bei allen südlichen, mehr heiß- als vollblütigen Völkern wieder finden, und den der brudermörderische Krieg noch mehr zu entwickeln geeignet ist.

Digitized by Google

Nach dieser Abschweifung komme ich auf mein Thema, die Ereigniſſe des geſtrigen Abends und der Nacht zurück, wovon ich mich übrigens nur scheinbar, um die Erzählung derſelben nur einmal zu unterbrechen, ſehr weit entfernt habe.

Erinnerungen aus Armenien.

1. Aufenthalt in Eriwan.

(Schluß.)

Man rechnet in Eriwan 2500 Familien, darunter 1500 tatariſche, der Reſt armeniſche; die geſammte Einwohnerzahl beläuft ſich auf 10,000 Seelen. Khane, Beks, Meliks, die tatariſche und armeniſche Geiſtlichkeit betragen 188 Familien. Die Zahl der Häuſer beträgt 1736, darunter 1227 tatariſche. Es gibt eine griechiſch-ruſſiſche, ſechs armeniſche Kirchen und acht Moſcheen, wovon zwei in der Citadelle; von denen in der Stadt ſehen mehrere dem Verfall entgegen. Von zwei Bazaren befindet ſich der größte mit ſechs Karawanſerais in der Mitte der Stadt, der andere kleinere in dem, Schagar genannten, Theile; auf dem größeren Bazar ſind 850 Buden. Bäder finden ſich acht, die Zahl der Brücken iſt fünf, nur eine derſelben, über die Sanga, iſt bemerkenswerth: ſie iſt aus gebrannten Backſteinen in drei Bogen erbaut, wie man ſagt, durch einen frommen Tataren, der dadurch ſeinen Namen verewigen wollte, was ihm jedoch keineswegs gelungen iſt, denn derſelbe iſt ſelbſt den Tataren nur wenig, den Armeniern noch weniger, und den Ruſſen gar nicht bekannt. Unterrichtsanſtalten finden ſich zwei: eine ruſſiſche, worin außer den gewöhnlichen Lehrgegenſtänden tatariſch und armeniſch gelehrt werden, und eine tatariſche in der Moſchee Huſſein Ali Khans, worin ſich 200 Schüler befinden.

Außer dem Gartenbau beſchäftigen ſich die Einwohner auch mit der Bienenzucht, jedoch in geringem Grade; auch die Seidenzucht iſt in der Kindheit, obwohl an Maulbeerbäumen kein Mangel iſt. In der Sanga fängt man Forellen und eine Art Karpfen, die ſehr feſtes Fleiſch haben und ſchmackhaft ſind, außerdem eine Aeſche (chromulja), welche gleichfalls ſchmackhaft iſt, aber einen ſehr ſchädlichen Rogen hat. Im erſten Jahre meines Aufenthalts hatte ich einen ſeltſamen Vorfall in Betreff dieſes Fiſches. Da ich die Eigenſchaft des Rogens nicht kannte, ließ ich ihn ſammeln, einſalzen, und mit verſchiedenen Specereien zubereiten. Mein armeniſcher Bedienter ſah dieſe Zubereitung, ſchwieg aber ſtill, und als ich mit meiner Familie davon gegeſſen hatte, befiel uns alle Schwindel, Kopfſchmerz und alle choleraartigen Anwandlungen in einem hohen Grade; ich gerieth in Beſorgniß, fing an, meine Leute auszuſchelten, und meinte, ſie hätten den Rogen in einem unreinen Gefäße aufbewahrt, oder etwas Schädliches zugeſetzt; aber der Armenier ſagte mir endlich, bei ihnen eſſe man den Rogen nie. — „Warum nicht?“ — „Weil er ſehr ſchädlich iſt.“ — Du haſt aber den Rogen zubereiten ſehen, warum ſagteſt du denn kein Wort?“ — „Ich glaubte, ein ruſſiſcher Magen könne Alles vertragen, und das ſey für Euch wie nichts.“ Nach drei Stunden erholten wir uns, nachdem wir Alle mehr oder minder gelitten hatten, den Armenier aber entließ ich am folgenden Tage, da ich ſeine Zurückhaltung und ſeinen Glauben an die Stärke eines ruſſiſchen Magens fürchtete.

Das erſte Jahr, 1832, lebte ich glücklich in Eriwan, Niemand von uns wurde krank. Der Sommer war mäßig heiß, nur ein Ausſchlag an meinen Kindern ſchreckte mich. Plötzlich zeigten ſich an ihnen gelbe Bläschen, wie bei den Blattern, und dieſe waren ihnen noch nicht eingeimpft. Ich ſchickte zum Doctor, der gerade aus Kanaker zur Inſpection kam, und dieſer ſagte mir, es ſey dieß der Biß gewiſſer Fliegen. Ein unerträgliches Jucken und Geſchwüre beunruhigten die Kinder ungemein. Das Jahr 1833 kam heran, der Winter war hart, die Kälte ſtieg auf 20 Grad, der Schnee war tief und die Holztheurung ſtieg ſo hoch, daß man dasſelbe faſt pfundweiſe verkaufte; die Einwohner, an Kälte nicht gewöhnt, erfroren auf den Wegen, und faſt jeder, der es wagte, eine Laſt Holz, Butter, oder ſonſt irgend etwas auf den Markt zu bringen, erfror die Naſe, die Backen, die Hände oder die Füße; man konnte unaufhörlich Leute ſehen, die in einem ſolchen Zuſtande in die Stadt kamen. Ich hatte keinen Mangel an Holz, feuerte Morgens und Abends meinen Kamin, und verſchaffte meinen Kindern ſo ziemlich Wärme, dennoch zeigten ſich bei ihnen an den Fußſohlen Wunden, welche nur mit Mühe heilten. Ein aſiatiſcher Hakim rieth uns, die Fußſohlen mit China (Hennah) zu reiben. Dieß iſt ein Färdemittel, das grünlich ausſieht, aber roth wird, wenn man es zergehen läßt; man braucht es auch zum Färben der Haare und Nägel. Von dieſer Farbe wird die Haut ſehr feſt, und dieß ſchützte unſere Kinder vor der Krankheit. Endlich kam der Frühling heran. Hier wirkt die Sonne mit außerordentlicher Stärke; noch war der Schnee nicht weg, und ſie brannte ſo heftig, daß man nur in der leichteſten Kleidung ausgehen konnte. Der Frühling iſt hier reizend: der liebliche Duft von den Bäumen, das friſche Grün, der leichte kühle Wind, das Gemurmel des Waſſers, das in verſchiedenen Richtungen zur Bewäſſerung durch die Gärten läuft, die Baſſins, der helle, klare, wolkenloſe Himmel, alles dieß belebt den Menſchen. Nur im Frühjahr kann man in Eriwan ſeyn, im Sommer iſt die Hitze unausſtehlich. Einen Herbſt gibt es hier eigentlich gar nicht, die Hitze dauert bis in den Winter, und die kleine Fliege, dieß unruhige Inſect, vor dem man ſich nirgends ſchützen kann, weil ſie ſo klein iſt, daß man ſie kaum bemerkt, beunruhigt einen bis in den Winter hinein. Der Sommer von 1833 kam herbei, die Hitze ſtieg allmählich, und erreichte endlich einen ſo außerordentlich hohen Grad, daß man von zehn Uhr Morgens bis ſechs Uhr Abends nicht aus dem Hauſe gehen konnte. Der Boden wird ſo erhitzt, daß man nicht auftreten kann; die drückende und unerträglich heiße Luft erzeugt einen ununterbrochenen Schweiß, der den Menſchen bis zur Erſchöpfung ſchwächt; die Mauern der Häuſer werden, trotz dem, daß ſie aus Luftziegeln gebaut ſind, ſo heiß, daß man ihnen nicht nahe kommen kann. Wie wohlthätig iſt hier der Schatten der Bäume? Man ſagt, unter dem Sardar (perſiſchen Oberbefehlshaber) habe die Verordnung beſtanden, daß jeder Eigenthümer eines Gartens, deſſen Mauer nach der Straße ging, an dieſe

Digitized by Google

Mauer einige Nußbäume pflanzen mußte, und in der That findet man auch in vielen Straßen unter den zweigereichen, ungeheuren Nußbäumen einen kühlenden Schatten. Der peinigende und unaufhörliche Durst wird hier durch Eis gestillt, das Sommers stets in jedem Hause zu finden ist. Wer keinen eigenen Eiskeller hat, kauft das Eis auf dem Bazar ziemlich wohlfeil; viele fromme Tataren haben Eiskeller ganz besonders für die Armen, und vermachen im Fall ihres Todes ein Capital zur Unterhaltung derselben. Solche Anstalten sind in heißen Ländern sehr wohlthätig.

Im Julius brachen in meiner Familie Fieber aus. Bei meiner Gattin schlug das Gallenfieber in ein hitziges Fieber um, von dem sie nur nach langer Zeit genaß; eine ihrer Dienerinnen aber starb an der Krankheit.

Chronik der Reisen.

Expedition der Corvette Heroine.

(Schluß.)

Es gibt vom Ankerplatz keinen freundlichern und überraschendern Anblick, als den von Papeiti; von der mit einem Rande zierlicher Kokosbäume bedeckten Südspitze bis zur westlichen ist es ein fortlaufender grüner Vorhang, der nur hie und da von Häusern, die aus dem Blätterwerk hervorzuwachsen scheinen, unterbrochen ist; jenseits ist die Gegend eben, von kräftiger Vegetation und von mehrern kleinen Flüssen durchschnitten, die sich durch jene frischen Schattengänge hinwinden und in die Rhede ergießen. Jeden Abend sieht man Männer, Weiber und Kinder sich untereinander und ohne Bedenken in dem erfrischenden Gewässer wie zur Unschuldszeit der Schöpfung baden; alsdann kommen die mit Grün bedeckten Berge, die sich plötzlich zu einer beträchtlichen Höhe erheben, und mit ihren ansehnlichen Massen die niedern Wohnungen zu ihren Füßen schützen zu wollen scheinen. Die kleine mit Bäumen, unter welchen unschädliche Kanonen aufgepflanzt sind, bedeckte Insel Ta erscheint inmitten der Rhede wie ein grüner Korb, den man, um ihn frisch zu erhalten, ins Wasser gehängt: dieses Wasser, blau wie der Azur des Himmels, den es wieder gab, wird bloß durch den Nordost bewegt, und ist von der immer unruhigen hohen See durch einen langen alabasterweißen Gürtel geschieden, der durch den Schaum der Wellen des Oceans erzeugt ist, die sich brausend an dem großen Felsenriffe, der die Rhede schützt, brechen; leichte Piroguen durchfahren wir Vögel im Fluge nach allen Richtungen den unermeßlichen Schleier dieses schönen Wasserspiegels, und beleben ihn. Jenseits in einer Entfernung von sieben Meilen, westlich, bildet die erhabene Insel Emée mit ihren spitzigen Gipfeln und dunstigem Aussehen, das kaum einige Gegenstände an ihrer holzreichen Küste erkennen läßt, das zweite Feld dieses köstlichen Gemäldes, dessen Gränze das Meer bildet.

In Beziehung auf Handel und Civilisation ist Taiti weit weniger vorgerückt, als ich geglaubt; man findet daselbst wohl frische Lebensmittel, allein es ist ein reiner Zufall, wenn man etwas Mehl oder gar Zwieback bekommt; Rum, Branntwein und Wein gibt es gar keinen; eben so wenig Kaffee oder trockene Gemüse; wehe dem Schiffe, das sich dort frisch verproviantiren wollte! Zuckerrohr und Kaffer fängt man an mit Erfolg zu pflanzen, allein diese beiden Industriezweige sind noch in ihrer Kindheit, namentlich der des Kaffees, dessen Ernte im verflossenen Jahre nur 300 Pf. betrug. Das Kokosnußöl, das gegenwärtig in England bei allen Dampfmaschinen so allgemein angewendet wird, wird nach Sidney versendet, und scheint ein vortheilhafter Handelszweig werden zu wollen; der Handel mit Perlen und Perlmutter ist der bedeutendste; auch die Pfeilwurz wird ausgeführt.

Einige Wichtigkeit hat Taiti durch den Aufenthalt von 50 bis 60 amerikanischen Pottfischfängern erhalten, die jedes Jahr zur Erfrischung ihrer Mannschaft und um ihre Vorräthe an Pataten und Schweinen zu erneuern, daher kommen. Jedoch scheint der Zusammenfluß dieser Schifffahrer abzunehmen, indem sie einigen weniger besuchten Inseln, wo sie wohlfeiler einkaufen, den Vorzug geben.

Die Sitten und die Lebensart der Einwohner scheinen seit der Entdeckung der Insel wenige Abänderungen erlitten zu haben; trotz der Missionäre sind die Frauen heutigen Tages, gerade so wie ihre Mütter früher, mit wenigen Ausnahmen Priesterinnen der neuen Cythera; da jedoch auf die Uebertretung des neuen Gesetzes eine Geldstrafe von 7 oder 8 Piastern gesetzt ist, so gehen sie bei der Feier des alten Cultus etwas geheimnißvoller zu Werke.

Der Capitän Dupetit-Thouars hatte der Heroine in Taiti nichts mehr zu thun übrig gelassen, weßhalb es unnütz gewesen wäre, einen Aufenthalt, bei welchem die Lebensmittel, mit denen ich mich nicht wieder versehen konnte, verzehrt wurden, hinauszuschieben; ich war kaum noch auf zwei Monate versehen, und wußte nicht, wie viel Zeit ich brauchen würde, um die Strecke zurückzulegen, die mich noch von Valparaiso trennte; in Betracht dessen beschloß ich, meine Abreise zu beschleunigen, und ging am 4 December unter Segel.

Am 8 erblickten wir Toobuai; ich richtete meine Fahrt so ein, um in geringer Entfernung an der Insel Bronghton vorbeizukommen, die auf den Karten 10 oder 12 Meilen südsüdöstlich von der erstern angegeben wird; wir hatten übrigens Gelegenheit, uns von dem Nichtvorhandenseyn dieser Insel zu überzeugen. Am 15 erblickten wir Rapa, auf den alten Karten unter dem Namen Opaco angeführt; am 16 fuhren wir sehr nahe (eine halbe Meile) an den Felsen von Baß, denen man sehr mit Unrecht den Namen Baß-Inseln beigelegt hat, vorbei; wir nahmen diese Gruppe auf, die nur sehr unbedeutend ist; der südlichste Felsen liegt 44 Meilen östlich, 19° südlich von Rapa. Unsern Beobachtungen zufolge ist die Lage dieser Inseln mehr östlich und mehr südlich.

Am 21, 22, 23, 24 und 25 December suchten wir vergebens das Land, das der Capitän J. Mitchell im Jahre 1825 unter 51° 25' S. B. und 132° 10' W. L. gesehen haben will. Wahrscheinlich hat Capitän Mitchell Wolken für Inseln angesehen: am 25 ging es uns auch so, gerade als die Sonne unterging; jeder glaubte Land, ein ziemlich erhabenes, ausgedehntes Land zu sehen; diese Täuschung war in der That so vollständig, daß wenn die Erscheinung nicht auf dem Wege stattgefunden hätte, den ich gerade durchfahren hatte, ich umgewendet hätte, um sie zu untersuchen. Unsere Fahrt war von schönem Wetter und einem reinen Horizonte begünstigt; wenn also an der Stelle, wo Capitän Mitchell behauptet, eine Inselgruppe von 18 Meilen Ausdehnung gestanden wäre, so glaube ich, daß wir sie gesehen haben würden. Da mich die Richtung meiner Fahrt nach dem Süden führte, und Conception mir gleichsam auf meinem Wege lag, so zeigte ich mich in dieser Bai, in der Meinung, ich würde daselbst einige französische Wallfischfänger treffen, die nach Frankreich zurückgingen, und denen ich meine Briefe mitgeben könnte.

Es fuhr auch in dem Augenblick meiner Ankunft in der Bai der Gange aus derselben ab, und ich übergab ihm meine Briefe unter Segel. Ich erfahre von diesem Schiffe, die Angelina liege hier vor Anker, weßhalb ich mich vielleicht einzuschiffen entschließen werde.

Cecille.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 240.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 August 1839.

Erinnerungen an Persien.

Von Baron Korf. *)

1. Jekaterinograd. — Reise nach Wladikaukas.

Wer im Kaukasus war, weiß was Jekaterinograd ist, und kennt die schrecklichen damit verknüpften Worte, Convoi, Post und — das allerärgste, die Occasion. Dieß Wort heißt so viel als: bleibt einige Tage zu Jekaterinograd in einer elenden Stube, esset was Euch beliebt, geht wenn es Euch Spaß macht, auf eine schmutzige Straße heraus, um zu sehen, ob keine lahme Post oder ein Courier kömmt, der Euch aus Eurem kläglichen Aufenthalt heraus reißt, lebt von der Hoffnung, vergeßt die Gegenwart, merzt diese Tage aus Eurem Leben aus, gebt Euch, so viel Ihr Lust habt, der Langeweile, der Niedergeschlagenheit, der Verzweiflung hin, Ihr erhaltet keine Antwort auf Eure Klagen, Niemand reicht Euch die Hand zur Hülfe, als der blinde Zufall, und auf diesen ist bekanntlich nicht gut trauen. Nur Eines läßt sich mit dem Aufenthalt in Jekaterinograd und dem Warten auf eine Occasion vergleichen — dieß ist eine Quarantäne am Araxes; doch davon später.

Aus dem Allem aber hat man wohl noch keinen richtigen Begriff, was denn eine Occasion ist, und dieß muß ich jetzt genauer erklären. Der Weg von Jekaterinograd bis Wladikaukas führt durch die Kabarda, welche bekanntlich vor den Einfällen der Tscherkessen nicht ganz sicher ist. Da es nun nicht möglich ist, jedem einzelnen Reisenden ein Convoi zu geben, so muß man die bestimmte Zeit abwarten, wo die Post aus Petersburg ankommt, um in ganzen Karawanen abzureisen. Natürlich bemüht sich jeder Reisende, an dem Tage nach Jekaterinograd zu kommen, wo die Post abgeht, aber nach dem alten Spruch: der Mensch denkt's und Gott lenkt's, ist dieß nicht immer möglich, und so muß man dann sitzen bleiben, um eine Occasion, d. h. einen besondern Courier oder die nächste regelmäßige Post abzuwarten. Zu meinem Glück durfte ich nur Eine Nacht dort bleiben, und am folgenden Morgen um 8 Uhr rief die Trommel Alles auf den bestimmten Sammelplatz. Alle möglichen Fuhrwerke kamen von verschiedenen Seiten herbei, besetzt mit Russen, Armeniern und Georgiern, ferner eine mächtige Schaar Tataren mit ungeschmierten Arben, eine Heerde Hämmel, einige Ochsen ꝛc., — Alles dieß drängte sich auf einmal, wie durch Zauberei, nach dem Sammelplatz; Officiere, Civilbeamte, Kaufleute, Kleinbürger, Bauern, Kosaken, Infanteristen, Alles erschien zumal auf dem Bazar; da hatte aber der eine sein Bündel vergessen, und bat zu warten, ein zweiter ist über den Aufenthalt erbost, einem dritten ist Alles gleich, wo er schläft, in dem Lager oder auf dem Wege, die Convoisoldaten brummen, rauchen ihre Pfeifen, und verwünschen im Innern gewiß Armenier und Russen, Georgier, Ochsen, Tataren und Schafe. Endlich hat der zweite Trommelschlag alle auf den Platz gebracht. Die Kanone rollt schwerfällig vorwärts, einige Infanteristen folgen, hinten nach schleppt sich der ganze Reisezug, auf den Seiten reiten Kosaken, und den Schluß dieses Triumphzugs macht der Rest der Truppe. Dieser cerimonielle Zug Schritt vor Schritt ist ausnehmend langweilig, aber nichtsdestoweniger dankt gewiß jeder, der dieses Weges zieht, bei aller Beklemmung, die ihn beschleicht, der weisen Regierung, welche mit solcher Sorgfalt sich für das Beste eines jeden bemüht.

Der Weg von Jekaterinograd bis Wladikaukas erinnert an fabelhafte Zeiten. Die Natur hat die Ebenen der Kabarda mit verschiedenen Pflanzen so üppig gefüllt, daß der Anblick der bunten Wiesen zu beiden Seiten an die reichen Teppiche Persiens mahnt. Man kann sich nichts Reicheres denken als diese prachtvollen Ebenen: die Vegetation zeigt sich hier in ihrem ganzen Glanze; das dichte Gras, das an einigen Orten den Menschen überragt, ist mit herrlichen Blumen untermischt und der Duft unbeschreiblich. Man kann beim Anblick dieser Wunder der Natur nur bedauern, daß diese gesegneten Striche einem rohen Volke gehören, das sie selbst nicht benützt, und den Russen nicht gestattet, sich irgend mit dem Anbau des Bodens zu beschäftigen. Allerdings schickt man um die befestigten Posten her, die von Distanz zu Distanz sich finden, die Soldaten aus mit Gewehr und Munition, um das Gras zu mähen; aber dieß ist nichts in Vergleich mit den zahllosen Vortheilen, die man ernten könnte, wenn die Kabarda von verständigen Ackerbauern

*) Siehe Nr. 178 und 179.

Digitized by Google

bevölkert wäre, und nicht von einfältigen Tscherkessen, die nur zu rauben verstehen.

Ich muß hier einen kleinen Begriff von dem geben, was man auf dieser Straße einen Posten nennt. Es sind kleine, unansehnliche Redouten, über deren Brustwehr zwei oder drei Kanonenmündungen hervorschauen, welche die unruhigen Tscherkessen in gebührendem Gehorsam erhalten. Die Einwohnerschaft einer solchen Redoute besteht im Commandanten, einer Compagnie Fußvolk, einigen Kosaken, alle mit Weibern und Kindern, einem Compagnietraiteur u. s. w. Dieß ist Alles. Die Lebensmittelvorräthe bestehen aus einer großen Menge Hühner, Schafe, Kühe, Weizenbrod, saurem, kachetinischem Wein, den man in Grusien nicht wollte, einem stärkenden Weinbranntwein und andern ähnlichen Dingen.

Die Reise von Jekaterinograd bis Wladikaukas, eine Entfernung von 105 Werften, wird mit Gottes Hülfe in vier Tagen zurückgelegt, so daß also täglich nicht mehr als 25 oder 26 Werste und einige Klafter Weges gemacht werden. In dieser Zeit kann man das (nicht sehr amusante) Vergnügen haben, dreimal in kaiserlichem Quartier, d. h. in den oben erwähnten Posten zu übernachten. Mitten zwischen diesen Posten finden sich andere zweiter Classe, an denen man gewöhnlich anlegt, damit der Reisende durch Stillung seines Hungers und seines Durstes die Kräfte zur Erduldung der weitern Langweile wieder herstelle. Je mehr wir uns Wladikaukas näherten, desto mehr überkam mich ein mir bisher unbekanntes Gefühl, — die Natur zeigte mir Wunder, die ich zuvor nur in Gemälden gesehen hatte, Alles wuchs vor meinen Augen, und ich selbst fühlte mich so nichtig, so unmerklich klein, wie ich mir nie zuvor gedacht hatte. Vor mir lagen die sich immer höher erhebenden kaukasischen Gebirge.

Nach Jekaterinograd und den Kriegsposten auf dem Wege spielt Wladikaukas in den Augen des Reisenden eine bedeutende Rolle. Stadt und Festung sind erträglich: die guten Häuser, die reinlichen Straßen, und die Möglichkeit, den Hunger mit guten Speisen, und den Durst mit gutem, kachetinischem Wein zu stillen, alles dieß gibt Wladikaukas ein gehöriges Ansehen. Hier macht man die Bekanntschaft mit dem Terek, der ziemlich bescheiden und flach aus seiner Schlucht hervortritt, dessen Wasser aber nichtsdestoweniger ziemlich trüb ist. Die Aussicht von Wladikaukas aus ist wundervoll. Dieses liegt in der Ebene, und sechs Werste davon steht die kaukasische Mauer. Dieser Uebergang von völliger Fläche zu unersteiglichen Felsen ist so schroff, so augenblicklich, daß man über das Spiel der Natur staunen muß, die auf Einem Punkte so schneidende Gegensätze vereinigte.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

4. Die Begegnung am Stadtthor. — Das Bad.

Zwei leibliche Bedürfnisse hatten mich frühzeitig aus dem Hause des Procurabors getrieben. Um dem einen, meiner Eßlust, zu genügen, eilte ich durch einige Straßen nach einem mir wohlbekannten Kaffeehause. Dem andern konnte ich nicht so leicht abhelfen. Ich empfand nämlich, da die Luft schwülheiß war, und das oben mitgetheilte Gespräch mich sehr erhitzt hatte, eine gewaltige Sehnsucht nach einem frischen Flußbade, das ich mir schon seit drei Tagen hatte versagen müssen; allein es ging bereits in die eilfte Stunde, war also schon fast zwei Stunden Nacht. Ich versuchte den innern Brand mit Cerveza Alemana oder Bavara (d. h. einem Bier, das Schwaben in Madrid brauen) abzukühlen, und dadurch vielleicht den äußern abzuwehren. Doch umsonst. Wasser blieb mir das einzige Rettungsmittel, — an ein Gewitter ist hier im Ardiente Julio gar nicht zu denken. Ueberdieß fing es an, mir zu gefallen und meiner abenteuerlichen Reise angemessen zu erscheinen, daß ich mitten in der Nacht einen Ort besuchte, den zu dieser Stunde kein Madrider betritt. So begab ich mich denn ohne langes Zögern auf den Weg nach den oben beschriebenen Badeplätzen. Da ich außer einem tüchtigen Rohrstab in der Hand auch den mir von meinem lieben K . . . zur Abwehr in der Noth auf die Reise mitgegebenen Dolch wie gewöhnlich in der Seitentasche trug, so beging ich eine Unklugheit, wie ich deren, offen gestanden, manche begangen habe. Der Dolch gehört in Spanien zu den streng verpönten Waffen, deren Tragen gesetzlich sogar eine mordverbrecherische Absicht beurkunden soll, daher auch der Spanier keinen Dolch, sondern ein dolchartiges, übrigens nicht weniger gefährliches Messer trägt. Konnte mein nächtliches zum Thor Hinauswandern nun nicht Verdacht erregen, dieser mir Visitation, und diese das ambula in jus, Strafe und Galeren zuziehen? O jus Verrinum!

Ich hatte noch einen weiten Weg über den dem Prado entgegengesetzten, abgelegenen Stadttheil vor mir. Immer größere Stille auf den Straßen, je mehr ich mich vom Centrum der Stadt entfernte, und auf dem langen, mit Bäumen bepflanzten häuserleeren Wege, vom Schloßbereiche bis zum Thor, begegnete ich keinem Menschen. Als ich hier auf das mir von einem Miliciano entgegengerufene quien vive? geantwortet hatte: amigo de la reina Gobernadora! und schon durch die kleine, offene Nachtthüre des Thores hindurchschlüpfen wollte, überraschte mich das (in Spanien sehr gebräuchliche) Nennen meines Vornamens und eine deutsche Anrede. Dieß kam von Don Luis, dem Dichter, der sich gerade hier auf Wache befand, mich bemerkt hatte und darob schier voll Erstaunen war. Da er mich von dem Vorsatze mich zu baden nicht abdringen konnte, rief er mit dem gewaltigen Pathos, womit der Spanier das Deutsche spricht, aus: „Ihr andern Deutsche seyd doch absonderliche Menschen, glaubt zu stehen immer unter dem Schutze eines guten Genius, dem Ihr vertraut blindlings; hier zu Lande lebt Ihr wie in Eurer Heimath und achtet nicht unsrer Erfahrungen. Es Ihnen 99mal gut geht und das 100stemal fehlschlägt. Wir haben eine Art Sage von einem Vögelein in fremdem Lande, die ich auf Sie anwenden möchte. Ich entfernte mich schnell mit dem Gruße: auf baldiges Wiedersehen: „Gehen Sie mit Gott!" antwortete Don Luis etwas ungehalten.

Digitized by Google

Ich trat zum Thor hinaus. Freundlich, zauberhaft lag die Landschaft vor mir ausgebreitet, vom Silberlichte der halbvollen Mondsichel beleuchtet. Ein köstliches Aroma drang aus dem unfern gelegenen Gebüsche, und erfüllte die reine, heitere Luft. Fernhin schimmerte der Schneekamm der Sierra de Guadarrama. Der hochgewölbte, majestätische Himmel bildete eine Diamanten-Sternenflur, durch welche die leise Gondel des Mondes hindurch zog, wie ein weißer Schwan auf blauem, schimmerndem See.

Heitern Sinns verfolgte ich meinen Weg auf dem Rande des Manzanaresthals, eilte den jähen Abhang hinab und begab mich nach einem der obern, größern Badezelte, die alle offen standen. Die lautlose Stille unterbrach nur el leve murmillo, das Gerieſel und Geplätſcher des ſich aus einem Baſſin in das andere ergießenden Waſſers. Alſogleich kleidete ich mich auf einer Bank aus und ſtürzte mich in die friſchen Quellen —

Que fresco delicioso
Corre por las aguas cristalinas,
Y el pecho al blando influjo
Con qué placer respira!

Kein Menſch, kein Thier, keine Erſcheinung unterbrach meine Freude, mein Schwimmen und Plätſchern. Das Bad war ſo erquicklich, daß ich mindeſtens eine halbe Stunde darin verweilte; wieder angekleidet fühlte ich mich überaus erfriſcht, und beſchloß von den Wohldüften in dem nahen Gebüſch noch etwas zu genießen. So luſtwandelte ich denn dahin in der ſchönſten ſpaniſchen Julinsnacht.

An einem traulichen Ort ließ ich mich auf den Raſen nieder. Hinter mir ſtanden hohe Bäume, deren duftende Zweige ſich zu mir herabbogen und mir lind in den Haaren fächelten. Vor mir ausgebreitet lag eine Lichtung im Dickicht, die ſich nach der großen Straße hin öffnet, welche nach der Sierra de Guadarrama und Altcaſtilien führt. So hatte ich, obſchon ſelbſt in den Zweigen verſteckt, die lieblichſte Ausſicht über die ſtille, vom geheimnißvollen Mondlicht umfloſſene Landſchaft. War ein Ort zum Träumen geeignet, ſo dieſer:

Oh, cuanto es dulce sobre el haz dorado
Libre tender los fatigados miembros,
Cuando en los brazos del pastor querido
vela Diana! *)

Meine Gedanken zogen mit leichten Zephyrſchwingen ohne beſtimmten Gegenſtand und Willen umher; ſie ſuchten, fächelten und naſchten bald hier, bald dort. Durch Spanien machten ſie die Runde, ruhten aus vor den Trümmerdenkmälern von Saragoza, der „immer heldenmüthigen" Stadt, ergingen ſich in dem lebensfrohen Tudela am Ebro; dann aber liefen ſie mit immer heißerer, inbrünſtigerer Sehnſucht über die Pyrenäen hinweg nach dem Rhein, nach dem theuern Vaterland — — Ich liebte die ſpaniſchen Völker ſchon in der Ferne und liebe ſie jetzt noch mehr; ihr Kern iſt unverdorben, friſch, geſund. Sie ſuchen und ringen nach dem alten Leben in einem neuen Gewand, die Unglücklichen! und ſchlagen ſich dabei mit eigener Hand immer neue, tiefere Wunden. Mein Herz blutet bei dem Anblick Spaniens, aber noch mehr ob dieſer Herzloſigkeit, welche das übrige Europa im Allgemeinen für ſeine Leiden zur Schau trägt. Daß Europa ſich nicht an einer ſeiner edelſten Nationen verſündige, Zeiten und Geſchichte vergeſſe! Unerhört iſt der ſelbſtſüchtige Geiſt der Franzoſen. Polen und Spanien haben ſie ins Unglück geſtoßen, und nun gehen ſie hin und bedauern ſie mit warmem Munde und kaltem Herzen. Es iſt die Nemeſis, die jetzt im Buſen Frankreichs wühlt. Wie können doch Deutſche noch ſo thöricht ſeyn, auf Frankreich ihre Hoffnungen zu ſetzen! — Doch du, o protectora noche, da me tus alas, daß ich hinüber fliege nach der geliebten, heiligen Heimath, und in dieſer Mutter Schooß mein Antlitz und meine heißen Thränen berge.

*) Von einem der jungen ſpaniſchen Dichter, von deren aufſtrebender, noch wenig gekannter Muſe ich dem Leſer gern einige Klänge vorführe.

Hindu-Wallfahrtsorte. *)

II. Omercuntuc.

Obgleich der Fluß Nerbudda in den Augen der Eingebornen Indiens eben ſo gehelligt und kaum wenigee berühmt als der Ganges und der Dſchumna iſt, ſo hat er doch nicht eine gleiche Anzahl europäiſcher Pilgee nach ſeinee Quelle gelockt, die erſt ſpätee von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern aufgeſucht wuede. Erſt Capitän Blunt, der einen Weg zwiſchen Berar, Oriſſa und den nördlichen Gieears aufnehmen ſollte, näheete ſich 1795 bis auf weuige Meilen Omerenntuc; doch weiter voezudringen verhinderte ihn die Feindſeligkeit dee eingebornen Gebiegsbewohner. Eine lange Zeit verſtrich, ehe ein neuer Veeſuch gemacht wuede, die Gebirgspäſſe von Gundwana zu durchdringen, wo auf einem 2460 Fuß hohen mit Wald bewachſenen Beege dee heilige Fluß entſpeingt. In dieſen Tagen jedoch wied ein Ausflug nach dem Tempel von Omerenntuc häufig von den anglo-indiſchen Bewohneen dee Umgegend unternommeu. Die Quelle des Nerbudda iſt alſo keine terra incognita mehr, und wenn auch das Erſteigen des Berges immee noch mit großer Beſchwerde veeknüpft iſt, ſo iſt doch auch eine Frau kühn genug geweſen, ſich einee dieſer Geſellſchaften anzuſchließen. Jäger waeen natürlich die erſten, die das Abenteuer verſuchten, denn den Saufängern und Tigertödteen der indiſchen Armee verdanken wie manche intereſſante Beſchreibung entfernter und faſt unzugänglicher Plätze, bis zu denen ſie als ächte Jäger vorgedrungen ſind. Dſchebbelpue, eine Stadt in dee Peovinz Gundwana, im Noeden des Nerbudda, und eine dee Militärſtationen der bengaliſchen Aemee, enthält meiſtentheils mehrere eifrige Jäger, die begierig ſind, jede Gelegenheit zu benutzen, die Einödemigkeit ihres Lebens durch Ausflüge nach berühmten Oeten in ihrer Nachbaeſchaft zu unterbeechen. Die beſten Fiſchgelegenheiten in Indien findet man wohl am Neebudda, der ſeines Mahaſſis wegen berühmt iſt, und der Jäger kann in ſeinen Umgebungen faſt alle Thiere Aſiens finden. Die Dſchungeln zwiſchen Dſchebbelpur und Omerenntuc ſind reich an den wildeſten Thieeen jedee Art, Tiger, Bäeen, Leopaeden und Panthee, kühn duech ihre Menge und wegen dee Schwäche und

*) S. Nr. 178 v. d. J.

Digitized by Google

geringen Zahl der eingebornen Bevölkerung wenig gestört, schweifen furchtlos am hellen Tage herum, und werden zuweilen selbst auf den Landstraßen gefunden. Das Land um Dschebbelpur, das eine der angenehmsten Stationen Indiens ist, bietet einen schönen Contrast mit der Wildniß in der Nähe, denn die unmittelbare umliegende Gegend zeichnet sich durch ihre fleißige Bebauung aus. Einer der frühern Generalgouverneure war auf seinem Wege durch Mittelindien besonders überrascht durch die Einlandschaft, und der Aehnlichkeit, die sie mit einigen der reizendsten Gegenden um Putney bei London hatte.

Ein Marsch durch die Thäler des Nerbudda von Dschebbelpur nach den Gebirgen bringt den Reisenden auf der ersten Station nach Banneny anfangs durch wohlangebaute Landstriche, die aber in der Nähe des letztgenannten Ortes aufhören. Statt der grünenden Felder, welche den Fleiß und das Geschick ihrer Bebauer rühmen, wird der Boden rauh und zeigt eine Reihe steiniger, mit Wald bewachsener Anhöhen, und führt durch außerordentlich enge, schwer zu erklimmende Pässe oder Ghats; die Wohnungen der Menschen treten weiter auseinander, werden geringer an Zahl und zu bloßen Hütten. Doch nichts übertrifft die Schönheit dieser waldigen Gegenden, so reich an animalischem Leben, indem die edelsten Thiere der Jagd in den Dickichten ihre Lager haben, während die Bäume im Besitz von unzähligen Affenfamilien und Vögeln sind; viele sind buchstäblich angefüllt mit wilden Pfauen. In diesen Waldeinöden wird der Reisende besonders durch die neuen Töne betroffen, die sein Ohr erfüllen, von denen viele gewisse Stunden des Tages und der Nacht eigenthümlich sind. Wer auf das Geschrei der wilden Thiere genau Acht gibt, und es ist nach kurzem Aufenthalt in den Wildnissen leicht zu erkennen, braucht selten eine Uhr oder Glocke, da ein jedes regelmäßig zur bestimmten Zeit wiederzukehren pflegt. Tagesanbruch ist stets von den lautesten und schrillendsten Weisen begleitet, denn jeder Vogel begrüßt freudig die Wiederkehr des Tages: von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang hört das Gurren der Tauben, gleich dem einförmigen Perpendikelschlag einer Uhr, keinen Augenblick auf, und wird nur dann und wann von dem Schreien und Schwätzen der Affen und dem Gekreisch noch einsiedlerischer Thiere unterbrochen. Die Vesper wird von Fröschen und Insecten, dem wilden Geschrei der Nachtvögel und dem Geheul der Schakals begonnen, und das laute Brüllen der edlern Raubthiere tritt mit seinem erhabenern Chor hinzu, wenn die Nacht einbricht.

Reisende müssen nothwendig während den Stunden der Dunkelheit genaue Wache und Aufsicht in solchen feindlichen Plätzen halten, da besonders die Panther furchtbar sind. Denn sie klettern wie Katzen, und kommen zuweilen sogar in die Mitschaums, die kleinen Hütten, die auf hohen Bambus errichtet sind, um den armen Menschen, die hier Feldstücke haben, als Sicherheitsorte zu dienen. Die große Entfernung der Dörfer von einander macht es den Bewohnern unmöglich, sich von diesen lästigen und gefährlichen Nachbaen zu befreien, während sie noch kein besseres Mittel entdeckt haben, sich vor ihren Angriffen sicher zu stellen, als die vorerwähnten Mitschaums.

Der einzige Platz von Bedeutung auf der Straße von Dschebbelpur nach Omeerantuc ist Mundlah, eine berühmte Festung, die früher dem Radscha von Nagpur gehörte und 1818 den Engländern abgetreten wurde, einst mit Recht als einer der stärksten Plätze Mittelindiens bekannt. Es ist jetzt aller seiner frühern Bedeutung beraubt, und hat nur eine Garnison von hundert Mann unter dem Commando eines Officiers, die von einem Regimente, das in Dscheppelpur steht, detaschirt werden. Der Dienst ist nicht sehr beneidenswerth, es sey denn für einen Naturkundigen, denn abgeschnitten von allem Umgange mit Europäern, muß die so gestellte Person all ihr Vergnügen in der Schönheit der Landschaft und dem Studium dessen, was sie hervorbringt, finden.

Gurrah Mundlah, wie sie von den Eingebornen genannt wird, stellt ein sehr schönes Muster der Festungen dar, wie sie in alten Zeiten von indischen Kriegern gebaut wurden. Sie steht kühn in der Mitte des Stromes, da auf der Seite, wo der Nerbudda nicht von Natur fließt, ein Canal gegraben worden ist. Sie liegt auf dem rechten Ufer des Einfses, der in der Regenzeit sehr tief und reißend ist, und tosend mit lautem, finsterem Murren dahinbraust. Obgleich sie ursprünglich sehr fest aus Stein gebaut ist, so hilft doch die Vernachlässigung der Zeit und den Elementen, ihren Verfall zu beschleunigen. In der gegenwärtigen Periode ihres Daseyns jedoch zeugen ihre thurmgekrönten Bastionen und mit Zinnen versehenen Mauern immer noch für ihre frühere Festigkeit und Größe, und lassen hoffen, daß sie noch dauern wird, bis der größere und einsichtsvollere Theil der Nation sich entschließt, sie vor drohendem Verfall zu bewahren, denn diese Festung, wie viele andere derselben Art, ist sehr leicht zu Niederlagen umzuschaffen, sobald der wachsende Handel und Reichthum des Landes es erfordern sollte. Das üppige Wachsthum der Vegetation in Indien ist unglücklicherweise selbst den festesten Gebäuden sehr nachtheilig, sobald man sie in Verfall gerathen läßt; die Mauern werden an manchen Stellen von der Kraft der sich ausbreitenden Wurzeln der alten Tamarinden und Pipul-Bäume auseinandergetrieben. Dieß ist größtentheils in der Stadt und Festung von Gurrah Mundlah der Fall; jene, von der diese durch den Fluß getrennt ist, sinkt schnell in Ruinen, die Mauern sind an vielen Stellen mit dichtem Strauchholz ausgefüllt oder vom Pappyah-Baum verdeckt, während Affen mit ihren schwarzen Gesichtern von Zweig zu Zweig, von Zinne zu Zinne springen. Wilde Balsaminen wachsen überall, und wenn auch immer noch schön für das Auge, erregt doch diese Schönheit ein trauerndes Gefühl, und drückt den Geist des Anschauenden nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Eiserne Dampfboote. Die Eigenthümer des Great Western stehen im Begriff, ein eisernes Schiff von etwa 2000 Tonnen mit Maschinen von 1000 Pferdekraft zu bauen. Eines der eisernen Dampfboote machte kürzlich die Fahrt von Glasgow nach Liverpool und zurück in 46 Stunden.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 97 u. 98** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französisches Conversationslexikon. — Cheveley, oder der Mann von Ehre.** (Forts.) — **Luther in Frankreich.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslands jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 97 u. 98.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

28 August 1839.

Französisches Conversationslexikon:

Encyclopédie des Gens du Monde.

Unter dem obengenannten Titel erscheint in Paris, bei Treuttel und Würtz, von einer Gesellschaft von Gelehrten der verschiedensten Fächer herausgegeben, ein Werk, das wir nicht kürzer für den Deutschen im allgemeinen charakterisiren können, als durch die Vergleichung mit unserm Conversationslexikon, das, in der Gestalt wie es bei Brockhaus in einer Menge von Auflagen erschienen, gleichsam ein Typus für eine Gattung der Literatur geworden ist. Das Erscheinen solcher Werke, welche bestimmt und geeignet sind, in einem sehr großen Publicum Eingang zu finden und eine kleine Bibliothek sowohl zu ersetzen als auch selbst schon zu bilden, in welchen man wie in historischen, geographischen, statistischen, ethnographischen, technischen und künstlerischen Compendien nachschlagen kann, welche dem, dessen Bildung in der Jugend etwas vernachlässigt worden, noch in spätern Jahren das Versäumte einbringen helfen, und selbst für den vielseitig Gebildeten und Gelehrten doch noch manches Neue und Wissenswerthe bringen, da eine Menge von großentheils sehr tüchtigen Kräften dafür in Anspruch genommen und vereinigt wird, das Erscheinen solcher Werke und der Erfolg, den sie haben, ist ein charakteristisches Zeichen vom Geist der Zeit, in welcher wir leben. Das Princip der Association und der Gemeinsamkeit bethätigt sich auch hierin; nur durch das Zusammenwirken so vieler intelligenten Kräfte kann ein solches Werk ans Licht gefördert, aber auch nur durch eine, bis auf einen gewissen Grad gleichförmige Bildung und Empfänglichkeit des Publicums, durch ein gleichmäßig empfundenes Bedürfniß nach Mitteln der Bildung, nach Ausfüllung von Lücken kann einem solchen Unternehmen die erforderliche Basis gesichert werden. In die Klagen, welche man häufig zu hören bekommt, über die Oberflächlichkeit der Bildung, welche durch solche Bücher verbreitet, oder vielmehr nur äußerlich aufgetragen werde, können wir nicht einstimmen, denn der etwanige Nachtheil, welcher dadurch gestiftet werden mag, daß manche in träger Bequemlichkeit all ihre Bildung aus einem solchen Werke schöpfen und sich Großes einbilden, wenn sie einige Resultate der Arbeiten, Studien und Gedanken Anderer auswendig gelernt haben, oder überhaupt durch die Ueberschätzung einer encyklopädischen Zurichtung und Dressur der Köpfe — dieser Nachtheil wird gewiß mehr als aufgewogen durch die Anregungen, welche durch eine solche gesammelte Masse von Kenntnissen und Notizen einem lebendigen, regsamen Geiste gegeben werden muß zum eignen Forschen und Denken, so weit ihm seine Talente und Verhältnisse es gestatten, um diese unzusammenhängenden geistigen Schätze als eine Einheit in sich aufzunehmen, sie zu verknüpfen und zu befruchten. Der Unwissenheit wird jedenfalls dadurch gesteuert, und die ächte Bildung wird dadurch, in den Augen der wahrhaft Gebildeten wenigstens, nicht im Werthe sinken.

Für ein Unternehmen dieser Art könnte in mancher Beziehung Frankreich günstigere Verhältnisse darzubieten scheinen, als selbst Deutschland. Ein Hauptvortheil ist, daß dort die Bildung weit gleichförmiger, die Sprache der verschiednen Gesellschaftsclassen, der Weltleute, der Gelehrten und Literaten weit übereinstimmender ist, als in Deutschland. Wir verweisen in Beziehung auf diese Punkte namentlich auf einen sehr geistreichen Artikel im Morgenblatt, Juliusheft 1839, Literarische Grillen, wo diese Differenzen sehr schlagend und feinsinnig hervorgehoben sind. Jeder Franzose, der über dem Pöbel steht, und vielleicht häufig auch die Mitglieder von diesem, versteht den gebildetsten Franzosen wenigstens den Worten nach, und wird meist seinen Gedanken zu folgen vermögen; das über das Niveau der Gemeinfaßlichkeit Hinausgehende wird in Frankreich nicht, wie in Deutschland, angestaunt, bewundert und, wenigstens eine Weile, geehrt, sondern es wird getadelt, verlacht oder unbeachtet gelassen. Der französische Geist strebt nicht so in die Höhen und Tiefen, sondern liebt die mittleren Regionen, wo alle Intelligenzen, die über das Gröbste hinaus sind, sich begegnen und verstehen können. Die nationale, politische Einheit der Nation spiegelt sich auch in ihrer geistigen Bildung, ja Organisation. Dieß scheint ein höchst vortheilhafter Umstand

Digitized by Google

für ein Werk, das sich, wie die „Encyklopädie für die gebildeten Stände," wie wir etwa übersetzen müssen, die Aufgabe setzt: „das Wissen zu verbreiten und zu populariſiren;" es fällt schon das Hinderniß der allzugroßen Verschiedenheit des intellectuellen Horizonts bei dem Publicum und der Ungleichheit der Sprache der Autoren weg. Dafür aber ist vielleicht in andern Beziehungen Frankreich im Nachtheil gegen Deutschland, sofern bei uns der gebildete Mittelstand, für welchen doch solche Werke zunächst berechnet sind, durch ganz Deutschland bei weitem gleichmäßiger vertheilt ist, als in Frankreich, wo die Hauptmasse der Intelligenz in Paris concentrirt ist, die Wissenschaft und Literatur nur allmählich in einigen Provincialstädten emporkommt, und schon der Buchhandel nicht gehörig organisirt ist, um seine Erzeugnisse in alle Verästlungen hinaus zu leiten. Der Vortheil der vielen größern und kleinern Residenzen und Universitäten wird in Frankreich durch nichts aufgewogen. Sodann bezweifeln wir auch, ob die Franzosen, mit ihrem lebendigen, bewegten Sinn, der am liebsten in der lebendigen Wirklichkeit, durch die Anschauung, an öffentlichen Orten, wie Theater oder Deputirtenkammer, oder Assisen, oder durch das süße Mittel der Conversation seine Kenntnisse erwirbt und sich übt und bildet, ob sie so leicht wie die schwerfälligeren, isolirter lebenden Deutschen nach dem Conversationslexikon greifen? ob ihnen diese Lectüre nicht, gegen die der politischen Journale, trocken und langweilig erscheint? ob sie so voluminöse Werke lieben? Wir wagen darüber nichts zu behaupten, wollen übrigens gern glauben, daß unter den Mittelclassen, besonders mehr nach unten, ein tüchtiges, solides Streben sich mehr und mehr kund gebe, und daß an die Stelle der bisherigen mehr frivolen Bildung eine, wenn auch noch nicht gründliche und gediegene, so doch ernstere und sichrere treten werde.

Das Wesentliche des Plans besteht in Folgendem:

„Dieß Werk, redigirt nach dem Plan des deutschen Conversationslexikons, aber umfassender, vollständiger, mehr wirklich encyklopädisch, und nach allen Theilen original (denn die übersetzten Artikel sind nicht sehr zahlreich), hat die Absicht, die Wissenschaft allen Classen von Lesern zugänglich zu machen, indem es die verschiednen Zweige des menschlichen Wissens in kurzen, gedrängten Umrissen mit Klarheit und in einer möglichst beschränkten Anzahl von Bänden zusammenfaßt und darstellt... Diese Encyklopädie bildet ferner gewissermaßen ein neues Band zwischen den Nationen; denn wenn sie für den Ausländer ein sicheres Mittel ist, unser Frankreich kennen zu lernen und zu beurtheilen, so stellt sie dagegen auch wieder diesem Deutschland, England, Italien in einem ganz neuen Licht dar, alle Thatsachen, welche diese Länder betreffen, alle Männer, die sich darin ausgezeichnet haben oder auszeichnen, und alle Ideen, womit sie den Schatz des Wissens und der Civilisation, das Gemeingut aller Völker, bereichert haben. Man kann diese Encyklopädie ein kosmopolitisches Werk nennen, denn sie beschäftigt sich mit den fernsten, bisher unbekannten Ländern mit gleicher Sorgfalt, mit demselben Interesse, wie mit Frankreich selbst, ihrem nächsten Gegenstand, mit der relativen Wichtigkeit eines jeden den Umfang der ihnen gewidmeten Artikel in ein richtiges Verhältniß setzend."

Die Hauptsache ist nun immer bei einem solchen Werk, daß man hinreichende und tüchtige Mitarbeiter dazu finde, und dieß scheint bei der Encyklopädie wirklich gelungen zu seyn; das Register nur über die vier ersten Buchstaben enthält eine bedeutende Anzahl allgemein bekannter und geschätzter Namen, nebst Angabe der von ihnen bearbeiteten Artikel, so daß sie also nicht bloß, wie so häufig auf Prospecten und Ankündigungen, zum Schein und zur Anlockung der Menge figuriren (wofür sogar, wie die böse Fama erzählt, sich Manche Geld geben lassen sollen!), und wenn man manchen Namen vermißt, der auf vielen andern Prospecten einladend prangt, so darf man doch versichert seyn, daß die Aufgeführten mit wirklichem Eifer ihre Aufgabe zu erfüllen suchen, und hoffen, daß die angestrengten Leistungen von noch nicht so bekannten Männern nicht selten den, wie die Erfahrung lehrt, nachlässiger gearbeiteten Artikeln anerkannt ausgezeichneter Talente es gleich thun, sie vielleicht übertreffen mögen. Uebrigens fehlt es gar nicht an Namen vom besten Klang, und auch Deutsche, Polen, Engländer sind unter den Mitarbeitern genannt.

Bedenken könnte der große Umfang des Werkes erregen, das auf etwa fünfzehn Bände, jeder wieder in zwei nicht schwache Bände zerfallen, berechnet ist, diese Berechnung aber wohl um ein Bedeutendes überschreiten dürfte bei der großen Ausführlichkeit mancher Artikel, und den Ansprüchen auf Vollständigkeit, welche das Unternehmen macht, das in der Mitte stehen möchte zwischen dem Brockhaus'schen Conversationslexikon und der Encyklopädie von Ersch und Gruber.

Es liegen vor uns einige besonders abgedruckte Artikel aus diesem großen Werke, welche unter dem Titel: Frankreich, geographisches, statistisches und geschichtliches Gemälde, begleitet von einem kurzen Abriß der Geschichte der Nationalsprache und Literatur, und einem Ueberblick über den Stand der Philosophie in Frankreich, und über die französische Schule in der Kunst, ein für sich bestehendes interessantes Werkchen bilden. Die Artikel sind aus der Feder der Mademoiselle Ozenne, und der Herrn Artaud, Dufau, Lafaye, Miel, Schnitzler und Sismondi. Höchst interessant ist der Artikel von Artaud über die französische Sprache, so wie der von Sismondi über die Geschichte Frankreichs. Wir behalten uns vor, auch über die andern Aufsätze unsern Lesern Weiteres mitzutheilen, geben aber einstweilen hier, zur Probe, das Wesentliche aus

Sismondi's kurzem Abriß der Geschichte Frankreichs.*)

Unter allen Monarchien Europa's ist Frankreich dermalen die compacteste; unter allen modernen Nationen ist die französische die homogenste; sie ist diejenige, deren Geist, Sitten und Gesetzgebung am meisten Gleichförmigkeit zeigen. In andern Ländern findet man Racen, die sich an der Einheit der Sprache

*) In einem kürzlich gegebenen Aufsatz in diesen Blättern wurde berichtet, daß Sismondi die Geschichte Frankreichs von den frühesten Zeiten bis zum Ende der Religionskriege in 24 Bänden geschrieben; die neuern Zeiten hat er kürzer in drei Bänden behandelt und damit sein Werk geschlossen, außerdem aber noch in zwei Bänden eine gedrängte Darstellung der gesammten Geschichte Frankreichs gegeben.

Digitized by Google

erkennen, welche Nationen bilden, aber Nationen, die in verschiedene Völkerschaften getheilt sind, von welchen jede ihre eigene Geschichte, Ansichten, Gesetzgebung, ihre unabhängige Regierung und oft ein tiefes Gefühl der Rivalität gegen die andern hat. Die französische Nation dagegen besteht nur aus Einem Volke; Alles ist ihren Genossen gemein — Erinnerungen, Ansichten, Hoffnungen, Ruhm. Und so, während Italien, Deutschland, Spanien höchstens überlegen können, ob es ihnen nicht vortheilhaft wäre, auf die Föderativ-Regierung zurückzukommen, während die englische Nation, schon getheilt zwischen den Republiken des amerikanischen Festlands und der Monarchie auf den Inseln, innerhalb der letztern noch nicht einmal die Engländer, die Schotten, die Irländer in Eine Masse zu verschmelzen im Stande war, würde Frankreich den Gedanken einer Föderation ebenso energisch zurückweisen, wie den einer Eroberung durch Fremde. Für die französische Nation scheint: getheilt werden, und aufhören zu existiren, ganz gleichbedeutend.

Und doch hat sich diese Nation aus den verschiedensten Elementen, aus den einander fremdesten Stämmen gebildet. Durch welche Mittel ist ihre Amalgamation im Verlauf von vierzehn Jahrhunderten bewirkt worden? Vielleicht verhilft uns diese Frage dazu, in dem uns hier gestatteten, höchst beschränkten Raum die ganze Geschichte Frankreichs unter einem einzigen Gesichtspunkt zusammenzudrängen.

Fünftes Jahrhundert. Gallien zeigte im fünften Jahrhundert in all ihrer Unabhängigkeit und Ungleichartigkeit die verschiednen, einander feindlichen Stämme, deren Verschmelzung später eine Nation bilden sollte. Damals stießen sie sich gegenseitig ab, sie hegten gegen einander die Gefühle des Hasses, der Furcht und der Verachtung; obgleich unter einander wohnend, lebten sie doch einander gegenüber gelagert, wie die nicht minder feindselig gegeneinander gesinnten Stämme noch heutzutage in der Türkei gegen einander zu Felde liegen. In die unfruchtbaren Steppen der Bretagne und in einigen gebirgichten Gegenden Galliens, wo die römischen Senatoren nicht darauf bedacht waren, sich Erbgüter anzulegen, fand man noch Celten oder alte Gallier, welche das Land bauten, welche ihre alte Sprache redeten; und sie haben sie bis auf unsere Tage erhalten. Ueberall sonst waren die Bauern verschwunden, es gab keine Nation mehr, sondern das Eigenthum, vereinigt in ungeheuern Besitzthümern, die man heutiges Tages Provinzen nennen würde, gehörte römischen Edeln oder Galliern, die Römer geworden waren, die ihre Sprache, die Sitten ihrer Vorfahren aufgegeben hatten. Diese Besitzungen wurden nur von Sklaven bebaut, die man mit äußerster Härte behandelte und die bald ihren Mühsalen erlagen. Auch waren die kaiserlichen Heere, welche auf den Gränzen Europa's, Asiens und Afrika's Krieg führten, eifrig beschäftigt, sie durch neue Gefangene zu ersetzen. Ihr Stamm, immer auf dem Punkt auszusterben, wurde unaufhörlich wieder recrutirt durch Einführungen von Barbaren aus allen Ländern.

Zu jener Zeit zählte Gallien 115 blühende und viele andre kleine Städte; ihre Einwohner nannten sich Römer und nicht Gallier, und sprachen nur die lateinische Sprache, trotz dem, daß sie zum größten Theil Söhne von Freigelassenen und von sehr gemischter Abstammung waren. Sie hatten sich nach dem Muster römischer Bevölkerungen gebildet; wie diese waren sie gierig nach den aufregenden Schauspielen des Cirkus, lasterhaft, verdorben und niederträchtig. Gern sahen sie das Blut in den Kämpfen der Gladiatoren fließen, mochten aber das ihrige nicht vergießen zu ihrer eigenen Vertheidigung.

In den Steppen und Wüsten, welche die Städte von einander trennten, sah man kleine barbarische Völkchen campiren, Ueberreste von verschiednen Einfällen der Scyten, der Sarmaten, der Skandinavier und der Germanen, welche seit 150 Jahren das Land verwüstet hatten. Seit dem schrecklichsten Einfall, dem, der am 31 December 406 den Rhein überschritten, waren die Barbaren nicht mehr aus den Gränzmarken des römischen Reichs gewichen. Dem Rhein entlang fand man auch in den beiden Provinzen Galliens, welche das erste und das zweite Germanien hießen, eine Landbevölkerung, welche dem Namen nach gallisch, der Sprache und dem Ursprung nach germanisch war. Am Fuß der Pyrenäen fand sich eine Bevölkerung von iberischer Sprache und Abkunft. Dann hatten drei große germanische Volksstämme, mit Ermachtigung des Kaisers Honorius, sich wichtige Landestheile zugeeignet. Die Westgothen dehnten sich nach Westen und Süden an den beiden Abhängen der Pyrenäen, von der Loire bis an den Ebro aus; die Burgunder nach Morgen, vom Rhein bis an den Genfersee, und später an der Rhone hin bis ans Meer; die Franken nördlich, am Niederrhein und der Maas. Diese letztern, kriegerischer, aber auch barbarischer als alle andern, waren getheilt in eine große Anzahl kleiner Truppe von 2 — 3000 Kriegern, von welchen jeder seinen Häuptling hatte, den man König nannte, und der sich durch sein langes Haupthaar und seine fabelhafte Abstammung von einem alten Meerwig oder Merovens auszeichnete.

Einer dieser Häuptlinge, Clovis oder Chlodwig, wurde von den salischen Franken als König anerkannt, in Tournai, im Jahr 481, sieben Jahre nach dem Untergang des römischen Kaiserthums und der Entthronung des Romulus Augustulus. Bis zu dieser Epoche hatten sich die Franken als Verbündete und Soldaten des römischen Reichs angesehen; jetzt aber bot ihnen dieß Reich nur noch den Anblick zerstreuter, waffenloser Provinzen, die sie zu ihrer Beute machen konnten. Clowis griff sie auch wirklich an; er besiegte einen römischen Befehlshaber in Soissons, er besiegte bei Tolbiac eine andre deutsche, verbündete Genossenschaft, die Allmannen, die er in seine Schaar aufnahm; er bot allen andern Franken an, sie sollten mit ihm die Eroberungen und die Beute theilen, und er vermochte sie, sich ihm sofort anzuschließen. Zugleich entsagte er dem Heidenthum, um ein Christ zu werden, und versprach den rechtgläubigen Bischöfen Galliens seinen Schutz; durch Waffengewalt und List hatte er auch wirklich noch vor dem Ende des fünften Jahrhunderts ein Drittheil Galliens dahin gebracht, daß es ihn als Herrn anerkannte.

Sechstes Jahrhundert. Die Eroberung eines Staats durch einen andern Staat darf man nicht vergleichen mit dem raschen Zusammenlaufen von barbarischen Abenteurern, welche sich zu

Digitized by Google

Krieg und Plünderung zusammenthun. Zu Anfang des 6ten Jahrhunderts war Clovis weniger ein Territorialkönig als ein bewaffneter Räuber an der Spitze einer furchtbaren Bande, mit welcher er umfassende Länderstrecken zittern machte, auf welchen er Contributionen erhob. In der Mitte dieses Jahrhunderts gehorchte das ganze jetzige Frankreich und ein großer Theil von Deutschland den Söhnen eben dieses Clovis, welche schon ihre siegreichen Waffen bis nach Italien und Deutschland getragen hatten. Es waren dieß nicht die Franken des Clovis, die salischen Franken, die sich etwa mit so erstaunlicher Schnelligkeit vervielfacht hätten; sie hatten nur ihre Reihen geöffnet, und alle Krieger von teutonischem Stamm, welche in Gallien zerstreut waren, hatten sich begierig herbei gedrängt; zugleich waren Krieger aus ganz Deutschland zugeströmt. Alle jungen Leute waren Soldaten; Kämpfen war ihr einziges Gewerbe, wie ihre einzige Lust; die Könige der Franken boten allen das Bankett, das sie verlockte, das Bankett bei dem Blut floß wie Wein. Alle Völker des Südens waren ihnen als Beute preis gegeben.

Das Heer der Franken war Herr in Gallien. Es hatte sich nicht mit den Einwohner verschmolzen, es bildete keine Nation; es war sich des Lebens nur bewußt im Krieg, und seine Züge waren nicht durch Politik geleitet, sondern von stürmischen Leidenschaften. Nach Clovis' Tod nahmen seine vier Söhne alle zugleich den Titel: König der Franken, an; die väterlichen Güter wurden unter sie vertheilt, aber nicht die Monarchie, die noch nicht existirte, und nicht die Nation, welche vereinigt blieb. Diese Fürsten hießen Könige in Paris, in Soissons, in Orleans und in Metz. Während des Friedens waren sie nichts Anderes als reiche Gutsbesitzer, welche sich mit einer wahren Wuth allen sinnlichen Genüssen hingaben; aber die Franken erweckten sie aus dieser Lethargie, um sie in den Krieg, bald nördlich, bald südlich, zu führen. Sie schaarten sich um den, der am meisten Kühnheit zeigte, die Besiegten am wenigsten schonte, am meisten Beute vertheilte. Im Verlauf dieses Jahrhunderts verschlangen Spanien und Italien jedes mehr als 100,000 Franken; Thüringen, Schwaben, Bayern waren ebenfalls blutige Eroberungen. Die Familien der Franken erloschen sehr schnell, die Zahl der Krieger aber wurde unaufhörlich durch neue Ankömmlinge vermehrt. Manchmal bekämpften auch die Söhne des Clovis einander selbst mit dem Schwert oder mit Gift; Clovis selbst hatte mit eigener Hand alle durch ihr Haupthaar ausgezeichneten Könige der andern Frankenstämme umgebracht; seine Söhne erwürgten ihre Neffen und Verwandten; Einer, Clothar, ließ sogar seinen eignen Sohn umbringen, und so vereinigte dieser 558—561 die gesammte Monarchie unter seiner Herrschergewalt. Als er starb, theilten seine vier Söhne von neuem das Erbe. Diese vier Könige hatten nicht bloß vier verschiedene Residenzen, sondern vier Königreiche, welche sie Austrasien, Neustrien, Aquitanien und Burgund nannten. Da Krieg und Plünderung nach außen zu mangeln anfingen, sträubten sich die Franken nicht, sie im Innern aufzusuchen, und auf das Begehren ihrer Könige ihre Waffen gegen einander zu kehren.

(Fortsetzung folgt.)

Cheveley oder der Mann von Ehre.

(Fortsetzung.)

Lady Bulwer ist, wir glauben es wenigstens, nicht von englischer Abstammung, sondern von belgischer Abkunft. Es ist ihr, wie allen Ausländerinnen, schwer gefallen, sich an das Joch zu gewöhnen, sich den Banden zu fügen, nach der englischen Etikette zu leben. Die arme Königin Charlotte war nicht minder bedrängt und in Nöthen, als sie, die Tochter des sentimentalen Deutschland, wo man so voll Nachsicht ist gegen die Verirrungen schwacher Herzen, sich nach Carlton-House versetzt sah. Lady Bulwer zürnt nicht nur ihrem Ungetreuen, sondern aller Welt; sie zeichnet Caricaturen vom alten und vom neuen Adel, von Bulwers Bruder, von den Wahlen, den Wählern, von den Leuten in den Provinzen, von den Löwen und Löwinnen, von Obersten, Literaten, Politikern. Das Alles macht sie sich zu nutze, und es wäre eine sehr pikante Satyre, wenn die Ausführung der Absicht entspräche, und wenn sie nur zum vierten Theil so viel Talent besäße, als ihre Erbitterung erheischte. Aber das Unzusammenhängende und Formlose, und die üble Laune verderben beinahe jedes Blatt. Dieß so roh skizzirte häusliche Leben, diese plumpen Schilderungen der Wirklichkeit rühren weder, noch interessiren sie. Die Künstlerhand fehlt überall, man hat für keine der auftretenden Personen Achtung; die beständigen Medisancen, von welchen das Buch wimmelt, reizen nur mittelmäßig die Neugier. Was trägt es am Ende für uns aus, ob Lord Clifford (oder Bulwer) ein hochmüthiger und harter Ehemann gewesen, ob sein Bruder eine untergeordnete und komische Rolle in der Familie gespielt, ob die Gouvernante der Miß Bulwer eine Anziehungskraft für den Vater ihrer Schülerin gehabt? Vom Romandichter wie vom Maler verlangen wir, daß er uns gefalle und gewinne; ums Uebrige bekümmern wir uns wenig. Lady Bulwer glaubte eine entsetzliche Rache zu üben; ich fürchte, ihre Angriffswaffe sey ihr in der Hand zerbrochen; sie selbst ist am gefährlichsten verwundet worden bei diesem Ehestands-Scharmützel. Man wußte recht gut, daß das Leben ihres Gatten aus Intriguen und Liebeshändeln bestehe; man betrachtete den keineswegs als ein vollkommen reines Wesen, der so heftig alle Aufregungen der Politik, alle ihre Unebenheiten und Krümmen, ihre Complote und Täuschungen, zusammt dem Gelärm der Presse und der streitenden Literatur durchschwamm. So zieht denn das Buch der mißvergnügten Dame keinen Schleier weg, zertrümmert keine Maske. Und was sagt sie uns Neues? Daß sie die englische Gesellschaft verachte, daß man darunter eine Menge steifer Dummköpfe, dumme Anmaßungen, verdorbene Wittwen, schwachsinnige Dandys und leichtgläubige Bürger finde. Aber um der Welt eine so wenig neue Belehrung zu geben, dazu braucht man nicht die Feder zu ergreifen. Der jüngere Israeli, der jüngere Grattan, Hook und Galt, und Bulwer selbst haben die Lächerlichkeiten der englischen Gesellschaft besser geschildert, ihren Gemälden mehr Wahrheit und weniger Herbigkeit gegeben, sie haben treuere Silhouetten geliefert und sind nicht in die Uebertreibungen verfallen, welche Lady Bulwer sich erlaubt.

Digitized by Google

Indeß liegt doch etwas Aufsehenerregendes in der Galle, womit sie ihre Farben anrührt. Sie declamirt bittrer, als es eine Frau von englischer Abkunft könnte; der unkünstlerische Styl ihres Pamphlets, der abwechselnd das Französische, Italienische und Altsächsische radebrecht, verleiht den von ihr gezeichneten Portraits ein ziemlich originelles Leben. So ist zum Beispiel die Schilderung eines Whig vom alten Schlag eine gelungene. Warum hat sie nicht ihren ganzen Roman mit einer solchen Feder, ohne Herbigkeit und Bitterkeit, geschrieben? Aber es lag ihr eben daran, sich zu rächen; sie wußte nicht, daß die Unparteilichkeit einen sehr wesentlichen Bestandtheil des Talents ausmacht, und daß man nur das mit großem Genuß liest, was Einem als offen, wahr und einfach erscheint. Wenn man die Leute zu schwarz macht, so ladet man dadurch nur das Publicum ein, sie wieder weiß zu machen. Bulwer ist, so sagt man wenigstens, etwas steif in seinem Wesen, ein wenig oberflächlich in seinem Wissen; diese Fehler sind ihm, wie man weiß, schon oft vorgeworfen worden. Es ist auch möglich, daß er mit allen unsern Bewerbern um den Ruhm des Genie's jenen Charlatanismus, jenen Eigendünkel, jene Zuversicht zu sich selbst, jene Aufgeblasenheit, jene hochmüthige und prahlhafte Miene gemein hat, welche von der Schwachheit unsrer Zeit belohnt und gekrönt werden; das ist Alles sehr möglich, aber was wir für unmöglich und falsch erklären, ist das, daß Bulwer durchaus dem Bild des Lords Clifford gleiche, dem qualerischen Gatten der verfolgten und gequälten Frau im Roman der Lady Bulwer.

„Lord de Clifford war ein kerzengerader, stattlicher Mann, der gegen sieben Fuß hoch emporstrebte; er machte Einem den Eindruck, als habe er nie, selbst im Schlaf nicht, sich des Verbrechens einer bequemen Haltung und Stellung schuldig gemacht; der gemeine Ausdruck: „er sieht aus, als hätte er ein Schüreisen verschluckt," ward durch seine Erscheinung vollständig erläutert. Er hatte straffes, steifes und hartnäckiges (sehr hartnäckiges) braunes Haar; sehr kleine, lichte, graue Augen; eine solche Adlernase, daß, hätte man sie auf dem Papier statt in einem menschlichen Antlitz gesehen, man sie für eine Caricatur angesprochen hätte; seine Oberlippe war gerade und von jener unordentlichen Länge, welche man als ein Zeugniß des Gesichts von dem eigensinnigen Charakter des Besitzers ansehen kann. Nach diesem ist es vielleicht überflüssig beizusetzen, daß er immer Abends einen blauen Rock mit vergoldeten Knöpfen trug, nebst einer gewaltigen, sehr weißen steifen Halsbinde, die wie aus Stein gehauen aussah, nach dem Skulpturstyl des Tom O'Shanter.

Die Natur schien ihm eine Art Lumpensack von Geist gegeben zu haben, zusammengeflickt aus den seltsamsten und übelpassendsten Flecken und Stücken, die man sich nur denken konnte, nebst einer groben Art von Anmaßung, um Ordnung hineinzubringen, wodurch die Verwirrung und Unordnung beständig nur vermehrt wurde; seine Gelehrsamkeit, wie sie eben war (obgleich er das Universellste darin anstrebte), konnte man mit der Pfennig-Encyklopädie vergleichen, wo Alles oberst zu unterst durcheinander gedruckt ist; und die seltsame und gigantische Pomphaftigkeit, womit er die geringfügigsten und alltäglichsten Umstände behandelte, erinnerte Einen an einen Elephanten, der mit gewaltiger Anstrengung seinen Rüssel herrabbiegt, um einen Stecknadelknopf oder ein Stück Faden aufzuheben. Unter der Masse seiner Kenntnisse war natürlich die Geologie nicht vernachlässigt worden; und da er in der Schule oder sonst wo gehört hatte, daß, wenn die Erde auch nur ein Atom von ihrer Schwere verlöre, es mit ihr zu Ende seyn würde, schien er immer von der Vorstellung erfüllt, daß er das wichtige Atom sey, von welchem ihre Existenz abhänge; auch war er der Meinung, ein so großer Mann müsse von denselben Principien sich beherrschen lassen, wie das Weltall, und daher hütete er sich sorgfältig, selbst nie ein Atom von seiner Gravität zu verlieren; und aus diesem Grund — es klingt seltsam! — ward er, so viel man weiß, nie angesteckt, wenn Andere über ihn lachten. In der Politik war er ein Ultraliberaler (das gibt mehr Stoff zu Declamationen); im Privatleben (wie dieß meist das Gegenstück zum Liberalismus im öffentlichen darbietet) war er ein tyrannischer Autokrat, ein Caligula in seiner Milde und ein Drako in seinem Unmuth; was ihm gehörte, war immer das Beste und Tadelloseste auf der Welt — Alles, ausgenommen seine Frau, die gehörte nicht unmittelbar zu seinem Stamm, sie war nur ein Propfreis, und das erklärte zur Genüge all ihre Fehler; unter andren den, daß er, so unablässig er ihr auch damit zusetzte, doch nie vermochte, sie es ganz begreifen und schätzen zu machen, welch wundervolles Glück ihr zu Theil geworden, dadurch, daß sie mit ihm vermählt war, was um so außerordentlicher war, als sie auf ihrer Mutter Befehl die Kinderstube verlassen hatte, um ihn zu heirathen; nicht als wäre Lady de Clifford nicht in Gedanken, Worten und Werken eine Frau gewesen, die jedem Andern als ein Inbegriff von Vollkommenheit erschienen wäre; aber was konnte für so übermenschliche Verdienste, wie die seinigen, gut genug seyn? Und doch hätte es selbst ihn in Verlegenheit gesetzt, wenn er hätte einen wirklichen Fehler an ihr aufweisen sollen; denn hätte sie auch neben ihren übrigen seltenen Eigenschaften die allerseltenste gehabt, die nämlich, daß sie ihn anzubeten im Stande gewesen wäre, so hätte sie nicht mit gewissenhafterer, ängstlicherer Aufopferung und Zartheit seine Wünsche errathen, studiren und ihnen zuvorkommen können, als sie wirklich that. Dieß konnte er, bei all seiner Selbstsucht, nicht umhin zu fühlen, obgleich sein Herz, oder sein Gedächtniß sich nie daran erinnerte, sonst hätte er sie nicht so gänzlich zur Sklavin der lauernden Wachsamkeit, der Einmischung und kleinlichen Tyrannei jedes Glieds seiner Familie machen können, wie er doch that. Aber das war eben seine Familie, und demzufolge mußten sie auch Alles besser verstehen, vom Ankleiden eines Kindes an bis zum Ersäufen eines jungen Hundes, als je eine Frau dergleichen verstehen konnte. Nicht als ob er, bei all seiner Brutalität, nicht die Geistesüberlegenheit seiner Gattin eingesehen hätte — Niemand konnte, wenn die Gelegenheit es erforderte, ihre Talente besser benützen; aber dabei ließ er sich angelegen seyn, seiner Familie, der Welt und besonders ihr selbst den Glauben einzuflößen,

Digitized by Google

sie sey so unwissend und so untergeordneten Geistes, als, seinen Ansichten nach, alle Frauen seyn sollten."

In diesem Portrait verräth sich zu sehr die gereizte Frau. Nein! das ist nicht Bulwer, der elegante Dandy mit den Rockschößen von violetter Seide, mit den tadellosen Handschuhen; herb in seinem Auftreten, aber von einer Herbigkeit, die mehr Byronisch als aristokratisch ist. Lady Bulwer hat den Hochmuth der Geburtsaristokratie verwechselt mit dem des Manns nach der Mode. Sie hat nicht Tact genug gehabt zu unterscheiden die hochmüthige und demokratische Laune, welche stolz mit dem Ellenbogen sich unter der Menge Platz macht und sie spaltet, um sich nicht darin zu verlieren und sich mit ihr zu vermischen, von der andern Art von Stolz eines alten Adels, stolz auf seine Ahnen, stolz auf seine Stellung, der den Kopf hoch tragend und mit geschlossenen Augen einherschreitet. Es sind dieß zwei sehr verschiedene Arten des Hochmuths. Bulwer hat den strotzigen Stolz des neuen Menschen, der nach Popularität trachtet. Er muß wohl den Gecken und den Hochmüthigen spielen, um sich Bahn zu brechen durch das Volk; die Massen erdrücken diejenigen, welche nicht sie erdrücken, und Bulwer hat sich zum Mann der Massen gemacht. Man sehe nur Mirabeau, O'Connell und alle solche Volkstribunen, sie nehmen die Haltung und den Ton eines Jupiter an; wenn sie sich klein machten, würde die ganze Canaille sie mit Füßen treten.

Lady Bulwer schont Lord Clifford nicht; alle ihre Güte und Gnade trägt sie über auf Julia, die Heldin, Lady Clifford, d. h. sich selbst. An sie verschwendet sie die Lilien und Rosen, Schönheit, Anmuth, Feinheit, Liebenswürdigkeit, Eroberungen, interessante Schmerzen und Liebhaber. O Lady Bulwer! das sieht allzusehr einer Liebkosung vor dem Spiegel gleich; Sie können wahrhaftig nicht alle diese Vorzüge eines Engels besitzen! Sind Sie oder sind Sie nicht Lady Clifford? Sind Sie es nicht, so ist Ihr Buch platt; sind Sie es, so ist dieß eine übermäßige Eigenliebe, und das Publicum wird Partei ergreifen gegen Ihre Selbstgefälligkeit. Es ist in der That Schade, daß es Ihnen nicht gefallen, mit Schärfe meinetwegen wenn Sie wollten, aber wenigstens mit Freimüthigkeit diese seltsame englische Gesellschaft zu schildern, welche Sie so sehr zu verabscheuen scheinen! der Kampf Bulwers, Mann an Mann, gegen die Meinung, seine gewaltigen Anstrengungen, um sich einen Platz zu verschaffen, oder vielmehr um ihn sich zu erstürmen in der dichtgeschlossenen Masse der festgegründeten Geburtsaristokratie Englands, verdienten genauer beobachtet zu werden; es lag darin ein ganzes Drama. Er mußte aber, sagt man, allerlei Rollen spielen, den Großsprecher machen, sich herumpuffen, trotzen, angreifen, kritisiren, intriguiren, um sein Ziel zu erreichen. So geschmeidig wie Beaumarchais und hochmüthiger als er im Aeußern, bezeichnet er (so scheint es uns wenigstens) einen Wendepunkt, eine Epoche, in dem Schicksal der englischen Gesellschaft. Er ist aber nicht tugendhaft! Ey, so möchte ich doch die tugendhaften Personen sehen, die auf dem politischen Schauplatz eine große Rolle spielen. Ach mein Gott, man muß da zu viele für Narren haben, und zu viele Laster bekämpfen. Ein offener, redlicher Mann, der sich harmlos in dieß große Chaos, in diese unermeßliche Verwirrung stürzen wollte, würde eine allzu lächerliche Figur machen. Ich fürchte bei den meisten Leuten, welche in dieser Sphäre ihr Glück machen, findet sich ein wenig vom Wolf, viel vom Fuchs, und noch etwas vom Tiger. Lady Clifford wußte wohl, wen sie geheirathet. Ein guter Romandichter hätte fein die großen Eigenschaften angedeutet, welche unter diesem Fell eines wilden Thiers verborgen liegen, denn das Menschliche ist nie eigentlich und durchaus verabscheuungswürdig. Es gibt goldene Fäden, die auch in die nichtswürdigsten Gewebe eingeflochten sind, und gute Seiten auch an den schlimmsten Menschen. Die große und tiefe Wissenschaft, welche diese Fäden entdeckt, ist der Lady Bulwer unbekannt."

Der Kritiker beklagt sich weiter, daß die Verfasserin mehrere Exemplare seiner (der französischen) Nation so unwahr geschildert, da es gar keine solche Menschen gebe, und über die unfranzösische Sprache, die sie ihnen in den Mund lege, und fährt dann fort:

„Lady Bulwer behandelt auch nicht gut Mr. Fonblanque, den sie Mr. Fonnoir nennt, noch die andern Redacteurs des Examiner, den sie den Investigator nennt und welche sie als gänzlich dem Willen Bulwers unterthänig darstellt — eine abgeschmackte und niedertrachtige Unterthänigkeit, die jedoch nie statt gefunden hat; die Menschen sind doch etwas weniger absurd, als Lady Bulwer sie schildert. Eine Partei marschirt verabredetermaßen unter Einer Fahne; der die Fahne trägt, erntet gewöhnlich die Hauptvortheile des Kampfes; aber die Andern geben sich nicht das Ansehen, als schwüren sie ihr Interesse ab; sie behalten sich einen guten Theil davon vor. Es heißt die Welt und die Menschen in einer plumpen und boshaften Weise ansehen, wenn man an solche übermäßige und außerordentliche knechtische Gesinnungen glaubt; Lady Bulwer übertreibt auch den Wahlunfug. Kurz alle Fehler von Andern erscheinen ihr als Ungeheuer, und alle ihre eigenen Tugenden erheben sich ihr zu denselben riesenhaften Verhältnissen wie ihre Leiden. Arme Lady Bulwer! sie wird der englischen Gesellschaft jenen flüchtigen Genuß verschafft haben, welchen diese Gesellschaft allen andern Freunden vorzieht: die Aufregung von ein wenig Skandal; sie wird ihre Stellung zu Grunde gerichtet haben, ohne ihrem Gatten zu schaden, die Schwatzmäuler belustigt, ohne ihre Unbilden zu rächen, und ihren Ruf als geistreiche Frau benachtheiligt haben, ohne ihr häusliches Glück wieder herzustellen."

(Fortsetzung folgt.)

Luther in Frankreich.

(Schluß.)

Das Leben des Reformators wird sodann ausführlich, häufig mit Angabe der kleinsten Züge, beschrieben, und zwar sowohl sein Privatleben als seine gesammte öffentliche Thätigkeit, mit reichlichen Citaten aus seinen Schriften, ungewöhnlich getreu übersetzt. So findet man auch das: „Eine feste Burg ist unser Gott," ganz wortgetreu übertragen. Auch aus den Schriften

Digitized by Google

der Zeitgenossen und aller Schriftsteller über Luther und die Reformation wird viel geschöpft. Aber trotz dieser Genauigkeit und Sorgfalt glauben wir den Verfasser doch hin und wieder einer, wahrscheinlich ihm selbst nicht bewußten Ungerechtigkeit gegen den Reformator beschuldigen zu dürfen, in der Art, wie er die Umstände und Begebenheiten gruppirt, seine Handlungen motivirt und in Verbindung setzt, seine Worte und Schriften deutet, oder Aussprüche und Urtheile von Schülern und Anhängern Luthers, welche ihn maaßlos bewunderten und vergötterten, gewissermaßen dem Reformator selbst zur Last legt, und in ähnlichen Dingen, welche einzeln vielleicht geringfügig scheinen, aber im Ganzen doch das Urtheil bedeutend bestimmen.

So z. B. wird Luthers bekannter Streit und Schriftenwechsel mit Heinrich VIII, König von England, erzählt, wo Luther allerdings eine maaßlos heftige Sprache führte, die natürlich von Audin gehörig gerügt wird. Es wird erzählt, daß Heinrich sich bei dem Kurfürsten von Sachsen über die harten Ausdrücke und Schimpfreden des Reformators beklagt und der Kurfürst deßhalb ein Schreiben an Luther erlassen habe; „der Brief des Kurfürsten enthält weder Drohungen noch zornige Worte, sondern ganz schüchterne Räthe und leise Vorwürfe, und Luther bekommt Angst; er erinnert sich nicht mehr an sein schönes Wort in Worms: „ist mein Werk aus Gott, so wird es nicht untergehen," und er stimmt einen Hymnus an zu Ehren des königlichen Mundes, der die Krone seines Herrn Christi verunehrt hatte. So übermüthig er sich zuvor gezeigt, so klein und kriechend ist er jetzt. Keine Mönchsfeder kann unterthaniger seyn; man muß ihn selbst hören," und nun folgt sein Entschuldigungsschreiben an den König.

Wenn Audin die heftige Sprache des Reformators tadelt, so läßt sich dagegen nichts einwenden, wenn er aber sagt: „Man durchsuche alle religiösen und politischen Flugschriften, man wird nirgends einen so empörenden Cynismus in Worten finden, wenn nicht etwa in dem Vieux Cordelier du pere Duchesne; aber dieser Journalist trieb sein Metier und glaubte vielleicht nicht an Gott, und der Mönch unterbrach seine Bibelübersetzung, um Heinrich zu antworten," so ist diese Zusammenstellung zu gehässig und die Behauptung übertrieben; irrig aber ist es, wenn das Entschuldigungsschreiben Luthers aus seiner Furcht abgeleitet wird, zu der er doch nach des Verfassers eigener Bemerkung keinen Grund hatte, da ja der König keine Macht über ihn hatte, und der Kurfürst die Sache gar nicht hoch aufnahm. Der Grund war vielmehr die Hoffnung, Heinrich werde sich der Reformation anschließen, und das Zureden der Freunde Luthers, diesen mächtigen Monarchen zu begütigen und zu gewinnen.

Ein Zeugniß A. Menzels, daß in Luthers Worten allerdings hin und wieder eine politische Beziehung hervortrat, und sie nicht geeignet gewesen, einen im Volk vorhandenen Gährungsstoff zu beschwichtigen, übersetzt der Verfasser so: Luthers Wort sey nicht bloß ein religiöses, sondern auch politischer Art gewesen, und habe am Ende den Keim der Empörung unter das Volk werfen müssen. Es ist stark, wenn es von Luther heißt, man finde in seinen Büchern beinahe auf jedem Blatt einen wilden Aufruf gegen die Priester, einen Wuthschrei gegen die Klöster, die Heiligsprechung des Diebstahls, die Verherrlichung des Raubes! aber es ist noch ärger, wenn im Inhaltsverzeichniß zu diesem Abschnitt sich die Worte finden: „Luther donnert gegen die Plünderungen, nachdem er selbst zuvor Plünderung und Mord gepredigt!"

Nicht billigen kann man ferner die Art, wie der Verfasser sich über Luthers Schriften und Predigten vom Ehestand und über seine eigne Ehe ausspricht. Die Art und der Brauch des Reformators, derb und ohne Umschweife das Natürliche mit Namen zu nennen, und mit dem nächsten Wort auszusprechen, was Andere scheu umschrieben oder umgangen hätten, wird ihm von Audin zum großen Verbrechen angerechnet, und er entschuldigt sich, daß er Bruchstücke aus einem Sermon Luthers über die Ehe mittheile, welche, wie er fürchtet, die französische Schamhaftigkeit und Decenz arg beleidigen müssen. Dann sagt er: „Es war unmöglich, daß ein so lüsterner Panegyriker der Ehe seinen Gelübden treu blieb und im Cölibat starb. Luther, der Alles herausjagte, was er auf dem Herzen hatte, hat nie ein Geheimniß gemacht aus seinem Geschmack für die Frauen Sachsens, für den Rheinwein und das Münchener Bier. In Erfurt, als Schüler, sang er:

Es ist kein lieber Ding auf Erden,
Denn Frauenlieb', wem sie mag werden."

In diesem Ton ist dieser Abschnitt behandelt, und der Verfasser bewährt hier glänzend seine Kunst, aus geschickt zusammengestellten Prämissen und Insinuationen, und besonders aus den mit lauernder Uebertreibung benützten und gedeuteten, oft scherzhaften, oft nachlässig hingeworfenen Worten des Reformators (dessen Reinheit vielleicht gerade durch seine derbe Offenherzigkeit kräftig bezeugt wird), die gehässigsten Resultate entweder selbst zu ziehen oder den Leser ziehen zu lassen. Mit großer Liebe und sichtlichem Triumph verweilt er bei den Caricaturen aufs Luthers Heirath, und die feindseligsten Gerüchte werden nicht von ihm übergangen.

In vielen Stücken jedoch läßt der Verfasser der Geisteskraft, den Talenten, den großen und rührenden Zügen im Leben des Reformators Gerechtigkeit widerfahren, und wenn er die Schritte, die Maaßregeln, die Schriften und Verdienste seiner Gegner mit größerer Sorgfalt und Vorliebe hervorhebt, als man es sonst gewöhnlich findet, so kann dieß seinem Buch nur zum Verdienst angerechnet werden. Der Verfasser ist nicht blind gegen Fehler auch auf der Seite, der er angehört, aber wenn er die Verdienste des Papstes Leo um Kunst, Literatur und Wissenschaft auf vierzig Seiten entwickelt, so ist dieß zwar eine ganz hübsche und dankenswerthe Digression, gehört aber offenbar nicht zur Sache, und überdieß hat Roscoe das Leben Leo's so ziemlich erschöpft. Als Gegner Luthers verdiente Leo eine so ausführliche Behandlung schwerlich, denn er ließ sich diesen Handel kaum anfechten und vertrat nur nominell die katholische Kirche.

Wir haben oben den Satz von Reuchlin angeführt, daß den Franzosen, wenn sie deutschen Geist und Charakter studiren wollen, Luther besonders zu empfehlen seyn dürfte. Aber wir möchten beinahe dagegen behaupten: Luther ist zu deutsch, als daß die Franzosen ihn je recht werden verstehen lernen und Ge-

Digitized by Google

schmack an ihm finden; sie hätten das doppelte Hinderniß der fremden Nationalität und der Alterthümlichkeit beim Verständniß seiner Schriften, seines Geistes, zu überwinden, und wir fürchten, über dem Bestreben, ihn dem französischen Geschmack zurecht zu machen, könnte leicht sehr Wesentliches verloren gehen. Höchstens werden die Franzosen, Einzelne vielleicht ausgenommen, diese oder jene Seite an Luther fassen und bewundern, aber den ganzen Mann, wie er leibte und lebte, werden sie sich immer gewissermaßen fern halten, ihn nie ganz in sich aufnehmen können. Luthers Geist, Kraft und Tugenden werden zunächst in Frankreich mehr nur von den gegen die Religion Gleichgültigen anerkannt werden, diese werden ihn als einen gegen den Glauben Protestirenden rühmen, als den Stifter des Rationalismus und der Freiheit ehren, aber gerade indem sie ihn von seinem religiösen Standpunkt losreißen, ihn auch völlig verkennen und ihn zu einem Andern machen als er war. Auch können die Franzosen immer noch nicht den Mönch vergessen, und dadurch bleibt ihr Standpunkt immer schief. Luthers Privatleben erscheint ihnen als ein keckes, wiewohl gelungenes Abenteuer. Der Einfluß, den er auf das ganze sittliche Leben in Deutschland ausgeübt hat, ist ihnen ein Geheimniß. Besonders anstößig ist ihnen aber die Derbheit des ehrlichen Deutschen, der in seinem rastlosen Eifer die Worte nicht abwog, und dessen Zorn die Felsblöcke gewaltiger Worte, Schelt- und Schimpfreden und im gewöhnlichen Leben verpönter Ausdrücke daherschleuderte, unbekümmert um Convenienz und Decenz. Daher denken ihn sich die gesitteten Franzosen wie einen ungeschlachten, unsaubern Cyklopen, und haben keine Ahnung von der Gemüthstiefe, Bildung und Zartheit, welche hinter den derben Worten verborgen ist, von der Poesie, die oft in hellen Blitzen hervorbricht. Es geht den Franzosen mit Luther ungefähr wie mit Shakspeare, nur daß die Impulse, sich mit jenem bekannt zu machen, weniger dringend sind.

In neuern Zeiten hat einer der berühmtesten Autoren Frankreichs, Chateaubriand, ebenfalls über Luther sich ausgesprochen, in seinem Versuch: über die englische Litteratur u. s. w., und wir theilen auch hieraus einige Stellen mit:

„Luther ward durch seine Meinungen zu einem Schritt bestimmt, welcher die nothwendige Folge derselben war. Er hatte die Pforten der Klöster geöffnet; eine Menge Männer und Frauen ergoß sich aus ihnen, mit welchen er nicht wußte, was anfangen? So verheirathete er sich denn, theils um ihnen ein gutes Beispiel zu geben, theils um sich seiner Anfechtungen zu entledigen. Doppelt wurden heilige Gelübde verletzt; Luther heirathete eine Nonne. Das Alles ist vielleicht ganz der Natur gemäß; aber es gibt eine höhere Natur; was auch im Uebrigen die Tugenden von zwei Gatten seyn mögen — es wird schwer halten, daß sie sich Vertrauen und Achtung einflößen, wenn sie den Schwur der ehelichen Verbindung auf demselben Altar ablegen, wo sie die Gelübde der Keuschheit und Ehelosigkeit aussprachen."

„Mit Interesse begleitet man Luther in seinem Privatleben und in seinen besonderen Ansichten. Er hatte viele schöne Gedanken über die Natur, die Bibel, die Schulen, über Erziehung, Glauben und Gesetz. . . . Man muß ihn hören in der Herzlichkeit seiner Familiengefühle. . . Es finden sich da bei ihm Züge von beinahe erhabener Innigkeit und Zärtlichkeit. . . . Wenn man so sanfte, fromme, eindringliche Worte liest, fühlt man sich entwaffnet; man vergißt die Heftigkeit des Sectirers."

„Luther dauerte fort und mit ihm die Secten, deren Vater er war; aber der Beweis, daß er nicht die ganze Bedeutung der von ihm verursachten Bewegung begriff, liegt darin, daß er jede Ausgleichung mit diesen Secten verwarf. Ein Mann von großen Ansichten, mit dem Wunsch, die Gestalt der Welt zu ändern, hätte sich über seine eigene Meinungen erhoben; er hätte nicht die Geister gehemmt, welche die Zerstörung eben desjenigen wollten, was er selbst zu zerstören trachtete. Luther war das erste Hinderniß der Reformation Luthers."

„Was den Charakter betrifft, so mangelte es daran dem Reformator nicht; aber Alles zusammengenommen, offenbarte er doch nie jenen sieghaften Muth, welchen in der katholischen Religion und in der Häresie so viele Martyrer und Schwärmer erprobten; er war weder der unbesiegliche Arius, noch der nicht zu bewältigende Johann Huß; ein einziges Mal setzte er sich aus."

„Erkennen wir in Luther an den Mann von Geist und Einbildungskraft, den Schriftsteller, den Dichter, den Musiker, und sonst den sehr rechtschaffenen Mann. Er hat die deutsche Prosa festgestellt; seine Bibelübersetzung ungenau, weil er wenig Hebräisch verstand, ist geblieben; noch singt man in den lutherischen Kirchen seine nach der heiligen Schrift gedichteten Psalmen. Er war uneigennützig, ein guter Gatte, ein zärtlicher Vater — abgesehen von der Heirath des Mönchs und der Nonne. Man fühlt ihm an die lautere und einfache deutsche Natur, voll der edelsten Empfindungen der Humanität, die beim ersten Eindruck Vertrauen einflößt; aber man findet an ihm auch die deutsche Derbheit, jene Tugenden und Talente, welche, selbst noch heutzutage, die Eingebungen jenes falschen Bacchus sind, welchen ein anderer Reformator, Julianus Apostata, verfluchte. — Luther meinte es redlich; er verfiel erst nach langen Kämpfen in die Spaltung; er drückt oft seine Zweifel, beinahe Reue aus; er behält die Anfechtungen des Klosters."

„Die durch Luther veranlaßte Bewegung entsprang nicht aus seinem Genie, er hatte kein Genie, er hatte nur viel Geist und besonders viel Einbildungskraft. Er überließ sich der zornigen Reizbarkeit seines Charakters, ohne die Revolution zu begreifen, welche er bewirkte, und welche er selbst wieder dadurch hemmte, daß er sie eigensinnig in seiner Person concentriren wollte; er wäre gescheitert wie alle seine Vorgänger, wenn sich nicht die Beute von der Geistlichkeit als Köder für die Großen vorgefunden hätte."

Wer vermag gegen solche hypothetische Weissagungen zu streiten?

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

№ 8.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

So eben ist erschienen:

Der dritte Band
von Theodor Mundts
Spaziergängen und Weltfahrten,
enthaltend:
Ausflucht durch die Schweiz nach der Provence.
8. Altona, Hammerich. eleg. broch. 2 Thlr.

Die Fortsetzung dieser von allen stimmfähigen Organen der Kritik mit Enthusiasmus begrüßten Lebens- und Reiseskizzen wird den Freunden des Verfassers eine willkommene Erscheinung seyn, und die Aufgabe dieses Werkes, aus dem Leben gegriffene Culturbilder der Gegenwart zu liefern, nicht minder bedeutsam hervortreten lassen, als in den beiden früheren Bänden. Auch in diesem neuen Bande kommen die wichtigsten Fragen der Zeit zur Sprache, angereiht an die Schilderung interessanter Localitäten und lebender Persönlichkeiten oder an eine geniale Auffassung des Volkslebens in den durchreisten Gegenden. Völker- und Privatleben berühren sich hier in den interessantesten Gruppen auf eine neue Weise und in einer Darstellung, die für die deutsche Litteratur von ersprießlicher Bedeutung ist.

Sämmtliche Buchhandlungen in ganz Deutschland, Oesterreich, der Schweiz u. s. w. haben Mundts Spaziergänge vorräthig.

In der litter. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

München.
Ein Handbuch für Fremde und Einheimische
mit
besonderer Berücksichtigung der **Kunstschätze** dieser Residenzstadt,
von
Dr. Ernst Förster.

Mit 1 Grundriß der Stadt und mehreren Ansichten in Stahl gestochen.
Preis: geschmackvoll cartonnirt 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Ferner:

MUNICH
Manuel complet de l'étranger dans cette capitale;
avec des details particuliers sur les monumens et les collections d'art qu'elle renferme,
par le
Dr. Ernest Förster.
Avec un plan de la ville et quelques gravures.

Vor allen andern ähnlichen Werken, die bisher über München erschienen sind, zeichnet sich das obige dadurch aus, daß darin diejenige Seite Münchens, durch welche es in neuerer Zeit am meisten die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen hat, seine Werke der bildenden Künste nämlich, von einem Manne dargestellt sind, der — selbst Künstler — neben seinen praktischen Erfahrungen durch mehrere gediegene Schriften über Kunstgeschichte und Theorie sich bereits einen Namen erworben hat. Aber auch außer dieser glanzvollsten Seite Münchens wird der Fremde darin keine ihm einigermaßen interessante Notiz über die Geschichte, Statistik, über Wohnlichkeit und über eigenthümliche Einrichtungen der Stadt vermissen.

In der Unterzeichneten ist erschienen durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Eisenbahnen
im Vergleiche mit
den Wasserstraßen
von **Michael Chevalier.**
Auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Würtemberg
aus dem Französischen übersetzt von
Friedr. Ludw. Lindner.
8. in Umschlag geheftet. Preis 24 kr.

Zu einer Zeit, wo der Wunsch, überall Eisenbahnen anzulegen, fast zur Leidenschaft geworden, verdient eine Schrift, in welcher diese Angelegenheit unparteiisch, mit ruhiger Berechnung, untersucht wird, die Aufmerksamkeit des Publicums. In der Abhandlung des Hrn. M. Chevalier, die hier in deutscher Uebersetzung erscheint, werden die verschiedenen Interessen erwogen, deren Förderung die neue Erfindung beabsichtet, in Bezug auf andere Transportmittel werden die Resultate einander gegenübergestellt, wodurch die Beurtheilung eine sichere Basis erhält. — Daß diese lehrreiche Schrift auf Befehl Sr. Majestät des Königs übersetzt und gedruckt wurde, ist ein abermaliger, in unsern Tagen zweifach erfreulicher Beweis von der Aufmerksamkeit des erhabenen Beschützers der Industrie auf Alles, was die Zeitbedürfnisse zu regeln und so mit Sicherheit zu befriedigen geeignet ist. Die Rücksicht auf diesen Umstand wird die öffentliche Theilnahme an der Schrift unstreitig erhöhen.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Rede
bei der Vermählungsfeier
Ihrer Königl. Hoheiten
des Erbprinzen
Wilhelm von Oranien
und der Prinzessin
Sophie von Würtemberg
am 18 Junius 1839,
gehalten von
Dr. Karl Grüneisen,
k. würtemb. Hofprediger und Oberconsistorialrath.
Preis 12 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Julius 1839.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Urquhart, Geist des Orients.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Geist des Orients,

erläutert in einem Tagebuche
über

Reisen durch Rumili,

während einer ereignißreichen Zeit.

Von

D. Urquhart, Esq.

Aus dem Englischen übersetzt
von **L. Georg Buck.**

Zweiter Band.

gr. 8. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: Ritt in das Thal Tempe. — Steigen und Sinken der handeltreibenden Ortschaft Ambelakia. — Contraste zwischen England und der Türkei. — Ausflug von Salonika zur Verfolgung von Räubern. — Kassandra. — Die Helena von Kassandra. — Alterthümliche Nachforschungen in Atheto und Olynthus. — Fest der Räuber und Beraubten. — Einfluß der Schulen. — Manufacturen und bergbautreibende Ortschaften von Chalkidike. — Plane der Armatolis. — Verhandlungen mit einem Statthalter. — Zur See kreuzende Bienen. — Ravanikia. — Bivouac. — Gomali. — Europäische Sitten. — Contracter Priester. — Herrliche Aussicht. — Akenthus. — Gefangennehmung durch Banditen. — Der Berg Athos. — Der heilige Berg und seine Bewohner. — Klephten, Piraten und Schmuggler. — Diät. — Fieberanfall. — Rückkehr nach Salonika. — Zweiter Besuch in Albanien. — Veränderte Umstände. — Charakter und Wirkung der Ortsregierung. — Argyro Kastro. — Municipalschulden. — Dragomans. — Griechische Sitten. — Sitten und Erziehung orientalischer Kinder. — Türkische Litteratur. — Tepedelene. — Aufnahme in Berat. — Die Ghegs. — Mitternächtliche Abenteuer. — Durazzo. — Türkische Begriffe vom Handel. — Europäische Consuln und Einwohner. — Die Franzosen in Aegypten. — Mehemed Ali Pascha. — Nord-Albanien. — Skodra. — Militärische Bewegungen. — Niederlage des Pascha von Skodra. — Redschid Mehemed Pascha Sadrazem. — Einladung in einen Harem. — Mein Wirth, der Imam. — Islamismus. — Das Leben im Harem. — Verhältniß der Frauen. — Ihr Einfluß auf häusliche Sitten und volksthümlichen Charakter. — Vergleichende Sittlichkeit im Morgen- und Abendlande.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1839. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Deutsche Vierteljahrs Schrift. 7. Heft.

So eben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt:

Deutsche Vierteljahrs Schrift.

Julius — September 1839.

Inhalt: Ueber das industrielle Maschinenwesen der neuesten Zeit. — Ueber den öffentlichen Unterricht, besonders in gewerblicher Hinsicht. — Ueber die Städte in Deutschland und ihre Verfassungen. — Vom Geister- und Gespensterglauben in Deutschland. — Die Schulen der deutschen Rechtsgelehrten. — Zur Orientirung in den geistigen Richtungen und Strebungen in Deutschland. — Das Verhältniß der Künste zu der politischen Entwicklung der neuesten Zeit. — Ueber die Begründung der Sitten, Gebräuche und Manieren der Araber, Perser und Türken aus ihrer Religion. — Kurze Notizen.

Der Inhalt der zwei ersten Quartalhefte des laufenden Jahrgangs oder Nr. 5 und 6 der ganzen Sammlung ist folgender:

V. Das deutsche Journalwesen. — Ueber den Germanismus in den Vereinigten Staaten. — Geistiges Leben und wissenschaftliches Treiben in Italien. — Ueber die Hochebene von Bogota. — Trostworte für Kleingläubige. — Frankreichs Handel mit dem Auslande, insbesondere mit Deutschland. — Germanische und romanische Naturbetrachtung. — Ueber die Lesevereine in Deutschland. — Ueber den Grund, das Wesen und die Gränzen des Rechtes der Erzeuger an den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft. — Die Holzwerd. — Kurze Notizen.

VI. Die deutschen Universitäten. — Die schweizerische Nationalität. — Aphorismen über Forstwesen. — Leichenhäuser oder keine? — Ueber rhetorische Improvisation. — Das Unbefriedigende auf dem religiösen Standpunkt der Gegenwart. — Die Freiheiten und Beschränkungen des auswärtigen Handels. — Der Streit zwischen Moral und Geschmack. — Die Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte. — Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit. — Das Vaterland und die Kirche. — Aphorismen über englische, französische und deutsche Nationalverschiedenheiten. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, Julius 1839. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Digitized by Google

Ankündigung

von

Supplementen

zu den sämmtlichen Werken Schillers.

Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schillers, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schillers geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlagsbuchhandlung der Schiller'schen Werke Supplemente zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig seyn und soviel als möglich in seinem eigenen Geiste veranstaltet werden sollen.

Diese Sammlung wird in ihrer ersten Abtheilung nicht nur manche Gedichte, Aufsätze und Varianten enthalten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern sie soll sich auch durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen auszeichnen. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schillers nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum bessern Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden seyn, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile unserer Sammlung mit den ganzen Werken Schillers leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann.

Die meisten dieser Gedichte und Aufsätze haben zwar an und für sich nur einen untergeordneten Werth, sonst würde sie unser Vater selbst der Oeffentlichkeit übergeben haben, wenn es auch auf der andern Seite wahr seyn mag, daß er, wie ein geistreicher, nun auch dahingeschiedener Zeitgenosse aussprach, „keine uninteressante, charakterlose Zeile geschrieben habe." Aber sie sind Documente seiner Schicksale und Verhältnisse, oft Hülfsmittel zum Verständniß seiner Schriften, besonders aber bezeichnen sie nothwendige Momente und Stufen in der Geistesentwicklung eines Mannes, dessen Bildungsgang einer der seltensten und merkwürdigsten genannt wurde, den je ein Mensch genommen habe, so daß derselbe zu einem Problem der forschenden Betrachtung geworden ist.

In diesen innern Zusammenhang und in diese höhere Beziehung müssen also alle Gedichte und auch nur fragmentarische Aufsätze unserer Sammlung gestellt werden.

Wir hoffen, daß diese uns unerläßlich scheinende Aufgabe dadurch erreicht werden wird, daß Hr. Director Hoffmeister in Kreuznach, welcher nach unserm Wunsche und in unserm Einverständniß die Sammlung unternommen hat, durch kurze Anmerkungen und Hinweisungen unter dem Texte alle jene gesammelten Productionen in eine innige Verbindung mit seiner Schrift:

„Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke"

setzen wird — einer Schrift, welche wir, wenn sie auch eine andere Betrachtung der Werk und der Geistesrichtung Schillers nicht ausschließt, der Gründlichkeit ihrer Forschung, ihrem Geiste und ihrer ganzen Fassung nach als ein unseres Vaters würdiges litterarisches Monument anerkennen und hochschätzen.

Die zweite Abtheilung der Supplemente wird eine Auswahl bedeutender Schiller'scher Briefe enthalten, von denen viele bisher noch nicht durch den Druck veröffentlicht worden sind, und welche durch nothwendige Bindungsglieder vermittelt und durch Erläuterungen in Hinweisung des Herausgebers auf sein obengenanntes Werk aufgehellt werden sollen.

Bei Anordnung und Auswahl dieser Briefe wird das Ziel verfolgt werden, daß aus ihnen gleichsam eine vollständige Selbstbiographie und Selbstcharakteristik Schillers hervortrete. Nur so kann auch hier das Einzelne durch den Dienst, den es dem Ganzen leistet, eine Schillers würdige Stellung erhalten, welcher immer darnach trachtete, die Einheit in der Mannichfaltigkeit zu finden und zu bewahren.

In der dritten zuletzt erscheinenden Abtheilung endlich, welche Stimmen der Zeit und Kritiken bedeutender Zeitgenossen enthalten wird, soll Schiller als Mensch, Dichter, Geschichtschreiber und Denker durch die Auffassung und durch das Urtheil Anderer gleichsam im Spiegel seiner und unserer Zeit charakterisirt werden, und dieser Versuch dürfte wohl der erste seyn, unsern Vater in der fortschreitenden Betrachtung seiner Mitwelt darzustellen. Die Aussprüche und Kritiken bedeutender Zeitgenossen werden theils vollständig, theils im Auszuge wörtlich mitgetheilt, und chronologisch, oder auch dem Inhalte nach geordnet werden.

Diese Sammlung wird die Aufgabe zu lösen suchen, einerseits eine große Mannichfaltigkeit verschiedener Aussprüche über Schiller und seine einzelnen Werke zu liefern, andrerseits aber zugleich im Allgemeinen, im größern Umrisse, den Gang anschaulich darzustellen, welchen die Kritik über Schiller vom Anfang seiner litterarischen Erscheinung an bis zu unsern Tagen genommen hat.

Von selbst versteht es sich in dieser Beziehung, daß auch ungünstige, ja abgeneigte Urtheile aus diesen Supplementen nicht ausgeschlossen bleiben, denn auch hier muß Schillers eigener Ausspruch gelten: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht," vor welchem einzelne einseitige und falsche Stimmen vergeblich sich erheben.

Die Familie aber glaubte ihren verewigten Vater dadurch am höchsten zu ehren, daß sie Alles aufbot, ihn seinen Zeitgenossen und seiner Nachwelt im Lichte der Wahrheit erscheinen zu lassen.

Köln, im Julius 1839.

Im Namen der von Schiller'schen Familie

Ernst v. Schiller, königl. preußischer Appellationsgerichtsrath.

* * *

Die unterzeichnete Verlagshandlung der Schiller'schen Werke, welche von der v. Schiller'schen Familie auch mit Herausgabe dieser Sammlung beauftragt worden ist, beehrt sich die vorstehende Anzeige zur Kenntniß des Publicums zu bringen.

Sie wird es sich zur Ehrenaufgabe machen, auch diese Sammlung in Ausstattung und Preis so auszuführen, wie der unsterbliche Name Schillers und seine zahllosen Verehrer es heischen; vorläufig nur so viel, daß der Umfang vier bis fünf Bändchen des Taschenformates und der Preis des Ganzen fl. 3 bis fl. 4 oder Rthlr. 1. 20 Gr. bis Rthlr. 2. 12 Gr. nicht übersteigen wird.

Stuttgart, im Julius 1839.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Bei C. B. Polet in Leipzig ist so eben erschienen:

Heyne, C. T., u. Laffitte, vollständiges Lehrbuch der reinen französischen Aussprache. Für Schulen und zum Selbstunterricht. Ein Supplement zu jeder franz. Grammatik. gr. 8. brosch. 10 gr.

Große, K., kurze Geschichte der Reformation und der in älterer und neuerer Zeit entstandenen religiösen Secten. gr 12. (140 S.) brosch. 8 gr.

Bibliothek der Geschichte, Geographie und deren Hülfswissenschaften neuester Zeit. Herausgegeben von J. C. Theile. 1s u. 2s Heft, die Litteratur von 1836 u. 37, nebst Materienregister. 3s Heft die Litteratur von 1838. gr. 8. brosch. à 6 gr.

(Jedes Heft ist auch apart zu haben.)

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gerichtsärztliche Arbeiten

von

Karl Friedrich Burdach,

k. preuß. Geh. Medicinalrathe, Dirigenten des Medicinal-Collegiums und Prof. zu Königsberg.

Erster Band.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Inhalt: Ueber die Advocatur der Aerzte. Ueber den Beweis der Vergiftung. I. Arsenikvergiftung, erwiesen durch das gleichzeitige Erkranken nach derselben Speise, die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und die Ausgrabung. II. Arsenikvergiftung, erwiesen durch die Krankheitserscheinungen, die Leichenöffnung und den Gehalt des Ueberrestes der genossenen Speise. III. Arsenikvergiftung, durch die Krankheitserscheinungen und den Leichenbefund wahrscheinlich gemacht, ohne nähern Beweis. IV. Vergiftung durch Schwefelsäure im Schlafe. Ob Mord? ob Selbstmord? I. Selbstmord undenkbar. Stich in die Brust. II. Selbstmord wahrscheinlich. Erwürgung. III. Selbstmord möglich. Zerbrechung des Kehlkopfs. Ueber die nähere Bestimmung der Tödtlichkeit einer Verletzung. Kopfverletzungen. 1. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Schädelbruch mit Extravasat. b) Desgleichen mit Depression und Erweichung des Gehirns. 2. Bedingt nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung innerer Hirngefäße. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Hirnerschütterung bei Trunkenheit und Erkältung. 3. Individuell nothwendige Tödtlichkeit. a) Zerreißung des Querblutleiters. b) Extravasat in den Hirnhöhlen und unter dem kleinen Hirne. c) Schädelbruch und Extravasat. d) Extravasat. 4. Zufällige Tödtlichkeit. a) Meningitis. b) Schleichende Entzündung und Eiterung des Gehirns. c) Arachnitis. 5. Anderweitige Ursache des Todes. Brustwunde und Erstickung. a) Stich durch die Brust in die Leber. b) Erstickung durch Betten. c) Zusammendrückung des Kehlkopfes. d) Desgleichen. e) Ertränkung. Verletzungen des Unterleibes. I. Peritonitis mit Ergießung nach einem Stiche. II. Desgleichen nach Verwundung mit einem glühenden Eisen. III. Berstung der Milz nach einem Stoße. Vielfache Mißhandlungen. 1. Unbedingt nothwendige Tödtlichkeit. II. Desgleichen. III. Anderweitige Ursache des Todes.

Stuttgart und Tübingen, Dec. 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Litterar. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maschinenkunde

und

Maschinenzeichnung

von

S. Haindl,

königl. b. Professor.

1ste Lieferung,

bestehend aus 11 Bogen Text in Quarto,

und 11 Bogen der Zeichnungen in groß Quer-Folio (das Blatt 2′ lang, 1′ 7″ breit bayer. Maaß).

Preis 5 fl. 24 kr. rhein. — 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr. C.M.

Inhalt:

1) Schrauben, scharfe, flache, linke, rechte, einfache, mehrfache, in Holz und Metall ꝛc. ausgeführt. 2) Wellen, Zapfen und deren Lager, wagrechte, senkrechte und schiefe, hölzerne und eiserne, massive und hohle Wellen und deren Zapfen, offene und geschlossene Zapfenlager, fixe und bewegliche, stehende, hängende und schwebende ꝛc. 3) Holzverbindungen, wagrechte, senkrechte und schiefe, Verzapfungen, Verblattungen ꝛc. 4) Verzahnungen, cylindrische und konische Räder, Zahnstöcke, Daumen und excentrische Scheiben ꝛc., mit Rücksicht auf Berechnung, Eintheilung und Form der Zähne; hölzerne, eiserne und gemischte Räder ꝛc.

Das ganze Werk, welches aus drei gleich starken Lieferungen bestehen wird, soll in systematischer Ordnung das ganze Gebiet der Maschinenkunde und des Maschinenzeichnens umfassen.

Der Hr. Verfasser, bereits im zweiten Decennium als Lehrer dieser Partien an der königl polytechnischen Schule in München, so wie noch an vier der ersten Kunst- und technischen Bildungsanstalten wirkend, und seit mehreren Jahren die Stelle eines Civil-Ingenieurs vertretend, hat, geleitet durch seine mehrjährigen praktischen Kenntnisse und Erfahrungen im Bau- und Maschinenwesen, dieses Werk nach dem übereinstimmenden Urtheile Sachverständiger so bearbeitet, daß selbes nicht nur für die bereits mehrfach ins Leben gerufenen technischen Bildungs-Anstalten als das erste in Deutschland erschienene Werk empfohlen zu werden verdient, sondern auch für Mechaniker, Maschinenbauer, Fabricanten, Hütten- und Hammerwerks-Besitzer, Müller ꝛc., so wie für jeden Freund der Technik bei dem raschen Aufblühen des Maschinenwesens um so mehr von großem Nutzen seyn wird, als der Hr. Verfasser, abhold jenem bloßen Wiederkauen und Aufpfropfen fremder Anordnungen und Constructionen, ohne Rücksicht auf die obwaltenden Umstände und vorhandenen Verhältnisse, das Ganze den Bedürfnissen aller jener Länder entsprechend anzupassen eifrigst bemüht war, welche noch nicht, gleich den Engländern, Franzosen und Amerikanern, jene hohe Stufe technischer Ausbildung erreicht haben.

Diesem zufolge wurden, wie es in einigen sonst vorzüglichen ausländischen Werken geschehen ist, Constructionen in Holz keineswegs umgangen, sondern dieselben sind, so weit es die Verhältnisse des Continents erfordern, denen in Eisen vorangestellt; jedoch vermißt man auch letztere, so wie jene, welche theils aus Holz, theils aus Eisen bestehen, nicht; wobei bei gleichem, oder doch nicht beträchtlich größerm Kostenaufwande Schönheit der Formen immer berücksichtigt wurde.

Bei allen von dem Hrn. Verfasser, vorzüglich aber bei den von ihm in Metall ausgeführten Maschinen wurde das Gewicht der einzelnen Theile und ein Kostenüberschlag aufgeführt. Bei allen Zeichnungen sind mit der höchsten Genauigkeit die Maaße nach bayerischem und französischem metrischem Maaßstabe eingeschrieben; die verschiedenen Stoffe: als Eisen, Messing, Holz ꝛc. sind sowohl durch eigene Schraffuren als besonders mit Benützung des erst seit kurzem in der J. G. Cotta'schen lithographischen Druckerei ausgebildeten Farbendruckes in den ihnen zukommenden Farben dargestellt, wodurch die Platten an Deutlichkeit bedeutend gewinnen, und sich nicht nur als Originale für den Unterricht, sondern auch als Arbeits- oder Werkstattzeichnungen selbst für solche, welche die im übrigens ungekünstelten, leicht verständlichen Styl geschriebene deutsche Erklärung nicht lesen können, vollständig eignen.

Die Platten wurden von Hrn. Kurz, einem der ausgezeichnetsten Schüler des Hrn. Verfassers, und bereits selbst im vierten Jahre Lehrer an der Gewerbs- und polytechnischen Schule in Augsburg, mit einer Präcision gestochen, welche so wie die übrige Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt.

Digitized by Google

Nr. 241.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 August 1839.

Aphorismen über den Orient.

Die Stellung Frankreichs.

Frankreich hat nicht wie England und Rußland bedeutende Besitzungen in Asien, es hat keinen lang begründeten Einfluß, keine großen Handelsinteressen dort zu vertheidigen, aber es muß seine zukünftige Stellung im Mittelmeere im Auge behalten. Während des vorigen Kriegs wurde England im Mittelmeere herrschend, aber seine Herrschaft nützte ihm verhältnißmäßig wenig, da die Länder um dasselbe noch zu keinem eigentlichen politischen Leben erwacht waren, und der Handel unter den Barbaresken zu keiner Blüthe gelangen konnte. Eine Lebensfrage für England ist seine Herrschaft erst in neuerer Zeit geworden, als Aegypten an Wichtigkeit wuchs, als der Handel der Griechen eine immer größere Bedeutung gewann, als Rußland an der Küste des schwarzen Meeres immer weiter um sich griff, und die Engländer vom Handel nach Persien über Trapezunt auszuschließen suchte, als die Franzosen Algier eroberten, und nicht nur dort eine neue Colonie gründeten, sondern auch durch die Unterdrückung der Seeräubereien der Barbaresken den Handel der kleinen italienischen Staaten schützten, welcher wegen seiner großen Wohlfeilheit nothwendig dem englischen immer größeren Abbruch thun muß, vor Allem aber seit Rußlands Vordringen gegen Indien hin den kürzern Weg über Aegypten für England zu einem Gegenstand erster Nothwendigkeit machte. Dieß stellt Frankreich und England, was auch jetzt ihre Gesinnungen seyn mögen, einander mit der Zeit feindselig gegenüber, und aus diesem Gesichtspunkt ist das rückhaltige Benehmen Frankreichs zu erklären.

Nicht umsonst hat Frankreich viele seiner Söhne seit fünfundzwanzig Jahren nach Aegypten geschickt, nicht umsonst die Zöglinge, die ihm Mehemed Ali zusandte, gastfreundlich und zuvorkommend aufgenommen; ihm war es wichtig, daß sich im Mittelmeere noch eine Macht befinde, die aus Interesse sich Frankreich anschlösse. Was vor der Eroberung Algiers und vor den Fortschritten der Russen gegen Indien hin eine Frage von vielleicht secundärem Interesse war, ist zur höchsten Wichtigkeit durch diese beiden Umstände herangereift. England hat das erste Interesse, Mehemed Ali wo nicht zu vernichten, doch zu demüthigen, Frankreich aber das nicht minder dringende Interesse, ihn nicht fallen zu lassen. Darum werden in Frankreich alle Nachrichten, die Mehemed Ali günstig sind, mit entschiedener Freude aufgenommen, und man hat nicht undeutlich gezeigt, daß man jede Machtvermehrung Mehemed Ali's, wie schlimm auch ihre Quelle seyn mag, gut heißen, oder wenigstens nichts thun wird, sie zu hindern.

Frankreich hat sich auf einen Boden gestellt, der sich vom Standpunkte der Türkei aus sehr wohl vertheidigen läßt, wenn er gleich durch den Drang der Verhältnisse zur Chimäre zu werden droht. „Mehemed Ali — so lassen sich seine Organe vernehmen — hat einmal durch seinen gebornen Herrschergeist eine gewaltige Macht im türkischen Reich errungen, ja, er ist stärker geworden, als sein nomineller Herr, der Sultan, aber er will darum nicht vom türkischen Reiche sich trennen, sondern nur den Platz einnehmen, der seinem Talent und seiner errungenen Stellung zukommt. Laßt ihn den Emir al Omara des türkischen Reiches werden, und dieß wird fester stehen, als es seit vielen Jahren gestanden ist. Dazu braucht es nichts, als ihn gewähren zu lassen, denn jede gewaltsame Einmischung einer europäischen Macht kann nur den Bruch unheilbar machen, und den Kampf über sein eigenes Geriet hinaus verbreiten." Diese Ansicht, wenn auch von Seite derer, die sie aufstellen, nicht ganz geglaubt, hat doch vielen Schein für sich, und macht es zum mindesten einleuchtend, daß ohne die Stellung, welche Rußland und England als asiatische Mächte einnehmen, man den Kampf in der Türkei gar leicht in sich selbst austoben lassen könnte.

Dieß ist aber nicht mehr möglich. Wie in dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege vier europäische Mächte mit einander Krieg führten, ohne daß, mit Ausnahme eines kleinen Flecks, auf dem europäischen Festlande auch nur ein Schuß gefallen wäre, so ist auch jetzt der Schwerpunkt hinausgerückt. England und Rußland bekämpfen sich um ihrer Interessen in Asien willen, und Frankreich mit seinen neuen Interessen im Mittelmeere will diese Stellung benutzen, um sich festzustellen. Frankreich kann dabei, wenn nicht offener Krieg mit Eng-

Digitized by Google

land ausbricht, nur gewinnen; seine Stellung im Mittelmeere wird fester, einflußreicher, seine Verbindungen an der afrikanischen Küste müssen sich vermehren, und sein Einfluß in Asien und Afrika kann nur steigen. Es ist wohl nicht zufällig, daß gegenwärtig von Franzosen so viele Reisen nach Aegypten, nach Abyssinien, nach Arabien, nach Persien ꝛc. unternommen werden. Augenscheinlich betritt Frankreich gleichfalls den Pfad, den England seit 50 Jahren mit solchem Glücke verfolgt, und gedenkt die Zeit zu benutzen, wenn England und Rußland wegen ihrer in Asien bereits gegen einander stoßenden Interessen sich bekämpfen werden.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

5. Die Gefahr.

„Die Unannehmlichkeit, todt geschossen zu werden, dauert nur einige Minuten; das Vergnügen aber, der Gefahr entgangen zu seyn, reicht für das ganze Leben hin."

Aus meinen Gedanken störte mich zuerst ein Geräusch auf, das sich wie verhaltenes, fernes Pferdegetrappel anhörte. Es werden Reisige seyn, dachte ich, die der Landstraße entlang ziehen, und kümmerte mich nicht sehr darum. Plötzlich erschienen auf der Lichtung vor mir zwei Männer in ländlich-militärischer Kleidung, und, nach der kurzen Büchse in ihrer Hand zu schließen, wohlbewaffnet. Sie schlüpften leise und schnell vorüber in der Richtung auf die Stadt zu, ohne mich zu bemerken. Bald folgten ihnen zwei andere Kerle von ähnlichem Aussehen, die vier gesattelte Pferde mit sich führten, und am Rande der Lichtung Halt machten. Dieser Umstand gab mir einigen Aufschluß über den Charakter dieser Leute, die augenscheinlich zusammengehörten, und irgend ein nächtliches Vorhaben ins Werk setzten. Wo nicht bloße Räuber, mochten sie doch zu den räuberisch herumschweifenden Banden gehören, die sich, um ihr Handwerk zu heiligen, auch Carlisten nennen, — welche Betrachtung mir meine Lage etwas verleidete. Rühren durfte ich mich nicht; das Gehör solcher Wegelagerer ist außerordentlich geschärft, und das geringste Geräusch würde mich ihnen verrathen haben. Ueberdieß haben sie Adleraugen. Schon die castilianischen Bauern sehen in großer Ferne mit einer Genauigkeit, die Erstaunen erregt. Auch lassen die weiten Ebenen, die klare, trockene, dünne Luft hier die Entfernung von 20 Meilen oft ebenso nah erscheinen, als in Deutschland die von 5 Stunden. Die spanischen Räuber, beständig bemüht, jeden ihnen gefahrdrohenden Gegenstand aus der Ferne zu entdecken, können hinsichtlich des scharfen Gesichts gewiß mit den unstäten Bewohnern der Saharah wetteifern, die über den ruhigen Sand weg auf 20 Meilen den Dunst einer Quelle erkennen sollen. Gute Füße, gutes Gehör, gutes Gesicht und die Fähigkeit, Hunger, Durst und Strapazen anhaltend ertragen zu können, dieß sind die vier Eigenschaften der spanischen Highwaymen, woraus ihre große, oftmals unbegreifliche Sicherheit und Kühnheit hervorgeht. Hiermit wohlbekannt, verhielt ich mich daher auf meinem von den vielblätterigen Baumzweigen beschatteten Platze so ruhig als möglich, in der Hoffnung, daß meiner neuen Gesellschafter eigene gefährliche Lage in der Nähe der Stadt sie bald nach einem andern Orte zurücktreiben werde.

Die beiden Leute, die wahrscheinlich nicht wagten, sich mit den Pferden der Stadt mehr zu nähern, während ihre Gefährten zu Fuß vorgeschlichen waren, hielten die Zügel ihrer Pferde in der Hand, indem sie diesen sonst volle Bequemlichkeit ließen, an Gras und Strauchwerk zu nagen. Sie sprachen wenig mitsammen, horchten aber beständig mit größter Aufmerksamkeit nach allen Richtungen. Aus dem, was sie murmelten, vernahm ich nur zuweilen einzelne Wörter, wie caramba, carajo, hombre, demon und dergl. Ihr Benehmen deutete auf Ungeduld, und sie schienen sich einer Gefahr bewußt zu seyn.

In dieser Situation mochte eine lange halbe Stunde verflossen seyn, als einer der beiden zuerst an mir vorübergegangenen Menschen seines Wegs zurückkam, und zu meinem Erstaunen ein Mädchen an der Hand führte, deren Gestalt, schlanker Wuchs und anmuthiger Gang Jugend und Schönheit verriethen. Er trat mit ihr zu seinen beiden Genossen, die sie mit großer Höflichkeit und Ehrerbietung begrüßten. Von dem Gespräche, das darauf zwischen ihnen geführt wurde, verstand ich kein Wort, nur einmal glaubte ich das Mädchen mit traurigem Tone sagen zu hören: „Der gute, unglückliche Vater! Gott möge helfen!" Während dieser Unterhaltung hatten das Mädchen wie ihr Begleiter das Gesicht nach mir zugewandt, und zwar so, daß gerade das Mondlicht darauf fiel. Der Mann war noch jung, sein Gesicht war so von der Sonne gebräunt, daß es die Farbe der Sträucher auf der Sierra morena angenommen hatte, worunter er vielleicht oftmals Oddach gefunden; ein starker, dunkler Bart, wie die eigenthümliche Kleidung, gaben ihm ein verwildertes Aussehen. Des Mädchens Kopf, Hals, Nacken waren sittsam von einer schwarzen Mantilla umhüllt, so daß bloß ihr Antlitz frei daraus hervortrat. Ihre Züge schienen Regelmäßigkeit und Feinheit zu haben. Ein enganschließendes, langes Kleid zeigte zarte, gefällige Formen, Rundung und Zierlichkeit. Ich darf gestehen, daß mir ihre Erscheinung sehr willkommen war. Ein Weib hat immer etwas Begütigendes und Beruhigendes; wir vertrauen gern ihrer ursprünglichen, natürlichen Herzensgüte, und ihr Anblick erhöht oft in Gefahren Geistesgegenwart und Besonnenheit.

Nachdem das Gespräch noch einige Augenblicke fortgeführt worden, preßte der junge Mann (augenscheinlich der erste unter den vieren) wie in heftiger Bewegung des Mädchens Hand lange an seine Lippen, führte sie dann von den Andern abseit, und kam mit ihr, was mir eben nicht angenehm war, auf die Gegend zu, wo er mich entdecken mußte. Ob er diesen Ort kannte, ob er hier vielleicht manche Stunde der Nacht zugebracht hatte?

Unterdessen suchte ich mich schnell zu fassen, was mir um so mehr gelang, als ich mir der Vortheile bewußt war, welche mir die Größe und Kraft meines Körpers, vor Allem aber die Nähe der Stadt gaben, die meine etwaigen Gegner in Verle-

Digitized by Google

genheit setzen mußte, von ihren Feuerwaffen Gebrauch zu machen. An Flucht dachte ich nicht, und konnte daran auch nicht wohl denken, weil hinter mir Alles unwegsam, durch Gebüsch und Gräben durchschnitten war. Als das sonderbare Paar noch etwa 30 Schritte von mir entfernt seyn mochte, erhob ich mich plötzlich, und trat ihnen mit dem freundlichen Zuruf entgegen: „Guten Abend, meine Dame und meine Herren, — ich hoffe, auch meine Freunde" — —

Mein Auftreten kam ihnen so unerwartet, daß sie einen Laut der Ueberraschung von sich stießen, und wie vor einer unnatürlichen Erscheinung zurückprallten. Aber dieß dauerte auch nur Einen Augenblick. Im nächsten schon hatte mein Gegner das verwirrte Mädchen zurückgestoßen, funkelte in seiner rechten Hand ein langes, blankes Messer, und hielt er in der Linken seinen Carabiner. Zugleich warf er einen scharfen Blick hinter mich nach dem Orte hin, von wo ich zum Vorschein gekommen, als wolle er sich vergewissern, ob er mit mir allein oder mit Mehreren zu thun haben werde. Als diese augenblickliche Untersuchung zu seiner Zufriedenheit mochte ausgefallen seyn, schoß er wie ein Stoßvogel zum Angriff auf mich zu. Ich aber, nicht ganz ungeschickt in dergleichen Paraden, wich seinem ersten Stoß aus, und traf zugleich mit meinem Rohrstock so kräftig und glücklich seinen Arm, daß ihm das Messer aus der Hand fiel. Entschlossen, mein Leben zu vertheidigen, wie ich konnte, griff ich nun auch zum Dolche. Doch ehe wir zu einem zweiten Gange schreiten konnten, warf sich das Mädchen wie ein vermittelnder Engel zwischen uns beide. Sie umklammerte die Arme ihres Freundes und bat und flehte: „Um Gotteswillen, Manuel, keinen Mord! begehe keinen Mord! du wirst mich tödten vor deinen Augen — — — Ich laß dich nicht — — por Dios, versprich mir, des Menschen Leben zu schonen — — er hat nicht angegriffen, dir nichts gethan, er ist ein Einzelner — Manuel, versprich es deiner Luisa, wenn du sie liebst — — nur dieß" — —

Während mir so von dieser Seite ein Schutz erschienen war, nahten sich von der andern die beiden langbartigen Kerle, die bis dahin bei den Pferden gehalten hatten, mit ihren Büchsen, und drohten mich niederzuschießen. Doch Luisa's Bitten hatten früh genug gewirkt, um diese Gefahr (ein Hahn ist gar leicht losgedrückt!) von mir abzuwenden. Ihr Geliebter sagte im Tone des Befehlshabers: „Schießt nicht, Jungens, wir wollen den Herrn lebendig mit uns in die Gebirge nehmen, dabei stehen wir uns besser. Nur wenn er eine Miene zum Lärmmachen oder Entwischen macht, hören Sie dieß wohl!" rief er mir zu, „dann streckt ihn augenblicklich nieder!"

„Nein, Manuel, laß ihn seiner Wege ziehen," bat das Mädchen, „nicht wahr, Manuel, um Gott und deiner Liebe erlaubst du es? — — Herr, Ihr Leben und Ihre Freiheit gehören Ihnen, gehen Sie mit Gott!"

„Nimmermehr, Herr, weicht nicht von der Stelle!" entgegnete Manuel unerbittlich, indem er die Frage hinzufügte, wer ich sey?

(Schluß folgt.)

Der See Chapala.

Der königlichen Akademie zu Berlin ist eine Mittheilung von einem Hrn. H. Galeotti über diesen See gemacht worden; er wird als eine unermeßliche Wasserfläche geschildert, die gegen Norden und Süden von steilen Bergen eingeschlossen ist, 14 Leguas von Guadalaxara (?) und 150 Leguas westlich von Mexico liegt. Die Länge beträgt 27 Leguas von Ost nach West, und seine Breite wechselt von 3 bis 7 Leguas. Er ist zu bestimmten Zeiten des Tages, namentlich um 5 Uhr Nachmittags, periodischem Austreten über seine Ufer unterworfen, und wenn der See gekräuselt und unruhig ist, sieht man häufig die Wassermirage. Im Mäez, April und Mai sind Wirbelwinde und Wasserhosen häufig. Zahlreiche Thiere leben in der Nachbarschaft, aber wenige Schlangen und Insecten, und die Vegetation bietet nichts Bemerkenswerthes dar. Der See scheint aus einem kalkartigen Boden ausgehöhlt zu seyn, aber die Ufer bestehen aus Thon; in keinem von beiden jedoch findet man fossile Ueberreste.

Hindu-Wallfahrtsorte.

II. Omercuntuc.

(Fortsetzung.)

In frühern Tagen war Gurrah Mundlah der Schauplatz mancher belebenden Scene, ein Feld für die Thaten der Patan-Krieger, die sich zu Thakurs oder Häuptlingen der umliegenden Gegenden machten, und während der Einfälle der Pindarri bildete es häufig den Ruhepunkt dieser kühnen Freibeuter auf ihrer Straße von Bundelkund nach Guzrat. Officiere, die in den Feldzügen von 1817 und 1818 dienten, wurden besonders von dem malerischen Anblick betroffen, den der Feind auf den wilden, felsigen Ufern des Nerbudda und vorzüglich in der Nähe von Gurrah Mundlah hervorbrachte. Mehr als einmal rief ihnen das plötzliche Auftauchen gewappneter Gestalten aus dem hohen Gras oder grauen Steinen, das Emporragen von Speeren, wo einen Augenblick zuvor nur Blätter sich im Winde bewegt hatten, die Beschreibung des Dichters von den kriegerischen Zügen des Roderick Dhu ins Gedächtniß, wie er auf einen Ruf aus Klippen oder Haidekraut hervorspringt. Wäre die Geschicklichkeit der Vertheidiger im gleichen Schritte mit ihrer Tapferkeit gegangen, so wäre das Land, das so reich an natürlichen Befestigungen ist, nicht zu erobern gewesen; doch sie überjahen oder verachteten diese Vortheile, und wagten in der offenen Ebene zu kämpfen, wo sie auf allen Punkten geschlagen wurden.

Gurrah Mundlah wurde auch sehr stark von Pilgern besucht, die von entfernten Gegenden kamen, um an den Ufern des Nerbuddaschi zu beten, denn schon der Anblick des geheiligten Stromes, glaubte man, reinige die Seele von allen Flecken. Doch jetzt ist dieser herrliche, aber einsame Ort nicht mehr der Sammelplatz von Kriegern oder zahlreichen Gläubigen; seine schönen Ghatz und Tempel, hauptsächlich dem Mahadeo geweiht, sind verlassen, und werden nur noch besucht von der schwindenden Bevölkerung der Umgegend und einigen von Armuth heimgesuchten Fremden. Manche wilde und ergreifende Sage erzählt man sich von den Heiligen und Kriegern, welche die alte Stadt berühmt machten; doch die interessantesten Sagen, die mit diesem Platze verknüpft sind, sprechen von den kriegerischen Thaten einer Amazonenkönigin, welche über das Land gegen Osten geherrscht und in einer großen, volkreichen Stadt ihren glänzenden Hof gehalten haben

Digitized by Google

soll, die jetzt gänzlich von der Oberfläche der Erde vertilgt ist, und nicht Eine Spur zurückgelassen hat, ihre frühere Pracht zu bezeugen. Die Leute von Gurrah Mundlah sprechen sehr gern von dieser Kriegerin, die sie als unvergleichlich schön und tapfer gleich dem tapfersten Helden ihrer Zeit schildern. Unter vielen Thaten erzählen sie eine, wo sie an der Spitze eines Corps mohammedanischer Reiterei einen verzweifelten Angriff gegen ein Heer der Feinde ausführt und dieses schlägt. Ihr Tod, wird erzählt, war ihres Lebens werth, denn sie fiel auf dem Schlachtfeld an der Spitze einer treuen und ihr ergebenen Schaar, und während alle Spuren der Stadt, wo sie herrschte, gänzlich verschwunden sind, soll doch das Grab, in dem sie begraben liegt, mitten in der Wildniß, die sich gegen Osten von Mundlah hinzieht, immer noch vorhanden seyn. Dieses Grab, sagt man ferner, ist ein Wallfahrtsort für die Frommen aller Secten; unglücklicherweise ist es noch keinem Europäer gelungen, den Ort aufzufinden, obgleich viele Wanderungen in dieser Hinsicht von jungen Officieren unternommen worden sind, während sie in Mundlah wohnten.

Ramnaggor, die alte Hauptstadt der Gonds, liegt ungefähr 15 Meilen von dieser berühmten Festung auf dem linken Ufer des Nerbudda; doch ist nur wenig noch von diesem einst berühmten Orte übrig, mit Ausnahme des Palastes des Radscha, der, wenn auch in Ruinen, immer noch aus zwei Stockwerken besteht und einige interessante Inscriptionen enthält, die, wenn man sie entziffert haben wird, wahrscheinlich ein bedeutendes Licht auf die Geschichte des Platzes werfen werden. Der Nerbudda ist von Mundlah an ausgedehnt, frei von Felsen, durchsichtig, klar und ungestört in seinem Laufe; die Ufer auf beiden Seiten grün und sanft, von üppigen Waldungen begränzt; doch Alles ist öde, kein einziges Dorf, keine Spur menschlicher Wohnung ist jetzt zu sehen. Eine Gesellschaft, die einst den alten Palast besichtigen wollte, wurde eilig von dem Orte vertrieben, weil ihre Diener unvorsichtigerweise ein Feuer unter einem Neste wilder Bienen angezündet hatten, die an diesem einsamen Ort in großen Stöcken leben. Da die Besuchenden alle Hoffnung aufgeben mußten, die so erregte Wuth zu besänftigen, zogen sie sich so schnell als möglich zurück, wurden aber von ihren Feinden noch eine bedeutende Strecke weit verfolgt. Der einzige Trost, der den Vertriebenen blieb — denn sie waren kaum in den Palast getreten, als dieser Unfall sich ereignete — war, bei Mondschein auf dem Nerbudda zurückzukehren, wo der Reiz der Landschaft durch die häufige Selbstentzündung der Bambus an den Ufern noch erhöht wurde. Die weidenartigen Zweige dieser Bäume pflegen sich in gewissen Zeiten des Jahres, wenn sie ganz trocken sind und der Lufthauch sie durchweht, aneinander durch Reiben zu entzünden, so daß plötzlich ein rothes Licht aufflackert und den Wald erleuchtet.

Obgleich einzelne Theile von Gundwana häufig dem mohammedanischen Gesetz unterworfen waren, so ist doch die Bevölkerung im Wesentlichen Hindu; und dicht bei Mundlah werden die Wasser des Nerbudda so heilig gehalten, daß selbst die Fische, die an manchen Orten ohne Scrupel von den strengsten Orthodoxen gegessen werden, unter dem Schutz der Braminen stehen, die sie mit gesäuertem Korn und Mehlkuchen füttern. So genährt wächst der Rhoi besonders zu ungeheurer Größe heran, aber wehe dem gottlosen Unglücklichen, der sich anmaßen möchte, ein Mittagessen aus einem dieser Fürsten der Fluth zu bereiten; das Verbrechen, Rindvieh zu schlachten, wird fast hier weniger gottlos angesehen. Das Opfer der geheiligten Kuh wird für das entsetzlichste Verbrechen von den Bewohnern der Ufer des Nerbudda gehalten, die jedes Unglück, das das Land befällt, der Verwandlung dieses heiligen Fleisches in einen Nahrungsartikel zuschreiben. Sie zeigen Bäume, die abgestorben seyn sollen, weil von europäischen oder mohammedanischen Truppen, die in der Gegend standen, Rindfleisch an sie gehenkt oder unter ihren Zweigen gekocht wurde, und sie behaupten, daß selbst wenn sich die Wittwe eines Braminen wieder verheurathet, weniger der göttliche Zorn erregt werde, als durch den Mord einer Kuh.

Der Tempel von Omerkuntue, der auf dem Tafellande des Berges oder Gebirges gleiches Namens liegt, ist fünf Tagemärsche von Gurrah Mundlah entfernt. Ein Fakir beaufsichtigt die Quelle des geheiligten Flusses, und wird allgemein als ein Mann von außerordentlicher Heiligkeit geschätzt, der, von den Besuchen weniger Pilger nur während eines Theiles des Jahres unterbrochen, in ungestörter Einsamkeit bei allem Wechsel der Jahreszeit bleibt, und Hitze und Kälte mit Gleichmuth erträgt. Gebet und Nachdenken sollen die einzige Beschäftigung dieses Einsiedlers seyn; doch steht er in Verbindung mit dem wilden Volk in der Nachbarschaft, und ist stets höflich und gefällig gegen christliche Besuchende gefunden worden. Der Weg oder vielmehr der Fußpfad, der an den Fuß des Berges führt, ist mit Hindernissen besäet, welche dem Weiterkommen der Menschen und Lastthiere ernste Schwierigkeiten entgegensetzen, während das fortdauernde Herumstreifen der Raubthiere und des Wildes eine scharfe Wache erfordert, um nicht unangenehm überrascht zu werden. Nichts kann aber schöner seyn, als die Gegend des Flußbettes, der hier, ein enger Strom, schäumend seinen Weg über die ungeheuren Granitmassen erkämpft und von Fels zu Fels stürzend jene Wasserfälle bildet, die diesem berühmten Strome so charakteristisch sind. Das Brüllen der tobenden Wasser und das Geheul der wilden Bestien machen die Nächte in diesen fürchterlichen Einöden unbeschreiblich schauerlich. Der Schlaf, den man mitten unter diesen Tönen eines uncivilisirten Lebens genießt, ist unterbrochen und unerquicklich, und selten geschieht es, daß eine Gesellschaft ruhen kann, ohne von ernster Gefahr unterbrochen worden zu seyn. Doch wenn auch von fortdauernder Ruhe keine Rede seyn kann, so wagt doch Niemand von seinem Platze vor Sonnenaufgang aufzustehen, und deßhalb kann diese Schlaflosigkeit zum Weiterreisen nicht benutzt werden. Erst wenn die Sonne in all ihrem Glanz erschienen ist, schleichen sich die Tiger zu ihren Lagern zurück und lassen die Wälder in einiger Sicherheit.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Boa in den Alpen. Man schreibt aus St. Egrève (Departement Isère) Nachstehendes: Unsere Gemeinde besitzt in diesem Augenblick ein Ungeheuer, das im ganzen Lande Schrecken verbreitet, nämlich eine Schlange von mehr als 20 Fuß Länge und verhältnißmäßiger Dicke. Diese Schlange, welche man mit vollem Rechte den Constrictor der Alpen nennen kann, hat bis jetzt allen Mitteln, sie zu vernichten, getrotzt. Man behauptet, eine Flintenkugel könne die Schuppenhaut, mit der sie bekleidet sey, nicht durchdringen. Vergebens hat der Municipalrath von St. Egrève 50 Fr. Prämie geboten, wer den Kopf des Unthieres bringe, keiner unserer sonst so unerschrockenen Bergjäger hat es gewagt, einen Kampf zu beginnen, der unfehlbar einem der Kämpfer den Tod bringen muß. (Voleur vom 15 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.)

Digitized by Google

Nr. 242.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 August 1839.

Erinnerungen aus Armenien.

2. Reise nach Kulpa im März 1834.

Der Aufenthalt des bekannten Reisenden Dubois in Eriwan war eine angenehme Zeit für uns. An seinem Abschiedstage sagte er mir, er müsse nun nothwendig weiter gehen, ehe er aber Armenien ganz verlasse, möchte er gern die Salzberge von Kulpa sehen, und den Ararat besuchen. Der Befehlshaber der Provinz mußte gleichfalls Geschäfte halber sich nach Kulpa begeben, und erklärte, daß er ihn (Dubois) dahin geleiten wolle; ihm schloß auch ich mich an. Am 13 um 12 Uhr Mittags verließen wir zu Pferde, in Begleitung eines Gefolges von Asiaten die Stadt. Nicht weit von Etschmiadsin kamen uns die beiden dortigen Archiereis entgegen, und am Thore selbst empfing uns die ehrwürdige Bruderschaft in zwei Reihen aufgestellt. Bei jedem Dorfe begrüßte uns das Volk und die Geistlichkeit. Hier herrscht von alten Zeiten her eine ziemlich seltsame Sitte: das Volk erwartet am Dorfe den Sardar (jetzt den Gouverneur der Provinz), führt einen Ochsen oder Hammel herbei, und sobald der Vorgesetzte sich nähert, binden sie ihm die Füße, legen ihn auf die Erde, und erwarten nur den Befehl, ihn abzuschlachten; dieß heißt ein Opfer darbringen. Es versteht sich von selbst, daß wir keinem Thiere den Tod bringen wollten.

Der Arares war ziemlich seicht, und wir durchritten ihn in einer Furt. Vom Arares rechnet man noch acht Werste nach Kulpa. Wir ritten auf einem ziemlich schlechten Wege fort; das ewige Berg auf und Berg ab, so wie der Koth, machte den Ritt unangenehm. Uebrigens ist die Aussicht auf dem rechten Ufer des Arares ziemlich malerisch: einige Bergreihen, die sich senken und wieder ansteigen, gaben dem Bilde Mannichfaltigkeit. In der Ferne öffneten zwei sich spaltende Felsen ein Thal, das an das bläuliche Gebirg sich anlehnte. Das Dorf Kulpa ist auf der linken Seite von einem Kamm ziemlich niedriger Berge versteckt, so daß man es vor dem Eintritt nicht sehen kann. Diese Berge von rother Farbe sind die Vorläufer der Salzberge, enthalten selbst auch schon Salztheilchen, und eine daraus hervorkommende Quelle mit rothem Wasser ist sehr salzig. Als wir gegen Kulpa einlenkten, sahen wir die Deputirten dieses Dorfes, und eine andere Schaar mit dem Geistlichen wartete am Eingang desselben. Welche Begrüßungen, welche Freudenbezeugungen, und bei allem dem wie viel Verstellung! Um sechs Uhr Abends kamen wir nach Kulpa.

Am folgenden Tage begaben Dubois, ein Beamter im Orte, ich und der Aufseher beim Salzbruch uns in die Minen. Die Salzberge von Kulpa beginnen am Dorfe selbst, und erstrecken sich auf 20 Werste im Umkreis; die Salzbrüche sind nicht über eine Viertelwerst entfernt. Von außen scheint es nur eine kleine Oeffnung. Wir kamen an die erste, welche die alte heißt, und in der Mitte des Berges beginnt. Am Eingang scheint die Oeffnung nicht groß, hat man aber einige Schritte gemacht, so sieht man plötzlich eine tiefe und weite Höhle, welche von den stehen gelassenen, aus dem Salz gehauenen Säulen gestützt wird, das Licht fällt durch einige andere äußere Oeffnungen herein, welche auch als Eingänge dienen. Das Salz wird aus den Mauern der Höhle gehauen, welche in die Breite und in die Tiefe auf eine unbestimmte Weite hineingehen. Das Herausschaffen des Salzes ist sehr einfach: der Arbeiter, mit einem am Ende zugespitzten, eisernen Mauerhammer versehen, höhlt zuerst ein längliches Viereck aus, indem er nach und nach die vier äußern Seiten in einer Tiefe von 8″ ausgräbt, und dann vermittelst einiger Schläge mit dem dicken Ende des Hammers den Stein plötzlich ablöst. Zum Herausschaffen eines solchen Quadrats braucht es etwa eine halbe Stunde. Der Staub von dem Aufschlagen und die Salzstückchen fliegen dem Arbeiter gerade in die Augen, und man muß daher ein großes Netz haben, um sich keinen Schaden zuzufügen; die Arbeiter leiden durch den Salzstaub an Augenkrankheiten. Das Brechen des Salzes geschieht vom Anfang März bis Anfang Decembers. Im Mai kommen Karawanen aus Georgien und andern transkaukasischen Provinzen mit Arben, Kamelen, Pferden, Ochsen und kleinen Booten, und holen das Salz ab. Dieses ist im Allgemeinen von grauweißlicher Farbe, manchmal aber schlägt man ganz weiße Stücke heraus. Die Salzstücke und der Salzsand werden auf besondere Haufen geworfen, die an manchen Stellen zu kleinen Hügeln anwachsen. Das feine Salz wird aus den Minen her-

Digitized by Google

ausgeschafft, und am Berge in Haufen aufgesetzt. Wenn man in den Höhlen bis auf eine gewisse Tiefe gekommen ist, zeigt sich immer Wasser, und dieß ist eine der Hauptursachen, weßhalb man die Arbeit an einer Stelle aufgibt, und an der andern anfängt. Großer Minen gibt es in den Bergen nur zwei, eine ältere und eine in neuerer Zeit geöffnete, welche letztere ohne Vergleich größer ist; die Einrichtung in beiden ist jedoch dieselbe.

Unter den Einwohnern herrscht der Glaube, daß wenn man eine Mine achtzehn Jahre bearbeite, so fange das Wasser an einzutreten; bearbeite man sie aber volle zwanzig Jahre lang, so sammle sich das Wasser darin so sehr, daß man sie verlassen müsse. In der alten Mine steht ein ganzer See, der so tief ist, daß man nur mit Mühe den Grund erreicht; in der zweiten Mine hat sich auch schon ziemlich viel Wasser gezeigt. Bemerkenswerth ist, daß in der untern Schichte, namentlich da, wo das Wasser einzutreten beginnt, sich das weißeste Salz zeigt, welches durchsichtig ist wie Krystall.

Die zweite Mine ist etwa auf zwanzig Klafter ausgetieft, und obwohl die Salzdecke glatt ist und sehr fest scheint, so finden sich doch an einigen Stellen Spalten, namentlich in der alten Mine. Ein Einsturz kann alle Ausgänge verschließen, und die Arbeiter müssen dann unvermeidlich umkommen. Diese zwei Hauptminen befinden sich in der Mitte des Berges. Im Allgemeinen sind 29 Minen geöffnet, im obern Theile 16, im untern Theile 13.

Nachdem wir alle diese Salzminen in Augenschein genommen, und uns an dem reichen Salzvorrath erfreut hatten, den die verflossenen Jahrhunderte nicht erschöpfen konnten, und die kommenden nicht so leicht erschöpfen werden, stiegen wir den steilen Abhang des Berges hinan. Die Oberfläche desselben ist Thon. An kleinen Erdfällen kann man alle Schichten sehen: die erste ist Thon, die zweite krystallisirter Kalk, die dritte besteht aus bröcklichem Stein, und die vierte ist salzhaltig. An einzelnen Stellen fanden wir auch auf der Oberfläche krystallisirten Kalk.

Ueber Kulpa hat sich an dem höchsten Berge eine Spalte gebildet, welche so tief ist, daß man den Grund nicht sieht; die eine Seite dieser Spalte hat sich gegen Kulpa hin geneigt, und wenn sie nicht durch einen andern daranstoßenden Salzberg gestützt wäre, so würde sie längst eingestürzt seyn; beim geringsten Erdbeben aber muß unvermeidlich ein Sturz erfolgen, und er kann das ganze Dorf zerschmettern. Am Rande des Berges steht eine Capelle mit den Gebeinen des heiligen Georg. Meine Gefährten schlugen vor, den Berg gegen Kulpa auf einem kleinen Pfade schroff über dem Abhange, der nach dem Dorfe geht, hinabzusteigen; aber die außerordentliche Höhe des Berges, der steile Abhang und der harte Boden, auf welchem die Füße ausglitschten, der an der Seite geöffnete Abgrund, und der in der Tiefe vorbeiströmende Fluß hielten mich zurück, und ich wollte nicht einwilligen. Man muß ein Bergbewohner seyn, um auf solchen Pfaden mit Gleichmuth zu gehen; ich wählte einen Umweg, und ging sicher hinab. Von der Höhe des Berges sieht man im Umkreise allenthalben rothe Hügel, ein Kennzeichen, wie uns der Mineralog Dubois sagte, daß noch andere Salzberge in der Nähe seyen.

Kulpa ist ein kleines Dorf, das am Flusse Wartanark-Tschai amphitheatralisch umherliegt. Die Häuser sind im Allgemeinen klein; jenseits des Flusses liegen einige kleine Gärten Ackerland, das nicht besonders gut ist, Wiesen, Gemüse- und Weingärten. Die Straßen sind so eng, daß man nur zu Pferde durchkommen kann. Man rechnet in Kulpa und Tschentschawada, das an Kulpa stößt, und dessen Einwohner sich gleichfalls mit dem Salzbrechen beschäftigen, gegen 145 Familien.

(Schluß folgt.)

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

3. Die Gefahr.

(Schluß.)

Bis jetzt hatte ich meinen Standpunkt gelassen behauptet, und antwortete auch mit möglichster Ruhe: „Eure Frage scheint mir natürlich und angemessen, da ich Euch, wenn auch gegen meine Absicht, gestört habe, und gern will ich Euch Rede darauf stehen. Wie Ihr mir ansehen und aus meiner Art zu sprechen hören könnt, bin ich ein Fremder" — —

„Ha! Einer von den englischen oder französischen Hunden!"

„Ich antworte Ihnen darauf, daß ich ein Deutscher bin."

„Was hattet Ihr hier zu treiben?"

„Wenn die Frage auch nicht höflich lautet, Cavallero, so will ich Euch doch für dießmal noch Rede stehen, weil ich hoffe, dadurch mit Euch in Frieden zu kommen und Verdrechen zu verhüten; obschon ich, glaubt mir, wohldewehrt bin, und weder Euch, noch Eure Gewehre fürchte. So hört denn. In meinem nordischen Vaterlande brennt die Sonne nicht so heiß, als bei Euch, die Luft ist dort feuchter und kühler, die Flüsse sind kälter. Daher ertrage ich hier übel die Tageshitze, und suche mich in den frischeren Nachten zu erquicken. Wir Deutschen haben auch von Alters her unsere größte Lust am Schwimmen in Flüssen. So bin ich denn noch spät zu den Zelten dort gegangen, und habe ein Bad genommen" — —

„Eine abscheuliche, jämmerliche Lüge, die Ihr bereuen sollt! Habt Ihr auch rothes Haar, Deutscher, seyd Ihr doch kein Fuchs, sonst würdet Ihr ein besseres Mährchen erfinden."*)

Da ich aus diesen Worten erkannte, daß mein Gegner nicht ohne Bildung war, so antwortete ich darauf mit Berechnung: „Seyd Ihr so unwissend, daß Ihr nie gehört habt, ein Deutscher verstehe wohl, sich aus Gefahren herauszuschlagen, aber nicht herauszulügen? Erzählt Ihr Euch nicht Gleiches von den alten Gothen, die unsere Landsleute waren, und von denen Eure Könige abstammen? Doch ich kann Euch von der Wahrheit meiner Worte durch den Augenschein überführen. Seht, der Himmel ist heiter, die Luft trocken, Bäume und

*) So ungefähr war der Sinn dessen, was Don Manuel mir sagte.

Digitized by Google

Gras ohne Thau. Nun, wenn mein Haar *) naß wäre, müßte Euch dieß nicht beweisen, daß ich eben aus dem Bad komme? In der That, mein Haar trieft noch. Nur Schade, daß ich Euch nicht erlauben darf, mir mit Waffen zu nahen. Will sich aber die liebenswürdige, die gefühlvolle Señora zu mir bemühen, so würde ich mich glücklich schätzen, sie zu überzeugen, daß ich wahrheitliebend bin."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als das schlanke, um mich sichtbar beängstigte Mädchen ihren Geliebten auch schon losgelassen hatte, und zu mir geeilt war. Indem sie nun nach meinen Haaren tastete und ausrief: „Bei der heiligen Mutter Gottes, der Mann hat die Wahrheit geredet!" — umfaßte ich, schnell die günstige Gelegenheit ergreifend, ihren Leib mit meinem linken Arm so fest, doch auch so delicat als möglich, zückte meinen Dolch mit der rechten Hand auf ihre Brust, und sagte mit ernster, fester Stimme: „Ihr, mein Herr, habt mir, der Euch nichts gethan, vorhin gedroht, mich niederzuschießen, so ich Lärm mache, und mich mit Euch in Eure Berge oder Höhlen eines Lösegeldes wegen zu führen, wozu ich durchaus keine Lust in mir verspüre; jetzt ist — steht! naht um keinen Schritt! oder ich stoße diesen stählernen Dolch in die unschuldige Brust dieses Mädchens, — jetzt ist an mir die Reihe zu drohen. Wagt Einer von Euch, irgend eine zweideutige, mir mißfällige Anstalt zu treffen, so fällt dieß Mädchen als Opfer Eurer Unthaten, und ihr Blut schreit zum Himmel um Rache für Eure Frevel."

Ich hatte mit Hülfe des guten Mädchens das mächtige Zauberwort gefunden, das mir Rettung verschaffte. Mein Gegner stand wie angedonnert, und bewegte sich nicht von der Stelle; freilich begann er mit Fluchen und Toben, ging jedoch bald zum Bitten und Flehen über. Luisa bewegte sich indeß kaum in meinem Arm, und machte keinen Versuch, sich demselben zu entwinden; nur ihre dunkeln, mit Gram und Leid erfüllten und doch wunderbar glänzenden Augen sahen mich wie nach meiner wahren Absicht fragend an, die sie geahnt haben mochte. Ich lispelte ihr zu: „Verzeihung, edle Señorita, für meine grausame, abgedrungene Drohung! fürchten Sie jedoch nichts; Sie sind die edelmüthige Retterin meines Lebens, das ich lieber tausendmal verlieren wollte, als das ihrige antasten." Zur Antwort lächelte sie so sanft, so süß, so gläubig, daß ich ganz wohl die Macht begreifen konnte, welche sie über die räuberischen Krieger auszuüben schien. Die Spanierin aus den mittleren Ständen hegt zuweilen solche Verachtung für alle gewöhnlichen Dinge des Lebens, zeigt solchen Schwung und Adel des Geistes, daß sie dem Mann ein Wesen höher Natur erscheint, das er bis zur Abgötterei verehrt.

Als Don Manuel sah, daß sein Bitten nichts bei mir ausrichtete, als seine Angst mehr und mehr stieg, als Luisa ihm zurief: „Manuel willst Du mich tödten lassen?" — so fing er an mir allerlei Versprechungen zu machen. Mit gutem Grunde gab ich jedoch nicht eher nach als bis er mir feierlichst bei Christus und seinem Evangelium wie beim Santiago *) beschworen hatte, daß er mich augenblicklich frei und ungehindert nach der Stadt zurückkehren lassen, und seine Gefährten an jeder fernern Unbill verhindern wolle. Luisa stürzte, sobald ich sie losgelassen, ihrem Freunde an den Hals, und überschüttete ihn mit besänftigenden Liebkosungen. Don Manuel gab einem seiner Untergebenen einen Wink, mich sicher auf den Weg zu begleiten, und ich wünschte Allen aufrichtig gute Nacht, mit dem Bemerken, sich wegen meiner in keiner Hinsicht zu beunruhigen. Aus Aller Munde schallte mir der Gruß nach: Va Usted todos dias con Dios! Mein Begleiter blieb bald stillschweigend hinter mir zurück.

Jetzt erst, da ich wußte, daß die Gefahr vorüber, daß ich ihr glücklich entronnen sey, jetzt erst brach aus meinem Innern die zurückgehaltene Bewegung heftig hervor. Mein Blut lief fieberhaft durch die Adern, und mein Herz klopfte durch die stille Nacht im einsamen Thale laut wie ein Pochwerk. Nur wer in ähnlicher Lage geschwebt hat, wird meinen Zustand verstehen. Gott dankte ich mit Inbrunst für meine Rettung, und gelobte mir, nicht unnöthig wieder Gefahren heraufzubeschwören.

---

*) Die Spanier tragen das Haar ziemlich lang; auch ich befolge dieß Costume.

Die Megpunna-Thags.

Eine neue Art Thags hat sich gebildet, wie man behaupten will seit der berühmten Belagerung der Veste Bhurtpur. Andere Thags morden ihre unglücklichen Opfer, um ihr Geld zu erhalten, diese wollen nur die Kinder derselben stehlen, um sie nachher in die Sklaverei zu verkaufen. Der Gründer dieses Systems, Kheama Dschemodar, galt für einen so heiligen Mann, daß nach seiner Verhaftung noch ihn die Einwohner eines Dorfes baten, ein Feuer zu löschen, das in dem Dorf ausgebrochen war; durch ein sonderbares Zusammentreffen hörte das Feuer auf, als er seine Hände betend emporhob. Die meisten der Thags, welche dirß verruchte Gewerbe treiben, geben sich für religiöse Bettler aus, und das Verbrechen selbst steht ihrer Meinung nach unter dem unmittelbaren Schutze der Göttin Koli. Auch sie haben unter sich eine Gaunersprache. Unähnlich andern Thags, nehmen sie stets ihre Familien mit auf ihren Zügen, die Weiber helfen die Reisenden anlocken, und nehmen die Kinder in Obhut, bis man sie verkaufen kann. Ihre Opfer gehören meist den ärmern Klassen an, deren Verschwinden weniger Verdacht erweckt, als das reicherer Personen, und sie finden es einträglicher und sicherer, die Armen um ihre Kinder, als die Reichen um ihres Reichthums willen zu ermorden. Die Brinjarras, **) welche in den obern Provinzen zerstreut sind, nehmen stets die Kinder ermordeter Eltern an, und setzen sie später leicht an die Bordelle der größern Städte, oder an vornehme, reiche Leute ab. Dem Verdacht weichen sie aus durch die Erklärung, die Kinder seyen von armen Eltern, die nicht mehr im Stande gewesen sie zu nähren, verkauft worden. Dieß System ist so neuen Ursprunges, daß es sich noch nicht

*) Jacobus, der Schutzheilige Spaniens seit der definitiven Entschreidung des lange darüber geführten Streits unter Felipe V, dem ersten Bourbon.

**) Wahrscheinlich Banjarras, die Kornhändler in Indien, die in Karawanen umherziehen.

Digitized by Google

weiter als ins obere Doab (Land zwischen Ganges und Dschumna), das Delhi-Gebiet und die Staaten von Radschputana und Aiwar verbreitet hat. Die Zahl der Eingeweihten übersteigt nicht drei- oder vierhundert. Die Ueberführung der Verbrecher ist sehr schwer durch ihre Sitte, die todten Körper in den nächsten Fluß zu werfen, durch die große Entfernung, wohin sie die Kinder führen, und die Hindernisse, diese ausfindig zu machen. Der Bericht eines Major Sleeman, dem diese Angaben entnommen sind, schließt mit einer Liste von 225 Thags, welche das Gewerbe, arme Leute um ihrer Kinder willen zu ermorden, treiben, und noch nicht eingefangen sind, obwohl ihr Alter, ihre Kaste, ihre Verbindungen und die Districte, in denen sie ihr Wesen treiben, angegeben sind. Nach Abfassung der Liste wurden indeß noch auf einmal 44 Personen eingefangen.

Hindu-Wallfahrtsorte.

II. Omerountue.

(Fortsetzung.)

Das Zugvieh und das Gepäck muß am Fuße des Berges gelassen werden, und der Reisende ist auf seine eigenen Füße gewiesen. Von diesem Punkt ist das Steigen hinauf sehr rauh und steinig, an manchen Stellen mit abgerissenen Felsstücken verlegt, die nicht ohne Schwierigkeit zu erkletteren sind, an andern von Lagern lockerer Steine, die unter dem Fuße hinwegrollen. Doch sobald der christliche Pilger den Tempel von Omerountue und die Quelle des heiligen Stromes erreicht hat, ist natürlich seine ganze Aufmerksamkeit von der weiten Landschaft in Anspruch genommen, die sich auf einmal seinem entzückten Auge eröffnet. Drei Ströme eilen in verschiedenen Richtungen von dem Berge hinab, der Soane, der Mahanadi und der Nerbudda. Nach den Hindulegenden waren die beiden letztern Liebende, die, da ihre Neigung gehindert wurde, sich auf dem Omerountue im Geheim trafen, während die Dienerin der Göttin Wache hielt. Sie wurden bei einer dieser Zusammenkünfte überrascht, und flohen eilig, jedes nach einer andern Richtung, das Gebirge hinab, und wurden auf ihrer Flucht in Flüsse verwandelt. In der Ebene unten kann man den Lauf des Soane bis zu beträchtlicher Entfernung verfolgen, wie er von der nördlichen Abdachung hinabeilt, um den heiligen Ganges zu erreichen, während Mahanadi seinen gewundenen Weg nach Cuttack verfolgt, und von Süden der Nerbudda in westlicher Richtung jenseits der großen Wildniß erscheint, die eine Zeitlang seine schäumenden Wasser verbirgt. Unten dehnen sich weithin Ebenen aus, dem Anschein nach ohne Gränzen, und treffen mit dem fernen Horizonte zusammen, und der Wald unmittelbar zu unsern Füßen breitet sich wie ein Teppich aus.

Eine kleine Cisterne, unter der besondern Obhut des Fakirs, enthält die ersten Wasser des Nerbudda und des Soane: Bambusstäbe, die nach Ost und West zeigen, scheinen eine Art künstlicher Richtung dem Laufe dieser beiden ungestümen Ströme zu geben, die, ungehemmt von Menschen, ihrer Bestimmung entgegeneilen, durch Mächte nur gezügelt, die stark gleich ihnen sind.

Ein Melah, oder religiöses Fest, wird jedes Jahr einmal zu Omerountue gehalten, doch ungeachtet der angeführten höhern Heiligkeit der Flüsse und der Leichtigkeit, mit der man im Vergleich zu ihren Quellen gelangen kann, ist doch der Besuch nicht um so viel zahlreicher als der zu Gungotri und Dschumnotri. Neben den Vortheilen des Waschens und Trinkens des heiligen Wassers dieser Ströme findet auch der wahre Gläubige, der den Berg besucht, einen schnellen und sichern Weg zum Himmel, wenn er nicht zu sehr mit Fleisch beladen ist. Ein großer Fels, der sich jäh auf dem Gipfel des Berges erhebt, ist in die Form eines Elephanten ausgearbeitet worden. Zwischen dem Körper des ausgehauenen Thieres und der Erde ist ein Raum oder vielmehr Loch, und wer sich durch diese Oeffnung hindurchwinden kann, der ist sicher, nach dem Tode Eingang zu den Wohnungen der Seligen zu erhalten. Doch da Reichthum und Wohlbeleibtheit fast Synonyme sind, so thäten solche Fromme in Indien gut, einen solchen Schritt durch Stellvertreter zu thun. Der Fakir, der bei dem Tempel wohnt, ist ein Mann von ehrwürdigem Ansehen, der wahrscheinlich, als reiner Enthusiast, in Beschauung und Gebet Trost für sein gegenwärtiges Daseyn und die frohe Ueberzeugung findet, in einem andern Leben ewiges Glück zu erlangen. Der Tempel von Omerountue soll von einem der alten Radschas von Butterpur erbaut seyn, einem Districte von Gundwana, und ein Bild der Bhavani enthalten, unter welchem Namen in diesem Theile des Landes die Gemahlin des Siva verehrt wird.

Die Gebirge von Omerountue sind dünn von einem wilden Stamme der Gonds bewohnt, eine der untersten Classen auf der Stufenleiter der Civilisation, die man in Indien findet. Die Sitten und Gebräuche dieser Leute sind ihnen eigenthümlich, und ihre Gesichtsbildung unterscheidet sich sehr von dem Charaktre, den man gewöhnlich bei den Eingebornen der Halbinsel findet. Ihre Haut ist weit schwärzer, ihre Lippen sind dick und ihre Haare wollig, wie die eines Afrikaners; ihre Gestalten sind gut proportionirt, stark und athletisch, und wenn auch in die grasseste Unwissenheit versenkt, ist doch kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß sie geistiger Vervollkommnung unfähig wären. Sie standen schon lange in dem Rufe von Kannibalen, ehe noch die ruchlose Natur ihrer Gastmahle außer Zweifel gesetzt war. Gegen die allgemeine Sitte der Wilden, welche Menschenfleisch verschlingen, sind sie etwas eigener in ihrem Geschmack, und nehmen nur Theil an einem Feste, wo Personen ihres eigenen Stammes geboten werden; auch nimmt das Schlachten des Opfers und die Zubereitung der entsetzlichen Nahrung Etwas von religiösem Ritus an. Sobald ein Mitglied einer Familie von hoffnungsloser Krankheit ergriffen oder alt wird und dem Gemeinwesen von keinem fernern Nutzen ist, so wird es, wie es scheint, sogleich getödtet und gegessen, und sein Tod wird zu einer öffentlichen Wohlthat gemacht. Auf dringendes Befragen wird kein Gond diesen Gebrauch läugnen, doch Alle erklären sich mit Unwillen gegen die Vermuthung, daß sie ohne Unterschied Menschenfleisch genießen, und sich durch das Essen eines Fremden oder irgend eines Menschen, der nicht zu ihrem Stamme gehört, verunreinigen wollten.

(Schluß folgt.)

Friede der Boers mit den Zulas. Der Friede ist nun zwischen den Boers und Zulas, nachdem die letztern in Folge ihrer wiederholten Niederlagen darum gebeten, unter den Bedingungen abgeschlossen worden, daß ein in früherer Unterhandlung schon bestimmter Landstrich gänzlich an die Boers abgetreten werden solle, daß der Zulahäuptling Dingaan alles Vieh, Pferde, Waffen, Munition u. s. w., was den Boers theils mit Hinterlist, theils mit Gewalt abgenommen worden war, zurückerstatten, und daß keiner von beiden Theilen die Gränze des gegenseitigen Gebietes überschreiten solle; wer dawider handle, auf den solle augenblicklich geschossen werden. (Asiatic Journal. August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 243.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 August 1839.

Eine Nacht aus meinem Wanderleben.

Madrid 1837.

6. Nächtliches Schwärmen. — Luisa.

Dicha inficl e inconstante
Cual del abril los dias,
Engañosa cual sombra,
Cual viento fugitiva!
Don Serafin E. Calderon.

In der Nähe des Stadtthores begegnete ich Don Luis mit einem andern Bürgersoldaten. Er war höchlich erfreut, mich wiederzusehen. „Welche Angst ich ausgestanden habe," rief er, mir die Hand schüttelnd, zu, „daß Sie nicht zurückkehrten! Wahrlich, eine kleine Erfahrung könnte Ihnen nicht schaden, damit Sie künftig dergleichen abenteuerlichen Unternehmungen nur in Ihrer Heimath nachjagen. Wo in aller Welt haben Sie denn gesteckt und geträumt? Eben gedachte ich, Sie zu suchen, desürchtend, Sie im Wasser oder baumelnd an einem Baum, oder gar nicht wiederzufinden" —

„Statt solcher freundlichen Zumuthung nachzukommen, habe ich im Aroma des Gebüsches dort lustgewandelt und einige Stunden verlebt, woran ich lange Zeit mit Vergnügen zurückdenken werde."

„Und ist Ihnen Niemand aufgestoßen? Haben Sie mit keiner Patrouille zu thun gehabt? Seit einigen Tagen durchziehen stille Nachtpatrouillen die Umgebungen von Madrid."

„Im Laufe meiner Gedanken, Freund, bin ich manchen sonderbaren Erscheinungen begegnet, jedoch keiner Eurer Patrouillen" —

Wir traten zur kleinen Thorthüre hinein, und begaben uns auf die Wachtstube. Sie hat die gewöhnliche Einrichtung, einen langen Tisch, eine Pritsche und hölzerne Schemel; ist hoch und geräumig. Auf dem Tische brannte ein halbes Duzend Wachslichter; politische Zeitblätter und einige Bücher lagen, charakteristisch für die Wachhalter, darauf herum. Don Luis weiß, daß man nach einem Bad Eßlust verspürt, und dieser zu genügen war trefflich gesorgt. Bald saß ich mit der ganzen Wachgesellschaft, den Postensteher ausgenommen, um einen kalten Braten, köstliche Früchte, Apfelsinen, Feigen, Melonen, und in unsern Gläsern perlte der edle, rothe Saft der Trauben von Val de Peñas, diesem berühmten manchegischen Weinort, gelegen am nördlichen Fuße der Sierra morena. Der Verehrer deutscher Kunst und deutschen Lebens vergaß nicht des heimathlichen Gebrauchs, und einmal über das andere klangen unsere Gläser munter an einander. Ich aber gedachte in der Stille der edlen, schönen Luisa, und auf ihr Wohl lehrte ich das erste und letzte Glas — ach! ich ahnte nicht das Loos des unglücklichen Mädchens, das ihr vielleicht in eben diesen Augenblicken bereitet wurde.

Als die Reihe des Wacheaufziehens an Don Luis kam, verabschiedete ich mich aus dem frohen Kreise, worin völkerbeglückende Plane wunderlich geschmiedet, große Schlachten tapfer gestritten worden waren.

Das erste Glimmen des andrechenden Morgens war bereits durch die aufgehenden, östlichen Himmelsbalcone angekündet worden, als ich in die eigentlichen Straßen der Stadt einbog, welche sich noch düster bei dem Flimmern spärlicher Gaslenlichter hindehnten. Dessen ungeachtet stieß ich noch mehrfach auf jenes seltsame, spanische Sommernachtleben, das der Fremde anfänglich für eine Maske der Unsittlichkeit zu halten geneigt ist, dem er aber später die romantische Seite abgewinnt, und sich davon angezogen fühlt. Die Straßenzügler sind keine Trunkenbolde; gewöhnlich haben mehrere sich verabredet, nach Mitternacht aufzustehen und bis zum Morgen miteinander die frische Nacht zu genießen. So begegnete ich denn hier schwärmenden Trupps, welche die Luft, den Himmel, die Nacht, den Morgen besangen; dort aus einer Seitengasse hörte ich der Guitarre zärtliche Töne entlocken, und eine sanfte Stimme noch zärtlicher die Geliebte ans Fenster locken, bis die amadilla, llena de pudor sich auf dem Balcone vernehmen läßt; da endlich ziehen junge Leute beiderlei Geschlechts, tanzend und singend, die Straße entlang, halten vor manchem Hause an, dieß öffnet sich mitunter, der jüngere Theil seiner Bewohner, aufgeweckt durch die süßen Klänge, stiehlt sich heraus, reiht sich

Digitized by Google

den Tanzenden an, die Melodien erklingen, die Castagnetten schmettern, und nach einer Viertelstunde lebhaften Tanzes gehen die Einen ins Haus zurück, die Andern ziehen fröhlich weiter. Dabei herrscht stets Ordnung, nie ein Mißton, nie Unanständigkeit. Nachts ist der Spanier ein anderer Mensch, als am Tage: dann ist keine apathische Ruhe an ihm, und er scheint sich am glücklichsten zu fühlen, wenn er Andere erfreuen, beglücken kann.

Der Weg nach meiner Wohnung in der großen, eleganten Alcalastraße führte beim Correo (dem jüngst durch die Occupation eines unruhigen Regiments merkwürdig gewordenen Postgebäude) vorbei über die berühmte Puerta del Sol, den Mittelpunkt der Madriber Straßenpolitik. In dieser Gegend angekommen — es war bereits hell geworden — zog ein Trupp Milicianos meine Aufmerksamkeit auf sich, der sich langsam von der Plaza mayor (heute in allen spanischen Städten Constitutionsplatz genannt) her bewegte und etwas zu geleiten schien. Ich ließ ihn näher an mich herankommen. Vier Mann trugen sorglich auf ihren Armen eine jener Tragbahren, worauf man gewöhnlich von den Schlachtfeldern die Schwerverwundeten fortschafft. Darauf lag in blutgerötheter Kleidung ein weiblicher Körper. Voll banger Ahnung trat ich näher und erkannte mit innerm Entsetzen in der Verwundeten das Mädchen aus dem Gebüsche wieder, dem ich die Rettung meines Lebens verdankte. Die Augen waren halb geschlossen, der Mund krampfhaft verzerrt, die Kleider zerrissen und voll Blut — ein jammervolles Bild! Mit Tüchern hatte man das Blut einer unter der Brust befindlichen Wunde zu stillen gesucht, Kopf, Nacken waren bloß und die schwarze Mantilla lag über den Leib ausgebreitet.

Mit bebendem Munde frug ich einen der nachfolgenden Milicianos, ob sie todt sey: „Es ist nicht weit davon ab," — erhielt ich zur Antwort, und erfuhr dabei, daß eine Infanteriepatrouille vier Facciosos, bei welchen das Mädchen sich befunden, unfern einer etwa eine Stunde von Madrid entfernten Capelle aufgespürt, auf diese, als sie schnell ihre Pferde bestiegen und die Flucht ergriffen hätten, gefeuert und das Mädchen unglücklicher Weise verwundet hatte; zwei Facciosos seyen glücklich davon gekommen, einer gefangen und der vierte, welcher das Mädchen vor sich auf den Sattel gehoben, mit dieser vom Pferde sinkend, habe sich nicht ergeben wollen und sich tapfer vertheidigt, bis er den Bajonnetten erlegen; das Mädchen habe noch mehrmals den Namen ihres Vaters und Onkels, der als eifriger Carlist bekannt sey, seufzend ausgerufen, und sie werde nun nach der Wohnung des Letztern gebracht.

Schweigend folgte ich aus der Ferne der blutgerötheten Bahre. Vor einem, vom Militär bereits besetzten Hause, hielt der Zug an; die Verwundete wurde hineingebracht, einige Aerzte folgten; dann verschloß sich die Thüre und Niemand durfte das Haus weder betreten noch verlassen.

Innerlich zerrissen, wankte ich nun endlich nach meiner Wohnung, und sank, wie betäubt, mechanisch auf mein Bett. — Aus kurzem, ängstlichen Schlummer aufwachend, eilte ich so schnell ich konnte, wieder nach der Wohnung Luisens. Sie war nicht mehr, bald nach ihrer Ankunft im Hause des Oheims hatte sie ihren Geist aufgegeben — vielleicht hat sie Vater und Geliebten in jener Welt schon wiedergefunden.

Bei der stattgehabten Haussuchung haben sich Briefe vorgefunden, die einige Verhaftungen nach sich zogen. Luisa wird nicht weniger wegen ihres sittlichen Betragens als ihrer Schönheit wegen gerühmt. — Nachbarn erzählten mir: sie habe sich ausgezeichnet no menos por su virtud que su hermosura. Ihr Vater gehörte zur Dienerschaft des Infanten Don Carlos und blieb diesem treu ergeben. Obgleich alt und kränklich, war er vor kurzem aus Madrid verschwunden, wahrscheinlich in Folge eines höhern Auftrags. Ein Brief hatte Luisen gemeldet, daß ihr Vater schwer erkrankt sey, ein anderer die nahe Ankunft des Geliebten, der sich ebenfalls im Dienste des Don Carlos befand. Der Zweck der nächtlichen Zusammenkunft, die ich stören und welche so unglücklich enden sollte, liegt deutlich vor. Morgen schon ist der Begräbnißtag der in der Blüthe der Jahre Dahingeschiedenen. Kein Verwandter wird an ihrem Sarge weinen und ihn mit Kränzen schmücken; — das Amt ihrer Lieben will ich denn übernehmen und aus dankbarem Herzen auf ihrem Grabe Blumen pflanzen und für sie beten.

Erinnerungen aus Armenien.

2. Reise nach Kulpa im März 1834.

(Schluß.)

Kulpa verließen wir am 18 März um zwölf Uhr, und speisten in Karakaly, 14 Werst vom ersteren Dorf entfernt, zu Mittag. Karakaly war im Alterthum eine bedeutende armenische Stadt, Namens Eriwantagert, jetzt aber sieht man nur noch weitläufige Trümmer, oder richtiger gesagt, Steinhaufen. Das Schloß, das den Namen Karakaly behalten hat, steht auf dem steilen Ufer des Araxes, ist ganz aus gehauenen Steinen in tatarischem Geschmack gebaut und sehr groß; nicht weit davon sieht man eine zerstörte Brücke, einen noch erhaltenen Thurm und eine merkwürdige Vertiefung, in welcher, der Sage nach, Hiob ausgeruht haben soll.

Wir verließen Karakaly um zwei Uhr, kamen um sechs Uhr nach Amarat, und übernachteten daselbst. Amarat ist ein mächtiges Schloß von drei Etagen, das aus Luftziegeln erbaut ist. Der Eigenthümer entwich nach Persien, zerstörte aber zuvor sein Schloß, und ließ nur die Mauern stehen. Nicht weit davon steht ein zweites, ähnliches Gebäude, welches Klein-Amarat heißt, und gleichfalls bald zerstört ist. In der Nähe von Amarat fließt der Araxes; man sagte uns, daß man von Archur her auf dem Wege von Nachitschewan nicht über den Araxes setzen könne, unser Reisender Dubois aber wollte durchaus nach dem Ararat, und so beschloß der Gouverneur der Provinz, theils um demselben die Reise bequem zu machen, theils um das Vergnügen zu haben, noch eine Zeit lang in seiner Gesellschaft zu bleiben, mit seinem ganzen Gefolge gleichfalls nach dem Ararat zu gehen. Wir zogen durch Dschanat-Abad und Archur, wo eine alte armenische Kirche ist; in derselben sind keine Verzierungen, und das Dach ist an mehreren Stel-

Digitized by Google

len eingebrochen, auf den äußeren Steinen aber sind armenische Inschriften, aus denen man ersieht, daß die Kirche 1260 Jahre alt ist. Das Dorf Archur ist, wie der größte Theil asiatischer Gränzstädte und Dörfer, am Abhange des Berges im Amphitheater gebaut, und mit einem mächtigen Gebäude geziert, das von dem letzten Sardar, Hussein Khan, zu seinem Sommeraufenthalt und zur Wohnung seiner Frauen errichtet wurde; jetzt zerfällt das Gebäude.

Die Einwohner von Archur sind ein kriegerisches Geschlecht: das Dorf liegt an der Gränze, die benachbarten Kurden machen oft Einfälle und stehlen hier Vieh, aber selten gelingt es ihnen, dasselbe fortzubringen, denn die Bewohner von Archur säumen nicht lange und jagen es ihnen oft noch bei Kars ab. Man erzählt, daß zur Zeit des Sardar-Regiments die Türken und Tataren an der Gränze auf den Einfall gekommen seyen, sich einmal lustig zu machen, das heißt, die Armenier zu plündern, denn in diesem Dorf ist auch nicht ein Tatar. Die Armenier erfuhren es, zogen mit Weibern und Kindern und allem ihren Hausvieh in eine tiefe Schlucht, wo sie aus Steinen, die von der Höhe des Ararat herabgefallen waren, eine mächtige Mauer aufführten, welche die Oeffnung verschloß. Hier blieben sie wie in einer großen Höhle verborgen und hielten eine lange Belagerung aus.

Fast der ganze Tag des 20sten März war regnerisch und nöthigte uns, zu warten. Der Schmutz hinderte uns auch, das Kloster des heil. Jakob zu besuchen, und die Quelle zu sehen. Am 21sten um 11 Uhr verließen wir Archur und erreichten nach dreistündigem Ritt Aralych Swerdagan. Um 3 Uhr setzten wir über den Araxes bei dem Kloster Chorwirab; der Araxes ist hier so breit wie die Newa, doch nur weil er ausgetreten war; die Tiefe betrug 2½ Klafter. Der Floß bestand aus acht oder 10 runden Balken, die mit Wollstricken aneinander gebunden waren, aber so schlecht, daß das Wasser zwischen den Balken durchdrang. Auf dem Floß befanden wir uns zu zehn Menschen; ein nicht sehr dicker Balke trennte uns von dem Wasser, und als wir alle saßen, war die ganze Seite, auf welcher ich mich befand, so sehr mit Wasser bedeckt, daß man den Floß gar nicht sah. Dennoch erreichten wir glücklich das entgegengesetzte Ufer, die Pferde und das Gepäck aber kamen schwimmend hinüber. Um 6 Uhr kamen wir nach dem sehr armen Kloster. Die Zelle des Vorstehers und die Meubles darin waren nicht besser als bei einem gemeinen Tataren, nämlich eine große Decke, zwei Stühle und ein Tisch von einfachem Holze. Die Kirche ist ziemlich gut, reinlich und solid aus Sandsteinen aufgeführt; sie ist dadurch bemerkenswerth, daß in derselben in der Nähe des Altars das Loch gezeigt wird, in das man den heiligen Georg warf, und wo er mehrere Jahre lebte; es hat sich sogar die Oeffnung erhalten, durch welche ihm eine Frau täglich Brod hineinreichte; die Grube ist nicht weniger als 7½ Klafter tief, und der Eingang nicht über eine Arschine breit, die Leiter ist perpendiculär gestellt, und man muß mit einem Lichte hinabsteigen. Innerhalb ist die Grube ziemlich geräumig, und sie ist, wie auch der Eingang, ganz mit Stein ausgelegt. Das Kloster Chorwirab steht auf einem hohen, steilen Berge, und unten liegt das Dorf gleichen Namens. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als wir es verließen; wir übernachteten in Taraganlu.

Am 22 März um neun Uhr Morgens betraten wir das Dorf Kamarlu, und verabschiedeten uns alsobald von unserm Reisegefährten Dubois, welcher die Richtung gegen Nachitschewan einschlug. In dem genannten Dorfe wurden wir durch einen ungewöhnlichen Zufall aufgehalten. Kaum hatten wir dasselbe betreten, als plötzlich aus der Schaar des Volks ein halbnackter Tatar hervortrat, der einem Fanatiker ähnlich sah: in seinen Händen hielt er einen nackten Knaben von neun Monaten, den er am Fuße gepackt hatte, und nach verschiedenen Seiten hin und her schwenkte. Er stürzte uns gerade entgegen, schrie etwas auf tatarisch, und fuhr fort, den Knaben heftig zu schütteln. Wir fürchteten für das Leben des unglücklichen Geschöpfes; der Gouverneur der Provinz hielt an, und befahl, den Tataren zu ergreifen, der Kreisvorsteher erklärte jedoch, dieser Mensch sey ein Mutrub, eine Art Zigeuner oder Zauberer im Dorfe, der vom Wahrsagen lebe; er trug giftige Schlangen am Busen, und suchte auf diese Weise seinen Unterhalt; da es aber Seinesgleichen viele gab, so hatte ihm der Kreisvorsteher Land angewiesen, und ihn zur Arbeit angehalten, was der Mutrub nicht wollte, trotz des Verbotes sein Gewerbe dennoch fortsetzte, und durchaus ohne Brod geblieben war.

Bald darauf sah ich die Pappeln von Eriwan, verabschiedete mich von meinen Gefährten, und befand mich bald wieder in meiner Behausung.

Vulcanischer Regen.

(Aus dem Bulletin de la Société géologique de France.)

Am 1 Januar d. J. fiel zu Neapel ein vulcanischer Regen, dessen Product der geologischen Gesellschaft von Frankreich mit einem Briefe des Ritters Tenore übersandt wurde. Nach zwei sehr heftigen Detonationen des Vulcans und bei reinem Himmel fiel auf die Stadt und die Umgegend ein feiner Regen von kleinen Steinen nieder, welche wesentlich von der Asche verschieden waren, die der Vesuv gewöhnlich auswirft, nämlich Lapilli und Bimsstein, die bei heftigen Ausbrüchen oft auf große Entfernungen geschleudert worden. Der Regen vom 1 Januar bestand aus schaumartigen Bruchstücken, welche unregelmäßig, bräunlich und durchsichtig waren; betrachtete man sie mit der Loupe, so zeigten sie sich als halb verglaste Haarröhren und Kügelchen, ähnlich einer Masse von geschmolzenem Glas, das, in einer engen Röhre geschmolzen, durch den Druck der Luft hinausgetrieben wird und sich in kleine Tropfen und Körnchen auflöst. Viele dieser Körner hatten eine pyramidale Gestalt, andere waren rund, prismatisch, unregelmäßig oder eckig. Das dickste hatte nicht über 2 bis 3 Linien im Durchmesser, und alle schienen aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt, ohne besondere specifische Kennzeichen darzubieten. Dieser Regen fiel nur einige Stunden lang; seine Bestandtheile, von dem Vulcan in Einem Wurfe herausgestoßen, wurden durch einen Nordostwind nach Neapel geführt, während die gewöhnliche Asche, von den Winden weit fort-

Digitized by Google

getragen, im Gegentheile sehr langsam niederfällt und oft mehrere Tage anhält.

Hindu-Wallfahrtsorte.

II. Omeercuntuc.

(Schluß.)

Diese Leute leben auf die roheste Weise von wilden Wurzeln und Pflanzen, und solchen Thieren, die sie fangen und tödten können, ohne sich mit Bebauung des Bodens zu bemühen, sind aber oft in der äußersten Noth. Sie bauen aus Bambus und Erde in den zugänglichsten Theilen des Waldes rohe Cisternen, welche in der Regenzeit sich mit Wasser füllen, und jede Familie versammelt sich um eine dieser Cisternen, und wenn das in ihr enthaltene Wasser vor den nächsten Regen aufgezehrt seyn sollte, so wandern sie zu der nächsten, die in der Entfernung einiger Meilen von einander errichtet werden; dahin fliehen sie auch bei Annäherung eines Feindes. Auch sie haben sich in besondere Kasten oder Gemeinden getheilt, und halten streng auf die Gewohnheiten ihres Stammes, doch haben sie nicht die Vorurtheile in Bezug auf heilig gehaltene Thiere, wie andere Classen der Hindu. Sie tödten und essen die Kuh, wenn sie ein solches Thier habhaft werden können, und nähren sich ohne Bedenken mit Schlangen, Affen und Allem, was ihnen in den Weg kommt. Dem Fakir von Omeercuntuc sind sie wohl bekannt, und wenn europäische Officiere, die zur Quelle des Nerbudda aufsteigen wollen, Beistand bedürfen, so empfiehlt er ihnen Individuen, die für geringen Lohn ihre Dienste anbieten. Ein wilder Gond wurde auf diese Art beauftragt, ein Muffaul oder eine Fackel zu tragen, und zur Unterhaltung der Flamme gab man ihm 3½ Sies, ungefähr 7 Pfund, Leinöl. Als die Fackel gebraucht wurde, verfuhr der Officier, den die Nacht auf dem Wege überfiel, zu seinem Erstaunen und Schrecken, daß der Wilde alles Oel getrunken habe. Und als man ihn fragte, wie er es habe über sich gewinnen können, solches abscheuliche Zeug zu verschlingen, gestand er, er habe so selten Gelegenheit einen guten Schluck Oel zu bekommen, daß der köstliche Geruch aus dem Gefäße für ihn eine zu starke Versuchung gewesen sey, und daß er mit dem höchsten Vergnügen seinem Verlangen nachgegeben hätte. Dieß Volk hat sehr wenig Verkehr mit den Gonds anderer Stämme, die unter Häuptlingen in Städten und Dörfern leben, oder, bis in der neuesten Zeit, mit dem civilisirtern Theile des Stammes, der in der Ebene lebt, und wagt sich selten über seine Gränzen hinaus, ausgenommen wenn sie aus Noth getrieben werden, einige ihrer Bergproducte für Lebensmittel umzutauschen. Die Schwierigkeit, ihr Daseyn zu fristen, hält sie ab, sich in großer Zahl zu vereinigen, selten sieht man mehr als acht oder zehn Hütten bei einander. Verdienstlich halten sie es, ihre betagten oder kranken Verwandten der Devi zu opfern, weil sie dadurch der Göttin gefallen, ihre Freunde dem Elend entziehen und sich selbst ein reiches Mahl verschaffen, ohne die Segnungen der Gottheit zu rechnen, die Allen werden, welche dem unersättlichen Verlangen dieser düstern Gottheit nach Blut Genüge thun. Uebrigens sind die Gonds einfach und frei von den Lastern, welche gewöhnlich diesen Wilden eigen sind. Das Bedürfniß von Salz und Zucker, sagt man, nöthigt sie jetzt, mehr mit den Bewohnern der Ebene zu verkehren; vielleicht werden sie dadurch menschlicher und der Civilisation zugänglicher.

Sie erkennen einen Häuptling an, und viele weite Landstriche gehören ihren Radschas, von denen einer der Radscha von Bustar im Lande Nagpur ist. Alle Häuptlinge, und besonders dieser, verehren die Göttin Devi durch Menschenopfer, die sich aber von den obenerwähnten unterscheiden. Sobald der Erfolg eines ihrer Unternehmungen ihnen sehr am Herzen liegt, so geloben sie eine Anzahl Menschenopfer zu bringen, wenn ihre Wünsche erfüllt würden. Dieß Gelübde wird gewissenhaft gehalten, und die Opfer wo möglich aus der Dschungum-Kaste gewählt, weil man allgemein glaubt, der geringste Theil ihrer Knochen und ihres Fleisches werde die Ernte wunderbar reich machen, wenn man ihn im Felde vergräbt. Sind solche Personen nicht zu haben, so ergreifen die Diener des Radscha andere, auch Fremde, die gerade vorbeigehen. Die brittische Regierung, welche die Klagen der Verwandten solcher Unglücklichen vernahm, beauftragte den politischen Agenten der Compagnie in Nagpur davon, und der Schutz dieses Mannes hat sich in einem Fall als hinreichend bewiesen, doch ob er überall die Indier, welche aus fernen Gegenden hieher kommen, schützen kann, ist sehr zu bezweifeln. Nur diejenigen, welche mit Europäern reisen, haben nichts zu fürchten, und der häufige Aufenthalt brittischer Officiere in diesen Gegenden wird vielleicht günstig einwirken, um die Begierde, Menschenblut zu vergießen, zu zügeln.

Das Land, das ohne Beschwerde von den Bewohnern den Europäern offen steht, kann aber nur in der Zeit zwischen Januar und Mai ohne Gefahr für die Gesundheit bereist werden. Mit Anfang des Regens im Junius wachsen allerlei Pflanzen schnell auf, und ihre vergiftete Ausdünstung erzeugt das Jungle-Fieber, dem der dann vorherrschende Südostwind noch größere Ausdehnung gibt. Sein Hauch, mit Miasmen erfüllt von den Dämpfen der faulenden Blätter und den Nebeln, die im Orkan sich erheben, wo kein Sonnenstrahl eindringen kann, und wo keine freie Circulation der Luft ist, bringt Tod auf seinen Flügeln. Auch das Wasser ist ungesund, und zieht aus dem üppigen Unkraut und giftigen Blättern ein verderbliches Gas. Der Einfluß der pestilenzialischen Luft der Wildniß wird selbst in Dschebbelpur gefühlt, wenn der Wind von Süd oder Ost kommt. Glücklicherweise herrscht meist Westwind in der Regenzeit, und macht das Klima gesund und angenehm. Doch Krankheit folgt sogleich, wenn er wechselt, und über die ausgedehnten Wildnisse hinstreicht, die nach Osten und Süden liegen, wie es zuweilen der Fall ist.

Frequenz der Eisenbahn nach St. Germain. Im verflossenen Monate fuhren auf dieser Eisenbahn 161,512 Menschen, und die Einnahme betrug 156,558 Fr. 50 C. Einen Tag in den andern gerechnet sind also 5210 Personen gefahren. (Franz. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 99** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französisches Conversationslexikon.** (Fortsetzung.) — **Cheveley, oder der Mann von Ehre.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat August.)

Digitized by Google

Nr. 99.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

31 August 1839.

Französisches Conversationslexikon:
Encyclopédie des Gens du Monde.

(Fortsetzung.)

Immerhin betrachtete sich die französische Nation im sechsten Jahrhundert als frei, nicht als ob sie einen geregelten Antheil an der Regierung gehabt hätte, oder durch gleiche und gerechte Gesetze geschützt gewesen wäre, sondern weil jeder Krieger sich seine wilde Unabhängigkeit bewahrte, und keine Autorität anerkannte. Die Unterdrückung und Beraubung des Römers machte den besten Theil der Freiheit des Franken aus. Gleichgültig sah er die Verbrechen seiner dichtlockigen Könige, der Merovinger, welche uns als die entsetzlichste Tyrannei erscheinen; ihre Opfer waren meist Fürsten vom nämlichen Stamme, oder Beamte des Palastes, Diener, welche freiwillig Stellen gesucht hatten, wo die Gefahr Hand in Hand mit der Macht zu gehen schien. Gegen Ende des Jahrhunderts jedoch fing die Tyrannei an, auch die untern Classen zu treffen. Die Fürsten, jedes Zwangs und jeder Rücksicht entledigt, von aller geistigen Bildung entblößt, unfähig zu andern als den allergröbsten Genüssen, überließen sich abwechselnd der Ueppigkeit und der Grausamkeit; sie bedurften immer stärkerer Aufregungen, und, nächst ihren eignen Genüssen, war das Leiden Andrer für sie das höchste Gut. In der dritten Generation bieten die Annalen Frankreichs nur noch ein Gewebe von Verschwörungen, Meuchelmorden und Blutbädern dar; einer der Enkel des Clovis, Chilperich, verdiente durch seine brutalen Grausamkeiten der Nero Frankreichs genannt zu werden; seine Gattin Fredegunde und Brunehild, die Gattin Sigeberts, seines jüngern Bruders, steigerten noch die Grausamkeiten ihrer Männer und überschwemmten Frankreich mit Blut.

Siebentes Jahrhundert. Ein solches Regiment jedoch mußte bald die Nation und ihre Herren herunter bringen. Die königliche Familie zeigte zuerst, im siebenten Jahrhundert, Zeichen ihrer Erschöpfung. Die merovingischen Könige erreichten schon meist nicht mehr das Mannesalter, sey es, daß sie unter dem Messer ihrer Verwandten fielen, oder daß sie, verzehrt von allen Arten von Lüsten durch ihre brutale Genußsucht, schon in den Jünglingsjahren die Beute des Todes wurden. Die vier Königreiche betrachteten sich schon als ziemlich getrennt und geschieden; doch war es noch ganz gewöhnlich, einen der Könige vom einen zum andern übergehen, ein Kind von dieser Linie durch etliche Ehrgeizige vom einen Königreich zum andern berufen und der Huldigung des Volks dargestellt zu sehen. Die gewöhnliche Minderjährigkeit der Könige hatte nothwendig gemacht, sie in ihren meisten Functionen durch einen öffentlichen Beamten, den Major Domus, zu ersetzen, dessen Wichtigkeit man rasch steigen sah; sie hatte auch die germanischen Stämme jenseits des Rheins enger mit ihren Erdherzogen verbunden. Diese Völkerschaften waren meist heidnisch und ganz barbarisch geblieben; ihre Herzoge, Abkömmlinge ihrer alten Könige, hatten freiwillig der Fahne der Franken sich angeschlossen, die sie zu Sieg und Plünderung führte; sie hatten sich dem Stamm der austrasischen Franken angeschlossen, und ergriffen mit Begierde jede Gelegenheit, an den Bürgerkriegen in Gallien Theil zu nehmen; aber gleichgültig für und gegen die Streitenden wurden sie nur durch das Verlangen nach Raub und durch die Lust an der Zerstörung angelockt. Mit Hülfe einer dieser wilden Banden bewirkte Brunehild mehrere Revolutionen, abwechselnd einige der auf dem Thron sitzenden Kinder stürzend oder erhebend; mit ihrer Hülfe auch entthronte Clothar II, Sohn des Chilperich und Großenkelsohn des Clovis, diese Frau im Jahr 613, und brachte sie, mit ihren vier Enkelsöhnen, in deren Namen sie regierte, um.

Clothar II war 28 Jahre alt, als er so die unermeßliche Monarchie vereinigte; aber sobald sein Sohn Dagobert das Alter von fünfzehn Jahren erreicht hatte, theilte er den Thron mit ihm, 622. Clothar II erreichte ein Alter von 42 Jahren; er starb 628, und Dagobert, der 638 starb, wurde nicht einmal vierzig Jahre alt. Das war aber schon ein langes Leben bei den Merovingern, und es scheint, daß dieß die Hauptursache ihrer Macht gewesen. Da die Völker sich an sie anschlossen, um einander Kraft zu geben, erstreckte sich die Herrschaft Dagoberts über

Digitized by Google

ganz Germanien bis an die slavischen Gränzen, und sein Reich war an Umfang beinahe dem Karls des Großen gleich, ohne daß der Monarch sich durch Talente, Großthaten, Tugenden scheint ausgezeichnet zu haben. Wenigstens hat keine große Erinnerung von ihm die Nacht der Jahrhunderte durchbrochen. Nach seinem Tode hatten die Merovingischen Könige noch 114 Jahre lang die verschiednen Throne Frankreichs inne, ohne daß einer von ihnen das Mannesalter erreicht hätte. Man hat sie Faullenzer genannt, weil das Volk, das sie nicht sah, und ihr Alter vergaß, große Thaten von ihnen erwartete, deren sie nicht fähig waren. Es hätte vielmehr ihr ephemeres Daseyn und ihre frühzeitige Hingabe an das Laster beklagen sollen, welche noch vor den Jünglingsjahren vorherging und sie in den ersten Jahren ihrer Mannbarkeit wegraffte.

Diese sonderbare Regierung hatte aber doch dazu beigetragen, die Nation zu Einer Masse zu verschmelzen; nur diente sie auch dazu, sie noch schneller zu zernichten. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Stämmen von Barbaren, welche sich unter Einer Fahne versammelten, hatte sich beinahe gänzlich verwischt; die Dialekte der teutonischen Sprache, die sie sonst charakterisirten, verschmolzen sich in Heeren, wo zwanzig bis dreißigtausend Streiter beisammen waren. Alle, die diese Sprache redeten, erkannten sich als Franken der Abkunft nach; Alle, welchen sie zu verstehen gelang und welche Lust zu den Waffen in sich verspürten, wurden ohne Schwierigkeit in die Reihen der Sieger aufgenommen. Die Gallier, die Römer, daran verzweifelnd, das Kaiserthum wieder erstehen zu sehen, unterwarfen sich dem Joch; außer den Wechselfällen des Kriegs setzten sie ihre Hoffnung auf die Aussichten, welche ihnen die Kirche und der Hof eröffneten, wo sie sich durch ihre Bekanntschaft mit den Wissenschaften, durch Künste der Intrigue und Schmeichelei empor schwangen. Andrerseits hatten sich diejenigen Westgothen und Burgunder, die sich nicht den fränkischen Heeren angeschlossen, allmählich mit den Römern verschmolzen, und diese Heere hatten sich nie lang in den südlichen Provinzen verweilt.

Trotz dem, daß die Reihen der Franken durch so viele verschiedene Nationen recrutirt wurden, nahm doch ihre Zahl reißend schnell ab; alle Züge nach Italien und Spanien waren unheilvoll gewesen; die Heere, welche die Pyrenäen oder die Alpen überschritten, kamen nicht mehr zurück. Die Bürgerkriege hatten auch viel Blut gekostet, besonders wegen der häufigen Einfälle der Barbaren jenseits des Rheins, die nur Alles, was sie auf ihrem Weg fanden, zu plündern und zu verwüsten bedacht waren. Endlich unterlag auch der fränkische Soldat mitten im Frieden sehr schnell einem ausschweifenden Leben; er folgte so gut er nur konnte dem Beispiel seiner Könige, und das Laster raffte die Krieger in der Blüthe ihrer Jahre noch häufiger hin als das Schwert des Feindes. In Austrasien redete der Bauer die Sprache seiner Sieger, und hatte etwas leichter Gnade vor ihnen gefunden; in Neustrien hatte der Bauer, unablässig geplündert und bedroht, die Felder verlassen; aber der Bewohner der Städte behielt die römische Sprache, während die Heere die teutonische Sprache redeten. In Burgund und Aquitanien herrschte die römische Sprache, oder vielmehr das Patois, aus dem später eine neue Sprache entstehen sollte. Ueberall endlich nahm die kriegerische Bevölkerung ab, und dieß verlieh dem Königreich Austrasien einen wachsenden Einfluß, das sich unaufhörlich recrutirte durch die überrheinischen Barbaren, welche immer bereit waren zu kämpfen, wohin die austrasischen Könige sie riefen.

Achtes Jahrhundert. Dieß Uebergewicht des austrasischen Königreichs führte im achten Jahrhundert eine Revolution herbei. Von der zweiten Hälfte des siebenten an, während des Verfalls der müßiggängerischen Könige, hatte die Eifersucht zwischen den Majores Domus von Austrasien und Neustrien mehrere Bürgerkriege veranlaßt. Die erstern, von der Familie der Pipin oder der Karolinger, waren Erbherzoge neben dem, daß sie Majores Domus von Austrasien waren; Neustrien hatte Ebroin gewählt, die freien Männer zu vertreten und die großen Herren zu demüthigen. Nach dem Tode von diesem wurde seine Partei besiegt, 687, bei Testry, durch Pipin von Heristal, den Zweiten dieses Namens; die Austrasier verlangten wieder die Herrschaft über die ganze Monarchie, und befestigten sich durch Colonien, die ihnen als Besatzungen dienten und welche der ganzen Nation der Franken ein neues germanisches Blut eingoßen. Pipin starb 714, und sein natürlicher Sohn, Karl Martell, erhielt mit noch mehr Kraft und Talent ganz Gallien im Gehorsam gegen die Austrasier. Zugleich hielt er einen furchtbaren Einfall der Saracenen in Spanien auf, die er bei Poitiers 732 schlug. Er starb 741; und eilf Jahre später sperrte sein Sohn Pipin der Kurze den letzten der Merovinger in ein Kloster, und setzte sich selbst die Krone der Franken auf.

Die Austrasier und die ihren Fahnen folgenden Völker bekannten sich noch größern Theils zum Heidenthum; die Familie Pipins aber war christlich, und sie war dem Christenthum mit dem ganzen Eifer von Neubekehrten zugethan; auch rief sie zuerst die Religion zur Umgestaltung des Staats herbei. Die Merovinger hatten sich begnügt, die Kirchen zu bereichern, und die Bischöfe hatten zu sehr Ursache sie zu fürchten wegen ihrer Gewaltthätigkeit, als daß sie ihnen je ihre Treulosigkeiten oder ihr schamloses Leben vorzuwerfen gewagt hätten. Die Karolinger hatten ein kräftigeres moralisches Gefühl, und zugleich suchten sie in der Religion eine populäre Stütze, vielleicht, um sie dem Cult der Erinnerungen entgegenzusetzen, welcher noch die Franken an ihre Könige mit dem ausgezeichneten Haupthaar knüpfte. Pipin ließ sich vom Papst salben, um in den Augen des Volks gewissermaßen etwas Heiliges zu werden, zugleich aber ließ er den Priestern das Recht, Könige zu ernennen und abzusetzen. Er berief die Bischöfe zu den Nationalversammlungen, um die Macht der Soldaten und der erblichen Herzoge zu mäßigen, aber alsbald ging auch die ganze gesetzgebende Gewalt in ihre Hände über. Das Capitular von Vermerie, von 752, dem ersten Regierungsjahr Pipins, einverleibte den Gesetzen der Franken die wichtigsten Vorschriften der Kirche über die Sitten. Ehe ein Jahrhundert verging, wurden die Könige selbst vor das Tribunal der Kirche geführt, wegen Vergehungen, welche die Merovinger schamlos zur Schau getragen.

Digitized by Google

Die Unsittlichkeit war so weit getrieben worden, daß sie für die Franken ein großes öffentliches Unheil ward; der Staat wurde unaufhörlich erschüttert durch den Tod der Könige in dem Augenblick, wo sie ins Jünglingsalter traten; seine Soldaten verschwanden, und ließen ihn wehrlos nach außen, im Innern abhängig von den überwundenen Römern. Die Franken, in ihren unaufhörlichen Orgien, sträubten sich gegen alle geistige Entwicklung; auch ward nie Gallien tiefer in Unwissenheit und Barbarei versenkt, als in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts; nie erlosch daselbst so ganz alles historische Licht. Die Eingießung des Geistes des Clerus in die Masse der Nation bewirkte somit eine nützliche Reform; aber der Clerus besteht aus Menschen, und auch er ist immer geneigt, die ihm anvertraute Macht zu mißbrauchen. Er legte seine Undankbarkeit gegen die Karolinger dadurch an den Tag, daß er das Andenken Karl Martells ächtete, welcher ihn vor dem Joch der Moslem bewahrt, aber der, um sich in Stand zu setzen den Sieg zu erfechten, die Güter der Kirche besteuert hatte.

Der größte Mann des Mittelalters, Karl der Große, Sohn Pipins (768 — 814), hatte auch den größten Antheil an diesem Einfluß, den die Kirche von nun an auf den Staat übte. Er empfand zuerst das Bedürfniß des Siegs der Civilisation über die Barbarei; und er wollte sich jenen Römern gleichstellen, welche von den übrigen Franken als Besiegte und Sklaven verachtet wurden. Er begann zuerst mit seiner eignen Bildung, und unternahm dann die Erziehung seines Volkes. Zuerst wirkte er auf die Austrasier, diese über den Rhein gekommenen Barbaren, welche die Größe seiner Familie begründet, und wollte sie wenigstens zu gleicher Höhe mit den übrigen Franken erheben. Dieß suchte er zu bewirken durch die Ausbreitung der christlichen Religion und durch Stiftung von mächtigen Bisthümern. Beinahe jedes Jahr sah er sich genöthigt, entweder die Sachsen, oder sonst ein andres Volk des Nordens zu bekriegen, und auf jeden seiner Siege folgten Bekehrungen in Masse, und die Gründung von religiösen Colonien in den Wäldern. Seine Mittel waren hart, oft ungerecht, oft grausam, aber der Erfolg krönte sie. Die Civilisation machte während seiner Regierung größere Eroberungen über die Barbarei, als vorher in Jahrhunderten. Als er bei Unterjochung Italiens die Wunder der großen Völker des Alterthums mehr in der Nähe sah, wollte er an ihrer Herrlichkeit Austrasien, sein Vaterland, und Aachen, seine Hauptstadt, Theil nehmen lassen; so belebte er denn hier die Studien, erneuerte die Künste, lehrte seine Unterthanen alles Ausgezeichnete in geistiger Hinsicht ehren. Endlich, im letzten Jahr des Jahrhunderts, vertauschte er seine Königskrone mit der Kaiserkrone, wodurch er sich eigentlich mehr als Monarch der Besiegten denn der Sieger proclamirte, mehr als Vertreter des Fortschritts denn der Barbarei.

(Fortsetzung folgt.)

Cheveley oder der Mann von Ehre.

(Fortsetzung.)

So weit der französische Kritiker, nach welchem wir uns kurz fassen können. Fassen wir zuerst das Persönliche ins Auge. Beachtenswerth für die Bildung der Zeit kann man schon den Umstand finden, daß sich in der Bulwer'schen Ehe zwei poetische Talente (wobei vor der Hand dahingestellt bleibt, von welchem Werthe jedes?), ein Autor und eine Autorin, ein Poet und eine Poetin, ein Mann und eine Frau, beide von feiner und umfassender Bildung, mannichfaltigen Kenntnissen und vielseitigem Interesse sich zusammenfanden. Es ist dieß zwar nicht der erste und einzige Fall der Art, und wir haben in Deutschland auch Beispiele, wie die der Ehepaare Huber, Fouqué, Arnim anzuführen, doch war bei diesen die Congruenz in den Stoffen und in der Geistesrichtung weniger auffallend. Mit den Verhältnissen nicht näher bekannt, wissen wir nicht anzugeben, ob wir darin, daß der gefeiertste Romandichter des jetzigen Englands eine Literatin, eine she-crit, zur Gattin nahm — oder bekam, mehr einen Beweis von der verschwenderischen Ausgießung des Geistes literarischer Bildung und Productivität, auch über das schöne Geschlecht, erblicken, — oder ob wir es als das Resultat einer geistigen Wahlverwandtschaft, deren Zug wenigstens auf Einer Seite empfunden worden wäre, ansehen sollen. Wenn man berechtigt ist, in der Lady de Clifford, Julia, geradezu die Lady Bulwer zu finden, und die Angaben über die ehelichen Verhältnisse der erstern für Bekenntnisse und Klagen aus dem Leben der letzteren zu nehmen, so würden wir freilich durch Cheveley belehrt, daß sie wider ihren Willen und Neigung dem Mann, dessen persönliche Eigenschaften so wenig als seine literarische und sociale Stellung sie anzogen, ihre Hand, als ein Opfer, gereicht hätte. Jedenfalls aber hat sich so viel klar herausgestellt, daß der geistigen Verwandtschaft keine Verwandtschaft der Gemüther entsprach; und so löste sich eine Ehe (wir wissen nicht ob durch förmliche Scheidung oder stillschweigende Trennung) auf, welcher, so hätte man beinahe erwarten dürfen, ein ganzes Geschlecht von geborenen Dichtern und Dichterinnen hätte entsprossen sollen. Statt dessen beschenken nun beide das Publicum mit den Kindern ihrer Muse, und gönnen der scandalsüchtigen Gegenwart das Schauspiel eines wirklichen Romans, der jedoch, statt in einer Heirath seinen Schluß- und Ruhepunkt zu finden, davon seinen Ausgangspunkt genommen hat.

Nach den übereinstimmenden Versicherungen von vielen Seiten her können wir allerdings uns kaum mehr gegen die Annahme sträuben, daß Lady Bulwer in ihrem Roman ihre ehelichen Verhältnisse und Leiden wenigstens theilweise dem Publicum preisgegeben, daß sie in Julia sich selbst, und in dem, als höchst unliebenswürdig, lasterhaft, gemüthlos und brutal geschilderten Lord Clifford — ihren Gatten gezeichnet habe, ja daß von ihrem Product im eigentlichen Sinne gelte: fecit iracundia librum. Bei der Fülle von Ingrimm, Abscheu und Malice, welche an das Portrait des Lord Clifford verschwendet ist, so wie an die Charaktere seines Bruders — (welcher nach der allgemeinen Deutung der Bruder des Romandichters, Henry Bulwer, wäre) und seiner, mit der Großmutter des Teufels gleichgestellten Mutter, und worin sich unverkennbar eine ganz persönliche, selbstempfundene Bitterkeit verräth, zweifeln wir nicht mehr, daß die boshaft geistreiche Schriftstellerin ihrem Buche gar manche kleinere, in den englischen Kreisen leicht ver-

Digitized by Google

ständliche Züge und Anspielungen eingewoben habe, welche den Leser aus aller Ungewißheit, ob er Fiction oder Porträts — oder wohl vielmehr Caricaturen — vor sich habe, herausreißen müssen. Das Motto aus Wordsworth, das jedem der drei Bände vorgedruckt ist, hat wohl auch seinen unzweifelhaften Sinn:

— — — „Ich spreche
Was ich erfahren und im Innern fühle;"

und man kann am Ende nur darüber noch im Ungewissen seyn, ob die Verfasserin bei ihren Uebertreibungen, bei ihren die Wirklichkeit hinter sich lassenden Ausmalungen ihrer begünstigten und ihrer mit Widerwillen behandelten Charaktere ins Schöne und ins Häßliche, von einem poetischen Interesse geleitet worden sey, ob sie damit die Leser, welche die Namen zu ihren Personen suchen würden, bis auf einen gewissen Grad habe irre führen und halb mystificiren, und die aus der Wirklichkeit genommenen Facta doch einigermaßen in die Sphäre der Fiction habe entrücken wollen? oder ob diese Uebertreibungen einer wirklichen, nur allzu ernstgemeinten Erbitterung entsprungen, ob es die von der Verfasserin selbst für richtig und treu gehaltnen Anschauungen eines, durch Leiden und Leidenschaften krankhaft verstimmten und getrübten Auges, die Waffen eines tief verletzten und erbitterten Gemüths seyen? Welches nun die richtige Annahme sey — und wir fürchten: die letztere! — immerhin fällt auch nach unsrer Ansicht auf die Verfasserin, die Sache von der socialen und sittlichen Seite genommen, kein allzu günstiges Licht aus ihrem Buche. Eine Frau, die ohne die dringendste Nothwendigkeit, ohne daß sie durch Verleumdungen gewissermaßen zur Nothwehr herausgefordert wird, oder wenn nicht sonstige gewichtige Verhältnisse es ihr zur Pflicht machen, ihren Mann angreift, ihn dem öffentlichen Spott und Abscheu preis zu geben sucht, spielt gewiß eine nicht zu billigende und nicht zu beneidende Rolle, denn das einmal zwischen beiden bestandene Verhältniß, wenn es auch ein unglückliches war, und eines oder beide elend machte, legt doch dem Zartgefühl gewisse unauflösliche Pflichten auf, und damit nicht diese Behauptung auch als eine weitere Anmaßung der männlichen Tyrannei gedeutet werde, wollen wir ausdrücklich beisetzen, was sich eigentlich von selbst versteht, daß ganz dasselbe auch umgekehrt den Männern gelte. Daß die Anklage in die Form eines Romans gekleidet, das Libell zu einer Fiction umgewandelt und der Thatbestand durch fremde Namen und eingemischte freie Erfindungen verhüllt ist, macht die Sache um nichts besser, im Gegentheil fast noch schlimmer. Zwar kann man sagen: wenn die Dame mit ihrem von Bitterkeit und Widerwillen erfüllten Herzen doch noch Neigung und Stimmung fand, ihr häusliches Unglück und ihre Klagen zum Thema einer amusanten Erzählung zu machen, so kann die Sache nicht so gar schlimm gemeint seyn; man kann das ganze Buch unter den Begriff einer etwas weit getriebenen poetischen Licenz subsumiren; aber dagegen läßt sich erwiedern: den unbezähmbaren Ausbruch des Gefühls abscheulicher Mißhandlung, des Widerwillens und Abscheues könnte man an einer Frau entschuldigen, selbst wenn man ihre Farben zu grell, ihre Anklagen zum Theil ungerecht fände; aber dieser Entschuldigungsgrund fällt so ziemlich weg, wenn man sieht, wie die Dame die Geschichte ihrer verletzten Gefühle und ihrer Mißhandlungen und ihre immerhin gegründete Erbitterung gegen ihren Gatten zu einem Triumph schriftstellerischer Eitelkeit verwendet, und während sie den Schein sich gibt, mit dem Blut ihrer Seele gleichsam ihr trauriges Schicksal, dessen Schuld sie ihrem Mann aufbürdet, zu schreiben, zugleich als Künstlerin und Dichterin über ihr Werk sich stellt, und selbstgefällig sich darin bespiegelt. Darin, daß Lady Bulwer ihr eignes Schicksal zum Thema ihres Romans macht, kann man eine Aehnlichkeit zwischen ihr und der Madame Dudevant (G. Sand) finden, und außerdem ist auch schon darauf hingewiesen worden, daß beide Schriftstellerinnen auf eine Emancipation der Frauen hinarbeiten. Von diesem letztern Punkt nachher; die Parallele an sich aber ist für Lady Bulwer gewiß eine höchst überraschende und unerwünschte; zu dieser Annahme ist man berechtigt durch eine Stelle ihres Buchs, wo sie, ganz im Sinn einer toryistischen Puritanerin, welche auf die Tendenz des Quarterly-Review schwört, sich so vernehmen läßt: „Dank dem Himmel, außer durch die warnenden Blätter des Quarterly-Review, sind sogar nicht einmal die Titel dieser Bücher (der neuern französischen Romane) unsern Landsmänninnen zu Gesicht gekommen," und auch sonst gibt sie hin und wieder ihre Abneigung gegen jene Schriftstellerin zu erkennen. Das steht außer Frage, daß Lady Bulwer sich keine Schilderungen von unanständigen Scenen, keine zügellosen Ausbrüche leidenschaftlicher und wahnsinniger Sinnlichkeit oder — Unsinnlichkeit (wofür man dergleichen schon ausgegeben hat), keine solche Apologien der Lasterhaftigkeit und keine solche Apotheosen von monströsen, im Grunde aber hohlen und eiteln Persönlichkeiten zu Schulden kommen läßt, wie die französische Dame; daß sie nicht die Begriffe von Sittlichkeit und Unsittlichkeit zu verkehren sucht; aber selbst die mißbilligende und verabscheuende Schilderung von manchen Gedanken, Handlungen, Situationen aus der Feder einer Frau hat etwas für unser Gefühl, und ohne Zweifel für das Gefühl Vieler, Verletzendes, und wir haben uns schon oft gewundert, daß Engländerinnen, welchen die Sitte ihres Landes so manches ziemlich unverfängliche Wort auszusprechen oder selbst anzuhören verbietet, in Büchern eine so männliche Feder führen. So ist im vorliegenden Buche das Verhältniß des Lord Clifford mit der Gouvernantin seines Kindes, Mademoiselle d'Antoville, auf eine Art behandelt, die dem weiblichen Zartgefühl widerspricht — zwar durchaus mit Mißbilligung, mit Ironie und selbst mit einer gelegentlichen Bitterkeit, welche auf selbst erlebte Empfindungen hinzudeuten scheint; aber daneben auch wieder mit einer gewissen unangenehm berührenden Routine, und fast mehr mit Schadenfreude und Spott, daß Clifford einen so würdigen Gegenstand seiner Neigung gefunden, als mit ernstem, sittlichem Unwillen. Die komische Auffassung eines solchen Verhältnisses aber scheint uns sehr unweiblich. Was die Art und Weise betrifft, wie die beiden Damen die schriftstellerische Laufbahn betraten, so ist nicht außer Acht zu lassen, daß Madame Dudevant durch Mangel und Noth veranlaßt wurde zu schreiben, und zwar gegen die Tyrannei der Männer zu schreiben, wobei sie dann, als der Erfolg ihr lächelte, blieb, auch nachdem jenes Motiv weggefallen war; während Lady Bulwer aus Liebhaberei, nach dem Vorgang so vieler Landsmänninnen, zur Feder griff, sich damit für erlittene Unbilden zu rächen, und als Kämpferin für die Ansprüche ihres Geschlechts aufzutreten suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 244.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 September 1839.

Abenteuer in Sardinien.

(Aus dem Monthly Magazine, August 1839.)

Herr L..., der in seinen frühern Jahren nicht unbedeutende Handelsgeschäfte machte, hielt es seinen Interessen angemessen, sich selbst nach Italien zu begeben. Zur Zeit der französischen Invasion, 1796, verlor er fast sein ganzes Vermögen, und rettete sich mit den wenigen Trümmern desselben nach England, wo er durch Thätigkeit und Geist bald seinen Verlust ersetzte.

Gern verweilte er in seinen spätern Jahren, wo er sich den Geschäften entzogen, und eine Villa in den Umgebungen Londons zum Aufenthalt gewählt hatte, bei seinen Erinnerungen aus Italien. Er hatte sich meist in Florenz, Livorno und andern Städten Toskana's, von Zeit zu Zeit auch in Sardinien aufgehalten, und sprach namentlich mit Enthusiasmus von Sardinien, der Erhabenheit und Schönheit seiner Gebirgsgegenden, die er häufig Gelegenheit gefunden hatte, kennen zu lernen. Die Bekanntschaften, die er hier machte, entsprachen dem wilden Charakter des Landes. Der Commandeur einer venetianischen Staatsgalere, mit dem L... in vertrauten Verhältnissen lebte, hatte ihn mit einem der mächtigsten Banditenhäuptlinge bekannt gemacht, unter dessen Führung und Geleit sie Beide Jagdausflüge in die Gebirge machten, wobei ihr furchtbarer Beschützer sie mit Flinten und Schießbedarf versah, da er nicht wünschte, daß sie bewaffnet sein Gebiet betraten. Der Räuber schien Gefallen an seinem englischen protégé zu finden, denn stets bereit, ihm zu dienen, begleitete er ihn oft auf seinen Reisen im Gebirg.

Bei einer dieser Streifereien begegnete ihm folgender komischer Zufall. Doch L... mag ihn selbst erzählen:

„Ein englisches Handelsschiff hatte an der Küste der Insel Schiffbruch gelitten, gerade als ich in Cagliari, der Hauptstadt, wohnte; und da kein Consul oder Agent vorhanden war, in diesem dringenden Fall einzuschreiten, reiste ich an den Ort, wo der Vorfall statt gefunden hatte, und bemühte mich, so viel vom Eigenthum als möglich zum Besten der Unterzeichner bei Lloyds zu retten, was mir auch in gewisser Hinsicht gelang. Der Capitän des gestrandeten Schiffes war dumm und unwissend, doch ungeheuer aufgeblasen von dem Gedanken seiner eigenen Wichtigkeit, und sah mit ächtem John Bullism die Sardinier mit hochmüthiger Verachtung an. Ich glaube, ich nahm keine hohe Stelle in seiner Achtung ein, weil ich gesellig, ja sogar vertraut mit ihnen lebte. Doch mußte er mich mit einiger Achtung behandeln, da er von mir, als seinem Dolmetscher, abhing. Bei einem Anlaß jedoch gewann sein Zorn die Oberhand über die wenige Ueberlegung, die er besaß.

„Wir mußten durch den wildesten Theil des Gebirgs reisen, und ich bat meinen Freund, den Räuber, um Geleit. Er that mehr als das, er begleitete uns selbst als ein besonderes Zeichen seiner Achtung für mich. Auch trat er mir sein eigenes Pferd ab, ein schönes Thier und ein besonderer Liebling seines Herrn; dem derben Capitän aber gab er eines der kleinen, kollerigen, rauhhaarigen Pferde des Landes. Der Stolz des großen Mannes war sehr verletzt, und er gab seinem Unwillen in ungemessenen Ausdrücken Raum, und belegte unsern Beschützer mit Beinamen, die jener glücklicher Weise für ihn nicht verstand; doch bemerkte er bald, daß Etwas nicht recht war, und wandte sich an mich, ihm Auskunft zu geben. Ich nannte ihm die Ursache des Unwillens und sagte ihm zugleich, daß ich um der Ruhe willen meinem eigensinnigen Landsmann gern mein Pferd überlassen wolle. Jetzt überließ sich der Sardinier seiner Leidenschaft. Die bloße Idee schon, einer Person etwas zuzugestehen, die in seinen Augen so wenig achtungswerth war, erregte seinen Zorn, und etwas hochmüthig erwiederte er, ich könnte das Pferd zurückgeben, wenn ich wollte, das er mir allein geliehen hätte, aber dieser Mann (und er sprach diese Worte mit besonderer Verachtung) sollte nie sein edles Thier beschreiten.

„Wir setzten unsern Weg fort, doch schien des Capitäns Zorn eher größer als geringer zu werden, bis er endlich den höchsten Gipfel erreichte. Plötzlich, mitten in den wildesten Gebirgsschluchten, warf er sich von seinem Pferde, legte sich auf die Erde und betheuerte mit einem Eide, daß er nicht weiter auf diesem elenden, unbequemen Thiere gehen wolle. „Was sagt er?" fragte der Bandit. Ich mußte so günstig als ich konnte, übersetzen. „Recht gut," erwiederte unser Führer, „laßt den eigensinnigen Narren da bleiben, wenn er will; er wird

Digitized by Google

bald von einer unsrer herumschweifenden Banden gefunden werden, welche die Frage seines Weiterkommens bald außer Zweifel setzen werden." Dieß sagte er mit einem finstern Lächeln und einer bezeichnenden Bewegung, die andeutete, sie würden meinen unfügsamen Landsmann abthun. Ich war in großer Verlegenheit, wie ich handeln sollte, und versuchte ihn durch Vorstellungen zu gewinnen, doch vergeblich; ich wiederholte Wort für Wort, was der Bandit gesagt hatte — er blieb liegen. Da überwältigte mich der Zorn — denn meine Freunde behaupten, daß ich zornig seyn könnte — und ich nahm ein Pistol aus meinem Gürtel, lud es vor seinen Augen, und sagte: „Du rasender Dummkopf, zur Ehre von Alt-England will ich Dich nicht von einem schuftigen, italienischen Räuber umbringen lassen, Du sollst wenigstens von der Hand eines Landsmanns sterben: Ich will Dich selbst erschießen." Die Wirkung war augenblicklich; der jämmerliche Mensch zweifelte keinen Augenblick an dem Ernst meiner Worte, erhob sich aus seiner liegenden Stellung, warf sich mir zu Füßen und bat mich um Gottes willen, ihm zu verzeihen, er wollte ja gern das Pferd besteigen und weiter reiten, und Alles thun, was ich wollte, ich sollte nur sein Leben schonen. Er hielt das Versprechen und sprach auf der ganzen fernern Reise kein Wort mehr. Mein Banditenfreund aber schien nach diesem Vorfall noch größere Achtung für mich zu haben, als zuvor."

•

„Während ich in Cagliari war, hatte ich mehr als ein Abenteuer von etwas ernsterer Natur in Bezug auf meine persönliche Sicherheit. Ich will zwei erzählen, die mir in diesem Augenblick besonders erinnerlich sind, nicht bloß ihrer Sonderbarkeit wegen, sondern auch weil sie den sardinischen Charakter, trotz der dunklen Schatten, in ein vortheilhaftes Licht stellen.

„Ich bewohnte in einem großen Gebäude, das noch viele andere Bewohner außer mir enthielt, eine Reihe Zimmer. Eines Abends, als ich etwas spät aus einer Gesellschaft zurückkehrte, bemerkte ich, als ich mich dem Thore des Hauses näherte, zwei Männer in der Nähe. Ich war nahe genug bei ihnen, um zu sehen, daß sie bewaffnet waren, und hörte einen zu dem andern sagen: „Das ist er!" Dieß zeigte mir sogleich die drohende Gefahr. Ich hatte keine Vertheidigungswaffe irgend einer Art bei mir, und doch besaß ich Geistesgegenwart, meine Hand in den Busen zu stecken, als wenn ich nach Waffen fuhr, und drohte, nach ihnen zu schießen, wenn sie sich nicht sogleich zurückzögen. Dieß erschreckte sie einen Augenblick, und sie wichen zurück; doch ehe ich das Thor erreichen konnte, rief Einer von ihnen: „Er hat kein Pistol, es ist nur ein Vorgeben!" und beide stürzten sogleich auf mich zu. Ich hatte jetzt keine Rettung als Flucht, und schnellfüßig, wie ich war, sprang ich fort, und suchte Schutz in der Wohnung eines Freundes, der einige Zimmer in einem großen alten Gebäude bewohnte, in das, gleich vielen Wohnhäusern des Continents, man durch eine breite, offene Treppe von der Straße her eintrat. Ich hörte meine Verfolger hinter mir, gewann aber die Treppe, und eilte hinauf nach der Thüre von meines Freundes Gemächern, an welche ich, als ich sie erreicht hatte, nicht zu klopfen wagte, aus Furcht, der Ton würde meine Feinde an den Ort führen, wo ich war, ehe mein Freund wach genug sey, mich einzulassen. Ein Glück für mich, daß ich dieß unterließ, denn ich hörte die Stimmen meiner Verfolger hinter mir, von denen der Eine sagte: „Er ging hier herein, er muß noch auf der Treppe seyn, — laß uns suchen."

„Man denke sich meinen Schrecken, als ich ihre Tritte auf der Treppe hörte und bemerkte, daß sie herumgriffen, um mich zu entdecken. Ich drückte mich dicht an die Thür und hielt den Athem an, daß kein Laut Zeugniß von meiner Lage gebe. Zum Glück waren die Treppen sehr breit und unregelmäßig, und völlig dunkel. Mehr als einmal gingen sie an mir so nahe vorbei, daß sie fast meine Kleider berührten. Nach einem langen Suchen zogen sie sich zurück. Ich fing wieder an, freier zu athmen, wagte aber lange Zeit nicht, den Beistand meines Freundes anzurufen. Doch als ich weder ihre Tritte, noch ihre Stimmen hörte, schloß ich endlich, sie möchten wohl glauben, ich sey in der Wohnung meines Freundes, und hätten meine Verfolgung aufgegeben. In diesem Glauben wagte ich zu klopfen, und kaum hatte ich es gethan, als ich zu meinem größten Entsetzen den Ausruf hörte: „Madre di do! Er ist immer noch da!" und beide fingen die Treppe wieder an aufzusteigen, so schnell es die Dunkelheit gestatten wollte. Ich klopfte fort, und erhielt gerade noch zeitig genug Einlaß, denn die Thüre schloß sich fast im Angesicht meiner Verfolger.

„Nach einer Berathung mit meinem Freunde entschlossen wir uns, bewaffnet die Räuber zu suchen, denn dafür hielt ich sie, da ich Niemand beleidigt hatte, um mir einen so tödtlichen Haß zuzuziehen. Doch keine Spur konnten wir von dem Feinde in der Straße auffinden, und so gingen wir gerade zum Wachthause, gaben an, was eben begegnet sey, und ich konnte zugleich eine ziemlich genaue Beschreibung ihrer Personen beifügen. Der Officier der Wache sagte, er wolle genau Jeden beobachten, der am Morgen zu dem Stadtthore hinausgehen würde, denn es war wahrscheinlich, daß die Männer, die mich angefallen hatten, keine Zeit verlieren würden, in das innere Land zu fliehen.

„Früh am Morgen wurde ich aufgefordert, mich ins Wachtzimmer zu begeben, wo ich fand, daß man zwei Männer, die meiner Beschreibung entsprachen, zurückgehalten hatte. Ich erkannte sie sogleich für meine Angreifer, doch als ich ihr Gesicht betrachtete, las ich dort einen Ausdruck, der mich sogleich bestimmte, sie nicht anzuklagen, und erklärte, ich erkenne sie nicht. Der Officier schien erstaunt, wenn nicht in seiner Erwartung getäuscht, und sagte: „Aus gewissen Gründen, mein Herr, die Ihnen am besten bekannt sind, wollen Sie sie nicht kennen." Doch ich blieb auf meiner Weigerung, und sie wurden entlassen.

„Einige Tage nachher baten dieselben zwei Männer mich zu sehen, nicht allein wie sie sagten, um mich von jeder fernern Belästigung von ihrer Seite zu beruhigen, sondern auch, um mir für meine großmüthige Schonung zu danken. „Denn," fügten sie hinzu, „wir sahen, daß Sie uns erkannten, und ge-

Digitized by Google

stehen offen, daß nur ein Engländer mit solcher Großmuth handeln konnte.“ Der Angriff auf mich, sagten sie, entstand nur aus einem Irrthum. Eine andere Person, die sie zur selben Stunde an diesem Hause erwarteten, war der wirkliche Gegenstand, an dem sie ihre Rache für empfangene Beleidigungen auszulassen gedachten.“

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

Am 26 August verließ ich bei guter Zeit das Städtchen Audierne, um die Reise nach der weiland bedeutenden und berühmten Handelsstadt Penmarc'h anzutreten; ich wählte den Weg längs der Küste, da ich keinen Schiffer finden konnte, der mich nach den Felsen von Penmarc'h überfahren wollte, die am entgegengesetzten Ende des Halbkreises liegen, welchen der tückische Meerbusen von Audierne beschreibt. Nach einem zweistündigen Marsche erreichte ich die Landspitze Soch und den daselbst befindlichen Küstenwachposten, in dessen Nähe ich die Ueberreste eines alten Druidenheiligthums besah: es besteht aus aufgerichteten Steinen, welche in Form eines rechtwinklichten Parallelogramms geordnet sind; gleich daneben ist ein Dolmen, aus drei rohen, im Dreieck zusammengestellten Steinen gebildet, welche man mit einem vierten ebenfalls unbehauenen Steinblock belegt hat. Es scheint, daß die Altäre der alten Druidentempel nicht im Innern des Heiligthums, sondern in einer gewissen Entfernung davon angebracht waren; ich bin fest überzeugt, daß selbst diese unförmlichen Monumente nach bestimmten Regeln und Principien gebaut wurden, welche die Archäologen noch nicht mit dem gehörigen Scharfsinn geprüft haben. Etwa tausend Schritte von diesem ersten Altar, welchen die Douaniers zu einer Manthhütte eingerichtet haben, sah ich ein zweites Dolmen, welches zu den größten und schönsten gehört, die ich im Finisterre angetroffen, und einen wahrhaft imponirenden Anblick gewährt. Sechzehn hohe senkrechte Steine, in zwei Parallelreihen nebeneinandergestellt, tragen die Altarplatte, welche aus drei kolossalen horizontal daraufgelegten Felsblöcken bestand, wovon der mittlere zerschmettert ist; einer von den beiden noch vorhandenen hat wenigstens 24 Fuß Länge und 5 Fuß im Durchmesser.

Ich brachte den ganzen Tag damit zu, die einsamen, unwirthbaren Gestade der Bai von Audierne zu durchilgen, wo eine schauerliche Oedesstille herrscht. Man glaubt, tausend Meilen weit von jedem cultivirten Erdenfleck entfernt zu seyn; man sieht nichts als einen nackten Küstengürtel, welchen der Ocean benetzt, der in unendlicher Weite sich den Blicken enthüllt, höchstens von einem hinten am Horizont vorüberstreichenden Segel belebt, sonst einförmig für das Auge, und ohne andere Abwechslung, als die steigenden und fallenden Wellen, die im ewigen Spiele sich zu fliehen und zu haschen scheinen. Man hört weder das Jauchzen der Hirten, noch das Blöken der Heerden, noch sonst eines von jenen pittoresken Geräuschen, welche die Nähe einer Menschenwohnung verkünden; das Ohr vernimmt nichts als das schwermüthige Rauschen der Brandung, welche mit den Steandsteinen rasselt, und das Gekreisch der Möven und der rothfüßigen und rothgeschnäbelten Seeschwalben, welche sich wie die Störche am Meeresufer zusammenschaaren und ihr celtisches quit, quit, quit! d. h. fort, fort, fort! schreirn. Und doch fühlt man sich in dieser trostlosen Gegend wunderbar gehoben und gestimmt; man kann sich keinen Begriff machen von der grandiosen Trauer und Melancholie dieser Wildniß, welche ganz dazu geschaffen ist, die Dichter zu begeistern und die erhabensten Gefühle in der Menschenbrust zu wecken.

Es gibt Leute, welche ihr ganzes Leben lang auf Begeisterung und Anregung warten. Ich kenne in Paris Maler, die nie einen Pinsel in die Hand nehmen, Musiker, die nie ein Instrument anrühren, und Literaten, die nie eine Feder ansetzen, und welche der Zeit, dem Jahrhundert, dem Eigennutz, der Finanz u. s. w. die Schuld beimessen, daß sie keine berühmten und reichen Leute sind. Allein wenn ein Lorbeerkranz aufgesetzt werden soll, so muß wenigstens ein Haupt da seyn; man kann nur solchen Dingen Beifall klatschen, welche man mit Augen sieht, und es geht doch nicht wohl an, daß man ein bloß beabsichtigtes Meisterwerk bezahlt. Gewisse Leute glauben, der göttliche Sehergeist müsse in sie fahren, wie er die Pythia ergriff; wenn sie nicht vor Begeisterung schäumen, setzen sie sich nicht ans Piano; sie warten so lange, bis sie geniewüthig sind, um ihre Feder zu spitzen, und sie gehen nur an die Staffelei, wenn sie merken, daß ihnen die Haare vor Enthusiasmus auf dem Kopfe zu Berge stehen. In ihren Augen sind epileptische Anfälle die untrüglichsten Kennzeichen von Talent und hohen Gaben und Gnaden. Aber es ist, im Grunde genommen, nichts als geistige Trägheit, welche lieber unklare, unstäte Ideen, gleich Schattenbildern einer Zauberlaterne, an sich vorübertändeln läßt, als eine davon im Vorübergehen festhält und sie zwingt, wie Aristus „den alten Hirten der Neptunischen Heerden“ zwang, eine Gestalt anzunehmen, welche man auf Leinwand oder auf Papier übertragen kann; diese faulen Genies verlangen, daß man einen Daguerreotype für die Fixirung der Ideen erfinde, welche ihnen die Phantasie in der Camera obscura ihres verworrenen Gehirns vorspiegelt. Nichtsdestoweniger ist der Einfluß der Umgebungen auf die Einbildungskraft eine unläugbare Thatsache. Wenn man einen Berg hinansteigt, so wird die Luft bei jedem Schritte schneidender und schärfer, die Brust dehnt und erweitert sich mit dem Horizont, und man athmet geheimnißvolle Wohlgerüche. Oben angelangt, ist man mit neuen Fähigkeiten ausgerüstet: es scheint, als wenn die Sinne erwachen oder neu geboren werden und unbekannte Eindrücke empfangen; der Gedanke schwingt sich in Regionen hinauf, welche er vorher nicht zu erreichen ahnte; aber so wie man herabsteigt, wird die Luft mit jedem Schritte stumpfer und dicker, die Brust verengert sich, je nachdem der Gesichtskreis sich zusammenzieht; man vermißt die himmlischen Düfte und merkt die irdischen Dünste. Es gibt auf Reisen und im Menschenleben weit mehr Gemeinplätze als in der Schrift und Rede: es ist Sitte, nach Italien zu reisen, um sich Künstlervermögen und Schöpfungskraft zu holen, was in diesem Augenblick selbst mehrere Pariser Vaudevilledichter thun sollen, obschon ich nicht recht einsehe, welche Monumente die Römer hinterlassen, woran sich ein französischer Vaudevillist begeistern könnte, der in Paris die reichste Fundgrube für seine Vaudevilles hat.

Eine Quelle der Begeisterung, woraus die Deutschen in der neuesten Zeit häufig und die Franzosen sehr selten schöpfen, ist der Anblick des Meeres. Viele Pariser reisen im Sommer nach Dieppe und Granville, um Karte zu spielen und warme Seebäder in einer Wanne von Sturzblech zu nehmen; man geht am Strande spazieren, wenn das Wetter schön ist, und wundert sich, daß man nie das Wüthen des Oceans in

Digitized by Google

seiner Pracht und Majestät zu sehen bekommt. Ich habe die schlimme Jahreszeit, die Monate Octobre und November, an der Küste verlebt, wenn der Himmel seinen düsterfarbenen, blaugrauen Regenmantel um hat und die Orkane in gluthentbrannter Leidenschaft ihre wilde Hochzeitsfeier mit der See halten. Ich habe das Meer bisweilen am Horizont dunkel werden sehen und die Steine in der Tiefe wie fernen Donner rollen hören, ehe noch eine Spur von Aufregung auf der Wasserfläche bemerklich wurde; bald darauf meldet sich das anziehende Unwetter durch das seltsame, in regelmäßigen Zwischenräumen sich wiederholende Gestöhne des Sturmes, der mit pfeifendem und krachendem Getöse über das Meer einherschreitet, es immer mehr aufwühlend und brausend machend, als koche und siede es in seiner furchtbaren Tiefe: immer gigantischer und riesiger heben sich die Wogen dampfend und schäumend empor, und kommen bergeshoch aufgethürmt gegen das feste Land angestürmt, wie wenn sie Alles verschlingen und begraben wollten, so daß wir in Todesangst unwillkürlich die Flucht ergreifen, und uns nicht eher beruhigen, bis wir sie, den unveränderlichen Naturgesetzen und der unbezwinglichen Nothwendigkeit gehorsam, über den Strand hinstürzen und zu unsern Füßen sterben sehen, während die weißen und schwarzen Möven die Luft mit ihrem Jubelgeschrei erfüllen und sich in dem aufspritzenden Milchschaum der empörten Wellen baden. Ich habe das Meer gesehen an schönen Tagen, wo es sich selbst überlassen und nicht vom Sturme beherrscht und gepeitscht, ruhig und haemios daliegt, und durch seine Ruhe und Unendlichkeit beinahe eben so imponirt, als wenn es im Zorne das wellenumflossene Haupt schüttelt und mit allen Schrecknissen seiner Tiefe daherbraust. Der ruhende Löwe ist nur ein höchst unvollkommenes Bild von diesem gewaltigen Riesenthier, welches sich in phlegmatischer Beharrlichkeit gefällt und auf dem weichen Polsterbette des sandigen Grundes die Glieder streckt, unbekümmert um die Massen und schweren Lasten, welche das Pygmäengeschlecht der Menschen seinem Rücken aufbürdet. In den Monaten August und Septemberwenn alle Hügel mit Binsen, Haidekräutern und grünem Stechginster bewachsen sind, der so zahlreiche gelbe Blüthen hat, daß man bei hellem Sonnenschein ein unermeßliches goldenes Tuch über die Erde ausgebreitet glaubt, dehnt sich die dunkelblaue, spiegelglatte Fläche des Meeres in unabsehbarer Ferne aus; am Horizonte steigen warme Dünste in die Höhe; einige Fischerboote und Küstenfahrer schiffen vorbei, die klare Finth durchschneidend in großer Eile, und ihre weißen vom Wind aufgeblasenen Segel geben ihnen das Ansehen von ungeheuren Schwänen, die über das Wasser dahingleiten.

Die verlassene Küste, wo ich mutterseelenallein herumirrte, weckte in mir die Erinnerung an die glücklichen Stunden, welche ich am Gestade des Oceans verlebt; da die Sonnenhitze gerade sehr stark brannte, legte ich mich im Schatten eines Menhirs nieder, und versprach mir einen wirklichen Genuß von der Lecture der Briefe, welche ein berühmter, modernen Dichter vom Meeresstrand aus geschrieben, und welche ich in Brest zu mir gesteckt hatte. Ich hoffte, Victor Hugo werde mir den Ocean und seine Eindrücke am lebendigsten schildern- und indem ich eilig daran ging, die Blätter des neuen Buchs aufzuschneiden, dachte ich bei mir: welch eine Menge schöner Bilder und Gedanken werde ich darin antreffen; dem Dichter allein kommt es zu, die verworrene Haemonie, welche im menschlichen Herzen anklingt, in bestimmtee, gebundenere Rede wiederzugeben und uns zum Bewußtseyn zu verhelfen. In den ersten Briefen fand ich den großen französischen Dichtee etwas zu dithyrambisch, nach der Art und Weise seines Landsmannes Boileau: seine Begeisterung schien mir kalt und geschwätzig, seine Bewunderung erkünstelt und anspruchsvoll. Man rathe einmal, was Victor Hugo am Meeresstrande gesehen hat? Das Reisen ist doch eine schöne Sache. Er muß Wunderdinge daselbst gesehen haben, denn er will das Meer nicht wieder verlassen; er lädt seinen Freund, den Maler L. Boulanger, an den die Briefe gerichtet sind, ein, zu ihm zu kommen, und mit ihm die großen, erhabenen Gefühle zu theilen, welche der Ocean ihm zuträgt. „Ich habe dreimal das Meer gesehen, schreibt der große Dichter, und jedesmal habe ich dich bitter vermißt, Ludwig; wie vieles Schöne hättest du mit mir gesehen, da du Dichter bist, wie ich!"

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Sage von ehemaligen Thieren in Wales. Ein kürzlich in England erschienenes Buch: the Vale of Glamorgan, beschäftigt sich hauptsächlich mit den alten Sagen und Legenden des Landes. Der Verfasser erkundigte sich bei alten Leuten, ob sie etwas wüßten von dem Ychain bannog und dem Avaine, Thieren, welche alten Liedern zufolge einst ganze Districte verödet haben sollten. Er konnte nichts herausbringen, als daß der Ychain bannog ein ungeheures gehörntes Thier, der Avaine aber eine Art Krokodil gewesen seyn müsse; eigenthümlich aber ist, daß die Sage diese Thiere als einander feindlich und oft im Kampfe miteinander darstellt.

Probe des Fourier'schen Systems. In Paris hat sich eine Anzahl Arbeiter vereinigt zu einem Zwecke, der vielleicht, wenn auch die dießmalige Probe nicht günstig ausfallen sollte, doch mit der Zeit sehr wichtig werden kann. Eine große Anzahl schoß je 5 Franken zusammen, und errichtete mit dieser Summe eine Bäckerei. Das Gewicht ist streng genau. Das Brod, ein gewöhnliches Hausbrod, ist vortrefflich und sehr nahehaft. Arbeiter und Verzehrer sind associrt, und theilen sich in den Ertrag nach Maaßgabe der Beisteuer.

Schnelligkeit der Locomotive auf Eisenbahnen. Man hat kürzlich auf dem Great Western Railway, zwischen London und Maidenhead, 22½ Lieues in der Stunde zurückgelegt. Diese außerordentliche Geschwindigkeit ist eine Folge der größern Räder, welche nicht weniger als 7 Fuß im Durchmesser haben. Diese Neuerung wurde von dem bekannten Ingenieur Brunel, dem Erbauer des Themsetunnels, eingeführt. (Verhandlungen der franz. Akad.)

Statistisches über Frankreich. Von 1815 bis 1838 hat sich die Bevölkerung Frankreichs von 29,500,000 Seelen auf 35,540,910 Seelen gehoben. Auf der andern Seite hat sich die Erzeugung von Korn mehr als verdoppelt: von 30,460,971 Hectolitres hat sie sich auf 71,068,544 Hectolitres gehoben. (Franz. Bl.)

Trockenheit in Südfrankreich. Man beklagt sich daselbst allenthalben über die außerordentliche Dürre, die seit geraumer Zeit herrscht; an vielen Orten waren die Quellen versiegt, und man mußte das Wasser aus weiter Ferne holen. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 245.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 September 1839.

Französischer Buchhandel und Literatur.

Paris, den 19 August.

Der französische Buchhandel scheint immer tiefer zu sinken, und drei Bankerotte, welche seit einigen Monaten ausgebrochen sind und etwa vier Millionen betragen, haben ihn in diesem Augenblick noch ungewöhnlich tief heradgedrückt; es ist kaum denkbar, daß er noch mehr fallen und ein so großes Geschäft mit weniger Capitalien als gegenwärtig getrieben werden könne. Vor einigen Jahren hatte die Mode der Actienspeculationen auch dem Buchhandel die Mittel gegeben, neue Capitalien an sich zu ziehen, und Buchhandlungen, Buchdruckereien und einzelne große Unternehmungen wurden in Actiengesellschaften verwandelt; der größte Theil dieser fremden Capitalien ist nach und nach verschlungen worden, ohne eine bleibende Spur zu lassen, und jetzt würde man Mühe haben, eine neue Unternehmung dieser Art zusammen zu bringen. Die nächste Auskunft war die Herausgabe in kleinen Lieferungen, die auch nichts war als ein Mittel, mit dem möglichst kleinen Capital möglichst große Unternehmungen zu machen; aber das Publicum fand bald, daß es auf diese Art theurer bezahlte und meist schlechte Werke erhielt, und der Vertrieb dieser unendlichen Masse kleiner Hefte wurde auch so schwierig für die Buchhändler, daß diese Mode so gut als vorbei ist. Die Zahl der herausgegebenen Werke hat zwar nicht sichtbar abgenommen, und wird bei den Umständen des Landes auch nicht leicht abnehmen, aber der Buchhandel wird mehr und mehr ein Commissionshandel für die Schriftsteller, die genöthigt sind, auf eigene Kosten zu drucken. Es gibt freilich noch immer eine gewisse Anzahl von Werken, die in eigentlichen Verlag kommen, aber sie beschränkt sich im Ganzen auf das, was für Lesecabinette bestimmt ist, auf Schulbücher und eine gewisse Anzahl von technischen Werken, welche eine gezwungene Abnahme finden. Lesecabinette nehmen zwar hier im Allgemeinen Werke einer etwas höhern Classe, als im Allgemeinen in Deutschland, auch mit auf, und die meisten historischen und politischen Werke finden so ihren Verschleiß, wenn sie irgend allgemein lesbar sind, und die meisten sogenannten Buchhandlungen in der Provinz sind nichts als Lesecabinette; doch sind natürlich Romane ihre Hauptconsumtion. Für Bücher dieser Classe rechnet man im Allgemeinen auf einen Verschleiß von 1000 bis 1500 Exemplaren, und die Art, wie der Verfasser bezahlt wird, besteht meistens darin, daß er für jeden Band zwischen 1 und 1½ Franken erhält; das letztere ist schon viel und setzt eine gewisse Popularität voraus. Dabei kann nun der Schriftsteller nur mit Mühe leben, und seine eigentliche Ressource besteht darin, daß er seine Arbeit zuvor in die Feuilletons der Journale oder in die Revuen setzt, wo er ohne Vergleich besser bezahlt ist, ohne daß es seiner Speculation auf den Verbrauch der Lesecabinette Eintrag thut, da diese fast ausschließend auf weibliche Leser berechnet ist, welche die Journale nicht regelmäßig lesen. Diese Methode ist der Literatur durchaus verderblich, denn sie führt einen gewissen krampfhaften Styl ein, weil das Feuilleton neben dem leidenschaftlichen politischen Text des Journals nicht zu blaß dastehen kann, und lehrt den Schriftsteller, auf kleine Schlageffecte zu rechnen und den Plan des Ganzen zu vernachlässigen. Dieselbe Methode hat in England dieselben Wirkungen gehabt und den gegenwärtigen, übertriebenen Styl der meisten englischen Bücher hervorgebracht. Wissenschaftliche und gelehrte Werke werden im Allgemeinen auf Kosten der Regierung, gelehrter Gesellschaften und Akademien, oder der Verfasser gedruckt, denn das Publicum dafür ist viel zu klein in Frankreich. Von diesem letzten gibt das sonderbare Factum einen Beweis ab, daß sich keine gelehrte Zeitung in Frankreich halten kann, denn das Journal des Savans ist von der Regierung bezahlt und kostet diese 20,000 Fr. jährlich. Ich glaube nicht, daß je z. B. ein griechischer Classiker, der nicht für Schulen bestimmt ist, hier ohne Unterstützung der Regierung erscheint, orientalische Werke ohnehin nicht, obgleich Paris einer der größten Sitze orientalischer Literatur ist; es gibt, glaube ich, kein Beispiel, daß ein Buchhändler nicht den Text, sondern auch nur die Uebersetzung eines orientalischen Schriftstellers verlegt hätte, etwa den chinesischen Roman von Remusat ausgenommen. Aber auch Uebersetzungen aus neueren Sprachen und von Werken, deren Popularität unbestritten ist, finden selten Verleger ohne eine Unterstützung des Ministers, so z. B. Ritters Erdkunde, Ham-

Digitized by Google

mers Geschichte der Türkei hätten ohne diese nicht übersetzt werden können. Daher wird auch der Zudrang zu Subscriptionen von dem Ministerium oder der Civilliste (die letztere gibt etwa 40,000 Fr. dafür aus) alle Jahre größer, und obgleich der Mißbrauch, den Minister wie Salvandy damit getrieben haben, sie in Mißcredit gebracht und zu seinem Skandal gemacht haben, so wäre es nicht leicht, ihrer zu entbehren. Freilich werden sie oft sehr unzweckmäßig gegeben, und haben bei weitem nicht das Resultat, das sie haben könnten. Ich rede hier nicht von den Subscriptionen, welche aus politischen Gründen gegeben werden, und die mit dem Buchhandel und der Literatur nichts zu thun haben, sondern von Werken, auf die aus literarischen Gründen subscribirt wird. Salvandy hat sich in der Kammer geäußert, daß ohne die Subscriptionen des Ministeriums das große Werk von Graf Bastard, die Reisen von Jacquemont, Bellanger, d'Orbigny, Dumont d'Urville, die Expedition von Morea u. s. w. nicht hätten erscheinen können, und dieß ist in so weit richtig, daß sie wenigstens in dieser Form und Ausdehnung nicht erschienen wären. Aber es ist mehr als zweifelhaft, ob dadurch den Schriftstellern und der Wissenschaft ein Dienst geleistet wird. Ich will nicht von den Miniaturen des Grafen Bastard sagen, für die 60000 Franken jährlich subscribirt wird, und die ein nutzloser Luxusartikel sind, der auf keiner gesunden Idee beruht, aber die Reisen an sich nützliche Werke, werden auf die Art unterstützt, daß der Minister eine gewisse Anzahl (100—200) Exemplare nimmt. Der Herausgeber und sein Buchhandler setzen nun den Preis der Lieferungen so an, daß die Subscription die Kosten wenigstens deckt, und dann verleitet die Eitelkeit und das Interesse von beiden, das Werk in so viele Lieferungen als möglich auszuspinnen. Daher die ungeheuren Massen von Papier, welche diese neuen französischen Reisen einnehmen, die ungeheuren Preise die sie kosten, die unverhältnißmäßige Anschwellung der Werke im Verhältniß der Materialien und die aus allem diesem folgende kleine Verbreitung der Werke. Würde man dem Verfasser Einen oder zwei Bände freien Druck in der königlichen Druckerei gegeben haben, so würde er Mittel gefunden haben, sich auf das Nöthige und wirklich Interessante zu beschränken und er und die Wissenschaft würden dabei gewonnen haben.

(Schluß folgt.)

Abenteuer in Sardinien.

(Schluß.)

„Als ich mich in Cagliari aufhielt, schloß ich mit einem Dominicanermönch eine genaue Freundschaft; er war ein fröhlicher Gesell, voll Witz und Laune, und sicher nicht bigott. Dieß soll keine Anklage seyn, als habe er die Vorschriften seiner Religion nicht auf richtige Weise geübt; er hatte nur den Eifer seiner Kirche nicht, Ketzer zu bekehren, und ließ mich ruhig in meinen Irrthümern ohne Tadel oder Vorkehrungen. Er war, so viel ich erfahren konnte, ein Irländer von Geburt, und schien Etwas von dem Charakter dieser flüchtigen Nation zu haben. Wir brachten manche fröhliche Stunde mit einander zu, denen sich zuweilen auch mein Freund, der Capitän der venetianischen Galeere, anschloß.

„Einst hatte ich mich in eine ernste Sache eingelassen, und hier zeigte der Dominicaner, daß er seinem Berufe aufrichtig folge und bereit sey, seine Freundschaft durch Wort und That zu beweisen. Ich hatte die Gewohnheit, ein Billardzimmer zu besuchen, das von einem Manne gehalten wurde, dessen Tochter, ein hübsches, schwarzäugiges Mädchen von lebhaftem Wesen, fast eine eben so große Anziehungskraft ausübte, als das Billard. Auf einem erhöhten Sitz machte sie den Spielwärter, und empfing mit dem Anstand einer kleinen Prinzessin die Huldigung, welche ihr die Stutzer Cagliari's zollten. Das Zimmer hatte einen Balcon, der auf die Straße ging, über die er sich gegen 6 bis 7 Fuß erhob: eine große Lampe, über dem Tisch aufgehängt, erleuchtete zur Nachtzeit das Zimmer. Eines Abends nach Dunkelwerden befand ich mich zufällig daselbst, und sprach mit der hübschen Spielaufseherin; nur Wenige waren im Gemach, und man spielte zu dieser Zeit nicht, als ein junger, vornehmer Mann eintrat, der Sohn des Fürsten Z..., von mehreren Begleitern und Dienern umgeben. Sein Erscheinen schien eine allgemeine Störung hervorzubringen, denn wegen seiner bekannten Verworfenheit und heftigen Gemüthsart war er der Schrecken der ganzen Stadt. Gleich bei seinem Eintritt rief er in einem anmaßenden und unverschämten Ton: „Es wird nun Niemand wagen, eine Kugel in meiner Gegenwart anzurühren!" Als ich dieses herrische Wort hörte, sagte ich zu dem Mädchen: „Das würde in meinem Lande nicht geduldet." Er hörte meine Stimme, und wandte sich zu dem Mädchen mit der Frage: „Was hat der Engländer gesagt?" Das arme Mädchen, die seinen Charakter kannte, antwortete: „Ich weiß nicht, gnädigster Herr, er sprach französisch, und ich verstehe das Französische nicht!" Auf diese Antwort wandte er sich sogleich an mich, und verlangte zu wissen, was ich gesagt hätte. Ich wiederholte ohne Zaudern die Bemerkung. Darauf warf er mir einen verächtlichen Blick zu und sagte: „Laßt mich den sehen, der zu spielen wagt!"

„Mein Plan war sogleich entworfen. Diesen Schimpf ruhig zu ertragen, hieß die Ehre meines Landes compromittiren, besonders da ein anderer Engländer in der Stadt in Bezug auf seinen Muth in schlechtem Rufe war. Ich stand sogleich von dem Sitz auf, den ich in der Nähe des Mädchens eingenommen hatte, wählte das größte Queue, das ich finden konnte, das vermöge seiner Schwere in eine furchtbare Waffe umgewandelt werden konnte, und ging an den Tisch; doch ehe ich noch eine Kugel treffen konnte, sprang der anmaßende Edelmann, wie ich erwartet hatte, auf, um es zu ergreifen. Ich sah seine Absicht, maß die Entfernung wohl ab, schlug, wie er sich näherte, mit dem schweren Queue nach dem Kopfe, und streckte ihn zu Boden. Fast in demselben Augenblicke zerschlug ich die Lampe in tausend Stücke, wodurch das Zimmer in völlige Finsterniß versetzt wurde, dann schlüpfte ich unter den Tisch, erreichte den Balcon, und ließ mich in die Straße hinab, ging ins nächste Wachthaus, sagte dem Officier daselbst,

Digitized by Google

daß in einem gewissen Billardzimmer Streit entstanden sey, bezeichnete ihm den Ort, und bemerkte, es könne wohl ein Todtschlag stattgefunden haben. Eine Abtheilung Soldaten wurde abgeschickt, und ich hatte die Verwegenheit, sie in das Zimmer selbst zu begleiten, aus dem ich meinen Hut holte, den ich in der Aufregung des Augenblicks vergessen hatte, und mich davon machte; das Glück begünstigte meine Flucht. Ich erreichte meine Wohnung, wo mich meine Freunde bald von den Folgen unterrichteten. Der Kopf des jungen Mannes war schwer verletzt, und man erwartete nicht, daß er wieder hergestellt werden würde. Die größte Verwirrung hatte geherrscht, wie man mir sagte, als das Licht verlöscht worden war; Schwerter waren gezogen, da man mein Entkommen nicht bemerkt hatte, und aufs Gerathewohl in der Luft herumgefochten worden, um mich zu treffen; doch Niemand hatte ernsten Schaden gelitten. Der arme Inhaber des Billards war mit Noth entkommen, nur seine Hand war an mehreren Stellen von den Spitzen der Waffen zerrissen. Der Verwundete war nach dem Palast seines Vaters, des Fürsten Z..., in der Nähe von Cagliari, geschafft worden.

„Die Folgen der Verwundung waren von großer Wichtigkeit für mich, da von ihnen meine eigene Sicherheit abhing. Mein Freund der Dominicaner aber verließ mich in der Stunde der Gefahr nicht, sondern heiterte mich nicht allein mit seiner Gesellschaft auf und stand mir mit seinem Rathe bei, er entwarf auch einen Plan zu meiner Rettung, wenn der Verwundete sterben sollte. Er habe, sagte er, Maaßregeln getroffen, sogleich Nachricht zu erhalten und würde Sorge tragen, mich in sein Kloster zu bringen, ehe die Gerichtsbeamten mich ergreifen könnten, wenn der Sohn des Fürsten Z... sterben sollte, „bis dahin sind Sie, nach dem Gesetz des Landes, in ihrem eigenen Hause sicher. Wenn einmal im Kloster, dann sind Sie sicher, denn ich kann schnell mit ihrem Freund des Gebirgs Verabredungen treffen, Sie in einen noch sicherern Zufluchtsort zu bringen, bis Sie Gelegenheit finden, sich einzuschiffen."

„Ich nahm einen Advocaten an, einen persönlichen Bekannten von mir, und sehr würdigen Mann denn dieß rieth man mir für den schlimmsten Fall an. Mehrere Tage verstrichen unter diesen düstern Aussichten; der junge Mann schwebte noch immer in großer Gefahr, und so hatte die Ungewißheit eine ziemlich lange Zeit gedauert, als ich eines Tages ein Billet vom Fürsten Z... erhielt, worin er mich um die Gefälligkeit bat, zu ihm zu kommen. Ich zeigte das Billet meinem Advocaten, und fragte ihn um seine Meinung. Er sagte, er wisse kaum, was er in diesem besondern Falle rathen solle — es könnte eine List seyn, mich in seine Hände zu bekommen, um mich seiner Rache zu opfern. Auf der andern Seite war der Fürst seiner Gerechtigkeit und seines Wohlwollens wegen bekannt. Endlich entschloß ich mich zu gehen, möchten die Folgen seyn, welche sie wollten, und mein Advocat sagte großmüthig, ich solle nicht allein gehen, er wolle mich begleiten, und rieth mir, uns mit Waffen zu versehen, daß wir im Fall der Noth unser Leben so theuer als möglich verkaufen könnten.

„Als wir in den Palast traten, wurden wir sogleich zum Fürsten geführt, einem Mann von mittlerm Alter, von würdiger Haltung und augenscheinlich fein gebildet. Er empfing uns sehr höflich und wandte sich an mich und sagte, er habe nach mir geschickt, nicht allein um mich von meiner völligen Sicherheit zu versichern, welche Folgen auch der Vorfall haben möchte, sondern auch um mir für die Lection zu danken, die ich seinem Sohne gegeben hätte — „denn," fuhr er fort, „sollte er leben bleiben, so denke ich, wird er ein kluger und besserer Mensch werden, und sollte er unglücklicher Weise sterben, so ist das nur ein Schicksal, das sein ausschweifendes Leben ihm früher oder später zugezogen haben würde. Er wünscht Sie zu sehen, mein Herr, und Ihnen selbst seine Verzeihung zu versichern.

„Ich wurde darauf in ein Zimmer geführt, wo ich den jungen Mann auf einem Lager liegen sah, sein Kopf mit vielen Bandagen umbunden und sein Gesicht von aschfarbener Blässe. Wie verschieden von seinem Erscheinen, als ich ihn zum letzten Mal sah an jenem Abend, wo ich es für meine Pflicht hielt, auf so harte Weise seinen Stolz zu demüthigen. Ich konnte ihn nicht ohne Rührung ansehen. Jeder Funke von Feindschaft war im Augenblicke aus meiner Brust verloren. Er war unfähig zu sprechen und hielt mir nur seine Hand entgegen. Ich ergriff sie begierig und ihr Druck versicherte mich, daß im Gemüthe des Jünglings wahrer Seelenadel liege, der nur geschlummert hatte, und noch schöne Früchte hervorbringen könnte.

„Nur wenig bleibt mir zu erzählen, doch das Wenige trägt einen heitern Charakter. Der junge Edelmann genaß — wurde ein achtbares Mitglied der Gesellschaft und mein Freund."

Der Markt zu Hardwar.

(Aus Alexanders East India and Colonial Magazine, August.)

Jährlich wird im April zu Hardwar ein Markt gehalten, wo die Hindus sich aus allen Theilen des Landes an einer bestimmten Stelle sammeln, wo Krischna oder Har stand, als Bhagirat den Gangesstrom ins Leben rief. Die Zeit der Abwaschung tritt ein, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, nach den indischen Astronomen, was gewöhnlich am 11 April, einen Tag früher oder später, stattfindet. In frühern Zeiten war dieß der große Markt für den Verschleiß aller möglichen Waaren, die Kaufleute aus dem Westen mußten diese Pilgerfahrt benutzen, um des gegenseitigen Schutzes wegen in großen Schaaren zu reisen, jetzt aber, da die Wege vergleichungsweise sicher sind, beschränkt sich die Waarenzufuhr nicht auf diese Zeit, und der Markt hat darum an Wichtigkeit bedeutend verloren. Doch werden aus Norden und Westen noch eine bedeutende Anzahl Pferde zu Markt gebracht, die es aber jedes Jahr schwerer finden, mit der Zucht aus dem umliegenden Lande die Concurrenz zu halten. Auch Elephanten werden zum Verkaufe hergeführt, aber auch für diese ist der Preis bedeutend gefallen. Doch ist der Markt auch aus andren Ursachen heruntergekommen, namentlich weil die Gebirgsleute größtentheils ausbleiben, welche sonst die Producte ihres Landes bis aus der chinesischen Tatarei her mit sich brachten; die Straßen durch das Bergland sind jetzt aber

Digitized by Google

unter der brittischen Schutzherrschaft so unsicher, daß dieser Handel fast ganz vernichtet ist.

Es sind drei Arten von Märkten: der Cumb oder große Markt ist alle 12 Jahre; der letzte war 1852. Der Cumbney oder kleinere Markt ist im sechsten Zwischenjahre, der letzte war also im Jahre 1858. Die gewöhnlichen Märkte heißen Dakhanty.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Fortsetzung.)

Das Meer war für die Literatur lange Zeit gar nicht vorhanden. Homer gab einige allgemeine Züge, welche Virgil und alle nachfolgenden Dichter Wort für Wort copirt haben. Eurus und Notus entfesseln den Sturm — man hört das Schreien der Mannschaft — der Held bindet sich an einen zerschmetterten Mastbaum und wird von den Wellen an irgend eine Insel getrieben. Wenn der Held öfter als einmal Schiffbruch leidet, so muß sich der Leser dieselben Details und Umstände wiederholtemale gefallen lassen. Die Modernen, und namentlich die Franzosen, haben ihrerseits wieder die Alten nachgeahmt, den Eurus und Notus entfesselt, ihre Helden an den Mast gebunden u. s. w. Es ist eine alte Erfahrung, daß man nicht eher zum Wahren gelangt, als bis man alle Formen und Abstufungen des Falschen durchgemacht hat. Die Wunderlichkeit und Schüchternheit der Autoren ging so weit, daß selbst die Dichter, welche das Meer und seine Gefahren aus eigener Anschauung und eigenen Lebensschicksalen kannten, es nur durch Homerische und Virgilische Brillen sahen. In ihren Beschreibungen wähnten sie sich immer auf Galeeren und Triremen, und beobachteten und erzählten nur das, was sie aus dem Griechischen oder Lateinischen übersetzen konnten. Sie schoben ihre Gefahren auf den Zorn des Neptun, und bedankten sich bei den Tritonen und den übrigen mythologischen Wasserbewohnern, welche sie glücklich ans Ufer getragen. Der mit ungemein viel Sinn für Naturschönheiten begabte Bernardin de Saint-Pierre, aus Havre gebürtig, war, so viel ich weiß, der erste Franzose, welcher vom Meere wie von einem gleichzeitigen Dinge sprach, das man mit eigenen Augen sehen könne. Seitdem sollen die Franzosen viele Fortschritte in der Naturbeobachtung gemacht haben; hören wir, was Victor Hugo seinem Freunde über das Meer schreibt: „Ich habe dreimal das Meer gesehen, Ludwig, welch herrliches Schauspiel! Das erstemal waren die Wellen wie Dachziegel; das zweitemal — erhabene Majestät! — säumte der Schaum die Wogen wie ein musselineues Tuch. Das drittemal, Ludwig, sah das Meer wie eine zerbrochene Fensterscheibe aus!" Dachziegel, Musselintücher und zerbrochene Fensterscheiben sind allerdings ein großartiges, imponirendes Schauspiel! Was in aller Welt machte Hr. L. Boulangee, daß er so viele zerbrochene Fensterscheiben und Dachziegel nicht zu sehen bekam? Vielleicht hatte er gerade seine Hochzeit von Gamacho in Arbeit, ein Gemälde, worauf 60 oder 80 Personen, Männer, Frauen, Kinder, Pferde, Hunde u. s. w., kurz Alles ohne Ausnahme orangegelbe Haare hat. Aber es liegt wenig daran, wo der Maler war; ich möchte nur wissen, wo der Dichter steckte, als er seine Briefe vom Meeresstrande schrieb. War er vielleicht auf einem der beiden Kirchthürme, in welche er die Scene seines Meisterwerkes verlegt hat? oder wandelte er in der lachenden Ebene von Bièvre, auf den waldgekrönten Hügeln von Meudon, oder im freundlichen Thale von Ville d'Avray? Ich weiß es nicht; aber er war sicher nicht am Meeresstrande, aber wenn er da war, so bedauere ich ihn, denn im rechten Lichte besehen, wenn man am Meeresufer weilt und das Meer nicht sieht, oder wenigstens nicht so sieht, wie es einem in der Wirklichkeit entgegentritt, so ist es am Ende noch besser, allerlei neptunisches, tritanisches und amphitritisches Zeug zu sehen, als Musselintücher, Dachziegel und zerbrochene Fensterscheiben.

Das war wenigstens meine unmaßgebliche Meinung, als ich das Buch zumachte und von meinem Lagerplatz aufstand, um meine Wanderung fortzusetzen. Nachdem ich etwa drei gute Wegstunden zurückgelegt, erreichte ich das Dorf Plovan, welches vermuthlich von dem in seiner Nähe befindlichen kolossalen Peulvan seinen Namen erhalten hat. Dieses Menhir, das größte der ganzen Bretagne, mißt über 50 Fuß; Gott weiß, wie viele tausend Arme nöthig gewesen, um eine solche Steinmasse aus Einem Stück von der Stelle zu bringen und aufzurichten. Die gelehrten Alterthumsforscher der Bretagne behaupten, dieser Monolith sey für die gallischen Celten eben dasselbe gewesen, was die Irmensäule für die sächsischen Celten war, ein Symbol der Sonne, denn hir men-sul bedeute so viel als „langer Stein der Sonne." Die vielen in dieser Gegend zerstreuten Religionsdenkmäler aus der alten Heidenzeit bezeugen allerdings, daß das Druidenthum hier einen seiner Hauptsitze aufgeschlagen hatte. Dieser Cultus scheint sogar dem Christenthum hier am längsten Trotz geboten und sich selbst dann noch gehalten zu haben, als die ganze Nachbarschaft schon vom Götzendienst abgefallen war. Noch heutzutage nennt man das Territorium von Plovan das Lan ar Payan, „Heidenland." Die alte Sittenwildheit hat selbst durch die christliche Religion nie ganz ausgerottet werden können; sie verkündet sich noch in dem Aeußern des hiesigen Menschengeschlechts. Der Einwohner dieses Küstenstriches ist hochgewachsen, sonnenverbrannt, trocken und nervig; er geht das ganze Jahr über barfuß und nie ohne Knotenstock; seine finstere Miene und seine ganze Haltung scheint den Fremden herauszufordern; seine Stirne, in Folge schwerer Arbeit und rauher Witterung frühzeitig mit Runzeln durchfurcht, ist mit einem Walde von langen Haaren umschattet, welche in gräßlicher Unordnung herunterhängen, und nicht, wie in andern Gegenden der Bretagne, von einem kleinen blauen plattanliegenden Käppchen oder einem Messingkamm auf dem Oberkopf oder am Hinterhaupt zusammengehalten werden. Seine hagere Gestalt, seine blassen Gesichtszüge, seine hohlen Wangen, seine tiefliegenden Augen haben etwas Abschreckendes: wenn die Sonne ihr Strahlenauge schließt, so funkelt das seine von dunkelm Feuer, und heftet sich begierig auf das hohe Meer, ob es nicht am Horizont ein Segel erschaue, welches der heranziehende Sturm auf die Klippen zu treiben verspricht; wenn dicke Nebelwolken über seinem Kopfe hinwirbeln, wenn Himmel und Meer im Aufruhr begriffen sind und dem armen Schiffer auf der See jede Hoffnung auf Rettung benehmen, so malt sich die Freude auf dem Gesichte dieses grausamen Natursohnes und erhellt einen Augenblick seine düstere Physiognomie, wie der Blitz das schwarze Gewölk durchzuckt, welches in seinem Schooße Unglück und Verderben trägt; er freut sich auf seinen Beuteantheil vom gestrandeten Gut, welches die zahlreichen Wachposten an dieser Küste immer noch nicht ganz gegen seine habgierigen Eingriffe beschützen können.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 246.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 September 1839.

Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan.

Einleitung.

Die Herrschaft der Engländer in Indien tritt jetzt in ein neues Stadium: das erste war die Erwerbung einzelner Provinzen von den immer mehr erschlaffenden mohammedanischen Staaten, das zweite die Erringung der Oberherrschaft in ganz Indien durch die Besiegung der Mahratten, und das dritte ist jetzt die Vertheidigung der indischen Halbinsel gegen äußere Angriffe. In den beiden ersten Stadien wirkte Englands Macht von der See her gegen die Binnenstaaten; jetzt ist die Stellung verändert, Indien ist ihm, wenn auch höchst unvollkommen, unterworfen, und sie muß als erste indische Territorialmacht das Land von innen gegen außen schützen. Daß diese Stellung ungünstiger sey, als die frühere, beruht auf der schlechten Begründung ihrer Herrschaft im Innern, wo sie fast nur offene Feinde und zweideutige Freunde zählt, in welcher Beziehung wir namentlich auf die Mittheilungen im Marzheft d. J. Nr. 80 bis 90 verweisen müssen. Die Lage im Innern ist noch wesentlich dieselbe, wie damals, und auch nach außen hat sich wenig verändert: England darf keine einigermaßen bedeutende Schlappe erleiden, so brechen seine Feinde im Innern los, und Nepal nebst Birma, vielleicht beide unterstützt von China, werden es auf jede Weise beunruhigen. Das Interesse, das sich an den gegenwärtigen Kampf knüpft, ist darum kein geringes, und es ist von Wichtigkeit, die neuen Verhältnisse, in welche England dadurch kommt, hervorzuheben.

Die Verhältnisse zu Persien und Herat sind schon mehrmals der Gegenstand dieser Blätter gewesen, und wir brauchen darum hier nicht besonders darauf zurückzukommen, verweisen aber theils auf die Nummern 205 bis 209, theils auf die dem ganzen Artikel „Iran" angehängte Karte. Das Erste, worauf die Engländer Bedacht nehmen mußten, sobald die Ereignisse in Persien ihnen für England drohend erschienen waren, ist die Besetzung der Induslinie, wonach sie ohnehin aus politischen und commerciellen Gründen schon seit mehrern Jahren getrachtet, und wozu die Unterhandlungen mit den Amirs von Sind allmählich die Wege gebahnt hatten. Wichtiger als diese, in denen die Engländer höchstens einen nicht sehr furchtbaren Feind sahen, war die Stellung Randschit Singhs, der für so bedeutend galt, daß Manche glaubten, er könne sich an die Spitze einer indischen Conföderation gegen England stellen. Daß Schritte in dieser Beziehung geschahen, daß er von Persien und von Nepal dazu aufgefordert wurde, unterliegt wohl keinem Zweifel; indeß war ihm durch den ganzen Bestand und die Geschichte seines neugegründeten Reichs die Richtung zu entschieden vorgezeichnet, als daß er davon hätte abweichen können. Er hatte die unruhigen Sikhhäuptlinge zu einem Staate vereinigt, der sich aus den Trümmern des Afghanenreichs erhob, seine ganze Stellung, so wie seine Religion, war demnach den Afghanen feindlich, und da England in Indien den Afghanen (den Patans, Rohillas) feindlich gegenüber stand, und ihre Macht wie ihren Einfluß gebrochen hatte, so war Randschit Singh der natürliche Bundesgenosse der Engländer gegen die Afghanen. Zwischen diesen und den Sikhs war so viel Haß aufgehäuft, und beide waren zugleich als Nachbarn Indiens so wichtig, daß sie immer in die politische Berechnung gezogen werden mußten, aber nie als mögliche Freunde, sondern stets als Feinde, die nie unter Einer Fahne fechten konnten.

Randschit Singh hatte auf dem Gipfel seiner Macht nie das eigentliche Afghanistan erschüttern können, und mehrmals, wie noch zuletzt am 1 Mai 1837, Niederlagen durch die Afghanen erlitten; was mußte also geschehen, wenn Afghanistan durch Persien oder Rußland gekräftigt wurde, und der Tod Randschit Singhs den Pendschab in Verwirrung stürzte, da die großen Sikhhäuptlinge nicht undeutlich Anstalt machen, nach dem Tode Randschit Singhs ihre Unabhängigkeit wieder geltend zu machen, und die gedrückte mohammedanische Bevölkerung aller Wahrscheinlichkeit nach die Gelegenheit benützen wird, um sich gegen ihre Drücker zu empören und an ihre Religionsgenossen, die Afghanen, anzuschließen? Dann war der Pendschab mit Einem Male nicht mehr, was er in den letzten dreißig Jahren gewesen war, eine Vormauer der Engländer gegen die mohammedanischen Völker im Westen, in denen so leicht die Lust wach werden konnte, ihren Glaubensbrüdern in Indien gegen die ungläubigen Feringis zu Hülfe zu kommen.

Digitized by Google

Der um sich greifende Einfluß Rußlands auf Persien und Afghanistan blieb den Engländern kein Geheimniß: von Persien aus wurden die Mohammedaner in Indien aufgeregt, von Nepal aus die Hindufürsten. Der seit mehrern Jahren erwartete Tod Randschit Singhs drohte mit einer furchtbaren Krise; da trat England dazwischen und begann selbst den Krieg. Man hat diesen Entschluß in England vielfach getadelt, aber er war von der Nothwendigkeit geboten, und wenn Lord Auckland seine Aufgabe so gut durchführt, als er sie begonnen, so wird die Geschichte seinen Namen neben die von Lord Clive und Marquis Wellesley schreiben. Das ist jedoch nicht zu verkennen, daß England mit dem Zug gegen Afghanistan die natürlichen Gränzen Indiens überschreitet, und sich auf ein Gebiet einläßt, wo wenig Hoffnung auf guten Erfolg in Aussicht steht. Allerdings ist Afghanistan der Schlüssel Indiens, und alle mohammedanischen Eroberer seit 1000 Jahren haben den Besitz von Afghanistan möglichst eifrig gehütet; für England aber ist dieß ohne Vergleich schwerer, als für eine asiatische Macht, und hier hauptsächlich liegt für England die Gefahr, denn es ist nichts leichter, als die Völker von Afghanistan, Beludschistan und Turkestan aufzureizen zu räuberischen Zügen gegen Indien.

(Fortsetzung folgt.)

Französischer Buchhandel und Literatur.

(Schluß.)

Die Zahl der Werke, welche auf die genannte Art ganz oder zum Theil auf Staatskosten erscheint, ist sehr bedeutend, denn neben dem allgemeinen Subscriptionsfonds von 100,000 Franken im Ministerium des Unterrichts hat noch jedes Ministerium sein eigenen Fonds für solche Werke. Dazu kommen etwa 70,000 Franken, welche die königliche Druckerei jährlich aus ihren Fonds für unentgeltlichen Druck wissenschaftlicher Werke gibt — eine Summe, welche im Allgemeinen zweckmäßig verwendet wird, ferner die Sammlungen von Memoiren der Akademie und der zahlreichen gelehrten, industriellen und philosophischen Gesellschaften, und endlich die Werke, welche auf Kosten der Verfasser erscheinen. Diese große Masse von Druckschriften, hat mit buchhändlerischer Unternehmung nichts zu thun, und kommt nur durch Commission und auch so nur sehr theilweise in den Buchhandel; dieß ist freilich ein Vortheil für diesen, weil er den Vertrieb einer Masse von Werken hat, zu deren Erschaffung er kein Capital liefert, allein auf der andern Seite schadet ihm das System von Austheilen dieser Werke wieder sehr. Denn in Folge dieser unkaufmännischen Art der Herausgabe von Büchern hat sich ein System von Schenken der Bücher eingeführt, welches ins Uebermaaß getrieben wird; die von den Ministerien gedruckten Werke in Sammlungen, so wie die von dem Minister des Unterrichts subscribirten Exemplare werden den Provinzialbibliotheken geschenkt, was die Folge hat, daß die Städte wenig für ihre Bibliotheken thun, weil sie sehen, daß sich die Bretter mit schönen Büchern anfüllen, wenn es gleich nicht gerade die Werke sind, welche der Localität wichtig wären.

Ein ganz eigenes Zeichen, wie sehr der Buchhandel hier gegenwärtig außer Stande ist, literarische Arbeit zu bezahlen, findet man in den zahlreichen Stiftungen literarischer Preise, welche seit einigen Jahren gemacht worden sind, und noch fortwährend gemacht werden. Sie werden gewöhnlich von sehr beschränkten Leuten gemacht, allein eben darum sind sie gerade der Ausdruck eines allgemeinen Gefühls. Ueberall geben Akademien Preise, allein sonst überall nur für gelehrte Untersuchungen einzelner Punkte, auf welche die gelehrte Gesellschaft besonders die Aufmerksamkeit lenken will, und die ein nothwendig beschränktes Publicum haben; aber nur hier sieht man Preise, wie die von Monthyon für das den Sitten nützlichste Werk, oder wie die von Grobert für die beste Geschichte von Frankreich. Es würde in England oder Deutschland Niemand einfallen, Preise auf die beste Nationalgeschichte auszusetzen, weil das Publicum den Verfasser hinlänglich belohnen würde; aber hier hat sich Jemand gefunden, der jährlich 20,000 Franken dafür aussetzt, und daß er, so bizarr die Richtung ist, und so ungeoßmaßig sie im Detail vom Stifter angeordnet wurde, nicht ganz Unrecht hat, sieht man daraus, daß die Akademie dieses Jahr Niemand gefunden hat, dem sie den Preis mit Anstand hätte geben können.

Es scheint im ersten Augenblick schwer zu erklären, wie eine große und geistreiche Nation, welche von intellectuellem Leben überquillt, und deren Einfluß auf die Welt durch ihre Werke unstreitig und unberechenbar ist, nicht im Stande seyn soll, ihre intellectuelle Arbeit zu belohnen, eine Nation, deren ganzes Talent auf Literatur gewendet ist, und in der man durch Bücher leichter als durch alles andere Verdienst eine hohe Stelle einnimt, deren Minister großentheils Männer sind, die sich durch ihre Werke gehoben haben, und deren Macht auf ihrem Einfluß als Schriftsteller beruht. Ein Phänomen dieser Art hat immer viele Gründe, die zusammenwirken es hervorzubringen, und so ist es auch hier; es wäre viel zu lange, sie auseinanderzusetzen; die hauptsächlichsten sind die Centralisation, welche alles literarische Leben fast ganz in Paris concentrirt und den Rest des Landes todt läßt, die schlechte Organisation der gelehrten Schulen und die nicht minder schlechte Einrichtung des Buchhandels. Die Buchhändler haben sich viel von dem Zufall ihres Handelszweiges vorzuwerfen, sie haben über ihre Capitalien speculirt und den Credit des Handels zerstört, wollten durch schnelle Operationen reich werden, und durch Charlatanerien und bezahlte Zeitungsartikel schlechte Pacotillewaaren hinauftreiben; sie haben den Preis der Bücher unvernünftig gesteigert, und je aus einem Band zwei gemacht, die sie mit weißem Papier anfüllen, und dadurch nicht nur die Zahl der Leser vermindert, sondern das größte Uebel der französischen Literatur, den belgischen Nachdruck, hervorgerufen und begünstigt; dieser ist seinerseits gegenwärtig die Hauptquelle des schlechten Zustands des französischen Buchhandels geworden, und so lange er besteht, ist an keine Besserung zu denken, denn so lange der französische Buchhändler nicht auf die Leser in fremden Ländern, so weit man französisch liest, erkennen kann, so lange begnügt er sich, den inländischen Markt, auf dem ihn die Gesetzge-

Digitized by Google

dung schützt, auszubeuten; er druckt kleine und daher theure Auflagen. Die Interessen der Civilisation und der Literatur sind nicht mehr auf Ein Volk beschränkt, und die Kenntniß fremder Sprachen so verbreitet, daß ein Schriftsteller auf die ganze Welt, so weit sie sich für seine Werke interessiren will, rechnen können muß, was unmöglich ist, so lange der internationale Nachdruck besteht. Frankreich führt zwischen 15,000 und 16,000 Centner Bücher aus, und Belgien über 200,000 Centner französischen Nachdruck. Die Wirkung dieses Systems ist natürlich; ich will nur Ein Beispiel anführen, weil ich das Detail der Sache kenne.

Ein bekannter Schriftsteller hier gab vor zwei Monaten ein historisches Werk heraus, der Buchhändler bezahlte ihn für die französische Auflage von 1500 Exemplaren, und stipulirte dabei, daß er eine gleich starke zur Ausfuhr drucke, für die er kein Honorar gebe. Dieß geschah; unter die fürs Ausland bestimmte Auflage wurde gedruckt, édition étrangere, damit sie in Frankreich weder verkauft noch wieder eingeführt werden könne. Das Buch wurde aber doch nachgedruckt, der Buchhändler hat nichts dabei gewonnen, und der Verfasser die Hälfte seines Honorars und die Aussicht auf neue Auflagen verloren. Die Folge dieses heillosen Zustandes ist natürlich, daß Bücher fabrikmäßig geschrieben werden, daß die Intelligenz der Schriftsteller sich in Zeitungen und frivolen Mordgeschichten verliert, und Werke, die auf eine Dauer berechnet sind, nur unter großen Opfern und daher selten producirt werden. Man könnte glauben, daß wenigstens der fremde Consument, der Nachdruck, dabei gewinne, allein dieß ist ein Irrthum, denn von 10 Werken wird vielleicht Eines nachgedruckt, die übrigen neun aber bleiben theuer, weil der französische Buchhändler bei der Ungewißheit seiner Unternehmungen nie eine Speculation auf eine große Basis hin machen kann. Das einzige Mittel gegen dieses große Uebel besteht in Reciprocitätsverträgen, durch welche nicht nur die Fabrication, sondern auch der Verkauf von Nachdrücken verboten würde. So gut alle Handel treibenden Staaten Interesse haben, die Seeräuberei zu unterdrücken, so gut haben alle, die ein geistiges Eigenthum haben, Interesse, den Nachdruck zu verhindern; denn gegenwärtig zerstört jede Nation die literarische Thätigkeit der andern, bis alle Literaturen in gleichen Zerfall gekommen seyn werden, und nichts mehr zu rauben seyn wird, das des Nehmens werth ware.

Die Unnationalität der Amerikaner.

Macready macht in seinem Werke: Diary in America, besonders auf diesen Umstand, als auf eine Quelle zahlreicher Mißgriffe in Beurtheilung der Amerikaner, aufmerksam, und bemerkt darüber Folgendes: Man hat immer die Amerikaner als eine Nation dargestellt, das sind sie aber nicht, und werden es auch im eigentlichen Sinne des Wortes noch in vielen Jahren nicht seyn, sie sind nichts als eine Masse Menschen, welche durch eine allgemeine Regierungsform bis zu einem gewissen Grade zusammengeschmolzen sind, aber sie sind in einem fortdauernden Uebergange begriffen, und was im ersten Anlaufe seltsam erscheinen mag, es hat noch keine Amalgamation stattgefunden: der Puritaner des Ostens, der holländische Abkömmling in den mittlern Staaten und der „Cavalier" im Süden sind noch eben so geschieden von einander, wie bei der ersten Besetzung des Landes; die Scheidungslinie ist minder scharf, doch noch eben so deutlich. Nicht nur sind die Bevölkerungen der verschiedenen Staaten verschieden, sondern selbst die der Städte, und wo die Mannichfaltigkeit des Bodens und des Klima's so ausnehmend groß ist, darf man kaum wagen, eine Bemerkung zu machen, die für das ganze Land gelten soll.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Fortsetzung.)

Eine kindische Aengstlichkeit, welche mir hätte schlecht bekommen können, hielt mich ab, in der schlechten Dorfherberge einzusprechen, wo es in der Schenkstube und vor der Thüre von jenen unheimlichen Gestalten wimmelte, die hier nach beendigtem Gottesdienste schmausten. Ich gewann erst Muth und Selbstvertrauen wieder, als die Häuser von Plovan hinter mir verschwunden waren. Mit großer Anstrengung schleppte ich mich bis zu dem drei Meilen davon entlegenen Dorfe Plomeur, wo zu meinem nicht geringen Schrecken an keinem Haus ein vertrocknetes Baumzweig befestigt war, welcher die Dorfschenken in der Bretagne kenntlich macht. Ich fragte in mehreren Fischerhütten, ob man mir nicht gegen gute Bezahlung eine Schale Milch und ein Stück Schwarzbrod verabreichen wolle, erhielt aber keine Antwort: da ich in dem ganzen Dorfe keinen Menschen antraf, der Französisch verstand oder verstehen wollte, und mir sonach jedes Mittel der Verständigung fehlte, setzte ich mich vor Ermattung und Verzweiflung auf einen Stein an der Thüre des Gottesackers, um mein letztes Stündlein abzuwarten. Die Nachbarschaft des heiligen Ortes erinnerte mich jedoch zu rechter Zeit, daß in dem Dorfe vielleicht ein Geistlicher wohne, der einen armen Christen gewiß nicht Hungers sterben lassen werde; ich raffte meine letzten Kräfte zusammen und ging ohne weiteres in ein bei der Kirche gelegenes Haus hinein, welches wie eine Predigerwohnung aussah und auch wirklich eine war. Glücklicherweise traf ich den Pfarrer in seinem Garten, sonst wäre ich wahrscheinlich verschmachtet. Der gute Seelenhirt trug mir ein gebratenes Huhn, feischr Butter und einen Laib Schwarzbrod auf, stellte einen Krug Wein daneben, und entschuldigte sich, daß er mir nichts Besseres anbieten könne. Gott vergelte es dem braven Pfarrer von Plomeur, der mich wieder von den Todten auferweckte und lebendig machte: es war ein einfacher, schlichter Mann, und wie er mir selbst sagte, bei allen seinen Pfarrkindern beliebt, die ihn an Lebensmitteln nie Mangel leiden ließen, da sein Amtsrock von ziemlich grobem Tuche verfertigt und an mehreren Stellen geflickt war, so zog ich den vielleicht voreiligen Schluß, daß es dem guten Mann an anderer Einnahme gebreche, und ich vergaß nicht beim Aufstehen unvermerkt ein Goldstück unter den irdenen Teller zu legen; eine Mahlzeit bei den trois frères provençaux um einen Napoleon per Kopf hat mir nie so gut geschmeckt, als das frugale Essen beim katholischen Pfarrer von Plomeur. Während ich den Inhalt der Schüssel und des Weinkruges verschlang, gab mir der geistliche Herr verschiedene Fingerzeige hinsichtlich des Weges, den ich zu nehmen hätte; er begleitete mich bis zum Dorf, wo ich mit dem aufrichtigsten Dank und

Digitized by Google

Händedruck von ihm schied. Gegen Abend sah ich am Horizont einen Ruinenhaufen schimmern, aus welchem in gewissen Entfernungen mehrere massive Kirchthürme hervorragten; der Beschreibung des Pfarrers nach mußte es mein Reiseziel seyn, nämlich das alte Kerity-Penmarc'h, eine ehemals wichtige und blühende Handelsstadt, gegenwärtig ein trauriges, verlassenes Dorf. Ich beschleunigte den Schritt, um noch denselben Abend diese Localität zu besichtigen, wovon ich so vieles Wunderbare gehöret und gelesen hatte.

Die Landspitze von Penmarc'h ist bei weitem nicht so hoch und steil, als die Landspitze Raz; sie dacht sich nach dem Meere zu ab und bildet eine mit einer dünnen Narbe unfruchtbarer Sanderde bedeckte Felsenfläche. Diese Fläche ist etwa im Umfang einer Quadratmeile mit Trümmern und alten Gebäuden besäet, welche anzeigen, daß auf diesem Fleck einst eine ansehnliche Stadt gestanden. An jedem Ende dieses Conglomerats von Trümmern sieht man zwei Hauptgruppen von Häusern, die noch bewohnt sind. Die am weitesten landeinwärts gelegene Häusergruppe ist das Fischerdorf Penmarc'h, die andere, Kerity genannt, liegt näher am Strande, gerade auf der Landspitze, von wo aus eine schreckliche Kette schwarzer Felsenklippen ins Meer hineinspringt. Am merkwürdigsten darunter ist die sogenannte Fackel von Penmarc'h, ein freistehender Felsen, durch einen ziemlich weiten Zwischenraum vom festen Lande getrennt, welchen man den Mönchssprung nennt, wir haben nicht erfahren können, warum. Das Meer umwälzt diesen Felsen in schauerlicher Pracht, und man schreibt ihm das schreckliche Getöse zu, welches bei ruhigem, stillem Wetter weit ins Land hinein, sogar bis nach Quimper gehört wird, und wohl nicht bloß von den Klippen bei Penmarc'h, sondern überhaupt von den hundertausend Hindernissen und Klippen herrührt, an welchen sich der Ocean im ganzen Finisterre bricht.

Die Massen von Ruinen vermehren die Trauer dieser Gegend. Die vielen Trümmer, welche den Zwischenraum zwischen Penmarc'h und Kerity füllen, bezeugen, daß diese beiden Orte ehemals zusammenhingen und Theile eines sehr beträchtlichen Ganzen sind. Alle Häuser, welche daselbst zusammengefallen oder noch erhalten sind, tragen ihrer Bauart nach den Charakter des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts an sich. Da die Stadt wahrscheinlich wegen ihres großen Umfanges keine Festungswerke hatte und doch den Einfällen der Seeräuber und Engländer ausgesetzt war, so gebrauchten die reichen Kaufleute die Vorsicht, sich in ihren Privathäusern zu verschanzen, um gegen einen Handstreich sicher zu seyn. Man findet noch mehrere von diesen Häusern, welche eine Mauer mit Zinnen und Schießscharten umgab, und an welche ein Wachthaus für den Wächter angelehnt war, der beim Herannahen des Feindes die Lärmglocke läutete. Die vielen großen Kirchen, welche hier in diesem engen Raume beisammen sind, heben vollends alle Zweifel an der alten Herrlichkeit der Stadt Kerity-Penmarc'h: man zählt noch über ein halbes Dutzend. Die Kirche von Penmarc'h ist die größte von allen, und in etwas schwerfälligem gothischem Styl gebaut. An der Façade sind mehrere sonderbar geformte Schiffe ausgehauen, welche von dem bizarren Bau der Schiffe im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eine Vorstellung geben, und vermuthlich andeuten, daß man die Aufführung dieser Kirche der Freigebigkeit der Kaufherrn von Kerity-Penmarc'h verdanke. An dem Portal liest man eine Inschrift mit gothischen Buchstaben, die sich schwer entziffern läßt; sie besagt, daß diese Kirche dem heiligen Nona geweiht sey, welcher zu den vielen Aposteln der Bretagne gehört, wovon man in Rom keine Ahnung hat, und worüber selbst die Volkssagen und Landessagen schweigen. — Die Templerkirche in Kerity ist viel älter als die ebengenannte, und von dem Tempelritterorden gestiftet, welcher außer Burgund in der Bretagne die meisten Besitzungen in Frankreich hatte. An den ausgeschweiften Spitzbögen, an den schlanken Formen und Verhältnissen sehen wir sogleich, daß diese Kirche vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts herrührt, wo die gothische Baukunst ihren höchsten Gipfel erreicht hatte. An der schweren Masse des viereckigen Thurmes, der über dem Portal aufsteigt, an der runden Waete auf der Höhe erkennen wir jedoch den Architekturstyl, welchen die Templer bei ihren halb religiösen, halb militärischen Bauten, die zugleich Kirche und Festung waren, fast beständig angewandt haben. Das ehemals reich und prachtvoll ausgeschmückte Innere ist gegenwärtig nackt und kahl; es hat nur Eine Abseite, welche Auffallenheit ich fast in allen Kirchen der Templer beobachtet habe, ohne mir Rechenschaft davon geben zu können. Nach der Vertreibung der Tempelritter wurde der heilige Thumet zum Schutzpatron der Kirche bestellt, abermals einer von den obscuren Heiligen, welche in der Bretagne so zahlreich sind wie Sand am Meere, und deren Namen nicht im Kalender stehen. Wenn wir von dem Dorfe Kerity gegen die Landspitze hingehen, worauf der schöne neue Leuchtthurm gebaut ist, so treffen wir unterwegs die Kirche Saint-Pierre, ein niedriges, unansehnliches Gotteshaus, mit einem merkwürdig festen viereckigen Thurm, aus dessen vier Ecken, ungefähr in der Mitte seiner Höhe, Dachrinnen herausspringen, woran barocke Thier- und Menschenfiguren ausgehauen sind. Eine von den letztern ist nackt, und begeht eben eine höchst unanständige Handlung, welche in unsern Schulanstalten oft in beklagenswerthe Excesse ausartet. An andern Denkmälern der Bretagne findet man männliche und sogar weibliche Figuren in denselben obscönen Stellungen und Thätlichkeiten abgebildet, welche an den Phallusdienst der Aegyptier erinnern, mit welchen die Celten vielfache Verbindungen gehabt haben sollen. Die Bauart dieser Kirche reicht indeß nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus. Weiter gegen Norden erblickt man die Capelle Notre Dame de la Joie, welche viel moderner ist, und weiter nichts Merkwürdiges hat als ihren Namen, der schließen läßt, daß an ihrer Stelle ehemals ein Heiligthum des Götzendienstes stand, welches dem Christenthum weichen mußte. — In einiger Entfernung von dieser Capelle sehen wir die romantische und imposante Ruinenmasse der Kirche des heiligen Guenolé, wovon das mit gothischen Bildhauereien geschmückte Portal noch erhalten ist. Hie und da liegen noch mehrere gothische Capellen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reisende Duffumier. Dieser Kaufmann aus Bordeaux, der schon eilfmal die Reise nach Ostindien gemacht hat, und das Pariser Museum der Naturgeschichte mit vielen seltenen und kostbaren Thieren bereicherte, ist wieder nach Europa zurückgekehrt. Das Schiff, welches seine Sammlungen enthält, wird gleichfalls von Tag zu Tag erwartet, und bringt unter Anderem ein lebendiges Nilgau mit, eine Art Gazelle von der Größe eines mittlern Pferdes (Antilope picta). Auch eine Menge Pflanzen befinden sich auf dem Schiff, unter Anderem vom Teakbaum, den man im südlichen Europa einheimisch zu machen hofft. (Echo du M. S. vom 25 August.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 247.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 September 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Der Weg von Wladikaukas nach Tiflis.

Von Wladikaukas überschreitet man eine sechs Werst breite Ebene, und betritt dann auf einmal ohne weitere Vorbereitung die Thalschlucht des Terek. Um dem Leser einen Begriff von dem prachtvollen Anblick zu geben, der sich in diesem entzückenden Thale den Augen des Reisenden darbietet, müßte man die Reize des Paradieses und die Schrecken der Hölle in poetischer Unordnung durch einander mischen. Die Strömung, mit welcher der Terek zwischen den unersteiglichen Felsen dahin rauscht, und Felsblöcke in seinem donnernden Laufe mit sich fortreißt, daß die festen Ufer schüttern, und der Schaum gen Himmel spritzt, erweckt einen ehrfurchtsvollen Schauder, und — neben diesem Toben und Brausen stehen die ewig ruhigen Bergkolosse. Man gelangt endlich nach Lars, der ersten Station in den Bergen, welche dermaßen auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen ist, daß man sie nur mit einem riesenhaften Brunnen vergleichen kann. Die Dunkelheit und das Geheimnißvolle dieses Orts erinnern an die Romane der seligen Radcliffe. Von Lars führt der Weg am Terek hinauf bis Kasbek über Dargel; hier wird die Schlucht so eng, daß nur gerade noch Raum bleibt für den Terek auf der einen und einen Wagen auf der andern Seite. Schroffe Wendungen, die der Terek hier machen muß, furchtbare Felsblöcke, welche über den Weg hereinhängen, als erwarteten sie nur einen günstigen Augenblick, um auf den Weg und in den Fluß zu stürzen, das betäubende Geräusch der Wellen des Terek und der von den Berghöhen herab in ihn fallenden Bäche — alles dieß wirkt mächtig auf die Phantasie.

In dem Dorfe und der Station, die gleichfalls den Namen Kasbek führen, wie der Berg, sagte man mir, daß ich den glücklichen Zufall getroffen, daß der Berg ohne seine Mütze, d. h. ohne den Wolkenschleier, sey; er zeichnete sich auch an dem blauen Himmelsgewölbe hell und scharf ab, was sehr selten der Fall seyn soll. Von Kasbek bis Kobi sind die Landschaften eben so poetisch: man muß hier über die sogenannte wüthende Balka setzen, welche im Frühjahr und Sommer wegen der Schneeschmelze fast unpassirbar ist, und so viel Steine und Erde herabschwemmt, daß oft die ganze Straße versperrt wird. Alles dieß weiß ich glücklicher Weise nur vom Hörensagen, weil ich im Anfang Septembers auf diesem Weg reiste, und die Berge längst ihre überflüssige Last abgeworfen hatten.

Der Weg von Kobi nach Kaischaur ist sehr mühsam, denn man muß den Kreuz- und den Gudberg übersteigen. Die Aussicht von dem letztern herab ist höchst reizend: auf der rechten Seite des Weges läuft eine Schlucht einige hundert Klafter weit, unterhalb aber fließt die Aragwa, an deren Ufer einige Dörfer zerstreut liegen. Der Fluß erscheint von oben wie ein schmales Silberband, und die Häuser nicht größer wie Fliegen; grüne Wiesen und Bäume beleben das Gemälde, das wohl den georgischen Namen, nicht aber den russischen verdient: georgisch heiß nämlich das Thal Tschortel, und dieß Wort bedeutet einen Engel, im Russischen aber bedeutet Tschort oder Tschortel einen Teufel, und so ist ein Teufelsthal daraus geworden. So wie die Aragwa auf der Scene erscheint, ändern alle den Reisenden umgebenden Bilder ihr Ansehen und ihr Colorit. Die Dunkelheit, die höllische Wildheit des Terekthals verschwindet, es hängen keine Felsen mehr über dem Haupte, der kahle, graue Stein verliert sich, und buschige Bäume bedecken wieder die Höhen. Die Aragwa ist klar wie Krystall, fließt sicherlich nicht träge dahin, aber gebärdet sich doch nicht so toll wie der Terek.

Zwanzig Werst von Tiflis liegt die alte Stadt Mzchet, einst die Residenz der georgischen Zaare. Als Ueberrest der alten Herrlichkeit steht nur noch ein großer Tempel da, neben welchem die Trümmer des alten Palastes der Könige und ihre Hauskirche liegen, die in ihren äußern Verhältnissen dem großen Tempel gleicht. Diesen gegenüber auf dem andern Ufer des Kur steigen Höhen an, die mit üppigem Grün und Gebüsch bedeckt sind, und links jenseits der Aragwa steht das verlassene Kloster des Kreuzes, das gleichfalls dem Bau der großen Kirche nachgebildet ist. Die Gründung von Mzchet geht in die fabelhaften Zeiten der georgischen Geschichte hinauf, die der Kirche ins dritte Jahrhundert nach Chr., wie man sagt; und dieß erscheint nicht unglaublich, wenn man erwägt, daß im

Digitized by Google

fünften Jahrhundert Mzchet bereits aufhörte, die Residenzstadt der georgischen Könige zu seyn.

Mzchet steht da, wo die Aragwa in den Kur fällt, und diese Vereinigung zweier Flüsse täuscht das Auge so sehr, daß man glaubt, die Stadt sey auf einer Insel erbaut. So schön sich indeß die Gegend mit Bergen und Flüssen darbot, so entging ich doch in der öden Stadt der Langeweile nicht, und ich eilte nach Tiflis, das sich mir jedoch, nachdem mich die Reise erschöpft und hungrig gemacht hatte, nicht als die alte Hauptstadt Georgiens, nicht als eine halb asiatische, halb europäische Stadt, sondern nur wie ein Ort darstellte, wo ich gut essen und schlafen könne. Tiflis war für mich nichts als ein Gasthaus, so wahr ist es, daß die physischen Bedürfnisse sich vor allen geistigen Bahn machen.

Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan.

(Fortsetzung.)

1. Rüstung. — Unterwerfung der Amirs von Sind. — Marsch gegen Candahar.

Das drohende Vorrücken des persischen und des russischen Einflusses, der in Afghanistan das Uebergewicht errang, weil die Engländer den dort regierenden Fürsten keine Sicherheit gegen die Macht der Russen und Perser gewähren wollten oder konnten, hatte bei der angloindischen Regierung den Entschluß erzeugt, mit Waffengewalt entgegenzutreten; man scheint jedoch anfangs, d. h. noch im Mai vorigen Jahrs, die Hoffnung gehegt zu haben, daß Randschit Singh die Hauptlast des Zuges tragen, und ein der Armee desselben beigegebenes Hülfscorps ausreichen werde; allein diese Hoffnung schwand bald, als man bei der Zusammenkunft mit Randschit Singh entdeckte, daß dieser von dem Stande der Dinge sehr wohl unterrichtet, und keineswegs geneigt sey, für die Engländer die Castanien aus dem Feuer zu holen. Einer der Söhne Randschit Singhs ließ sich nämlich die Aeußerung entschlüpfen, der Radschah kenne den großen Bund, der sich gegen das angloindische Reich gebildet, sehr wohl, und er wünsche sich von aller Verbindung mit beiden Theilen ferne zu halten, um je nach den Umständen handeln zu können.

Randschit Singh erkannte jedoch vollkommen, daß er nicht unthätiger Zuschauer bei dem Kampfe bleiben könne, auf der andern Seite wollte er aber auch als unabhängiger Fürst und nicht als der Vasall Englands handeln; darum lehnte er nicht nur den ersten Antrag der Engländer, wonach er mit einem Heere von Sikhs nach Afghanistan vorrücken, und die Engländer als Reserve in seinem Lande stehen bleiben sollten, entschieden ab, sondern verbat sich auch jeden Durchmarsch durch sein Land. Dieser Punkt scheint einen sehr hitzigen Streit herbeigeführt zu haben, denn während der Unterhandlung ließ Randschit Singh mit einem Mal sein Lager abbrechen, und kehrte nach Lahor zurück, wohin er die zu ihm gesandte Mission, deren Haupt Hr. Macnaghten war, einlud. Hier kam man endlich überein, daß der Feldzug nicht im eigenen Namen der Engländer, sondern angeblich um Schah Schudscha wieder auf den Thron von Afghanistan zu setzen, unternommen werden sollte. Hr. Macnaghten reiste Ende Julius von Lahor nach Ludianah, wo Schah Schudscha seit seinem unglücklichen Heereszuge im Jahre 1834 ganz unbeachtet lebte, und setzte diesen von dem neuen Wechsel seines Geschicks in Kenntniß.

Nun kamen die Vorbereitungen zu dem künftigen Feldzuge schnell zur Kenntniß des Publicums. Der Schah sollte 8000 bis 10,000 Mann unter seinem eigenen Namen ausheben, von der bengalischen Armee sollten gegen 14,000 Mann nach dem Setledsch aufbrechen, und 4500 Mann von Bombay her an der Mündung des Indus landen. Wie sehr Schah Schudscha nur zu einer englischen Expedition den Namen lieh, geht schon daraus hervor, daß die englische Regierung nicht nur die Officiere, die unter demselben dienen sollten, bezeichnete, sondern ihnen auch gleich die Weisung zugehen ließ, daß sie ihre Befehle von dem politischen Departement einzuholen hätten; zugleich wurden aus den Magazinen der anglo-indischen Regierung die nöthigen Monturen und Waffen nach Ludianah geschafft, und die Recrutirung sogleich begonnen.

Ein wichtigerer Punkt für die Engländer war das englische Corps selbst, welches den Feldzug unternehmen sollte. Lord William Bentinck hatte durch unsinnige Reductionen das Heer so sehr vermindert, daß man eine solche Anzahl von Truppen nicht wohl entbehren konnte, und zu augenblicklicher Vermehrung des Heeres schreiten mußte; zu diesem Ende wurde außer einer namhaften Verstärkung, namentlich der irregulären Reiterei (Local Horse), vorgeschrieben, daß jede Compagnie um zehn Mann vermehrt werden sollte. Bekanntlich hat die anglo-indische Armee 152 eingeborne Infanterieregimenter oder Bataillone zu zehn Compagnien, eine Vermehrung dieser sämmtlichen Regimenter also betrug 15,000 Mann. Mit Einschluß der Vermehrung der Reiterregimenter konnte man die Gesammtverstärkung auf 18—20 000 M. anschlagen. Zugleich wurde die Regierung in England angegangen, die Zahl der europäischen Truppen zu verstärken, was sehr schwer hielt, und bis auf diese Stunde noch nicht vollständig effectuirt ist. Auch hier sollte die Verstärkung 5000 Mann betragen, die um so nöthiger waren, als man an einzelnen Punkten den Sipahis zu mißtrauen anfing, und jedenfalls die Mittel zur Verführung derselben nicht gespart wurden.

Die Zusammensetzung der Truppen, die man zu dem Feldzuge bestimmte, war folgende: europäische Truppen, 4 Compagnien reitender Artillerie, 480 Mann, 2 Compagnien Fußartillerie, 160 Mann, das 16te Lanciersregiment, 400 M., zwei Infanterieregimenter, 1600 Mann; dieß waren königliche Truppen, zu denen noch 500 Mann von dem europäischen Regimente der Provinz Bengalen stießen, also über 3000 Mann europäische Truppen. Dazu kamen 12 Sipahi-Infanterieregimenter mit 9600 Mann und 2 Sipahi-Cavallerieregimenter, 800 Mann, zusammen also etwa 13,500 Mann, vorausgesetzt, daß die Regimenter vollzählig waren. Von Bombay aus sollten 4500 Mann, wovon ein Drittheil Europäer, nach dem In-

Digitized by Google

dus geschickt werden. Rechnet man hiezu noch einige Abtheilungen irregulärer Reiterei, und das Corps Schah Schudscha's, so konnte das Ganze zwischen 20 bis 25,000 Mann betragen. Die reitende Artillerie fand man auffallend zahlreich im Vergleich zu den übrigen Waffengattungen, und erklärte sich dieß daraus, daß man hoffe, diese Waffe werde auf die Afghanen am meisten Eindruck machen.

Wenn man Zeitungsgerüchten glauben darf, so entstand zwischen dem Generalgouverneur und dem Obergeneral Sir Henry Fane ein heftiger Streit über die Stärke der Truppenmacht, die den Feldzug mitmachen sollte. Der Generalgouverneur habe anfangs geglaubt, es werde hinreichen, wenn man Schah Schudscha behülflich sey, ein Corps von 8000 Mann anzuwerben. Dann habe man 3000 Sipahis mitsenden wollen, der Obergeneral habe aber gefragt, was für eine Armee denn diesem Vortrab von 3000 Mann folgen solle. Wie dem auch seyn mag, gewiß ist, daß Sir Henry Fane den Oberbefehl niederlegte, und nur noch provisorisch behielt, wie er denn auch bald nachher definitiv abtrat, und jetzt durch einen andern, den Generallieutenant Sir Jasper Nicolls, ersetzt ist; zum Befehlshaber der Expeditionsarmee wurde Sir John Keane von der Bombayarmee ernannt.

Die Recrutirung der Mannschaft für Schah Schudscha war keine sehr leichte Sache, weil der Dienst unter ihm keineswegs populär war; das Andenken an seinen Feldzug in den Jahren 1833 und 1834 hatte ihm keine Freundr erworben, und so sammelten sich eine Menge Leute um ihn, die nur auf eine Zeitlang den Sold beziehen, und dann sich wieder davon machen wollten, was denn zuweilen auch in ganzen Haufen geschah. Doch erhielt er einige tüchtige Mannschaft, die aus dem Dienst Randschit Singhs desertirte, und die ihm zugewiesenen englischen Officiere warden eine Anzahl Gorkhas an, von jenen abgehärteten Gebirgsleuten, die in den Jahren 1814 und 1815 den Engländern harte Stöße beigebracht hatten. Für alle jedoch, welche Schah Schudscha kannten, war es ein höchst unglücklicher Umstand, daß man diesen Mann gewählt hatte, oder vielmehr hatte wahlen müssen, um einen Vorwand zu haben, in Afghanistan einzudringen. Burnes namentlich, der nicht nur Schah Schudscha selbst persönlich genau kannte, sondern auch wußte, wie dessen eigene Landsleute und ehemalige Unterthanen, die Afghanen, von ihm dachten, hatte eifrig widerrathen; allein es war kein andrer Ausweg möglich, und es blieb nichts übrig, als sich mit diesem Namen zu decken, so unpopulär er in Afghanistan an sich war, und noch mehr werden mußte, da er in Verbindung nicht bloß mit den Engländern, sondern mit den bittersten Feinden der Afghanen, den Sikhs, den Zug unternehmen sollte.*) Der Generalgouverneur sagte in seiner Kriegserklärung: Se. Maj. Schah Schudscha ol Mülk wird Afghanistan betreten, umgeben von seinen eigenen Truppen, und durch eine brittische Armee geschützt gegen fremde Einmischung und factiösen Widerstand. Der Gouverneur hofft zuversichtlich, daß der Schah durch seine eigenen Unterthanen und Anhänger auf den Thron gehoben werden, und sobald seine Macht festgestellt und die Unabhängigkeit und Integrität des afghanischen Reichs gesichert seyn wird, soll die brittische Armee zurückgezogen werden." Welche Ansichten mußte man in Indien von diesem Wortschwall hegen, da man wußte, daß Schah Schudscha einen Tribut an Randschit Singh zu zahlen versprochen habe, und daß die anglo-indische Regierung diesen Tribut garantire. Schon dieß mußte die Stellung Schah Schudscha's seinen Unterthanen gegenüber so erschweren, daß fortdauernd ein englisches Corps zu seinem Schutz wird bereit stehen müssen. Hiezu kommt noch, daß Afghanistan zu arm ist, um rine nur einigermaßen theurr Regierung zu bezahlen, und daß die ehemaligen Herrscher aus dem Geschlecht der Duranis, von denen Schah Schudscha stammt, sich hauptsächlich nur durch die Tribute von Kaschmir und Sind, so wie durch unaufhörliche räuberische Kriegszügr erhalten hattrn.

(Fortsetzung folgt.)

*) Schah Schudscha's Sohn, Timur, sollte sogar mit den Sikhs über Peschawer nach Cabul vordringen.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Fortsetzung.)

Nachdem man diese Baulichkeiten von Kerity-Penmarc'h und diese weitläufigen Ruinen besehen hat, so drängen sich natürlich die Fragen auf: was mag die Menschen bewogen haben, an diesem öden, gefahrvollen Strand eine große Stadt zu bauen? und wie ist es gekommen, daß diese dermaleinst beträchtliche Stadt gegenwärtig in einen elenden Schutthaufen und in zwei armselige Dörfer zusammengeschmolzen ist, welche kaum zweihundert Seelen zählen? Hr. Emil Souvestre in seinen jetzten Bretagnern sagt von Penmarc'h: „Unermeßliche Trümmer bedecken den Strand, ohne daß Jemand mit Bestimmtheit angeben könnte, welche Stadt hier einst gestanden; selbst die Legenden geben darüber keinen befriedigenden Aufschluß; nur der Steuermann erzählt uns beim Vorüberfahren an diesen stummen Zeugen der Vergangenheit die wunderbare Geschichte von einer ins Meer gesunkenen Stadt, wovon nichts als diese Trümmer übrig geblieben, welche die Höhe des Caps gegen den Andrang der Wellen schützen. Wenn wir dem Bootsmanne Glauben schenken wollen, war diese Stadt groß, herrlich und reich und bei ruhigem, klarem Wasser zeigt er uns auf offener See, zwischen Guilvinec und Penmarc'h, 20 bis 30 Fuß tief am Grunde des Meeres großmächtige Denkensteine, welche die Ebbe bisweilen aufdecke, und worauf die Druiden ihre Menschenopfer geschlachtet." Diese Angaben, welche ganz romantisch klingen, sind von Hrn. Souvestre entweder rein aus der Luft gegriffen oder ihm von einem listigen Schiffer aufgebunden worden, der seiner Leichtgläubigkeit schmeicheln oder spotten wollte.

Man hat ziemlich genaue historische Nachrichten über Penmarc'h, welches nie vom Meere verschlungen worden ist, und gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch in vollem Glanze stand. Die Einwohner von Penmarc'h waren in alten Zeiten als tapfere, unerschrockene Seeleute bekannt, welche ihrer Geschicklichkeit und Schifffahrtskunde wegen großes Ansehen genossen; die reichen Eigenthümer von Cornwallis brachten ihnen vorzugsweise vor allen andern Küstenbewohnern die

Digitized by Google

Waaren, welche sie verschleißen wollten. So bildete sich in Penmarc'h die erste Niederlassung; die Vortheile und die Beteiebsamkeit des Handels zogen bald reiche Capitalisten und Kaufleute an, welche sich daselbst ansiedelten. Handwerker und Gewerbsleute aller Art folgten nach, und die Stadt wuchs schnell heran, so daß sie schon im dreizehnten Jahrhundert sehr bevölkert und begütert war. Ein besonderer Umstand erhöhte noch ihren Wohlstand. Man entdeckte nämlich 50 oder 40 Meilen von Penmarc'h eine beträchtliche Stockfischbank, und der Stockfischfang, welcher im Mittelalter viel einträglicher war als heutzutage, wurde ein Hauptspeculationsgegenstand der Kauffahrer von Penmarc'h, welche außerdem eine große Anzahl von Schiffen für den Häringsfang anrüsteten, und einen ausgebreiteten Handel mit Korn, Vieh, Flachs, Hanf und andern Landesproducten trieben, die besonders nach den spanischen Häfen von Galizien und Asturien abgesetzt wurden. Der bedeutende Gewinn, welchen der Handel abwarf, war so verlockend, daß die Bewohner der umliegenden Ortschaften ihre Pflüge und Ackergeräthe in Stich ließen und nach Penmarc'h zogen, um ein kleines Geschäft anzufangen. Diese Handels- und Schacherwuth ging so weit, daß die Landesregierung einschreiten und dem Dinge Einhalt gebieten mußte, damit die Felder nicht brach liegen blieben und die landwirthschaftliche Cultur nicht ganz herunterkäme. Eine herzogliche Verordnung vom Jahre 1404 verbietet den Bauern, aus ihren Pachtgütern ohne weiteres nach Penmarc'h aufzubrechen und ihr Geld daselbst im Handel anzulegen. Thatsachen dieser Art bestätigen den großen Reichthum, die beträchtliche Ausdehnung und starke Bevölkerung der Stadt Penmarc'h; sie hatte einen langen aufgemauerten Hafendamm, um ihre Schiffe gegen die Südwestwinde zu schützen, welche hier so heftig wehen, daß man oft vor dicken Nebelwolken und den aufspritzenden Schaumwirbeln nicht zehn Schritte weit sehen kann, und noch heutiges Tages nennt man einige Gänge unter der und zwischen den Ruinen die große Straße, die Kaufmannsstraße, die Goldschmiedsstraße u. s. w. Mancherlei Ursachen bewirkten den Verfall von Penmarc'h, unter Anderem die Entdeckung der neuen Welt; die wunderbare Menge von Stockfischen, welche man an diesen Küsten fand, zog schnell die Kauffahrer aller Nationen an; die Schiffe von Penmarc'h erlitten dadurch bedeutenden Verlust, zumal da ihre Stockfischbänke beinahe ausgefangen waren; sie büßten somit das Handelsmonopol ein, welches sie bereichert hatte, und das von nun an auch die Kaufleute von Saint-Malo, Saint-Brieux und Granville zu Millionären erhob. Unter diesen ungünstigen Constellationen wanderten viele reiche Kaufmannsfamilien aus; jedoch war Penmarc'h um 1550 noch eine blühende Handelsstadt, welche mit Spanien fortwährend einen bedeutenden Korn- und Weinhandel trieb und ein Schützencorps von 5000 Mann hatte. Allein von jener Zeit an, wo die Vervollkommnung der Schifffahrt das edle Seeräuberhandwerk in Schwung brachte, wurde das unbefestigte Penmarc'h jeden Augenblick von Corsaren angefallen und ausgeplündert, was noch mehr reiche Leute zur Auswanderung bewog: die Verheerungen, welche der bretagnische Schinderhannes, der famöse Räuberhauptmann Fontenelle, am Ende des Krieges der Ligue, mit seinen Banden in Penmarc'h anstiftete, richteten es vollends zu Grunde; die Stadt wurde verlassen, und kam so weit herunter, daß ihre Ruinen nur noch von einigen blutarmen Schifferfamilien bewohnt sind.

Auf dem Wege von Penmarc'h nach Pont-l'Abbé trifft man dicht neben der Landstraße mehrere Steinbetten und Grabhügel, worin alte celtische Helden schlafen sollen, von denen keine Inschrift, kein Zeichen, keine Tradition spricht. Der altbretagnische Urvolksstamm verdorrte, die Zeit und das Christenthum vernichteten ihn bis auf die Wurzel, und ließen nur übrig, was schon todt war, die Grabmäler seiner Edlen und die Opfersteine seiner Priester, welche noch jetzt in allen Gegenden der Bretagne theils auf ebenem Felde, theils auf Anhöhen vorhanden sind. Bei den nachfolgenden Geschlechtern, unter welchen ein anderer Religionscultus, andere Sitten und Ideen herrschend wurden, gerieth das Andenken an die Vorfahren in Vergessenheit; schriftliche Aufbewahrungen von Begebenheiten und merkwürdigen Personen gab es nicht, und so erloschen alle Spuren von dem Leben und Wirken des Volkes der Urzeit. Die christlichen Nachkommen, unbekannt mit den Gebräuchen und Gewohnheiten der heidnischen Altvordern, wußten sich das Riesenhafte, Dunkle und Unbegreifliche der celtischen Monumente nicht zu erklären, und schrieben den Ursprung derselben der Wirksamkeit übermenschlicher Kräfte zu: der bretagnische Bauer antwortet heutzutage auf die Frage, was ein solcher Steinhaufen sey und zu bedeuten habe: a Ti-c'horriquet! ein Kobboldtic! wie der Bauer in Hinterpommern von ähnlichen Erderhöhungen sagt: dat is'n Hünengraff! ohne dabei weiter etwas zu denken. Auffallend ist die so ganz entgegengesetzte Volksmeinung in Pommern und in der Bretagne: dort glaubt man, daß Riesen darunter begraben liegen; hier bildet man sich ein, daß die Zwerge, die Korricks, darauf zusammenkommen; denn so gigantisch auch diese Erdhügel und Steinmassen seyn mögen, meint man doch, die Korricks hätten sie herbeigeschleppt. Der Unterschied wird allerdings dadurch ausgeglichen, daß man den Zwergen wenn auch keine Riesenkräfte, doch Hexenkünste beilegt.

Pont-l'Abbé war ehemals eine der ansehnlichsten Herrschaften von ganz Cornwallis und eine bedeutende Handelsstadt, in deren Hafen oft über hundert Schiffe vor Anker lagen, wo man jetzt kaum ein halbes Duzend sieht. Das alte herrschaftliche Schloß hat man neuerdings abgerissen; dagegen ist das Kaemeliterkloster, ein gothisches Gebäude vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts, rundherum mit schönen Spaziergängen umgeben, noch beinahe ganz erhalten. — Die Umgegend von Pont-l'Abbé ist sehr fruchtbar und vortrefflich angebaut; man hat seine Freude an reichen Kornfeldern und herrlichen Triften, worauf starke Kühe weiden, welche die berühmte Butter von Pont-l'Abbé geben: es fehlt nicht an Obst, Gemüse und andern Gartenfrüchten, welche hier einen ganzen Monat früher reif werden, als in dem doch nur drei Meilen entfernten Quimper. Das Landvolk bei Pont-l'Abbé ist wohlhabender, lustiger und lebt besser, als die übrigen Küstenanwohner des Finisterre.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Herstellung von Raphaels Fresken. Der Papst hat befohlen, die Freskogemälde Raphaels im Vatican, die seit dem Jahre 1702 nicht Einmal gereinigt worden waren, und die eine dicke Staubdecke dem Auge fast ganz entzog, wieder herzustellen. (Voleur. 25 Aug.)

Arabeskensammlung Raphaels. Die französische Regierung hat die Sammlung der von Raphael mit dem Pinsel gemalten Arabesken angekauft und für die Schule der schönen Künste bestimmt. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 248.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 September 1839.

Die Ureinwohner von Madagascar.

(Nach Eugène de Froberville.)

Der Besitz der Insel Madagascar war gleichfalls wie in andern Ländern der Gegenstand heftiger Streitigkeiten unter Stämmen verschiedener Abkunft, und diese Streitigkeiten hatten eine politische Organisation zur Folge, wonach die stärkere Partei sich der Güter und der Personen des unterliegenden Theiles bemächtigte. Unter den verschiedenen Einwanderungen sind namentlich zwei bemerkenswerth, nämlich die der Malaien, wodurch das Volk von Madagascar sich an die große polynesische Familie anschließt, und zweitens die der moslemitischen Araber aus Guzerat in Indien. Diese letztern verbanden sich hauptsächlich durch Heurathen mit den regierenden Geschlechtern der Ostküste, und gelangten dadurch allenthalben zu Macht und Ansehen; übrigens erstreckte sich ihr Einfluß niemals auf die Gebrauche oder die Sprache der Malgaschen.

Viel wichtiger und interessanter ist die Verwandtschaft dieser Sprache mit der der Malaien, eine Verwandtschaft, die so bedeutend ist, daß man an der Herkunft der Malgaschen aus dem asiatischen Archipel gar nicht zweifeln kann. Die kecken, malaischen Seefahrer, welche Weib und Kind mit sich führten, kamen bald mit den Landeseingebornen auf der Ostküste der Insel in Kampf, wobei der Sieg den Malaien blieb. Ein Theil der Eingebornen beugte das Haupt unter das Joch, und ließ sich eine Feudaleinrichtung gefallen, die andern, geschlagen aber nicht besiegt, flüchteten in die Gebirge. Später, als die Sieger ihre Gewalt befestigt hatten, wurden diese Bergstämme neuerdings verfolgt, und endlich unterworfen. Ihre Berge und Thäler wurden die Beute der Feinde, die sich allmählich über alle Theile der Insel verbreiteten, und ihr den Namen Malakaß gaben, wie andere malaische Auswanderer die Halbinsel Asiens, wo sie ihre Colonien gründeten, Malaka nannten. Die letzte Phase dieses Einbruchs bildete der Zug gegen die unabhängigen Stämme in den Mittelgebirgen der Insel. Diese Gebirge machen jetzt das mächtige Königreich der Ovas aus, die sich unter den Malgaschen durch ihre Intelligenz auszeichnen, und deren Physiognomie den malaischen Typus am reinsten erhalten hat. Auch haben sie das Andenken dieser Eroberung in mancher Sage unter sich bewahrt.

Es ist kein Zweifel, daß vor derselben verschiedene Stämme die Insel bewohnten, aber es ist so gut wie unmöglich, diese jetzt noch nach ihrer Herkunft zu unterscheiden, und bei ihren gemeinsamen Schicksalen ist man genöthigt, sie unter dem gemeinsamen Namen der Ureinwohner zusammen zu fassen. Der Name Vazimba, den man bei den Ovas und Saklavas den ursprünglichen Bewohnern des Bodens gibt, ist auf der Ostküste unbekannt, wo man sie mit den Worten Ompize oder Antesatruna bezeichnet. Je mehr man sich von der Westküste entfernt, wohin natürlicher Weise die Eroberung sie trieb, desto mehr mischen sich die Erzählungen von ihnen mit abergläubischen Sagen, worunter die Fabel von den Kimos oder dem Zwergvolk den ersten Rang einnimmt. Flacourt, der die richtigsten Mittheilungen über die Malgaschen gemacht hat, erwähnt zuerst wilder Stämme in den innern Gebirgen, die mit ihren Nachbarn in unaufhörlichem Kriege lebten. Sie waren sehr häßlich, hatten kleine Augen, ein breites, aber bartloses Gesicht, scharfe Zahne und Wollhaare; ihre Haut war röthlich, ihr Bauch groß und ihre Beine schwach. Flacourt erzählt, daß noch zu seiner Zeit, nämlich gegen 1648 ganz wilde Menschen mit ihren Weibern und Kindern die dichtesten Wälder bewohnten, den Umgang mit den andern Insulanern mieden, sich nur mit Palmblättern deckten, und von dem Ertrage ihres Fischfangs oder ihrer Jagd, von wilden Wurzeln, Heuschrecken und dgl. lebten. Dieß wird von Drury, welcher im J. 1702 an der Südspitze der Insel Schiffbruch litt und zwölf Jahre unter den rohesten Stämmen als Sklave lebte, bestätigt. Ueber die Vazimbas äußert er sich unter Anderm folgendermaßen. „An den Ufern des Flusses Manih, im Lande der südlichen Saklaven, wohnte ein Volk von besonderm Stamme, welches den Namen Vazimba führt und eine eigene Sprache spricht, obwohl es sich auch der gewöhnlichen Sprache der Malgaschen bedient. Seine Sitten und Gewohnheiten sind von denen der andern Insulaner verschieden, und sie wechseln unaufhörlich ihren Aufenthalt. Als sie sich endlich ansässig machten, wurden sie von den andern Bewohnern sehr gedrückt, indem diese ohne

Digitized by Google

weiteres in ihre Hütten gingen und Alles, was ihnen gefiel, fortnahmen; sie verfielen endlich auf ein wirksames Mittel, um sich zu schützen: sie hegten nämlich in ihren Hütten ein Insect, Namens Parabonghi, das sich sonst nur an Thieren findet. Dieses Insekt gräbt sich in die Haut und in das Fleisch ein und macht während sechs bis acht Wochen große Schmerzen; wer aber einmal daran gelitten hat, ist für immer befreit, und wenn er auch in einem Haufen von solchen Insecten schliefe. Die Saklavas fürchten die Parabonghis ausnehmend und vermeiden darum so viel als möglich, die Hütte eines Vazimba zu betreten. Die Vazimba's sind einer Hautkrankheit, die man Kolah nennt, sehr unterworfen, und man findet oft in einem Dorfe Dreiviertel der Einwohner damit behaftet, wobei sie gefleckt aussehen wie Aussätzige und mit vertrockneten Krusten bedeckt sind." (Sie gelten darum auch für vortreffliche Aerzte, und man wendet sich an sie, um von dieser Krankheit geheilt zu werden.) Drury erwähnt auch noch eines andern Stammes, den er nicht Vazimbas nennt, die in den dicksten Wäldern leben, ein unthätiges Leben führen und niemals den Dörfern nahe kommen; sie haben auch keine Heerden, aus Furcht, das Brüllen der Thiere möchte ihre Gegenwart verrathen, und übelgesinnten Menschen Gelegenheit geben, sie zu beunruhigen. Auch diese Leute gehören wahrscheinlich zu einem Stamme, der sich der Herrschaft der Malaien durch die Flucht entzog.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist eine große Revolution in Madagascar vorgegangen: ein Eroberer und geschickter Staatsmann, Radama, hat die bisher unabhängigen Provinzen unter seiner Herrschaft vereinigt, die Einführung regelmäßiger Abgaben unter den verschiedenen, durch seine Waffen bezwungenen Nationen machte eine Organisation nöthig, deren Netze sich die Abkömmlinge der Ureinwohner nicht mehr wie sonst entziehen konnten; denn den gierigen Steuerbeamten blieben ihre Verstecke nicht verborgen. Von diesem Zeitpunkt datirt sich ihre Vermischung mit den übrigen Einwohnern der Insel; doch haben sie für die verlorne Freiheit und Unabhängigkeit eine Art Ersatz gefunden, indem der wundersüchtige Malgasche sie als gelehrte und geschickte Aerzte betrachtet, welches Wort in ihrer Sprache gleichbedeutend ist mit Zauberer und Hexenmeister. Sie danken diese Achtung der abergläubischen Furcht, womit die Saklavas und Ovas die Gräber der alten Vazimbas betrachten. An diesen alten Denkmälern werden die feierlichsten Opfer dargebracht, und ihre, wenn auch unwillkürliche, Entweihung muß nach der Ansicht der Ovas die furchtbarsten Folgen haben, da die Manen eines Vazimba's unversöhnlich sind.

Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan.

1. Rüstung. — Unterwerfung des Amirs von Sind. — Marsch gegen Candahar.

(Fortsetzung.)

Im November sollte die anglo-indische Armee im Lager von Firozpur, nahe am Setledsch, versammelt seyn, und um dieselbe Zeit wo möglich die Bombay-Armee am Indus erscheinen. Der Plan war nun folgender. Die Bombay-Armee sollte die Amirs von Sind in Güte oder mit Gewalt auf die Seite der Engländer bringen. Die Armee von Firozpur her mit der Bombay-Armee zu Mittenkot, an der Vereinigung der Pendschabströme mit dem Indus, zusammentreffen, und von da der Weg über Schikarpur nach Candahar angetreten werden. Man hoffte, daß die Armee am 1 Febr. 1839 bei Schikarpur versammelt seyn würde. Es fehlte indeß nicht an Leuten, welche glaubten, es werde fürs erste nur auf die Besetzung der Indus-linie und der Stadt Schikarpur abgesehen seyn, da man insgeheim darauf zu rechnen schien, daß die Barekzeihäuptlinge in Afghanistan, namentlich Dost Mohammed von Cabul, sich aus Furcht vor den Kriegsrüstungen der Engländer, fügen würden. Darauf deutet namentlich auch der Umstand hin, daß in den anglo-indischen Blättern sich lange Zeit die Sage erhielt, Dost Mohammed habe sich seinen Unterthanen so sehr verhaßt gemacht, daß er unmöglich an einen Kampf mit den Engländern denken könne. In gleichem Irrthum, wie über Dost Mohammed, scheint man hinsichtlich der Amirs von Sind gewesen zu seyn, denn es war herrschende Ansicht in den öffentlichen Blättern, daß eine Uebereinkunft mit ihnen abgeschlossen sey, wonach man friedlich und ohne Schaden anzurichten, durch ihr Land sollte ziehen können; man wollte sogar behaupten, die englische Regierung habe diesen freien Durchzug mit 20 Laks Rupien erkauft. Daß die Regierung selbst über die Gesinnungen der Amirs von Sind sich täuschte, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Selbst der unbedeutende Khan von Bhawalpur, am Setledsch, durch dessen Gebiet die Armee von Firozpur aus ziehen mußte, erklärte sich gegen den Durchmarsch, aber freilich achtete man solchen Widerspruch nicht.

Im August und September befanden sich die Truppen aus Bengalen auf dem Marsch über Karnaul nach Firozpur. Krankheiten mancher Art, erzeugt durch die Hitze, rafften einen Theil der Mannschaft hin, und streckten andere auf das Krankenlager. Doch war dieß der geringere Uebelstand; weit wichtiger war, daß sich in mehreren Sipahiregimentern starke Symptome von Meuterei kund gaben, so daß man ein Regiment contremandiren, aus einem andern mehrere Soldaten schimpflich entlassen mußte, weil sie offen zum Aufruhr und zum Ungehorsam angereizt hatten. Die Folgen der unsinnigen Anordnung Lord William Bentincks in Abschaffung der Körperstrafe thaten sich mannichfach kund, und eine Stimme um die andere erhob sich dagegen. Ein Offizier, der sich durch zehnjährigen Dienst als Regimentsadjutant hinreichende Erfahrung in diesem Punkte gesammelt hatte, erklärte geradezu, daß die Disciplin täglich schlechter werde, und daß „die schlimmen Folgen der Abschaffung der Körperstrafen sich allgemein in der lässigen Weise kund geben, wie der Dienst geschehe; Leute schliefen auf den Posten, verließen diesen, und legten die Waffen bei Seite, wenn sie Schildwache ständen." Einigen Andeutungen in den spatern Berichten zufolge scheint man indeß von dieser Abschaffung allmählich Umgang genommen zu haben, und wenigstens auf dem Marsche zu den alten Strafmethoden zurückgekehrt zu seyn.

Digitized by Google

Noch ehe die Regimenter im Lager zu Firozpur versammelt waren, langte in Ostindien die Nacheicht an, daß die Belagerung von Herat aufgehoben sey, und alsbald erfuhr man auch, daß der Generalgouverneur in Folge dieser Nacheicht den Befehl gegeben habe, daß nicht die ganze Armee von Firozpur nach dem Indus aufbrechen solle. Ob dieß die wahre Veranlassung gewesen, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben; anglo-indische Blätter aber drückten die Vermuthung aus, daß wohl andere Gründe zu diesem Befehl Veranlassung gegeben haben möchten. Den ersten Grund suchte man in dem Umstand, daß die Nepalesen Truppen an den Gränzen aufstellten, und es durchaus nöthig wurde, sich gegen sie in Bereitschaft zu setzen; ebenso gaben mehrere Staaten im Innern, namentlich in Radschputana, Veranlassung zur Unruhe. Später suchte man den Grund wohl mit mehr Recht in der Lage des Pendschab: eine Zusammenkunft zwischen Randschit Singh und dem Generalgouverneur hatte statt gefunden, und der erstere im Verlaufe derselben ein ungewöhnlich großes Vertrauen für die Engländer gezeigt, ihnen selbst Einlaß in die Feste Govindghur gewährt, wo seine Schätze aufbewahrt seyn sollen. Die Veranlassung dieses Zutrauens ergab sich erst später: der „alte Löwe des Pendschab," wie man ihn gewöhnlich nannte, mochte sein herannahendes Ende fühlen, und soll mit den Engländern einen Vertrag abgeschlossen haben, wodnech diese sich verpflichteten, Randschit Singhs Sohne, Kharrak Singh, die Nachfolge zu sichern, d. h. mit andern Worten, die Engländer sollten im Falle von Randschit Singhs Tode die möglichen Aufstände der Sikhhäuptlinge und der Mohammedaner, die nach einer Befreiung von dem Joche der Sikhs seufzen, mit Waffengewalt dämpfen. Zu dem Ende mußte, auch wenn die Sikhhäuptlinge und Mohammedaner sich aus Furcht vor der englischen Macht beugten, doch immer eine starke Reservearmee bei Firozpur stehen bleiben, von wo man in wenig Märschen nach Lahor gelangen konnte. Immerhin war es also, außer Afghanistan auch das Schicksal des Pendschab, um das es sich handelte.

Daß der angeführte Grund, weßhalb nicht die ganze Armee von Firozpur nach Afghanistan marschiren sollte, nicht der wahre sey, ergab sich auch aus dem Umstand, daß nicht nur für die bengalische Armee (74 Sipahi-Infanterieregimenter) eine abermalige Vermehrung von 10 M. per Compagnie oder etwa 7000 M. beschlossen wurde, sondern daß auch die Regimenterzahl selbst um 1 Cavallerieregiment und 5 Infanterie-Regimenter vermehrt werden sollte. Hiezu trug freilich der Umstand bei, daß Leute, wie Oberst Pottinger, der sich durch seinen langen Aufenthalt in Sind eine vollständige Kenntniß dieses Landes und seiner Verhältnisse erworben hatte, darauf drangen, daß an der Induslinie von Mittenkot bis Heiderabad hinab wenigstens drei Punkte mit einer hinreichenden Truppenzahl besetzt würden, und diese Besetzung der Indus- und Setledschlinie, mit Einschluß des Reservecorps zu Firozpur, verlangte allein wenigstens 15,000 Mann.

Was aber die dringende Gefahr für die englische Herrschaft in Indien durch den augenblicklichen Rückzug der Perser von Herat keineswegs verschwunden, so war doch für den Augenblick das Vertrauen hergestellt, und der Eindruck, den die Nachricht auf die Bewohner Hindustans machte, wird als wahrhaft magisch geschildert. Ein Correspondent des Asiatic Journal (März 1839) sagt: „Vertrauen in die Stabilität unsrer Herrschaft trat augenblicklich an die Stelle des Mißtrauens. Die Eingebornen hatten seit einiger Zeit ihre Schatzkammerscheine in Masse nach Calcutta geschickt, und ihren Curs dadurch in wenigen Tagen tief heruntergedrückt; diese hat sich augenblicklich wieder gehoben. Jedermann hatte gefühlt, daß bei einer von Westen her drohenden, in ihrem Lauf sich vergrößernden Armee, bei der unter den Häuptlingen Indiens herrschenden Unzufriedenheit und den feindlichen Demonstrationen von Nepal und Birma unsere Herrschaft außergewöhnlichen Gefahren ausgesetzt sey. Alle diese Wolken sind aber durch den Rückzug der persischen Armee verschwunden." Indeß machte der Correspondent selbst an einer andern Stelle die Bemerkung: „Diese Erfahrung belehrt uns, daß in der Consolidation unseres anglo-indischen Reiches noch etwas fehlt, da das Vorrücken einer persischen Armee nach Herat, 700 (engl.) Meilen von unserer Gränze, mit einemmale den Glauben an die Stabilität unserer Herrschaft erschüttern konnte."

(Fortsetzung folgt.)

Die persischen Truppen.

Der London and Paris Observer citirt aus einem ungenannten Werke (wahrscheinlich aus Wilbrahams Reise in Persien, den kaukasischen Provinzen u. s. w.) nachfolgende Bemerkung über die persischen Truppen. „Die Perser lernen außerordentlich schnell den Militärdienst, und ich habe sie stets als willige und gehorsame Soldaten gefunden. Der Hunger trieb sie freilich manchmal zu Gewaltthaten und zu Insubordination, sehr oft aber habe ich gesehen, daß sie sich mit bewundernswerther Ausdauer den schwersten Entbehrungen unterwerfen. Ihr Sold bleibt oft Jahre aus, und ihre elenden Provisionen werden sehr unregelmäßig vertheilt. Dieß Uebel wächst bei dem erschöpften Zustande des Schatzes täglich, und dieser ist keineswegs im Stande, die schwere Last einer stehenden Armee zu tragen. Die besten Regimenter, die ich in Persien sah, werden aus den Wanderstämmen ausgehoben, es findet aber dabei der Nachtheil statt, daß diese nur ihren eigenen Anführern gehorchen, und wenn diese unzufrieden ist, kann man sich auf das Regiment nicht verlassen. Der Dienst im Innern des Palastes wird stets von dem Leibregiment des verstorbenen Abbas Mirza versehen, welches in der Nähe von Tebris*) ausgehoben wurde, oder von einem Bataillon russischer Deserteure unter dem Commando eines ihrer Landsleute.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Fortsetzung.)

In dem Küstenflusse, welcher durch Pont-l'Abbé fließt, liegen zwei kleine Werder: die Insel Tudy und die Ile Chevalier. Diese

*) Also wohl aus den dort umherwandernden Kadscharen, zu welchem Stamme bekanntlich die königliche Familie gehört. A. d. R.

Digitized by Google

letztere, eine halbe Meile unterhalb der Stadt, hat mehr als eine Stunde im Umfang und ansehnliche Schloßruinen, welche von ihren ehemaligen Besitzern, den Tempelrittern, herrühren, denen diese Insel ihren Namen verdankt; es haben sich mehrere Ortschaften darauf gebildet, denn der Acker ist im Durchschnitt fruchtbar und mühelohnend, wenn Aeolus nicht gar zu ungnädig ist. Die Pont-l'Abbé gegenüberliegende Insel Tudy ist ein kahles, flaches Sandfleckchen von etwa einer halben Stunde im Umkreise. Der Boden ist hie und da mit Sandegge (carex arenaria) und andern Gräsern bewachsen, die einigen Kühen zur nothdürftigen Weide dienen. Die Bewohner nähren sich einzig und allein von Fischerei, sind groß und starkgebaut, und verheurathen sich nur untereinander; sie haben fast alle blaue Augen und schwarze Haare; die Frauen gehen selbst mitten im Winter bis an den halben Leib ins Wasser, um die Austern, die kleinen Seekrebse und Muscheln aufzulesen, welche sie nach Pont-l'Abbé bringen, wo sie sich beim rauhesten Wetter, oft bis auf die Haut durchnäßt, schon zwei Stunden vor Tagesanbruch einfinden und die Marktzeit abwarten. Wie alle isolirt lebenden Völkchen, so verachten auch die Schiffer der Insel Tudy ihre Mitmenschen; sie sind sehr eitel und stolz, und nennen sich gurunen a gloar, d. h. ruhmbedeckt. Sie leben in elenden Dorfkothen; die armseligsten Alvenhütten gewähren keinen traurigern Anblick, als diese architektonischen Stümpereien, deren krüppelhafte Formen mit ihren Bedeckungen von Seegras, ihrem Gemäuer von Erde oder rohen Feldsteinen und ihren kleinen Gukköchern ohne Fensterscheiben an die Kraale eines schwarzen Stammes in Afrika oder an die Wigwams der Rothhäute in den Urwäldern Nordamerika's erinnern. Von der Regierung erhalten diese armen Leute keine Unterstützung; obschon es keine eigentlichen Lootsen unter ihnen gibt, so sind doch die meisten des Fahrwassers hinlänglich kundig, um nöthigenfalls Schiffe nach Quimper bringen zu können. Die Regierung sollte ihnen wenigstens eine Fähre einrichten, damit sie zu jeder Stunde des Tages nach dem festen Lande hinüber und sich Trinkwasser holen könnten, welches ihnen gänzlich mangelt.

Eine gute in Stand gehaltene Landstraße führt von Pont-l'Abbé nach Quimper, Chefliu eines ausgedehnten Districtes und Sitz der Präfectur des Finisterre. Es liegt an den beiden Flüssen Odet und Steyr, welche sich hier vereinigen, und wovon es seinen Namen erhalten hat, der richtiger Kimber geschrieben wird, was im Celtischen so viel bedeutet als Zusammenfluß, wie Hr. von Freminville behauptet; Hr. E. Souvestre dagegen beweist, es heiße so viel als Adlerstadt, und sey die Uebersetzung von civitas aquilæa. Anfangs wurde die Stadt Kimper-Odet genannt, nach ihrer Bekehrung zum Christenthum aber ihrem ersten Bischof, dem heiligen Corentin zu Ehren, in Kimper-Corentin umgetauft und obendrein zur Hauptstadt des „Reichs am Meer" erhoben, bei Lebzeiten des Königs Grallon, um dessen historische Existenz die Alterthumsforscher der Bretagne ewig Krieg führen und manche Lanze brechen. Die frühere Residenz des „Reichs am Meer" war die uralte, in den bretagnischen Volkssagen gefeierte Stadt Is, welche, wie Sodom und Gomorrha, ihrer Sünden wegen vom Erdboden vertilgt wurde und in einer stürmischen Octobernacht ins Meer versank. Die Archäologen verlegen sie an das Cap Sizun oder Bec du Raz, wo die Einfahrt in die Bai von Douarnenez befindlich. Schiffer wollen bei heiterer Fluth die weißen Mauern aus der Tiefe haben blinken sehen, und Nachts sogar Glockengeläute aus dem Schooße der Gewässer herauf vernommen haben. Ich weiß nicht, was an der Sache Wahres ist, und ob dort unten in dem feuchten Grab noch Kirchgang gehalten und zur Messe und Hora geläutet wird; aber so viel weiß ich, daß es sich ganz romantisch ausnahm, als mir der Schiffer bei meiner Ueberfahrt von der Insel Sein nach dem Bec du Raz die Sage erzählte und ernsten Gesichtes die Stelle bezeichnete, wo das mächtige Is stand, und wo es noch stehen soll, von Neptun und dem Papste beschützt. Ich hatte gerade keine Windstille und kein ruhiges Wasser, als ich über seine Mauern und Thürme dahinfuhr, und sah somit nichts von den verborgenen Herrlichkeiten auf dem Grunde des Oceans, und hörte auch keine Glocken läuten, denn die Geisterstunde, selbst die Frühmesse, war längst vorüber, und die Sonne stand hoch im Mittag, als ich daran vorübersegelte. Am Strande suchte ich eben so vergebens nach dem Getrümmer ihrer Mauern, welches der Geschichtschreiber Dom Maurice noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei Ebbe gesehen haben will.

Der König Grallon scheint übrigens eine Ausnahme von seinen Unterthanen gemacht zu haben, da er nicht mit ins Meer versank, sondern diese Gelegenheit wahrnahm, mit seinem Hofstaate nach Quimper zu ziehen, welches das ganze Mittelalter hindurch der Sitz eines Bisthums und einer Universität blieb. Die Stadt liegt äußerst angenehm, und ist wie für einen Musensitz geschaffen. Die Altstadt, von grünen Bergen umgürtet, ist in den Winkel eingeklemmt, welcher die Vereinigung der beiden erwähnten Flüsse bildet. Die Anhöhen rechts sind mit Häusern bebaut, die terrassenförmig aufsteigen; links erhebt sich ein hoher mit Laubholz bewachsener Felsenkegel, von dessen Gipfel aus man den Lauf des Stromes, ein gutes Stück der Umgegend und die ganze Stadt übersieht: die neuen Quais, mit düster altfränkischen und freundlich modernen Häusern besetzt, die gegenüberliegende Promenade Tinity, verschiedene alte Klostergebäude, der neue Justizpalast, die alte bischöfliche Residenz, jetzt Präfectur, und besonders die großen Massen und stattlichen Thürme der Kathedrale sind die hervorstechendsten Punkte in dem durcheinandergebauten Häuserklumpen, welchen die Stadt Quimper bildet. Die Kathedrale ist ein schönes gothisches Gebäude aus dem fünfzehnten Jahrhundert, woran namentlich einzelne Details in den Verzierungen bewundernswürdig sind. Ihr Bauplan hat etwas Sonderbares, wie so viele religiöse Monumente der Bretagne: die Achse ist nämlich nicht gerade, sondern rechts gegen den Chor umgebogen und macht eine merkliche Krümmung, welche einige Archäologen aus der Beschaffenheit des Terrains, andere aus religiösen Motiven herleiten. Am Portal vermißt man die Statuen der alten Könige von der Bretagne; die Thürme sind nicht ausgebaut und die herrlichen Grabmäler im Innern haben die Ikonoclasten der ersten französischen Revolution mit den alten Königsstandbildern des Portals zerschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 100** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Französisches Conversationslexikon.** (Fortsetzung.) — **Cheveley, oder der Mann von Ehre.** (Fortsetzung.)

In den Monatsumfang dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Monatsnummer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 100.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 September 1839.

Französisches Conversationslexikon:

Encyclopédie des Gens du Monde.

(Fortsetzung.)

Neuntes Jahrhundert. Indem er den Namen als römischer Kaiser annahm, trug jedoch Karl der Große in der That das occidentalische Kaiserthum auf die Germanen über, und er selbst war ganz ein Germane. Seine Kriege hatten zum Hauptzweck gehabt, den ganzen teutonischen Stamm unter seiner Herrschaft zu vereinigen; in diesem Stamm allein fand er Soldaten, von ihm allein entlehnte er seine Stärke. Was die gallischen Provinzen betrifft, das ganze heutige Frankreich, so schien er darin nur einen erschöpften Leichnam zu erblicken, aus welchem das politische Leben entflohen war, dessen Administration keine Aufmerksamkeit mehr erheischte, und dessen Güter in der That nur den Kirchen gehörten. Man kann sich gar nicht vorstellen, bis zu welchem Grade das heutige Frankreich aus der Geschichte Frankreichs während der ganzen Regierung Karls des Großen verschwindet, welches völlige Stillschweigen die Chroniken beobachten in Betreff aller Länder zwischen der Seine nnd den Pyrenäen. Die Herzoge, die Grafen, die Barone scheinen verschwunden zu seyn, scheinen ihre Güter den reichen Heiligthümern oder den Sklaven, die sie bebauten, überlassen zu haben; vielleicht waren sie dem Hofe gefolgt, vielleicht hatten sie sich in den neueroberten Ländern niedergelassen, vielleicht waren ihre Familien erloschen. Man bemerkt während dieser Periode einige Symptome von Leben nur bei den Bretonen, welche mit ihrer Sprache auch ihre wilde Unabhängigkeit bewahrt hatten, und in einigen kleinen Bezirken, geschützt durch ihre rauhe Lage und ihre Armuth, wo die Bauern sich frei erhalten hatten.

Karl der Große konnte selbst noch im Jahr, wo er starb, 814, die unseligen Folgen des Zustands von Erschöpfung sehen, worein er, mitten unter seinen Eroberungen und seinem Ruhm, Gallien hatte versinken lassen. Die Männer des Nordens oder Normannen, die er unaufhörlich besiegt hatte auf der nördlichen Granze des Reichs, die er gezwungen hatte, von Sachsen nach Dänemark zu fliehen, entdeckten die Schwäche des Mittelpunkts dieses Reichs, vor dessen Waffen sie immer hatten die Flucht ergreifen müssen; sie warfen sich in schwache Fahrzeuge, und, einem stürmischen Meere trotzend, drangen sie in die Mündung der Seine und Loire ein, und fingen an die Küsten zu plündern, wo sie nichts mehr als Klöster fanden. Vom Todesjahr Karls des Großen an wurden sie immer verwegner auf ihren Räuberzügen; sie kamen mit immer zahlreicheren Flotten, sie fuhren die Flüsse so weit hinauf, als sie nur Fahrzeuge trugen, und dehnten ihre Plünderung immer weiter aus, ohne je auf Widerstand zu stoßen. Das Geschlecht der Landbauer verschwand rasch von diesen Gegenden; Wälder nahmen das sonst bebaute Land in Besitz; die Mönche, daran verzweifelnd, ihre Heiligthümer länger zu schützen, flüchteten mit den Reliquien und den heiligen Gefäßen ins Gebirge. Einige Städte machten von Zeit zu Zeit den Versuch, Widerstand zu leisten und den ihnen von den Normannen auferlegten Tribut zu verweigern, aber meist unterlagen sie mit allen ihren Anstrengungen. Im Jahr 843 plunderten die Normannen Rouen und Nantes, 845 Paris, 853 Tours, 856 noch einmal Paris, und in den folgenden Jahren Bourges, Clermont, Orleans und Bordeaux.

Die Könige und die Edeln, statt Frankreich gegen diese Einfälle zu vertheidigen, erschöpften sich in ihren Bürgerkriegen; Ludwig der Fromme, Sohn Karls des Großen, 814 — 840, hatte sich von den Priestern und von seinen Gewissensskrupeln so sehr beherrschen lassen, daß er alle Kraft und Standhaftigkeit verlor. Sein jüngerer Sohn, Karl der Kahle, 840 — 877, dem er als seinen Antheil das westliche Frankreich hinterließ, das wo sich das Französische bildete, das wir jetzt sprechen, war ebenso schwach, und noch falscher und feiger als er. Ludwig der Stammler, Ludwig III, Karlmann und Karl der Dicke, 877 — 887 bezeichneten die Fortschritte des raschen Versinkens der Karolinger in der Geistesschwäche. Indeß machten, während die Könige immer verächtlicher wurden, die Völker den ersten Schritt zur Unabhängigkeit. Die Verwaltung eines so ungeheuern Reichs,

Digitized by Google

wie das von Karl dem Großen gegründete, ohne Auflagen, ohne reguläre Truppen, ohne Posten, ohne Communicationen zwischen den Provinzen, ohne jenes ganze Netz von einander untergeordneten und entsprechenden Behörden und Beamteten, welches die neuern Zeiten erfunden haben, war, wenn es beisammen blieb, unmöglich; die Theilung der Provinzen zwischen den Söhnen der Könige war, um sie dem Staat zu erhalten, eine Nothwendigkeit. So darf man Ludwig den Frommen nicht anklagen, daß er das Reich unter seine Söhne getheilt, sondern nur, daß er dabei zu viel seinen Schwächen und Launen folgte, und so oft Aenderungen daran vornahm. Die Söhne Ludwigs leisteten Widerstand; die Völker, das Bedürfniß fühlend, sich nach ihren Sprachen zu constituiren, schlossen sich diesem Widerstand an und stürzten sich in die Bürgerkriege, welche das ganze Jahrhundert hindurch dauerten. Die mörderische Schlacht von Fontenai, 841, machte das reinste Blut der Nation fließen; die Bürgerkriege aber dauerten deßhalb mit nicht minderer Erbitterung zwischen den verschiedenen Karolingischen Fürsten fort; der größte Theil des Adels und der Freien kam dabei um; aber mitten unter diesen schmachvollen und unheilvollen Kämpfen trat das neue Reich in vier Königreiche getheilt hervor: Lothringen, welches seinen Namen vom ältesten Sohn Ludwigs des Frommen bekam, dessen Antheil es war, und das namentlich das kriegerische Austrasien in sich begriff; das westliche Frankreich, Neustrien, Burgund und Aquitanien begreifend, welche der deutschen Sprache entsagt hatten, und dessen Bewohner wir hinfort nicht mehr Franken sondern Franzosen nennen werden; das östliche oder germanische Frankenreich, jenseits des Rheins, und Italien. Trotz dieser Theilung und der fortwährenden Kriege zwischen den Karolingischen Königen, wurden während des ganzen neunten Jahrhunderts die vier Königreiche doch immer als Ein Reich betrachtet.

Zehntes Jahrhundert. Das Frankreich der Neuzeit beginn mit dem zehnten Jahrhundert, der eigentlichen Epoche der Wiedergeburt der Völker. Es trat in die Bahn der Unabhängigkeit unter traurigen Vorzeichen; es blieb den letzten Sprößlingen der Karolingischen Familie unterworfen, welche von dem Jahr 888 an von den übrigen Theilen des Reichs schon mit Verachtung war zurückgewiesen worden, und Karl der Einfältige, Ludwig IV, Lothar und Ludwig V, die zusammen von 893—987 regierten, schienen mehr geeignet, ein blühendes Reich zu Grunde zu richten, als ein in Ruinen liegendes zu heben. In keinem Theil des Reichs Karls des Großen hatte sich der Adel so entblößt von Muth gezeigt; in keinem war die Bevölkerung dünner, unglücklicher, geknechteter. Aber die Schwäche der Könige selbst gab diesem ungeheuern Körper das Leben wieder; durch ihre Unmacht, ihre Völker zu vertheidigen, forderten sie diese auf, sich selbst zu vertheidigen, oder vielmehr, sie widersetzten sich nur nicht mehr, gegen Ende des neunten Jahrhunderts, dem, daß jede Stadt, jedes Kloster, jeder Edelmann seinen Wohnsitz mit Befestigungswerken umgab und sich mit Waffen versah, um Angriffe zurückzuweisen. Die Unglücklichen, welche von den Normannen auf den Feldern geplündert und niedergemacht wurden, und sich in die Wälder geflüchtet hatten, kamen wieder daraus hervor, sobald sich ihnen Freistätten öffneten, und stellten sich hinter jeder Mauer auf, um sich zu vertheidigen und so einige Bürgschaft, einige Aussicht auf ein bürgerlichgeordnetes Leben wieder zu gewinnen. Es gab keine Existenz als für den, der sich zu wehren wußte; die nothwendige Bedingung jeder Verbindung war, gemeinschaftlich die Waffen zu führen, und der sehnlichste Wunsch dessen, der Befestigungswerke gründete, war, die Zahl der Vertheidiger derselben zu mehren. Die Städte besaßen kein Territorium, sie konnten den Flüchtlingen nur die Freiheit ihrer Industrie und einen Antheil an der Municipalregierung anbieten; die Prälaten, die Klöster, die Barone dagegen besaßen ungeheure Wüsten, und so konnten sie den Geflüchteten freigebig Felder zum Bebauen anbieten gegen einen sehr kleinen Zins, und Alles, was sie davon erhielten, war reiner Gewinn. Binnen eines Menschenalters sah man die Landbevölkerung verdoppelt; aber der Stolz wollte auch seinen Antheil bei dem Vertrag haben; während die Städte die Aufgenommenen auf dem Fuß der Gleichheit behandelten, wollten die Prälaten und Barone nur Leute und Vasallen annehmen, die sie meist sogar noch außerhalb der Ringmauern des Schlosses oder Klosters ließen, das sie beschützte. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit jedoch vermehrten sich die Fortificationen im 10ten und 11ten Jahrhundert; die Sicherheit trat für den Landmann an die Stelle des gräßlichen Räubereizustandes, und die Bevölkerung schien aus der Erde hervorzuwachsen, um so viele Tausende von Schlössern zu bauen und zu vertheidigen.

Der Mann, der Waffen hat, und der sich zu seiner Vertheidigung zur Wehre setzen kann, ist frei; aber der Herr wollte dem Dienstmann diese Freiheit nicht gönnen; eifersüchtig darauf, sich den Krieg, die Jagd, die Fischerei vorzubehalten, ließ er bald dem Bauer als einzige Waffe nur den Knüttel, während er zu Vertheidigern des Schlosses nur Edelleute nahm, die er sich wie die Bauern durch Uebertragung von Land verpflichtete. Die alte Centralisation war vernichtet; überall erhoben sich Localgewalten, und statt einer Monarchie war Frankreich eine Conföderation von kleinen Staaten geworden, welchen die Könige das Recht des Kriegs überlassen hatten, und die, eine nothwendige Folge, sich in Besitz des Rechts der Steuererhebung, der Gesetzgebung und der Gerechtigkeitspflege gesetzt hatten. Diese Conföderation organisirte sich mit wunderbarer Regelmäßigkeit; vom Baron des Schlosses waren abhängig der Ritter, miles, und der Bauer, unter welche er seine Ländereien getheilt hatte; aber seinerseits bekannte er sich dazu, seine Ländereien, als Lehensmann, vom Grafen, dieser vom Herzog, dieser vom König zu haben. Dieß war das Lehenssystem, in welchem die Edelleute bald eine Garantie fanden gegen die Könige, welche sich die Gewalt hatten entschlüpfen lassen, so wie gegen das Volk, welches in Wahrheit die Macht und Stärke des Landes ausmachte. Diese Garantie machte sie übermüthig gegen die Bauern, die sie indessen doch fürchteten; sie suchten sie immer mehr zu entwaffnen, zu demüthigen, ihnen das Bewußtseyn ihrer Unterordnung einzuflößen; sie ließen ein schwereres Joch auf ihnen lasten, und so weckten sie den Haß der

Digitized by Google

Bauern gegen den Adel und das Feudalsystem — einen Haß, der nirgends so tief wurzelte wie in Frankreich.

Die letzten Karolinger besaßen nur noch die Stadt Laon; denn alle Statthalter der Provinzen waren erbliche Herren geworden, mächtiger durch die Zahl und Tapferkeit ihrer Krieger als die Kaiser und Könige des vorhergehenden Jahrhunderts. Die Herzoge von Aquitanien, Burgund, Bretagne, die Grafen von Vermandois, Champagne, Poitiers, Toulouse, Flandern, Paris erkannten zwar immer noch die letzten Karolinger als Könige an, aber sie gehorchten ihnen nicht mehr, schickten ihnen weder Geld noch Soldaten. Indeß konnten die Normannen doch nicht mehr ungestraft ihre Raubzüge in dem jetzt von Schlössern starrenden Frankreich vornehmen; sie selbst auch waren dieser Räuberkriege müde geworden und sehnten sich nach festen Wohnplatzen; sie verlangten und erhielten von Karl dem Einfältigen im Jahr 912, die Ueberlassung von großen, wüsten Strecken Landes, welche sich auf beiden Seiten der Seine von Paris bis zum Meer erstreckten. Rollo, ihr Anführer, nahm das Christenthum an; er wurde als Erdherzog des Theils von Neustrien anerkannt, welcher den Namen der Normandie bekam; er siedelte daselbst 30,000 Krieger an, die ihm folgten; er nahm die Sprache und die Gesetze, wie die Religion Frankreichs an; er führte zugleich das Feudalsystem in der Normandie ein, mit den Verbesserungen, welche der Verlauf der Zeit ihm allmählich gegeben; und durch das Beispiel und die Mischung dieses abenteuernden normännischen Volksstamms, dessen Sitten noch nicht verderbt waren, half er dem Charakter des ganzen französischen Adels in heilsamer Art auf.

(Fortsetzung folgt.)

Cheveley oder der Mann von Ehre.

(Fortsetzung)

Hat man nun aber Recht, die beiden Schriftstellerinnen zu parallelisiren, sofern beide für die Rechte der Frauen (die „Emancipation" nach dem modernen Ausdruck), in ihren Schriften kämpfen? Es wäre zu untersuchen; in welchem Sinn beide eine solche Emancipation wünschen, und durch welche Mittel sie dieselbe für ausführbar halten? Aber ihre Ansichten und Wünsche in diesem Punkt genau zu formuliren, dürfte den beiden Damen schwer werden, und einige allerdings mögliche und wünschenswerthe Abänderungen in den Gesetzen zu Gunsten der Frauen dürften am Ende das Einzige sein, was sie mit vernünftiger Consequenz, ohne alle bisher gültigen Begriffe von Anstand, Sitte und Weiblichkeit umzustoßen, ansprechen und verfechten mögen. Auch verwickeln sie sich in der That unsers Bedünkens in vielfache Widersprüche, da sie ihren Männerhaß nicht consequent durchzuführen vermögen, und keine Republik von Amazonen zu gründen sich beigehen lassen; so setzt sich namentlich Lady Bulwer durch ihr Buch selbst, durch den Charakter des Helden, der ihm den Namen gibt, Cheveley, in einen auffallenden Widerspruch mit dem Inhalt des Vorworts, falls wir den Sinn von diesem richtig gefaßt haben. Dieß Vorwort besteht nemlich in einem Schreiben an Herrn Niemand Niemandssohn von Nirgendsheim, dem sie das Buch widmet, als dem einzigen Mann, dessen Rechtlichkeit sie tadellos befunden u. s. w. Hiemit ist nun wohl, so scheint es, so ziemlich eine Anklage gegen das ganze männliche Geschlecht ausgesprochen, und dieselbe Gesinnung leuchtet aus vielen Stellen hervor, wo die Tyrannei, Selbstsucht und Gewissenlosigkeit der Männer behauptet und gerügt wird. Und doch kann auch Lady Bulwer in ihrem Buch den männlichen Helden nicht entbehren, wenn gleich er allerdings gegen die Heldin einigermaßen in Schatten tritt, und von vorn herein wenigstens eben auch als ein blasirter Weltmann dargestellt wird; ja, es wird ihm am Schluß des Buchs die Anerkennung gezollt, Julia, durch den barmherzigen Tod ihres Tyrannen, des Lords Clifford, entledigt, und frei, dem Geliebten ihre Hand zu reichen, finde, daß er in allen Lebensverhältnissen, den kleinsten wie den größten, ein Mann von Ehre sey. Sobald aber solche Ausnahmen, wenn auch seltene, zugegeben sind, wird die Anklage des männlichen Geschlechts und seine Verdammung aus einer Theorie und Doctrine eine bloße Erfahrung und Beobachtung; daß viele Männer gegen ihre Frauen sich anders betragen als sie sollten, wird Niemand läugnen, aber diesem Uebelstand wäre wohl nur auf moralischem Wege, sehr wenig aber durch die Einwirkung der Gesetzgebung, abzuhelfen; und ob solche Bücher, wie das der Lady Bulwer, einen sehr heilsamen Einfluß auf die Männer üben werde, läßt sich stark bezweifeln. Die Sache läßt sich kurz so fassen: die Männer sind das physisch stärkere, zur socialen Thätigkeit vorzugsweise berufene, intellectuell zum mindesten geübtere und disciplinirtere Geschlecht; Erwerb und Kampf liegt ihnen ob, sie haben die Liebe des andern Geschlechts aufzusuchen, sich darum zu bewerben, sie haben es zu vertreten und zu vertheidigen, zu ehren und zu beschützen. Daß dieß in der Natur und in der Vernunft liege, zeigt fast ohne Ausnahme das Beispiel der rohesten wie der gemüthlich und sittlich gebildetsten Völker, und in der Theorie wird dieß auch wohl von allen civilisirteren Männern anerkannt. Das physische Uebergewicht der Männer ist und bleibt eine nothwendige, nicht zu ändernde Thatsache, welche auch die Frauen, welche ihr Geschlecht freier haben wollen, nicht abläugnen und nicht aufheben können. An dieß physische Uebergewicht knüpft sich sehr leicht, ja fast nothwendig, auch eine intellectuelle Superiorität und Bevormundung, welche für die Frauen an sich auch noch nichts Lästiges oder Entwürdigendes hat, so lange Achtung und Liebe damit Hand in Hand gehen, und die in der Natur liegende Sitte, daß der Mann um Liebe wirbt, die Frau sich aufsuchen läßt, verleiht jenem auch unvermeidlich den Schein größerer Freiheit. Bei all diesen, wirklichen oder scheinbaren, Nachtheilen des weiblichen Geschlechts können doch die Frauen sich noch ganz glücklich gestellt fühlen, wenn die Männer sich nicht des Rechts der Stärke überheben, und in sittlichgemüthlicher Weise eine Ausgleichung herstellen, wie dieß z. B. bei den alten Germanen der Fall war, und heutzutage in der ächt sittlichen Fa-

Digitized by Google

milie anschaulich wird. Aber es ist auch sehr begreiflich, daß von frühen Zeiten an bis jetzt die Männer ihre überlegene Stellung vielfach mißbrauchten, aus Beschützern, wie dieß so leicht geschieht, Unterdrücker wurden, die Frauen, die sie vertreten sollten, als rechtlos gleichsam annullirten, ihnen, weil sie zum Erwerb weniger tüchtig sind, auch das Recht des Besitzes vielfach verkümmerten und entzogen, und sie, denen Natur und Sitte verbieten, Neigung und Liebe zu suchen und herauszufordern, zu willenlosen Sklavinnen brutaler Begierden oder zur Waare herabwürdigten. Vielfach haben die von den Männern ausschließlich gemachten Gesetze die den Frauen gebührenden Rechte und Ansprüche gekränkt, und auch da, wo Gleichstellung der Geschlechter möglich, ja sittlich geboten war, dem vortheilhaften Vorurtheil von dem Vorzug des Mannes gehuldigt (dahin gehört namentlich die Frage, welchem der Ehegatten im Fall der Scheidung die Kinder und das Vermögen gehören sollen, welche Lady Bulwer in der Vorrede berührt). Wenn so einerseits das Gesetz die Frau häufig in Nachtheil setzt, und die ihr im Grund und ursprünglich günstige Voraussetzung, daß der Mann ihr Beschützer und Vertreter sey, zu ihrem Schaden deutet und wendet, wenn schon derselbe thätlich sich dieser Ehrentitel verlustig gemacht, so behandelt auch noch die öffentliche Meinung und das Vorurtheil der Gesellschaft die Frauen, wie es auf den ersten Anblick scheint, mit Ungunst und Ungerechtigkeit. Was wir hiemit im Auge haben, wird in Cheveley veranschaulicht durch die Geschichte der Verführung des Dorfmädchens Mary Lee durch den Lord Clifford. Obgleich er sie durch das Gaukelspiel einer falschen Trauung berückt und zu Fall gebracht hat, sie also eigentlich schuldlos ist, wird sie doch von ihren meisten frühern Bekannten wie eine Aussätzige gemieden, während der herzlose Verführer ganz wie vorher fortlebte, als ein reicher und vornehmer Mann gepriesen und bewundert, als ein Patriot verehrt! Diese Ungleichheit des Urtheils über die Fehler beider Geschlechter mag in vielen Fällen etwas Verletzendes und selbst Empörendes haben; aber einmal vergesse man nicht, daß in dieser Ungerechtigkeit die Frauen selbst in ihrem Urtheil und in ihrem Betragen gegen schuldhafte und der Schuld überwiesene Schwestern den Männern nichts nachgeben, sodann bedenke man, daß dieser Unbilligkeit denn doch auch eine höhere Meinung von der auf Reinheit und Unschuld dasirten Natur und Würde des Weibes stillschweigend zu Grunde liegt, und, was empirisch oft als die ungerechteste Härte sich darstellt und von der Bosheit und Heuchelei als willkommne Waffe benützt wird, innerlicher betrachtet mit einer höhern, idealischeren Vorstellung vom Weibe zusammenhängt. Außer dem aber, was in dem Verhältniß der Geschlechter zu einander der gesammten Gesellschaft zur Last fallen mag, wird freilich noch unendlich viel von den Individuen, den Männern, im Einzelnen gesündigt, und die Masse dieser einzelnen Verschuldungen zusammengenommen ist es wohl hauptsächlich, was in neuesten Zeiten die Ideen von einer Emancipation der Frauen hervorgerufen hat. Aber gerade dieß ist auch der Grund, warum mit Gesetzen und Institutionen sich dem Uebelstand, sofern er wirklich vorhanden ist, nicht abhelfen läßt, so lange nicht die sittliche Bildung der Menschen, der Männer also zunächst, Fortschritte macht. Wäre das Benehmen der Individuen tadellos, so würde die nachtheilige und untergeordnete Stellung der Frauen von ihnen gar nicht empfunden; eine, wohl nicht unbillige, Ausdehnung ihrer Rechte aber könnte, so lange nicht eine förmliche Revolution beabsichtigt und durchgeführt wird, nur in einzelnen extremen Fällen sie schützen und sichern, ihre Stellung überhaupt aber schwerlich ändern. Der Natur der Sache nach gestaltet sich beinahe jede nicht glückliche Ehe zu einer Unterdrückung der Frau durch den Mann, der in der Regel der Stärkere ist, wiewohl Lady Bulwer so viel Unparteilichkeit besitzt, in ihrem Roman auch ein Beispiel vom entgegengesetzten Verhältniß zu geben, an Mr. und Mrs. Stockes, welche letztere ihren unansehnlichen Eheherrn gewaltig unter dem Druck hält.

Daß diese Stellung der Frauen, welche z. B. der Madame Flora Tristan so entsetzlich schien, daß sie sich und ihre Leidensschwestern als Parias bezeichnete, welche aber wenigstens das Günstige und Tröstliche für sie hat, daß sie sich und Andern im Lichte von schönen Dulderinnen und Märtyrerinnen erscheinen, eigentlich doch in der Natur liege, kann sich Lady Bulwer am Ende selbst nicht verhehlen, wiewohl sie sich die Sache nicht ganz klar machen kann oder — will. Sie sagt: „Bei uns Frauen ist es wie bei den Parthern; unser Feind ist so gewandt, indem er aus Gesetz, Gewohnheit und Macht besteht, daß wir nur auf parthische Weise unsere Pfeile abschießen und dann fliehen können; alle unsre Bemühungen, Genugthuung oder Gerechtigkeit zu erlangen, müssen fruchtlos bleiben, bis wir uns als Geschlecht fühlen und uns zur Wehre setzen. Vereinzelte, unorganisirte Bemühungen haben nie einen Sieg errungen, und werden es nie; auf unsre von Individuen bestandnen Kämpfe können die Männer immer antworten wie der Fuchs in der Fabel der sich ihrer mannichfachen Listen und Pfiffe rühmenden Katze: sie besäßen Einen Kniff, und dieser heiße — die Gewalt.

Lady Bulwer vergißt, zuerst die Natur zu nennen, als das Element, welches dem „Feind" am gewaltigsten beisteht; gegen die Natur kämpft man ewig vergeblich an, aber wahre Bildung gleicht die Natur mit den Anforderungen des Rechts und der Sittlichkeit aus, und zeigt, daß das wahrhaft und veredelt Natürliche auch das Beglückende sey.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fd. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 249.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 September 1839.

Bruchstücke aus Marryats Diary in Amerika.

Die Bewohner der verschiedenen Staaten und Städte Nordamerika's zeigen eine eigenthümliche Eifersucht gegen einander. Die östlichen Staaten erklären die Südländer (southerners) für cholerisch, unbändig, ohne Achtung vor dem Gesetz, und für gleichgültig in der Religion. Die Südländer bezeichnen die nördlichen Staaten als eine Pflanzschule hochmüthiger, betrügerischer Krämer. Diese schroffe Beurtheilung kommt daher, weil ihre Interessen als Producenten und Manufacturisten sich widerstreben. Andrerseits wirft Boston gegen New-York seine gelehrte Nase auf, Philadelphia in seinem Stolze blickt hoch herad auf beide, während New-York seine Thaler klingen läßt, und schwört, die Bostoner seyen puritanische Duckmäuser, und der Philadelphier möchte gern aristokratisch vornehm thun.

*

Die Gesellschaft in den Vereinigten Staaten ist so, wie sie natürlich in einem neuen Lande seyn muß, wo wenige Leute ohne bestimmte Arbeit sind, und die Mehrzahl sehr hart arbeitet, um das Vermögen zu erlangen, das unter einer demokratischen Regierung allein Ansehen geben kann. Man findet unterrichtete und fein gebildete Leute in Amerika, allein sie sind zerstreut, der Kreis der Gesellschaft ist nicht vollständig, überall findet man eine Mischung, indem plötzlich gewonnener Reichthum Leute, die vorher in niedern Verhältnissen lebten, mit einem Mal in die höhere Gesellschaft bringt, und bei dem fortdauernden Uebergangszustand in diesem Lande wird es vielleicht noch ein halbes Jahrhundert dauern, ehe irgendwo ausgewählte Gesellschaftscirkel sich bilden.

*

Die Amerikaner sind verständig genug, für Leichenbegängnisse nicht so viel Geld hinauszuwerfen, als wir in England, doch kommt es uns seltsam vor, einen offenen Leichenwagen zu sehen, an dem ein einziges Pferd angespannt ist, während die nachfolgenden Wagen alle von zwei gezogen sind.

*

In Rhodeisland führt eine Eisenbahn mitten durch einen Kirchhof: die Gebeine der Ahnen werden zu Staub zertreten, und geweihte Erde von den Eisenrädern entheiligt, die mit den Mammon suchenden Sterblichen belastet sind. Und dieß geschieht in dem puritanischen Staat Rhodeisland! Hätte ein Ingenieur einen solchen Vorschlag in England gewagt? Ich glaube nein. Ich bin weit gereist, habe aber immer gefunden, daß die Leute sehr religiös sind, so lang die Religion nicht mit ihrem Beutel in Collision kommt. In Amerika wird Alles der Zeit geopfert, denn Zeit ist Geld; die New-Yorker wären mit der Eisenbahn gerade durch die Kirche gebrochen, aber sie sind Zöllner und Sünder, und geben sich nicht für gut aus.

*

Boston ist die am meisten englische Stadt in Amerika, ja die Bostoner behaupten, sie seyen noch mehr englisch, als die Engländer selbst, da sie treu an den alten englischen Sitten hingen; andere Amerikaner dagegen wollen gar keine Engländer mehr seyn. In Boston ist allerdings gewiß weniger Beimischung von fremdem Blut, als irgend sonst wo in Amerika, und die Einwohner hängen an alten Gebräuchen, selbst an John Bullism so fest, daß erst seit 7 oder 8 Jahren französische Weine in Boston auf die Tafel kommen.

*

Die östlichen Staaten, namentlich Massachusetts, Connecticut und Rhodeisland, liefern den Beweis, was durch Sparsamkeit, Klugheit und Fleiß erreicht werden kann. Die Flußufer ausgenommen, ist das Land meist unfruchtbar, das Klima streng, und doch ist die Bevölkerung vielleicht besser daran, als in irgend einem Theile der Union. Aber der Bodenertrag reicht nicht hin für die wachsende Bevölkerung, oder vielmehr für die Zahl, welche ohne die jährliche Auswanderung nach Westen und Süden im Lande wäre. In diesen armen Staaten setzt man einen höhern Werth auf gute Familienverbindungen, als an andern Orten, und wenn ein junger Mann um eine Tochter anhält, fragt man mehr, ob der Freier aus einer geachteten, rechtschaffenen Familie ist, als ob er Vermögen besitzt. Wenn ein Mann in diesen Staaten drei oder vier Söhne hat, so

Digitized by Google

wird der eine ein Arzt, der andere ein Advocat, der dritte ein Geistlicher und der vierte bleibt zu Hause, um das Landgut zu übernehmen. So werden aus einem Landgute, das vielleicht nicht über 50 Acres hat, alle diese jungen Leute gehörig erzogen, und nach dem Westen und Süden geschickt, wo sie durch Arbeit und Fleiß zu ehrenhafter Unabhängigkeit gelangen, und oft als Senatoren und Repräsentanten in den Congreß geschickt werden. Fleiß und Sparsamkeit sind das einzige Erdgut, das vom Vater auf den Sohn übergeht. Dennoch fabricirt dieser Staat allein für 80 bis 90 Millionen Dollars jährlich. Ohne Sparsamkeit und Fleiß könnten diese Staaten nicht bestehen; diese Tugenden sind nothwendig, und die Grundlage aller andern.

Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan.

(Fortsetzung.)

1. Rüstung. — Unterwerfung der Amirs von Sind. — Marsch gegen Candahar.

Während die Truppen aus Bengalen allmählich sich in Firozpur sammelten, dort die Revue passirten, und sich in den mancherlei Entbehrungen und Unannehmlichkeiten des Lagerlebens übten, hatte die Armee von Bombay einen härtern Stand. Die Einschiffung der Truppen und des Materials begann in der Mitte Novembers, und in der Mitte Decembers befand sich das Lager sämmtlicher Truppen am Hedschamri, derjenigen Mündung des Indus, welche in gegenwärtiger Zeit noch am leichtesten den Zugang gestattet. Die Zeitungen berichten von allerhand Mißgriffen beim Ein- und Ausschiffen der Truppen, die dadurch einer Menge Unannehmlichkeiten und Beschwerlichkeiten ausgesetzt waren. Dieß sind jedoch Gegenstände, die von einer so bedeutenden Operation stets unzertrennlich geworden, wenn nicht Seeleute und Landmannschaft derselben gewöhnt und darin geübt sind. Wir übergehen demnach alle Details dieser Ein- und Ausschiffung, um die Armee da wieder aufzunehmen, wo sie am Lande versammelt war. Ihre Lage zeigte sich bald als nicht sehr tröstlich. Es fehlte ihr vor allem an Lastthieren — es befanden sich nur 1400 Kamele im Lager — und allenthalben erfuhr sie den passiven Widerstand, gegen den sie kein Mittel hatte, da sie mit den 4500 Mann nicht als Dictator im Lande auftreten konnte. Selbst der kleine Radschah von Mirpur (östlich von Heideradad) wollte sich an ihnen zum Ritter schlagen, und verweigerte den in Cutsch aufgekauften Kamelen den Durchzug.

Ernstere Schwierigkeiten folgten. Man hatte bald eingesehen, daß die Zahl von 4500 Mann viel zu schwach sey, um den Amirs von Sind zu imponiren; diese hatten mit ihren Erklärungen zurückgehalten; als aber die Einschiffung der Truppen begann, stellten sie plötzlich an Oberst Pottinger, den Residenten am Hofe zu Heideradad, die Forderung, die englische Armee möchte ihr Land nicht passiren. Darauf konnte man nicht mehr hören, und statt aller Antwort wurde der Befehl ertheilt, von Bombay weitere 4000 Mann aufbrechen zu lassen. Nun rüsteten sich die Amirs, sammelten Truppen — es sollen 30,000 Beludschen zwischen Tatta und Heideradad versammelt gewesen seyn — und befestigten Heideradad. Das Lager der Engländer war umschwärmt, es fing an, an Lebensmittel zu fehlen, und Sir John Keane sah sich genöthigt, westwärts sich zurückzuziehen und mehrere Indusarme zu übersetzen, was zum Glück in jener Jahreszeit, wo der Wasserstand am niedrigsten ist, nicht sehr schwer seyn mochte. Geraume Zeit blieben alle Nachrichten von der Indusarmee aus, und die düstersten Gerüchte fingen an sich zu verbreiten: Sir John Keane sollte 3000 Mann verloren haben, mit den Trümmern seines Corps sich nach Cutsch zurückziehen u. dgl. Die englischen Blätter sprachen von einer Aeußerung des Herzogs von Wellington, wenn Sir John Keane sich dießmal glücklich herausziehe, so erprobe er sich als Meister in der Kunst, aus einer verzweifelten Lage sich herauszuhelfen. Die Regierung hatte also augenscheinlich Nachrichten, welche sie dem Publicum vorenthielt, und dieses entschädigte sich daher durch die übertriebensten Sagen von erlittenen Unfällen der Truppen.

Sobald die Truppen am Lande waren, konnten die Anführer über die feindselige Stimmung der Amirs von Sind nicht mehr im Zweifel seyn, und alsbald wurde Befehl gegeben, daß die oben schon erwähnten weitern 4000 Mann zu den bereits in Sind befindlichen stoßen sollten; dieß erforderte Zeit, denn die Truppen hatten zum Theil einen langen Landmarsch (von Disa nach Mandavi) zu machen, und dann erfolgte erst die Einschiffung. Inzwischen war die Lage Sir John Keane's nichts weniger als angenehm. Wir sind über seine Bewegungen noch nicht genau unterrichtet, und es läßt sich aus den verworrenen Zeitungsberichten und Privatcorrespondenzen der angloindischen Journale nicht entnehmen, wie weit sich die Armee in Sind ostwärts zog. *) Das lange Verweilen in der Nähe von Vikkur, und der langsame Marsch von diesem letztern Orte bis Tatta — ein Marsch, der auf geradem Wege nicht über 8 deutsche Meilen beträgt, auf dem man aber gegen einen Monat zubrachte — läßt sich nur daraus erklären, daß es ungemein an Kamelen fehlte, **) und man also das Gepäcke nur sehr langsam fortbrachte; ebenso fehlte es an Booten, um das schwere Geschütz den Strom aufwärts zu schaffen, und die Beludschen brannten das Gras nieder, um Pferden und Kamelen die Nahrung zu entziehen. Aus allen diesen Umständen läßt sich schließen, daß die Lage höchst kritisch war, und dieß ergibt sich auch aus dem Tone, den die Amirs annahmen, indem diese einmal die Erklärung gaben, sie wollten die englische Armee nicht belästigen, wenn diese sich zurückzöge.

Indeß hatten die Engländer alsbald kräftige Gegenanstalten

*) Einige behaupten, sie hätte sich bis nach Lak und Kotri am östlichsten Indusarm gezogen, was aber nicht wohl wahrscheinlich ist.

**) Wenn man auch wieder welche zusammengebracht hatte, gingen die Kameltreiber oft zu Hunderten durch und nahmen die Stricke mit sich, die man im Augenblick gar nicht ersetzen konnte, so daß man nicht wußte, was man mit den Kamelen anfangen sollte.

Digitized by Google

getroffen. Sobald Sir John Keane seine Lage meldete, wurde einer auf dem Marsch befindlichen Abtheilung Befehl ertheilt, in möglichster Schnelle am Setledsch und Indus hinadzurücken, um Sind von Norden her zu bedrohen. Der Obergeneral Sir Henry Fane brach selbst zu diesem Ende auf und ließ sich zum Behuf der Unterhandlungen von Sir Al. Burnes begleiten. Die befohlenen Verstärkungen der Armee unter Sir F. Keane trafen auch allmählich ein, und gegen den 20 Jan. stand diese schon in der Nähe von Tatta mit mehr als 6000 Mann; weitere Truppen, die an der Hedschamrimündung anlangten, und auf Kriegsschiffen, unter anderen dem Wellesley, eingeschifft waren, erhielten Befehl, sich nach Kuratschi zu begeben, und diese Stadt zu besetzen. Dieser Befehl zeigt, daß Sir J. Keane für seinen Rückzug besorgt war, denn wenn ihm das schwierige Terrain um Tatta und die Schaaren der Belutschen den längern Aufenthalt unmöglich gemacht hätten, so hatte er im Grunde keinen Rückzug, als den nach Kuratschi. Der Wellesley und einige kleinere Schiffe begaben sich nach diesem Orte, dessen Commandant den Befehl erhalten haben soll, die Engländer so viel möglich zu hindern und zu belästigen, ohne gerade die Amirs zu sehr zu compromittiren. Einige angeblich gegen die Engländer abgefeuerte Flintenschüsse lieferten den erwünschten Vorwand zur Eröffnung der Feindseligkeiten, und eine Salve des Wellesley zerstörte die elenden Festungswerke. Die Stadt capitulirte am 3 Februar.

Inzwischen war Sir John Keane mit seinem Corps am 23 Januar von Tatta aufgebrochen, um sich Heiderabad zu nähern, und die Amirs zu einer Entscheidung zu bringen, denn diese zögerten unaufhörlich, eröffneten keine directen Feindseligkeiten, erklärten sich aber auch nicht für die Engländer. Oberst Pottinger leitete indeß die Unterhandlungen, und scheint endlich die Amirs überzeugt zu haben, daß nicht nur weitere Zögerung unmöglich sey, sondern ein längerer Widerstand nur ihr gänzliches Verderben herbeiführen könne; die englischen Officiere freuten sich schon auf die Erstürmung Heiderabads, da dann die großen, in dieser Stadt aufgehäuften Schätze ihnen als gute Prise zugefallen wären. So weit wollten es aber die Amirs doch nicht kommen lassen. Der Vertrag ward in den ersten Tagen des Februars geschlossen: die Amirs zahlten alsbald 27 Lakhs Rupien, machten sich anheischig, 4000 Mann Truppen zu unterhalten, die von englischen Officieren befehligt würden, versprachen fünf Sechzehntel ihres Einkommens zu zahlen, und stellten 4000 Mann zu diesem Feldzug. So war diese Schwierigkeit beseitigt, Sind unterworfen, und die englische Armee konnte mit Hinterlassung von einigen Tausend Mann ihren Marsch weiter nach Norden, den Indus aufwärts, fortsetzen. (Fortsetzung folgt.)

Metallertrag der uralischen Bergwerke.

Die Nordische Biene zieht aus officiellen Papieren nachstehende Angaben über den Ertrag der uralischen Bergwerke in den Jahren 1831 bis 1835. An Gold wurde in diesen fünf Jahren gewonnen 907 Pud 10 Pfund, an Silber 9 Pud 13 Pfund. Dieß letztere wurde aber nicht in Stufen gefunden, sondern erst in Petersburg im Münzhofe aus dem Golde gezogen. Platina wurde gewonnen 562 Pud 8½ Pfund. Der Kupferertrag betrug jährlich circa 200,000 Pud, und der Ertrag an Eisen schwankte zwischen 7 und 8 Millionen Pud.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Fortsetzung.)

Quimper ist die Vaterstadt Frérons, und war im vorigen Jahrhundert der Concentrationspunkt des gesellschaftlichen Verkehrs und der Vergnügungen für den größten Theil der Bretagne. Die Geistlichkeit, welche die Stadt bevölkerte, der Adel, welcher hier einige Monate des Jahres zubrachte, die Universität, welche in großem Rufe stand und zahlreich besucht war, mehrere daselbst ansässige Gerichtshöfe machten Quimper lebendig und wohlhabend. Die Nachbarschaft des Meeres, die schöne Umgegend bot in der heißen Jahreszeit die angenehmsten Aufenthaltsorte für alle diejenigen, welche dem Staube, der Hitze und der Etiquette entfliehen wollten. Die Demarcationslinie, welche den Adel von den übrigen Ständen schied, war hier nicht so scharf gezogen als anderswo in der Bretagne, es herrschte in Quimper mehr Bildung, folglich mehr Artigkeit und weniger Pinselstolz: der feine Welton, welchen die häufigen Reisen nach Versailles eingeführt hatten, das Spiel, welches alle Stände untereinander mischte, die mildern Landessitten u. s. w. bewirkten eine freiere Geselligkeit als in den übrigen Städten der Bretagne. Die Hauptleidenschaft der Bewohner von Quimper war das Spiel; die Damen spielten vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, und die Herren machten es wie die mecklenburgischen Landpastoren, welche die Karten oft ganze Tage lang nicht aus den Händen legen. Es mangelte nie an Fremden, kurz es war ein Duodezleben von Spaa und Baden-Baden, welches die französische Revolution unterbrach, die so vieles Andere unterbrochen und verbrochen.

Quimper zählt etwa 15,000 Einwohner und treibt ziemlichen Handel; der Hafen kann Schiffe von 300 Tonnen aufnehmen; größere Fahrzeuge gehen nur bis zur kleinen Bucht von Lauroz, zwei Meilen von Benodet, auf dessen Rhede die größten Fregatten sich vor Anker legen können. Die Umgegend von Quimper zeigt sich nach allen Seiten hin freundlich, heiter und zum ländlichen Genuß einladend. Nichts ist überraschender, als der Anblick dieser schönen Gegend, wenn man von den traurigen Küsten der Bai von Audierne kommt: dort sieht man nichts als trostlose Sandgestade, monotone Haiden, auf denen magerer Stechginster und schwindsüchtiges Gesträpp kümmerlich vegetirt, weite unangebaute Strecken, woraus hie und da nackte Felsen hervorragen, welche die Natur aufgedeckt zu haben scheint, um ihre Blöße und Armuth an den Tag zu legen. Welch ein Schauspiel ganz anderer Art haben wir dagegen hier vor Augen! Zu den Füßen eines leicht und zierlich durchbrochenen Höhenzuges lagern sich reiche und fruchtbare Kornfelder, grüne und lachende Wiesen, frische und saftige Laubwälder: kühle Schattenplätze, geheime Grotten, mysteriöse Stellen wechseln mit freien Räumen, anmuthigen Berggipfeln ab; überall treten uns die Merkmale einer zugleich schönen und fruchtbaren Natur entgegen, welche der Himmel mit Fülle, Reichthum und Lieblichkeit gesegnet hat.

Digitized by Google

Nach verschiedenen Ausflügen in die Umgegend von Quimper wandte ich mich wiederum der Küste zu, welche hier im Ganzen flach und sandig ist; das Meer brandet nicht so heftig, reißt jedoch jedes Jahr kleine Strecken vom Festland ab. Auf einem solchen vom Land abgerissenen oder von der See angeschwemmten Sandfleckchen ist Concarneau erbaut, mit Festungswerken und dicken Mauern umgeben, denn das Städtchen war in frühern Zeiten ein Kriegshafen. Die Einwohner leben hauptsächlich vom Handel mit Sardellen, welche in so vielen Strandgegenden der Bretagne das himmlische Manna der armen Schiffer sind. Concarneau liegt an der breiten Bai de la Forêt, welche einen herrlichen Anblick gewährt; in der Entfernung von einigen Meilen sieht man den kleinen Archipel der Glenans-Inseln, welche ächt bretagnische Namen führen, wie Penfret, Guyotec, Guineneck, Lock-Drenec, Begueller'h u. s. w. — Von Concarneau rechnet man beinahe 5 Lieues bis zum Dorfe Tregnne, einem in archäologischer Hinsicht ungemein wichtigen Orte, wo gigantische Monumente den Wanderer mit Staunen erfüllen, und an Menschenopfer und alle blutigen Gräuel einer in Grabe getragenen Heldenzeit und Priesterwirthschaft erinnern. Rechts und links von der Landstraße liegen unzählige Granitmassen und rohe Steinblöcke in wildee Unordnung zerstreut, deren bizarre Umrisse sich von einer weitläufigen, düsteen Haide abheben; die Alterthumskenner versichern, es seyn ein Carneillen, d. h. ein celtischer Kirchhof, eine Begräbnißstätte der vornehmsten alten Helden. Diese Steine gewähren in der That einen überraschenden Anblick; so wie man in ihre Nähe gelangt, bleibt man unwillkürlich stehen, versinkt in Nachdenken und zerbricht sich den Kopf; man möchte gern wissen, wem und wann selbige gesetzt wueden, und man bedauert, daß man eine Vergangenheit nicht zur Rede stellen kann, welche uns hier mit einem so ernsten, ehrfurchtgebietenden Antlitz entgegentritt. Zu unserem großen Schmerz fühlen wir die Wahrheit der wehmüthigen Worte, welche der König Fingal in einem der Gesänge seines Sohnes Ossian prophetisch ausruft: „Freunde, setzt ihm den Malstein! Nach uns wird kommen ein Geschlecht, das nichts von unsern Thaten weiß und dieser Steine Deutung nicht kennt!“ Wie wenig historische Aufschlüsse und Erläuterungen über die Vorzeit diese Denkmäler auch zu geben im Stande sind, so knüpft sich daran doch ein lebhaftes Interesse; sie erregen nicht bloß den Gedanken an ein hohes Alterthum und die dunkle Idee von Helden und Führern eines untergegangenen kräftigen Urvolkes, sondern sie erwecken auch zugleich ein eigenthümliches Gefühl und eine Art von heiligem Schauer, denn es schwebt etwas Grausiges, Gespensterhaftes, Unerklärliches, gräßlich Geheimnißvolles über diesen riesigen, im Geiste des Horazischen aere perennius errichteten Grabmonumenten, gegen welche die Grabhügel und Leichensteine auf unsern Kirchhöfen Maulwurfshaufen und Schiefertafeln sind.

Als ich weiter gegen Pontaven kam, sah ich links vom Wege das alte Schloß Rustephan, wovon Hr. E. Souvestre eine so pomphafte Schilderung macht, und welches er für das „grandioseste, antikste und sonderbarste Gebäude“ ausgibt, das er je in seinem Leben gesehen. Auf diese viel versprechende Anzeige hin unternahm ich den Abstecher nach Schloß Rustephan, ward jedoch sehr in meinen Erwartungen betrogen, da ich weiter nichts als einen höchst einfachen Rittersitz aus dem fünfzehnten Jahrhundert fand, nämlich ein länglich viereckiges Wohnhaus von einem Stockwerk, und in der Mitte der Façade mit einem kleinen runden Thurm, der als Eingang und Stiegenhaus dient. Diese Erfahrung bestärkte mich mehr als alles Uebrige in der Ueberzeugung, daß Hr. Souvestre in seinen Werken über die Bretagne nicht immer aus eigener Anschauung, sondern oft nach Willkür, oft nach Hörensagen beschreibt. — Eine Viertelmeile von Schloß Rustephan liegt die kleine Stadt Pontaven, welche einen eben so lieblichen als malerischen Anblick gewährt; sie wird von dem klaren, lebendigen Fluß Aven durchströmt, welcher sich hier zwischen mannichfaltig geformten Felsen hindurchwindet, zahlreiche Wassermühlen treibt und die vielen Ortschaften an seinen Ufern benetzt. Der Landschafter fände hier reichlichen Stoff zu Studien und sogar ganz fertige Compositionen. Es wundert mich, daß die Bretagne so wenig die französischen Landschaftsmaler anzieht; wahrscheinlich kommt es daher, daß man daselbst noch nicht nach der Mode bewirthet wird, sondern oft mit einem mehr als kargen Mahle zufrieden seyn muß. Die Touristen und Artisten wenden lieber den Sommer dazu an, die Schweiz und Italien zu bereisen, wo sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen gute Tafel, Bequemlichkeiten und sogar mehr Comforts finden, als in Paris. Wir verdenken es ihnen übrigens nicht, daß sie froh sind, aus den sogenannten regulär gebauten Städten hinaus in das mannichfaltige Freie zu kommen. Im Mittelpunkte Frankreichs, wo aller Natur- und Kunstsinn verflüchtet und abgestanden ist, hat der Anblick der kleinen Städte und ihrer Umgebungen ein unkünstlerisches und unnatürliches Ansehen gewonnen. Die langweiligen modernen Städte, Kirchen, Paläste und Gebäude mit ihrem weißen, gelben und buntfarbigen Anstrich erscheinen uns deßhalb so widerwärtig, weil sie nicht im Einklange mit der natürlichen Umgebung stehen; es sind unharmonische Flecken in der Landschaft, worin sie liegen, sowohl ihrer Form als Farbe nach; sie treten zu keinem schönen Gemälde zusammen, wo Composition, Colorit und Zeichnung sich miteinander verbinden müssen. In der Bretagne, wo die anspruchende Civilisation noch nicht überall hingedrungen, sind Kunst und Natur noch Freundinnen, welche sich einander entgegenkommen und harmonisch umarmen. Die kleinen Städte, wie Pontaven u. s. w., selbst die Dörfer mit ihren ärmlichen Wohnungen sind im Einklange mit der malerischen, nicht durch Kunst verunstalteten Umgebung; Alles paßt hier zu einander, die Landschaft und die Bauwerke in derselben. Die Kunst der Architektur scheint hier nicht abgesondert von der Natur, bloß zur Parade und zum Gepränge hingestellt, sondern sie ist in die Natur verwebt, ungeachtet ihres Organismus, und obschon der Endzweck ihres Vorhandenseyns eine selbstständige, von der Natur unabhängige Schöpfung ist. Unsere modernen Baukünstler könnten bei der Anschauung elender Bauerhütten ihren Geschmack oft verbessern, denn diese von der Unwissenheit zusammengestümperten Gebäude, bei deren Aufführung die Nothdurft die einzige Lehrmeisterin gewesen, nähern sich mehr der guten, wahren Architektur, als jene ohne Urtheil und Geschmack zusammengestoppelten Fragmente der modernen architektonischen Vollkommenheit, wogegen Kunst und Natur Rache schreien, und wodurch die landschaftliche Vegetation umher geschändet wird.

(Schluß folgt.)

Maschine zum Mähen. Nach dem Esser Herald soll ein Mechaniker zu Ingatestone mit dem Bau einer Maschine zum Wiesenmähen beschäftigt seyn; sie soll auf abschüssigem Boden so gute Dienste leisten wie auf ebenem

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 250.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 September 1839.

Weinbau in Südrußland.

Die französische Regierung hat folgende Statistik des Weinbaus in Rußland drucken lassen. Der Wein wird in den vier Gouvernements von Bessaradien, Cherson, Krim und Jekatherinoslaw gebaut. In Bessaradien sind seit 1823 namentlich durch Deutsche und Schweizer Colonisten 24,600,590 Weinstöcke angepflanzt worden, und die Weinproduction beläuft sich im Durchschnitt auf 120,000 Hectoliters (jedes zu 120 Bonteillen). Der Wein ist von mittelmäßiger Qualität, und wurde im Lande selbst, in Podolien und im Gouvernement von Cherson consumirt; der Preis ist etwa 33 Franken per Hektoliter. Die Weinberge liegen hauptsächlich im District von Akjerman, fast an den Thoren von Odessa, wo die Ländereien nicht so theuer sind als in der Krim, und wo man größere Leichtigkeit für die Cultur findet, weil man leichter Arbeiter erhält. Allein die Reben werden oft durch Frost im Frühjahr beschädigt, oder die Trauben werden nicht reif, so daß bis jetzt die Cultur sich nur schlecht bezahlt hat.

Im Gouvernement von Cherson hat man, besonders im District von Odessa, anhaltende Versuche gemacht, den Weinbau zu acclimatisiren. In den Jahren 1823 bis 1837 sind etwa vier Millionen Reben gepflanzt worden, und in den übrigen Districten desselben Gouvernements etwa zwei Millionen, und die Production wird im Durchschnitt auf 40,000 Hectoliters angeschlagen; der Preis ist etwa derselbe wie in Bessarabien, allein die Qualität ist schlechter.

In der Krim ist die Weincultur schon älter, war aber noch vor einigen Jahren auf die Thäler von Alema, Katsch und Bilbek beschränkt, deren Boden künstliche Bewässerung erfordert. Jedes Jahr, zur Zeit der Weinlese, kamen die Kaufleute von Moskau, kauften den Wein noch als Most von der Kelter weg, und transportirten ihn nach Moskau, wo er einer neuen Manipulation unterworfen wurde. Dieser Zustand hat sich aber verändert, seitdem mit der Versetzung des Sitzes des Gouvernements die reichen Familien der Krim an die Südküste der Halbinsel ausgewandert sind, wo die Temperatur dem Weinbau sehr günstig ist. Von 1823 bis 1837 sind in der Krim 8,182,000 Reben gepflanzt worden, und im gegenwärtigen Jahre nehmen die Weinberge eine Oberfläche von 4440 Hectaren ein. Die Reben sind aus Frankreich, Spanien, Portugal, Ungarn und dem Rhein eingeführt worden, und französische und deutsche Weingärtner haben die Aufsicht über die Pflanzungen. Im Allgemeinen werden die französischen Methoden bei der Fabrication beobachtet, allein bis Ende des letzten Jahrs konnten die glücklichsten Besitzer von Weinbergen kaum ihre Kosten decken, welche durch die Prätension, Weine der besten Qualität zu erzeugen, sehr vermehrt wurden. Das jährliche Product beläuft sich etwa auf 72,000 Hectoliters, und der Preis mag etwa 42 Franken per Hectoliter betragen. Die weißen Weine haben wenig Kraft und einen gewissen Schwefelgeschmack, welcher sie dem Gaumen unangenehm macht. Nur Eine Art, die mussirenden Weine von Champagnerart, welche in den Weindergen des Grafen Woronzow und einiger andern reichen Gutsbesitzer von Weingärtnern aus Rheims und Epernai bereitet wird, hat bis jetzt einigen Erfolg gehabt, freilich weniger wegen ihrer Qualität, die mittelmäßig ist, als wegen ihres mäßigen Preises, der nie über 3 bis 4 Rubel die Flasche steigt, während der wahre Champagner 8 bis 10 Rubel kostet. Seit 1836 hat man einige Partien davon nach Petersburg und Moskau geschickt, welche Beifall gefunden haben.

Es läßt sich freilich erwarten, daß die Wahl der dem Klima angemessensten Sorten und die Verbesserung der Cultur und Fabricationsmethoden am Ende zur Production besserer Weine führen müssen. Aber die Trägheit der tatarischen Bevölkerung und ihre Unfähigkeit zu einer anhaltenden Arbeit werden den Einführern dieser neuen Industrie noch lange große Schwierigkeiten entgegensetzen.

In dem Gouvernement von Jekatherinoslaw liefert die Rebencultur, welche auf drei der acht Districte, aus denen das Gouvernement besteht, beschränkt ist, wenig mehr als Trauben für die Tafel.

Man sieht aus obigen Zahlen, daß die Reben in der Krim das stärkste Product liefern, die in Bessaradien nur die Hälfte desselben und die in Cherson nur ein Fünftheil; daher hat man auch im gegenwärtigen Jahre angefangen, in dem letztern Gou-

Digitized by Google

vernement Weinberge, die erst vor 18 bis 20 Jahren angelegt waren, wieder auszureuten.

Man hat seit einigen Jahren mit Erfolg Versuche gemacht, den Weinbau in den kaukasischen Provinzen einzuführen, und im letzten Jahre hatte Ein Weinbergbesitzer über 100,000 Flaschen auf Champagnerart bereiten lassen. Diese Weine sind im Ganzen von derselben Qualität, wie die von Georgien.

Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan.

1. Rüstung. — Unterwerfung des Amirs von Sind. — Marsch gegen Candahar.

(Fortsetzung.)

Am 15 December brachen die Truppen aus dem Lager von Firozpur auf, und zogen am Setledsch hinab. Der Marsch bis Schikarpur dauerte im Durchschnitt 40 Tage, wobei sechs Tage, welche der Uebergang des Corps Schah Schudscha's der den Indus auf Fähren erforderte, mit eingerechnet sind. Die Engländer blieben auf dem linken Indusufer bei Bukkur, theils um dort, wo der Strom getheilt war, desto leichter eine Brücke schlagen zu können, theils um dem Amir von Kheirpur, einem Bruder des Amirs von Heiderabad, zu imponiren, denn noch auf dem Marsche trafen Nachrichten ein, daß es mit dem Heere Sir John Keane's schlecht stehe, und daß Truppen zu seiner Unterstützung nach Heiderabad marschiren müßten. Diese Nachricht, welche die Marschcolonnen in der Nacht vom 14 auf den 15 Januar erreichte, war den Befehlshabern sichtlich sehr unangenehm, denn sie drohte, den ganzen Feldzug wesentlich zu stören: war nämlich ein großer Theil des Corps, welches in diesem Augenblick den Setledsch hinab nach Schikarpur marschirte, genöthigt, den Marsch südwärts nach Heiderabad einzuschlagen, so verflossen über diesem Marsch, auch wenn der Zug noch so gut ablief, wenigstens zwei Monate, dann aber konnte vor Anfang Aprils von Schikarpur nicht aufgebrochen werden, man kam mit dem schlimmsten Theile des Marsches in die heiße Jahreszeit, und der dießjährige Feldzug war so gut wie verloren. Dieß aber hatte noch andere Nachtheile, als die bloße Zögerung: wenn der Zug nicht rasch unternommen wurde, schwand die Furcht vor der englischen Heeresmacht, alle einzelnen Häuptlinge wurden aufgewiegelt, und man setzte sich der Gefahr aus, daß im Spätjahre die Reiterschaaren der Afghanen von den Gebirgen herabkamen und die Engländer allenthalben anfielen.

Die Lage war kritisch: Burnes hatte zwar mit dem Amir von Kheirpur einen Vertrag unterhandelt, aber dieser Amir war ein alter Mann von 80 Jahren, und augenscheinlich nicht mehr Herr in seinem Land, auf jeden Fall nicht über die wilden Belutschen, welche als die Eroberer des Landes sich Alles erlaubten, die alten Einwohner durch Schrecken in Unterwürfigkeit hielten, und die Engländer, welche diesem Zustand nur ein Ende machen konnten, bitter haßten: sie spielten im Lande dieselbe Rolle wie die Mameluken in Aegypten, und widersetzten sich darum den Engländern, wie jene den Franzosen. Der Amir sollte Bukkur, eine in der Mitte des Indusstromes gelegene Festung, übergeben, man wartete aber vergebens von Tag zu Tag auf die Uebergabe, trotz des Versprechens, welches der Amir gegeben. Die trotzigen Belutschen, welche das Heer des Amirs ausmachten, zögerten von einem Tage zum andern, weil sie stets hofften, günstige Nachrichten von Heiderabad her zu erhalten, daß nämlich die vor dieser Stadt stehenden englischen Truppen eine Niederlage erlitten hätten. Am 29 Januar endlich ließ man dem Amir wissen, wenn die Uebergabe nicht am nächsten Tag erfolge, so werde man sich der Festung mit Gewalt bemächtigen. Dieß wirkte, und die Uebergabe erfolgte hierauf am 30 Januar.

Es war hohe Zeit: das ganze umliegende Land, d. h., so weit es von Belutschen bewohnt ist, war in Aufregung, und wo man in Dörfer kam, sah man keinen waffenfähigen Menschen mehr; Alles hatte sich an verschiedenen Orten gesammelt, um auf die erste Nachricht von einem glücklichen Angriff auf die Engländer vor Heiderabad über die Truppen in der Nähe von Bukkur und Rori herzufallen. Der Häuptling von Larkhana war mit seiner ganzen Mannschaft und 13 Kanonen ausgezogen, um nöthigenfalls die Amirs vor Heiderabad zu unterstützen. Larkhana liegt nicht weit von Schikarpur entfernt, und um ein Beispiel zu statuiren, erhielt Schah Schudscha die Weisung, mit seinen Truppen Larkhana zu überfallen. Dieß geschah; die Stadt wurde geplündert, und der Häuptling mußte ein Lak Rupien bezahlen.

Am 26 Januar wurde der Befehl ertheilt, daß die Reiterei und die reitende Artillerie gegen Heiderabad zu aufbrechen sollten, allein man zögerte fortwährend, und als man endlich dennoch wirklich aufbrach, wurden so kleine Märsche gemacht, daß man am 7 Februar erst 50 englische Meilen von Bukkur entfernt war, immer in der Hoffnung, es werde eine günstige Nachricht von Heiderabad her eintreffen. Dieß geschah denn auch am 7 Februar, und der weitere Zug unterblieb alsbald. Der Correspondent eines anglo-indischen Journals, welcher sich bei der nach Heiderabad bestimmten Truppenabtheilung befand, gibt folgende sehr wahrscheinliche Bemerkungen über die Gründe des Handelns auf beiden Seiten. „Trotz des kriegerischen Anscheins wird es doch nicht zum Schlagen kommen, und ich erwarte stündlich die Nachricht, daß Alles ganz friedlich abgemacht sey. Meine Gründe für diese Meinung sind folgende: fürs erste müßten die Amirs toll oder durch eine übermüthige Meinung von ihrer Tapferkeit gänzlich verblendet seyn, wenn sie nicht sehen sollten, daß ein Widerstand ihrer kleinen Macht gegen unser riesenhaftes Reich ganz hoffnungslos ist; fürs zweite haben sie durch Widerstand Alles zu verlieren und nichts zu gewinnen; sie haben 15 bis 20 Crore Rupien (eben so viele Millionen Pf. St.) zu riskiren, und werden sich hüten, sie aufs Spiel zu setzen. Zudem sind allzu viel Herren in Heiderabad,*)

*) Die Familie der Amirs ist sehr zahlreich, und es sind wenigstens vier bis fünf da, welche in politischen Dingen mitzusprechen haben, ungerechnet den Einfluß der andern.

Digitized by Google

um in irgend einem Widerſtandsplane einſtimmig zu ſeyn. Auf der andern Seite iſt es augenſcheinlich die Politik unſrer Regierung, ſie nicht zum Kampfe zu treiben. Wenn ein Schuß abgefeuert wird, und wir, wie dieß unvermeidlich iſt, Heiderabad nehmen, ſo wird der ganze Schatz als Priſengeld an die Armee vertheilt. Es herrſcht augenſcheinlich die Abſicht vor, die Sache diplomatiſch abzumachen, und den Schatz unangetaſtet zu laſſen, damit man die Koſten der Expedition zum Theil daraus bezahlen kann. Pottinger und Burnes waren in der Zwiſchenzeit nicht müßig, und haben aller Wahrſcheinlichkeit nach unter den Amirs ſelbſt eine Partei zu unſern Gunſten gebildet. Wenn irgend etwas dieſe zum gewaffneten Widerſtand verleitet, ſo iſt es unſere geringe Truppenmacht, denn dieſe Barbaren ſind nie mit Europäern in Berührung gekommen, kennen den Werth der Disciplin nicht, und ſetzen ihr ganzes Vertrauen auf die Zahl. Hätte man eine größere Armee geſchickt, ſo wären die Amirs mit Einem Mal zur Unterwürfigkeit geſchreckt, und allen Gedanken an Widerſtand ein Ende gemacht worden."

Indeß war dieſe Klippe nun glücklich vermieden: die von Bukkur aus gegen Heiderabad vorwärts geſchickten Truppen erhielten Befehl zur Umkehr; Bukkur, wo die Brücke über den Indus geſchlagen worden, ward gut beſetzt, und die Truppen zogen nun in das Lager von Schikarpur. Am 11 Febr. brach auch Sir John Keane aus ſeinem Lager bei Heiderabad auf, und marſchirte nordwärts, um ſich mit der bengaliſchen Armee zu vereinigen, deren Commando er jetzt übernahm, da Sir Henry Fane, nachdem die Unterhandlung mit dem Amir von Kheirpur vorüber, und die zu Heiderabad glücklich beendigt war, ſeine Reiſe den Indus hinab nach Bombay fortſetzte, um von dort nach England zurückzukehren. Der Aufenthalt, den die Begebenheit zu Heiderabad verurſachte, hatte indeß weſentlich geſchadet; ſchon die Truppen, welche nach Heiderabad beordert geweſen waren, und auf dem Marſche wieder umkehrten, trafen erſt am 17 Februar in Schikarpur ein; die Bombaytruppen aber konnten nicht vor den 10 März eintreffen, und ſomit waren durch dieſen unglücklichen Zwiſchenfall fünf Wochen verloren gegangen, kein gleichgültiger Verluſt in einem Lande, wo von der Witterung weniger Monate das Geſchick eines ganzen Feldzugs abhängen kann. An ein Ausruhen in Schikarpur, wie man gehofft hatte, war jetzt nicht mehr zu denken, und man mußte aufs eilfertigſte aufbrechen, um der ganz heißen Zeit zuvorzukommen, und keinem böswilligen Häuptling der Nachbarſchaft Gelegenheit zu laſſen, den Bolanpaß zu beſetzen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſen in der Bretagne. Penmarc'h und Quimper.

(Schluß.)

Eine halbe Meile von Pontaven liegt das alte Schloß Henan auf einer buſchigen Anhöhe, welche das rechte Ufer des Aven beherrſcht: die hohen Schloßthürme ragen über die Bäume hervor und geben ihm von ferne ein romantiſches Anſehen: dem Ritterthümlichen der Bauart nach zu ſchließen, ſtammt das Schloß aus dem vierzehnten Jahrhundert: die dicken, maſſiven, aus Quadern aufgeführten Mauern, die hohen Giebel und Firſten, auf denen noch die Wetterfahnen knarren, die runden Thürme an allen vier Ecken offenbaren den Geiſt einer kriegeriſchen Zeit, welche mehr auf Größe, Feſtigkeit und Dauer, als auf Schönheit und Zierlichkeit der Form Rückſicht nahm. Das Innere enthält große hohe Säle und Zimmer, welche noch gut erhalten ſind: die verſteckte Lage des Schloſſes, welches von allen Seiten mit Bäumen und Gebüſch umgeben iſt, hat wahrſcheinlich die revolutionäre Art abgewehrt: Schloß Henan mit ſeinen großen Gütern und Beſitzungen gehörte der Familie Marallach, einem der älteſten Geſchlechter des Landes Cornwallis.

Der ganze mittägliche Theil des Finiſtere iſt ungemein holzreich, und wir treffen daſelbſt prachtvolle Wälder bei den Gemeinden Goatloch, Gaoadec, Lothea und Lufuen; der Wald von Lufuen war der heilige Hain, wo die Druiden die Kräuter zu ihren Räuchereien und Quackſalbereien holten: man ſtößt darin auf zahlreiche Opferſteine und hie und da auf alte Steingräber. Wenn wir das Waldrevier von Lufuen verlaſſen, ſo befinden wir uns am Abhange des weiten Thalgrundes, in deſſen Mitte die Stadt Quimperle wie im Schooße der Fruchtbarkeit und der reichſten Fülle liegt. Sie iſt, wie Quimper, Koblenz und Lyon am Vereinigungspunkte zweier Flüſſe gebaut, deren blaue Wellen eben ſo harmoniſch dahinfließen, wie ihre Namen, welche weniger an die rauhe und unmilde Sprache des alten Celtenlandes, als an die lieblichen, muſikaliſchen Laute des alten Griechenlands erinnern: der eine heißt Elle, der andere Iſole; dieſer fließt in einem ſilberweißen Sandbett ruhig durch luſtige Auen dahin; jener ſtürzt über Steine zwiſchen Felſen hindurch: beide vereinigen ſich, nehmen abermals einen helleniſchen Namen, Laita, und wenden ſich dann zum Ocean. Die Ufer dieſer zwei Flüſſe, bald lachend und anmuthig, bald wild und öde, bieten die mannichfaltigſten Aſpecte und die intereſſanteſten Punkte. Ich bin bisweilen dreimal an demſelben Tag an den Ufern der Elle und Iſole ſpazieren gegangen und den Tag darauf mit ſtets erneutem Vergnügen wieder hingekommen. Quimperle gilt zwar für ein Krähwinkel, aber es iſt ein Arkadien: bei Quimperle in der Bretagne oder bei Avranches in der Normandie möchte ich meine alten Tage verleben; ich habe nirgends angenehmere Ruheplätze getroffen, wo ſo viel Kühle, Schatten und Stille herrſchte: ſo denke ich mir das Paradies, wovon ich aufrichtiger Chriſt doch hienieden gern einen kleinen Vorgeſchmack hätte.

Die Stadt iſt von hohen Bergen begränzt; ſie liegt zwar größtentheils in der Thalebene, ein anderer Theil davon zieht ſich jedoch in mehrern Armen über ſanft anſteigende Hügel hinan, was ihr eine überaus maleriſche Mannichfaltigkeit verleiht. Was übrigens der Stadt ganz beſonders von der Nordſeite jenes ſchöne pittoreske Anſehen gibt, iſt der günſtige Umſtand, daß gerade mehrere Kirchen und Klöſter auf den Anhöhen liegen, und die Stadt ſich ſomit von ſelbſt auf eine für das Auge höchſt angenehme Weiſe in verſchiedenen Partien aufbaut: der Abhang des Berges Saint-Michel, welchen die gothiſche Kirche gleiches Namens und die Gebäude der Urſuliner- und Capucinerklöſter trägt, bietet die vorzüglichſte Anſicht dar, und ein überaus glückliches Gemiſch von Thürmen, Dächern, Häuſern, Gärten und Bäumen. Unten am Fuße dieſes Berges vereinigen ſich die Elle und Iſole, welche

Digitized by Google

hier mit Quais eingefaßt sind, an deren Ende zwei Baumalleen in das hübsche Gehölz einer alten Abtei führen. Auf der Spitze des ebengenannten Berges liegt die Michaeliskirche mit einem stattlichen Thurme, der Stadt und Umgegend beherrscht; in dem äußern Umgange der Kirche sah man früher alle Wappen des bretagnischen Adels und viele Statuen in sonderbaren Costumen, welche die Tollhäusler von 1793 zerschlagen haben. Hinten im Chor hängt ein Gemälde, dessen Farbe und Luftperspective mich frappirten: die Köpfe und Stellungen der Hirten, welche das neugeborne Christuskind anbeten, sind sehr wahr und einfach; die reiche Einfassung, im Styl des Mantegna und der alten Schule von Mantua, ist sehr sinnreich und vortrefflich behandelt; die Jungfrau und der kleine Erlöser, welche wahrscheinlich eine ungeschickte Hand später nachgebessert hat, stören den Eindruck dieser schönen Composition.

Wenn man von Lorient oder Hennebon nach Quimperle kommt, passirt man die neue Vorstadt, deren Gärten sämmtlich an den Finß stoßen, über den hier eine solide Brücke führt; von da gelangt man in die schöne und breite Schloßstraße, mit schönen Privathäusern besetzt, welche zwischen den beiden Flüssen eingekeilt sind. Man kann sich keine angenehmern Wohnungen denken: hinter jedem Haus ist ein Garten, welcher in einzelnen Absätzen bis ans Flußufer hinabsteigt: Gehölz, Wiesen, Mühlen, Berge und Felsen, welche am gegenüberliegenden Ufer befindlich, drängen sich in ein maleerisch schönes Landschaftsbild zusammen, das man mit Vergnügen von einer Rosenlorbeer- oder Jasminlaube aus betrachtet, und wenn man sich an der schönen Natur satt gesehen, kann man ein Flußbad nehmen oder sich ein Gericht Forellen angeln, ohne Haus und Hof zu verlassen.

Die nahe und entferntere Umgebung von Quimperle bietet Alles dar, was eine mannichfaltige Landschaft nur immer gewähren kann. Die lieblichsten, angenehmsten Berge und Wälder, die fruchtreichsten, bald engern, bald sich erweiternden Thäler mit Dörfern, einzelnen Höfen und Schlössern wechseln mit kahlen Haideflecken und wilden Felsenpartien ab; ein Zeichner könnte hier hundert verschiedene Veduten, die eine schöner als die andere, aufnehmen. Es gibt nichts Ernsteres, als die nackten Berge von Goeets, wo man sich von aller Welt verlassen wähnt, und wo die über uns schwebenden Vögel, die an der Oberfläche des Wassers nach Luft schnappenden Fische und die am Felsenabhange weidenden Ziegen die einzigen Wesen sind, welche uns an Leben und Daseyn erinnern; alles Andere um uns her ist wie abgestorben. Treten wir dagegen auf die hohe von Nußbäumen beschattete Terrasse von Keblin hinaus, so schlängelt sich zu unsern Füßen der Strom zwischen grünen Matten dahin, und vor uns liegt die Stadt in einem grünen Laubdickicht versteckt. Von der kleinen Brücke bei Goeceaire erblicken wir den kleinen Wasserfall der Isole, und eine Reihe von schlanken Pappeln, die sich in den klaren Wellen spiegeln; von der Seite der Elle schneiden Wald und Schloßruinen majestätisch ein und gewähren einen entzückenden Anblick.

Die Stadt und Umgegend von Quimperle hatten, wie so viele Städte und Gegenden der Bretagne, unsäglich viel von der ersten französischen Revolution zu leiden, namentlich zur Zeit der Schreckensherrschaft, wo sie von den tugendhaften Volksrepräsentanten heimgesucht wurden, welche daselbst in der beredten Weise des Père Duchesne deklamirten, die heiligen Gold- und Silbergefäße aus den Kirchen wegnehmen, die Bleidächer der Thürme abreißen ließen u. s. w. Viele neuere Schriftsteller haben die Rohheit und Unfähigkeit jener Conventsabgeordneten geschildert, welche damals wie hungrige Wölfe über alle Provinzen Frankreichs herfielen; ich erinnere mich jedoch, nirgends schlagendere Thatsachen in dieser Beziehung gelesen zu haben, als die, welche ein gleichzeitiger Schriftsteller und Beamter anführt: „Ich war Präsident des Districtes von Quimperle; ein Mann, den ich in Paris öfter gesehen hatte und der durch die Revolution arm geworden und sich gezwungen sah, die Stelle eines Fourrage-Inspectors bei der Armee anzunehmen, trat eines Morgens in meine Stube, ohne zu wissen, daß die Ursache, welche ihn zum Reisen genöthigt, mich in die kleine Stadt Quimperle verschlagen hatte; wir erkannten uns und gingen miteinander in die Rathssitzung. Nachdem die Districtsangelegenheiten beendigt waren, stand der Fourrage-Inspector auf, vereinigte sich mit dem größten Ernst vor den anwesenden Räthen und sagte: „Bürger, obschon ich in dieser langen Sitzung kein einziges Mal weder b....., noch f..... gesagt habe, so bitte ich, mich dessen ungeachtet für einen guten Patrioten zu halten." — „Sie haben bemerken müssen, erwiederte ich, daß bei uns ein anderer Ton eingeführt ist, als sonstwo: wir haben es noch nicht einmal so weit gebracht, uns zu duzen, und sind noch viel weiter entfernt, die Ausdrücke in den Mund zu nehmen, auf welche Sie so eben anspielten." — „Ich war gestern, fuhr der Inspector fort, in einem Districte des Morbihan, wo mich der Präsident nach aufgehobener Sitzung in seinem vollen Ornat bis an die Treppe hinunter begleitete und mir mit drei tiefen Bücklingen und ganz ernster Miene sagte: „Bürger, wir sind um so mehr erfreut, Sie in unserer Mitte gehabt zu haben, als es schon über zwei Stunden her ist, daß Sie unter uns verweilen und uns noch nicht zum Teufel geschickt haben (vous ne nous avez pas encore envoyé faire f.....)." — Gibt es bezeichnendere Züge für die Erniedrigung der damaligen Staatsbehörden in Frankreich? Ein Abgeordneter des Nationalconvents schrieb an den District von N: Eh bien, Jean f..... aurons-nous du grain? — Tage der Rohheit, Unwissenheit, Tollheit, Barbarei und Brutalität möget ihr nie wiederkehren und die Schönheit und Decenz der französischen Sitten nicht noch einmal in Gefahr bringen! In den Augen jener rasenden Nivellirer war derjenige, welcher nicht jedes garstige, besoffene und stinkende Fischweib umarmen und einem jeden Lump den Bruderkuß geben wollte, ein schlechter Republicaner. Noch heutzutage gibt es in Paris von ihren Verehrern, denen Carrier ein Märtyrer der Freiheit ist, und die ganz vergessen, daß der Grad von Bildung und Cultur, welchen ein jeder erhalten hat oder hat erhalten können, allein die wahre Brüderschaft ausmacht. E. G.

Miscellen.

Merkwürdiges Meßinstrument. Eine Jersey-Zeitung gibt nach einem Brief aus New-York Nachricht von der Erfindung eines Doctor Herrwood. Es soll dieß ein mathematisches Instrument seyn, vermittelst dessen man ohne Quadranten, Sextanten oder Chronometer und ohne Gestirnbeobachtung zur See und zu Land, bei Tag und bei Nacht, bei trübem und klarem Wetter die Länge und Breite jedes Ortes mit der größten Genauigkeit bestimmen kann; eben so die Variationen und Abweichungen der Magnetnadel, und zwar mit der größten Genauigkeit. (Litter. Anz. vom 24 August.)

Sternfall. Nach einem Brüsseler Blatt hat man in der Nacht vom 9 auf den 10 August eine ungewöhnliche Menge Sternschnuppen von außerordentlichem Glanz am Himmel bemerkt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 251.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 September 1839.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste.

(Von Dr. Joh. Birkmeyer.)

Zweiter Artikel.

Die Zahl der hier wohnenden Europäer beträgt nur zwölf; früher befanden sich viele europäische Familien hier, aber das ungesunde Klima, so wie das von Jahr zu Jahr sich verringernde Bedürfniß von Beamten und Militärs verminderte deren Anzahl. Ihr Aufenthalt auf dieser unwirthlichen Küste ist traurig; ferne vom lieben Vaterlande, von Freunden und Verwandten, geschieden von dem Umgange mit Gebildeten beiderlei Geschlechts, nur auf ihre geringe Gesellschaft beschränkt, entbehren sie die höhern Genüsse des Lebens, an welche sie von Jugend auf gewöhnt waren. Eine Menge von Bedürfnissen, die sie während deren möglicher Befriedigung gar nicht mehr achteten, oder fast vergessen hatten, lernen sie erst jetzt wieder kennen und um so mehr schätzen, als deren Herbeischaffung höchst kostspielig oder auch ganz unmöglich ist. Das Land liefert ihnen nur wenige der gewohnten Lebensmittel, welche auf europäischem Boden gedeihen, und der Genuß der meisten inländischen ist den Europäern nicht sehr zuträglich; die Zufuhr durch europäische Schiffe ist unbedeutend, da dergleichen nur selten hieher kommen. Das einförmige, langweilige Leben, verbunden mit den beständigen Beschwerlichkeiten und Gefahren des ungesunden Klima's müssen ihnen den Aufenthalt in einem Lande verleiden, an welches keine Erinnerung, kein besonderes Interesse sie knüpft, und das sie meist nur nothgedrungen mit der Heimath vertauscht haben.

Es ist zu verwundern, daß die holländische Regierung die Behauptung ihrer Besitzungen an dieser Küste nur 10 Officieren und 200 Negersoldaten anvertrauen konnte, und daß einzelne von diesen unmenschlich und unklug genug sind, die ohnehin gegen die Europäer erbitterten Neger durch die gehässigste Behandlung noch mehr aufzureizen. So hat sich z. B. der damalige erste Lieutenant G...n bei den Negern sehr verhaßt gemacht; er rühmte sich noch dazu seines abscheulichen Benehmens und ließ mich öfters Zeuge desselben seyn. Als ich eines Tages mit ihm durch das Dorf ging, begegnete ihm einer der angesehenern Neger, mit dem er etwas zu besprechen hatte. Während der Unterredung stieß er öfter als einmal auf des Negers nackter Schulter die glühende Asche seiner Cigarre ab, daß dieser vor Schmerz laut aufschrie. G...n war dem Trunke sehr ergeben, mißhandelte im betrunkenen Zustande die Neger oft eigenhändig auf die empörendste Weise, oder ließ sie bei dem geringsten Vergehen grausam prügeln, so daß ich mich nicht genug wundern konnte, wie die kräftigen Neger dergleichen Unmenschlichkeiten so ruhig ertragen mochten. Doch es kam auch seine Zeit, er hat gebüßt, aber leider wurde mit ihm auch mancher Unschuldige ein Opfer der Rache der Neger; einige Monate nämlich nach meiner Abreise von der Goldküste empörten sie sich, und ermordeten ihn nebst dem Residenten, 5 Officieren und 40 Soldaten.

Der Gastfreundschaft des Residenten Tonnedeyer, des Militärcommandanten Maase, des Doctors Falkenburg und des Plantagenbesitzers Simons verdankte ich während meiner Anwesenheit in Elmina viele vergnügte Tage und manche Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der Neger kennen zu lernen. Einladungen zu Schmausereien, Abendgesellschaften und Ausflügen in die schönen Umgebungen wechselten täglich ab. Eines Abends war ich in einer Gesellschaft bei Hrn. Simons. Aufgeregt durch Wein und Plaudereien über die Lieben im Vaterlande, ermunterten uns die heimischen Töne einer Flöte und Violine zum Tanze. Nie wurde ich mir des Genusses, an der Seite einer hübschen Europäerin im raschen Tanze dahin zu gleiten, so sehr bewußt, als damals, da ich ihn vermissen mußte. Alle Erinnerungen an so viele durchtanzte Bälle konnten die Einbildungskraft nicht so weit verleiten, daß ich statt meines Tänzers eine Tänzerin im Arme zu halten meinte. Die Gesellschaft bestand aus Beamten, Officieren und einigen der angesehensten Eingebornen. Unter Letztern befanden sich einige junge Herren, welche sich durch nichts von Europäern unterschieden, als durch ihre Gesichtsfarbe. Eine sorgfältige Erziehung und Reisen in die Hauptstädte Frankreichs, Englands und Hollands hatten ihnen eine Bildung und Gewandtheit im Umgange gegeben, daß sie sich wohl in die vornehmsten Cirkel einer europäischen

Digitized by Google

Hauptstadt wagen durften; ihre stutzerhafte Kleidung stand jedoch sehr seltsam zu ihren schwarzen Gesichtern und ihren Krausköpfen.

An diesem Abend lernte ich unter Anderen einen Mulatten kennen, der sich ehedem durch Sklavenhandel ein beträchtliches Vermögen erworben, aber später wieder verloren hatte, theils durch Prellereien von Seite der früher hier anwesenden Holländer, theils durch die Strenge der Engländer, welche ihm seine Schiffe sammt Ladung weggenommen hatten. Sein vor Alter grünlichgelb schillerndes Gesicht war durch erlittene Unglücksfälle und Leidenschaften scheußlich zerfurcht, und es war mir fast unheimlich zu Muthe, als er mich seiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und sich alle Mühe gab, mich zu unterhalten. Vor meinem Weggehen bat er mich, meinen Namen, Charakter und Geburtsort ihm zum Andenken auf ein Blatt Papier, das er mir reichte, zu schreiben, was ich ihm ganz arglos gewährte. Erst nachdem ich ihn verlassen hatte, kamen mir allerlei Vermuthungen, ob er nicht etwa mit meiner Handschrift irgend eine Betrügerei vorhaben, oder mir sonst einen Streich spielen möchte. Im Nachdenken darüber schlief ich ein, und diese beunruhigenden Gedanken trugen sich in einen tollen Traum über. Sein Gesicht erschien mir noch scheußlicher, und unter seinen wolligen Haaren glaubte ich zwei Hörnchen nur schlecht versteckt zu sehen, seine weiten Sommerbeinkleider schienen mir kaum den Geiß- und Pferdefuß zu verbergen, und zwischen den Frackschößen meinte ich dann und wann den Schweif sich hervorstehlen zu sehen. Mit einem unheimlich grinsenden Lachen hielt er mir das Blatt mit meiner Handschrift hin, deren schwarze Buchstaben mich in ungeheurer Größe angrauten. In Verzweiflung wollte ich auf ihn losstürzen, um ihm das fatale Blatt zu entreißen, aber kraftlos und unsanft fiel ich rückwärts auf mein Lager zurück, daß ich erwachte und das ganze Schreckbild verschwand.

Die herrliche Umgegend Elmina's lud den Freund der Natur zu genußreichen Spaziergängen, und den der Jagd zu einträglichen Ausflügen ein. An kühlen Abenden schlenderten wir, die Flinten über dem Arme, in Begleitung einiger Neger, die uns zu Führern dienten und vermöge ihrer scharfen Sinne die Spürhunde ersetzten, durch das Thal, in welchem sich das früher genannte Flüßchen gegen das Meer zu hinschlängelt, und das sich zwischen sanften, mit Seidenwollbäumen und Palmen bedeckten Anhöhen hinzieht. Pinien, Aloës, Lilien wechselten auf das anmuthigste mit Pisangs, Platanen und Guajacabäumen, und beherbergten manche uns willkommene Beute, besonders Vögel. Nachdem wir das kleine Thal durchwandelt hatten, nahmen uns die begränzenden Anhöhen auf, und über diese hin schritten wir die höheren Berge hinan, in deren schattigem Dunkel Vögel aller Arten, Affen, Eichhörnchen, Kaninchen, Antilopen und dergl. unseren Feuerrohren Schüsse genug entlockten. Bei Gelegenheit einer solchen ergiebigen Jagdpartie, die uns weit in den dichten Wald geführt hatte, sahen wir in nicht sehr großer Entfernung hinter uns eine Heerde Schakals, welche unsere Beute gewittert haben mochten, und deren Nähe uns schon vorher von den spürnasigen Negern angezeigt worden war. Obgleich sie außer Schußweite waren, sendeten wir ihnen doch einige Ladungen zu, mehr um sie zu verjagen, als um einen zu erlegen. Wir hörten öfters des Abends bei der Heimkehr von einem Jagdausfluge das Geheul von Panthern, deren es daselbst eine große Menge gibt; durch einzelne Flintenschüsse hielten wir sie in gehöriger Entfernung, da wir doch an Anzahl zu geringe waren, um ihnen zu Leibe zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Feldzug der Engländer gegen Afghanistan.

1. Rüstung. — Unterwerfung der Amirs von Sind. — Marsch gegen Candahar.

(Schluß.)

Burnes war schon von Firozpur aus vorausgeschickt worden, augenscheinlich zu mancherlei und sehr wichtigen Geschäften: fürs erste sollte er einen Vertrag mit dem Amir von Kheirpur abschließen, was auch sehr zeitig geschehen ist, denn schon am 25 Januar langte derselbe, von Lord Auckland unterzeichnet, im Lager an und wurde dem Amir übergeben. Sodann mußte Burnes nach Heiderabad gehen, um in Verbindung mit Oberst Pottinger dort die Sache zu einem guten Ende zu führen. Dieß waren indeß keineswegs alle seine Geschäfte: ein Hauptgegenstand war der Ankauf von Getreide und der Abschluß von Lieferungsverträgen. Zu diesem Ende mußte er auch mit dem Khan von Khelat (s. die Karte) sich besprechen, und mit demselben einen Vertrag schließen; was aber mit diesem verabredet wurde, darüber lassen uns die angloindischen Mittheilungen bis jetzt noch völlig im Dunkeln; doch sagen einige Correspondenzen gerade heraus, man habe denselben mit Geld gewonnen. Von dem Khan von Khelat nämlich hing allerdings die Sperrung oder wenigstens die Vertheidigung des Bolanpasses hauptsächlich ab, und wenn man in dieser Hinsicht seine Unthätigkeit erkaufte, so hat er Wort gehalten. Was aber die Versorgung der englischen Armee mit Lebensmitteln und die allgemeine Sicherheit betraf, so sagen die Correspondenzen unverhohlen, daß der Khan von Khelat entweder ein Verräther sey, oder daß er seine Untergebenen nicht im Zaum halten könne. Genau betrachtet mochte beides wahr seyn.

Die Zögerung, welche der temporäre Widerstand der Amirs von Sind veranlaßt hatte, zwang die Engländer, den Marsch zu beschleunigen. Der Weg von Schikarpur bis an den Bolanpaß ist größtentheils eine unfruchtbare Einöde: es war unmöglich, daß die Armee zugleich aufbreche, und so zog ein Corps um das andere ab, um immer wenigstens eine Tagreise von dem andern entfernt zu seyn, da es an Wasser und an Lebensmitteln allenthalben mangelte. Es war nicht mehr Zeit, regelmäßige Anstalten zur Verpflegung von Menschen und Thieren zu treffen, sondern wenn der dießjährige Feldzug nicht ganz mißlingen sollte, mußte man um jeden Preis vorwärts kommen. Der Marsch jeder Colonne von Schikarpur nach Dadur dauerte

Digitized by Google

vier Tage; dort wurde einen Tag Halt gemacht, um die Zerstreuten und Zurückgebliebenen zu sammeln, und dann der Marsch durch den Bolanpaß angetreten, der 67 englische Meilen lang ist; um ihn zu überschreiten, brauchte jede Colonne 6 bis 7 Tage. Es fehlte an Lebensmitteln, noch mehr an Wasser, und der Durst machte die Leute fast wüthend; zum Glück war dieser Marsch vergleichungsweise sicher, denn sie wurden nicht viel von den Belutschen beunruhigt, die in der Ebene allenthalben umher schwärmten, die Zurückgebliebenen niederhieben und Kamele fortführten. Nach den Schilderungen Einzelner zu schließen, muß das englische Corps auf diesem Marsche schon, bis es nämlich auf der Höhe des Bolanpasses ankam, durch Hunger, Strapazen und die räuderischen Belutschen, Maris und Kakers weit über die Hälfte seiner Lastthiere verloren haben. Unglücklicher Weise war Sir John Keane genöthigt, ganz denselben Weg einzuschlagen, und die von todten Kamelen und Pferden dicht besäete Straße zu ziehen; sein Plan war anfangs gewesen, durch den (etwas südlicher gelegenen) Paß von Gundava zu ziehen; es hatte sich aber gezeigt, daß es unmöglich sey, dort Kanonen fortzubringen, und so mußte er wieder umwenden, und den Weg von Schikarpur nach Dadur gleichfalls betreten. Die Belästigungen durch die Belutschen waren unerträglich: anfangs wollte man sie, wenn man ihrer Meister wurde, bloß gefangen nehmen, allein bald fand sich, daß damit nichts gewonnen sey, und Sir John Keane gab endlich Befehl, jeden, dessen man habhaft werde, ohne weiteres niederzuschießen oder aufzuknüpfen.

Bis zu welchem Grade die Belastigungen durch die Belutschen gingen, kann man unter Anderm auch daraus abnehmen, daß die Besatzungen von Schikarpur und Bukkur einmal 12 Tage ohne alle Nachrichten von der Armee waren, da die Belutschen jeden ohne Unterschied niederhieben, der eine Botschaft dorthin bringen wollte. Die Schilderungen der Noth und des Elends, das einzelne Truppenabtheilungen erfuhren, sind herzzerreißend, und es ist hinreichend, zu bemerken, daß englische Officiere selbst erklärten, seit dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland habe keine Armee solche unerhörte Strapazen erduldet, als die englische auf dem Marsch von Schikarpur nach Candahar. Und doch bekam sie einen eigentlichen Feind, d. h. eine geordnete Schaar kaum zu sehen, und das angebliche Gefecht einer afghanischen Reiterschaar, die von Candahar gegen die englischen Truppen ausgezogen sey, ist noch immer sehr problematisch. Aus allen einzelnen Correspondenzen geht hervor, daß man kaum noch eine andere Rücksicht hatte, als den Marsch auf jede Gefahr und Verlust hin zu beschleunigen. Das englische Corps erreichte Candahar am 21 April, zwei Monate nach dem Ausmarsch der ersten Colonne aus Schikarpur, befand sich aber in einem so entblößten Zustande,*) daß beschlossen wurde, bis Ende Mai's daselbst zu bleiben.

*) Die Officiere hatten mit wenigen Ausnahmen ihre ganze Feldequipage, was bei angloindischen Offizieren nicht wenig sagen will, verloren; jedenfalls brachte man nicht den zehnten Theil der Lastthiere nach Candahar; die meisten waren durch Strapazen und Hunger umgekommen, einige Tausende aber auch den Belutschen in die Hände gefallen.

Die Masse der einzelnen kleinen Nachrichten über den Marsch der verschiedenen Corps ist außerordentlich groß, aber eben darum, weil sie von den Begegnissen jedes einzelnen Corps handeln, lassen sich nicht leicht Auszüge geben. Kuettah war die Mittelstation zwischen Schikarpur und Candahar, und dahin gelangten die Truppen in den ersten Tagen Aprils, und der erste Aufbruch von dort geschah am 6 April. Daß man die 170 (englische) Meilen von Kuettah nach Candahar in verhältnißmäßig viel kürzerer Zeit zurücklegte, hat seinen Grund darin, daß man nicht mehr so Mangel an Wasser litt, und daß die Hitze und das Land selbst nicht mehr die Schwierigkeiten, wie vorher, darbot. Der Mangel an Lebensmitteln war aber derselbe, und schien eher noch zu steigen. In Candahar selbst noch waren die Truppen auf halbe Rationen gesetzt.

Es fragt sich nun hauptsächlich, was sind nach den bisherigen Erfahrungen die Aussichten auf die Zukunft? Daß man bis Candahar wenig von einer bewaffneten Macht zu befürchten haben werde, wußte man voraus. Schah Schudscha hatte mit seiner nur 4000 Mann betragenden, elend ausgerüsteten Armee im Jahre 1833 sich einen Weg bis nach Candahar gebahnt, und war erst dort auf Widerstand gestoßen; daß also die englische Armee dahin gelangte, ist gleichfalls kein großer Fortschritt, und sie durfte sich dieß nicht zu sonderlichem Ruhme anrechnen. Der Häuptling von Khelat hatte ihr den Bolanpaß geöffnet, scheint aber bald andern Sinnes geworden zu seyn, denn nicht nur haben die Engländer bereits ein Corps gegen ihn gesendet, sondern er soll auch bei einer Versammlung von Belutschenhäuptlingen über seine Begünstigung der Engländer Reue bezeugt, und geschworen haben, daß sie den Weg nicht so friedlich wieder zurückmessen sollten; dieser Drohung gemäß wurde auch ein Regiment, das dem englischen Corps nachrückte, bereits im Bolanpaß angefallen, und soll 80 Mann, d. h. über den zehnten Theil seiner Mannschaft, verloren haben. Von Absendung eines Corps gegen einen andern Häuptling, der eine Veste am Hilmend mit 4000 bis 5000 Mann besetzt habe, ist gleichfalls die Rede, und von Schikarpur ist ein Corps ausgerückt, um einen Belutschenstamm, der an den Plünderungen hauptsächlich Theil genommen, zu bestrafen; kurz aus einer Menge Details geht hervor, daß die Belutschen auf der ganzen Westseite des Indus in Aufregung sind, und einzelne Officiere drückten sogar die Ansicht aus, auch die Amirs von Sind seyen heimlich mit den feindlichen Häuptlingen einverstanden. Erwägt man, daß die ganze angloindische Armee nebst dem Corps Schah Schudscha's höchstens 30,000 Mann beim Ausmarsche betrug, daß sie in Firozpur, Bhawalpur, Bukkur, Helberabad, Kuratschi, sodann in Schikarpur und Kuettah Besatzungen zurücklassen mußte, daß Krankheit, Strapazen und die ewigen Raufereien mit den Belutschen doch auch vielen Leuten das Leben kostete, so ist mit Grund anzunehmen, daß die in Candahar versammelte Armee nicht mehr 10,000 Mann stark ist. Zur Unterwerfung der Barakzei-Häuptlinge ist kein Anschein vorhanden. Die Fürsten von Candahar — sonst gegen Dost Mohammed so feindselig gesinnt — haben mit ihren Familien sich nach Cabul gezogen, und über Dost Mohammeds Be-

Digitized by Google

wegungen herrscht noch immer dieselbe Unwissenheit, wie seit dem Ende des vorigen Jahrs; bekanntlich waren Anstalten von seiner Seite getroffen, daß keine Nachricht über Cabul hinaus zu den Engländern dringe, zu welchem Ende man sogar die Reisenden, die durchaus ihren Weg nach Indien fortsetzen wollten, ermordete. Alles dieß trägt durchaus keinen friedlichen Anschein, und man kann wohl sagen, daß mit dem Marsch auf Cabul der Feldzug erst beginnt, und daß durch die Aufregung unter den Beintschen der Rücken der Armee unaufhörlich bedroht ist.

Cerographie.

In den amerikanischen Journalen ist ein Bericht über eine neue Art Stich (engraving) erschienen, deren Natur unbekannt zu seyn scheint, wenn auch Proben veröffentlicht worden sind. Der Herausgeber des Boston Daily Advertiser sagt, er habe, jedoch ohne Erfolg, versucht, eine Vermuthung aufzustellen in Bezug auf die Art, in welcher die Sache ausgeführt wird. „Da es auf ein großes Blatt, gemeinschaftlich mit dem Schriftabdruck eines großen Zeitungsblattes, gedruckt ist, so muß die Platte viel Aehnliches mit dem Holzschnitte haben, doch besitzt sie fast die Feinheit des Kupferstiches, und hat sehr viel Linien, die im Holzschnitt augenscheinlich unausführbar sind. Die Gleichförmigkeit der Lettern, wenn auch verschieden durch die mancherlei Form, welche aus dem Gebrauch verschiedener Typen entsteht, zeigt, daß dieser Theil des Werkes eine Art Stereotypdruck ist, doch wie die Schatten und andere willkürlichen Linien hineingebracht werden, ist schwierig aus dem bloßen Anblick des Abdruckes zu finden, es müßte denn eine Art Aetzen seyn. Nach dem, was der Erfinder von der Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Ausführung sagt, der Größe, bis zu welcher die Platte ausgedehnt werden kann, läßt der schnelle und wohlfeile Druck, wodurch gewöhnliche Bücher und Zeitungen abgedruckt werden können, es als eine sehr wichtige und nützliche Erfindung ansehen, die besonders zum Druck von Karten und Zeichnungen in Verbindung mit dem Text sehr anwendbar ist, so wie für Bildwerke fast jeder Art." Der New-York Observer berichtet ferner: „Die Vortheile der Cerographie sind: 1) Der Stich vieler Gegenstände, welcher mit einer Schnelligkeit ausgeführt werden kann, der dem Steindruck sehr nahe kommt, und die ganze Ausgabe für eine zur Presse vorbereitete Platte gewöhnlich geringer, als für eine Platte von Kupfer und Holz. 2) Die Platte ist unter der Presse dauerhaft. Man kann eine Million guter Abdrücke davon nehmen, und da sie Stereotypdruck besitzt, so kann man die Zahl der Platten mit geringen Kosten ins Unendliche vermehren, und jede Platte gibt eine Million Abdrücke. 3) Zeichnungen jeden Stiches, vielleicht nur die feinsten ausgenommen, kann man fast oder ganz in derselben Vollkommenheit erhalten, wie in Kupfer oder Stahl, und mit geringerer Mühe. 4) Wir kennen keine Gränze für die Größe der cerographischen Platten. Wir glauben, sie können so groß gemacht werden, als die größte Napier-Presse. 5) Der Druck wird mit der gewöhnlichen Druckpresse vollführt, und natürlich so schnell wie Holz- oder Schriftenabdruck."

Nach diesem Berichte kann man sich von der Wichtigkeit der Erfindung überzeugen, und mit einer Vervollkommnung, deren sie augenscheinlich fähig ist, wird sie eine bedeutende Wirkung auf die Buchdruckerkunst haben, besonders beim Druck in Charakteren der chinesischen, Hindu- und andern orientalischen Sprachen. Selbst in ihrem gegenwärtigen Zustande wird sie ohne Zweifel als ein Substitut für den Satzdruck in manchen Fällen gebraucht werden. (Athenäum. 24 August.)

Miscellen.

Ueber die Bewegungen der Gletscher. Hr. André de Luc hat sich in der Bibliothèque Universelle de Genève (Junius) über die Bewegungen der Gletscher in einer den Ansichten des Hrn. Agassiz entgegengesetzten Weise ausgesprochen. Agassiz schreibt diese Bewegung der Ausdehnung des in Eis verwandelten Wassers zu, aber de Luc sagt: das Gefrieren kann nur in der Nähe der Oberfläche stattfinden, und wenn das Eis 53 Metres tief ist, so werden mehr als 9 Zehntheile dieser Dicke keine Veränderung in der Temperatur erfahren, weil das Eis ein schlechter Wärmeleiter ist, so daß das in die Spalten einsickernde Wasser nicht gefriert, welche Jahreszeit auch seyn mag. Wenn man also die Bewegung der Gletscher durch die Ausdehnung des Wassers im Augenblick des Gefrierens erklären will, so kann dieß höchstens von 1 bis 1½ Metres der Oberfläche angenommen werden, was sehr wenig ausmacht; wenn aber das Eis auf dem Grunde seine Stelle verändert, so müssen andere Ursachen vorwalten. De Luc schreibt dieß namentlich zweien zu: die erste ist der Druck, den die auf dem obern Theile des Gletschers angehäuften Schneemassen ausüben; dieser Schnee verwandelt sich in Eis, und da bei der Entstehung der Gletscher die Abhänge sehr steil sind, so übt das Eis oder der Schnee einen starken Druck auf den Gletscher aus und drängt ihn vorwärts. Man findet den Beweis hievon in dem Umstande, daß die Bewegungen dieser eisenhaften Massen, namentlich nach Jahren eintritt, wo ungewöhnlich viel Schnee fiel oder der Sommer nicht heiß genug war, um ihn zu schmelzen. Der zweite Grund ist das fortdauernde Schmelzen des Eises, das auf dem Erdboden aufliegt, in Folge der innern Wärme der Erde. Dieses Schmelzen macht, daß der Gletscher sich senkt, unten Höhlen bildet, und so die Bewegung herbeiführt, da der Boden stets mehr oder minder abschüssig ist.

Wissenschaftliche Commission für Algier. Der Kriegsminister hat durch Entscheidung vom 18 August die Mitglieder dieser aus 21 Personen bestehenden Commission zur wissenschaftlichen Erforschung des Landes um Algier ernannt. Bory St. Vincent, bekannt durch seinen Aufenthalt in Morea, ist zum Chef ernannt. Ein Militärarzt und zwei Dolmetscher werden der Commission beigegeben. Zehn Mitglieder derselben sind von der Akademie der Wissenschaften, fünf von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften bezeichnet worden. Diejenigen, welche noch nicht in Algier sind, sollen bis zum 20 November in Toulon eintreffen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 101 u. 102** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die literarischen Löwen in England. — Die sieben Saiten der Leyer.** Von George Sand. — **Französisches Conversationslexikon.** (Fortsetzung.) — **Cheveley, oder der Mann von Ehre.** (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Digitized by Google

Nr. 101 u. 102.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

8 September 1839.

Die literarischen Löwen in England.

Unsern meisten Lesern wird die Bedeutung bekannt seyn, in welcher in England das Wort Löwe gebraucht wird, daß man nämlich damit die gerade am meisten Aufsehen machenden, von der Mode getragenen Merkwürdigkeiten, besonders aber Personen bezeichnet, welche durch irgend welche Eigenschaften, Thaten oder Schicksale die Aufmerksamkeit der „Gesellschaft" auf sich gezogen haben, und nun, wie ausländische Thiere in einer Menagerie, aufgesucht, besehen, besprochen und bewundert werden. Eine Sache, die sich natürlich überall findet, wo ein gebildeterer Zustand, eine Gemeinschaftlichkeit der Interessen herrscht, wird in England, in London zumal, dem Sitz einer so verwöhnten, grillenhaften, auf das Neue erpichten aristokratischen Gesellschaft, bis zu einer seltsamen Höhe gesteigert und ausgebildet, und allerlei Lächerlichkeiten und Ungehörigkeiten mischen sich ein. Deßhalb behandelt ein uns vorliegender kleiner Aufsatz ganz ausdrücklich das Wesen des literarischen Lionism (Löwenwesens), woraus wir, da manches Licht über die litterarisch-socialen Verhältnisse Englands dadurch verbreitet wird, das Wichtigste mittheilen.

„Die Praxis des Lionism" hat ihren Grund in ursprünglich ganz löblichen Gefühlen; in der Verehrung für geistige Ueberlegenheit und Dankbarkeit für Gaben des Genius; und seine Form und Einfluß sind durch den Umstand bestimmt, daß die Literatur zu einer zahlreichern Classe hindurchgedrungen ist, und eine ganz andere Gattung von Leuten interessirt, als diejenigen, welche früher ihre Vortheile genossen. Ein kluger Mann hätte zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst das Zeitalter des literarischen Lionism voraus sehen können, und hätte wahrscheinlich darüber als eine vorübergehende lächerliche Uebertreibung gelacht. Der ganze Gang des literarischen Fortschritts hat sein vorübergehendes Reich prophezeyt. Der absichtliche, selbstgefällige, literarische Löwe könnte in der That besser die Maus aus dem kreißenden Berge genannt werden, der erst noch den Vulkan zu gebären hat.

Es gab eine Zeit, wo die Literatur nur in der Abgeschlossenheit der Klöster gepflegt wurde. Da saß der Autor der alten Zeit, allein in seiner Zelle; Tage, Monate, Jahre lang allein. Der Widerhall der Welt war verschollen, die Stimme des Lebens konnte ihn hier nicht erreichen, und sein Grab gähnte ihm entgegen innerhalb der engen Umfriedigung, aus der er nie mehr scheiden durfte. Literarische Bestrebungen konnten unter solchen Verhältnissen ermuntert werden durch Träume von künftig zu stiftendem Nutzen und ausgebreitetem Ruhm, aber der vornehmste Sporn mußte doch immer die Freude an der geistigen Thätigkeit selbst seyn. Es läßt sich glauben, daß, wenn ein Echo des Ruhms von einem der vier Winde ihm je zugetragen wurde, er sich herzlich an dieser süßen Musik erfreute, aber auch daß er in vielen Fällen seine Tage ganz in gleicher Weise zugebracht haben würde, die Wissenschaft pflegend um ihrer selbst willen, wenn er auch gewußt hätte, daß sein Pergament mit ihm werde begraben werden.

Die, solchen Männern, wenn sie in die Welt hervortreten, von der Menge gezollte Huldigung galt allein ihrer Geistesüberlegenheit. Eine Handvoll Studenten mochte sich ihnen zu Dank verpflichtet fühlen für bestimmte Dienste, aber die Masse starrte sie an in dumpfer Bewunderung, als heiliger oder weiser denn andere Leute. Als die Wohlthaten der Literatur sich weiter ausbreiteten, mischte sich lebhafte persönliche Dankbarkeit zur Huldigung — Dankbarkeit für das Gute, das jedem Verehrer durch die Erwärmung seiner Sympathien, die Erweiterung seiner Ansichten, die Hebung seines intellectuellen Wesens zu Theil wurde. Als an einem denkwürdigen Ostertag im vierzehnten Jahrhundert Petrarka die Stufen des Capitols hinan schritt, mit Lorbern gekrönt, unter Vortritt von zwölf edeln Jünglingen, welche Stellen aus seinen Gedichten recitirten, so war dieß ein Preis der edelsten Art, der je dem Autor zu Theil geworden. Er bestand aus Ehrfurcht und Dankbarkeit, rein von kalter Selbstsucht und sentimentaler Leidenschaft, welche nichts ist, als kalte Selbstsucht in feuerfarbener Verkleidung. Als mehr denn vier Jahrhunderte später Voltaire im Theater

Digitized by Google

von Paris mit Zurufen überschüttet und im Triumph nach Hause geführt wurde, mit schwacher Stimme rufend: „Ihr erstickt mich mit Rosen!“ so war auch diese Huldigung, obgleich von minder großartigem Charakter als die Petrarka's, immer noch ehrenvoll und hatte eine bessere Quelle als populäre Selbstsucht. Er irrte in seinen Prahlereien, daß er das Christenthum vernichten wolle, und seine Anbeter darin, daß sie ihm glaubten; aber dieß beweist nur, daß sie das Christenthum nicht kannten, und nicht, daß ihre Huldigung, einem Manne dargebracht, der, nach ihrer Meinung, Thorheiten und Aberglauben mit der Wurzel vertilgt, nicht natürlich und ihren Herzen ehrend gewesen wäre.

Die heutzutage populären Autoren dargebrachte Huldigung ist der Ausdruck derselben Gedanken und Empfindungen, wie bei der Krönung Petrarka's und der Begrüßung Voltaire's, aber mit Veränderungen und Zusätzen, gemäß dem Wechsel der Zeiten. Die literarischen Löwen sind eine eigene Classe geworden, ein ganz unfaßlicher Gedanke für den nicht weiter nachdenkenden Mann zu Petrarka's, oder selbst Voltaire's Zeiten. Dieß ist ein Zeugniß von dem ungeheuern Umsichgreifen der Literatur unter unserm Volke. Welch eine Zahl von Lesern ist erforderlich, um, durch Kaufen und Loben, eine stehende Classe von Originalschriftstellern zu erhalten! Es ist ein Zeugniß von dem Herunterkommen der Literatur als Ganzes betrachtet. Wenn es irgend einmal eine Classe von Personen gibt, welchen das Publicum für intellectuelle Anregung Dank schuldet: wie mittelmäßig muß dann die Qualität des intellectuellen Products seyn! Daraus folgt aber keineswegs, daß nicht auch noch Werke von Verdienst, jedem vergleichbar, das irgend wann zum Segen der Menschheit erzeugt wurde, möglich seyen, aber es ist klar, daß die große Masse der Literatur ihren Charakter gänzlich geändert hat — daß die Bücher nicht mehr — die sparsame und seltene Frucht ernsten und langen Denkens, sondern, wie man sie schon genannt hat: „Briefe sind an Jeden, den sie interessiren.“ Daß die literarischen Löwen jetzt eine eigene Classe bilden, ist ein Beweis, wie häufig der literarische „Succeß“ ist, wie groß die Zahl der Geister, von welchen eine oberflächliche und vorübergehende Sympathie sich erwarten läßt. Der neueste Zug am Ganzen aber ist die Classe der Löwenhalter (lionizers); neu, nicht weil schmutzige Selbstsucht etwas Neues ist, — nicht weil sociale Eitelkeit etwas Neues ist, — nicht weil ein liebloses Mißachten der Gefühle des Empfindlichen, der Schwächen des Eiteln, der Vorrechte des Begabten, etwas Neues ist, sondern weil es etwas Neues ist, die Stelle von Karten, Musik, Masken, von Hofnarren und Affen ausgefüllt zu sehen von Autoren in Kraft ihres Autorthums.

Es ist allerdings wohl zu erwarten, daß niedrig denkende Personen sich jedes vorherrschenden Gefühls, wie achtungswerth es auch sey, bemächtigen werden zu ihren besondern Zwecken, aber in diesem Falle würde die Wirkung davon einen wiedererweckten Gentleman aus dem 15ten Jahrhundert arg verdutzt machen. Wenn er etwa einer Versammlung der brittischen Gesellschaft für die Förderung der Wissenschaft anwohnte, so würde er hier die Verehrung der Menge für geistige Leistungen in einem ganz hübschen Lichte sehen. Es ist nichts Arges, vielmehr etwas Schönes daran, zu sehen wie eine Gruppe wartet, bis Sir John Herschel auf die Straße heraus kommt, oder ein Rennen in den Zimmern, um einen Blick von Faraday zu erhaschen — oder Damen, welche Babbage, Buckland, Back in der Eile zeichnen und drgl. An all diesem ist nichts auszusetzen, vielmehr liegt darin etwas Ehrendes für beide Parteien. Das Schmutzige an dem neuen System tritt erst hervor, wenn die ausgezeichnete Person ein Gast in einem Privathause wird. Wenn der aus dem Grab erstandene Gentleman aus dem 15ten Jahrhundert in ein Landhaus in England spazierte, in Gesellschaft einer Dame von literarischer Auszeichnung, so könnte er sogleich erkennen, weß Geistes Kinder der Wirth und die Wirthin sind. Alle Bücher des Hauses liegen umher — alle guten Familien aus der Nachbarschaft sind beisammen — die jungen Leute schielen und glotzen aus den Ecken des Zimmers hervor — die jungen Frauenzimmer drängen sich zusammen, zu fünf auf drei Stühlen, um ja nicht Gefahr zu laufen, von den Fremden angeredet zu werden. Die Dame des Hauses widmet sich der Aufgabe, den Gast zum Sprechen zu bringen, fragt die Fremde um ihre Ansicht über dieß, jenes und ein drittes Buch, und verwendet sich für ihre jungen Freundinnen, die auf ihren drei Stühlen zittern und beben, sie möchte Jeder „nur Eine Zeile für ihr Album“ vergönnen. Die Kinder werden in der Kinderstube gehalten, als nicht würdig, von einer literarischen Person beachtet zu werden, oder eins ums andere herbeigebracht, „damit sie ihr ganzes Leben lang sich rühmen können, sie seyen N. N. vorgestellt worden.“ Ein junger Mann in einer Ecke zeichnet vielleicht den Gast, und ein Andrer notirt sich, was sie sagt — wahrscheinlich Etwas von schwarzem und grünem Thee, vom Zustand der Straßen oder vom Stand des Mondes. Eine solche, jetzt in englischen Häusern auf dem Lande sehr gewöhnliche Scene müßte Fremden aus einem andern Land oder aus einer andern Zeit ein sehr ungünstiges Bild von unsern Sitten geben, dessen hervorstechende Züge die Leiden der Einen Person und die Selbstsucht aller Uebrigen wären.

(Fortsetzung folgt.)

Die sieben Saiten der Leyer.

Von George Sand.

In einer frühern Nummer dieser Blätter wurde bei Erwähnung der Erzählung „Spiridion“ von derselben Verfasserin gesagt, die geistreiche Schriftstellerin habe darin ein ganz neues Gebiet betreten, wohin vielleicht mancher Freund ihrer frühern Dichtungen nicht mit gleichem Interesse ihr folgen möchte. Auch die Dichtung, welche wir jetzt anzuzeigen im Begriff stehen, ist auf dem ernsten Gebiete der Speculation heimisch oder zeigt wenigstens, wie sehr George Sand in der jetzigen Phase der Entwicklung ihres Geistes sich bemüht, hell zu sehen in Bezug auf die großen Fragen, welche das geistige Leben des Menschen bewegen und bedingen. Wenn Spiridion aber es mit den Lehren der Kirche zu thun hat und nach dem wahren Glauben ringt, so ist es in dem oben angezeigten Werk besonders die

Digitized by Google

Philoſophie, welche als unzureichend dargeſtellt wird, in dem Streben nach göttlichen Dingen mitzuwirken, welcher im Gegentheil der Vorwurf gemacht wird, Alles zu vernichten, was zur Erkenntniß des Göttlichen führen ſoll, und daher vom Geiſt des Böſen benutzt wird, ſeine Herrſchaft auf Erden zu erweitern.

Die Form der Darſtellung iſt rein dramatiſch, die Handlung, welche nach Deutſchland verlegt worden iſt, theilt ſich in fünf Acte, deren Idee eine beſondere Ueberſchrift erhalten hat. Wir wollen eine kurze Skizze des Ganzen vorausſchicken und dann einige Proben der intereſſanteſten Scenen folgen laſſen.

Der erſte Act trägt den beſondern Titel: „die Leyer.“ Wilhelm, ein Schüler des Meiſters Albertus, kommt in der Nacht von einem Feſte früher nach Hauſe als der Meiſter ihn erwartet hat und bittet ihn, zu ſeinen Gunſten mit Helenen ſeiner Pflegetochter, zu ſprechen, die er liebt, und der zu Liebe er ſchon bereit iſt, das Studium der Philoſophie aufzugeben, und ein bürgerliches Gewerbe zu ergreifen, wie es der Vater des Mädchens vor ſeinem Tode zur Bedingung gemacht. Der Philoſoph ſucht ihn anfangs von dieſem Entſchluß abzubringen und ſtellt ihm vor, daß es Unrecht ſey, das göttliche Licht der Wahrheit verlöſchen zu laſſen, das ſich einmal in uns entzündet hat, doch da Wilhelm ihm verſichert, daß er der Liebe zu Helenen Alles opfern würde, ſo ergibt er ſich in ſeinen Wunſch und verſpricht ihm ſeinen Beiſtand. Als Wilhelm ihn verlaſſen hat, und er ſein Leben überdenkt, was er Alles der Philoſophie zu Gefallen geopfert hat, wie wenig er vom Leben kennt, und wie einſam und freudenleer ſein Daſeyn bisher geweſen iſt, fallen ihm ſelbſt Zweifel ein, ob auch die Philoſophie der wahre Weg der Erkenntniß für den Menſchen ſey. Er entdeckt ſelbſt eine mehr als väterliche Neigung für Helenen und entſchläft in Gedanken, für wen von ſeinen drei Schülern, die in ſeinem Hauſe wohnen, ſie am paſſendſten, wer ſie am glücklichſten machen könnte. Aus dem Dampf der verlöſchenden Lampe ſteigt Mephiſtopheles, der ſich beklagt, daß ihm das Amt geworden ſey, die Philoſophen zu bewachen, namentlich könne er mit dieſen gar nichts anfangen, da ſeine große Gewiſſenhaftigkeit, ſein geringer Stolz, und gänzlicher Mangel an Eitelkeit ihm faſt gar keinen Punkt des Angriffs darböten. Doch will er von der Seite des Herzens verſuchen, ihm beizukommen. Nur iſt ein Hinderniß, eine Leyer hat der Philoſoph im Zimmer, welche ein gewiſſer Adelsfreit, der Aeltervater Heienens verfertigt und mit magiſchen Kräften begabt hat, ſie muß er erſt vernichten, und ruft deßhalb ſeine Geiſter herbei, ſie zu zerbrechen. Es zeigt ſich aber, daß ſie die Macht dazu nicht haben, denn, wie die himmliſchen Geiſter ihn belehren, er hat nur die Macht, das Böſe anzuregen, nicht ſelbſt zu vollbringen, ſein Werkzeug iſt der Menſch. Indeß erwacht Meiſter Albertus, und bald darauf kommen auch ſeine drei Zöglinge, Hanz, Karl und Wilhelm, um ihn in den Lehrſaal zu führen. Die Stimmen der Geiſter, welche während ſeines Schlafes Zwieſprach gehalten haben, ſind als eine wunderſame Muſik gehört worden, und geben Hanz Gelegenheit, die Rechte der Poeſie gegen die trockene Philoſophie des Verſtandes zu vertreten, die Albertus repräſentirt. Sie gehen endlich, und Helene tritt ein, um das Zimmer des Meiſters zu ordnen und ihre philoſophiſche Lection zu lernen. Doch die Stimmen der Natur, der Sonnenſtrahl, die Schwalbe locken ſie bald von ihrer Arbeit, zu der ſie auch wenig Luſt bezeugt, und plötzlich tritt Mephiſtopheles unter der Geſtalt eines alten Juden ein und zeigt eine unbezahlte Rechnung ihres verſtorbenen Vaters, und verlangt als Zahlung die magiſche Leyer. Nur ungern willigt Heiena ein; doch auch als ſie ſie ihm abtritt, kann er ſie nicht nehmen, ſondern geht, Käufer zu holen. Ein Capellmeiſter, ein Dichter, ein Maler und ein Kritiker kommen, um ſie zu kaufen, doch da in ihnen der wahre Geiſt der Poeſie nicht aufgegangen iſt, verwirrt ſich ihr Geiſt, ja der Kritiker, der ſie noch berühren will, verliert faſt das Leben; zu rechter Zeit kommt Hanz, ſie ihm zu entreißen; auch Helene, die gegangen war, um dem Verkauf nicht beizuwohnen, kommt wieder und nimmt die Leyer, die, ſo bald ſie ſie in ihre Arme nimmt, von ſelbſt in wunderſamen, herrlichen Accorden zu ertönen anfängt. Auch die himmliſchen Geiſter laſſen ſich hören, und verkündigen ihrem in der Leyer eingeſchloſſenen Bruder ſeine baldige Befreiung, doch wie alles, was die Erde trägt, könne er ſich nur mit Schmerz und Qual von ihr losreißen.

Der zweite Act heißt „die goldenen Saiten.“ Helena ſchläft, vom Meiſter Albertus bewacht, der ſie für wahnſinnig hält, da er die Töne der Leyer und der himmliſchen Geiſter nicht verſteht. Der Geiſt der Leyer weckt ſie aus ihrem Schlummer, und die himmliſchen Geiſter ermahnen ihn, ſie zu unterrichten in den Gedanken des Ewigen und Unendlichen, damit ſie ihm zu ſeiner Befreiung behülflich ſey; ſie verſteht und weiſ't unwillig die Sprache des Geiſtes zurück, der ſie ſich untergeordnet hält, da er doch auch nur ein Strahl des Unendlichen ſey wie ſie. Als ſie von neuem in Schlaf ſinkt, ſucht vergeblich Meiſter Albertus einen Schlüſſel zu dem Geheimniß, das ihn umgibt, er kann in der Muſik nichts finden, als Töne, die nach mathematiſchen Berechnungen zuſammengeſetzt werden; ſein Schüler Hanz, der ſelbſt Dichter und Muſiker iſt, verſucht es zwar, ſeinen Geiſt der Herrſchaft des reinen Verſtandes zu entziehen; der Meiſter glaubt wohl an die Künſte der Kabala, doch bleibt er dem tiefern Verſtändniß verſchloſſen, und finſtere Zweifel nur bemächtigen ſich ſeiner. In dieſem Augenblicke erſcheint Mephiſtopheles als Jude auch ihm und bietet ihm Manuſcripte des alten Meiſters Adelsfreit zum Kauf an und läßt ſie ihm zum Durchleſen, da Meiſter Albertus wenig Luſt dazu bezeugt, mit dem Winke, er würde über die Leyer viel Aufklärung in ihnen finden; und als er, allein gelaſſen, darin lieſ't und unter andern findet, daß die Leyer aus ſieben Saiten beſtände, zwei goldnen, zwei ſilbernen, zwei ſtählernen und einer ehernen, von denen die erſtern das Unendliche und den Glauben verkündigten, wie ſein Schüler Hanz ihm geſagt hat, daß die Morgenhymnen Helenens dieſe Gedanken enthielten, will er verſuchen, ob dieß Wahrheit ſey, und dieſe goldnen Saiten abnehmen, um zu ſehen, was Heienens Geſänge denn enthalten würden; doch wie er ſie berührt, zerſpringen die Saiten mit einem tiefen, herzzerſchneidenden Klageton.

Der dritte Act trägt den Titel: „die ſilbernen Saiten.“ Meiſter Albertus ſitzt mit ſeinen drei Schülern zur Abendzeit

Digitized by Google

an einem Bache, zu ihnen tritt Helene und verlangt vom Meister Albertus, er solle dem Wasserfall gebieten, still zu stehen, damit sie die Töne des Himmels vernehmen könne. Er kann es nicht, doch Hanz gibt ihr die Leyer, und vor ihren Tönen steht das Wasser im Laufe still und fließt leiser. Aber die Leyer singt nicht mehr von Gott und den göttlichen Dingen, sondern von der Natur und ihren Wundern; vergeblich befragt sie Helene nach jenen, das Gedächtniß hat den Geist davon verlassen, und Helene bricht in Klagen aus, daß das Unendliche sich ihrem Blicke verhüllt. Auch in dieser niederen Sphäre versteht der gelehrte Meister nichts, hört nur wehmüthige Klagen und tröstende Töne, und läßt sich um so leichter von dem als Juden herbeischleichenden Mephistopheles überreden, auch die silbernen Saiten abzuspannen, da nicht eitle Neugier oder Lust zum Verderben ihn treibt, sondern der Trieb, die Menschheit aufzuklären über die magnetische Einwirkung des Menschen auf Gegenstände außer ihm. Doch auch sie zerspringen, kaum berührt von seiner Hand, und ein furchtbarer Donnerschlag wirft ihn sinnlos zu Boden. Schon glaubt jetzt Mephistopheles Macht zu haben über das Instrument, doch er täuscht sich und muß erzürnt von dannen gehen. Auch Meister Albertus, der wieder aus seiner Ohnmacht sich erholt, glaubt zu empfinden, daß die Erde trüber ist als sonst und ängstigende Gefühle seinen sonst heitern Geist umlagern, und wird von Hanz nach Hause geführt.

Der vierte Act ist „die stählernen Saiten" überschrieben. Helene ist auf den Thurm der Kathedrale gestiegen, um die Leyer zu suchen, und als der Meister sie ihr gibt, ersteigt sie die äußerste Höhe, weil sie glaubt, hier Gott und seiner Betrachtung näher zu seyn, aber als sie die Leyer erklingen läßt, vernimmt sie nur den Preis des menschlichen Geistes und seiner Werke, während sie in ihnen nur den Geist der Vernichtung und Zerstörung erkennen kann, und da die Leyer sich nicht zu Gott erheben kann, wirft sie sie voll Zorn und Verachtung von der Höhe des Thurmes herab. Jetzt endlich versteht Meister Albertus den Sinn der geistigen Zwiesprach und ahnt, wie tief er Helenen verletzt hat, daß er jene Saiten vernichtete, durch seine Neugier getrieben. Doch als der geheimnißvolle Jude aus den alten Manuscripten des Adelsfreit ahnen läßt, daß erst die siebente Saite das Geheimniß der Leyer enthält, als er ihm sogar verspricht, die siebente Saite werde ihm Helenens Liebe gewinnen und ihn mit dem Leben versöhnen, da widersteht er nicht und er eilt nach Hause, um die Zerstörung der Leyer fortzusetzen.

Der fünfte Act ist benannt, „die eherne Saite." Meister Albertus betrachtet sinnend die von ihm verstümmelte Leyer, es reut ihn fast, das Werk der Zerstörung unternommen zu haben, und nur die Versicherung des Mephistopheles, daß er erst dann als Lehrer recht wirksam seyn könnte, wenn er an sich selbst die Tugenden des häuslichen Lebens darstellte und seine menschliche Bestimmung auch als Bürger erfüllte, versöhnt ihn einigermaßen mit seinem Treiben. Aber Helene kommt, in trube Gedanken versunken, er will die Leyer ertönen lassen, und sie ist stumm. Da verläßt ihn zornig Mephistopheles, um Jemand anders zu holen, der die Lockungen irdischer Liebe in Helenens Busen werfe. Der Meister reicht ihr die Leyer, die sie verachtend bei Seite schiebt, die Leyer fällt und ein mächtiger Ton läßt sich vernehmen. Helene nimmt sie auf, und nun singt die Saite von Erz in starken Accorden den Reiz irdischer Liebe und ihre Wonne, sich mit Helenen ganz vereinigen zu können; doch nur das Streben nach dem Unendlichen erfüllt ihre Brust, und indem sie mit immer wachsender Heftigkeit Gott bittet, ihr sein Leben zu geben, zerspringt die Saite mit furchtbarem Donner, und der Geist der Leyer schwingt sich mit Helenen auf zu den himmlischen Geistern, seinen Brüdern. Zwar will jetzt Mephistopheles den Meister Albertus als seine Beute ergreifen, doch hindern ihn die himmlischen Geister, und nehmen ihn in Schutz, denn seine Weisheit sey aus dem Glauben und der Liebe hervorgegangen, und seine Hand sey rein. Natürlich wird Mephistopheles darüber höchst aufgebracht und geht davon.

(Fortsetzung folgt.)

Französisches Conversationslexikon:

Encyclopédie des Gens du Monde.

(Fortsetzung.)

Eilftes Jahrhundert. Das eilfte Jahrhundert war in der That die Epoche einer großen nationalen Entwicklung, namentlich der Wiedergeburt der kriegerischen Tapferkeit, welche unter den Karolingern gänzlich erloschen war. Der Edelmann hatte wieder Vertrauen zu sich selbst gefaßt, geschützt durch sein Schloß, seine Rüstung, sein Schlachtroß, durch die Erfahrung, die ihn belehrte, daß er allein es mit mehr als hundert Bauern aufnehmen könne. All sein Denken, seine ganze Erziehung war auf den Kampf gerichtet; den Adel beseelte bald ein Enthusiasmus der Tapferkeit, der sich durch die abenteuerlichsten Unternehmungen kund gab. Zugleich wurde auch das häusliche Leben geadelt. Die Pagen, welche bei den edeln Damen und in der Gesellschaft der Herren Zutritt hatten, bildeten sich zur Hofsitte heran; die Dichter (Troubadours und Tronveres in den beiden Dialekten der neuen Sprache) machten sich's zur Aufgabe, sie in ihren Mußestunden zu ergötzen; sie bildeten diese Sprache, sie gaben ihren Versen Rhythmus und Harmonie. Die Nation bestand eigentlich nur aus freien und kampftüchtigen Männern, milites; man übersetzte dieß lateinische Wort mit chevaliers, und die sociale Organisation dieser Epoche hieß chevalerie, Ritterthum. Die Fiction verschönerte sodann das Ritterthum und machte daraus die Widmung der Waffen des Starken zum Schutze des Schwachen. Bei diesem nationalen Fortschritt verlor die Geistlichkeit viel an ihrer Macht, die Monarchie war zertrümmert, es gab keine königlichen Versammlungen und Berathungen mehr, wo der Clerus mit seiner Gelehrsamkeit und Bildung glänzen und durch seine Stimmen Gesetze geben konnte. Der Bischof, dessen Diöcese in einem der großen Lehen begriffen war, verfiel bald in Abhängigkeit von dem Herzog oder Grafen, der in seiner Nähe Herr war. Die großen Herren, neidisch auf die reichen Pfründen des Clerus, fanden immer Mittel, dieselben einem jüngern Sohn ihrer Familie zuzuwenden, und dieser entsagte keineswegs seinen ritter-

Digitized by Google

lichen Eigenschaften, um die Obliegenheiten seines Standes zu übernehmen. Aber der Clerus konnte den kriegerischen Geist nicht annehmen, ohne seinen Einfluß auf das Volk zu verlieren, und die Bande der Religion aufzulockern. Eine Reform wurde nothwendig, um die Kirche zu retten; sie wurde zur gleichen Zeit, aber in verschiedenem Sinne, unternommen von dem Papst und von religiösen Enthusiasten. Jener wollte die Disciplin aufrecht erhalten und die priesterliche Unabhängigkeit sichern, und deßwegen erklärte er jeden weltlichen Einfluß auf die Uebertragung von Pfründen für Simonie; dieß war der Investiturstreit, den Gregor VII anfing. Die Andern, strenge Menschen, für welche die Religion eine Herzensangelegenheit war, griffen tiefer liegende und verborgenere Unordnungen an, und verdammten das, was sie als unheilbringende Irrthümer bezeichneten. Ihr Eifer selbst aber wurde als eine Empörung gegen die kirchliche Autorität betrachtet, und zwischen 1000 und 1100 wurde eine große Anzahl derselben unter den Namen Waldenser, Pateriner, Beguinen und Albigenser verbrannt.

Die Städte, welche von der Industrie und vom Handel lebten, hatten an Bevölkerung zugenommen mit dem steigenden Reichthum der Schlösser und des platten Landes. Die im Süden hatten die Municipalverfassung behalten, die sie von den Römern her hatten, und sie dienten ihnen, sich in Achtung zu setzen; die in Neustrien aber wurden oft unterdrückt, oft geplündert durch den Lehnsherrn, der hartnäckig dabei blieb, die Bürger als seine Vasallen zu betrachten. Endlich verbündeten sie sich zur Vertheidigung, und versprachen einander auf das Zeichen der Glocke zu Hülfe zu eilen und nur den von ihnen selbst erwählten Magistraten zu gehorchen. So wurden die Communen gegründet; die von Mans ist die erste, deren Stiftung im Jahr 1070 uns als authentisch und aus eigner Macht geschehen bekannt ist.

Die neue Organisation Frankreichs hatte sich vervollständigt mit Hülfe einer Revolution in der königlichen Familie. Im Jahr 987 war der letzte Karolinger ersetzt worden durch Hugo Capet, Grafen von Paris und Orleans, den noch keine Familienauszeichnung, keine Tugend, kein Talent, keine Großthat seinen Landsleuten bemerklich gemacht hatte. Die großen Lehensträger Frankreichs zeigten sich ziemlich gleichgültig bei dieser Usurpation; die meisten wollten sie zwar nicht anerkennen, aber andererseits hatten sie zu wenig Interesse für die Karolinger, um sich ihr zu widersetzen. Sie ließen die Krone vom Vater auf den Sohn übergehen in der neuen Familie der Capetinger, während des ganzen elften Jahrhunderts, ohne ihnen zu gehorchen, aber ohne sie zu bekämpfen. Nach Hugo, von dem man fast nichts weiß, regierte Robert, ein frommer, schwacher und kleinmüthiger Fürst, mehr als Priester denn als König, von 996 — 1031; Heinrich I sein Sohn, von 1031—1060, wollte ebenfalls die königliche Würde heben und die Armseligkeit seines Charakters und seiner Macht verbergen dadurch, daß er sich unter den Mantel der Religion versteckte. Philipp I sein Sohn, noch verächtlicher als beide, verfaulte, allen Lastern ergeben, auf dem Thron, 1060 — 1108.

Aber während die französischen Könige es nicht verstanden, sich mit dem erstehenden Ritterthum zu verbinden, setzten die Herzoge und Grafen, welche man die großen Vasallen zu nennen anfing, Europa in Erstaunen durch ihre Heldenthaten und Siege. Im Jahr 1053 erhielt Robert Guiscard vom Papst die Belehnung mit dem Herzogthum Apulien, das er an der Spitze von Normannen, in Italien als Abenteurer und Pilger angekommen, den Griechen abgewonnen; im Jahr 1066 eroberte Wilhelm der Bastard, Herzog der Normandie, England von den Angelsachsen; im Jahr 1062 hatte Wilhelm VI, Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou, zwar weniger Glück in Spanien, wohin er ein Heer gegen die Moslem geführt hatte; aber es war dieß der erste Ausbruch religiösen Eifers, welcher bald alle Lateiner vereinigen sollte zur Eroberung des heiligen Landes. Wirklich führten Gottfried von Bouillon, Hugo von Vermandois, Robert von der Normandie, Robert von Flandern, nebst mehrern andern großen Vasallen mehr als 300,000 Franzosen zur Eroberung von Jerusalem.

Zwölftes Jahrhundert. Das zwölfte Jahrhundert erhielt zum Theil seinen Charakter von den Kreuzzügen, welche ganz durch dasselbe hindurchgehen und einen Glanz von Ritterlichkeit über es verbreiten. Die französische Nation, welche mit so viel Enthusiasmus auf die Kriege im Orient sich warf, hatte dort neue Aufklärungen und Einsichten gewonnen; sie hatte von den Griechen, den Erben der alten Civilisation, und von den Italienern, den Begründern der neuen, Handel, Künste, Wissenschaften und Politik erlernt. Im vorigen Jahrhundert beschränkte sich der Blick auf die Gränzen einer jeden Baronie; im jetzigen erstreckte er sich plötzlich über die ganze Christenheit, die ganze bekannte Welt, der gelehrte Eifer erwachte wieder; zwar lenkte er sich auf die lateinische Sprache und die scholastische Philosophie, aber große Männer wie Abailard und der heilige Bernhard offenbarten doch die Macht des Geistes, und ließen den Ruhm ahnen, der auf einer intellectuellen Laufbahn zu erringen steht. Der alte Unterschied der Volksstämme war vergessen; die Römer und Barbaren, durch langes Unglück vermischt, hatten sich verschmolzen; alle Franzosen gleicherweise dachten nicht mehr an ihre Abkunft, sondern nur an die localen Landesabschnitte, wo sie angesiedelt, an die Lehen, denen sie zugetheilt waren, und die sie als ihr Vaterland betrachteten. Sie hätten vielleicht vergessen, daß sie derselben Nation angehörten, wenn nicht bei den Kreuzzügen die gemeinschaftliche Sprache sie an ihre Brüderschaft erinnert hätte.

Uebrigens übte das Lehenssystem einen mächtigen Einfluß darauf, daß sie sich von neuem aneinander schlossen. Da jeder Baron einsah, daß der Gehorsam seiner Vasallen von diesem System abhing, machte er sich's ebenso zur Pflicht als zur Politik, seinem Oberherrn den gleichen Gehorsam zu zeigen; die Achtung für den Rang, für die Regel stieg von Jahr zu Jahr, und der Thron sah sich durch die allgemeine Meinung mit einer Macht bekleidet, die er durch die Waffen nie hätte gewinnen können. Der König dachte im Anfang des zwölften Jahrhunderts nicht einmal daran, sich eine solche Autorität anzumaßen. Philipp I hatte sich seinen Sohn Louis VI, den Dicken, zugesellt, der ihm folgte und von 1108—1137 regierte. Die Autorität dieses Fürsten erstreckte sich nicht weiter, als über das Herzogthum France; und dazu noch weigerte sich die Hälfte der Barone und Schloßherren dieses kleinen Gebiets sie anzuerkennen. Louis VI, thätig und

Digitized by Google

tapfer, griff sie einen nach dem andern an, und obgleich er mehr als Eine Schlappe erhielt, verschaffte er sich doch glücklich Gehorsam in etwa fünf von den sechsundachtzig Departements des heutigen Frankreichs. Louis VII, sein Nachfolger, dehnte während einer längern Regierung, 1137—1180, die Autorität, welche Louis VI nur über die Vasallen des Herzogthums behauptet hatte, auf die Kronvasallen aus. Seine Talente waren indessen weit geringer, als die seines Vaters; seine Politik war oft unklug, aber ein großes Wohlwollen und Frömmigkeit gewannen ihm die Herzen derjenigen seiner Unterthanen, die seine Schwäche ihm hätte entfremden können. Nach ihm befestigte während einer nicht minder langen Regierung, 1180—1223, sein Sohn Philipp August vollends die Feudalmonarchie, die er an die Stelle der Feudalconföderation setzte. Sein Charakter war weniger liebenswürdig, als der seiner Vorgänger, aber er besaß mehr Gewandtheit und Talent, als irgend einer der Capetinger, und er wußte zuerst den Franzosen Enthusiasmus einzuflößen für den, den sie ihren großen Monarchen zu nennen sich angewöhnten.

Aber zur gleichen Zeit, wo sich die Lehen des nördlichen Frankreichs an den Thron der Capetinger anschlossen, sah man in gleicher Weise drei andre Monarchien in Frankreich wachsen, welche die der Franzosen zu erdrücken drohten: die mächtigste war die des Königs von England, der mit seinem Erbe, der Normandie, die Lehensherrlichkeit über die Bretagne verband. Gottfried Plantagenet, als er Mathilde, Tochter Heinrichs I, heirathete, fügte dazu Anjou, Maine, Touraine; ihr Sohn, Heinrich II, heirathete Eleonore, Erbin von Poitou und Aquitanien. Die Vereinigung aller dieser großen Lehen unterwarf dem König Heinrich II einen größern Theil von Frankreich, als Louis VII oder Philipp August gehorchte; der englische Monarch seinerseits hatte mehr Charakter und Talente. Zum Glück für die Capetinger machte das stürmische Wesen der Söhne Heinrichs II, der glänzendsten aber auch der hitzigsten und unbesonnensten Ritter des Mittelalters, daß er seine Kräfte in Familienkriegen erschöpfte.

Das alte Austrasien gehörte immer noch zum deutschen Kaiserreich. Seine Provinzen, Ober- und Niederlothringen, Burgund jenseits des Jura und Provence, hatten nach einander den Namen von Königreichen erhalten; zwei große Fürsten, Conrad III und Friedrich Barbarossa, trugen im zwölften Jahrhundert diese Kronen. Aber abwechselnd von Kriegen in Italien und Deutschland in Anspruch genommen, ließen sie die großen Vasallen daselbst sich in ihrer Unabhängigkeit befestigen, so daß man dort um diese Zeit erstehen oder sich vergrößern sah die Herzoge von Brabant, von Luxemburg, von Limburg und von Bouillon, die Grafen von Gruyere, Savoyen, Burgund, die Dauphins von Viennois und die Grafen von Provence.

Endlich gründete auch der König von Aragonien im Süden ein spanisches Frankreich; Heirathen hatten mit dieser Krone die Grafschaften Provence und Barcellona vereinigt, und Raimund Berengar IV besaß noch weiter die Grafschaften Carcassonne, Rhodez, Gevaudan, Carlad und Melgueil. Enge Bündnisse und gemeinsame Interessen und Ansichten vereinigten zu gleicher Zeit die Monarchen von Aragonien mit den Grafen von Toulouse und den Vicomtes von Beziers.

(Fortsetzung später.)

Cheveley oder der Mann von Ehre.

(Schluß.)

Auch über Sir E. Lytton Bulwer haben wir ein Wort zu sagen, und wir sind keineswegs der Ansicht des französischen Kritikers, daß dieß Wurfgeschoß, das seine Gattin nach seinem gesammten Charakter als Mensch, Politiker und Literat (dieß letztere tritt weniger deutlich hervor) geschleudert, ihm gar nicht schaden, ihm ganz gleichgültig seyn werde. Mag man dem Politiker, dem Literaten, und gar dem der beide Eigenschaften in sich vereinigt, viele Sünden nachsehen oder gering anrechnen, welche im engen, bürgerlichen Leben schwerer Tadel und selbst das Brandmal der Verdammung trifft, so hat doch die Anklage aus einem solchen Munde, wie die eigne Gattin, wie sehr man sie für übertrieben halten mag, etwas für jedes Gefühl Ergreifendes und Unheimliches, und was noch mehr ist: der Umstand, daß gegen den triumphgewohnten Autor, den hochgeehrten Baronet, seine Frau auftritt, und ihn mit ihrem Haß und Spott verfolgt, setzt den Angegriffenen immer in ein ziemlich lächerliches Licht, denn die öffentliche Meinung, die vielfach gegen die Frauen hart ist, zeigt sich darin streng gegen die Ehemänner, daß sie ihnen die Unbotmäßigkeit ihrer Frauen als ein schweres Verbrechen anrechnet. Ohne Spott wird es für Bulwer, der selbst so Manchen schon dem Spott und Gelächter preis gegeben hat, nicht abgegangen seyn und nicht abgehen, daß er, Pelham-Maltravers-Bulwer (denn mit jenen beiden Helden von Romanen identificirte man ihn, und zwar wohl nicht, ohne theilweise seine eigene Intention zu errathen, wiewohl er mehrfach dagegen protestirte, und die Identität allerdings nicht streng durchgeführt ist), der, der allgemeinen Voraussetzung nach, sich selbst in jenen Charakteren als einen unwiderstehlichen Sieger über alle Frauenherzen, und im Maltravers als einen zu vollkommener Weisheit, Tugend und idealischer Männlichkeit gereiften Staatsmann und Philosophen schilderte, jetzt von seiner Gattin vor den Richterstuhl der öffentlichen Kritik gezogen und in die Caricatur eines Clifford verwandelt wird! Gewiß hat sie ihm für seine künftige Laufbahn als Autor und Politiker manchen Stock und Stein in den Weg geworfen, über die er Mühe haben dürfte wegzukommen, und jeder seiner Schritte wird von Argusaugen bewacht, wird mit Momusmienen bekrittelt werden; eine Anklage vor ganz England kann er nicht gut völlig ignoriren, und gegen eine Frau die Waffen, wenn auch zur Vertheidigung, zücken, wäre unritterlich, wäre nur seines Zerrbilds, des Lord Clifford, aber nicht des königlich gesinnten, großmüthigen, über die Welt emporragenden Bulwer-Maltravers würdig. Kurz, das Ganze ist ein Factum, das dem geistreichen Verfasser von England und die Engländer Stoff genug zu einem weitern, höchst interessanten Capitel geliefert hätte, wenn es dabei nicht größtentheils auf seine Kosten ginge.

Noch haben wir den ästhetischen Werth des Romans nicht

Digitized by Google

besprochen, dessen Fabel wir hier nicht erörtern wollen, um die Spannung der Leser nicht zu paralysiren, wenn sie zu dem Buch selbst greifen. Die Erfindung und Composition des Ganzen zeichnet sich eben nicht vor vielen Romanen aus, wie sie England jährlich in Menge erzeugt, und sie steht hierin weit hinter Bulwer mit seiner gewandten und gefälligen, oft sehr kunstreichen Composition zurück. So ist z. B. die Katastrophe, welche den erwünschten Schluß des Romans herbeiführt, sehr willkürlich, und Freund Hein tritt als ein Deus ex machina auf. Die Charaktere sind zum Theil, abgesehen von ihrer Identität mit wirklichen Personen, Caricaturen, — so die beiden Brüder und ihre Mutter; Lady Bulwer versteht es nicht wie ihr Gemahl, das Widrige und Abscheuliche selbst wahrscheinlich, das Böse, durch Beimischung positiver und besserer Elemente, anschaulich und interessant zu machen. Dagegen finden sich einzelne Abschnitte von großem Verdienst, wie z. B. die Erzählung von der Täuschung und Enttäuschung, dem Jammer und besonders von dem Wahnsinn der Mary Lee, des Opfers von Lord Clifford; gar nicht erklärt ist aber, wie ein durchaus so häßlich und widerwärtig geschilderter Mann, als Lord Clifford, die Neigung eines reinen, guten, verständigen Mädchens gewinnen konnte. Nicht selten finden sich einzelne wirklich poetische Züge; im Ganzen aber ist Lady Bulwer weit mehr geistreich als poetisch; ja ist geistreich — und daneben gelehrt und gebildet — fast im Uebermaaß, so daß diese Eigenschaft der Erzählung Eintrag thut. Eine ächt weibliche Untugend scheint uns das übermäßige Citiren, die Menge von Anspielungen auf alle möglichen Facta und Bücher, das Einstreuen fremder Wörter und Sätze, aus welchem Allem zwar eine reiche und vielseitige Belesenheit und Bildung, aber auch eine gewisse Unselbstständigkeit hervorleuchtet.

Wir geben nun noch ein paar Proben von der Darstellung und Manier der Verfasserin. Zuerst eine Lobrede auf England, als Land:

„Für mich liegt ein undeschreiblicher Zauber in dem ruhigen, friedlichen, sanften, wohlcultivirten, und besonders dem heimischen Aussehen einer englischen ländlichen Scenerie, den nicht der schimmernde, belsazarähnliche Glanz des Orients, nicht die balsamduftende, sybaritische Weichlichkeit des Südens, nicht die Wildheit des Westens, noch die frostige aber gewaltige Pracht des Nordens verwischen, noch auch dafür einen Ersatz bieten können. England (das Land, nicht das Volk) ist immer noch das lustige England. Es ist eine Jugendlichkeit in England, wie sie kein anderes Land besitzt, nicht einmal die neue Welt, denn dort scheinen die ungeheuern, greisen Wälder, die brausenden, furchtbaren Ströme, gleichsam die Legenden der Natur aus unvordenklicher Zeit zu seyn. Man hat sehr schön gesagt: die Welt einer kindlichen Phantasie sey die Schöpfung eines viel heiligeren Zaubers, als je durch den Stolz der Gelehrsamkeit oder die Begeisterung der poetischen Laune erzeugt wurde. Unschuld, die nichts Uebels denkt; Unwissenheit, die nichts fürchtet; Hoffnung, auf die noch kein böser Thau gefallen; Liebe, die keinen Trug argwohnt — das sind ihre dienstbaren Engel; sie schwingen einen mächtigen Zauberstab, der diese Erde in ein Paradies verwandelt. O Zeit, harte, strenge Lehrerin! — o Wirklichkeit, rauhe finstre Wirklichkeit! — o Welt, kalte herzlose Welt! daß je eure traurige Erfahrung, eure düstern Wahrheiten, eure durchfröstelnde Kälte, euer herzverzehrendes Hohnlächeln diese zarten Geister aus ihrem geweihten Tempel verscheuchen müssen — und womit ersetzt ihr sie? Mit Vorsicht, die das Vertrauen zurückstößt; mit Zweifel, der die Liebe abweist; mit Vernunft, welche die schöne Täuschung vernichtet; mit Furcht, die den Genuß vergällt; mit Einem Wort: mit der Erkenntniß, dieser verderblichen Frucht, deren Genuß uns im Beginn der Dinge ein Paradies gekostet hat. Und beinahe dasselbe kann man im figürlichen Sinne von der englischen Landschaftlichkeit sagen; sie hat nichts von dem Gewaltigen und Majestätischen der Reise, nichts von dem abgelebten und welken Aussehen der Erfahrung; nichts von den tiefen und leidenschaftlichen Farben der Jugend; alle ihre Schönheiten sind die sorgfältig behüteten, bewachten, gepflegten, offenen, lächelnden, unschuldigen, stetig fortschreitenden und knospenden Schönheiten der Kindheit; die Unbeständigkeit des Klima's selbst ist eine Art von kindischer Abwechslung von Lächeln und Thränen; die Ruhe ihrer grünen, glatten Rasenplätze ist wie die weiche, sammtne Wange eines schlummernden Kindes; der süße, feenhafte Duft ihrer grünen Pfade und ihrer Weißdornhecke ist wie der reine, balsamische Athem der Kindheit. England, mit all deinen Fehlern, und in allen deinen Jahreszeiten, ich liebe dich immer,

„Wenn Lenz aus seinem grünen Schooße schüttelt
Die gelbe Schlüsselblum', die weiße Primel."

Gern jage ich diesen gelben Schlüsselblumen und diesen blassen Primeln nach, bis ich mir einbilde, die Erde habe ebenso ihre Sterne wie der Himmel; aber bald überlebt das Jahr seine Kindheit, und die unschuldigen wilden Veilchen spielen nicht mehr kindlich im Grünen; denn wenn

„Die Biene umherfliegt, den Blumen den Mai anzusagen."

Dann kommen jene stattlichen Nymphen, die blühenden Springen und die anmuthigen Akazien — „schüttelnd ihr geldes Haar;" aber auch sie, wie ach! alle Schönheiten haben nur ihren Tag, und es folgt der reiche, prangende, strotzende Sommer, der mit seinen Rosen und Kieschen alle Knaben und Mädchen krank vor Liebe zu sich macht; darnach fühlt man sich nüchterner und gesetzter, und die goldnen Ernten und die matronenmäßige Haushältigkeit des Herbstes sind anziehender; aber auch diese, wie alles Irdische, müssen vorübergehen, — das Jahr, wie das Menschenleben „bekommt das dürre, gelbe Laub," und um ein künstliches Feuer für den weißlichen Winter zu haben, müssen wir uns zu den Herzen und Herden unserer Häuslichkeit wenden." — —

Eine andre Stelle theilen wir mit, worin sich die Verfasserin über den geistigen Werth der Frauen in England und überhaupt, und über ihre Behandlung ausspricht:

„Niemand wird behaupten wollen, daß die Frauen in England den geistreichen Witz einer Sevigné oder die Philosophie einer Staël besitzen, um ihren Gedanken die Tiefe, ihren Worten den Glanz zu leihen, welche die Conversation zu einer Wissenschaft, zur Wissenschaft par excellence erheben, worin unsre galli-

Digitized by Google

schen Nachbarn sich so sehr auszeichnen. Auch sind die englischen Frauen nicht so au fait, oder vielmehr so au courant von jeder Station, welche der Fortschritt der Bildung täglich zurücklegt; aber andre Gründe, und richtigere, können davon angegeben werden, als Unwissenheit oder Unfähigkeit. Es ist eines der unbestreitbarsten Axiome der Nationalökonomie, daß, je größer die Nachfrage nach einem Artikel ist, um so mehr, auch die Mittel sich steigern, ihn zu liefern. Wir haben nur dieß Princip auf die menschliche Intelligenz anzuwenden, und das Räthsel, warum es den englischen Frauen an Gesellschaftstalent fehlt, ist auf einmal gelöst. Am Baum des Wissens, wie er in England gepflanzt wird, lehrt man die Frauen Politik, Wissenschaft, Statistik und Mathematik als ebenso viele verbotene Früchte ansehen; und daher die ewige, nicht sehr galante Frage des andern Geschlechts: „Was können Frauen von solchen Dingen verstehen?" denn die Engländer scheinen der Ansicht zu huldigen, die nächste Annäherung an das Ideal der weiblichen Vollkommenheit sey allein zu finden in den Frauen, welche die bestmöglichen Nachahmungen von Automaten sind, und Unwissenheit sey nicht nur die vollständigste Tugendwächterin, sondern auch das beste Sicherheitsventil für das Laster. Kein aus dem Collegium ausgeschlüpfter junger Gentleman arbeitet sich so unermüdet ab, um ein Cicero, Lykurgus und Aristides in Einer Person zu scheinen, als eine Engländerin von gesundem Menschenverstand thut, um so unwissend, mithin so unschädlich und harmlos zu erscheinen, als nur immer der ekelste Censor weiblicher Eigenschaften wünschen mag.

Die englichen Männer sind so artig, in weiblicher Gesellschaft vernünftige Gespräche zu verbannen, als welche über die Fassungskraft ihrer zeitweiligen Gesellschafterinnen hinausgingen. Ich habe auch oft bemerkt, daß wenn eine Frau wagt, einigen esprit de corps an den Tag zu legen und zur Vertheidigung der geringgeschätzten Geisteskraft ihres Geschlechts triumphirend die Namen einer Edgeworth, Staël, More, Dacier, Montague, Bailly Martineau, Gore anführt, irgend ein hochmüthiger Pedant vom andern Geschlecht sie augenblicklich zum Schweigen zu bringen sucht durch ein verächtliches Lächeln und ein: „Alles sehr geistvolle Damen, gewiß, aber den Frauen fehlt jene Tiefe, deren Mangel sie immer hindern muß, irgend etwas Ausgezeichnetes in der Wissenschaft zu leisten!" Aus der vergangenen Zeit wird dann Novella von Bologna und einige Andere geltend gemacht, und für die Gegenwart der Name Somerville genannt und mit gerechtem, herzerhebendem Stolz behauptet, daß sie es den Herren der Schöpfung auf ihrer Bahn nicht nur gleich, sondern selbst zuvor gethan habe,*) und oh! Triumph der Triumphe! während sie die Welt staunen macht und sich zu Dank verpflichtet durch Entdeckungen in der Wissenschaft, welches bisher selbst dem klareren und schärferen männlichen Geist nicht hatte gelingen wollen, weiß diese hochbegabte und außerordentliche Dame unablässig und mit nie irrender Sicherheit allen Anforderungen der Pflicht und der schönen, freundlichen Sitte zu genügen, welche in den beschränkteren, aber nicht minder wichtigen Bereich der weiblichen Sphäre fallen, und das eben so gut und mild, als wäre sie die Unwissendste und Ungebildetste ihres Geschlechts. Aber bei Nennung dieses ruhmvollen Namens ändert der skeptische Stutzer, in den geschlagenen Renommisten sich verwandelnd, geschickt das Gespräch; wie Berenica das einzige Weib in Griechenland war, dem die olympischen Spiele mit anzusehen gestattet wurde, so ist Mrs. Somerville die einzige Frau in Europa, welche gewagt hat (und welcher das Wagestück geglückt ist!) in die geheimnißvolle Arena der Wissenschaft einzudringen, welche bisher vom andern Geschlecht ausschließlich in Anspruch genommen wurde; und daher haben sie beschlossen, sie wie ihre athenische Vorgängerin dadurch zu strafen, daß sie der eigenthümlichen Zudringlichkeit so selten als möglich erwähnen.

Man kann einwenden, Mrs. Somerville sey die Ausnahme, welche die Regel bestätige; hierauf möchte ich aber antworten mit der Frage: wie viele männliche Nichtswisser auf einen Bacon, Newton oder Locke kommen? obgleich sie, als Männer, die gleichen Vortheile der Erziehung und Bildung wie das genannte erlauchte Trio genossen. In Frankreich dagegen les femmes se mêlent de tout; und ich glaube fest, daß das salische Gesetz nur existirt, weil die Franzosen lieber von einer Republik von Frauen sich regieren lassen, als daß sie die oberste Gewalt Einer übertragen. Von Molieres alten Weibern bis zu einer Roland oder Staël sind sie Schiedsrichterinnen in der Literatur, in der Politik, in den Künsten; und wenn Frankreich mehr heroische Frauen hervorgebracht hat, als England, so ist es nicht, weil jene ursprünglich edlere Naturen haben als die Engländerinnen, sondern weil der Patriotismus bei ihnen nicht, wie bei uns, ausschließlich als eine männliche Tugend eingeschärft, oder als eines der vielen männlichen, ungetheilten Vorrechte ausgeschrieen und abgesondert wird.

In Frankreich gestattet man den Frauen ein ebenso großes Interesse an ihrem Vaterland zu nehmen, wie den Söhnen des Bodens, weil sie, so zu sagen, ebenso viel darin zu gewinnen und zu verlieren haben. Nichts kann den Geist der beiden Nationen, was die Schätzung und Geltung des weiblichen Geschlechts betrifft, vollständiger bezeichnen, als die zoologische Bezeichnung „females," unter welcher bei uns die höchsten Frauen des Landes begriffen, während in Frankreich sogar die Fischweiber les dames de la halle sind."

Einen für England wenigstens sehr pikanten Reiz gibt dem Buche die Berührung der neuesten Politik und der dabei betheiligten Männer, besonders der Miuister, deren Schilderungen freilich sehr persönlich sind und an den Scandal streifen. Die Namen sind leicht erkennbar, denn Lord Melbourne heißt Lord Melford, Durham — Denham, Palmerston — Lord Protokol u. s. w. Eine Probe hievon geben wir ein andermal.

*) In ihrem Buch: Ueber den Zusammenhang der Naturwissenschaften.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 252.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 September 1839.

Wilbrahams Reise in Persien und im Kaukasus im Jahre 1837.

Der persische Hof.

Capitän Wilbraham ist einer der englischen Officiere, welche in persischen Diensten standen, und da er mit den übrigen im Jahre 1837 während des Feldzugs gegen Herat suspendirt wurde, so beschloß er, seine freie Zeit zu einer Reise in den Kaukasus anzuwenden. Er ist kein Gelehrter, aber ein Mann von natürlichem Talent und natürlichem Sinn, der seine Eindrücke einfacher erzählt, als es leider bei englischen Reisenden neuerer Zeit der Fall ist. Ehe wir ihn auf das russische Gebiet begleiten, entlehnen wir Einiges aus dem Theil seiner Reise, der von Persien handelt, aber nur so viel, als sich auf den gegenwärtigen Zustand des Hofes und Landes bezieht.

Ich ritt, sagt er, vor der Abreise des Königs in den Nigharistan (der Sommerpalast des Königs vor dem Schemeranthor von Teheran), um der Audienz beizuwohnen. Die Truppen hatten ihren Marsch gegen Khorasan schon begonnen, und eine lange Linie von Kanonen mit ihren Gespannen stand vor dem Thore des Palastes. Auf allen Seiten sah man Züge von Kamelen und andern Lastthieren, welche mit Munition beladen waren. (Die persische Artillerie ist der beste Theil ihrer Armee, aber wenn man die Erzählungen von ihren wundervollen Thaten zur Zeit von Abbas Mirza glauben kann, so muß sie in den letzten Jahren schon sehr gesunken seyn. Bis vor etwa sechs Monaten wurde sie auf Englisch commandirt, aber in so gebrochenem Englisch, daß es kaum mehr erkenntlich war.) Als ich mich dem Garten näherte, fand ich eine ungewöhnliche Menschenmasse an der Stelle, wo die Pferde des Königs angepflöckt waren, und lange Reihen aufgestellter Gewehre, welche die persische Fahne umgaben, zeigten an, daß ein Regiment sich vor die königlichen Pferde hin geflüchtet hatte, eine Freistätte, welche so geheiligt ist, als eine Moschee. Auf meine Nachfragen erfuhr ich auch, daß zwei Regimenter von Affscharen (dem Stamm von Nadir Schah) sich geweigert hatten, zu marschiren, wenn ihr Oberst, mit dem sie unzufrieden waren, nicht versetzt werde. Sie waren schon mehrere Tage in dieser Lage, und da sie ihre Cameraden mit allen Bedürfnissen versahen, so war wahrscheinlich, daß der König nachgeben mußte.

Die Audienz war gerade zu Ende, als ich das Hauptthor des Gartens erreichte, und die Hofleute mit ihren scharlachrothen Gewändern, ihren Mützen von Lämmerfellen und ihren Gürteln von Kaschmirshawls saßen in Gruppen unter dem Schatten der Lindenbäume und ließen sich mit ihren Kalians wohl seyn. Ich ging durch eine Allee hoher Platanen, und fand den König in einem kleinen, achteckigen Sommerhause, das in der Mitte des Gartens liegt und durch einen Bach gekühlt wird, der durch das Gebäude geleitet ist und unter der Kuppel ein großes Becken anfüllt. Vier tiefe Alcoven, welche mit Darstellungen der Thaten von Rustem und andern persischen Helden geziert sind, sehen gegen die vier Cardinalpunkte, und die Teppiche werden je nach der Tageszeit in einem oder dem andern derselben ausgebreitet. Der König saß neben dem Fenster und lehnte sich auf einen Haufen Kissen, während ein Diener hinter ihm kniete, welcher einen breiten Fächer von Federn über ihn bewegte. Seine Kleidung war wie gewöhnlich ganz einfach, und nur der reich mit Edelsteinen besetzte Griff seines Dolchs zeigte seinen Rang an. Er ist nicht über 30 bis 31 Jahre alt, aber sein dichter Bart und seine schwerfälligen Züge machen, daß man ihn für älter halten möchte. Sein Gesicht ist nicht häßlich und sein Ausdruck, wenn er nicht gerade zornig ist, einnehmend und gutmüthig; sein Benehmen, besonders gegen Europäer, sehr artig. Er spricht gewöhnlich Türkisch, die Sprache seines Stammes, aber dieses und Persisch so schnell, daß einige Uebung dazu gehört, ihn zu verstehen. Verglichen mit den meisten Orientalen, ist der König ein Mann von Energie und nicht ohne Kenntnisse; er hat die Geschichte seines Landes studirt, und hat eine leidliche Kenntniß von der Geographie und dem politischen Zustande von Europa. Seine Armee ist sein Steckenpferd, und er opfert seinem Durst nach militärischer Auszeichnung sowohl seine eigene Ruhe, als das Wohl seines Landes auf. Ich habe oft von Persern gehört, daß seine Expedition gegen Herat darin seinen Ursprung habe, daß er eine Uebersetzung der Memoiren von Bourrienne gelesen habe, und dadurch eroberungssüchtig

Digitized by Google

geworden sey. Sein Hof ist weit weniger glänzend, als der seines Großvaters und Vorfahrs gewesen war, da die Hauptämter des Staats von Leuten niedriger Abkunft besetzt sind, welche nichts von der Prachtliebe und der Höflichkeit haben, durch welche sich früher der persische Adel auszeichnete. Der letzte König war immer von einer zahlreichen Truppe von Prinzen von Geblüt, von hohen Beamten und einer Masse Diener umgeben, während der gegenwärtige König oft mit keiner andern Begleitung als einigen schlecht berittenen und schlecht gekleideten Dienern ausreitet.

Der König ist ein strenger und gewissenhafter Mohammedaner, er trinkt nie Wein, was eine in seiner Familie seltene Enthaltsamkeit ist, eben so wenig raucht er, was allgemeine Sitte ist. Sein Harem besteht nur aus vier Frauen, nach mohammedanischem Gesetz, während das seines Großvaters eine zahllose Menge enthielt, und Persien wäre glücklich gewesen, wenn Feth Ali Schah eben so enthaltsam gewesen wäre, denn jedes, auch das unbedeutendste Gouvernement, wurde einem seiner zahllosen Söhne übergeben, welche das Land bis auf sein Herzblut aussaugten. Viele von diesen sind jetzt in die größte Armuth versunken, und leben vom Verkauf von Shawls und Juwelen, den Resten ihrer bessern Tage. Einige der Frauen des Königs sind in Privatharems gekommen, andere, welche sich einiges Vermögen gemacht hatten, leben auf ihren Gütern. Mohammed Schah hat zwei Söhne, der älteste, der zum Thronfolger bestimmt ist, lebt in Tauris unter der Aufsicht von Suleiman Khan, seinem Onkel von mütterlicher Seite — seine Mutter war aus der königlichen Familie; der zweite, welcher in Teheran lebt, ist ein dreijähriges Kind von einer kurdischen Mutter.

Ich beantwortete einige Fragen, welche der König über militärische Angelegenheiten an mich machte, empfahl ihm einige Officiere, die unter mir gedient hatten, nahm Abschied und begab mich in das Zelt von Hadschi Mirza Aghassi, dem Großwessir, das durch eine Thüre mit dem Palaste communicirte; Hadschi ist der außerordentlichste Mann, der mir je vorgekommen ist. Er ist keineswegs ohne Talent, aber seine Worte und Handlungen tragen immer die Spur wirklichen oder affectirten Wahnsinns. Er soll tief in die Mysterien des Glaubens der Sufi eingeweiht seyn, deren wahnsinnige Lehren, so unverträglich sie auch mit der Religion des Propheten sind, sich täglich mehr in Persien ausbreiten. Der außerordentliche Grad von Vertrauen, das der König in politischen und in geistlichen Dingen in ihn setzt, hat ihn fast zum unumschränkten Herrn gemacht, und erlaubt ihm, den alten Adel und die Prinzen von Geblüt mit der äußersten Verachtung zu behandeln, was ihnen bei seiner niedrigen Herkunft doppelt fühlbar ist. Alle Staatsgeschäfte gehen durch ihn, und die übrigen Minister sind bloße Werkzeuge in seiner Hand. Es ist unmöglich, mit ihm von etwas zu reden, das er einem nicht sogleich versichert, besser als irgend Jemand zu verstehen, und ich habe ihn unbegreiflichen Unsinn über Militärsachen sagen hören, welche die ganze Versammlung sehr ernsthaft anhörte und damit übereinstimmte. Einmal erlaubte sich Jemand, das militärische Talent von Napoleon zu rühmen. Napoleon! sagte der Hadschi, wessen Hund ist Napoleon? Man könnte Bände mit Anekdoten von ihm anfüllen, allein nur wenige derselben schicken sich für gebildete Ohren.

Sein Zelt war wie gewöhnlich voll Menschen; auf beiden Seiten des großen Mannes saßen mit großer Förmlichkeit eine lange Reihe von Ministern, Priestern und Soldaten, während mehrere Secretäre, die hinter ihm saßen, Depeschen schrieben und sie ihm zum Durchlesen und zur Unterschrift vorlegten. Er ist ein kleiner, aber stark gebauter Mann von etwa 60 Jahren, mit einem durchdringenden, grauen Auge und einem dünnen Bart, was der Gegenstand vieler Spöttereien in einem Lande ist, wo diese Zierde so sorgfältig gepflegt wird. Bis zur Thronbesteigung von Mohammed Schah hatte er eine unbedeutende Stelle im Haushalt von Abbas Mirza, und hatte einigen Einfluß auf die Erziehung seines Sohnes. Er wurde im Jahre 1835 zu seiner jetzigen Stellung erhoben, da sein Vorfahr, ein Mann von Talent und Kühnheit, durch seinen Ehrgeiz die Eifersucht des Königs erregte und daher erdrosselt wurde. Er affectirt große Freundschaft für die Engländer und überhäuft uns mit Freundschaftsbezeugungen, nennt uns „sein Leben, seine Seele, seine alten Freunde u. s. w.," aber es ist fast unmöglich, ein Geschäft mit ihm abzumachen, denn wenn der Gegenstand ihm zuwider ist, so leitet er das Gespräch auf etwas Anderes, und so leicht er Versprechungen macht, so leicht bricht er sie auch. Ich rauchte die herkömmliche Pfeife, trank Kaffee und Thee beim Hadschi und ritt dann in die Stadt zurück, um im Palast der Gesandtschaft abzuwarten, bis die Kühlung des Abends mir erlaubte, meine Reise anzutreten.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste.

(Fortsetzung.)

Als uns einst der Jagdeifer tief in die Wildniß gelockt hatte, fanden wir die Ueberreste eines von einem wilden Thiere zerrissenen Negers. Wir konnten auf dem Boden die Spuren des wilden Thieres sehr wohl unterscheiden. Einige Zeit mochte er sich gegen dasselbe vertheidigt und es sogar verwundet haben, was wir aus der zerschlagenen Flinte und dem blutigen Messer schließen konnten; aber endlich war er unterlegen und die Beute des Thieres geworden. — Auf unseren Wanderungen in die nahen Wälder sahen wir manchmal die vier Fuß hohen Nester oder Gewölbe von Termiten, deren es an der Goldküste schwarze, weiße und rothe gibt. Diese Nester waren bald mehr, bald weniger fest, je nachdem die Thierchen aus mehr oder weniger haltbarer Erde gebaut hatten, und meist von derselben Farbe als die Erde, die ihnen zum Material gedient hatte; wir mußten über den Bau, die Einrichtung und das Leben in denselben staunen. Diese Termiten sind nicht so gefährlich und zerstörend, als die in andern Gegenden. Die Neger essen die Puppen von denselben, und finden sie sehr lecker; manche unserer schwarzen Begleiter erbrachen, wenn es Gelegenheit dazu gab, diese Gewölbe, um sich dergleichen zu

Digitized by Google

verschaffen. Diese Ameisen haben auch viele Feinde unter den Vögeln und vierfüßigen Thieren, doch der gefährlichste von allen ist eine Art Ameisenfresser, „Aardvarken" von den Holländern genannt, der hauptsächlich von ihnen lebt. Eine Art dieser Ameisen hängt ihre Nester an Zweigen auf, und diese dienen dann, wenn sie durchsucht und geplündert sind, den Bienen als Aufenthalt und den pfiffigen Affen als Niederlage köstlicher Leckereien. — In alten verwitterten Baumstämmen halten sich häufig große, schwarze Scorpionen auf; es gelang einmal einem unserer Neger eines solchen habhaft zu werden, der in die Sammlung des Hrn. Residenten aufgenommen wurde. Eine kleinere Art gelber Scorpionen trifft man häufig in den Häusern, wo sie besonders am alten Papiere Geschmack zu finden scheinen, daher man Bücher, welche man lange nicht in Händen hatte, vorsichtig öffnen muß, um nicht gestochen zu werden; ihr Stich ist jedoch nicht gefährlich und ihr ausgequetschter Saft das beste örtliche Heilmittel.

Dieser Theil der westafrikanischen Küste hat an Thieren aller Art einen großen Reichthum aufzuweisen; man findet Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen, Geflügel, eine Menge herrlich gefiederter Vögel, besonders Papagaien, Affen, Eichhörnchen, Büffel, Moschuskatzen, Wölfe, Schakals, Panther, Hyänen, Leoparde, Tiger, Eidechsen, Chamäleons, Muskiten, Tausendfüße, Kakerlaken, Schlangen, Seekrebse, Austern, Schildkröten, Fische, besonders Haifische, Kaymans u. s. w. — Ich sah auf unsern Ausflügen öfters das Chamäleon an dem Zweige eines jungen, schönbelaubten Baumes hängen, oder nachlässig im frischen Grase liegen oder kriechen, wo ich es wegen seiner schönen smaragdgrünen Farbe kaum von der grünen Umgebung unterscheiden konnte. Es ist sehr schüchtern und furchtsam; sobald es seine Sicherheit gefährdet glaubte, bemerkte ich in der Frischheit und Lebhaftigkeit seiner Farbe, sowie in dem luftblasenartigen Körper Veränderungen. Die Palmeichhörnchen, deren wir viele schossen, sind sehr klein; ihr langes, feines Haar ist glänzend schwarz. — Affen sah ich in den mehr entlegenen Wäldern in Menge, aber selten in den Häusern der Neger. Der gemeine, einfältige Neger hält sie für eine ausgeartete Menschenrace, oder für Menschen, die sich durch Zauberei verwandelt haben, um nicht als Sklaven behandelt zu werden und arbeiten zu müssen. Die Wölfe gleichen unsern Bullenbeißern mit spitzen Schnauzen und auswärts stehenden Zähnen. — Der Schakal ist zwar kleiner als der Wolf, aber eben so wild, eben so listig wie der Fuchs, und hat wie dieser eine lange, spitze Schnauze; sein Haar ist schmutzigroth. Ich sah sie immer nur in Heerden und sehr schnell laufen, und hörte dabei ein Geräusch, wie es oft Hunde machen, wenn sie jagen. — Die Kaymans, welche gewöhnlich 15 bis 18 Schuhe lang sind, werden von den Negern wenig gefürchtet; diese greifen sie muthig zu Wasser und zu Lande an, und essen ihr nach Moschus riechendes Fleisch mit vielem Appetit; ich sah dasselbe häufig auf dem Markt in Elmina zum Verkaufe hergerichtet, bekam aber nie ein Verlangen nach solcher Kost. Man erzählte mir, daß manchmal Neger von diesen Unthieren aus ihren Kanoes weggeschleppt werden. Junge Tiger und Kaymans werden von den Negern auf eine eigene Weise gefangen: sie beugen nämlich einen 1 Fuß dicken Baum bis über 12 Zoll auf die Erde herab, und befestigen daran einen sehr starken Riemen mit einer Schlinge; der Baum wird durch einen leicht beweglichen Drücker niedergehalten, der, sobald das Thier in die Schlinge läuft, losspringt und den Baum in die Höhe schnellen läßt. — Von dem Haifische glauben die Neger, daß er lieber Schwarze als Weiße fresse; es betreffen auch wirklich die Neger öfter solche Unfälle, als die Europäer, welche stets auf ihrer Hut sind, während jene ihr Glaube an ein unvermeidliches Fatum verblendet, und ihre Wachsamkeit und Vorsicht einschläfert. — Man zeigte mir eine eigene Art von Wespen, welche die Neger Kutta kuradoe audi anaffefoe oder aniji abaa, d. h. ein Thier, das sich selbst allein fortpflanzen kann, nennen, und welche die Eier von allerlei Insecten sammeln, und mit den ihrigen ausbrüten sollen. — Auch an Läusen fehlt es nicht, denen die dicken Krausköpfe der Neger und Negerinnen einen willkommenen Aufenthalt bieten; ich sah häufig Negerinnen vor den Häusern sitzen, die sich von andern diese lästigen Gäste aufsuchen ließen; dagegen werden die Schwarzen von andern unangenehmen Schmarotzern, den Flöhen, nicht heimgesucht, wahrscheinlich weil ihnen die mit Palmöl geschmierte Haut und das tägliche Baden der Schwarzen nicht behagen will, und überdieß deren wenige Bekleidung sie nicht schützen kann.

An Pflanzen und Gewächsen ist Elmina's Umgegend nicht weniger reich als an Thieren; Oleander, Aloë, Indigo, Baumwollen, Pfefferstauden, Cactus, Granaten, Cardamom, Koloquinthen u. s. w., wachsen wild und üppig überall; Blumen von den lebhaftesten, herrlichsten Farben und unbekannter Form findet man in Menge, aber der Reichthum des Landes an Schlangen und andern dergleichen Ungeziefer schreckte mich von dem Botanisiren ab.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

(Aus dem Edinburgh Review. Julius 1839.)

Erste Abtheilung.

Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo sich die brittische Flotte durch ihre friedlichen Thaten eben so vielen Anspruch auf Ruhm erwerben wird, als durch ihre Triumphe im Kriege. Jedenfalls kann der Geschichtschreiber den Zoll seiner Bewunderung darbringen, wenn er auseinandersetzt, wie das von England während so vieler Jahrhunderte auf dem Ocean ausgeübte Uebergewicht hauptsächlich zu Emporbringung der Civilisation gegründet und gehandhabt wurde. Die im 16ten und 17ten Jahrhundert von Drake, Cavendish und Dampier verheerten Küsten wurden im 18ten und 19ten Jahrhundert von Vancouver, King und Fitzroy zum Besten des Menschengeschlechts geographisch aufgenommen. Die Laufbahn der heldenmüthigen Flibustier galt zu ihrer Zeit für ehrenvoll, allein gegenwärtig werden die Rechte der Menschheit

beſſer erkannt, und es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß England es verſtanden hat, die in frühern Zeiten erlangte Oberherrſchaft zur See aufrecht zu erhalten, ohne mit dem vorgeſchrittenen Geiſte der gegenwärtigen Zeit ſich in Widerſpruch zu ſetzen. Für Viele werden ſtets Siege und mit Erfolg durchgeführte Gewaltthaten einen höhern Reiz haben, und ohne Zweifel wird Mancher fragen, wo finden wir in unſern Tagen einen Mann, wie Francis Drake? Dieſe Frage beantworten wir damit, daß die ſeemänniſche Geſchicklichkeit, die Abhärtung und die Liebe zu abenteuerlichen Unternehmungen, wie dieſer Mann ſie beſaß, ſehr häufig zu finden ſind, daß ſie jedoch einzig und allein durch den herrſchenden Frieden und die gebietende Macht geſetzlicher Autorität zurückgehalten werden, ſich in einem höhern Grade zu zeigen. Wer die Geſchichte der obengenannten Fahrten lieſt, wird gewiß über die Anzahl und den Eifer der engliſchen Seemänner überraſcht ſeyn, welche in Verfolgung ihres Gewerbes die ſtürmiſchen Küſten an der ſüdlichen Spitze des amerikaniſchen Feſtlandes beſuchen. Außerdem iſt noch zu bemerken, daß ein Flibuſtier ſeinen Zweck mit einem weit geringern Grade von ſeemänniſcher Kenntniß und kalter Entſchloſſenheit erreichen kann, als dazu gehört, in einer gefährlichen und ſtürmiſchen Gegend die Aufnahme irgend eines Punktes durchzuführen; jener überläßt ſich dem Spiele des Zufalles, während derjenige, der mit der Aufnahme eines ſolchen Punktes beauftragt iſt, an die unwirthſamſten Geſtade gebunden iſt, und ſich mit Gefahren vertraut macht, um ſie Andern vermeiden zu lehren.

Die Umwälzungen, durch welche Südamerika von dem ſpaniſchen Joche befreit wurde, und die darauf folgende Zunahme unſeres Handels mit Chili und den andern an das ſtille Meer angränzenden Republiken, gehörten wahrſcheinlich unter die Beweggründe, welche die Lords von der Admiralität im Jahre 1825 zu dem Befehle beſtimmten, es ſolle eine genaue Beſichtigung der ſüdlichen Küſte des ſüdamerikaniſchen Halbinſel von der ſüdlichen Mündung des Plata-Stromes bis hinüber nach Chiloe vorgenommen werden. Zu dieſem Zwecke wurde der Adventure von 330 Tonnen und der Beagle von 235 Tonnen, als Barke getakelt, ausgerüſtet und mit ſechs Kanonen verſehen — der letztere ein ausgezeichnetes kleines Schiff, obwohl es zu der verrufenen Claſſe der Kanonenbarks gehörte. Das Commando des erſtern Schiffes und der Expedition ward dem Capitän Philipp Parker King, der bereits durch ſeine Aufnahme Neuhollands ſich ausgezeichnet, übergeben, und Capitän Pringle Stokes erhielt den Befehl des Beagle. Am 22 Mai 1826 gingen die beiden Schiffe zu Plymouth unter Segel, und am 19 November brachen ſie von Monte Video auf und ſteuerten ſüdlich, um die mühſelige Aufnahme zu beginnen. Es würde uns über unſere vorgezeichneten Gränzen hinausführen, wenn wir die Fortſchritte dieſer Expeditionen und der darauf folgenden des Capitän Fitzroy chronologiſch aufführen wollten. Wir werden uns daher bemühen, ihre Reſultate ſo ſehr als möglich miteinander zu verſchmelzen.

Die Expedition gelangte am 1 December, in jenen Gegenden die Mitte des Sommers, in die Meerenge von Magalhaens oder Magellan. Der erſte Ankerplatz der Schiffe war zu Cap Poſſeſſion, und als ſie wenige Tage ſpäter Port Famine etwa 10 Meilen weiter in der Straße erreicht hatten, ſchien dieſes ſo viele örtliche Vortheile zu bieten, daß man es auf einmal zum Hauptquartiere der Expedition wählte. Die Erwähnung dieſer beiden Plätze erinnert nothwendig an den traurigen Ausgang des von den Spaniern gemachten Verſuches, die Küſten der Meerenge von Magellan zu coloniſiren und zu befeſtigen. Im Jahre 1579 wurde vom Vicekönig von Peru unter dem Commando Pedro's de Sarmiento eine Expedition abgeſchickt, um den Capitän Drake zu verfolgen, und „den Corſaren todt oder lebendig gefangen zu nehmen.“ Sarmiento, welcher wahrſcheinlich glaubte, er werde ſeinen Feind lauernd in der engen Durchfahrt, durch welchen er in das ſtille Weltmeer gelangt war, antreffen, fuhr in die magellaniſche Meerenge durch den Canal von S. Iſidoro — wahrſcheinlich die Kockburn- und Magdalenen-Straße unſerer neuern Karten — welche, wie mit Recht anzunehmen iſt, ſchon im Jahre 1525 von Ladrilleros befahren worden ſind. Dieſe Einbildungskraft Sarmiento's ſcheint durch den unerwarteten Reichthum der Vegetation, den er daſelbſt antraf, gewaltig angeregt worden zu ſeyn; in jedem Fall ſtellte er das Land in einem ſo günſtigen Lichte dar und hob die Leichtigkeit, womit ſowohl die Engpäſſe jener Straße zu befeſtigen, als auch der Verkehr zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Weltmeere vollkommen zu beherrſchen ſeyn werde, ſo kräftig hervor, daß er endlich den König von Spanien ſeinen Wünſchen geneigt machte. Die Vorbereitungen einer Expedition zur Beſitznahme der magellaniſchen Ländereien begannen im Jahre 1581. Zwei Jahre ſpäter ſegelte Sarmiento mit einer Flotte von 23 Schiffen von Spanien ab; allein Stürme und Mißvergnügen lichteten ſeine Flotte dermaßen, daß, als er endlich im December 1584 die Straße erreichte, er nur noch fünf Schiffe und kaum etwas mehr als fünfhundert Mann bei ſich hatte. Mit dieſer begann er die Erbauung einer Stadt, Namens Jeſus; der Angabe des Capitän King zufolge lag dieſelbe zwiſchen der erſten und zweiten Verengerung der Straße; unſerer Meinung nach aber nehmen die alten Seefahrer einſtimmig an, daß ſich die erſte Niederlaſſung Sarmiento's in der Nähe des Cap Poſſeſſion befunden habe, und wir geſtehen, daß uns die Sage in einem ſolchen Fall ein gewichtigeres Zeugniß zu ſeyn ſcheint, als jeder Anſchein, daß dieſe oder jene Stelle beſonders gepaßt habe.

Nachdem auf dieſe Weiſe in der Nähe der Einfahrt in die Straße eine Niederlaſſung gegründet war, rückte Sarmiento mit hundert Geſährten etwa 40 Leguas ſüdlich der Küſte entlang vor bis zu einer Stelle, wo ſich Wald, Waſſer und ein gutgelegener Hafen befand, und gründete daſelbſt die Stadt San Felipe. Hierauf ſchiffte er ſich ein, um zu der Niederlaſſung Jeſus zurückzukehren, wurde aber von einem Sturm in die See getrieben und gezwungen, die Richtung nach Rio-Janeiro einzuſchlagen. Von da aus machte er mehrere, jedoch unglückliche Verſuche, den unglücklichen Anſiedlern in der Meerenge Hülfe zuzuführen, und um ſein Mißgeſchick noch zu vergrößern, wurde er von engliſchen Capern gefangen genommen, während er auf dem Wege war, um von dem Hofe Hülfe zu begehren. In der Zwiſchenzeit wurden die unglücklichen Coloniſten durch Mangel, Krankheit und die Pfeile der Eingeborenen ſchnell aufgerieben. Im Jahre 1587 machte der berühmte Cavendiſh, als er in die Meerenge von Magalhaens einfuhr, die Stadt San Felipe der Erde gleich, und gab in Bezug auf das Loos ſeiner Einwohner dem daran liegenden Hafen den Namen Port Famine, den er noch trägt. Er nahm nur einen einzigen von den am Leben gebliebenen Gefährten Sarmiento's an Bord, und täuſchte ſo auf eine grauſame Weiſe die Hoffnung auf Befreiung, welche Alle gehegt hatten, als ſie ſeine Schiffe in einiger Entfernung erblickten. Der letzte von ihnen wurde zwei Jahre ſpäter von Andreas Merike befreit.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 253.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 September 1839.

Der Fall eines chinesischen ersten Ministers.

(Nach dem Canton Register.)

Die Erhebung, die Macht und der Fall des einst berühmten Staatsmannes Hokuan bildet eine lehrreiche Episode in der neueren Geschichte von China. Er war längst der erste Mann im Reiche gewesen, als sein Name aus Gelegenheit der Gesandtschaft von Lord Macartney zuerst in Europa bekannt wurde. Während der letzten Regierungsjahre von Kienlong war Hokuan erster Minister, und durch seinen fast undeschränkten Einfluß und seine ungeheuren Reichthümer bei weitem der mächtigste Mann in China. Er war ein Tatar von niederer Geburt, den der Kaiser einmal, als er am Palaste Wache stand, bemerkte, ihm eine höhere Stelle gab, und da er sich intelligent zeigte, nach und nach zu den höchsten Würden erhob. Dennoch traute ihm Kienlong nicht ganz, und degradirte ihn einmal, da er ihn einer Lüge schuldig glaubte, eben so plötzlich, als er ihn erhoben hatte; ein zufälliger Umstand brachte seine Unschuld nach 14 Tagen an das Licht, und Hokuan wurde wieder in die Gunst seines Herrn aufgenommen. Staunton spricht in seinem Berichte von der Gesandtschaftsreise von ihm: „Die Manieren von Hokuan sind eben so angenehm, als sein Geist durchdringend und scharfsichtig ist. Er schien die Eigenschaften eines vollkommenen Staatsmannes zu besitzen. Einer seiner Söhne war an eine Tochter des Kaisers verheurathet, und dieser Umstand beunruhigte die kaiserliche Familie und ihre Freunde, als ob sie die Granzen seines Ehrgeizes nicht berechnen könnten.“ Dieses Zeugniß ist ihm nicht von Freunden gegeben, denn sein Einfluß auf den alten Kaiser und seine Abneigung gegen Fremde wurden bei der Gesandtschaft für die Hauptursache ihres schlechten Erfolgs gehalten. Sein wahrer Charakter blieb lange unbekannt, da seine wirklich großen Talente und der Einfluß, den er auf die Höfe der Vicekönige ausübte, Jedermann von Klagen gegen ihn abschreckten. Ein Beamter verfaßte mit mehr Muth als Klugheit eine Bittschrift an den Kaiser, worin er ihn bat, bei Lebzeiten seinen Nachfolger zu ernennen, damit nicht bei seinem Tode Streitigkeiten entstünden, und gab so seinen Verdacht gegen den Minister zu erkennen. Der Kaiser wählt nämlich in China seinen Nachfolger unter seinen Söhnen, so daß bei seinem plötzlichen Todesfall, im Fall er nicht vorher gewählt hatte, das Reich nicht gerade dem Aeltesten von Rechtswegen zufallen würde. Der Verfasser der Bittschrift wurde sogleich von dem Criminalgericht, dessen Präsident eine der Creaturen von Hokuan war, zum Tode verurtheilt. Man fürchtete bei dem Tode des Kaisers, daß er in offene Empörung ausbrechen, oder im Fall er sich vom Hofe verlassen fühlen sollte, zu seinen Anhängern fliehen werde; daher ernannte ihn der junge Kaiser Kiaking zu dem ehrenvollen Posten des Oberaufsehers der Trauerceremonien für seinen Vater, weil diese Stelle den Minister nöthigte, in dem Palaste zu bleiben, und so seine Verhaftung leichter wurde. Sein Reichthum war so ungeheuer, die Zahl seiner Anhänger so groß, und ihre Stellungen in dem Gouvernement so bedeutend, daß man es allgemein im Reiche für eine dem Kaiser gefährliche Unternehmung ansah, ihn seiner Stelle zu entsetzen. Aber der Kaiser zauderte nicht.

Im Jahre 1799, dem vierten seiner Regierung, nachdem er die dreijährige Trauer für seinen Vater vollendet, und sich nach der Reichssitte während dieser Zeit aller Veränderungen enthalten hatte, machte Kiaking seinen Entschluß bekannt. Er ließ Hokuan verhaften, entsetzte ihn seines Ranges und seiner Stellen, und stellte ihn vor das oberste Kriegsgericht, das ihn auf 16 Klagepunkte zu richten hatte. Das Schicksal eines Unterthanen, der von dem „Sohne des Himmels“ angeklagt wird, ist wohl selten ungewiß, aber in diesem Falle war es nicht ungerecht, denn obgleich nach unsern Begriffen ein Theil der Klagepunkte höchst kindisch ist, so gab doch die Procedur, sein Geständniß und sein unermeßlicher Reichthum hinlängliche Beweise seiner Bestechlichkeit. Einige der Anklagen, welche sein kaiserlicher Gegner gegen ihn vorbrachte, lauten folgendermaßen: „Er hat, als ihn mein Vater in den Palast von Yuenming yuen rufen ließ, sich herausgenommen, zu Pferde durch das linke Thor bis an den Fuß des Hügels von Scheuschan zu reiten, und auf diese Art alle Achtung, die man einem Vater und Kaiser schuldig ist, verletzt. Er hat junge Mädchen, welche für den Dienst des Palastes erzogen wurden, weggenommen,

Digitized by Google

und sie zu seinen Concubinen gemacht. Er hat den Tag, ehe mein Vater mir ankündigen wollte, daß er mich zum Thronfolger ernannt habe, die Stirne gehabt, zu mir zu kommen, und mir die Insignien meiner künftigen Würde zu überbringen, und so ein Staatsgeheimniß verrathen, um sich mir angenehm zu machen. Er hat während der letzten Empörung in Seschuen und Hukuang Berichte von den Truppen erhalten, und sie meinem Vater vorenthalten, während die Unruhe diesen des Schlafs und des Appetits beraubte. Er hat manchen seiner Verwandten und Anhänger Stellen ertheilt, welche sie nicht fähig waren auszufüllen; ebenso hat er eine Menge Civil- und Militärbeamte willkürlich entsetzt. Man hat bei der Confiscation seiner Güter gefunden, daß ein Theil seiner Wohnung aus dem Holze Naumu, dessen Gebrauch dem Kaiser vorbehalten ist, gebaut war, so wie daß die Terrassen und Gärten in dem kaiserlichen Styl angelegt waren. Man hat unter seinen Schätzen zweihundert Perlenschnüre gefunden, welche die des kaiserlichen Schatzes an Werth weit übersteigen. Eine dieser Perlen ist von höherem Werth, als die in der kaiserlichen Krone. Man hat Knöpfe von Edelsteinen gefunden, welche nur Prinzen von Geblüt tragen, eben so Massen von rohen Edelsteinen von unbegreiflichem Werthe, und von Arten, die sich nicht in dem kaiserlichen Schatze finden" u. s. w.

Der Kaiser erklärte, daß diese und andere Vergehen von einem Rath der Minister und Prinzen bewiesen, und von Hokuan gestanden worden seyen. Hierauf wurde ein außerordentlicher Rath berufen, bestehend aus den Prinzen, den Großwürdenträgern, den Präsidenten der Akademie und des Raths der Censoren u. s. w., um über sein Schicksal zu entscheiden. Dieses Urtheil wurde vom Kaiser in einer Proclamation bekannt gemacht: es bestand in der Verurtheilung Hokuans zu einem schimpflichen und langsamen Tode. Hierauf bemerkt Kiaking, daß der Verbrecher eigentlich keine Milderung seines Schicksals verdient habe, daß er ihm aber aus Gnade und in Betrachtung seines ehemaligen Ranges erlaube, seine Todesart selbst zu wählen. Holin, der verstorbene Bruder des Ministers, wurde seines erblichen Titels beraubt, und sein Name in dem Tempel und auf dem Altar, den ihm seine Familie gebaut hatte, verlöscht. Fungschin, der Sohn des Ministers, wurde nun von dem höchsten erblichen Titel zu dem niedrigsten degradirt; Fuschangan, einer der Minister und die rechte Hand von Hokuan, wurde enthauptet, sein Sohn seiner Stelle in der Garde entsetzt und aus dem Palast verbannt, und so eine Menge der Anhänger von Hokuan entsetzt oder degradirt. So fiel ein ehrgeiziger Minister, dessen Macht zu groß war für die Sicherheit seines Herrn, und dessen Reichthum zu bedeutend war für seine eigene Sicherheit. Man fand bei der Confiscation außer Palästen und liegenden Gütern für 80 Millionen Unzen Silber an Gold oder Edelsteinen, d. h. etwa 130 Millionen preußischer Thaler. Diese unermeßliche Summe ist nicht unglaublich, wenn man die Ausdehnung des Reichs bedenkt, das er viele Jahre lang fast unbeschränkt beherrscht hatte.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste.

(Fortsetzung.)

Das edle Metall, wornach dieser Theil der Küste genannt wird, kommt theils als Staubgold, theils als massives an weiße Steinchen gebunden vor. Ersteres wird nach anhaltenden Regengüssen von den Bergen mit Erde vermengt herabgeschwemmt oder im Sande längs dem Meeresufer gefunden, letzteres wird in Gruben gegraben. Die Berge gegen das Innere des Landes zu enthalten gewiß noch einen großen Reichthum Goldes in Klumpen, allein die Eingebornen dringen nicht in den Schooß der Erde, sondern graben nur so tief, als die Sonne hinein scheinen kann. Oft sollen sie jedoch massive Stücke von 60 bis 120 Pfunden ausgraben. Man wird sich vielleicht wundern, daß die Europäer nicht Bergwerke in diesen Gegenden anlegen; allein wenn man bedenkt, wie eifersüchtig und listig die Eingebornen im Innern des Landes ihre Schätze bewachen, und wie viele Hindernisse die ungebahnten Wildnisse des Landes der Ausführung eines so gewagten Unternehmens in den Weg legen, wird man begreifen, warum die Europäer ihrer Goldgier so wenig fröhnen. Der Ertrag an Gold mag wohl in frühern Zeiten für die Holländer weit bedeutender gewesen seyn, und ihre Besitzungen an dieser Küste haben seit der Aufhebung des Sklavenhandels wahrscheinlich nur noch als feste Punkte wenigen Werth für sie. Der Handel ist sehr unbedeutend und besteht eigentlich fast nur in der Ausfuhr von Palmöl; Kaffee und Zucker wird nur wenig angebaut. — Der Resident allein darf Gold durch die Neger einsammeln lassen, wofür diese eine geringe Belohnung erhalten, und überliefert es, nachdem es gereinigt ist, der Regierung in Holland. Es stiegen in mir allerlei Gedanken auf, als ich die eingebornen Besitzer dieser goldreichen Küste unsere Matrosen um Käse und Zwieback anbetteln sah. Außer dem Residenten soll eigentlich kein Europäer noch weniger ein Neger unverarbeitetes Gold besitzen. Die letztern blasen in kupfernen Becken mittelst eigener Blasebälge den leichten Staub weg, so daß die schwerern Goldklümpchen liegen bleiben. Es gibt unter ihnen einige Goldschmiede, die trotz der plumpen Instrumente, deren sie sich bedienen, sehr hübsche Arbeiten liefern. Ich sah sehr nette, hohl und massiv gearbeitete Ringe, Kettchen, Ehemisettenknöpfchen, Armbänder und dergleichen nach europäischen Mustern. Um das Modell zu einer Goldarbeit zu machen, streichen die Neger Wachs über ein je nach Erforderniß glattes oder anders geformtes Stück Holz neben einem Feuer, worauf ein Topf mit Wasser steht, in diesen wird eine hölzerne Leiste getaucht und damit das Wachs gehörig weich gemacht. In kurzer Zeit ist das Modell zu einem Ringe fertig, und nun umgeben sie es mit einer Masse von nassem Thon und Kohle, und drücken diese ringsherum fest an das Holz, um so die Form zu bekommen, lassen diese modellirte Masse an der Sonne trocknen und bringen an derselben eine Art von Trichter an, der mit dem Modell durch eine kleine Oeffnung in Verbindung steht, um das flüssige Gold hinein zu gießen. Ist nun das Ganze fertig und das Gold

Digitized by Google

sorgfältig in dem wohl geschlossenen Trichter verwahrt, so wird es, der Trichter nach unten gekehrt, über ein Kohlenfeuer gehalten. Sobald das Gold flüssig genug ist, kehrt man das Modell um, damit das Gold an die Stelle des geschmolzenen Wachses hineinfließe, und bricht nach dem Erkalten der Masse den Thon herunter; mit dem etwa nicht gelungenen Gusse wird der ganze Proceß noch ein Mal vorgenommen. Um dem Golde seine eigenthümliche Farbe zu geben, umgeben sie es mit einer Lage von fein gemahlenem rothem Ocker und tauchen es in siedendes Wasser, worin ebenfalls Ocker und ein wenig Salz aufgelöst ist; nachdem es eine halbe Stunde hierin gekocht worden ist, wird es herausgenommen und sorgfältig von allem gereinigt, was noch daran hängen könnte. Ihre Blasebälge sind den unsrigen nachgeahmt, aber da das Schafleder, das sie dazu gebrauchen, mit ledernen Riemen nicht ganz dicht an das Holz befestigt ist, so dringt die Luft durch die Ritzen, weßhalb sie immer mehrere Blasebälge zugleich anwenden. Zum Amboß dient ihnen ein großer Stein oder ein Stück Eisen, zum völligen Ausarbeiten der Form scharfe, eiserne Nägel. Ihre Schmelzöfen, 3 bis 4 Fuß hoch in runder Form, werden aus Thon gemacht; ungefähr ein Fünftheil des Umfangs ist offen. In dem geschlossenen Theile ist ein Loch für die Röhren der Blasebälge angebracht. — Die Neger wissen durch die Vermengung von ein wenig Gold und vielem Kupfer, mit Beihülfe einer Wurzel und rother Erde ein dem Golde ähnliches Gemische zu bereiten, das schwer von dem ächten Golde zu unterscheiden ist.

Die Neger von Elmina sind, die körperliche Bildung betreffend, wohl zu dem schönsten Menschenschlage zu rechnen; mit der Kraft, die sich in ihrem ganzen Baue ausspricht, vereint sich das zarteste Ebenmaß der einzelnen Theile, welches wahrscheinlich daher kommt, daß von Jugend auf keine beengende Kleidung die Entwicklung des Körpers hindert, und keine angreifenden Arbeiten die Glieder verzerren. Weniger gefallen uns Europäern ihre Gesichtszüge, die besonders bei dem gemeinen Neger den Ausdruck des tiefsten Stumpfsinnes und rohen Trotzes tragen; unter den vornehmern Negern findet man oft schöne Physiognomien, in denen sich männlicher Ernst, gepaart mit natürlicher Gutmüthigkeit, ausspricht, aber fast bei Allen glaubte ich, wenn ich sie lachen sah, um Mund und Augen einen gewissen listigen Zug zu bemerken. Unter den Negerinnen trifft man seltener schöne Gesichtchen, auch ist ihr Körperbau im Verhältnisse zu dem der großen, kraftigen Neger sehr klein und schwach, obwohl nicht minder ebenmäßig. Der Kopf der Negerinnen ist im Allgemeinen klein und etwas oval, der Hals gerade, lang und schön gerundet, die Linien vom Halse nach den Schultern und dem Busen sind außerordentlich schön. Der Busen junger, aufgeblühter Mädchen ist sehr reizend geformt. Vom dreizehnten bis zum vierzehnten Jahre ist die Zeit ihrer höchsten Schönheit und ihres Glanzes; das glatte, sammetartige Schwarz der Haut in der Blüthe ihrer Jugend vermag kein Pinsel treu genug auszudrücken. Es ist klar, durchsichtig, und läßt das Rosenroth des Blutes durchschimmern. Wenn eine junge Negerin von einem lebhaften oder zärtlichen Gefühl erglüht, bemerkt man deutlich die Röthe, welche sich über ihre Wangen ergießt. Ihre großen, sanften Augen strahlen von Wohlwollen, Güte und Zärtlichkeit. Mit 20 Jahren haben sie meistens verblüht; das Weiße des Auges wird gelblich, die Backenknochen ragen mehr hervor, die früher schwellende Haut ist welk und runzelig, das Roth scheint nicht mehr durch dieselbe, die Brüste sind schlaff und hängen taschenförmig herab; Negerinnen, die zur Zeit ihrer Blüthe nicht hübsch waren, sind mit 20 Jahren häßlich. Die Gesichtszüge der Mädchen und Frauen von Elmina sind wegen der niedrigen Stirne, der hervorstehenden Backenknochen, der kurzen, aufgestülpten Nase und der wulstigen Lippen meist abstoßend, und die schwarze Farbe der Haut, so wie die verschiedenen, schon früher beschriebenen Zurichtungen der Haare, machen sie noch abstoßender. Ueberhaupt muß das Gesicht einer Negerin sehr schön seyn, wenn es dem europäischen Geschmacke zusagen soll. Ich sah nur Wenige, deren Gesicht man leidlich hübsch nennen, und nur Eine, die Anspruch auf Schönheit machen konnte. Ihr zierlich gerundetes Köpfchen war von rund ausgeschornen Haarstellen wie von Rosen bekränzt, die Stirne ziemlich hoch, die Augen groß und schön, von einem dunkelblauen Schwarz, das Weiße war blendender als der Schnee, ihr Blick unaussprechlich sanft und zartlich, ihre langen, feinen Wimpern erhöhten der Augen Reiz, die Nase war nur wenig gerundet, der Mund herrlich geformt und von mittlerer Größe, die von üppiger Frische schwellenden Lippen öffneten sich beständig zu einem liedlichen Lächeln, und ließen dann kleine, gleiche, weiße Zähne sehen, die gegen die schwarze Umgebung der Haut herrlicher als Perlen abglänzten. Der Wuchs und die Farbung der Haut entsprach ihrer übrigen Schönheit, und das Anmuthige in ihren Bewegungen vollendete ihren Liebreiz. — Manche Negerinnen malen auf Gesicht, Brust und Arme mit weißer Erde allerlei kleine Figuren, oder lassen dieselben mit verschiedenen Zeichnungen tättowiren, was bei hübschen recht nett sich ausnimmt, garstige aber noch widriger macht. — Unter den Mulattinnen, die ein Gemische von europaischer und afrikanischer Gesichtsbildung darbieten, findet man mehr hübsche Gesichter.

(Fortsetzung folgt.)

Tunnel durch die Graubündner Alpen.

Der Courrier de Bordeaux (und nach ihm das Echo du Monde Savant vom 24 August) will von dem Plan eines italienischen Ingenieurs, Janino Votta, wissen. Es handelt sich von nichts Geringerem, als den Splügen zu öffnen, und an die Stelle der jetzigen für den Handel so wichtigen Straße eine Eisenbahn zu setzen, deren nördliche Verlängerung an den Züricher See ausliefe, die südliche aber an die Eisenbahn von Como nach Mailand anschlösse. Zwei Kantone sollen sogar schon auf das kühne Project Hrn. Votta's eingegangen seyn.

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte der Unternehmung Sarmiento's gibt Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen. Es ist außerordentlich, daß der spanische Hof

Digitized by Google

noch im Jahre 1582 zu dem Glauben gekommen seyn soll, daß die magellanische Straße, an einigen Stellen nur anderthalb Leguas breit, die alleinige schiffbare Verbindung zwischen dem atlantischen Ocean und dem großen Südmeere bilde. Es ist wahr, daß die Fahrt um das Cap Horn damals noch nicht entdeckt war; allein der damalige Stand des geographischen Wissens war eben so wenig von der Art, daß er die Meinung zuläßig machte, Tierra del Fuego dehne sich ohne Unterbrechung bis zum Südpol aus. Als Magalhaens durch die Straße fuhr, die seinen Namen führt, nahm er für bestimmt an, daß das Land zu seiner Rechten, oder das nördlich gelegene, das feste Land von Amerika sey; das Land zu seiner Linken hielt er für eine Insel, weil das Geräusch des Oceans manchmal jenseits desselben hörbar war. Diese Bemerkung bezog sich allerdings auf den westlichen Theil der Straße, allein sie wurde ohne alle Beschränkung gemacht, und gab zum mindesten einen hinreichenden Wink hinsichtlich des wahren Standes der Sache. Nachdem Francis Drake die Straße durchsegelt hatte, wurde er durch einen Sturm weit gegen Süden getrieben, und fand endlich in der Nähe des Cap Horn einen Zufluchtsort. Er sah kein Land, bloß südlich von ihm die offene See. Dagegen sah im Jahre 1525 ein Capitän von Loyasa's Flotte an der südlichen Seite von Tierra del Fuego die Landspitze. Zum Beweise der Behauptung, daß der Versuch, durch Befestigung der Straße von Magellan jeglichen Verkehr zwischen Europa und dem stillen Weltmeer abzuschneiden, völlig der Unwissenheit des spanischen Hofes zuzuschreiben sey, ließen sich noch manche andere Umstände anführen, auch muß dieß nicht als ein Beweis des Zustandes der damaligen geographischen Kenntnisse angenommen werden.

Dreißig Jahre nach dieser unglücklichen Expedition rüstete ein reicher und wohlerfahrner holländischer Kaufmann, Isaak le Maire, zwei Schiffe zu dem besondern Zweck aus, durch die offene See die Südspitze der neuen Welt zu umsegeln. Seine Wünsche gingen in Erfüllung, und das von den Wellen des unruhigen Oceans bespülte Südcap erhielt den Namen des Dorfes Horn an der Zuyder See. Diese Entdeckung erregte den Neid Spaniens aufs neue, weßhalb im Jahre 1618 die beiden Nodal zur Umschiffung von Tierra del Fuego abgesendet wurden. Auf diese Arbeit folgte jedoch ein langer Zeitraum der Unthätigkeit, und erst nachdem der englische Jesuite Falkner im Jahre 1774 seinen Bericht über Patagonien abgestattet, worin er die aus der Besetzung dieses Landes entspringenden Vortheile auseinandersetzte, erwachte die spanische Regierung wieder aus ihrem Schlummer, und schickte den Don Antonio de Cordova zur Untersuchung der magellanischen Küsten ab — ein Auftrag, den dieser Officier mit sehr vieler Gewandtheit vollzog.

Während der Beagle, der seine Nachforschung in westliche Richtung fortsetzte, im Hafen Gallant vor Anker lag, bestieg einer der Officiere den in der Nähe liegenden Berg de la Cruz, und fand auf dessen Gipfel die Scherben einer gläsernen Flasche, eine spanische Münze und eine Papierrolle, welche sich als eine Denkschrift Don Antonio's nebst der Abschrift eines schon früher daselbst von Hrn. v. Bougainville niedergelegten Documentes erwies. Es liegt in diesen einfachen Denkschriften ausgezeichneter Seefahrer, deren geräuschlose Entdeckungen einen bleibendern und gewiß wohlthätigern Einfluß auf das Geschick des Menschengeschlechtes ausüben, als die glänzendsten Siege, etwas äußerst Ergreifendes.

Während die Schiffe in der Straße verweilten, fand ein ziemlich beständiger Verkehr statt mit dem kleinen Patagonierstamm, der, etwa 200 Köpfe stark, an der Küste entlang vom Cap Virginia bis Port Famine seine Wanderungen machte. Die Patagonier, die von einigen Reisenden als Riesen beschrieben wurden, sind allerdings etwas größer als die Europäer. Ihre Größe beträgt im Durchschnitt etwas über sechs Fuß, dabei haben sie breite Schultern und dicke Köpfe, deren beträchtlicher Umfang durch eine Masse langer in einander geflochtener und in wilder Unordnung über ihre Gesichter hängender Haare noch erhöht wird. Falkner, der viele Jahre unter den Patagoniern lebte, sagt, er habe nicht einen einzigen unter ihnen gesehen, der mehr als einen oder zwei Zoll größer gewesen wäre als der Cazique Cangapol, und „dieser," bemerkt der Jesuite, „muß sieben Fuß und einige Zoll hoch gewesen seyn, weil ich auf den Zehenspitzen mich nicht in gleicher Höhe mit seinem Scheitel erheben konnte." Die Uebertreibungen derer, welche die Patagonier als einen Riesenstamm mit einer Größe von acht Fuß und mit Hundestimmen dargestellt haben, machen dem Kritiker wohl weniger Verlegenheit, als das Stillschweigen, womit Andere über die größere Gestalt der an den nördlichen Küsten der Straße von Magellan wohnenden Eingebornen hinweggehen. Nur ist zu bemerken, daß diese Völker sehr viel umherwandern, indem sie eine unermeßliche Strecke öder Flächen durchstreifen. Derselbe Stamm, der von den Officieren an den Küsten der Straße getroffen wurde, ist ein Jahr später an den Ufern des Rio Negro 800 Meilen weiter nördlich gesehen worden. Wahrscheinlich unterscheiden sich die verschiedenen Stämme in Betreff ihrer Stärke je nach dem Reichthum ihrer Nahrung, denn Falkner macht wirklich einen Unterschied zwischen den starkleibigen und schlanken Hulliches. Dieser Umstand, verbunden mit ihren nomadischen Sitten, wird wohl erklären, warum es nicht jedem Besuche der magellanischen Küsten gelang, Eingeborne mit den herculischen Verhältnissen Gangapols zu sehen.

Jetziger Zeit ist fast jeder Patagonier ein Reiter. Die unzähligen Heerden von Pferden, die seit der Ankunft der Spanier die Pampas von Südamerika durchziehen, haben wahrscheinlich in den ursprünglichen Gebräuchen der Eingebornen wichtige Veränderungen veranlaßt. Die zu Anfang des 16ten Jahrhunderts im Besitze der südlichen Pampas befindlichen Indianer waren durch ihre wahrscheinlich von den Peruanern erlernte Geschicklichkeit, den Guanaco zu bezähmen, gewissermaßen vorbereitet, sich die Dienste der Pferde zu Nutzen zu machen. Bei seinem Aufenthalt in Port Julian bemerkte Magalhaens einen Patagonier, der einen zahmen Guanaco mit einem Strick um den Hals leitete; auch ersehen wir aus spätern Berichten, daß sie diese Thiere an das Haus gewöhnten und in der Nähe ihrer Wohnplätze große Heerden derselben hielten. Die Waffen der Patagonier bestanden im 16ten Jahrhundert in Bogen und Pfeil und einem leichten Speer. Gegenwärtig fängt er seine Beute mit dem Lasso oder der Schlinge, und mit den Bolas oder zusammengebundenen Kugeln, so gewandt wie die Indianer aus den nördlichen Pampas. Sobald der Patagonier mit dem Pferd und den Waffen seiner nördlichen Nachbarn versehen war, fand er bald, daß die Jagd ergiebiger wurde; er gab das Hirtenleben auf, und ergriff das nomadische Jägerleben, das dann auch leicht in ein Räuberleben ausartet. Wenn diese Ansichten richtig sind, so war der Erwerb des Pferdes ein Verlust für ihn, denn dadurch, daß ihn dasselbe der Abhängigkeit entriß und ihn jeder Anhänglichkeit an seinen Boden entwöhnte, wurde er der Civilisation fremder.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Digitized by Google

Nr. 254.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 September 1839.

Wilbrahams Reise in Persien und im Kaukasus im Jahre 1837.

Teheran. — Persische Finanzen. — Verarmung.

Der englische Palast in Teheran wurde von Sir Gore Ouseley während seiner Gesandtschaft gebaut. Er ist in europäischem Styl, außer daß das Dach eine Terrasse bildet; ein Säulengang, welcher an der ganzen Vorderseite hinläuft, geht auf einen kleinen Garten heraus, welcher im Frühjahr eine wahrhaft orientalische Masse von prachtvollen Rosen aller Art enthält, deren schönste die von Nardean ist, deren Blätter unter den Klumpen weißer Blüthen fast verschwinden. Der Garten ist durchschnitten von Gängen abwechselnder Platanen und Sykomoren, welche ein Lieblingsaufenthalt von Nachtigallen sind.

Die Sonne stand noch hoch, als ich aufstieg, um in die Gebirge zurückzukehren, und ich fand den Schatten der überwölbten Bazars sehr angenehm. Haufen von Schnee und Eis, vermischt mit großen Schüsseln wohlgekühlter Sorbets und eine Menge von Früchten aller Art erfreuten das Auge, und alle Müßiggänger des Quartiers waren hier versammelt, denen ein wild aussehender Derwisch mit der Energie eines italienischen Improvisators Wundermährchen oder die schönen Sagen von Firdusi recitirte. Der erste Bazar, durch den ich ritt, ist der der Kupferschmiede, wo das unaufhörliche Klopfen der Hämmer, welches von dem Gewölbe widerhallt, den Vorbeigehenden ganz betäubt. Etwas weiter hin, wo sich der Bazar in zwei Verzweigungen theilt, und ein kleines Achteck bildet, das von einem flachen Dom bedeckt ist, sitzt der Dar-Aga, der erste Polizeibeamte der Stadt, auf einem vorstehenden Balcon, umgeben von seinen Gerichtsdienern und bereit beim ersten Wink Gerechtigkeit in Form einer Bastonnade zu administriren. Oft im Hereinreiten von der Gesandtschaft habe ich von Ferne das Geschrei eines armen Teufels gehört, dessen Verbrechen wahrscheinlich war, daß er in unorthodoxer Trunkenheit gefunden worden war.

Nach den Bazars erreicht man bald das Stadtthor, wo die Schildwache gewöhnlich neben ihrem Gewehr sitzt und ihren harten Dienst durch eine Pfeife versüßt, während die Cameraden von jedem Bauern, der einen Esel mit Früchten oder Brennholz in die Stadt treibt, einen Zoll in Naturalien erheben. Halbwegs zwischen Teheran und Gulahek steht der Palast Kasri Kadschar, der vermöge seiner Lage auf dem Gipfel einer niedrigen Hügelreihe imposant aussieht. Es ist ein großes, viereckiges Gebäude, umgeben mit einem hohen Erdwall; alle Zimmer öffnen sich auf einen weiten Hof, in dessen Mitte ein großes Wasserbecken ausgegraben ist. Der Garten zieht sich terrassenförmig in die Ebene hinab. Der Palast wurde von dem verstorbenen König gebaut, ist aber seit seinem Tode verlassen. Der Garten ist ein von Trinkpartien aus Teheran sehr besuchter Platz, und man hört an Sommerabenden die wilden und klagenden Laute der persischen Leyer unter den Bäumen.

Die Landsitze der vornehmen Teheraner liegen an dem Fuß der Gebirge von Schemerun hin zerstreut, und in der Nähe der Dörfer, welche ihren Besitzern gehören. Innerhalb der hohen Gartenmauern, gewöhnlich am entferntesten Ende derselben sind die Gemächer der Frauen, welche meistens nur aus einigen kleinen Zimmern ohne Thüren und Fenster bestehen, deren Mangel das Klima nicht bemerklich macht. In der Nähe der Gartenthür schlägt der Hausherr sein Zelt unter einem Dickicht von Linden auf, welche sorgfältig so gezogen sind, daß sie den möglichst tiefen Schatten geben; hier sitzt er vom Morgen bis zum Abend an dem Ufer eines Baches, oder wenigstens eines künstlichen Teichs, denn der Anblick von Wasser ist zu seinem Glück unentbehrlich.

Perser aller Classen sind gesellschaftlich, wozu ihr schönes Klima viel beitragen mag, da es sie in den Stand setzt, den größten Theil ihrer Zeit im Freien zuzubringen; daher findet man auch selten ein Dorf, das nicht einen schattigen Sitz hätte, wo sich alle Müßigen versammeln und die Tagsgeschichte besprechen. Die allgemeine Höflichkeit ist ein sehr angenehmer Zug des Volks, und es ist unmöglich, sich der Vergleichung derselben mit unsern geschäftigen und egoistischen Gewohnheiten zu erwehren. Der Perser lebt ein indolentes Leben, frei von der Concurrenz, welche uns in allen Ständen drängt, und seine einzige Sorge ist, der flüchtigen Stunde zu genießen. Seine

Digitized by Google

Vergnügungen sind einfach und der Art, daß die ihn Umgebenden sie leicht mitgenießen können, denn die Gewohnheiten der höhern Classen unterscheiden sich wenig von denen der niedern. Obgleich der Rang und Vortritt streng beobachtet wird, so ist der Verkehr unter allen Classen leicht und frei, und der wandernde Derwisch tritt ohne Umstände in das Zelt oder das Zimmer des ersten Ministers, und nimmt an dem Gespräche Theil. Die Anhänglichkeit der Diener eines persischen Großen und die gütige Art, mit der er sie behandelt, hat mich oft an die Verhältnisse der schottischen Clane erinnert. Ebenso ist die Behandlung ihrer Sklaven ein Beweis ihrer natürlichen Gutmüthigkeit. Viele alte Diener werden mehr als Freunde angesehen, und ich habe sie oft mit verschränkten Armen neben ihrem Herrn stehen, Allem zuhören, und ihre eigene Meinung sagen sehen.

Die Revenuen von Persien belaufen sich in diesem Augenblick auf nicht mehr als sechs Crore von Tomanen, das heißt, 1,500,000 Pf. St. *) und jedes Jahr wird es schwerer, selbst diese Summe zu erheben. Seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs sind die Auflagen immer anticipirt worden, und doch sind die Truppen Ein und sogar zwei Jahre im Rückstand, und alle Beamten klagen, daß ihre Besoldungen nicht bezahlt werden. Anweisungen auf den persischen Schatz, auch wenn sie mit des Königs eigenem Siegel und denen seiner ersten Minister gestempelt sind, gelten für wenig mehr als Maculatur, außer in den Händen von Einigen, welche die Macht haben, die Bezahlung zu erzwingen. Der Schatzmeister gibt Anweisungen auf Districte, aber die Wahrscheinlichkeit ist, daß die Steuern derselben schon bezahlt sind, und wenn der Gouverneur kein besonderer Freund des Gläubigers ist, oder dieser selbst directe Macht in der Gegend besitzt, so ist Alles umsonst. Ich habe einen Mann vom höchsten Rang gesehen, der, während er die englische Gesandtschaft als Mihmandar begleitete, in einer großen Stadt mehrere Tage lang aufgehalten wurde, ehe er eine Anweisung auf etwa 150 Pf. St. bezahlt erhalten konnte. Zu der Verlegenheit, in welcher sich die persische Regierung gewöhnlich durch den Mangel an hinlänglichem Einkommen findet, kommt noch die Entschädigung, welche sie Rußland schuldig ist, wovon ein Theil noch immer unbezahlt bleibt. Das Dringen darauf oder das Nachlassen derselben gibt Rußland ein mächtiges Mittel, auf die politischen Entschließungen des persischen Hofes zu wirken, wonehen noch wohl bekannt ist, daß mehrere Minister in russischem Solde stehen.

Sogar in den wenigen Jahren, welche ich in Persien gelebt habe, ist mir die zunehmende Verarmung des Adels aufgefallen. Ihre Dienerschaft schmilzt zu einigen schlecht gekleideten Miethlingen zusammen, ihre Paläste und Villas fallen in Ruinen, weil sie die Reparaturen nicht bezahlen können, und ihre Gastfreundschaft hat beinahe aufgehört. Dieß fällt besonders von den Mitgliedern der königlichen Familie auf, von denen ich einige in den Straßen von einem einzigen Diener begleitet gesehen habe, eine unerträgliche Lage für den persischen Hochmuth. Die Ausgaben einer persischen Haushaltung sind jedoch unbedeutend, da die Lebensbedürfnisse wohlfeil und die Gewohnheiten einfach sind. Die meisten guten Familien besitzen Dörfer in der Nähe der Hauptstadt, und ziehen ihre Bedürfnisse an Getreide, Gerste und Stroh dorther; sie halten 15 bis 20 Maulthiere, welche sie vermiethen, wenn sie sie selbst nicht brauchen, oder in die Provinzen an dem kaspischen Meere schicken, um Reis und Brennholz zu holen, von dem sie einen Theil wieder verkaufen, und so ihren eigenen Bedarf umsonst erhalten. Ihre Diener erhalten fast keinen Lohn, und sind nur gekleidet und genährt, so daß wenig Geld im Hause ausgegeben wird, außer für Kleidung, und selbst dieß wird bis auf einen gewissen Grad dadurch vermindert, weil am Nurus (dem persischen Neujahr) Shawls und Brocade an alle bedeutenderen Männer ausgetheilt wird, in Teheran vom Könige und in den Provinzen von den Gouverneuren. *)

*) Es ist hier ein offenbarer und bedeutender Fehler in Einer dieser beiden Zahlen, denn ein Crore ist 10 Millionen und ein Toman ist ein halbes Pfd. Sterl., also 6 Crore von Tomanen wären 30 Mill. Pfd. Sterl., was viel zu viel ist. Die andere Summe ist viel zu wenig, außer wenn der Verf. damit meint, was direct in den Schatz von Teheran fließt, der im Grunde nichts ist, als die Civilliste, denn alle Local- und Provincialausgaben, sogar die Bezahlung der Truppen, geschieht direct von den Localbehörden, was die Quelle der schlechten Administration in Persien ist. A. d. Ueb.

*) Dieß ist allerdings richtig, aber der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß diese Vertheilung dem Adel theuer zu stehen kommt, indem er am Nurus dem König und in den Provinzen seinem Stellvertreter ein viel beträchtlicheres Geschenk an Gold oder Edelsteinen machen muß, als der Werth des Gegengeschenkes, das er vom König erhält. Uebrigens haben diese Kleidervertheilungen schon im gegenwärtigen Jahre aufgehört. Daß der König durch ein Decret vom Anfange des Jahres die Einführung der Infanterieuniform für alle Beamte angeordnet hat, wie der Sultan vor einigen Jahren in der Türkei, und aus denselben Motiven, nämlich wegen der größeren Beweglichkeit, welche die europäische Uniform gibt, und wegen ihrer geringen Kosten. Der König sagt in dem Decret, daß kein Mann von Rang sich bisher um weniger als 100 Toman habe kleiden können, und daß sie sich das Geld meistens durch Schuldenmachen verschafft haben. Es ist eine Kleideerordnung, wie man sie im Mittelalter und in allen halbbarbarischen Zuständen oft findet, und deren Zweck ist, dem Luxus der höhern Classen eine Schranke zu setzen, da er bei der unvollständigen Controle in der Verwaltung immer auf die niedern Classen fällt. A. d. Ueb.

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste.

(Fortsetzung.)

Die Kinder der Neger sind recht lieb und artig; wenn ich durch das Dorf ging, ergötzte mich oft der Anblick derselben: in ihren unschuldigen Spielen und ihrem Plappern spricht sich die vollkommenste Glückseligkeit aus. Ich sah denselben oft und mit Vergnügen zu, und sie wurden bald so zutraulich, daß sie, wenn sie mich kommen sahen auf mich zuliefen, meine Hände faßten, und durch allerlei Liebkosungen mir ihre Zuneigung zu erkennen

Digitized by Google

gaben. Es empörte mich, zu hören, daß gerade diese schuldlosen Geschöpfe noch häufig Opfer der Unmenschlichkeit der Europäer werden. Als ich eines Tages mit einem Officier durch das Dorf wandelte, nahm mich ein ungefähr vier Jahre alter, sehr artiger Negerknabe bei der Hand, liebkoste mich, zeigte dabei abwechselnd auf unser auf der Rhede vor Anker liegendes Schiff, als ob ich ihn dahin mitnehmen sollte, und legte die eine Seite des Kopfes auf die flache Hand, als ob er schlafen wollte. Mein Begleiter erklärte mir seine Gesten; es kommen nämlich noch manchmal portugiesische Schiffscapitäne hieher, die hübsche Negerkinder unter dem Versprechen, sie auf ihrem Schiffe einige vergnügte Stunden verleben zu lassen, dahin verlocken, und dann mit ihnen davon segeln, um sie später zu verkaufen.

Die Neger und Negerinnen halten sehr viel auf Reinlichkeit und Pflege der Zähne und der Haut, weßhalb sie sich sehr gerne baden; Männer, Frauen und Kinder sind im Schwimmen sehr geübt, und scheinen sich im Wasser eben so wohl zu befinden, wie die Fische. Es gewährte mir sehr vieles Vergnügen, zuzusehen, wenn sich junge Negerinnen von zehn bis zwölf Jahren in der Mündung des kleinen Flüßchens badeten. Ihre gute, muntere Laune, die listigen Streiche, die sie einander spielen, sind unerschöpflich, und ich mußte dabei ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit bewundern. Bald stiegen sie einander auf den Hals und auf den Rücken, bald tauchten sie unter, blieben sehr lange unter dem Wasser, schwammen hier fort, kamen weit von dem Orte, wo sie untertauchten, wieder zum Vorschein, riefen ihren Gefährtinnen, tauchten wieder unter, und befanden sich kurze Zeit darauf wieder mitten unter denen, die sie vorher gerufen hatten. So necken sie einander beständig. Die jungen Neger sah ich oft sich mitten in die tosende Brandung stürzen oder durch sie hindurch schwimmen. Ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und Verweilen unter dem Wasser begünstigt ihre Gewandtheit und Sucht zu stehlen; auf diese Art nähern sie sich den Schiffen und Fahrzeugen, die man nicht genau bewacht, schleichen sich in dieselben, stehlen, was ihnen gefällt, entfernen sich wieder, tauchen unter, und kommen erst in weiter Entfernung zum Vorschein.

Um die Haut weich zu erhalten, sie gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu schützen, und das übermäßige Schwitzen zu verhüten, reiben Neger und Negerinnen dieselbe mit Kokosnußöl ein; der Geruch derselben ist dann freilich nichts weniger als angenehm, verräth ihre Ankunft schon von weitem, und bezeigt ihr Dagewesenseyn noch einige Zeit, nachdem sie sich wieder entfernt haben. — Die Kleidung ist sehr einfach; Kinder gehen bis zu eintretender Mannbarkeit ganz nackt, Erwachsene schlagen um die Hüften ein schmales Schamtuch und lassen den übrigen Körper unbedeckt. Mädchen und Frauen legen quer über den Hinteren eine Art runder Kissen, einem Reitermantelsack ähnlich und Antilfoo genannt, und befestigen dasselbe mit dem herumgeschlungenen Schamtuche. Durch diese Kissen wird ihr ohnehin etwas träger Gang noch schleppender. Auf den Antiffoos stehen die kleinen Kinder, die durch ein Tuch auf dem Rücken der Mutter festgehalten werden, und denen diese über die Achsel ihre Brust reicht. Bei Prunkgelegenheiten bekleiden sich die vornehmeren Neger und Negerinnen mit einer Art seidener Stoffe.

Die Grundzüge des Charakters der Neger sind wohl noch dieselben wie vor 300 Jahren, nur sind Beimischungen nicht zu verkennen, welche man der Bekanntschaft mit den Europäern zuschreiben muß. Als die ersten Europäer an dieser Küste landeten, führten die Bewohner derselben ein in ihrer Art höchst glückseliges Leben, wozu der Himmelsstrich und ihr Charakter das Ihrige beitrugen. Sie besaßen einen hohen Grad natürlicher Güte und Sanftmuth, eine unvergleichliche Sorglosigkeit, einen außerordentlichen Leichtsinn, eine unglaubliche Trägheit und große Mäßigkeit, und lebten in ihrem Vaterlande in der süßesten Apathie; sie kannten weder die Noth des Bedürfnisses, noch das Unangenehme des Mangels, noch die Unruhe des Ehrgeizes, noch die verzehrende Gluth der Leidenschaften. Ihre physischen Bedürfnisse waren gering, und geistige kannten sie so wenig als jetzt. Mit der Ankunft der Europäer jedoch änderte sich ihr ganzes Leben. Ihr Charakter zeichnet sich immer noch aus durch Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Treue gegen denjenigen, der seine Liebe zu gewinnen weiß; aber er kann auch hinterlistig, heimtückisch und boshaft seyn, und dazu machten ihn die Europäer. Der freie Neger, der keine andere Beschäftigung kannte, als Genuß und Vergnügen, sollte arbeiten für den fremden Eindringling, was Wunder, wenn er dem Räuber seiner Freiheit sich widersetzte? Aber der überlegene Unterdrücker züchtigte ihn, daß er sein liebstes Gut vertheidigen wollte, und zwang ihn zu dem, was sein Gemüth empörte; dieß reizte den ohnmächtigen Neger zur Rache, und weil er sie nicht offen üben konnte, mußte er sie im Innern verschließen und heimlich zu befriedigen suchen, und so wurde er boshaft, heimtückisch und hinterlistig. Nicht genug, daß der freie Neger im eigenen Vaterlande der Sklave fremder Willkür seyn mußte, schlug man ihn in Fesseln, schleppte ihn in entlegene Länder und suchte ihm durch die empörendste Behandlung Lust zur Arbeit beizubringen. Darf es uns befremden, wenn sich der Schwarze seinen Teufel weiß denkt? — Wenn ich in den Zügen vieler Schwarzen den Ausdruck finsteren Trotzes und grober Störrigkeit fand, so konnte ich dieß nur dem tiefsten Unwillen über die Unterdrückung und dem bittersten Hasse gegen die Unterdrücker zuschreiben.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Die von den Officieren des Adventure und Beagle in der Meerenge gesehenen Patagonier trugen im Allgemeinen alle gewissermaßen das Gepräge ihrer weiten Reisen an sich. Ein junger Häuptling ritt ein nach Art der Gauchos gezäumtes Pferd. Ein Weib, Namens Maria, die ihren Landsleuten gegenüber einiges Ansehen auszuüben schien, sprach ein wenig spanisch. Ihr Bruder, ein Cazique am Rio Negro,

Digitized by Google

war ihrer Erzählung nach eine wichtige Person, und sowohl wegen seiner riesenhaften Gestalt, als seiner Reichthümer, die in Pferden, Häuten und Pelzen verschiedener Gattung bestehen, sehr geachtet. Man fand, daß sie bei freundlicher Behandlung äußerst lenksam und dankbar waren. Furchtlos und ohne Mißtrauen, verriethen sie in ihrem anerkannten Hange zur Trunkenheit allein die ungebändigten Leidenschaften der Barbaren.

Capitän Stokes vom Beagle segelte an der Westseite Patagoniens hin, und obgleich in seinen Operationen beständig durch stürmisches Wetter gehindert, gelang es ihm dennoch, einen genau verbesserten Umriß dieser verworrenen Küste zu machen. Im Hafen Santa Barbara fand er einen Balken von einem großen Schiffe im Sande steckend, und mehrere Umstände ließen ihn vermuthen, derselbe sey ein Ueberbleibsel des Wager, eines Schiffes von Lord Ansons Flotte, dessen Untergang und nachherige Leiden der Schiffsmannschaft von Byron und Bulkeley so trefflich beschrieben worden sind. Da er selbst mit denselben Elementen zu kämpfen hatte, so gereichte ihm dieß Denkzeichen ihrer Wuth eben so wenig zum Troste als zur Aufmunterung. Umgeben von Gefahren und doppelt aufgeregt durch sein eifriges Verlangen, das ihm anvertraute Geschäft auszuführen, unterlag sein Geist endlich der Last von Sorgen. Er wurde verdrossen und mißmuthig, und machte wenige Tage nach seiner Rückkehr nach Port Famine im August 1828 seinem Leben ein Ende. Zur Zeit, wo dieser traurige Vorfall stattfand, litt die Mannschaft beider Schiffe, besonders aber die des Adventure, am Scorbut. Diese schreckliche, durch die düstere strenge Witterung erzeugte Krankheit konnte in ihren Fortschritten trotz dem Ueberfluß an frischem Fleisch, das man sich von den Eingebornen verschaffte, und durch wilden Sellerі, den man an den Küsten fand, nicht gehoben werden. Da die Anfälle derselben unter so beängstigenden Umständen bald sehr gefährlich werden konnten, faßte Capitän King plötzlich den Entschluß, die magellanische Meerenge zu verlassen und sich nach Rio-Janeiro zu begeben. Capitän Fitzroy erhielt in diesem Hafen den Befehl über den Beagle; nachdem die Schiffe ausgebessert und die Mannschaft wieder hergestellt war, kehrten sie im Anfange des folgenden Jahres wieder in die Meerenge zurück.

Unter den Ereignissen, die in diesen Zeitraum der Küstenaufnahme fallen, war eines der merkwürdigsten die Entdeckung der großen Seen, die den Namen Otway und Skyring erhielten, an der nördlichen Seite der Meerenge in dem durch deren Biegung gebildeten Winkel liegen, und unbeendigten Durchbrüchen zwischen den entgegengesetzten Meeren gleichen. Im Mai 1829 stieß Capitän Fitzroy bei Untersuchung des Jerome-Canals ganz unerwartet auf ein großes Gewässer, das sich 40 Meilen in die Länge von Südwest nach Nordost und 20 Meilen in die Breite hin ausdehnte. An dessen nördlichem Ende fand er einen etwa eine Meile breiten Canal, der, nachdem man ihn ungefähr 12 Meilen verfolgt hatte, in einen andern See führte, welcher bloß 10 oder 12 Meilen breit war, in westlicher Richtung aber sich in unabsehbare Weite hinausdehnte. Der erste dieser Seen erhielt den Namen Otway, der zweite den Namen Skyring. Wegen ungünstigen Wetters konnte man ihre Gestade nicht vollständig untersuchen, von einer Anhöhe aus sah man jedoch, daß Flachland und eine Seekette zwischen der Meerenge von Magellan und dem östlichen Ende des Otway sich hinzieht, wobei die nächsten Ufer kaum 10 Meilen auseinander liegen. Der Skyring ist, wie man in der Folge entdeckte, an seinem westlichen Ende durch eine Kette von Schneegebirgen und Gletschern auf eine Breite von kaum 5 Meilen vom Ocean getrennt. Diese Seen stoßen an die Gränzen der zwei verschiedenen Klimate von Patagonien und Tierra del Fuego. An ihrer nordöstlichen Seite ist klarer Himmel, grasige Flächen und Pflanzen gleich denen an den östlichen Küsten. In der entgegengesetzten Richtung waren sie von Schneegebirgen, Gletschern und düstern Wäldern eingeschlossen. Für ein Land, in welchem Industrie und Civilisation herrscht, würde ein solches innerhalb des Landes schiffbares Gewässer gewiß von unschätzbarem Vortheile seyn. In Patagonien scheinen sie noch lange unbenutzt bleiben zu sollen. Weit entfernt sind wir jedoch von der Behauptung, die magellanischen Gegenden seyen wegen ihres rauhen Klima's zum ewigen Sitze der Barbarei verdammt. Die Künste civilisirter Menschen erheben dieselben über das Klima, und der gleiche Eifer und die gleiche Geschicklichkeit, durch die er sich in Island oder an der Hudsons-Bai ein bequemes Leben zu schaffen weiß, werden ihn auch in der Meerenge von Magellan mit Ueberfluß versorgen.

Während der Beagle mit Untersuchung der Südküste von Tierra del Fuego beschäftigt war, ereignete sich eine Begebenheit, die zuletzt von sehr wichtigen Folgen begleitet war. Der Bootsmann war von der Insel London aus, wo das Schiff vor Anker lag, in einem hübschen Wallfischboote zur Untersuchung der östlich gelegenen Canäle abgesendet worden. Da seine Abwesenheit unerwartet lange dauerte, fing man an wegen seiner besorgt zu werden, als auf einmal auf eine sonderbare Weise Nachrichten von ihm ankamen. Die Eingebornen hatten, wie es scheint, seine Bewegungen insgeheim beobachtet, und in der Stille der Nacht, während die Mannschaft ganz in der Nähe desselben am Ufer schlief, das Boot hinweggeführet. Die Leute hatten nun nebst ihrem Boote zwei Drittheile ihrer Lebensmittel eingebüßt, und befanden sich in steter Furcht, von den Eingebornen angegriffen zu werden. Sie durften nun vor Allem keine Zeit verlieren, ihre Freunde mit ihrer Lage bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke verfertigten zwei von den Männern aus Zweigen einen Kahn, der an Gestalt und Bauart einem Korbe glich; auf der innern Seite war er mit Erde bestrichen und auf der äußern mit Baumrinde bedeckt. In diesem gebrechlichen Fahrzeuge schifften sie sich ein, und erreichten, nachdem sie 25 Stunden lang unermüdet gerudert hatten, glücklich den Beagle. Von diesem aus wurden sogleich Maaßregeln zur Befreiung der Mannschaft des entwendeten Bootes und zur Verfolgung der Diebe getroffen. Obwohl man diese drei Tage hindurch fortsetzte, so war sie doch bei der Durchschnittenheit des Bodens und bei der Bekanntschaft der Flüchtlinge mit dem Terrain fruchtlos. Endlich wurde man einiger Gefangenen habhaft, denen man zu verstehen gab, man werde sie so lange als Gefangene behalten, bis das Boot wieder zurückgebracht sey. Die an der Küste dagegen zeigten wenig Lust, ihre Freunde um einen so hohen Preis loszukaufen; auch gelang es beinahe allen Gefangenen zu entkommen, indem sie über Bord sprangen und der Küste zuschwammen. Auf diese Weise waren die einzigen Geiseln, die bei Capitän Fitzroy zurückblieben, ein kleines achtjähriges Mädchen, das in Folge des von dem oben beschriebenen Kahn bestandenen Abenteuers den Namen „Fuegia Basket" erhielt, und ein Jüngling von 19 Jahren der „Boat Memory" benannt wurde. Zu diesen kam in der Folge noch ein junger Mann von 25 Jahren, den man beim Vorgebirge York Minster, von dem er seinen Namen hatte, an Bord genommen, und ein Knabe, den man nach dem für ihn bezahlten Preise „Jemmy Button" (Knopf) nannte. (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 255.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 September 1839.

Biographie des Thierbändigers Van Amburgh.

Man hat in neuerer Zeit mehrere außerordentliche Menschen gesehen, die, wie die römischen Belluarii, Kraft mit Muth und Geschicklichkeit mit Geistesgegenwart vereinend, durch unsere Städte die wildesten Bestien führten, und selbst den Tiger und Löwen zwangen, die Herrschaft des Menschen anzuerkennen. Van Amburgh folgte Martin in der Ausübung dieser so oft bestrittenen Oberherrschaft des Menschen über die Thiere. Er ist der jüngste, aber der stärkste dieser Classe, die Hercules zum Vater zu haben scheint. Gegenwärtig setzt Van Amburgh die Bewohner Londons durch seine Gewalt in Erstaunen, und bald werden ihn — wie man sagt — die Pariser in dem Theater Porte Saint Martin bewundern. Bis er sich auch anderswo zeigt, wollen wir den Historiographen dieses Königs der Thiere machen.

Plinius erzählt, wie man die wilden Stiere daran gewöhnt habe, Halsketten von Feigenlaub zu tragen. Die Abbildungen des Bachus, dessen Wagen bald von Tigern, bald von Luchsen oder Panthern gezogen wird, lassen vermuthen, daß man schon vor undenklicher Zeit die Kunst verstand, die wilden Thiere zu bändigen. Eines der strengsten Gesetze der indischen Buddhisten ist es, „einen alten, kranken Tiger mit seinem eigenen Fleisch zu nähren," was vermuthen läßt, daß man in Indien den Tiger bis zur Unterwürfigkeit der Hausthiere gebändigt hatte. Auch in Amerika treffen sich Spuren, daß man diese Kunst verstand. Es war das Geheimniß der mericanischen Priester, und um es sich zu bewahren, umgaben sie es mit phantastischen Gebräuchen. Sie bereiteten eine Salbe aus der Asche der giftigen Reptilien, die sie auf den Altären ihrer Idole verbrannten, indem sie sie in einem Mörser fein zerstießen, Pech, Kienruß, Tabak und andere narkotische Kräuter beimischten, und behaupteten, diese Salbe gebe ihnen die Eigenschaft, daß Löwen und Tiger ihnen gehorchten müßten. Wie lange ist nicht auch diese Kunst schon im Orient bekannt! Der Kaiser von Marocco bewahrt in Fetz in weiten, offenen Gruben Tiger und Löwen, welche die Juden, ihre Wächter, mit leichten Röhren leiten. In Aegypten ließen die Paschas Löwen in ihrem Harem aufziehen, und Mehemed Ali machte im Junius d. J. der französischen Regierung einen prächtigen gezähmten Löwen zum Geschenk. Es ist bekannt, daß der Herzog von Choiseul, Minister Ludwigs XV, eine Tigerkatze in seinem Wohnzimmer hatte. Auch haben die Wächter im Jardin des Plantes in Paris oft eine ins Unglaubliche gehende Gewalt über ihre gefährlichen Pfleglinge. Die Journale von 1801 und 1802 erzählen eine merkwürdige Anekdote von Felix Cassal mit einem Löwen und einer Löwin der größten Art, die der Bey von Constantine der Regierung zum Geschenk gemacht hatte. „Cassal war mehrere Tage krank, und ein anderer Wächter besorgte statt seiner die Thiere. Keines derselben schien es zu bemerken, außer dem Löwen, der traurig in der Tiefe seines Käfigs liegen blieb, keine Dienstleistung des fremden Mannes annehmen wollte, und durch ein dumpfes, verdächtiges Brüllen zu erkennen gab, daß die Gegenwart dieses Mannes ihm zuwider sey. Selbst die Gegenwart der Löwin schien ihm zu mißfallen, oder mindestens beachtete er sie nicht. Die Unruhe, der Ausdruck von Leiden, den das Thier hatte, ließen glauben, daß es krank sey, aber Niemand wagte, sich ihm zu nähern. Endlich war Cassal wieder hinreichend hergestellt, um seinen Dienst selbst zu übernehmen, und um seinen Löwen zu überraschen, schlich er leise unter dem Käfig hin, und streckte nur den Kopf am Rande des Gitters hinein — ihn sehen und in einem Satze zu ihm hinspringen, war bei dem Löwen das Werk eines Augenblicks: er richtete sich an Cassal empor, schmeichelte ihm mit seinen Tatzen, leckte ihm das Gesicht und die Hände ab und heulte vor Freude. Die eben so erfreute Löwin kam gleichfalls herbei, aber der Löwe stieß sie zurück, gerieth in Zorn, daß sie die Liebkosungen, auf die er eifersüchtig war, ihm entziehen wolle — ein Streit schien sich zwischen beiden erheben zu wollen, als Cassal in das Behältniß hineintrat, sie beschwichtigte, und von beiden dann abwechselnd Liebkosungen empfing und erwiederte. Man sieht Cassal häufig in der Mitte dieses gefährlichen Paares, deren furchtbare Kraft er zu beherrschen weiß. Er spricht bald mit dem Löwen, bald mit der Löwin, er schmeichelt ihnen, er küßt sie auf ihren Rachen; will er, daß sie sich trennen, und jedes in seinen eigenen Käfig gehe, es geschieht, sobald er es ihnen befiehlt; will er, daß sie sich auf den Rücken legen, den Um-

Digitized by Google

stehenden ihre gewaltigen, mit scharfen Klauen bewaffneten Tatzen zu zeigen; will er, daß sie den Rachen öffnen, damit man die fuchtbaren Zahnreihen sehen kann, so gibt er ihnen nur ein Zeichen, sogleich legen sie sich auf den Rücken, strecken eine Tatze nach der andern vor, öffnen den Rachen, und ihre Belohnung ist es, ihm dann die Hand ablecken zu dürfen."

Von der alten Sage des Andeoklus bis zu der von Compagnon, einem Colonisten der Insel Saint-Louis im Senegal, der eine Löwin, die für todt in einer Grube gelassen wurde, mit nach Haus nahm, sie pflegte und heilte, und die er dann an einem seidenen Band führte, liefert die Geschichte eine Menge von Thatsachen, die zeigen, daß der Löwe der Anhänglichkeit und Dankbarkeit fähig ist. In der Naturgeschichte der HH. Nobleville und Salane heißt es: „Es gibt junge Löwen, die so sanft und schmeichelnd werden, wie die Hunde." Das Beispiel von Martin hat gezeigt, bis zu welchem Grade die wildesten Thiere gebändigt werden können. Nicht allein, daß er öffentlich Löwen und Tiger reizte, er hatte auch einen jungen Tiger bei sich, der herbei sprang, den erschrockenen Zuschauern die Hände zu lecken, und mit einem sechsjährigen Kinde, der Adoptivkocher des Hausherrn, spielte. Das Gewerbe Martins schien so gefährlich, daß man täglich erwartete, ihn von seinen Zöglingen zerrissen zu sehen, und alle Monate verkündeten die Journale: der berühmte Martin ist in — durch einen in Wuth gerathenen Löwen oder Bären getödtet worden. Glücklicherweise jedoch lebt der so oft getödtete Martin jetzt zurückgezogen, ruht sich in Frieden von seinen vielen Kämpfen mit den wilden Thieren aus, und tröstet sich leicht dabei über die jämmerliche Verstümmlung, die seine Siege durch unzüchtige Mittel herbeigeführt wissen wollte.

Warum fügt man jetzt, wo man in Allem sich bemüht, die Wissenschaften auf das Gemeinnützliche anzuwenden, nicht der Naturgeschichte als einen unumgänglichen Zusatz die Kunst bei, wilde Thiere zu bändigen? Wäre es nicht besser, anstatt schöne und starke, fast schon erloschene Racen, zu vernichten, anstatt sie nutzlos in Menagerien zu bewahren, zu versuchen, sie dem Dienste des Menschen zu unterwerfen durch eine Kunst, die ihren Namen, ihre Regeln und ihre festen Grundlagen hätte? Diese Gedanken werden sich jedem aufdrängen, der mit Aufmerksamkeit die Resultate liest, die Van Amburgh liefert. Die Erzählungen, die über Van Amburgh im Umlauf sind, sind mehr oder minder meistens Erdichtungen. Die einzige wahre Lebensbeschreibung von ihm ist die, welche Ephraim Watts, ein Kaufmann in New-York, nach dem, was theils Van Amburgh selbst, theils dessen Familie ihm mittheilte, geliefert hat. Wir entheben Folgendes dieser Lebensbeschreibung.

(Fortsetzung folgt.)

Fort und Dorf St. George Elmina mit ihren Umgebungen auf Afrika's Goldküste

(Schluß.)

Die Neger sind fast durchgängig von Natur sehr empfindlich, und fürchten den geringsten Schmerz mehr als den Tod selbst. Muth gehört nicht zu ihren glänzendsten Eigenschaften, nur wenn der Fanatismus ihrer Fetischpriester oder die Rache sie entflammt, trotzen sie kühn allen Gefahren. In den Fehden, die sie einander liefern, zeigen sie sich meist sehr kindisch und feige. Selten bestehen ihre Heere aus mehr als zweihundert Mann. Sie marschiren in der größten Unordnung, bleiben jeden Augenblick stehen, streiten unter einander, wer der Erste seyn soll, indem Niemand auf diese Ehre erpicht ist. Einige sind mit einer Flinte bewaffnet, Andere mit Pistolen oder Säbeln, und noch Andere tragen Munition. Ihre Fetischpriester, die sie begleiten, müssen ihren Muth stets anfeuern, theils durch Zureden, theils durch Amulete, wodurch sie schuß-, hieb- und stichfest zu werden vermeinen. Durch abentenerlich gestaltete Mützen, durch umgehangene Thierfelle, durch scheußliche Gebärden und ein furchtbares Gebrüll suchen sie ihren Feinden Schrecken einzujagen. Gewöhnlich ist ihr König der Anführer; sollte dieser aber mit seinen eigenen Unterthanen kriegen, dann übergibt er einem seiner Vertrauten das Commando. Der Anführer tritt keck hervor, wenn der Feind noch weit entfernt ist, schießt in die Luft, und kehrt dann stolz auf seine Waffenthat zurück, um mit denen zu zanken, welche zu langsam marschiren. Kann der Anführer recht abscheuliche Fratzen machen, oder hat er gar einmal einen Tiger getödtet, dessen Fell er umhängen hat, so zittert jeder vor seinem Anblick und leant ihm übernatürlichen Muth zu. Wenn endlich beide feindliche Parteien zusammentreffen, dann machen sie so weit als möglich von einander Halt, und wählen ein großes Feld zum Kampfplatz, an dessen äußersten Enden sie aufmarschiren. Aus dieser Entfernung necken sie einander, feuern in die Luft, schreien und heulen; hierauf folgt ein kurzer Waffenstillstand, während dessen sie dem mitgenommenen Branntwein fleißig zusprechen und sich dem Tanze und der Freude hingeben, ohne Furcht vor dem nahen Feinde, welcher auch nie den Muth hat, im Dunkeln seine Stellung und sein Lager zu verlassen. So treiben sie es manchmal einige Tage und nehmen dann gewöhnlich ihre Zuflucht zu einem Hinterhalte: eine Partie verbirgt sich möglichst an dem Wege, welchen der Feind passiren muß, ein Unternehmen, welches die außerordentliche Höhe des Grases erleichtert. Ist der Feind nicht benachrichtigt, so fällt er in die ihm gelegte Falle, und die im Hinterhalte Verborgenen geben Feuer auf ihn, sobald sie ihn erreichen können. Alsdann ist der Schrecken allgemein, jeder schießt, wie er kann, und läuft davon, ohne sich um die Todten und Verwundeten weiter zu bekümmern. Die angreifende Partei bekommt indessen Muth genug, um am andern Tage wieder zu erscheinen und mit Furcht und Zittern ihre Verwundeten aufzusuchen; keine menschliche Macht aber ist vermögend, die Ueberfallenen wieder zusammen zu bringen, und ihrem Anführer bleibt nichts übrig, als sich in seinem Wohnorte zu verschanzen. Ein solcher Ueberfall endigt übrigens gewöhnlich den Krieg, und beide Parteien suchen einen Vermittler; man versammelt sich zu einer Unterredung, in welcher der Friede wieder hergestellt wird. Der Ueberwundene unterwirft sich, und die Gefangenen, welche nicht losgekauft wurden, werden als Sklaven heimgeführt.

Digitized by Google

Jeder wohlhabende freie Neger besitzt Sklaven, die ihn bedienen und für ihn arbeiten müssen, damit er ungestört seiner natürlichen Trägheit pflegen kann. Die ärmeren Neger arbeiten nur so lange, als die Noth sie zwingt: haben sie sich bei den Europäern verdient, was sie zur höchsten Nothdurft gebrauchen, so überlassen sie sich wieder ihrer gewohnten Unthätigkeit. Ihre einzige Beschäftigung ist die Weberei. Die Weiber sammeln die für das Bedürfniß nöthige Baumwolle, säubern, kämmen und spinnen sie mit der Spindel, die Männer verarbeiten sie dann zu Stücken Zeuges, wovon nie eines über sechs Zoll breit ist, und aus diesen machen sie dann Binden und ihre Schamtücher. Ihre Muster sind verschieden und nicht übel, und sie wissen sich der Farbestoffe, woran ihr Land so reich ist, mit vieler Geschicklichkeit zu bedienen.

Obgleich Elmina dicht am Meere liegt, so befahren dasselbe die Neger doch sehr wenig; ihre Schifffahrt beschränkt sich nur auf den Fischfang, hiezu bedienen sie sich umgehauener Baumstämmen, die durch Feuer ausgehöhlt und unten etwas abgeflacht sind. Einige dieser Kanoes sind groß und fassen dreißig Ruderer, welche entweder auf querliegenden Brettern sitzen oder meistens auf den Knieen liegen; sie bedienen sich der Ruderschaufeln, stechen mit diesen in das Wasser und kommen auf diese Art schnell weiter. bei jedem Einstechen der Ruderschaufeln geben sie einen Zischlaut von sich, so daß man das Nahen eines solchen Kanoe's mit Negern schon von weitem daran erkennen kann. Da diese Kähne leicht umschlagen, so wagen sie sich selten weit in das Freie. Im Angeln sind die Neger sehr gewandt und bedienen sich daher selten der Netze; diese versuchten sie den unsrigen nachzumachen, aber sie sind ihnen schlecht gelungen. Denn da sie keinen Hanf haben, verfertigen sie dieselben aus Kokosfasern, und aus Mangel an Geduld machen sie die Maschen sehr weit, ausgenommen am Grunde des Sackes. So mangelhaft ihre Netze sind, so müßten sie doch bei dem Reichthum der Küste an Fischen deren viele fangen, wenn sie geschickter wären. Ein anderer Grund, warum die Neger die Netze wenig zum Fischfang gebrauchen, ist der Umstand, daß manchmal sich im Netze eine Art von elektrischem Rochen, Torpedo genannt, hängt, welcher die furchtsamen, abergläubischen Neger in großen Schrecken versetzt.

Der Ackerbau wird meist von den Frauen besorgt; zwanzig Tage Arbeit im Jahre sind hinreichend zur Bestellung der Felder, welche die nothwendigsten Bedürfnisse der Schwarzen hervorbringen. Eine andere Beschäftigung der Negerinnen ist die Töpferei, wozu ihnen der Boden sehr feinen Thon von weißröthlicher Farbe liefert; sie verfertigen daraus hübsches Geschirr, welches nach dem Brennen durch Reiben polirt wird. Häusliche Geschäfte nehmen die Frauen wenig in Anspruch; ihre Küche ist sehr einfach bestellt, da sie meist kalte Speisen genießen. Ihre Art Brod zu backen ist folgende: sie reiben Mais auf einem großen platten Steine mit einem andern walzenförmigen mit Wasser zu Brei, und backen diesen zwischen Blättern in heißer Asche. Ihre Speisen kochen sie im Wasserdunste und machen sie durch Palmöl schmackhaft oder bereiten dazu eine Art Sauce, Cary genannt, dem Carry der Malalen ähnlich; sie ist stark mit spanischem Pfeffer gewürzt, brennt im Halse wie glühende Kohlen und treibt am ganzen Körper Schweiß aus. Für Wäsche hat die Negerfrau nicht zu sorgen, da ihre Kleidung so einfach ist, und täglich im nahen Meere zugleich mit dem Körper gereinigt wird; mit den Kindern haben sie wenig Mühe, da dieselben nicht sorgsam zu pflegen sind und die Menge von Kinderkrankheiten nicht vorkommt, wie bei uns.

Die Nahrung der Schwarzen besteht überhaupt aus den Früchten des Landes, als Reis, Mais, Yamswurzeln, Ananas, Pisangs, Kokosnüssen; Fische liefert die See, Wildpret und Vögel die Wälder; Hühner, Tauben, Perlhühner gibt es in Menge, auch die Eidechsen verschmäht der Neger nicht und hat selbst nicht Ekel vor faulem Fleisch. Nach europäischer Kost sind sie sehr lüstern und unersättlich, wenn sie dergleichen bekommen; auf unserem Schiffe reisten 80 Neger mit nach Batavia, und manche derselben waren so gefräßig, daß sie aus den Fässern, worin alle Tafelüberreste für die Schweine am Bord gesammelt wurden, handvollweise naschten, obgleich die Schiffskost nahrhaft und reichlich genug war.

Die Bewohner von Sault St. Marie.

Sault St. Marie ist einer der Posten an der Nordwestgränze der Vereinigten Staaten am Huronsee gelegen. Maerpat theilt in seinem mehefach erwähnten Diary hierüber Folgendes mit: Sault St. Marie enthält etwa 50 Häuser, meist aus Baumstämmen erbaut und mit einer Pallisadenreihe versehen, um die Indianeranfälle abzuwehren. Es liegen zwei Compagnien Soldaten hier, und die Mehrzahl der Einwohner sind Mischlinge aus Europäern und Indianern. Merkwürdig ist, daß von den aus dieser Vermischung des Blutes hervorgehenden Kindern die weiblichen gedeihen und die männlichen entarten. Indianische Frauen werden hier den Weißen vorgezogen, und mit Recht, denn sie sind für arme Leute die besten: sie arbeiten hart, klagen nie, und fühlen sich nach einem Tage harter Anstrengung am Abend durch ein Lächeln ihres Herrn und Meisters belohnt. Sie sind stets treu und ergeben, und nicht sehr geschwätzig, lauter Eigenschaften, welche in diesem Theile der Welt höchst schätzenswerth sind. Bemerkenswerth ist, daß die Amerikaner den Neger mit Verachtung behandeln, vor den Indianern aber große Achtung haben: ein wohlerzogener Halbindianer ist von der Gesellschaft nicht ausgeschlossen, und wird vielmehr mit großer Aufmerksamkeit aufgenommen. Die Tochter eines berühmten indianischen Häuptlings bringt eine Art Adel in die Familie, in welche sie tritt. Denn die Indianer sind auf ihre Abkunft so stolz, als wir in Europa auf die unsrige.

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Erste Abtheilung.

(Schluß.)

Diese vier Fuegier (denn so finden wir die Eingebornen von Tierra del Fuego bezeichnet) kamen wohlbehalten in England an, als der Adventure und Beagle im Herbst 1830 von ihrer Forschungsreise

Digitized by Google

zurückkehrten. Gleich nach ihrer Ankunft brachte man sie in das königliche Hospital zu Plymouth, um daselbst den ersten Anfall europäischer Krankheiten abzuwarten; allein trotz der freundlichen Sorgfalt, mit welcher über Alle gewacht wurde, starb „Boat Memory" an den Blattern. Die Uebrigen bestanden die Probe glücklich, und wurden von Capitän Fitzroy nach Walthamstow in der Nähe von London gebracht, um ihnen einige Erziehung beibringen zu lassen. Die Absicht, die er dabei hatte, war, sie durch Erlernung der englischen Sprache als Dolmetscher verwenden zu können, sie von den höhren Vortheilen der Civilisation zu überzeugen und durch Wohlthaten zu gewinnen, damit, wenn sie in ihre Heimath zurückkehrten, sie als Werkzeuge zur Ausbildung ihrer Landsleute und zur Bildung eines freundschaftlichen Verkehrs zwischen diesen und den Europäern dienen könnten. Diese armen Fremdlinge genossen mancher freundliche Aufmerksamkeit; sie hatten eine Unterredung mit dem jüngstverstorbenen König, erhielten Geschenke aus den Händen der Königin Adelaide und wurden durch die Freigebigkeit ihrer Gönner reich, ohne daß sie es bemerkten; dessen ungeachtet, und obgleich sie täglich durch den Anblick neuer Wunder erfreut wurden, sehnten sie sich stets nach ihrer Heimath; ihr edelmüthiger Beschützer, Capitän Fitzroy, hatte auch bereits ein Schiff, das sie in ihre Heimath zurückbringen sollte, bestimmt, als glücklicherweise der Beagle aufs neue beordert, und er als Befehlshaber bestimmt wurde, die Untersuchung von Tierra del Fuego und den patagonischen Küsten wieder aufzunehmen.

In keinem Zweige des öffentlichen Dienstes ist England in den letzten Jahren glücklicher gewesen, als in hydrographischen Arbeiten. Abgesehen von der Nordsee, oder unsern eigenen Küsten, oder denen der Levante, sahen wir, wie in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume die sämmtlichen Küsten von Afrika, Neuholland und drei Viertheile der Küsten Amerika's, mit Einschluß von Neufundland, sorgfältigst von den Marineofficieren des Seewesens untersucht wurden; an einigen Theilen geschah dieß sogar zu wiederholtenmalen und stets mit zunehmender Genauigkeit. Alles dieß erforderte keine größen Kosten, als zur Aufrechterhaltung einer guten Schule für die Marine unumgänglich nothwendig sind; denn nach der Natur und dem Zweck nautischer Aufnahmen ist es klar, daß dieser Dienst die bestmögliche Schule für praktische Seemänner ist.

Außer der Vervollständigung und Berichtigung der Karten des südlichen Theiles des amerikanischen Continentes hatte Capitän Fitzroy noch den Auftrag, eine Reihe von Entfernungen durch Längenmessungen vermittelst Chronometern (womit der Beagle mehr als hinlänglich versehen war) herzustellen — irgend einen günstig gelegenen Hafen in den Falklandsinseln aufzusuchen — die Formation der Koralleninseln im stillen Ocean zu untersuchen — sich mit der Ebbe und Fluth genau bekannt zu machen, und mannichfache zur Vervollkommnung der Schiffskunst dienliche Beobachtungen anzustellen. Capitän Fitzroy, von demselben Geiste beseelt, welchem die Expedition ihren Ursprung zu danken hatte, wünschte sich zum Gefährten einen wissenschaftlich gebildeten Mann, dessen Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte dazu beitragen möchten, die bei einer Reise von so langer Dauer und durch so verschiedene Gegenden der Welt sich darbietenden Gelegenheiten mit dem besten Erfolge zu benutzen. Bald nachdem er diesen Wunsch geäußert hatte, kam er mit einem sehr thätigen Mann, Hrn. Darwin, zusammen, der ihm seine Dienste anbot.

Miscellen.

Mammuthzahn bei der Stadt Schischigeow aufgefunden. Die an verschiedenen Orten aufgefundenen Ueberreste sogenannter vorweltlicher Thiere zeigten sich auch bei der Stadt Schischigeow im Gouvernement Kursk. Im April d. J. fand ein Bürger unerwartet in einer Schlucht einen Theil eines durch das Wasser ausgewaschenen Mammuthzahnes. Bei näherer Besichtigung ergab sich Folgendes: eine halbe Werst von der Stadt Schischigeow auf der andern Seite eines von Norden nach Süden laufenden Thales, das zwei etwa 10 Klafter über dem Niveau des Wassers in dem Flüßchen Schischigri liegende Hochflächen theilt; von Westen her läuft eine kleine durch das vom Feld herfließende Wasser ausgewaschene, bis auf 6 Klafter ausgetiefte Schlucht, deren Wände aus einem dichten, festen, gewöhnlichen grauen oder Sandthon bestehen. Auf der Südseite dieser Schlucht findet sich im Thon, 12 Aeschinen abwärts, eine Vertiefung, wo man äußerlich die Abbildung eines runden, länglichen, gebogenen Körpers fand. Gleich anfangs war weiteres Nachsuchen wegen des dichten noch liegenden Schnees und des hineinströmenden Wassers nicht möglich. Als man sich daran machen konnte, grub man das krumme Ende eines Zahnes, das eine Arschine lang war und 8 Werschok (16 Zoll) im Umkreise hatte, heraus; der spitzigste Theil hatte noch einen Werschok im Durchmesser; die Oberfläche hat noch ihre ganze Politur. Nach dem Abdruck im Thon hatte ein Theil eines früher aufgefundenen Zahnes*) 1¾ Arschinen Länge und 12 Werschok im Umfang. Ein Stück von der Hirnschale fand sich gleichfalls; es ist demnach möglich, daß man noch auf andere Knochentheile stößt.

*

Neuer Apparat bei Beinbrüchen. Dr. Seutin aus Brüssel hat eine neue Methode erfunden, bei Beinbrüchen einen mit Stärkmehl getränkten (amidonné) Apparat anzulegen, der den Verwundeten gestattet, wenige Tage nach dessen Anlegung mit Hülfe von Krücken zu gehen. Mehrere Versuche sind schon in den verschiedenen Spitälern von Paris gemacht worden, und haben den Erwartungen der Aerzte entsprochen. (Franz. Bl.)

*

Niedere Stand der Seine. Es herrscht gegenwärtig im Bassin der Seine eine solche Trockenheit, daß man dieselbe in Paris zwischen dem Pont des Arts und dem Pont Neuf durchwaten kann, was beinahe unerhört ist. (Pariser Bl.)

---

*) Der demnach verloren seyn muß.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 103** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die literarischen Löwen in England.** (Fortsetzung.) — **Die sieben Saiten der Leyer.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Digitized by Google

Nr. 103.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 September 1839.

Die literarischen Löwen in England.

(Fortsetzung.)

In einer Landstadt ist es noch ärger. Da kann man eine Coterie von den angesehenen Leuten des Orts sehen, versammelt um die Gelegenheit, daß ein literarischer Fremder durchreist, recht gut zu benützen. Obgleich er vollkommen gut Englisch spricht, bestehen doch die Damen darauf, nach vielem Widerspruch, sich in einem Französisch auszusprechen, mit dem er nicht zurecht zu kommen weiß — in einem Französisch, wie es in unsern Kostschulen während des Kriegs gelehrt wurde. Die Kinder kichern in der Ecke über das Geplapper, und das Mädchen das den Thee reicht, hat Mühe ihre Mundwinkel in Ruhe zu erhalten. Umsonst spricht der Gast mit den Kindern und den anwesenden Alten in beinahe so gutem Englisch als sie selbst; er wird bis ans Ende gequält von den angesehenen Leuten, welche hoffen, es werde in der ganzen Stadt herumkommen, daß sie gar viel französische Conversation mit dem berühmten Fremden gepflogen.

So schlimm dieß ist, so ist es doch noch ärger in London — noch ekelhafter, wenn auch nicht möglich ist: lächerlicher. Hier zogen Damen von Stand Gewinn aus den Leiden der italienischen und polnischen Flüchtlinge, und das mit der größten Begierde in den Tagen des tiefsten Unglücks der Verbannten, wo der Reiz der Neuheit am stärksten war. Diese Flüchtlinge wurden angeblich aus Gastlichkeit, in Wahrheit aber als Anziehungsmittel und Lockvögel in den fashionabeln Salons versammelt; hier wurden sie, daß sie fast die Fassung verloren, angestiert, unter den sentimentalen Seufzern der Gaffenden, und wenn Einer von ihnen, ein interessanter Graf oder ein melancholisch aussehender Fürst, gar der Verfasser eines „bezaubernden Gedichts" oder einer „göttlichen Tragödie" war, so wurde er aus der Schaar hervorgerufen, um Schmeicheleien von den Damen zu hören und für neue Dienste in Beschlag genommen zu werden. Es war nicht ungewöhnlich in den Zeiten, wo die italienischen Flüchtlinge noch etwas Neues waren, daß, während sie noch keine Beschäftigung und Unterkommen hatten, um zu leben, Damen einen oder ein paar dieser Löwen ersten Rangs für den nächsten Abend zu sich ins Theater oder in die Oper einluden, und das Zahlen vergaßen. Bis diese Herren durch Erfahrung die Freundschaft der Damen würdigen gelernt hatten, denen sie so interessant waren, gaben sie oft für Plätze in solchen Häusern das Geld aus, das ihnen hätte für die Woche Brod verschaffen sollen. Wir sind Zeuge gewesen von dem Schmerz und der Entrüstung, womit einige derselben ihre Entdeckung aussprachen, daß ihre Leiden und ihre Talente gemiethet worden seyen mit Champagner, Kaffee und schönen Worten, um eine Gesellschaft blasirter vornehmer Leute zu unterhalten.

Diese Herren indeß sind nicht schlimmer behandelt worden als viele Einheimische auch. Ein neuer Dichter, wenn er harmlos eine vielversprechende Einladung annimmt, darf darauf zählen, später zu entdecken, daß sein Name auf den Einladungskarten für die übrige Gesellschaft gestanden oder daß man ihn mündlich hat herumsagen lassen, um dafür zu sorgen, daß die Zimmer voll werden. Wenn eine Frau, welche eine gut aufgenommene Novelle oder Tragödie geschrieben, die Soirée einer „löwenhaltenden" Dame besucht, hört sie ihren Namen auf den Treppen so ankündigen, daß sie nicht im Zweifel seyn kann, die Diener müssen besondere Anweisungen erhalten haben; an der Thüre bemächtigt sich ihrer die Dame des Hauses und führt sie herum zu Lord, Lady, Philosophen, Klätschern und Dandys, und jedes wird versichert, sie könne keinem mehr als zehn Secunden widmen. Sie sieht einen Löwen in der Mitte der beiden ersten Zimmer, die sie durchschreitet — einen Schiffer vom Nordpol im einen, einen braunen ägyptischen Bey oder einen Hindu-Rajah im andern; und es geht ihr plötzlich ein Licht auf, daß sie den Mittelpunkt und Magnet in einem dritten Zimmer abgeben soll. Wenn sie so eitel ist, an dieser Position ein Gefallen zu finden, so bleibt der Wirthin der Tadel, eine jämmerliche und verderbliche Schwäche zu fördern, und sie ist verantwortlich für einen Theil des Mangels an Talent und Kraft, welcher in der nächsten Novelle oder Tragödie ihres Opfers sichtbar seyn wird. Ist der Gast bescheiden und schüch-

Digitized by Google

tern, so bleibt ihr nichts übrig, als sich hinter eine Thüre zu machen, oder sich in einer Ecke mit ihren Bekannten zu umgeben. Ist sie kräftig genug, sich zu fassen und ihre Würde zu behaupten, so kehrt sie augenblicklich wieder zu ihrem Wagen zurück und hütet sich wohl, das Haus noch einmal zu betreten. Einige wenige Fälle von dem was man in London während jeder Saison erlebt, geben, wenn man sie zusammenstellt, ein leidiges Bild von den Sitten und dem Benehmen von Personen, welche Gesellschaften geben, um ihrer eigenen Eitelkeit zu schmeicheln, statt sich der Gesellschaft und des Vergnügens ihrer Freunde zu erfreuen. In einem vollgestopften Zimmer sind drei Löwen — ein neuer Compositeur, ein ausgezeichneter Geistlicher, der Bücher heraus gibt, und eine poetische Dame. Die drei stehen in drei Ecken des Zimmers, ins Auge gefaßt von einer gaffenden Menge. Müde ihrer Position, treten sie zufällig alle drei zugleich an den Tisch in der Mitte. Sie finden ihn bedeckt mit der Musik des Compositeurs, mit den Predigten des Geistlichen und dem letzten neuen Gedicht der Dame; sie lachen einander ins Gesicht und kehren in ihre Ecken zurück. Ein Gentleman, der die Spitze des Montblanc bestiegen oder der nach dem Nordpol geschifft, wird einer Dame vorgestellt, welche vor Begierde stirbt, sagen zu können, daß sie ihn kenne, und die im kritischen Augenblick merkt, daß sie ihm nichts zu sagen weiß. Inmitten von einem dreifachen Ring von Zuhörern fragt sie ihn, ob er nicht selbst erstaunt sey über die Erhaltung seines Lebens? ob dieß nicht beweise, daß die Vorsehung überall, ganz besonders aber an einsamen, wüsten Gegenden sey? Wenn ein Seufzer oder eine Sylbe der Gegenvorstellung und Beschwerde einem Seufzer entschlüpft, so hat man immer Eine Phrase in Bereitschaft — eine Phrase, die, wenn sie je etwas Wahres enthielt, oder trösten konnte, doch längst verbraucht und ein bloßes Wort geworden ist: das ist ein Tribut, den Sie für Ihre ausgezeichnete Stellung erlegen müssen!"

Autoren würden aber doch gern wissen, warum sie denn Schmeicheleien anhören sollen als etwas ihnen Willkommenes, und das Thema von schönen Reden abgeben, welche einen ekelhaften Grad von Eitelkeit in dem, der sie anhört, voraussetzen. Sie würden gern erfahren, warum es denn absolut nothwendig seyn soll, daß sie des Stolzes und der Undankbarkeit angeklagt werden, wenn sie Ehrenbezeugungen von so unächter und zweideutiger Art ablehnen, und einer thörichten Eitelkeit, wenn sie sie nicht zurückweisen. Sie möchten gern wissen, warum es im großmüthigen und christlichen England durchaus nothwendig seyn soll, daß irgend eine Classe es sichs gefallen lasse, ihre Lieblingssünde, ihre eigenthümliche Schwachheit genährt und erschwert zu sehen im Interesse von Leuten, deren Absicht nur ist, glänzende Gesellschaften und berühmte Bekanntschaften zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die sieben Saiten der Leyer.

(Fortsetzung.)

Wir geben jetzt einige Proben. Zuerst Einiges aus der zweiten Scene des ersten Actes.

Albertus, allein.

O erhabene Philosophie! So verläßt man deine Altare? Mit welcher Leichtigkeit gibt man dich auf für die erste beste Leidenschaft, die sich der Sinne bemächtigt. Deine Herrschaft ist also null und dein Einfluß so gering? — Ach, wie schwach sind also die Bande, mit denen du uns fesselst, da nach Jahre langer Aufopferung, nachdem wir ein halbes Leben mit heroischer Ausdauer dir geweiht haben, wir mit solcher Bitterkeit die Schrecken der Einsamkeit und die Schmerzen des peinlichen Strebens empfinden!... Höchster Geist, Quelle allen Lichts und aller Vollkommenheit; du, den ich näher als die andern Menschen kennen, empfinden, sehen wollte, du weißt, ich habe dir Alles geopfert und mehr als alles Andere, mich selbst, indem ich mich rein erhielt, um dir näher zu seyn! Da du allein die Größe meiner Opfer und die Tiefe meiner Leiden kennst, wie kommt es, daß du mir nicht wirksamer beistehst in den Stunden meines Unglücks? Warum muß ich mich in mich selbst in langsamem Todeskampf verzehren, wie eine Lampe, die ein helleres Licht wirft im Augenblick, wo sie verlöschen will? Warum bin ich nicht der Weise, der Stoiker, dessen heitere Ruhe jeder bewundert und beneidet, sondern, von Zweifeln verzehrt, der Elendeste der Menschen? (Er nähert sich dem Balcon.) Ewiger Urgrund der Dinge, Seele des Alls, o großer Geist, o Gott! der du in diesem erhabenen Firmamente widerstrahlst und in dem unendlichen Kreise jener Sonnen und Sternenwelten lebst, du weißt, es ist nicht Liebe nach eitlem Ruhm, noch Stolz auf nutzloses Wissen, was mich auf diesen Weg der Erkenntniß irdischer Dinge geführt hat. Du weißt, wenn ich mich durch die Tugend über die andern Menschen erheben wollte, war es nicht, um mich höher zu schätzen als sie, sondern um mich dir mehr zu nahern, Quelle allen Lichtes und aller Vollkommenheit. Ich habe die Genüsse des Geistes den Freuden der Materie vorgezogen, und du weißt, mein Herz war aufrichtig und rein! Warum ergreift mich jetzt tödtliche Schwäche? Ist denn der Weg der Weisheit so rauh, daß, je weiter man vorschreitet, man desto mehr Gefahren und Hindernisse findet? — — — Man sagt den Philosophen, sie seyen stolz!... Wenn es wahr wäre! wenn ich Entbehrungen, welche die Gottheit verwirft und als Zeichen unserer Schwäche und Blindheit bemitleidet, als ihr angenehme Opfer angesehen hätte! wenn ich ohne Frucht, ohne Verdienst gelebt hätte! wenn ich vergeblich gelitten hätte! — — — Nein es ist unmöglich; Gott wäre nicht gut, Gott ware nicht gerecht, wenn er meine so schwere Arbeit nicht vergelten wollte! Habe ich mich getäuscht, habe ich meine Kräfte falsch angewendet, so liegt der Fehler in der Unvollkommenheit meiner Natur, in der Schwäche meines Verstandes, und meine edlen Absichten müssen mich entsündigen!... Entsündigen? Wie, nichts mehr? Dieselbe Vergebung, die der Richter in seiner Langmuth auch den Egoisten, den Wollüstigen angedeihen läßt!...

Digitized by Google

Mich entsündigen! Bin ich denn ein Mystiker, ein Frömmler, um zu glauben, daß die Gottheit nur die Unwissenden und Geistesarmen in ihren Schooß aufnimmt? Bin ich ein Mönch, um meinen Glauben auf einen blinden Herrn, den Freund der Trägheit und der thierischen Entwürdigung zu setzen? — Nein, die Gottheit, der ich diene, ist die des Pythagoras und des Plato, wie die Jesu Christi! Es genügt nicht, demüthig und erbarmend zu seyn, um sich ihr angenehm zu machen; man muß groß seyn, man muß die hohen Fähigkeiten des Verstandes wie die sanften Regungen des Herzens pflegen, um mit dieser unendlichen Macht in Verbindung zu kommen, welche vollkommen ist, die erhält durch Güte, aber durch Gerechtigkeit regiert...."

Um die Ansichten der Verfasserin über Philosophie, wie sie sie in Meister Albertus dargestellt hat, im Gegensatz zur Poesie, die in seinem Schüler Hanz einen Repräsentanten finden, noch genauer zu bezeichnen, lassen wir noch ein Bruchstück der vierten Scene des ersten Acts folgen. Um den Zusammenhang zu fassen, müssen wir sagen, daß bei einer frühern Berührung der mystischen Lever Helene in eine poetische Verzückung gefallen ist, die man für Wahnsinn erklärt, und die Meister Albertus dadurch geheilt hat, daß er sie Logik gelehrt, und jede Nahrung für ihr poetisches Gefühl genommen hat. Hanz zweifelt an diesem sogenannten Wahnsinn.

Hanz.

Die Aufregung eines poetischen Gemüths ist vielleicht der Ruhe eines kalten Verstandes weit vorzuziehen. Glaubt Ihr nicht, daß Helene glücklicher war, als ihre vom Fieber belebten Augen die Wunder einer unsichtbaren Welt zu sehen schienen? O ja! damals war sie schöner mit ihrem begeisterten Blicke und dem seltsamen Lächeln auf ihrem halbgeschlossenen Munde, schöner als heute mit ihrem verschleierten Blicke und züchtiger Melancholie! Sie ist auch trüber geworden, oder wenigstens ernster, je langsamer sie ihr Herz schlagen fühlte. Die Materie kann wohl sich zwingen ins materielle Leben zurückzukehren, doch der Geist will nicht von seinem Throne wieder herabsteigen, den er sich in den Wolken erbaut hat, um hier unten in diesen finstern, peinlichen Krämpfen zu verlöschen. Meister, was denkt Ihr? Glaubt Ihr, daß Helene bei wiedergewonnener Gesundheit nicht fühlt, daß ihre Seele kälter wird und in ein schmerzliches Sehnen verfällt? Glaubt Ihr, sie vermisse nicht ihre Entzückungen, ihre Träume und ihre Tänze mit Titanie bei Aufgang des Mondes und ihre Gesänge mit dem Elfenkönig beim Untergang der Sterne? Wer von uns gäbe nicht gern die Hälfte seiner prosaischen dausbackigen Gesundheit für die goldenen Träume der Poesie hin?

Albertus.

Hanz, du sprichst nicht nach meinem Gefühl. Bist du ein Dichter oder ein Zögling der Weisheit? Bist du ein Dichter, so mache Verse und verlasse meine Schule. Bist du mein Schüler, so führe den Geist deiner Brüder nicht durch romantische Paradoxen irre. Alle diese Begeisterungen des Fiebers, alle diese Metaphern der Verzückung begründen einen rein physischen Krankheitszustand, während welchem das Gehirn des Menschen nichts Wahres, nichts Nützliches und folglich nichts Schönes hervorbringen kann. Ich verstehe und achte die Poesie, doch ich gestehe ihr die Stelle zu einer deutlichen, glänzenden Form, bestimmt, die strengen Wahrheiten der Wissenschaft, der Moral, des Glaubens, mit Einem Worte der Philosophie zu allgemeinerm Verständniß zu bringen. Jeder Künstler, der sich nicht einen edlen, einen socialen Zweck vorsetzt, verfehlt sein Werk. Was nützt es, daß er sein Leben in Betrachtung eines Schmetterlingsflügels oder eines Rosenblattes hindringt? Die geringste den Menschen nützliche Entdeckung, der geringste Versuch, Menschenglück zu verbreiten, ist mir lieber. Die Exaltirten sind, nach dir, begeisterte Sibyllen, bereit uns himmlische Mysterien zu enthüllen. Es ist möglich, daß sie unter der Herrschaft einer seltsamen Aufregung ein sehr erweitertes Gefühl für die äußere Schönheit der Dinge haben, aber sie finden keine verständliche Sprache, um uns ihren Enthusiasmus mitzutheilen; dieses Zusammenfassen des Geistes in einen Gedanken der Vereinzelung kann für sie nur ein gefährlicher Zustand seyn und nutzlos für die Andern.

Hanz.

Nun, Meister, es ist Zeit, daß ich Euch offen sage, ich bin Dichter! Und doch mache ich keine Verse, und doch, wenn Ihr mich nicht fortjagt, mag ich Euch nicht verlassen, denn ich bin auch Philosoph; und das Studium der Weisheit erhöht nur meine Neigung zur Poesie. Warum bin ich so? und warum seyd Ihr anders? und warum ist Helene wieder anders? Ich kann die Ideen der Ordnung und der Logik mit dem Enthusiasmus für die Künste und der Liebe zu Träumereien vereinigen. Ihr dagegen, belegt Künste und Träumerei mit dem Bann, denn die eine kann in keine mühsame Meditation verwandelt werden, und die andern begeistern sich oft mit Erfolg in ordnungslosen Gedanken und dem Uebermaaß der Leidenschaft. Helene in ihrem Wahnsinn gehört wieder einer andern Macht an. Sie ist in eine so erhabene, so geheimnißvolle Poesie versunken, daß sie im Verkehr mit Gott selbst zu stehen und nicht nöthig zu haben scheint, von den Aussprüchen der menschlichen Vernunft die Bestätigung zu erlangen.

Albertus.

Und was schließt du daraus, mein Kind?

Hanz.

Meister, erlaubt zuvor dem Schüler seine Lection Euch herzusagen. Gott hat uns in dieses Leben wie in einen Schmelztiegel geworfen, wo wir nach einem frühern Daseyn, dessen Erinnerung wir nicht haben, verurtheilt sind, durch Leiden, Kämpfe, Arbeit, Zweifel, Leidenschaften, Krankheit und Tod geläutert und gereinigt zu werden. — Wir bestehen diese Leiden zu unserm Vortheil, zu unserer Reinigung, zu unserer Vervollkommnung, wenn ich so sagen darf. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geschlecht zu Geschlecht schreiten wir langsam doch sicher vor, und die Beweise dieses Fortschritts sind, ungeachtet die Skeptiker laugnen wollen, in die Augen fallend. Wenn alle Unvollkommenheiten unsers Wesens und alles Mißgeschick unserer Lage uns zu erschrecken und zu entmuthigen streben, so sind alle höhern Fähigkeiten, die uns gewährt wor-

Digitized by Google

den sind, Gott zu begreifen und Vollkommenheit zu wünschen, dahin gerichtet, uns von Verzweiflung, vom Elend und selbst vom Tod zu retten; denn ein göttlicher, immer deutlicher und mächtiger werdender Instinct läßt uns erkennen, daß im All nichts stiebt, und daß wir aus einem Kreise verschwinden, der uns zum Aufenthalt angewiesen war, um in einem Kreise wieder zu erscheinen, der unserer ewigen Entwicklung günstiger ist.

Albertus.

Das ist mein Glaube.

Hanz.

Und auch der meine, Meister, Dank Euch; denn der giftige Hauch des Jahrhunderts, die Spöttereien einer falschen Philosophie, die Gewalt der Leidenschaften hatten mich erschüttert, und ich fühlte den göttlichen Instinct schwächer werden und sich in mir bewegen wie eine Flamme, die der Wind erfaßt. Durch kräftige Beweise, durch eine Logik voll Klarheit, durch einen wahren Begriff der allgemeinen Geschichte des Seyns, durch ein tiefes Gefühl der Wahrheit in der Geschichte der Menschen, durch eine glühende Ueberzeugung, gegründet auf die Arbeit Eures ganzen achtbaren Lebens, habt Ihr meinen Geist zur Wahrheit zurückgeführet. Durch eine fleckenlose Tugend, grenzenlose Güte, durch eine rührende Sympathie mit allen Wesen, die Euch in der Vergangenheit oder Zukunft gleichen, durch eine großmüthige Geduld für alle, die Euch verläugnen und verfolgen, habt Ihr Euch meines Herzens bemächtigt und in mir Vernunft und Gefühl in Uebereinstimmung gebracht. Was wollt Ihr mehr von mir, Meister? habt Ihr einen Schüler, der Euch mehr gegeben ist in Achtung und Liebe, so zieht ihn mir vor. Denn der, welcher Euch am besten versteht, ist der, der Euch am meisten gleicht und der Beste unter uns. Vielleicht ist es Wilhelm, vielleicht ist's Karl. Segnet sie, doch verwünscht mich nicht, denn ich liebe Euch mit aller Kraft meines Seyns.

Albertus.

Mein Kind, mein Kind, zweifle nicht an meiner Zärtlichkeit für dich. Zweifle eher an meiner Vernunft und Wissenschaft. Doch sprich ... du hast deine Ideen ...

Hanz.

Hier sind sie. Die Menschheit ist ein großes Instrument, dessen Saiten unter dem Hauch der Vorsehung erklingen, und die, trotz der Verschiedenheit der Töne, die erhabene Harmonie erzeugen. Viele Saiten sind zerrissen, viele sind verstimmt; aber das Gesetz der Harmonie ist so, daß die ewige Hymne der Civilisation sich unaufhörlich von allen Seiten erhebt, und Alles die Einstimmung wieder herzustellen strebt, die durch das Gewitter gestöret ist, das vorübergeht ...

Albertus.

Könntest du nicht anders als durch Metaphern sprechen? Ich bin an diese Sprache nicht gewöhnt.

Hanz.

Ich will versuchen, die Eurige zu brauchen. Wie arbeiten Alle am Werke des Fortschritts, Jeder nach seinen Kräften. Jeder von uns gehorcht also einer besondern Organisation. Doch wirken wir so auf einander ein, daß man nicht annehmen kann, daß ein Individuum außer aller Beziehung mit den Ideen seiner Standes und Altersgenossen sey, ohne ihn nicht in einen leeren Raum zu versetzen. Wir sind also Alle Söhne aller Menschen, die vor uns gewesen, und Brüder aller Menschen, die mit uns leben. Wir sind Alle Ein Fleisch, und Ein Geist. Doch Gott, der das allgemeine Gesetz der Mannichfaltigkeit in der Einheit gemacht hat, wollte, daß, wie es nicht zwei gleiche Blätter gäbe, auch nicht zwei gleiche Menschen geben sollte, und theilte das menschliche Geschlecht in verschiedene Familien, welche wir Grundformen nennen, deren einzelne Individuen sich in unendliche Nuancen trennen. Eine dieser Familien heißen die Gelehrten, eine andere die Krieger, eine andere die Mystiker, eine andere die Philosophen, eine andere die Industriellen, eine andere die Administratoren ꝛc. Alle sind nothwendig und müssen gleichmäßig zum Fortschritt des Menschen in Wohlseyn, in Weisheit, Tugend, Haemonie beitragen. Doch gibt es noch eine, welche die Größe und das Verdienst aller Andern vereinigt, denn sie zieht aus ihnen ihre Begeisterung, sie nähret sich von ihnen, assimilirt sie und bildet sie so, um sie in gewisser Hinsicht größer, schöner, göttlicher zu machen; kurz sie veröffentlicht und verbreitet sie über die ganze Welt, weil sie die allgemeine Sprache spricht ... Das ist die Familie der Künstler und Dichter. Man lebt von ihren Werken und Schöpfungen, man athmet sie mit allen Sinnen ein, und der kälteste Geist, das strengste Gemüth bedürfen der Schöpfungen und Täuschungen der Kunst, um zu fühlen, daß das Leben etwas Anderes ist, als eine algebraische Gleichung. Dessen ungeachtet behandelt man die Künstler als üppige Auswüchse einer verfeinerten Civilisation. Die Vernunft hat sie verdammt, und wenn sie noch die Erlaubniß zu athmen haben, so geschieht es, weil sie den Weisen nothwendig sind, ihnen die Langeweile und das mühsame Studium der Weisheit erträglich zu machen.

Albertus.

Hanz, du wirst bitter. Ich sehe nicht, daß die Weisen irgend einer Nation die Künstler und Dichter als Paria's behandeln; ich sehe nicht, daß Elend oder Dunkelheit ihre gesellschaftliche Stellung sey. Eine Tänzerin führt in unserer Zeit das Leben der Cleopatra, und der Philosoph ißt das bittere Brod des Elends oder muß seinen Glauben verläugnen ꝛc."

Hanz erwiedert hierauf, daß die Mittelmäßigkeit und Marktschreierei prosperire, das wahre Verdienst aber überall verkannt und zurückgesetzt werde; nennt später die Poesie die Mutter und Tochter der Philosophie, indem sie zuerst den Gedanken Gottes empfangen habe, und unterscheidet sie bestimmter endlich so: „die Metaphysik ist die Idee Gottes, die Poesie das Gefühl Gottes. Endlich sagt er, zum Bestehen der Poesie sey Anerkennung und Werthhaltung von den Philosophen unumgänglich nothwendig.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 256.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 September 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Tiflis.

Von Gartiskar, der letzten Station vor Tiflis, ist der Weg ziemlich eben, und da man des schnellen Fahrens von der Gebirgsreise her ganz entwöhnt ist, so glaubt man seinen Augen kaum, wenn man Tiflis sieht, und sich erinnert, daß man 29 Werste zurückgelegt hat. Der Tag meiner Ankunft war bloß der Erholung, dem Essen, Trinken und Schlafen gewidmet, am andern Tag Morgens aber ging ich ziemlich früh ins Bad. Auf den Straßen war es noch öde; die schlafrigen Georgierinnen krochen hervor auf ihre Dächer, die Kaufleute gingen nach dem Bazar, um ihre Buden aufzuschließen. Doch war es noch leer genug, daß mein Kutscher in vollem Jagen die engen und krummen Straßen dahin fliegen und mich bergauf, bergab nach den Bebutow'schen *) Badern führen konnte. Für einen Rubel Silber gab man mir ein besonderes Badezimmer nebst dem dazu gehörigen Badediener. Die Reinlichkeit darin ist ausgezeichnet; das heiße Wasser wird aus der dort befindlichen Schwefelquelle hergeleitet, und bedarf keiner künstlichen Erwärmung. Die schöne, breite Marmorwanne lockte mich so an, daß ich ohne ein Wort zu sagen, mich schnell hineinwarf, aber noch schneller, erschreckt durch die hohe Temperatur des Wassers herausſprang: es war mir, als wäre ich in siedendes Wasser gefallen. Diese Evolution gefiel meinem Badediener gar nicht, denn mit einem gebietenden Zeichen bedeutete er mir, daß ich wieder in die Wanne müsse. Ich besann mich eine Zeit lang, da ich aber sah, daß er sich mir naherte, und Anstalt zu machen schien, mich mit Gewalt hineinzusetzen, so hielt ich doch für besser, es freiwillig zu thun, und ging ganz sachte in das heiße Wasser hinein; dießmal schien es mir erträglicher, und wie mein Körper sich allmählich daran gewohnte, so wurde es mir darin so angenehm, daß ich gar nicht meh heraus wollte. Mein Badediener forderte mich indeß dazu auf, rieb mich dann mit einem wollenen, leicht genetzten Tuche am ganzen Körper, seifte mich hierauf ein, schickte mich wieder ins Bad, knetete mir den ganzen Körper durch, kurz nahm die ganze Procedur eines orientalischen Bades vor, welche in Tiflis bis auf einen besondern Grad von Vollkommenheit gediehen ist, so daß, wer hier gebadet hat, lange noch sich nach diesem asiatischen Genusse sehnt.

Die Lage von Tiflis ist höchst poetisch; es liegt theils am Berge, theils im Thal, und die Ansicht vom Thal nach dem Berg ist entzückend. Die Häuser der Georgier mit ihren flachen Dächern scheinen wie an den Berg gewachsen. Der eriwanische Platz und einige Straßen sind nach europäischer Art angelegt, der Rest ist ganz asiatisch. Die bunte Mischung der Costüme erregt Erstaunen: Russen, Georgier, Armenier, Tataren, Alles vermengt sich vor den Augen, so daß man anfangs nicht weiß, in welches Land man gefallen ist, denn man steht gleichsam mit dem einen Fuß in Asien, mit dem andern in Europa. Das Haus des Oberbefehlshabers von Georgien bietet von außen einen hübschen Anblick, und ist innen mit großem Geschmack ausgeführt; Baron Rosen nahm mich höchst freundlich auf. Die europäische Gesellschaft hier ist ziemlich groß, und wenn man sich einmal an das hiesige, durch die heftige Hitze sehr ermattende Klima und an die Lebensweise gewöhnt hat, so kann man seine Zeit ziemlich angenehm hinbringen, obwohl es keine öffentlichen Vergnügungen gibt. Doch wir wollen jetzt über das alte und neue Tiflis Einiges mittheilen.

Drei oder vier kleine, unbedeutende Dörfer standen ehemals an dem Orte, wo jetzt Tiflis ist. Die Gründung der Stadt reicht ins fünfte Jahrhundert nach Christus hinauf. Der georgische König Wagtang Gürg Aslan verlegte damals seine Hauptstadt aus Mzchet an die warmen Schwefelquellen, welche der neuen Residenz den Namen Tepelis gaben, woraus in der Folge Tiflis wurde. Die oben erwähnten Bäder sind an denselben Quellen errichtet, denen die Stadt ihr Daseyn verdankt. Tiflis zerfällt hinsichtlich der Zeit seiner Erbauung in die Alt- und Neustadt. Die Altstadt liegt am schroffen Abhang nach dem Kur hin, und war gegen die Einfälle der räuberischen Nachbarn durch eine steinerne Mauer geschützt, welche von der auf dem Berge selbst — wo jetzt der botanische Garten ist — erbauten Festung anfing, und die Stadt auf der ganzen Länge

*) Wahrscheinlich so genannt nach dem Fürsten Bebutow, der sich in den asiatischen Kämpfen auszeichnete; in gleicher Art kommt nachher der Name Madatow und andere vor. A. d. R.

Digitized by Google

des jetzigen eriwanischen Platzes umgab und von da gegen den Kur auslief. Die Reste dieser Mauer sind noch vorhanden. Jenseits dieser Mauern befanden sich die königlichen Gärten. Jetzt ist auf dieser Stelle längs den die Stadt von Westen her begränzenden Bergen bis zum Flüßchen Wiera die neue russische Stadt gebaut, welche in der letzten Zeit durch viele ausgezeichnete Gebäude verschönert wurde, die ihrer Größe und ihrem äußern Ansehen zufolge in den besten Straßen europäischer Städte ihren Platz finden könnten.

(Schluß folgt.)

Biographie des Thierbändigers Van Amburgh.

(Fortsetzung.)

Isaac van Amburgh wurde im Monat Julius im J. 1811 in einer kleinen Stadt der Grafschaft Ducheß im Staate Kentucky geboren. Kentucky — früher zu dem Gebiete von Virginien gehörig, aber durch einen Act des Congresses vom 4 Februar 1791 als unabhängig erklärt — liegt unter 36° 30′ und 39° 10′ nördlicher Br. Undurchdringliche Wälder und ungeheure Weideplätze bedecken zum Theil das Land, welches der Ohio, der Missisippi, der Kentucky, der Big-Sandy und andere große Flüsse durchziehen. In dieser Gegend, nicht fern von der Stadt Lewiston, haben sich die Tuscaroras-Indianer, die von Süd-Carolina auswanderten, angesiedelt. Sie bildeten mit den übrigen Stämmen der Eingebornen zusammen eine Art von Republik, welche die Conföderation der sechs Nationen genannt wurde, und der Reisende, welchen die Stage-coach von Buffalo nach Lewiston bringt, kann die Hütten der Tuscaroras sehen, die sich auf den beiden Ufern des Kentucky zwischen dem Gehölze erheben. Vorboys van Amburgh, der Großvater unseres Helden, war ein Tuscarora-Indianer; sein eigentlicher Name war Tangdorgon d'Oom, was in der Sprache der Tuscarora's „großer König der Wälder" heißt. Er nahm den Namen Vorboys van Amburgh von einem Landmann in Kentucky an, der so hieß, und den er, als er in dem Walde von zwei Jaguars angefallen worden, gerettet hatte. Der Landmann beauftragte ihn, nach Kentucky zu gehen, und dort die Felle der beiden Jaguars zu verkaufen; der ehemalige große König der Wälder siedelte sich dort an, ließ sich taufen und verheurathete sich. Merkwürdig ist es, daß sein einziger Sohn, der Vater unseres Thierbändigers, eine unüberwindliche Angst vor allen Thieren hatte; seine Furchtsamkeit verkürzte sogar sein Leben, und man versichert, daß, als er einst rasch um eine Straßenecke bog, und plötzlich einen frisch gemalten Aushängeschild, auf welchem ein Wildschwein abgebildet war, vor sich sah, er so erschrack, daß ihn der Schrecken tödtete. Wenn man der Versicherung von Van Amburghs Mutter Glauben beimißt, so hatte sie in dem vierten Monate ihrer Schwangerschaft einen merkwürdigen Traum, den sie als eine Prophezeyung der künftigen Bestimmung ihres Kindes betrachtete. Sie erzählte ihn Ephraim Watts wie folgt:

„Ich saß im Schatten eines großen Baumes an der Bai von Oneida; plötzlich schien es mir, als ob der Boden rings um mich her versänke, aber ich blieb ruhig und unbeweglich sitzen. Der Baum, der mich beschattet hatte, sank langsam unter; ich fühlte, wie seine Aeste an meinem Leib vorüberrauschten und sah, wie er versank. Ich sah, daß meine Füße auf einem weißlichen Sandstein ruhten, die ganze Landschaft, die mich umgab, versank langsam unter den Tönen einer lieblichen Musik, und ich blieb allein auf der Spitze des Felsens, von dem ich wie von einer Sternwarte aus mit Stolz den ungeheuren Horizont betrachtete. Auf einmal aber wurde ich wie eine Feder erhoben und von unsichtbaren Händen an den sandigen Ufern des Onondaga-Sees niedergelassen. Ich hörte, während ich an ihm hinging, das Gezisch der Schlangen und das Gebrüll der wilden Thiere, erschreckt beeilte ich meine Schritte und kam an einen Haufen zerstörter Scheunen und verlassener Ställe an den Ufern der Salzquellen von Syracus und Salina.

„Ich trat in eine der alten Scheunen und sah sechszehn eiserne Kessel in zwei Reihen aufgestellt. Ich öffnete den ersten Kessel, und sah einen eingesalzenen Löwenkopf darin. Ich öffnete den zweiten, und fand die Tatzen des Löwen ebenfalls eingesalzen, kurz alle sechzehn Kessel waren mit Stücken des Löwen gefüllt und zum häuslichen Gebrauch eingesalzen. Da ergriff mich jenes unwiderstehliche Gelüste, das oft schwangere Frauen befällt, ich zog den Kopf des Löwen aus der salzigen Brühe, in der er schwamm, hervor, brachte ihn an meine Lippen, und mein Mund dehnte sich, daß ich den ungeheuren Kopf verschlingen konnte, der in meinem Leibe brüllte, wie wenn er lebend wäre. Ebenso aß oder vielmehr verschlang ich den Inhalt der übrigen fünfzehn Kessel."

So erzählte Frau van Amburgh, und die Deutung, die sie diesem Traume gab, wurde durch Isaacs früheste Jugend schon gerechtfertigt. Er verachtete alle die gewöhnlichen Spiele des Kinderalters, und nur die Insecten, Wespen, Fliegen, Hornkäfer, Maikäfer u. s. w. vermochten sein Spiel und seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Als er größer wurde, übte er sich an kleinen, vierfüßigen Thieren; er hatte sich die Mäuse und Ratten der nachbarlichen Speicher unterthänig gemacht, und man sah ihn oft in einer Scheune sein bescheidenes Abendbrod mit den Mäusen, Ratten und Eidechsen theilen, die ihn, wie einen Fürsten sein Hofstaat, umgaben. Seine Mutter wußte sich nicht zu helfen, und versuchte vergebens Alles, um ihn dieser Thierwelt zu entziehen, die er allein suchte, und worin er seine Freuden fand, die den übrigen Menschen unbekannt sind. In seinem siebenten Jahre bestieg er alle Pferde, auf welchen er sich mit seinen kleinen Beinen halten konnte, und kein Springen noch Ausschlagen derselben war im Stande, ihn herunterzuwerfen. Er wurde in der Folge der geschickteste Reiter, und da man ihm aus allen Theilen Kentucky's die schlimmen Pferde zum Bändigen brachte, so machte er dann sein eigentliches Gewerbe daraus, und verschaffte sich dadurch in seinem zwölften Jahre schon ein freies, selbstständiges Leben. Im südlichen Amerika sind die wilden Pferde ungemein schwer zu bändigen: sie beißen fürchterlich und schlagen mit den Vorder- und

Digitized by Google

Hinterfüßen aus. Auf folgende Art werden sie gefangen. Ein Reiter jagt im vollen Galopp in eine Heerde wilder Pferde hinein, wirft einem derselben eine Schlinge um den Hals, und eine Schnur, die mit Bleikugeln behängt ist, zwischen die Füße, und wirft es so in den Sand. Dann springt er schnell von seinem Pferde ab, schwingt sich auf den Rücken des wilden Pferdes, das wie ein Pfeil mit ihm über die Grasfläche jagt. Nichts vermag den geschickten Bändiger abzuwerfen, und das wilde Pferd, durch die Stimme des Reiters, durch die Sporen und die Peitsche getrieben, läuft, bis es erschöpft niederstürzt. Dann ist es für immer gebändigt, und läßt sich ruhig in den Stall führen. Der erfinderische Geist Van Amburghs fand von selbst diese Methode, die im südlichen Amerika die Frucht langjähriger Erfahrungen ist.

Wie viel Vergnügen es aber auch dem heldenmüthigen Isaac gewährte, wenn er die wildesten Pferde gebändigt hatte, so wollte doch seine lebhafte Einbildungskraft einen größern Spielraum. Von seiner Mutter fromm erzogen, las er einst in dem ersten Capitel der Genesis, und stieß auf den Vers: „Gott segnete den Mann und das Weib und sprach: seyd fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde, und ihr werdet sie euch unterthänig machen und herrschen über die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels und über alle Thiere, die auf der Erde leben.“ Van Amburgh dachte über diese Worte nach und fragte sich: wenn der Mensch über alle Thiere herrschen soll, wie kömmt es denn, daß er vor dem Tiger flieht? Wie kömmt es, daß er sich von dem Löwen zerreißen läßt? Die wilden Thiere sind nur darum so fürchterlich, weil wir so kleinmüthig sind. Es ist nicht an uns, sie zu fürchten, an ihnen ist es, vor uns zu zittern. Trotz ihrer Stärke und ihrer Grausamkeit sind sie feig und schwach, und es wäre hinreichend, wenn wir ihnen fest ins Auge blicken, um sie die Uebermacht der menschlichen Geschicklichkeit und des menschlichen Willens kennen zu lehren und um sie ihrem natürlichen Herren gehorsam zu machen.“ — Von dieser Theorie ging Van Amburgh bald zur Praxis über. In seinen Freistunden irrte er in den Wäldern Kentuckys umher, und übte sich, Wölfe, Füchse, Iltisse, Hyänen, wilde Schweine, Büffel und wilde Stiere zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derselben, sondern er erhielt auch eine große Herrschaft über sie, und hielt eine wahre Waldpolizei. Hatten die Thiere in den naheliegenden Wäldern Kaninchen, Schafe oder Geflügel geholt, so wendeten die Landleute sich an Van Amburgh und verlangten von ihm die Bestrafung oder Auslieferung des Thäters. Das einstimmige Zeugniß aller dortigen Bewohner setzt diese Angabe außer Zweifel. Sie betheuern, daß Van Amburgh sehr oft das Thier auffand, das den Raub begangen, und den Eigenthümern die verschwundenen Gänse und Schafe unverletzt wieder zurückbrachte. Er war der Aufpasser der vierfüßigen Diebe. Ein mächtiges Wildschwein hauste in einer ungefähr 20 Meilen von Van Amburghs Wohnung entfernten Waldung, und brachte den dortigen Landleuten großen Schaden — denn bald brach es in ihre Gärten und wühlte sie um, bald zerfraß es die Rinden ihrer Castanienbäume, oder brach in ihre Schweinställe, kurz die verzweifelnden Landleute fingen bereits an, sich dem Glauben hinzugeben, das könne kein gewöhnliches Wildschwein thun, sondern es sey irgend ein böser Geist, der diese Gestalt angenommen habe. Man wendete sich an Van Amburgh, und in weniger als einer Woche hatten die Raubzüge des Wildschweins aufgehört, und es herrschte wieder volle Ruhe in der Gegend.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Salerno und Pästum.

(Aus der Revue des deux mondes vom 1 September.)

Zahlreiche Reisende, welche sich immer nur wieder abschreiben, schildern das Land um Neapel her als ein irdisches Paradies, man darf ihnen aber nicht aufs Wort glauben. Von Caserta und Capua bis Neapel ist das Land von außerordentlicher Fruchtbarkeit, aber diese Fruchtbarkeit selbst macht es monoton. Man fährt ganze Stunden zwischen einer doppelten grünen Mauer, die Bäume sind frisch gepflanzt und abwechselnd je zwei und zwei weiß angestrichen, was die Annehmlichkeit der Landschaft nicht sehr erhöht. Auch die Küste von Posilippo ist allzu sehr gerühmt worden: die Linien sind kahl, ohne Bewegung, allzu lange einander parallel, die Vegetation ist null und die Gebäude zu neu und zu regelmäßig. Nur das Meer, das die Uferfelsen bespült, hat seine wunderbare Durchsichtigkeit und seine ewige Schönheit erhalten. Von der Spitze von Posilippo bis ans Ende des Cap Miseno dehnen sich die Küsten von Puzzolo und dem Golfe von Baja aus, diese durch die Erdbeben und die Malaria verödeten Küsten; ihre Krümmung um die Bai ist anmuthig, aber der von Vegetation entblößte Boden bietet allenthalben nur Felsen, Asche und Ruinen dar.

Auf der andern Seite des Golfes von Neapel dagegen am Fuße der Berge, welche sich von Salerno bis zum Vorgebirge Minerva (punta della Campanella) erstrecken, ist das Land das schönste, das man sehen kann, mag man nun die Ufer des Meeres verfolgen, oder ins Innere des Gebirges eindringen, und die reichen, stark bevölkerten Flecken von Beagnano, Nocera und La Cava, oder die Alpenlandschaften des alten Ravello und des Monte Sant-Angelo erforschen. Wenn man Portici, diese prächtige und langweilige Vorstadt von Neapel, und alle diese Flecken hinter sich hat, welche mit dem Fuß im Meer um den Vesuv her einen Gürtel von weißen Häusern bilden, kommt man über den Sarno, und gelangt in eine artige Stadt, deren viereckige und dächerlose Häuser an dem Fuße spitziger Hügel hinziehen, welche auf dem Gipfel mit schlanken Thürmen gezirrt sind. Diese Stadt ist Nocera, Nocera de' pagani, weil Kaiser Friedrich II sie einst mit Sarazenen bevölkert hatte.

Die Straße von Nocera nach La Cava läuft an hohen Bergen hin, auf denen von Distanz zu Distanz eine große Menge zierlicher Wohnungen gruppirt sind; diese Häuser ohne Dächer, weiß wie Elfenbein und beschattet von Cypressen und italienischen Pinien, haben etwas Afrikanisches; einer unserer Reisegefährten fand eine schlagende Aehnlichkeit zwischen dieser Landschaft von La Cava und den Schluchten des Atlas bei Belida. Bauern, die nur mit einem Hemd und Beinkleidern von Zeug bekleidet sind, woraus ihre kupferfarbigen Arme und Beine

Digitized by Google

hervorschauen, und die im Gehen mit einer Handvoll roher Bohnen ihr Mahl halten, vollenden die Aehnlichkeit.

Man darf nur einen Blick auf die Straßen und öffentlichen Plätze von La Cava werfen, um zu sehen, daß man in einem Manufacturdistrict ist. Hier werden die besten Tücher des Königreichs verfertigt. Die Arbeiter dieser Manufacturen sind kaum gekleidet, und doch haben sie nicht das finstere und leidende Ansehen der englischen Arbeiter. Sie singen mit lauter Stimme, gebärden sich mitten unter ihren Webstühlen wie die Affen, oder sie schlafen im Schatten einer Mauer. Die Mehrzahl ist voll Verstand, und wenn bei ihnen die Liebe zur Arbeit mit dem Bedürfniß und der Geschicklichkeit im Verhältniß stünde, so wären es die ersten Arbeiter der Welt. Sie sind gut bezahlt, namentlich für ein Land, wo die Lebensmittel wohlfeil sind; wenn jedoch die Gelegenheit sich ergibt, so betteln sie unverschämt. Um uns durch die ausgestreckten Arme und Hände Bahn zu machen, mußten unsere Cicerone den Stock aufheben, ein heroisches Mittel, aber das einzig wirksame. Ich erwartete, einige dieser Kolosse — denn es waren Herculesgestalten — würden aufspringen und den Unbesonnenen niederschlagen; keineswegs, sie wandten den Rücken, deckten sich möglichst gegen allenfallsige Streiche und kehrten lachend an ihre Arbeit zurück.

Das Land zwischen den Bergen Faleso, Albinio und dem Meere, welches sich einerseits von La Cava nach Salerno, auf der andern von Trinita de la Cava nach Vietri ausdehnt, kann als das classische Land der Landschaftsmaler betrachtet werden. Das berühmte Benedictinerkloster von Trinita de la Cava liegt an dem schroffen Abhange des Berges Faleso, lehnt sich an hohe Felsen und ist von dichten Wäldern umgeben. Mitten in dieser Einöde findet sich die kostbarste Sammlung von Diplomen, Chroniken und Urkunden Italiens. Aber der Reichthum selbst, der Mangel eines Katalogs und die herrschende Geheimnißthuerei machen die Nachforschungen wo nicht unmöglich, doch sehr schwierig.

Die Frauen von La Cava sind durch ihre Schönheit berühmt, sollten es aber noch mehr durch ihre Stärke seyn; ihre Züge sind vollkommen regelmäßig, und nur ihr Embonpoint etwas zu stark; während ich die Ansicht eines benachbarten Klosters zeichnete, übten sich in der Nähe auf einer Anhöhe mehrere junge Mädchen im Ringen: in ihren Bewegungen war eben so viel Gewandtheit als Stärke, aber wenig Anmuth und noch weniger Schamgefühl. Eine davon, bei weitem die schönste und zugleich auch die stärkste, hätte einen Ochsen mit ihrem Faustschlage zu Boden gestreckt. Die Frauen von La Cava sind überhaupt in mehr als einer Weise männlich: vor einigen Jahren war im ganzen Lande die Rede von der wunderlichen Geschichte einer Frau, welche das Geschäft eines Arztes trieb, ohne daß man ihr Geschlecht erkannt hätte; ein seltsamer Proceß brachte dieß an den Tag, worauf aus dem Doctor eine Hebamme wurde.

Auf dem Wege von La Cava nach Vietri setzt man über die Schlucht auf mehreren Brücken, die man, nach ihrer Größe und Solidität zu schließen, für Römerwerke halten sollte. Die Straße hängt über Steilabstürzen, in deren Tiefe man eine Wasserleitung aus grauen Steinen erblickt, die in den Zeiten der Saracenen und Normannen erbaut worden seyn muß, denn das Ganze zeigt eine Leichtigkeit, welche die massiver angelegten Werke der Römer nicht haben. Die Arbeit ist indeß grob, und die Steine weder polirt noch gut behauen; man hat nur die ärgsten Unebenheiten hinweggeschafft, und die kleinern mit Kalk und Kiesel ausgefüllt. Zudem ist das Gewölbe an einigen Orten in Spitzbögen gebaut. Der ziemlich unregelmäßige Bau hat indeß doch etwas Keckes, das an die Gebäude im Norden erinnert, und sein Effect in der Landschaft ist äußerst malerisch. Diese Wasserleitung dient noch jetzt dazu, das Wasser quer durch das Thal zu leiten, und ist zugleich eine Brücke für die Bergbewohner, welche sich keck auf den gefährlichen Kamm wagen.

Auf mehr als einer Meile von Vietri ist die Luft von dem Dufte der Citronen- und Orangenbäume erfüllt, welche in den Gärten dieses malerischen Fleckens wachsen. Hier herrscht die Vegetation der Südländer in ihrer größten Ueppigkeit, die Orangen-, Citronen- und Granatbäume beugen sich unter der Last ihrer Früchte, aber unglücklicherweise wacht ein Drache an der Pforte jedes dieser Hesperidengärten; dieser Drache ist das entsetzliche Elend, und man kann in der Umgebung der Stadt keinen Augenblick anhalten, ohne von einer Bande zerlumpter Menschen angefallen und durch das ewige Gescheer der italienischen Bettelei: dato me qualche cosa! betäubt zu werden. Man muß vor diesen unverschämten Bettlern den Rückzug antreten, und sich begnügen, die Gärten aus der Ferne zu bewundern.

Vietri, das im Amphitheater auf Felsen gebaut ist und gleichsam mehrere Ortschaften übereinander bildet, kann hinsichtlich der malerischen Lage La Cava den Rang streitig machen. Die verschiedenen Häusergruppen, welche auf beiden Seiten der Schlucht vertheilt oder in der Tiefe verborgen sind, werden von Kalkbergen der schönsten Formen überragt. Die meisten Gipfel sind spitzig, und vielleicht sind diese unermeßlichen Pyramiden ein wenig zu gleichförmig mit Grün bedeckt, aber sie verdanken diesem Grün ihre reichen Contouren und ihre wahrhaft wunderbaren Farbenspiele. In gewissen Stunden und in gewissen Lichteffecten gesehen, gleichen diese hohen Obelisken unermeßlichen Zelten von grünem oder violettem Sammet, geschmückt mit Purpurstickerei und goldenen Franzen. Diese Berge ruhen auf mächtigen weißen oder gelben Felsrücken von Kalkformation, deren Fuß sich tief ins Meer senkt. Einige dieser Felsen sind hinabgestürzt und bilden kleine Inselchen, um welche her eine Menge Barken mit dem Fange von Schalthieren und Springkrebsen, die sich in ihre Spalten flüchten, beschäftigt sind. Auf der Seite von Salerno hat sich kürzlich einer dieser Felsen von der Größe eines Hauses aus dem Hügel abgelöst, auf welchem Vietri erbaut ist. Die Rückwand der Schlucht bildet nun eine klaffende Höhle, und hart daneben liegen Häuser, welche wie durch ein Wunder vom gänzlichen Einsturze bewahrt worden zu seyn scheinen, und bei dem nächsten Sturm unfehlbar in die Fluthen versinken müssen.

Kurz ehe man in Vietri eintritt, auf dem Wege von La Cava her, liegt eine der schönsten Spiegel- und Glasfabriken des Königreichs Neapel.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Gold- und Silbergruben in Sibirien. Das russische Bergjournal enthält in seiner Nr. 8 v. d. J. die Nachricht, daß im Laufe des vorigen Jahres in den Kreisen Kolywanowoskresensk und Nertschinsk sieben neue Goldsandlager entdeckt wurden. Das reichste am Flusse Kutschuk gibt 1½ Solotnik Gold in 100 Pud Sand, und verspricht eine Ausbeute von 42 Pud. Eben so wurden von zwei auf Metallsuchen ausgezogene Partien sieben Silberadern aufgefunden, woron zwei 4 bis 5 Solotnik Silber im Pud Erz enthalten, und darum gute Hoffnung geben, obgleich sie noch nicht genau untersucht sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 257.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 September 1839.

Das Turnier zu Eglington. I.

Die Londoner Journale haben wie natürlich ihre Berichterstatter an den Ort geschickt, wo das große Drama aufgeführt werden soll, und diese ermangeln denn nicht, ihre breiten und langen Berichte einzusenden. Diesen sieht man es deutlich an, daß sie gerne ihrer ganzen Spottlaune den Zügel schießen lassen möchten, und sich doch nicht getrauen, dieß zu thun; ohne spitzige Bemerkungen geht es indeß doch nicht ab. Die Erleichterung des Reisens durch Dampfschiffe und Eisenbahnen lockte eine Menge Menschen nach der Umgegend von Eglington Castle, und im ganzen Umkreis um dieses Schloß her wurden für Wohnungen und Betten die ausschweifendsten Preise gefordert, unter Anderm für ein kleines Häuschen auf drei Tage 30 Guineen, und eine Guinee für ein Bett in Einer Nacht ist der gewöhnliche Preis.

In und um das Schloß Eglington waren die Vorbereitungen sehr ausgedehnter Art. Man rechnete, daß sich wenigstens 60,000 Personen einfinden würden, und auf der einen Seite der Stechbahn waren 2000 Sitze bereitet, für welche Billete ausgetheilt wurden; man erwartete indeß, daß die solcher Art begünstigten Personen in einem mittelalterlichen Costume erscheinen würden. Die Schranken waren 600 Fuß lang und 300 Fuß breit. Den Hauptstand sollte die Königin der Schönheit (Lady Seymour), und der Turnierkönig (Marquis von Londonderry) einnehmen. Den Tag und die Nacht vor dem Beginn des Schauspiels waren noch Hunderte von Arbeitern in und außer dem Schlosse beschäftigt: ein geräumiges Bankettzimmer, das 1000, und ein Ballzimmer, das 2000 Personen fassen könnte, sollten errichtet werden.

Viele der Ritter, die im Turniere auftreten sollten, waren schon seit einiger Zeit im Schlosse, und „sprengten hin und her über die Ebene," aber nicht in Waffenrüstung, ycladd in mightie arms and silvershield, um nicht die gaffenden Tausende zu verwöhnen. Nur Lord Glenlyon trat öffentlich auf mit einem Gefolge von hundert Hochländern mit fünf Pfeifern; er erregte viele Bewunderung, denn selbst in Schottland ist es eine Seltenheit, einen ganz nach alter Sitte gekleideten Gälen zu sehen.

Am andern Morgen, den 27 August, wo der festliche Aufzug stattfinden sollte, drohte der Himmel mit Regen, zahllose Zuschauer hatten sich indeß eingefunden, darunter auch Londoner Spitzbuben in Menge; gegen Mittag fing der Regen an sich zu ergießen, Tausende von unritterlichen Regenschirmen öffneten sich alsobald, und um zwei Uhr, als der Zug der Ritter, Wappenherolde ꝛc. ꝛc. aus dem Schlosse begann, goß der Regen in Strömen herab; die Königin der Schönheit und ihr Gefolge waren in fest geschlossenen Wagen, so daß man nur den Kopfputz sehen konnte; kurz der erste Tag war ein vollkommener Fehlschlag.

Biographie des Thierbändigers Van Amburgh.

(Fortsetzung.)

Van Amburgh beherrschte die Thiere, aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte sich einen eisernen Stock als Waffe genommen, und schlug sie mit diesem auf eine gewisse Stelle des Rückgrates, aber ohne sie je gefährlich zu verletzen. Er hielt es auch nicht für nöthig, daß man, um die Verheißung der Bibel wahr zu machen, sie ihrer Freiheit berauben müsse, aber er belauerte sie in den Gebüschen, überfiel sie in ihren Höhlen, und bändigte sie in ihren Wohnungen. Eine Begebenheit, bei welcher Van Amburgh weniger Schonung für die Menschen, als für die wilden Thiere zeigte, zwang ihn, sein Vaterland zu verlassen. Bienenkörbe waren geplündert worden, und mehrere Anzeigen waren vorhanden, die bewiesen, daß es kein zweibeiniger Verwüster gewesen, der den Raub begangen. Van Amburgh, den man zu Rathe zog, hatte nach vierundzwanzig Stunden herausgebracht, daß der Thater ein guter Bekannter von ihm war — ein Bär, mit dem er sich besonders viel Mühe gab, und den er unter seine besten Zöglinge zählte. Er versprach dem Landmann, ihm den Wohnort des Bären zu sagen, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Strafe seines Lieblings in nicht mehr als einer derben Tracht Schläge bestehen dürfe. Der Landmann willigte ein, nahm aber drei mit guten Flinten bewaffnete Männer mit sich, tödtete den Bären, schnitt ihm die noch vom frischen Honig glänzenden, klebrigen

Digitized by Google

Tatzen ab, und kehrte mit diesen Siegeszeichen stolz in seine Wohnung zurück. Unterwegs jedoch begegnete ihm Van Amburgh, der, tief gekränkt, ihm die heftigsten Vorwürfe über seine Wortbrüchigkeit machte. Vom Wortwechsel kam es zum Handgemenge; Van Amburgh wehrte sich tapfer, und schlug den Pächter und einen seiner Leute so kräftig nieder, daß sie für todt auf dem Platze liegen blieben. In der Furcht, sie möchten wirklich todt seyn, nahm Van Amburgh die Flucht, eilte der Küste zu, und ging auf dem ersten Schiffe, das er traf, an Bord. Das Schiff ging nach Bombay, und legte während seiner Fahrt am Cap an. Van Amburgh ging ans Land, und die Schiffsmannschaft war nicht wenig erstaunt, ihn Abends mit einem Bären, den er in den nahen Waldungen gefangen hatte, und den er mit seinem Eisenstock vor sich hertrieb, wiederkehren zu sehen. Die Erziehung seines Bären, dem Van Amburgh den Namen Hiob gab, und der bei dem ersten Zeichen, welches er ihm machte, sich ins Wasser stürzte, beschäftigte ihn aber nicht hinlänglich, und er richtete sich auch noch zwei Seekälber ab, die wie Hunde ihm Fische fingen und apportirten. Ob er der Erste ist, der dieses Kunststück versucht, ob es Andere schon vor ihm gethan, und er es nur wieder erneuert hat, die Sache bleibt gleich merkwürdig. Aber auch der gelungene Versuch mit den Seekälbern befriedigte ihn nicht, er wollte versuchen, einen Haifisch zu zähmen, und blieb trotz der Warnungen des Capitäns und der Mannschaft bei seinem Entschluß. Eines Morgens, als er eben mit seinem Bären auf dem Verdecke frühstückte, zeigte sich ein großer Haifisch. Van Amburgh faßt seinen Hebel, schwingt sich mit diesem über die Schanzbekleidung des Schiffes, und schwimmt dem furchtbaren Thiere entgegen. Der Capitän ließ das Schiff beilegen, und alle Mannschaft sammelte sich auf dem Verdeck. Van Amburgh schwamm gerade auf den Haifisch los, dieser aber packte den eisernen Hebel mit seinem Rachen, und zog seinen Gegner mit sich in die Tiefe. Nachdem Van Amburgh sich vergebens bemüht hatte, seine Waffe wieder frei zu bekommen, sah er sich genöthigt, sie aufzugeben, um wieder die Oberfläche des Wassers zu gewinnen. Aber der Haifisch verfolgte ihn — ehe noch unser Held ein Rettungsseil ergreifen konnte, sah er das Unthier an seiner Seite, und konnte ihm nur durch schnelles Untertauchen entgehen. Er tauchte wieder auf, verlangt, daß man ihm eine Harpune zuwerfe, wartet ruhig, bis sich der Haifisch ihm wieder naht — wirft ihm die Harpune in den Rücken und schleudert das Ende des Seils, an dem der tödtliche Haken hängt, in das Schiff. Während die Matrosen alle Kräfte anwenden, den Kopf des Thieres außer dem Wasser zu halten, befiehlt Van Amburgh seinem Hiob, sich ins Wasser zu stürzen. Der Bär gehorcht sogleich, schwimmt gegen den Haifisch, der gewaltig um sich schlägt, und erdrückt, von seinem Herrn angeleitet, mit seinen furchtbaren Tatzen das gewaltige Thier. Einige Flintenkugeln endeten seinen Todeskampf. Man warf ihm eine Schlinge um den Hals, und zog ihn auf das Hintercastell des Schiffes. Die Wahrheit dieser Erzählung ist durch mehrere Matrosen, die Augenzeugen waren, bestätigt. Wenige Tage nach diesem Abenteuer büßte das Schiff durch einen jähen Windstoß seinen Hauptmast ein, und war genöthigt, mit seinen Nothmasten in den nächsten Hafen einzulaufen. Dort traf Van Amburgh einen Landsmann, und erfuhr von diesem, daß der Landmann und sein Gefährte wieder vollkommen hergestellt seyen. Er entschloß sich daher, in sein Vaterland zurückzukehren, und schiffte sich auf dem nächsten Schiffe, das nach Nordamerika ging, ein.

Nachdem Van Amburgh sich in Kentucky bei seiner Mutter eine Woche lang aufgehalten, beschloß er, sich ganz der Thierbändigung zu widmen, und trat bei Titus in Dienste. Titus besitzt die schönste und größte Menagerie, die nicht bloß in Amerika, sondern in der Welt zu finden ist. Seine Reisen, besonders Nachts bei dem Scheine der Pechfackeln, gewähren den merkwürdigsten Anblick. Seine Menagerie füllt 60 Wagen, und ihr Geheul, Geschrei und Gebrüll zusammen geben ein Concert, das die Heerden und die Reisenden mit Schrecken erfüllt. Van Amburgh zeichnete sich bald bei Titus aus. Der Oberaufseher der Menagerie war an den Wunden, die ihm eine Löwin versetzt hatte, als er sie von einem Käfig in den andern jagen wollte, gestorben. Zwei andere Wachter, die ihn begleitet hatten, waren ebenfalls stark verletzt. Van Amburgh erbot sich, sie zu bändigen, und trat allein, bloß mit seinem eisernen Hebel bewaffnet, in ihren Käfig. — Drei Tage später zeigte er dem Publicum zum erstenmal das bisher noch von Niemand gewagte Kunststück eines Menschen, der seinen Kopf in den Rachen eines Löwen steckt — und zwar war es die wilde, kaum erst gebandigte Lowin, mit der er dieses gefährliche Spiel versuchte. Van Amburgh hatte gehört, daß wenn der Löwe frisches Blut riecht, seine Raubgier in doppelter Stärke erwache. Entschlossen, sich selbst davon zu überzeugen, tauchte er seinen Arm bis an die Achsel in frisches Blut, und schob ihn dann dem Löwen in den Rachen, während er ein Rind und ein Schaf in den Käfig führen ließ. Er hat dieses Kunststück oft und jedesmal mit glücklichem Erfolg in Kentucky und in mehreren Orten der Vereinigten Staaten vor einer großen Menge von Zuschauern gezeigt.

(Schluß folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Tiflis.

(Schluß.)

In der Alt-Stadt sind drei, nicht sehr große Plätze: der tatarische, wo täglich Speisevorräthe verkauft werden, der weljaminowsche und der Bazarplatz. In der Neustadt sind gleichfalls drei: der eriwanische, groß aber unregelmäßig, an welchem bedeutende Gebäude, der Stab, die Polizei und das Gymnasium stehen; der Platz Madatow, regelmäßig, aber noch wenig mit Gebäuden umgeben, und endlich der Platz vor der Wohnung des Corpscommandanten, der ziemlich groß, aber nicht eben und wenig mit Gebäuden umgeben ist. Zu den Merkwürdigkeiten von Tiflis gehören drei Kirchen, die angeblich von dem

Digitized by Google

oben schon erwähnten Wagtang erbaut wurden, die Zionskirche, die Kirche Betchani, und die in der Festung Mierach. Die Zionskirche ist die Hauptkirche der Stadt, und ist, wie man sagt, 500 Jahre alt. Sie steht in der Bazarstraße in der Nähe des Karawanserai's von Arkruni (einem der besten in der Stadt). Die Nähe der die Kirche umgebenden Häuser verbirgt ihre äußere Architektur. Ihr Inneres ist wahrhaft prachtvoll: sie ist hell und sehr geräumig, hohe, symmetrisch geordnete Säulen stützen die Decke. Die Bilder am Heiligenschrank und an den Wänden gehen in ein hohes Alterthum hinauf. An Festtagen versieht der Exarch von Georgien mit großem Gepräng den Gottesdienst. Hier ruhen die Ueberreste vieler bekannten Männer, die Rußland große Dienste geleistet haben, und man hat jetzt den Vorschlag gemacht, dem in Georgien hochberühmten Fürsten Zizianow *) ein Denkmal zu errichten. Dieß Denkmal soll aus Granit von Kasbek errichtet werden; um den Granit auszubrechen, hat man Leute aus den sibirischen Bergwerken berufen.

Die Kirche Betchani, die zum Andenken an Bethlehem errichtet wurde, steht auf einem sehr hohen Punkte des Berges, der die Stadt auf der südwestlichen Seite umgibt. Sie kam in den Besitz der armenischen Geistlichkeit und genießt einer ungewöhnlichen Achtung; jeden Sonnabend kommen ungeheure Schaaren von Frommen dahin, und steigen mit Mühe den steilen Berg hinan. Zu dieser Zeit ist die Kirche beleuchtet, und bietet einen bewundernswerthen Anblick dar. Die Kirche in der Veste Mierach ist jenseits des Kur auf einem Berge erbaut. Der gegenwärtige Exarch von Georgien, Eugenius, hat im Sinne, dieß ehrwürdige Denkmal des Alterthums wieder herzustellen und zu unterhalten.

Außer diesen drei Kirchen verdienen noch zwei, Antschischati und die Kirche des heil. David Aufmerksamkeit. Antschischati oder „die Kirche zu dem nicht mit Händen gemachten Bildnisse unsers Herrn Jesu Christi", steht bei den Georgiern in hoher Verehrung, und beim Gottesdienst strömt hier eine Masse Volks zusammen. Die Kirche des heiligen David ist auf einem sehr hohen Felsen westlich von der Stadt erbaut. Jeden Donnerstag sammelt sich hier das Volk zum Gebet, und viele fromme Leute, namentlich Frauen, machen den Weg mit nackten Füßen. Der h. David war einer von den Verkündigern des Glaubens, die im 6ten Jahrhundert nach Georgien kamen, um dort den Glauben wach zu erhalten, der durch die Schismen in Constantinopel zu leiden begann. In der Kirche des h. David ruhen die sterblichen Reste vieler ausgezeichneter Männer, unter andern die Gribojedows. — Auch muß man auf das armenische Kloster Wanki aufmerksam machen, wo der Patriarch von Armenien, wenn er Tiflis besucht, den Gottesdienst verrichtet.

Außer diesen Kirchen, deren alte Architektur sehr schön seyn mag, die aber doch nicht nach meinem Geschmack sind, finden sich wenig bemerkenswerthe Gebäude; ich blieb übrigens zu kurze Zeit, und diese war zu sehr von Geschäften eingenommen, als daß ich alle Merkwürdigkeiten genauer hätte in Anschein nehmen können, weßhalb ich auch den Leser um Verzeihung bitten muß, wenn er manches allzu oberflächlich findet, was ich über diese in allen Beziehungen große Aufmerksamkeit verdienende Stadt berichte. Von Bauwerken möchten wohl noch die Karawanserais zu erwähnen seyn, deren die Stadt viele aufzuweisen hat; die bemerkenswertheste gehört einem gewissen Schadinow, und steht hart am Kur, dessen brausende Wellen den Grund bespülen.

Derjenige Theil von Tiflis, der am Abhange des Berges liegt, zeichnet sich aus durch eine große Menge schöner Gärten, in denen die Georgier ihre asiatische Faulheit verschlendern, und ihr Herz ergötzen mit dem kachetinischen Wein, den sie aus Hörnern von wilden Stieren schlürfen. Unter die schönsten Gärten gehört der der Prinzessin Thekla Herakliewna, so wie der des Oberbefehlshabers, welcher letztere aber leider dem Publicum nicht geöffnet ist. Man versicherte mich, daß die Georgier, wenn sie trinken, die Füße in kaltes Wasser stellen, damit der Wein ihnen nicht so schnell zu Kopfe steige, und sie das Vergnügen länger genießen könnten. Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch sagen, daß ich dieß nie selbst gesehen habe, und somit nur vom Hörensagen berichte. In Tiflis trifft der Reisende zuerst Kamele, dieses nützliche, mißgestaltete, hochgeschätzte und doch so widerliche Thier. Man kann sich in der That nichts für die Augen Häßlicheres und für den Geruch Zurückstoßenderes denken; darauf zu reiten, kann man für eine wahre Strafe halten, denn der Rücken des Kamels wiegt heftiger, als ein Schiff beim Sturm. Man füttert sie hier unter Anderem mit einer Art großer Kuchen aus Mehlteig und gehacktem Stroh, was ihnen nach der Ansicht der Eingebornen eine ungewöhnliche Kraft geben soll, und ihnen auch sehr wohl behagt.

*) Zizianow, ein Georgier von Geburt, war in russischen Diensten, commandirte ein russisches, in Transkaukasien stehendes Armeecorps, und wurde von einem Fanatiker im Lager vor der Stadt Baku ermordet.

Chronik der Reisen.

Salerno und Pästum.

(Fortsetzung.)

Wenn man Vietri hinter sich hat, scheint die Straße sich in das Meer zu stürzen, aber plötzlich macht sie eine Wendung links, und am Ende einer schönen Felsenbank erblickt man Salerno, seinen Golf und sein Schloß auf einem Spitzberge, der sich von dem Amphitheater der Berge losgemacht hat, in deren Mitte die Stadt gebaut ist. Salerno, eine der bedeutendsten Städte des Königreichs, welche nicht weniger als 24,000 Einwohner zählt, hat nur eine einzige schöne Straße, die, welche längs dem Hafen hinläuft. Beim ersten Anblick sollte man glauben, dieß sey die ganze Stadt, aber wenn man von dieser Straße oder richtiger von diesem Quai sich durch kleine gewölbte Gänge nach dem Felsen wendet, auf welchen das Schloß gebaut ist, verirrt man sich in einem Labyrinth von dunkeln Gewölben und engen Straßen, deren Häuser durch plumpe, beide Seiten der Straße verbindende Arkaden wie an einander gelöthet sind. Diese Arkaden von jeder Größe und von jeder Form in Spitzbögen und im vollen Gewölbe dienen zum Theil als Brücke, um von einem Haus ins andere zu kommen, und

Digitized by Google

man kann sie als eine Art gegenseitiger Versicherung gegen Erdbeben betrachten. Alle Häuser binden sich gegenseitig als Strebepfeiler, und um Ein Haus zu stützen, müßte der Stoß den ganzen Stadttheil umkehren. Die Vorsichtsmaaßregeln gegen die Erdbeben, denen die Stadt sonst sehr ausgesetzt war, sind um so vollkommener, als die Bewohner nicht nur die Häuser von außen gestützt, sondern auch das Innere möglichst befestigt haben. Alle Zimmer von einiger Größe sind gewölbt, und diese Gewölbe durchkreuzen, verschlingen und stützen sich gegenseitig, so daß jedes Zimmer der Capelle in einem gothischen Schlosse gleicht.

Salerno, eine uralte Stadt, hat keine Gebäude und nicht einmal eine Ruine mehr, welche von seiner alten Wichtigkeit zeugte. Einige unförmliche Unterbauten, auf denen neue Häuser errichtet wurden, einige zwanzig Säulen von verschiedener Ordnung und verschiedener Größe, welche in dem Stalle des erzbischöflichen Palastes oder an den Straßenecken in den Mauern von Häusern eingefügt sind, die vor zwei oder drei Jahrhunderten erbaut wurden, das ist Alles, was von der alten römischen Stadt übrig geblieben ist. Salerno, die Hauptstadt der normannischen Fürsten, hat merkwürdige Denkmäler aus der Herrschaftsperiode dieser Eroberer erhalten: seine Kathedrale, seine Wasserleitungen und sein Schloß.

Die Kathedrale ist gothisch, ihre Architektur jedoch sehr verschieden von den Kathedralen von Caen, Saint-Lô und Coutances, erinnert nur indirect an die normannische Kunst. Allerdings mußten die Reparaturen, welche in den letzten Jahrhunderten vorgenommen wurden, ihren ursprünglichen Charakter sehr ändern, denn diese Reparaturen kommen für gewisse Theile einem vollkommenen Wiederaufbau gleich. So wurde das Bogengewölbe wesentlich geändert: die stumpfe Bogengräte mit breiter Basis trat an die Stelle der spitzwinklichen, und die Gruppen von leichten Säulen, welche die Gewölbe des Schiffes stützen, sind jetzt in eine plumpe Mauer von Steinen und Kalk eingeschlossen. Nichtsdestoweniger ist diese Kirche noch sehr merkwürdig wegen der großen Menge kostbarer Marmorarten, welche sie enthält, und die von den Normannen größtentheils aus den Gebäuden von Pästum genommen wurden. Der schöne Vorhof in Form eines Kreuzganges ist mit den merkwürdigsten dieser alten Ueberreste geziert. Es sind dieß zahlreiche Säulen von der schönsten Rundung, welche die Arkaden des Kreuzganges stützen, mehrere mit Sculpturen gezierte Sarkophage, wovon einige aus den besten Zeiten der Kunst, und eine große Menge Basreliefs und Inschriften, die in die Mauern eingefügt sind. Die Mehrzahl der Marmorsäulen, welche die Seitencapellen der Kirche zieren, sind gleichfalls aus alten Tempeln genommen, vielleicht aus dem römischen Tempel, dessen Grundlage man im Jahre 1830 zu Pästum entdeckt hat.

Eine große Mannichfaltigkeit von Marmorarten ziert die Mauern der Kirche, in welche man sie mit mehr oder minder Glück eingefügt hat; diese Marmore kommen ohne Zweifel aus derselben Quelle. Die Arabesken, welche in einem gezwungenen Styl eine Menge bizarrer Gegenstände, Blumen, Früchte, monströse Thiere u. s. w. darstellen, sind in der Manier des vorigen Jahrhunderts ausgeführt, und man kann nur bedauern, daß ein so kostbares Material in so schlechtem Geschmack verwendet wurde. Die minder abscheulichen datiren aus einer ältern Epoche. Immerhin hat man braunen, rothen und grünen Porphyr, rothen, gelben und blumigen Marmor, rosenfarbige, violette, gold- und vielfarbene Breccien, und eine Menge anderer werthvoller Materialien, wie Alabaster, Muschelgranit u. s. w., verschwendet, um zwei Drittheile der Mauern der Kirche mit einer Art eingelegter Arbeit, im Rococo-Styl, zu verzieren. Die Gruft der Kirche, die durch einen Wald von alten unter sich durchaus ungleichen Säulen gestützt ist, enthält die Reliquien des heiligen Matthias, dem der Dom geweiht ist. Diese Reliquien sind unter einer Art von mit Gitter und Schlössern versehenem Altar verborgen, da die Diebe im 12ten und 13ten Jahrhundert vorzugsweise Reliquien stahlen, welche sie mit großem Vortheil verkaufen konnten, und dann mist auch noch von dem Käufer der gestohlenen Reliquien absolvirt wurden.

In einer der Seitencapellen der Kathedrale befindet sich das Grab des berühmten Hildebrand, der am 25 Mai 1085 in dieser Stadt starb. Dieses Grabmal wurde, wie die Kirche, in einer spätern Zeit, nämlich im Jahre 1578, restaurirt, ist also kein Denkmal des 11ten, sondern des 16ten Jahrhunderts. Die Gemälde der Kirche sind nur sehr mittelmäßig.

Die Wasserleitungen, welche gleichfalls in die Zeit der Normannen hinaufgehen, sind zwei an der Zahl; sie beginnen in einer kleinen einsamen Schlucht östlich von der Stadt hinter dem Schlosse. Hier waren ohne Zweifel die Reservoirs. Diese Wasserleitungen nahmen die ersten Quellen des Thales von Ajello auf und führten sie in die Stadt, vor deren Thoren ihre doppelten Linien im rechten Winkel sich durchschnitten. Ihre Bauart ist dieselbe, wie die der Wasserleitung im Thale von Bitti, nur sind die Verhältnisse größer, und das Ganze wo möglich noch schlanker. Der Theil, welcher durch das Thal läuft, besteht aus zwei Reihen sehr unregelmäßiger Spitzbögen übereinander; ganze Strecken dieser Wasserleitungen sind eingestürzt und nicht wieder hergestellt worden, so daß sie jetzt gar nicht mehr zu brauchen sind; das Wasser ist auch zu Salerno im Ganzen genommen sehr schlecht.

Geht man die Schlucht, wo die Wasserleitungen sind, hinauf, so gelangt man an den Fuß des Felsens, auf dem das Schloß erbaut ist. Dieser Felsen hat sich aus einer Kette kleiner, felsiger und größtentheils unbebauter Hügel los gemacht, und wenn man einem kaum bemerkbaren Felsenpfad längs der schlechten Mauer folgt, welche die Stadt auf dieser Seite einschließt, so gelangt man an einen kleinen Paß zwischen dem Schloß und dem letzten dieser Hügel, worauf ein großer Thurm als eine Art Vorwerk des Schlosses erbaut ist. Dieser Thurm, aus einer spätern Zeit als das Schloß, ist nicht zerstört wie dieses, dient aber jetzt nur um die Netze auszuspannen, worin man die Ringeltauben fängt. Das wiederholt mit Sturm eroberte Schloß bietet nur einen Haufen von Ruinen dar, die den ganzen Gipfel des Felsens bedecken, und in der Ferne eine höchst malerische Decoration bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Bevölkerung der Bagnos in Frankreich. Am 1 Januar d. J. fanden sich zu Brest 3100, zu Rochefort 900, zu Toulon 2250, zusammen 6250 Galerensträflinge. Im Jahre 1790 war ihre Zahl bei einer Bevölkerung von nur 25 Millionen gleichfalls zwischen 6 und 7000. (Franz. Bl.)

Mittel gegen die Hundswuth. Ein Dr. Bournichet hat an die französische Akademie der Wissenschaften geschrieben, er habe ein unfehlbares Mittel gegen die Wuth entdeckt, und schlage zugleich, um dessen Richtigkeit zu beweisen, vor, er wolle sich in ihrer Anwesenheit von wüthenden Hunden beißen lassen. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 258.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 September 1839.

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839.

(Von Franz Freiherrn Gaudy.)

Den nach Italien strömenden Legionen nach zu urtheilen, sollte es scheinen, als ob es dort keinen Fuß breit Landes mehr gäbe, welcher nicht durchwandert und von den Schreibseligen geschildert worden sey, und nichtsdestoweniger ist wohl kein Land unbekannter, bietet keines reichhaltigere Fundgruben für den Beobachter, sobald dieser es verschmäht, der Nachtreter seiner Vorgänger zu werden, und ihnen auf den vorgeschriebenen Kirchthurmsjagden zu folgen. Kaum die zwanzigste Reisebeschreibung gibt mehr als eine Schilderung der Heerstraßen — schon eine Miglie drüber hinaus beginnt die Terra incognita. Der große Haufe der Reisenden fühlt sich durch den Ueberreichthum der in den Städten gehäuften Kunstschätze erdrückt; er ist froh, das vom Handbuch als unerläßlich Verordnete gesehen, es nur halbwege aufgefaßt zu haben, und denkt nicht daran, das Unbekanntere aufzusuchen, sich neuen Mühseligkeiten auf das Ungewisse hin auszusetzen. Das servum imitatorum pecus findet man nirgends häufiger als unter den Reisenden. Lügenhafte Berichte der Trägen und Furchtsamen, wie die Ausflüge nach den entlegenern Vergthälern und Städten nicht der Mühe lohnten, oder mit Gefahren verknüpft seyen, schrecken die Reiselustigern vollends von den Wanderungen durch das Gebirge zurück. Ich räume ein, daß es nicht Jedem gegeben sey, jene pfadlosen Schluchten zu durchirren, jene steilen Felsen zu erklimmen, dafür kenne ich aber auch wenige Gegenden Italiens, in welchen jene Anstrengungen reicher durch eine überraschend originelle und großartige Natur, durch interessante Alterthümer belohnt würden. Die persönliche Sicherheit ist in den Straßen Roms mehr gefährdet als in den Abruzzen und Sicilien. Wer anspruchslos reist, wer zu Fuß wandert, wird es fahrlos, auch ohne Begleitung und Waffe, thun dürfen, und im Gegentheil in den abgelegenen Gegenden ein wohlwollendes, gutmüthiges Völkchen finden, häufig sogar ein von dem gewöhnlichen Eigennutz freies. Allerdings sind viele Ortschaften arg verschrien, und manche auch nicht ohne Grund: im Allgemeinen darf man jedoch mit Bestimmtheit annehmen, daß jenes Gerede mehr aus dem Haß und der Eifersucht der benachbarten Ortschaften entspringt, denn die wechselseitige Feindschaft, welche Italien seit den Zeiten der Guelfen und Ghibellinen zerriß, glimmt immer noch unter der Asche, und macht sich in um so giftigern Verleumdungen Luft, je mehr die thätlichen Ausbrüche der Feindseligkeit beschränkt wurden. Der Römer ist überhaupt kein Freund vom Reisen; er läßt den Fremden nach den Wundern Roms, den Landmann nach dem Segen der Dominante wallfahrten, ohne sich der Seccatur zu unterziehn, den Forestiere in seiner Heimath aufzusuchen. Handel und Gewerke existiren nicht, und so geschieht es denn, daß unter hundert Römern kaum einer sich weiter als bis Tivoli oder Frascati und Albano verirrt. Die Mehrzahl der flüchtig Reisenden begnügt sich damit, die wunderbare Schönheit der Bergketten, welche unter stets wechselnden Namen Rom, riesigen Wächtern gleich, umstellen, aus der Ferne zu bewundern, oder beschränkt ihre Ausflüge doch auf die nähern, durch die Heerstraßen verbundenen Ortschaften des zugänglichen latischen Gebirges; selbst von den Künstlern sind es fast nur die Landschafter, welche sich auf längere Zeit in den Bergen aufhalten und sie sorgfältiger durchstreifen. Von Leitfaden ist das von Westphal über die Campagna Roms allein brauchbar. Mit unermüdlichem Eifer hat der Verfasser das Land bereist, vermessen und die zahllosen Irrthümer der italienischen Guiden berichtigt. Er ist der Einzige, welcher sich von archäologischer Charlatanerie frei erhält und sich durch Erinnerungen aus den Classikern nicht über die Gegenwart hat verblenden lassen. Mit seinem Werke zu concurriren bin ich nicht Willens und gedenke nur hier die Erlebnisse der eigenen Wanderungen niederzulegen, die Schilderung einiger Punkte, die Westphal nicht berührte, nachzuholen, und überhaupt Manches aufzunehmen, was mit seinem streng scientifischen Zweck unvereinbar war. Meine Skizze gilt übrigens nur demjenigen meiner Nachfolger, der die herrlichen Gebirge zu Fuß durchmessen will — der mit Extrapost über die römische Trümmerwelt Einherjagende bedarf keines Führers. — Die Wanderung durch die Campagna, so

Digitized by Google

wie durch den bekannten Theil des Albaner-Gebirgs übergehe ich als nicht hieher gehörig.

Von Genzano führen drei Wege nach Velletri, die neue Kunststraße, welche den Berg umkreist, die alte Via Aprìa und der kürzeste Weg über Nemi durch die Waldung. Ich schlug dießmal den zweiten ein, obwohl es der unbequemste ist. Die alte Straße ist größtentheils vom Regen und den herabstürzenden Gebirgsbächen zerrissen; Niemand denkt daran, sie wieder herzustellen, vielmehr wird sie wohl in kurzer Zeit das Loos der übrigen Straßen in der Campagna theilen, daß nämlich ihre Basaltquadern ausgewühlt, zerschlagen und zu Pflastersteinen für Rom benutzt werden. Hat doch sogar der moderne Barbarismus die neue Cassische und Appische Straße ihres schönen Basaltpflasters beraubt, und dieses durch ärmlichen Kieselschutt ersetzt. Das reiche Basaltlager hinter der Abbaddia delle tre Fontane zu benutzen, scheint wahrscheinlich zu umständlich. Die Straße selber bietet nur weniges Interesse. Links vom Wege liegen ein paar unbemerkliche Trümmer, welche die mit Namen freigebigen Archäologen ohne den mindesten Grund einer Villa des Nero zuschreiben. Pompejus, Lucull, Cicero und Nero müssen aber bekanntlich bei jedem Schutthaufen um Rom zu Gevatter stehn. Erst beim Castello San Gennaro, wo die alte Straße von der neuen durchschnitten wird, wo Velletri mit seinem Legatensitz auf der Höhe sichtbar wird, die Volskergebirge zur Linken herüberschauen, und der Blick über die flache Campagna mit ihren Warten und über Casali bis an das Meer schweifen darf, wird die Wanderung wiederum zur lohnenden. Die Bergabhänge sind mit Weingärten überdeckt. Die Rebe wird hier, wie in der Umgebung, von Rosen an Spalieren von Rohr, welches in dichten Büschen die Hecken der Vignen bildet, gezogen. Die Vortrefflichkeit des hiesigen Weines, einer der wenigen, welcher das Verfahren verträgt, ist anerkannt, und sein Absatz nach Rom, wo er freilich mit mancherlei nicht verlieblichenden Zusätzen verschenkt wird, sehr bedeutend. Hart am römischen Thore waren neuerdings zu Ehren des Papstes, als dieser auf einige Tage nach San Felice gereist war, zwei Wachtthürme errichtet worden, von denen die Fahnen mit dem päpstlichen Wappen und mit diesen um die Wette die Wände der Thürme im Winde flatterten — ihre Mauern waren nämlich aus bemaltem Papier zusammengeleimt, nach hinten zu geöffnet, und von dem Regen der letzten Tage aufgelöst worden. In der Stadt selber herrschte ein ungewöhnlich reges Leben. Es war ein Sonntag, und das Fest der Madonna, welcher bekanntlich der Monat Mai geheiligt ist. Gewaltige Anschlagzettel verkünden schon wochenlang vorher in der gesammten Delegation, an welchem Orte die Hauptfeier des Tages begangen werden solle. Mehr noch als Messe und Procession locken die damit unerläßlich verbundene Tombola, eine Art von Zahlenlotto, welches aber nur während des Sommers und im Freien stattfindet, das Pferderennen auf dem Corso, das Steigen eines Papierballons, dessen Raketen in den Wolken lospuffen, und das abendliche Feuerwerk. Das letztere, und besonders die Girandola am Schlusse, war wirklich ausgezeichnet, und durfte sich der römischen, wenn man den günstigen Standpunkt der letztern ausnimmt, zur Seite stellen. Ich verließ Velletri am folgenden Morgen.

(Fortsetzung folgt.)

Biographie des Thierbändigers Van Amburgh.

(Schluß.)

Gegen Ende des Jahres 1838 ward Van Amburgh mit einem Theil seiner Menagerie von Titus nach England geschickt. Bald nach seiner Ankunft von den Eigenthümern des Circus Astley für die Summe von wöchentlich 300 Pfd. Sterl. engagirt, zeigte er sich, umgeben von seinen Löwen und Tigern, die, demüthig zu seinen Füßen liegend, seinen leisesten Winken gehorchten. Der Zulauf, der ihm zu Theil wurde, war ungeheuer. Er wurde in die Gesellschaften der englischen Aristokratie eingeführt und von diesen mit der größten Achtung aufgenommen. Londons berühmteste Schriftsteller und Gelehrte statteten ihm ihre Besuche ab, unterhielten sich mit ihm über die Kunst, wilde Thiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht in seiner Kunst, den er jungen Leuten des höchsten Ranges ertheilte. Man versichert sogar, daß die Königin Victoria ihn incognito besucht und ihm angeboten habe, ihn in den Ritterstand zu erheben, eine Ehre, die er, als unverträglich mit seinen politischen Grundsätzen, ablehnte. Alle englischen und französischen Journale haben den Vorschlag erwähnt, den er den Eigenthümern von Vauxhall gemacht, mit seinem Lieblingstiger in dem großen Luftballon Nassau aufzusteigen, und sich mit dem Fallschirm herunter zu lassen. Der Magistrat von London verbot dieses Schauspiel wegen des ungeheuren Zudrangs, den es verursacht haben würde, und wegen der Gefahr, in welcher Hr. Green, der Reisegefährte Van Amburghs und seines Tigers, bei dieser Luftfahrt geschwebt hätte.

Van Amburgh hat nach englischem Maaß 5 Fuß 10½ Zoll, sein Körper ist untersetzt gebaut, und obgleich er eine seltene Kraft besitzt, so sind doch seine Muskeln nicht von besonderer Stärke. Seine physische Kraft, gehoben durch einen eisernen Willen, liegt hauptsächlich in seinen Nerven und seinem Knochenbau. Man sollte glauben, seine Züge waren in hohem Grade männlich und entschieden, aber sie sind im Gegentheil sehr zart, fast weiblich, und nur seine Augen haben einen ungewöhnlichen Ausdruck. Seine Augensterne sind sehr vorragend, und es scheint, als besitze er die Gabe, auf die rechte und linke Seite zu sehen, fast ohne den Kopf zu wenden. Es sind keine glänzenden Augen, sie haben etwas Kaltes, Bleiches, und würden fast erstorben scheinen, wenn sie sich nicht unaufhörlich schnell nach allen Richtungen hin bewegen würden, wie wenn sie Alles auf einmal übersehen wollten. In diesen Augen ruht eigentlich Van Amburghs Stärke; die wilden Thiere kennen und fürchten sie, als läge ein magischer Zauber für sie darin. Van Amburgh ist sehr angenehm im Umgang, er ist bescheiden, offen und gesprächig. Seine Ansicht über die Thiere, die der gewöhnlichen so sehr widerspricht, macht seinem Geist wie seinem Herzen gleich viel Ehre. Man wird dieß beurtheilen kön-

Digitized by Google

nen, wenn man folgendes Gespräch liest, das er im J. 1836 mit Ephraim Watts führte, bei welchem er in New-York zu Mittag aß.

„Er fing an — erzählt Ephraim Watts — mir von der Stelle zu erzählen, die er in der Bibel gelesen und mir die Folgerungen auseinander zu setzen, die er daraus gezogen. Er versicherte mich, daß die Gesellschaft der wilden Thiere für ihn immer die Quelle der reinsten Freuden gewesen sey, und daß die Stunden, die er in ihren Höhlen zugebracht, die schönsten seines Lebens seyen. Ich fragte ihn, was er von den Wölfen halte? — „Wenn ich an diese denke," erwiederte er, „so schäme ich mich wahrhaftig für das ganze Menschengeschlecht. Es sind die verständigsten und sanftesten Thiere, die es gibt, wenn man sie irgend zu behandeln weiß, und doch fürchten sich die Menschen vor ihnen. Die Indianer gebrauchen sie statt der Hunde, und ich sah einen Wolf auf dem Grabe seines Herrn vor Kummer sterben." — „Also," sagte ich, „würden Sie sich nicht fürchten, unter einen Haufen hungriger Wölfe zu treten?" — „Das wäre eine gefährliche Gesellschaft," erwiederte er, „ein ausgehungerter Wolf ist nicht in seinem gewöhnlichen Zustand und in dem Besitz seiner Geisteskräfte, er ist närrisch." — Ich fragte ihn, was er von den Hyänen halte. — „Das," sagte er mit bedenklichem Gesichte, „sind häßliche, falsche Thiere, die ihre Beute immer nur von rückwärts anfallen, aber wenn ich den Rücken gesichert hätte, würde ich fünfzig auf einmal nicht fürchten." — „Haben Sie auch schon mit den Schlangen Proben gemacht?" — „Ich haben einen Abscheu vor allen Reptilien," erwiederte er erblassend. „Ich habe von meinem Großvater Tangborgon d'Oom, von dem ich die Gewalt über die vierfüßigen Thiere erbte, auch den Abscheu vor allen kriechenden geerbt. Titus hat einen Tschirokesen, Namens A'Thaeullah, der ausdrücklich für die Schlangen da ist. Dieser Mann spielt mit den Boas, fürchtet sich aber vor den Löwen und Tigern — so hat eben jeder seine Eigenthümlichkeit." — „Man behauptet, sagte ich später zu ihm, daß Sie ihre Thiere vor der Vorstellung mit Nahrung vollstopften, und daß die Ueberfüllung ihres Magens dann eigentlich das Geheimniß ihrer Sanftmuth ist." — „Das ist falsch. Sie bekommen nur einmal im Tag zu fressen, und dieß nach der Vorstellung. Ich gebe ihnen immer ausgewählte Stücke, und sie sind weit mehr Leckermäuler als gefräßig. Wenn sie sich nicht gut aufführen, so gebe ich ihnen wenig zu fressen, sie müssen sich dann mit einem dünnen Rippenstückchen begnügen, aber es thut mir jedesmal weh, wenn ich sie strafen muß." — „Bestürmen Sie sie manchmal mit Arznei? Man hat mir erzählt, daß boshafte Reitknechte in England den Rennpferden manchmal gewisse Medicinen geben, die machen sollen, daß sie keinen Preis bekommen können. Auch hat man mir von einem englischen Dachshund, Namens Billy, gesagt, der in anderthalb Minuten hundert Ratten tödtete — man sagt, daß er diesen Sieg mit Leichtigkeit dadurch erreiche, daß man ihm vorher Laudanum zu trinken gäbe." — „Verächtliches Mittel!" rief Van Amburgh, „höchstens gut, um die Gewalt der Medicin zu zeigen." — Ich fragte ihn, ob er seine Lieblingstiger und Löwen selbst aufgezogen habe." — „Nein," erwiederte er, „aber ich wäre stolz darauf, wenn ich sie aufgezogen hätte. Wo ich schöne Thiere finde, nehme ich sie, ohne mich um ihr Alter zu kümmern; so habe ich meine ganze Menagerie eingerichtet. Mein schönster Tiger ist aus dem zoologischen Garten von Surrey, und ich habe ihn gleich bei der ersten Zusammenkunft gebändigt."

„Ich unterhielt mich lange in dieser Art mit ihm, und er stieß meine bisherigen Ansichten über die Natur der wilden Thiere um. Er glaubt nicht, daß irgend ein Thier, selbst nicht das Rhinoceros, was er für das dümmste und schwerfälligste von allen hält, bei zweckmäßiger Behandlung sich nicht bezähmen lasse. Als ich von Van Amburgh schied, war ich wirklich durchdrungen von Hochachtung und Bewunderung für ihn."

Diese Unterredung kann uns einen Begriff von den Ansichten und der Geistesrichtung unsers Helden geben. Der Zukunft bleibt es vorbehalten, zu entscheiden, ob die Wissenschaft, zu der er den Grund legen will, eine Aussicht auf Dauer hat, und ob man Van Amburgh unter die außerordentlichen Wesen, wie Hercules, oder unter die erfinderischen Geister, wie Bakewell *) stellen soll.

Tabak in England.

Ein humoristisch-geschriebenes Buch über den Tabak von einem Hrn. Fume, was wahrscheinlich ein angenommener Name ist, gibt über den in England gebräuchlichen Tabak folgende Auskunft: „Kein Volk in der Welt raucht schlechtern Tabak und zahlt ihn so theuer, als das englische. Die schlechtesten Arten von Blättern, die nirgends sonst einen Markt finden, werden von den englischen Manufacturisten rasch weggekauft, und nachdem man sie gehörig — wie allgemein behauptet wird, mit einer Auflösung von Vitriol — getränkt hat, sehr fein geschnitten (to shag, wie die Engländer sagen). Dieser Tabak ist so stark, daß ein paar Pfeifen davon den Kopf eines irischen Kohlenträgers schwindlich machen. In Folge der hohen Tabakpreise ziehen die niedern Classen meist denjenigen Tabak vor, der auf das Nervensystem in der kürzesten Zeit die stärkste Wirkung äußert; darum finden die starken Tabaksblätter in England vergleichungsweise einen besseren Markt, als die milden und wohlriechenden. Jonathan Garree empfiehlt den Tabak, der in den nördlichen Staaten Amerika's wächst, da er stärker sey, als der aus dem Süden: „da eben so viel Zeit dazu gehört von diesem Tabak eine Pfeife zu rauchen, bis man von dem gewöhnlichen drei raucht, so ist der Raucher betrunken, ehe er so viel Rauch herauszieht, daß er schaden könnte." Diese Empfehlung gleicht freilich der eines starken westindischen Rums, den eine Fischerfrau mit den Worten anpries: „ein einziges Glas davon brennt Euch das Herz aus, und zwei machen einen ganz angenehm besoffen." Der hohe Zoll auf fremde Cigarren und fremden Tabak, der 9 Schilling (5 fl. 24 kr.) per Pfund beträgt, reizt nicht nur zum Schmuggeln, sondern macht es auch den Consumenten fast unmöglich, guten in England fabricirten Tabak und Cigarren, außer zu demselben Preise, den man für fremdes

*) Bakewell hat die Erziehung und Vervollkommnung der Hausthiere in eine Art System gebracht. Die Revue Britannique, aus der auch Obiges entnommen, verspricht Auszüge aus einem seiner Werke.

Digitized by Google

Fabricat verlangt, zu erhalten. Die ungeheure Menge kleiner Cigarrenläden in London beweist den großen Vortheil des Absatzes von englischem Fabricat zu den Preisen der ächten Havanacigarren. In Holland kann man zu 10 Schilling das Pfund bessere Cigarren haben als in England zu 24 Schilling, und denselben Tabak, den man in England mit 8 Schilling bezahlt, kann man in Holland um drei haben. Unter diesen Umständen nimmt der Aermere lieber seine Waare von einem kecken Schmuggler. Zieht man auch drei Schilling für den Unterschied des Zolls ab, so hat man dem englischen Detailhändler immer noch 11 Schilling für das Pfund Cigarren und 2 Schilling für das Pfund Tabak mehr zu zahlen.

Chronik der Reisen.

Salerno und Pästum.

(Fortsetzung.)

Der Hafen von Salerno soll von Johann von Procida, dem Freunde Manfreds und dem berühmten Anstifter der sicilianischen Vesper gestiftet worden seyn; er ist nur auf einer Seite duech einen kurzen Damm geschützt, und kann nur kleine Schiffe aufnehmen. Er bietet so wenig Sicherheit dar, daß bei schlechtem Wetter die kleinen dortliegenden Fahrzeuge, Mistiks, Trabaccolos oder Tartanen, sich mit Hülfe von Kähnen auf den schönen Ufersplatz hinaufheben lassen. Salerno hat nur im Augenblick seiner Messe, die im September stattfindet, einige Handelswichtigkeit. Diese Messe zieht eine Menge von Fremden herbei, und der schöne zu allen Zeiten sehr belebte Quai am Meer ist dann mit Buden und einer dichten, geschäftsvollen Menge bedeckt; die ganze Stadt ist dann in Bewegung, und alle ihre Einwohner werden zu Kaufleuten: der untere Stock jeden Hauses wird in Magazine umgewandelt, die obern Etagen in Herbergen. Die Inseln des adriatischen Meeres, Sicilien, der Archipel und alle Häfen des Mittelmeeres haben daselbst ihre Repräsentanten, welche ihre Waaren, Zucker, Specereien, Stoffe, Quincaillerie u. s. w., gegen Seide, Oel und Wein von Salerno, Neapel und der Umgegend austauschen. Mein Gastwirth in Salerno, ein ehemaliger Offizier der kaiserlichen Garde, der seit einer Reihe von Jahren in dieser Stadt sich niedergelassen hat, machte mir eine merkwürdige Beschreibung von den gewöhnlichen Besuchern des Marktes von Salerno. Zehntausend Käufer und Verkäufer, zehntausend Neugierige und zehntausend Bettler, sagte er, kommen hier alle Jahre zusammen. Die Bettler machen die besten Geschäfte: sie betteln und stehlen. Es ist unglaublich, wie viele Spitzbübereien an Einem Tage des Marktes vorfallen. — „Aber die Tribunale, die Polizei?“ sagte ich. — „Ah, wenn man jeden ungeschickten Spitzbuben vor Gericht führen wollte, die Richter würden nicht ausreichen, hier macht sich jeder selbst zum Richter, prügelt den Dieb, den er ertappt, tüchtig durch, und die Sache ist abgethan. Unsere Richter haben genug mit den Kaufleuten selbst zu thun; die Leute aus Salerno und der Umgegend sind noch ein wenig Normannen, und wenn heute tausend Geschäfte abgeschlossen werden, kann man morgen auf fünfhundert Processe zählen.“ — „Die Tribunale müssen also vollauf Arbeit haben?“ — „Sie würden nicht fertig, wenn sie Alles abmachen wollten; man schiebt die Processe auf die lange Bank, und da meistens nur um Kleinigkeiten gestritten wird, so beruhigt sich am Ende jeder dabei.“

Salerno hat eine Militärschule, ein Seminar, ein Waisenhaus und ein hübsches Theater. Der Palast des Intendanten, der vor wenigen Jahren erbaut wurde und zu den schönsten neuern Gebäuden von Neapel gehört, so wie die unermeßlichen Klöster auf den Hügeln unterhalb des Schlosses, verdienen gleichfalls besucht zu werden.

Die Tempel von Pästum, woraus die Baudenkmale von Salerno ihre Zierden holten, liegen am Ende der unermeßlichen Küstenstrecke, welche sich von dieser letztern Stadt nach dem kleinen Hafen von Agropoli ausdehnt. Von dem Schlosse Robert Guiscards herab könnte man mit einem guten Glase die Säulen zählen, und doch ist man davon in gerader Linie 20 Miglien entfernt, und 24 auf dem Wege von Scaffa. Man macht diese 24 Miglien mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, und zwar ohne die Pferde zu wechseln. Diese kleinen halbwilden Thiere, welche man in den Maremmen zieht und denen man die Knochen zählen könnte, haben eine eiserne Dauer: in fünf Stunden und in Einem Zuge legen sie die Entfernung zwischen Salerno und den Tempeln zurück, ohne im mindesten besonders angestrengt zu scheinen; allerdings ist die Straße völlig eben, und so gut unterhalten, wie die schönste englische Straße.

Wenn man Salerno verläßt, sieht man rechts ein kleines Fort oder Torrione auf einem Felsen zwischen der Straße und dem Meer, und man kommt mitten in eine ungeheure von Hecken durchschnittene und hie und da mit Wäldchen von großen Eichen besäete Ebene. Diese ist vortrefflich angebaut und mit mehrern Bächen bewässert, die man auf neu erbauten Brücken überschreitet, deren Wölbung fast immer sehr hoch ist. Neben diesen neuen Brücken sieht man fast immer den halbzerfallenen Bogen der alten. Diesen Bächen ist der große Reichthum der Ebene zuzuschreiben, denn der leichte sandige Thon, woraus der Boden besteht, muß befeuchtet werden. Diese leichte Erde ist indeß ungemein fruchtbar, denn unter fünf Jahren bleibt der Acker nur einmal brach liegen, und gibt gewöhnlich vier Kornernten, zweimal Weizen, einmal Gerste und einmal Hafer; auch das Brachjahr ist nicht unfruchtbar, denn die abgeschnittenen Halmen bedecken sich mit einem Walde von Schaflilien und lanettförmigem Wegerich, die ihnen das Ansehen unserer künstlichen Wiesen geben und zahlreiche Heerden nähren.

(Fortsetzung folgt.)

Einstellung des Opiumhandels in Siam. Ostindische Blätter bringen aus Singapur die Nachricht, daß die Behörden von Siam gleichfalls dem Opiumhandel Einhalt gethan und das Opium weggenommen hätten. Ohne Zweifel wurden sie dazu durch die chinesische Regierung aufgemuntert, und dieser Schritt scheint zu beweisen, daß das Verfahren dieser letztern in der Opiumangelegenheit nicht bloß die Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen, sondern auch Feindseligkeit gegen die Engländer zum Zweck hat.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 104** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Kleinrussische Volkslieder.** Mitgetheilt von A. M.....s. — **Die literarischen Löwen in England.** (Fortsetzung.) — **Die sieben Saiten der Leyer.** (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Ausl. beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abnehmer des Ausl. jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausl. nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 104.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

15 September 1839.

Kleinrussische Volkslieder.

Mitgetheilt von A. M.... J.

1.

Schauerlich rauscht's im Eichenwalde,
Dichter Nebel deckt die Fluren;
Und es treibt den Sohn die Mutter
Aus dem Hause; „Pack dich fort, Sohn!
Möchten dich die Türken fangen!“
— Mutter! schöne Pferde werd' ich
Bei den Türken mir erbeuten!

Schaurlich rauschts im Eichenwalde,
Dichter Nebel deckt die Fluren;
Und es treibt den Sohn die Mutter
Aus dem Hause: „Pack dich fort, Sohn!
Den Tataren werd' zur Beute!“
— Mutter! Gold und Silber werd' ich
Mir bei den Tataren holen! —

Und das Pferd, das muntre, führend,
Kommt die älteste der Schwestern,
Zaum und Sattel trägt dir zweite,
Aber ängstlich fragt die jüngste:
„Bruder, sag', wann kehrst du wieder?“

— Eine Handvoll Sand nimm, Schwester!
Streu sie aus auf nackten Steinen,
Und beim frühen Morgenschimmer
Netze sie mit deinen Thränen,
Und wenn Blumen draus erblühen,
Wird dein Bruder wiederkehren! —

Schaurlich rauschts im Eichenwalde,
Dichter Nebel deckt die Fluren;
Und es ruft dem Sohn die Mutter
Aus der Fremde. „Kehr' zurück, Sohn!
Will ein Bad dir kühl bereiten!“
— Mutter! mir zum Bad dient Regen,
Stumpfgrer Dornbusch kämmt das Haar mir,
Und mich trocknet Sturmeswehen! —

2.

Wenn auf's blaue Meer sich der Nebel legt,
Und der Kummer sich auf die Seele wälzt:
Nimmer trennt vom Meer dann der Nebel sich,
Es verläßt die Brust nie der schwere Gram.
Ist's ein Stern, der dort in der Steppe glänzt?
Nein! ein Feuer ist's, das dort leise glimmt,
Und ein Teppich liegt dran, von Seidenstoff,
Drauf ein wackerer Jüngling ausgestreckt.
Mit dem Tuche stillt er das junge Blut,
Das in heißem Strom aus der Wunde quillt.
Und zur Seite ihm steht sein treues Roß,
Stampft die feuchte Erd' mit dem kräft'gen Huf
Und es ist, als sprächs's zu dem Jünglinge:
Auf! erhebe dich, wackrer Jüngling du,
Auf! und sattle schnell dir dein treues Roß,
Dienen will ich dir treu und liebevoll,
Tragen will ich dich in dein Heimathland,
Zu den Eltern hin, den Verwandten all'
Zu dem Kindelein und dem treuen Weib,
Deinem zärtlichen, heißgeliebten Weib!
Und es seufzete tief der Jüngling auf,
Seine kräft'ge Brust hob sich hoch empor,
Doch die weißen Arm' sanken schlaff zurück.
Und es klaffet weit seine Todeswund',
D'raus ein Purpurquell heißen Blutes springt,
Und dem treuen Roß er die Antwort gab:
O, mein Roß, mein Roß, du mein treues Roß!
Aller Freud' und Noth wackrer Mitgenoß!
Kehr' allein zurück zu der Heimath Det,
Grüße freundlich mir meine Eltern dort,
Die Verwandten all' und dir Kindelein,
Sprich auch sanften Trost meiner Wittwe ein,

Digitized by Google

Sag', ein andrer Weib ich genommen hab', *)
Die das weite Feld mir zur Mitgift gab,
Daß ein scharfes Schwert Hochzeit uns gemacht,
Und ein glühn'der Pfeil uns zur Ruh' gebracht!"

Die literarischen Löwen in England.

(Fortsetzung.)

Diese Sache ist indeß nicht werth, daß man sich darüber ereifert, eben weil es eine Nichtswürdigkeit ist. Es ist noch ein Grund, warum Entrüstung lächerlich wäre; der nämlich: daß keine Individuen oder Classen verantwortlich sind für das System. Es ist das Erzeugniß der Zeit, und die es können, mögen lachen, und die da leiden müssen, thäten besser, sich in Geduld darein zu ergeben; nichtsdestoweniger aber ist das System ein Unheil, und sollte daher von denen, welche es in ihrer Macht haben, in seiner Blöße dargestellt und bekämpft werden. Wären seine Wirkungen nur die, daß der Ruin von jungen Dichtern dadurch gesichert und beschleunigt würde, die sich gern in Complimenten und im Lampenschimmer der Salons warmen, um die Aehnlichkeit von Wesen, die nie Männer waren, mit verhätschelten Thierchen zu vollenden: so verlöre die Welt wenig, und diese Art von Stutzerei und Zierafferei möchte, wie jede andre, auch ihren Tag haben. Aber das ist weit nicht Alles. Es ist auch eine leidige Verschwendung der Zeit von Wesen einer höhern Gattung als der reimenden Dandys — eine Verschwendung der kostbaren Zeit von solchen, die nur zu wenige Jahre zum Leben und Denken haben. Es ist ein Eingriff in die Unabhängigkeit ihrer Lebensweise. Wenn ihre Bescheidenheit nicht schmerzlich verwundet wird, so wird doch ihre Vorstellung vom Leben eines Literaten verschlechtert. Eins oder das Andre muß der Fall seyn, und wir beobachten meist beides bei den literarischen Lieblingen der Salons.

Manche mögen einwenden, das Uebel sey gewöhnlich so vorübergehend, daß es einem, der wirklich Verstand und Geist habe, nicht viel schaden könne, und daher ohne Nachtheil für die Welt sey. Aber das Unheil ist mit den Lobeserhebungen und mit der Oeffentlichkeit noch nicht vorüber. Die darauf folgende Veränderung kann heilsam wirken. Carlyle sagt: „Wahrlich, wenn der Tod nicht dazwischen käme, oder wenn das Leben und das Publicum nicht so eigensinnig wäre, und nicht ein Vergessen ohne vernünftigen Grund plötzlich auf den unverdienten Ruhm folgte, und ihn wohlthätig, obwohl höchst schmerzlich, dämpfte, sieht man nicht ein, wo mancher arme glorioſe Mann, und noch mehr manche arme glorioſe Frau anders ihr Leben beschließen sollte, als in Bedlam." Ein solcher eintretender Wechsel mag das Beste seyn was sich hoffen läßt; aber er läßt dann nicht Alles im vorherigen Zustand, ehe die Schmeichelei anfing. Das sichere Gefühl der Gleichheit ist weg; die Gewohnheit des Fleißes ist geschwächt; die Delicatesse der Bescheidenheit ist verschwunden, und ein großes Wunder ist es, wenn nicht die Gemüthsruhe Noth gelitten hat. Auf das Gefühl der Erhebung folgt ein Gefühl der Gedrücktheit; diejenigen, welche die Idole der Gesellschaft gewesen, fühlen sich, wenn entsetzt, wie ihre Sklaven; und die natürliche Folge davon ist Verachtung und Grämen. Was haben denn ein paar Saisons voll Festigkeiten und Selbstgefälligkeit, was einem Mann von Geist und Gemüth der Verlust des Glaubens und der Hoffnung ersetzen könnte, womit er das Leben begann, und ihm vergüten die Entstellung und Zerstörung seiner Ansichten vom Menschen und vom geselligen Daseyn?

Das größte Uebel endlich, das aus dem System des Lionismus entspringt, ist, daß es das Zurücktreten der literarischen Personen in die große Masse der Menschen abschneidet. Sie werden als eine eigene Classe ausgezeichnet, und können sich nicht mehr von ihren Mühen und ihrer Publicität im gewöhnlichen Leben erholen. Dieß ist ein Leiden, dem auch Autoren unterworfen sind, welche sonst durch die herrschende Praxis gar nicht beeinträchtigt werden. Es gibt Männer, die fortwährend die Gesellschaft cultiviren, wegen der Vortheile die sie gewährt, die des Verkehrs sich erfreuen, Huldigungen verschmähen, über die Eitelkeit derer, die nothwendig eitel seyn müssen, lächeln, und die Selbstsucht derer übersehen, die keines höhern Ehrgeizes fähig sind, als wegen ihrer glänzenden Gesellschaften gerühmt zu werden — es gibt Männer, die so erhaben darüber sind, Löwen zu seyn, und die sich doch durch das Löwenwesen benachtheiligt finden. Je mehr sie selbst ihren Beruf ehren, je bescheidner sie selbst den Einfluß ihrer Bestrebungen auf die menschlichen Angelegenheiten anschlagen, desto klarer erkennen sie das Unheilvolle ihrer Scheidung von Andern, die doch auch leben und denken, dadurch daß sie eine isolirte Classe bilden. Denn der Autor hat es gerade mit den zwei Dingen zu thun, welche dem ganzen Menschengeschlecht gemein sind: mit dem Leben und dem Denken. Die allererste Nothwendigkeit seines Berufs ist: zu leben wie Andre leben, um zu sehen und zu fühlen, wie Andre sehen und fühlen, in menschlichen Gedanken und Empfindungen zu sympathisiren. Je mehr seine Sympathie geschwächt wird, um so mehr werden seine Ansichten einseitig, sein Verständniß von Menschen und Büchern unvollkommen, und somit seine Macht über die Gemüther kleiner werden.

In den Alltäglichkeiten und Aermlichkeiten des Lebens, selbst in der Pedanterie der literarischen Coterien, den Frivolitäten der Salons, und der Sentimentalitäten der Löwen-Anbetung gibt es für den selbstständigen Geist allerdings eine Zuflucht und einen Halt in den heitern und schönen Gesetzen der Menschheit überhaupt. Aber auch nur für den selbstständigen Geist — für solche, die im lebhaften Bewußtseyn und Interesse ihres geistigen Berufs aus ganz andern Beweggründen, als aus Sucht nach Beifall, ihr Tagewerk treiben. Nur ein Mann, der des Lobs entbehren könnte, kann mit ganz heiler Haut und unversehrt den Proceß des Löwe-seyns durchmachen, und nur von dem, der des Lobs entbehren kann, ist zu erwarten, daß er Besseres leiste, als er schon geleistet hat. Die Zeitungen mögen von seinem sich ausdehnenden Geist sprechen, und ein Buchhändler von den reichen Früchten seiner kommenden Jahre prophezeyen; aber er hat gewiß sein Bestes schon zu Tage gefördert! Wenn er viel Beifall geerntet durch eine besondere Eigen-

*) Das Wort „Tod," (anopmma) ist sowohl im Kleinrussischen wie auch im Russischen weiblich.

Digitized by Google

schaft seiner Art zu schreiben, wird er immer mehr Beifall zu ernten trachten durch eine stärkere Bethätigung dieser Eigenschaft, bis sie zur reinen Extravaganz wird. Wenn er Energie hat, wird er im Treibhaus der Salons-Gunst endlich in Bombast verfallen. Die Mode, die Fashion mit all ihren Lichtern, Musik, Weihrauch, ist ihm ein Grab — das kalte, tiefe Grab, worin seine Talente und sein Ehrgeiz vermodern.

Ja, der Salon ist das Grab literarischer Hoffnungen und Verheißungen! Es gibt Manche, die auf der Haide, oder im Schatten des Waldes sich selbst zuflüsterten, mit klopfendem Herzen, während sie mit einem großen Geiste Zwiesprache hielten: auch ich bin ein Dichter! In diesen Tagen konnten sie den Namen eines Chaucer, eines Shakspeare nicht hören, ohne das Erglühen des persönlichsten Interesse's, das aus einem Gefühl von Verwandtschaft entsprang. Und dann, auf einem Sopha sich dehnend, Kaffee und Lobeserhebungen schlürfend, begnügen sie sich mit der Mittelmäßigkeit, ganz zufrieden damit, daß Ein holdes Geschöpf sich einen Nachmittag mit ihren Werken eingeschlossen, und eine andre um Mitternacht darüber gebrütet hat. Sie sprechen jetzt von Chaucer und Shakspeare mit derselben Art von Bewunderung, mit welchen Andre zu ihnen sprechen. Das Bewußtseyn, die herzinnige Regung, das Gefühl der Bruderschaft, — alles Edle ist dahin, und dafür kommt eine armliche Selbstgefälligkeit, ein skeptisches Vorziehen des Mittelmäßigen gegenüber dem Trefflichen. Sie unterschätzen ihren Beruf und sind verloren.

(Schluß folgt.)

Die sieben Saiten der Leyer.

(Schluß.)

Ein Bruchstück der ersten Scene im dritten Acte möge eine Probe der Töne der silbernen Saiten der Leyer geben: Albertus sitzt am Bache mit seinen Schülern, Helene nähert sich ihnen.

Albertus.

Helene, was wünschest du?

Helene.

Wer spricht mit mir? Ihr!

Albertus.

Ich, dein Bruder.

Helene.

Mein Bruder ist nicht von dieser Welt.

Albertus.

Dein Vater.

Helene.

Mein Vater ist nicht mehr.

Albertus.

Dein Freund.

Helene.

Ah, mein Freund, der Philosoph. Hört mich, Ihr seyd ein gelehrter Mann; Ihr kennt die Geheimnisse der Natur. Sprecht mit diesem Bache.

Albertus.

Was soll ich ihm sagen?

Helene.

Sagt ihm, er soll schweigen, daß ich die Musik in der Höhe hören könne.

Albertus.

Welche Musik?

Helene.

Ich kann es Euch nicht sagen. Doch Ihr könnt dem Wasser sagen, still zu stehen. Der Wasserfall singt zu laut.

Albertus.

Vergeblich würde ich der Welle gebieten, ihren Lauf inne zu halten: Gott allein kann den Elementen gebieten.

Helene.

Wißt Ihr nicht ein einziges Wort von der Sprache Gottes?

Albertus.

Seltsames Mädchen! Ihr Wahnsinn ist erfüllt mit unbekannter Poesie.

Hanz.

Die Leyer hängt in den Zweigen jener Weide. Soll ich sie dir geben, Helene?

Helene.

Schnell! Der Bach verhöhnt den Philosophen; er erhebt seine Stimme mehr und mehr. (Hanz gibt ihr die Leyer.)

Albertus (bei Seite).

Sie bemerkt nicht die Abwesenheit der beiden Saiten.

Helene.

Höre mich, Bach, und unterwirf dich! (Sie berührt die Leyer. Beim ersten Accord steht der Bach still.)

Albertus.

Welch neues Wunder! Seht der Wasserfall bleibt unbeweglich und hängt am Felsen wie ein Schleier von Krystall.

Helene.

Laufe, schöner Bach, doch singe mit halber Stimme.

Wilhelm.

Der Bach beginnt seinen Lauf wieder, doch mit Vorsicht, als fürchte er die an seinen Ufern entschlafenen Blumen zu wecken. (Helene spielt die Leyer.)

Geist der Leyer.

Jetzt erwartet die ruhende Erde mit Achtung die Stimme des Mondes, der ihr beschattetes Antlitz zu betrachten kommt. Höre denn, Tochter der Leyer, und vernimm die Geheimnisse der Planeten. Aus der Tiefe des Horizonts, durch die dunkeln Gebüsche, siehe, ertönt eine Stimme, schwach, doch von unendlicher Reinheit, die leise sich in die Lüfte erhebt. Sie steigt, sie wächst, die Töne sind deutlich; die silberne Scheibe tritt aus dem Grabgewand hervor; die Erde ertönt, der Raum füllt sich mit Harmonie, die Blätter rauschen auf den Gipfeln der Bäume. Der bleiche Strahl durchdringt alle Oeffnungen des Blättergewebes; hier schlüpfen die Töne gleich leisen Seufzern harmonisch über das versilberte Moos, dort fallen sie wie Thränenströme melodisch in den Kelch der halbgeöffneten Blumen. Still, ihr Vögel der Haine! Still ihr Insecten im hohen Grase; ziehet eure metallnen Flügel ein! Still schwätzender Bach, spiele nicht so mit den Kieseln deines Bettes! still rauschendes Schilf! entfalte deine schweren Blüthenkelche ohne Geräusch, Lotus des Ufers! Scherzende Lüfte, furcht nicht also den Spiegel, in

Digitized by Google

dem sich Luna betrachten will. Hört, was sie singt und antwortet ihr, wenn ihre Stimme und ihr Licht euch durchdrungen und erfüllt hat. Beraucht euch schweigend in ihrer melancholischen Klage; trinket ihren feuchten Widerschein in langen Zügen! — — —

Hanz.

Nun, Meister, spricht diese Musik nicht zu deinem Herzen?

Albertus.

Sie kann nicht zu meiner Vernunft sprechen. Sie erregt in mir, ich weiß nicht welche, Triebe der Beschauung; doch wodurch weiß ich nicht. Ich könnte weder was ich höre, noch was ich empfinde, übersetzen, und doch leihe ich ihr alle meine Aufmerksamkeit.

Wilhelm.

Hört! der Rhythmus wechselt.

Geist der Leyer.

Und jetzt, sie ist erstanden, sie herrscht, sie glanzt! sie badet sich im Aether, wie eine Perle im Ocean. Die bleichen Farben des Prisma tanzen im Kreise um sie. Ihre kalten Meere, ihre ungeheuern Seen, ihre Berge von Alabaster, ihre schneegedeckten Bergspitzen zeichnen sich scharf ab an ihren erstarrten Seiten. Klarer Spiegel, unbegreifliche Schöpfung des unendlichen Gedankens, friedliche Leuchte, an deine Herrin, die Erde, gefesselt! warum erfüllst du die Tiefen des Himmels mit der ewigen Klage, warum gießest du auf die Bewohner der Erde einen so süßen und doch zugleich so trüben Einfluß? Bist du eine vollendete Welt oder eine unvollendete Schöpfung? Weinst du über ein erloschnes Geschlecht, oder seufzest du in Schmerzen der Geburt? Bist du des Sonnengottes verstoßene Gefährtin oder züchtige Braut? — — — O Luna! Luna, so traurig und so schön! bist du Jungfrau oder Mutter, der Aufenthalt des Todes oder die Wiege des Lebens? Erweckt dein reiner Gesang die Geister derer, die nicht mehr oder die noch nicht sind? — —

Helene.

Warum das Gestirn fragen, du, der die Geheimnisse des Unendlichen kennt? Wenn der Zauber dich an meiner Seite fesselt, kann dein Gedächtniß dich nicht in die Orte zurücktragen, die du einst durch den Gedanken bewohntest?

Geist der Leyer.

Mein Gedächtniß erlöscht, Tochter der Menschen. Seit ich dich liebe, verliere ich die Erinnerung an Alles, was jenseit der Gränzen der Erde liegt. Befrage mit mir das All, denn ich kann dir nichts weiter lehren, als was hier unten existirt. Fühlst du nicht selbst ein entzückendes Sehnen sich deines Wesens bemächtigen? Fühlst du nicht, daß es süß ist, nicht zu wissen, und daß ohne Unwissenheit die Liebe auf Erden nicht bestände? Wir wollen uns lieben und die Erkenntniß aufgeben. Gott ist mit uns, denn er ist überall; aber sein Angesicht ist uns verhüllt, und von jetzt an sind wir uns gegenseitig das Bild Gottes.

Helene.

Ich hoffte, du würdest mir Alles offenbaren. Du hattest es mir versprochen, und schon hatten wir unsern Flug nach den Sternenwolken begonnen. Warum stehst du ab, mich einzuweihen? Kannst du mich nicht auf jenes Gestirn führen, das dort oben glänzt? Hunderttausend Fernen über dem Monde? Dorthin möchte ich gehen. Doch du willst mich nicht zu den nächsten Planeten führen.

Der Geist.

Ich kann es nicht. Ich bin durch die Saiten der Leyer gebunden und durch die Liebe, die ich zu dir gefaßt. Tochter der Menschen, tadele nicht die Kette, mit der du mich beladen hast. Ich bin kein himmlischer Geist mehr; ich weiß nicht mehr, ob es einen andern Himmel gibt, als den man von diesem Ufer aus über den Gipfeln jener Bäume sieht. Dein Busen ist mein All; mit dir vereint, verstehe und genieße ich die Schönheiten der Welt, die du bewohnst. Sieh wie heiter die Nacht ist, wie harmonisch sind die Stimmen dieser Welt, wie vermählen sie sich den Harmonien der Sterne, und ohne den geheimnißvollen Sinn der Hymne zu kennen, den sie singen, vereinigen sie sich in einem erhabenen Accord mit der Stimme des Unendlichen.

— — — — — — — — — — — —

Helene.

Ja die Nacht ist schön und die Erde ist bezaubert. Die Strahlen Luna's schmeicheln ihr sanft und ihr Gesang vereinigt sich zart mit dem Gesang der Sterne. Singe weiter, schöne Schöpfung der Liebe und des Schmerzes; singe mit deinen tausend Stimmen. Erwacht ihr Geschöpfe, entzündet vom Durst nach dem Unendlichen. Irdische Geister, schöne Sylphen mit den Purpur und Azurflügeln, öffnet eure glühenden Augen und versenkt sie in den Busen der trunkenen Blüthen. Auf, lange Datura, singe deine Hymne den Sternen, schon tanzt die Phaläna, die dich liebt, um deinen schlafenden Blüthenkelch. — — — — O meine Seele, welche Leiden umlagern dich! Wie fern sind die Sterne! wie schwach ist ihre Stimme! O Erde, ich liebe dich! Wann werde ich sterben, mein Gott? O mein Gott, wo bist du? Wann brichst du die Leyer? Geist, Geist der Leyer, wann werde ich dich sehen? wann werden wir befreit seyn?

Es wäre jetzt noch übrig ein Beispiel von der Wirksamkeit des Mephistopheles auf den Philosophen zu geben; doch, da wir schon oben die Art der Philosophie dem Leser vor Augen gelegt haben, die die Verfasserin als das Opfer der Arglist des Feindes auserkor, so umgehen wir dieß hier absichtlich, da, wie viel der Schwächen auch bei unläugbaren Schönheiten das Werk enthalten mag, dieß vielleicht die schwächste Seite genannt werden kann.

Gewiß, in einer Zeit, wo seit Jakobi, Schelling und Hegel die Philosophie selbst fast zur Poesie geworden ist, indem sie sie als einen Theil ihres Selbst anerkannt hat, ist es ein wenig stark einen Philosophen auftreten zu lassen, wie er vielleicht selbst nicht unter Wolffs Schülern gefunden wurde. Mit dieser falschen Stellung fällt aber auch die ganze übrige Structur des Werkes, das zwar höchst interessant ist, in Bezug auf den Standpunkt der berühmten Frau zur Wissenschaft und ihr Streben, sich über die höchsten Interessen des Menschen zu verständigen, aber doch auch zeigt, daß eine Dame sich mit solchen Fragen nicht anders, als im Kreise ihrer vertrautern Freunde beschäftigen sollte. Uebrigens enthalten wir uns jeder nähern Beurtheilung dieser Dichtung. Wir haben uns an ihrer Blüthe erfreut, und uns bemüht in unsern Auszügen die Lust unserer Leser zu reizen, das Ganze zu lesen, das sie gewiß mit Vergnügen durchlesen werden. Doch können wir in ihm nichts als eine Dichtung sehen, ein Spiel der Phantasie, das unglücklicher Weise einen Gegenstand gewählt hat, der zum bloßen Spiel zu ernst ist.

M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 259.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 September 1839.

Die Naturforscher-Versammlung in Birmingham.

Viele Umstande wirkten zusammen, die dießjährige Eröffnung der „brittischen Association für Beförderung der Wissenschaften" unerfreulich zu machen. Die neuern Ruhestörungen hatten es ungewiß gemacht, ob man nicht besser thue, die dießjährige Versammlung auf eine andere Zeit zu verschieben, und nach einem andern Ort zu verlegen. Die Fremden wurden in Unruhe versetzt durch die übertriebenen Gerüchte von Aufständen, und die Mitglieder der Localcommittee, deren Aufmerksamkeit durch die unruhigen Bewegungen der Chartisten in Anspruch genommen war, konnten auf die Vorbereitungen zur Aufnahme der Versammlung nicht viel Zeit verwenden; dennoch waren die angekommenen Gäste erstaunt, daß die Vorbereitungen auch nur so weit gediehen waren. Verdrießlich indeß für viele war der Umstand, daß so wenig Manufacturen zur allgemeinen Einsicht offen standen, namentlich von den großen Maschinenfabriken, durch welche Birmingham so berühmt ist, auch nicht Eine. Um so mehr Lob verdiente die Localcommittee für ihre Bemühungen im Sammeln zahlreicher „Abbildungen (illustrations) von Manufacturen, Erfindungen und Modellen," die in der sogenannten Grammar School ausgestellt waren, und der Stadt zur großen Ehre gereichen; wahrscheinlich sollen sie als Grundlage einer permanenten Sammlung dieser Art dienen.

Als die allgemeine Committee, welche mit der Leitung des Ganzen und mit dem Geldwesen der Gesellschaft beauftragt ist, am 24 August Mittags zusammentrat, waren so wenig Mitglieder da, daß man die Zusammenkunft auf den Abend verschieben mußte, um die mit den Wagenzügen des Nachmittags ankommenden Mitglieder abzuwarten, denn seltsamer Weise war eben die vielfache Reisegelegenheit, welche durch die Eisenbahnen geboten ist, Ursache, daß viele Mitglieder später eintrafen. Früher hatten die beschränkten Transportmittel viele veranlaßt, sich früh auf den Weg zu machen, damit sie nicht in den letzten Tagen durch die allzu große Zahl der zu den Postwagen sich drängenden Personen aufgehalten würden; jetzt war keine solche Vorsicht nothwendig und die Reise wurde auf den letzt möglichen Augenblick verschoben.

Am Abend wurde die allgemeine Committee abgehalten und darin vor Allem die Geldgeschäfte der Gesellschaft in Ordnung gebracht. Die Einnahmen beliefen sich auf 3900 Pf., die Ausgaben auf 3440. Pf. Unter den letztern befanden sich 1600 Pf. füe Beförderung verschiedener wissenschaftlicher Zwecke und 800 Pf. für den Druck der Berichte der Gesellschaft, während für den Verkauf derselben nur 412 Pf. erlöst worden waren; freilich mußten sie an die Mitglieder der Gesellschaft unentgeltlich abgegeben werden. Aus den financiellen Anordnungen ist noch zu bemerken, daß auch hier die Gesellschaft Mitglieder auf Lebenszeit annimmt, welche ein für allemal 5 Pf. zahlen, und dann von dem jährlichen Beitrag von 1 Pf. völlig frei sind, eine Einrichtung, die auch, wie wir früher schon bemerkten (siehe Nr. 216) bei der geographischen Gesellschaft statt findet, und eine Menge verdrießlicher Einzelnheiten und Weitläufigkeiten abschneidet.

Die Gesellschaft theilt sich bekanntlich in Sectionen nach den verschiedenen Wissenschaften; diese Sectionen sind 1) für mathematische und physikalische Wissenschaften, 2) für Chemie und Mineralogie, 3) für Geologie und physische Geographie, 4) für Zoologie und Botanik, 5) für medicinische Wissenschaften 6) für Statistik, 7) für Mechanik. Dr. Yelloly schlug eine achte Section für Agricultur vor, die Berathung über diesen Gegenstand wurde jedoch auf die nächste Versammlung verschoben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Einrichtung der Gesellschaft, welche dem Athenäum vom 31 August entnommen sind, wollen wir Auszüge und einzelne Notizen aus den verschiedenen Vorträgen folgen lassen, so weit diese für unser Blatt passend sind. Das genannte Blatt hat seine obige Nummer ganz dieser Versammlung gewidmet, und verspricht, die nächsten Nummern dem gleichen Zweck zu bestimmen, um eine vollständige Uebersicht der Verhandlungen zu geben. Schließlich bemerken wir noch, daß die nächste oder zehnte Versammlung zu Glasgow abgehalten werden soll.

Digitized by Google

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839.

(Fortsetzung.)

Die Platform des Palastes Sant Angelo zu besteigen, unterließ ich dießmal der Nebel halber, welche die pontinischen Sümpfe und die herrliche Aussicht nach den Volskergebirgen verhüllten. Vor vier Jahren hatte ich auf diesen Zinnen gestanden — sie waren damals der südlichste Wendepunkt meiner ersteren Reise — und mit Sehnsucht hatte ich nach dem Monte-Circello, nach den Palmen Terracina's geschaut, von denen ich jetzt zurückkehrte. Ein Theater, zu welchem in jener Zeit die Fundamente mit glühendem Eifer gelegt wurden, war noch nicht über die Erde gewachsen, und der Platz mit Unkraut überwildert. Ich stieg von der Anhöhe, auf welcher Velletri liegt, ins Thal hernieder. Sämmtliche Abhänge sind dem Weinbau gewidmet, und erst mit dem Eintritt in den Wald von Monte-Fortino verschwindet dieser, um an den ausgerodeten Stellen dem Weizen Platz zu machen. Von hier an gewinnt die Gegend einen acht tüdesken Charakter. Die Berge zur linken Hand sind mit dem schönsten Laubholz, mit Ulmen und deutschen Eichen überwachsen; zur Rechten wechseln die üppigsten Wiesen mit schönem, wahligem Vieh, und sorgsam bearbeitete, in reicher Aehrenpracht stehende Felder, und durch beide leitet eine Allee von herrlichen, alten Ulmen, in deren Zweigen die Nachtigallen schlagen, auf die von geschlagener Puzzuolanerde gebildete Straße nach Giulianello. Links von der Straße ruht der See von Giulianello in einem erloschenen Krater — ich habe ihn nicht aufgesucht.

Giulianello selber ist ein armseliges Dörfchen mit einem fürstlichen Palast, welcher gleich den meisten adeligen Landsitzen unbewohnt ist, und allmählich verfällt. Grandios ist der steinerne Bruckenbogen, welcher über eine verwachsene Schlucht nach dem Schlosse führt. Die Wohnung des Landmannes in den Gebirgen ist durchgängig dürftig. Eine auswendig angebrachte Steintreppe führt zu dem obern Geschoß, welches in die Wohn- und Schlafstube zerfällt. In der ersten steht der mächtige, fast zu jeder Stunde lodernde Herd. Die zweite, zugleich Vorrathskammer, enthält das Bett von Maisstroh mit den geweihten Kerzen und dem Madonnenbilde an der Wand, den geladenen Karabiner im Winkel, die langen Reihen der gedörrten Käse (pecorino), Kornsacke, ausgespannte Lämmerfelle und jene den Bergen eigenthümlichen Laden, welche auf vier hohen, schmalen Brettchen statt der Füße stehen, und mit eingeschnittenen, bemalten Zierrathen, die fast an die Arabesken der detruischen Vasen mahnen, geschmückt sind. Das Dach dient zugleich als Stubendecke. Die Zwischenwände bestehen aber, wie der Fußboden, nur aus losen, mit Lehm verklebten Stangen. Hierdurch wird es erklärlich, wie jene massiv erbauten Häuser so leicht zerfallen. Eine neue Wohnung zu gründen kostet bei dem Ueberflusse an Steinen eben nicht mehr, als die alte wieder in Stand zu setzen; das Haus wird verlassen, und so bilden sich dann mitten in den Dörfern jene modernen Ruinen, welche die üppige Vegetation in wenigen Jahren mit Epich oder wildem Wein malerisch überspinnt. Und doch ist Giulianello noch bei weitem nicht das ärmste unter den Gebirgsdörfern; darf es sich doch noch des lebendigen Wassers erfreuen, während die Bewohner der übrigen auf den höchsten und kahlsten Zacken, gleich Falkennestern, gegründeten Dörfer und Flecken sich das Jahr über mit Cisternen- und Schneewasser begnügen müssen.

Eine dieser auf schwindelnder Höhe erbauten Ortschaften ist das gegenüberliegende Dörfchen Rocca Massimi. Vor den Verheerungen der Barbaren des Nordens, der deutschen und fränkischen Söldner des Mittelalters flüchteten die Einwohner der Ebene auf jene kaum zugänglichen Zacken. Dort kämpfen sie nun schon seit Jahrhunderten mit dem rauhen Klima, welches jene Berggipfel oft noch im Mai mit Schnee bedeckt, und dem bittersten Mangel, denn auf jenen felsigen Höhen keimt kaum noch spärliches Gras. Ehe aber jene rauhen Flüchtlinge nicht wieder zutrauungsvoll in die Ebene hinabsteigen, ist auch an ihre Civilisation, an eine Belebung jener jetzt wüste liegenden Strecken und den Flor des Landes überhaupt nicht zu denken. Von den verarmten, halbwilden Bergvölkern ist es freilich nicht zu erwarten, daß sie den ersten Schritt thun, und die Wohnung der Väter mit der Ebene vertauschen, und in dem Wörterbuche des Buon-Governo sind Amelierationen und allgemeine Wohlfahrt verba obsoleta. Man wende mir nicht ein, daß die vergiftete Luft der Ebene die Einwohner auf die Spitzen treibe, da es allgemein bekannt ist, daß gerade die Vegetation den Stickstoff am schnellsten absordire, und die Malaria der Cultur des Bodens weiche.

Die Volsker-Gebirge bestehen aus Kalkstein. Wenig Krume überdeckt die nackten Felsen; nur mühsam vermögen die Oelbäume auf den windgeschützten Stellen zu wurzeln, und Cactus und Aloë entfalten sich zu einer im nördlichen Italien ungewöhnlichen Höhe. Der ziemlich jah nach Cori hinanführende Weg theilt sich vor dem Capellchen der Madonna del Monte, vor dem ein gigantisches Crucifix steht, welches statt des Christusbildes den vollständigsten Appacat von Passionswerkzeugen trägt. Dort fehlen weder Würfel noch Schwamm, nicht Rock, noch Zange, der Hahn kräht an dem oberen Ende, und die Schlange windet sich am Fuß um den Todtenkopf. Ich zählte bis 28 Instrumente — jedenfalls eine erfreulichere Symbolik als jene entsetzlichen, blutüberspritzten Christusbilder, welche die Heerstraßen des katholischen Deutschlands verunzieren. Der linke, steilere Weg führt nach Cori a Monte, der rechte nach Cori a Valle, jenen durch ihre Lage geschiedenen Stadthälften. Ich wählte den erstern, und arbeitete mich an einer großen Cisterne vorüber nach dem Thore von Cori. Die Mauern der obern Stadt stammen aus verschiedenen Epochen: die untere Hälfte ist alt-cyklopisch, obwohl aus kleinern, rundlichen Blöcken zusammengesetzt, die obere römische Nachahmung. Der runde Thurm neben dem Thor, aus kleinern, netzförmig gelegten Feldsteinen, zeigt die sogenannte saracenische Bauart, wie man sie unter andern an den Unterbauten der Theodorichsburg bei Terracina wiederfindet. Die Straßen sind über alle Beschreibung eng, winkelig und schmutzig — bilden sie doch den ein-

Digitized by Google

zigen Abzugscanal für Regen und Unreinigkeit. Die Häuser sind grau und verwittert, das Volk ist armselig, und der gute Ruf seiner Ehrlichkeit hat einen etwas ansäuerlichen Beigeschmack.

Ich eilte nach der Kirche San Pietro, in deren Gärtchen der berühmte Herkulestempel steht. Die Kirche selber ist ein ärmliches Gebäude mit elenden Bildern. Der Custode war abwesend — wo es jedoch einen kleinen Verdienst gilt, weiß der Italiener augenblicklich Rath, und so schleppte denn der mich führende Bube auch bald eine Leiter herbei, mit deren Hülfe ich (der Andacht der Betenden unbeschadet) aus dem Kirchenfenster und in den mit Rosen, Myrten und Lorbeeren lustig bepflanzten Garten stieg. Der Herkulestempel ist eines der schönsten und wohlerhaltensten antiken Bauwerke Italiens. Ein Unterbau trägt einige nicht zur Hälfte cannellirte dorische Säulen, welche ihrerseits den Fries und das wohlerhaltene Frontispice stützen. Die Hinterwand schließt mit zwei Pilastern, und einer jetzt vermauerten Cella, in welcher vordem die Bildsäule gestanden hat. Die Inschrift über derselben ist noch vollkommen lesbar. Die Ansicht auf das Gebirge, die Campagna und das Meer von dem Tempel aus ist wunderbar schön, besonders mit der Beleuchtung der sinkenden Sonne. Von Cori a Monte steigt man durch steile, oft durch Treppen verbundene Gäßchen nach Cori a Valle und auf den kleinen Platz von San Salvadore, auf welchem die in elende Häuser eingemauerten Reste des Castor- und Pollurtempels stehn. Sie bestehen aus dem Fries mit Inschrift und zwei cannellirten, korinthischen Säulen mit den schönsten Capitälen, welche ich jemals sah. Ihrer seltenen Vollendung halber sind sie von der französischen Akademie in Rom abgeformt worden. Die zweite, und besonders die dritte cyklopische Ummauerung der Unterstadt ist um Vieles bedeutender als die obern; sie besteht aus rohen, gigantischen Felsblöcken von Basalt, welche sich bis zu einer Höhe von 50 Fuß aufthürmen. Die größten bilden die Mauer unterhalb des Castor- und Pollurtempels; vom Fenster des Wirthshauses aus gesehen bilden sie eine höchst imposante Masse. Für den Maler ist Cori eine unerschöpfliche Fundgrube: die Häuser in ihrer Verfallenheit und die von dem terrassenförmigen Terrain bedingte Bauart liefert die eigenthümlichsten Motive. Durchweg zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch antike Schönheit und Anmuth der Gebärden aus. Nicht minder reizend ist der Blick über die weite Campagna, auf Cisterna, auf die Waldungen bei Ostia, die Thürme von Fiumicino, den sonnebeglänzten Streifen des Meeres, auf die Albaner Vorgebirge, von denen Civita la Vigna herüber winkt. Die einzige Disharmonie in der Feier des schönen Abends brachte das Hereinstürmen eines Polizei-Sergeanten hervor, der mit zwei bis an die Zähne bewaffneten Helfershelfern in das Zimmer eindrach, um mir meine Sicherheitskarte abzuverlangen. Er erklärte sie auf den ersten Hinblick für ungültig, für verfälscht, und gebärdete sich störrisch und bärbeißig, wie denn die römische Polizei überhaupt ein furchtbares, und nur für Spitzbuben nachsichtiges Corps bildet, bis es sich zuletzt herausstellte, daß weder er noch seine beiden Haltfeste lesen konnten, worauf ich ihm selber meinen Ehrlichkeitsschein vorbuchstabiren mußte. Besänftigt, wenn gleich ohne das gehoffte Trinkgeld, schieden sie.

Ein gut unterhaltener Fahrweg führt von Cori, am Fuß des Gebirges, nach Sermoneta, und vereinigt sich mit der ehemaligen Poststraße, welche im Mittelalter angelegt, oder vielmehr erneuert wurde, nachdem die Straße durch die Sümpfe unbrauchbar geworden. Ein zweiter, kürzerer, nur für Fußgänger und Saumthiere gangbarer Weg zieht sich über den Kamm. Obgleich dieser beschwerlicher ist, rathe ich doch ausnahmsweise Fußwanderern, ihn einzuschlagen, sich jedoch mit genauen Nachweisungen oder einem Führer zu versehen, denn der Pfad verschwindet auf den Klippen und Steinen oft völlig, die Aussicht wird durch vorliegende Höhen gehemmt, und das Verirren in diesen menschenleeren Gebirgen ist, wie ich dieß aus eigener Erfahrung sagen kann, nichts weniger als angenehm. Unterhalb Cori schwingt sich eine großartige Brücke über den Abgrund. Sie gilt für antik, und ist wenigstens mit altrömischer Kühnheit erbaut. Der Rückblick auf Cori, wenn man durch einen Olivenhain steigend die jenseitige Höhe erreicht, ist von überraschender Schönheit. Der ganze Berg ist mit einem Schuppenpanzer von Häusern, dessen Mittelpunkt der Herkulestempel bildet, bekleidet. Weiter hinaus fliegt der Blick den Albaner-Gebirgen zu, deren Linien jedoch im Rücken weniger anmuthig sind als wie von Rom aus gesehen, über die weite waldige Ebene, auf das Meer, und den in schönster, duftiger Bläue aus den Fluthen hervorsteigenden Monte-Circello.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Corsica, als Aufenthaltsort für Kranke,

findet sich in einem Briefe des Hrn. de Segur-Dupeyron an Dr. Patisel folgende Stelle: „Von den Engländern leben viele den Winter über in Malta. Malta ist auch in Hinsicht der Temperatur Nizza vorzuziehen; es ist nur zu weit vom Continent entfernt, und erfordert eine Fahrt von wenigstens fünf Tagen. Darum habe ich mich auch schon gefragt, wie es kommt, daß die Aerzte an unser Corsica noch nicht gedacht haben. Corsica hat einen schönen Golf, den ich gesehen habe und der mit Beeren von den eigenthümlichsten Formen umgeben ist; die Feigenbäume der Berberei und die Aloes wachsen auf der Insel wie in Afrika, und dienen dem Lande zur schönsten Zierde. An diesem Golfe liegt, von einer dichten Reihe hoher Hügel vor Winden geschützt, die Stadt Ajaccio, eine schöne Stadt mit großen Straßen, schönen Plätzen und klaren Quellen. Selten einmal fällt hier das Thermometer auf den Gefrierpunkt, und das nur sehr früh am Morgen und auf eine oder zwei Stunden. Nie dauert der Regen hier länger als einige Stunden. Man kann, so sehr man auch das Gegentheil glaubt, ohne die geringste Furcht das Land durchreisen, wenn man in Corsica nur Fremder ist und sich nicht in die Vendettas der Eingebornen mischt. Man kann in achtstündigem Ritte die gigantischen Forsten von Aitonne und Vizzavone besuchen; das sind Colonnaden von schlanken, schmalen Tannen, die 10 bis 20 Quadratlieues einnehmen. In sechs Stunden kann man an die Quellen der Gravona gehen, eines Flusses, der auf einem Laufe von sechs Lieues von einer Höhe von 1000 Metres herabfällt und einen fortwährenden Wasserfall bildet, und in etwas längerer

Digitized by Google

Zeit erreicht man Bastelica, die corsische Schweiz, wo man die ungeheuren Kastanienbäume bewundern kann, die so alt sind wie die Insel. Endlich kann man sich mit Jagd und Fischfang beschäftigen, denn beides ist in Corsica sehr häufig."

Chronik der Reisen.

Salerno und Pästum.

(Fortsetzung.)

In der Nähe von Salerno führt die Straße durch mehrere kleine Dörfer, Arrellara, San Leonardo, Vicenza und Tavernolo. Die Umgebungen dieser Dörfer sind mit Ulmen und Carolina-Pappeln bepflanzt. Jenseits dieser Pflanzungen dehnen sich große Wiesen aus, und hinter diesen Wiesen und dem Goldsande des Ufers erglänzt die Azurlinie des Meeres. Jenseits Battipaglio ist der Boden, obwohl immer noch fruchtbar, nur stellenweise angebaut, und man sieht unermeßliche mit wilden Disteln und wilden Artischoken bedeckte Haiden. Große Heerden von Pferden und Büffeln weiden frei auf diesen Ebenen. Wären die Bäume minder selten und das Wasser in größerer Menge vorhanden, könnte man sich in den pontinischen Sümpfen glauben. Indeß ist die Vegetation keineswegs null, und man trifft stellenweise kleine Wälder von Kork- und grünen Eichen an. Plötzlich bemerkten wir mitten in dieser Einöde bei der Wendung eines dieser Wäldchen mehrere mit langen Gewehren bewaffnete Reiter; fünf bis sechs gleichfalls bewaffnete Fußgänger folgten ihnen, und alle schienen die Richtung auf uns zu nehmen. Dieses Zusammentreffen in der Wüste war nichts weniger als beruhigend. Einige Minuten vorher hatte der Postillon uns die Stelle gezeigt, wo 10 oder 12 Jahre zuvor zwei junge englische Eheleute, welche, wie wir, sich nach Pästum begaben, ermordet worden waren. Die Augen auf diese bewaffnete Gruppe geheftet, hielt unser Postillon, der nicht zu den Tapfern gehörte, den Lauf seiner Pferde an, und schien mit sich zu Rathe zu gehen, ob er weiter fahren oder umkehren sollte. Auf einmal erschien eine noch zahlreichere Schaar an der Ecke des Wäldchens, und rückte uns gleichfalls rasch entgegen. Bei diesem Anblick heiterte sich das Gesicht unseres Postillons auf, er richtete sich auf seinem Sitz empor gleich einem Wagenlenker der alten Zeit, ließ seine Peitsche knallen und trieb seine Pferde an, als wolle er die verdächtigen Banden angreifen. Unter allen diesen Bewaffneten hatte er einige Uniformen erkannt, und seine Furcht war zu Ende. Die zwanzig Mann, die wir zuerst gesehen, waren nur der Vortrab einer kleinen Armee, welche wie jenseits des Gehölzes trafen. Diese Truppe, welche aus der Miliz von Laurino, Attavilla und Eboli nebst einigen Carabiniere zu Fuß und zu Pferde bestand, escortirte drei schwere von Ochsen gezogene und sorgfältig mit großen Strohdecken eingehüllte Wagen. Was konnte das seyn? Ich fragte unsern Postillon. „Eccellenza," sagte er mit einem wunderlichen Ausdruck von Gelüste in seinem Gesichte. „Sie sehen wohl, das ist Geld." — „Geld? und woher kommt dieses Geld?" — „Das sind die Steuern aus der Basilicata, alles dieß geht nach Neapel." — „Und unter guter Escorte, man sollte es für einen Convoi in feindlichem Lande halten." — „Ja sehen sie, es ist viel Geld, und drüben in den Bergen wenig ehrliche Leute. Seyen Sie gewiß, fuhr er mit einem höchst komischen Ausdruck von Geheimniß fort, indem er auf die Leute der Escorte wies, unter den Spitzhüten da sind die ehrlichen Leute eben so wenig zu finden, und wenn nicht einer sich vor dem andern fürchtete, wenn sie sich getrauten, sie würden es alle machen wie der Hund Cucinello's, und statt das Frühstück ihres Herrn in einem Korbe am Halse zu tragen, würden sie den Korb stehen lassen und das Frühstück verzehren. In der That, es gibt keine ehrlichen Leute im Land, als die von Salerno und die Forestieri."

Bei Scaffa setzt man über den Sele, den alten Silarus, auf einer schlechten Fähre, die man theuer genug bezahlt. Der Fluß mahnt an die Tiber bei Rom; er ist schlammig und eingesenkt wie dieser; eine Heerde Büffel, von denen man nur die rauchenden Nasenlöcher durch den Schilfwald sah, der in Italien im Schlamme am Rande der Flüsse bis zur Höhe von 20 Fuß wächst, gab der trübseligen Landschaft eine Art wilder Belebtheit. Einige dieser Thiere tauchten in das schlammige Wasser, streckten nur die Nasenlöcher hervor, und man hätte glauben können, es seyen Flußpferde. Einige Miglien oberhalb Scaffa und jenseits der Vereinigung des Sele und der Calona decken große Wälder die Ebene und die ersten Abhänge des Berges Alburno. Dieß ist der Wald von Persano, der gewöhnliche Zufluchtsort der Räuber aus der jenseitigen Provinz, und die schönste der königlichen Jagden. Gio, der Calabrese, ist der letzte Räuber von einigem Ruf, der den Wald von Persano zum Schauplatz seiner Thaten gemacht hatte. Gio war der Schrecken der Bewohner von Eboli und Altavilla, er hatte mehrere Mordthaten begangen, aber seine Gewandtheit und seine Kühnheit waren so groß, daß die Carabiniers seiner nie habhaft werden konnten. Der Chef der Polizei von Salerno setzte endlich einen Preis auf seinen Kopf, und drei Bauern von Albanello verriethen ihn. Einer dieser Bauern hatte ihn gekannt, als er noch die Heerden eines Landmannes von Ogliocastro weidete, und hatte ihm mehrmals Lebensmittel gebracht, welche der Räuber ihm gut bezahlte; übrigens trank Gio nie Wein und aß nie Brod, ohne daß der, welcher sie ihm brachte, vorher davon gekostet hatte; man konnte also ihn weder vergiften noch narkotische Mittel in seine Speisen mischen. Die Bauern von Albanello ersannen also eine List und versteckten sechs Carabiniers in einen der ersten Häuser von Albanello, durch welches Dorf Gio öfters kam, ohne sich jedoch je darin aufzuhalten. Er liebte leidenschaftlich das Spiel mit der Wurfscheibe, und wenn er guter Laune war, spielte er es gern mit jedem, den er traf. An diesem Tage gingen drei Bauern ihm spielend entgegen, und Gio ermangelte nicht, sich ins Spiel zu mischen. Die Bauern nahmen ihn mit Freude auf, und trugen Sorge dafür, daß er dem Dorfe den Rücken kehrte: als das Spiel gut im Zuge war, warf einer wie aus Zufall die Wurfscheibe in den Hof des Hauses, wo die Carabiniers versteckt waren. Im Eifer des Spieles eilte Gio in den Hof, um die Wurfscheibe wieder aufzuheben, war aber kaum hineingetreten, als einer der Bauern die Thüre zuschlug und ihn hineinsperrte; während Gio sich bemühte sie einzustoßen, eilten die Carabiniers herbei und warfen sich auf ihn; der Räuber verwundete einen derselben tödtlich, erlag aber endlich der Uebermacht, wurde gebunden und an einem Markttage zu Salerno hingerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Unfälle französischer Schiffe an der Nordwestküste. Arago hat genaue Berechnungen über die Zahl der Unfälle der französischen Marine angestellt, aus denen hervorgeht, daß jährlich 88 Fahrzeuge an den Küsten des Oceans und im Canal untergehen. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 260.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 September 1839.

Das Turnier zu Eglinton. II.

Nie gab es, sagt der Correspondent des Morning Chronicle, eine kläglichere Darstellung als den großen Zug der Ritter und Herolde. Der Turnierkönig, Marquis von Londonderry, nahm sich in seinen Bemühungen, die königlichen Gewänder um sich her festzuhalten, höchst grotesk aus, und ließ bei diesem vergeblichen Bemühen, ohne daran zu denken, einen großen Regenschirm sehen. Die stahlbekleideten Ritter blickten grimmig, doch nicht aus Kampflust, sondern aus Aerger, daß der Regen in eigensinnigen Strömen auf die schönen Rüstungen und die wehenden Federn ihrer Streitrosse herabfiel. Die Herolde und ihre Begleiter, die Knappen und Pagen, und die ganze bunte Menge machten trübselige Mienen, und Lord Eglinton selbst, so sehr er sich zu lächeln bemühte, war sichtlich niedergeschlagen und entmuthigt. Und wohl hatte er Ursache dazu! Seit einem Jahre hatte er den Plan zu diesem ritterlichen Schauspiel entworfen, die Zwischenzeit mit Vorbereitungen und Einladungen zugebracht, hierzu 20 bis 30,000 Pfd. Sterl. ausgegeben, und Alles umsonst; dieß war genug, um den Aerger des standhaftesten Philosophen rege zu machen. Man hätte glauben sollen, bei der hoffnungslosen Aussicht auf Besserung des Wetters werde ein Herold die Vertagung des Turniers auf einen andern Tag verkündigen, und in dieser Erwartung eilten Hunderte hinweg, so schnell ihre Beine sie tragen konnten, und patschten auf die kläglichste Weise durch den Sumpf, in welchen der Boden verwandelt worden war. Die Scene hatte etwas unwiderstehlich Komisches, was noch dadurch vermehrt wurde, daß Hunderte von Schuhen und Strümpfen ausgezogen und in Körben oder großen Taschen untergebracht wurden, eine schottische Sparsamkeit, welche die englischen Zuschauer nicht wenig frappirte.

Mehr als der dritte Theil der Zuschauer hatte sich verlaufen, als das Stechen dennoch begann. „Zwei Ritter," so erzählt wörtlich ein Glasgower Blatt, „rannten in einem sehr mäßigen Laufe gegen einander, und suchten sich mit ihren Stangen, fälschlich Lanzen genannt, auf eine so durchaus harmlose Weise zu berühren, daß ein Kind den Zusammenstoß nicht zu fürchten gehabt hätte. Die Stangen schienen aus dem zerbrechlichsten Holz gemacht, das man finden konnte, denn sie brachen fast alle bei dem leichtesten Stoße in zwei Stücke. Nicht ein einziger Ritter wurde aus dem Sattel gehoben, oder auch nur in seinem Sitz erschüttert, und die weichen Sägspäne auf dem Boden hätte man sparen können." Die Geschichte der einzelnen Rennen läßt sich somit leicht denken, und die „Königin der Schönheit" hätte ihr Lächeln, womit sie jeden Ritter, der eine Lanze gebrochen, als tapfern Helden empfing, gleichfalls sparen können. Der Glanz des Schauspiels ward nicht gehoben durch die klägliche Figur, welche der Turnierkönig, Lord Londonderry, machte: er saß auf seinem prächtig geschirrten Rosse, wie einer, der niemals ein Pferd bestiegen, und bei jeder Bewegung des Thieres in den Koth geworfen zu werden befürchtet.

Das Turnier dauerte nicht lange, und geraume Zeit, ehe es zu Ende ging, hatte sich die Zuschauerversammlung wegen des andauernd heftigen Regens zerstreut. Die „Königin der Schönheit" verließ den Platz, wie sie ihn betreten, in ihrem Wagen, und ihre Abfahrt war auch das Signal für die Ritter, sich zu entfernen, aber leider nicht zum glänzenden Bankett und Ball, denn die luftig aufgeschlagenen Pavillone waren nichts weniger als wasserdicht: in dem Bankettzimmer war das Tafeltuch ausgebreitet, aber es war naß, als käme es aus dem Waschzuber, die Teller und Platten waren mit Wasser gefüllt, das in reichlichem Maaße vom Dach herabtropfte, ein halbes Schock Wassergefäße, die in regelmäßigen Zwischenräumen auf und zwischen die Tafeln gestellt worden waren, gaben große Hoffnung, bald bis an den Rand voll zu seyn. Das Ballzimmer war nicht besser daran, der Boden war von Wasser überströmt. Hier konnte weder Ball noch Bankett statt finden, und so war es auch, denn vor Einbruch der Dämmerung erschien der Graf von Eglinton, barhaupt und sehr niedergeschlagenen Angesichts, aber immer noch voll Höflichkeit und Artigkeit, um anzukündigen, daß wegen des ungünstigen Wetters alle Festlichkeiten für diesen Abend eingestellt seyen.

Digitized by Google

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839.

(Fortsetzung.)

Nach dreistündigem, mühseligem Wandern, Irren und Verirren erreichte ich das alte Norba. Mir fehlt das eigentliche Wort, um diese kolossalen Ueberreste zu bezeichnen. Es sind keine Ruinen, denn bei diesen denkt man sich zerfallene Gemäuer, und hier steht nur noch ein ärmliches Gewölb über der Erde, eben so wenig darf ich auch sagen, es sey der Fleck, wo Norba vordem gestanden hat, indem der vollständige Grundriß, die Mauern an den Abhängen (Norba liegt nämlich auf einem gesonderten Kegel), die Lage der Hauptgebäude noch vollkommen kenntlich ist. Es ist der eigenthümlichste Anblick, den man sich denken mag. Cyklopische Mauern aus viereckig zugehauenen nach außen geglätteten Werkstücken von Kalkstein — ich sah einzelne Blöcke von 10 Fuß Länge — umgeben die Stadt, und haben sich nach den Bergen zu bis zu einer Höhe von 70 Fuß erhalten. Nach den pontinischen Sümpfen zu sind sie niedriger und auch von kleinern Quadern erbaut. Man unterscheidet noch das Eingangsthor und die Unterbauten der Burg auf der höchsten Spitze. Besonders merkwürdig und auch dauerhafter gebaut sind die viereckigen Thürme an den Außenseiten, zu welchen die größten Steine verwandt worden waren. Der Umfang der alten Stadt mag gegen 2 Miglien betragen. Sehenswerth ist noch eine räumige, von der Natur gebildete Höhle unterhalb Norba, deren Eingang nach den Sümpfen zu liegt, und die jetzt den Heerden als Zufluchtsort dient. Eine Ruine anderer Art ist das in der Ebene, und genau unterhalb Norba liegende Nymfa, eine im Mittelalter bereits verlassene Stadt, von der noch die Ringmauern, die Cella einer Kirche und einzelne Häuser stehen, Alles dicht mit Epheu überwebt, mit Unkraut und Gestränch verwachsen. Nymfa verhält sich zu Norba wie Romantik zum Alterthum.

Eine Miglie von Norba, und gleichfalls auf dem Bergrücken, liegt Norma, eines der unheimlichsten, abschreckendsten Gebirgsdörfer, welches nur vom Thal aus gesehen durch seine phantastische Formen, durch die Keckheit, mit welcher es auf dem äußersten Rande zu balanciren scheint, durch die mit Cactus überwaldete Bergwand und die wundersame Lage der Felsblöcke, auf denen es steht, interessiren kann. Ein Stein ruht durch tiefe Spalten gesondert horizontal auf dem andern, es ist, als habe die Natur dem Menschen das Muster zur cyklopischen Bauart liefern wollen. Die in das Thal hinabführende Straße ist neu und musterhaft unterhalten, eben so auch die Strada Romana, wie die von Rom aus durch die Provinzen ziehende Straße genannt wird, welche sich an die erstere anschließt und durch einen Olivenwald bergab und dann wieder nach Sermoneta hinauf leitet. Jede Stadt liegt nämlich auf einem abgesonderten Kegel, jede will besonders erklommen werden, und dieß ist keine der geringsten Mühseligkeiten für den Reisenden. Sermoneta zeichnet sich nur durch ein weitläuftiges Castell mit vier Thürmen und mittelalterlicher Befestigung aus; aus seinen frühern Zeiten hat es keine Ueberreste mehr vorzuweisen.

Durch die Angaben der Einwohner verleitet, ließ ich mich bewegen, den oberhalb der Berge nach Sezza führenden Weg, statt der gebahnten Straße in der Ebene einzuschlagen. Er mag der kürzere seyn, ist aber abscheulich, und erinnert an die der sicilianischen Südküste. Der Italiener hat keine Idee von Fußwanderungen; ihm, der auch die kürzeren Strecken auf Saumthieren zurückzulegen gewohnt ist, bleibt der Unterschied von guten und schlechten Wegen ziemlich fremd; für Naturschönheiten hat er wenig oder gar keinen Sinn, und so mag ihm wohl jener Ziegenpfad, auf welchen man sogar durch vorliegende Berge, z. B. den Monte-Antignano, der Aussicht auf die Campagna auf das Meer beraubt wird, ein empfehlenswerther dünken. Als ich nach langer Wanderung aus der Wüste trat, und endlich den schiefen Thurm von Sezza erblickte, fand ich mich um so unangenehmer durch eine tiefe, zwei Miglien lange Felsschlucht, welche sich nördlich um die Stadt zieht und umgangen werden mußte, überrascht. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, als ich den nach Sezza (dem alten Sabia) hinaufleitenden Weg erstieg. Mit mir erklommen ihn die aus der Ebene heimkehrenden Frauen, gestützt auf ihre langen, bunt geschälten Gebirgsstöcke, den Säugling in der Schwinge auf dem Kopf tragend, das schwarze Rüsselvieh am Strick vor sich hertreibend; andere wandelten in kleinen Haufen vor den Thoren und beteten zu Ehren des Feiertags laut ihren Rosenkranz ab. Ich bemerkte schöne Gesichter unter ihnen, ächt neapolitanisch glühende Augen und den südlich gebräunten Teint; der dieser Ortschaft eigene Kopfputz, die kurzen, zerfaserten Locken über der Stirn und die violetten oder schwarzen Schleifen auf dem Hinterkopf, ist dagegen, in Vergleich zu dem der Albanesinnen, nichts weniger als bildsam. Rechts von der Straße nach der oben erwähnten Felsschlucht zu steht der von Quadern erbaute, gigantische Unterbau eines antiken Tempels, die Archäologen theilen ihn ohne Grund dem Saturn zu, car tel est leur bon plaisir, und dagegen läßt sich nichts erwiedern. Zur Linken, unfern der Stadt sind noch einige Bogen und gewölbte Gänge von Backsteinen sichtbar, ziemlich unklare und undedeutende Reste eines Amphitheaters. Die Stadtmauern sind cyklopische, bestehen jedoch aus kleinern, in den Ecken eingefugten Steinen; eben so ein viereckiger Thurm am Abhange. Sezza wird sparsam nur von Fremden besucht, und so stehen denn seine Gasthäuser auf der niedrigsten Stufe. Dasjenige, in welches ich gewiesen wurde, war eigentlich nur eine Osterie und wurde von einer uralten Frau gehalten. Außer dem Vordergemach, in welchem das Volk an langen Tischen zechte, faßte das Haus nur noch eine, mit Wirthschaftsgeräth gestopfte Halle, deren Pforte auf die Straße führte. Die Urenkel der Alten, welche diese nach dem Tode der Kinder und Enkel erzog, mußten sie mir auf diese Nacht räumen. Meine greise Wirthin war eine höchst interessante Erscheinung; eine unverbildete italienische Natur, eisenfest, trotz ihrer vorgerückten Jahre jugendlich lebendig, wahrhaft fromm, gutmüthig, gastfrei, willig, und unermüdlich für meine Bequemlichkeit besorgt. Sie theilte mir die Ergebnisse ihres langen, freud- und leidvollen Lebens mit. Jetzt aber, sprach sie, sey sie zum

Digitized by Google

Sterben bereit. Sie reichte mir ihre Hand, um aus deren Linie ihre fernere Lebensdauer zu lesen. Ihr müßt Euch darauf verstehen, Herr, äußerte sie. Ihr seyd ja ein Gereister, ein Gelehrter. Doch wartet einen Augenblick, die Hand ist von der Arbeit gebräunt. So wird es gehen. Es war die erste Probe, welche ich in der Chiromantie ablegen sollte. Aufmerksam beschaute ich die Runzeln und Falten, deutete auf die lange, lange Lebenslinie, zeigte ihr in den durchkreuzenden den Gatten, die Söhne, Enkel und Urenkel — und war glücklich genug, ein kleines Urenkelchen ausfindig machen zu können. Ein Lächeln überflog ihre welken Züge. Wohl, wohl, erwiederte sie. Es soll mir lieb seyn, aber, wie gesagt, der Himmel findet mich zu jeder Stunde bereit. Das Bild der greisen Patriarchin, ihr ausdrucksvolles, von silberweißen, freien Locken umwalltes Antlitz, wie sie die Kinder im Gebet unterwies und ihnen den Abendsegen ertheilte, wird mir unvergeßlich bleiben. Mit Rührung schied ich am folgenden Tage von ihr; ich mußte ihr versprechen, sie wieder aufzusuchen. Nicht meine Schuld ist es, wenn ich wortbrüchig werde.

In vielfachen Windungen führt die Straße bergab und immer am Fuße der Berge hin. Zur Rechten dehnen sich die pontinischen Sümpfe wie ein unübersehbares, glänzendes Pflanzenmeer aus, zur Linken erheben sich steil aus der Ebene die Gebirge mit ihren schroffen Felszacken, Oelbaumwäldern und verödeten Villen. In einem Garten drängten Orangenbäume ihre goldfruchtschweren Kronen zusammen; weiterhin wölbten sich antike Unterbauten mit netzförmigem Mauerwerk. Eine Mühle lag, halb von Schilf verdeckt, am Ufer des Bachs, und ihr Klappern tönte einförmig durch die Stille der sonnenschwülen Gegend. Bild reihte sich an Bild. Eines der schönsten bot sich mir als eine Wollheerde, die langsam von den Hirten durch den zur Rechten fließenden Usente getrieben wurde; die malerische Tracht des Landvolks mit Sandalen, spitzen Hüten und rothen Jacken, die prachtvollen Ulmen am stillen Fluß, auf welchem eine Saudale (der Name der Barken) schläfrig hinzog, links eine zerfallene, epheuumrankte Warte am Fuße des Berges, im Hintergrunde die blauen Berge von Sant Angelo bei Terracina, die ganze Ebene in Duft und Sonnenglanz schwimmend — es war der herrlichste Claude Lorrain, den man sich denken konnte. Vorüber an einem abgeplatteten Gipfel des Felsens, Pietra di Sisto genannt, weil Sixtus V von dort aus die Austrocknung der pontinischen Sümpfe überschaute, gelangte ich an das ehemalige Posthaus Casa nuova. Jetzt ist es ganz verödet; die Ställe sind eingestürzt, die Gebäude selber von ärmlichem Gesindel bewohnt. Bald darauf theilt sich der Weg, und führt rechts nach Terracina, links um die Volskergebirge durch ein breites Thal nach Piperno. Die Berge ziehen sich weiter und weiter auseinander, die Vegetation erstirbt bis auf weniges Gestrüpp und sparsam verstreute Olivenpflanzungen, die Ebene selber ist dürr und öde. Es ist eine ermüdende, unerfreuliche Wanderung. Zur Linken zeigen sich hier und da Spuren antiker Villen und mittelalterlicher Wachtthürme. Büffel ziehen langsam des Weges und vereinzelte Heerden drängen sich in den von Reben verschränkten Hürden zusammen — es sind die einzigen Spuren von Leben auf der sommerdürren Strecke. Weiterhin bilden die Berge einen räumigen Kessel; auf den Vorbergen zur Linken liegen die Dorfschaften Rocca-gorga, höher als diese Maenza, zur Rechten auf der höchsten Spitze, und den Namen in der That führend, Rocca-secca. Jetzt wendet der Weg sich abermals rechts nach Piperno. Es liegt auf mäßiger Höhe, und hinter ihm auf der neapolitanischen Gränze wird das als Räubernest verschriene Sonnino sichtbar. Ist nun Piperno auch eine finstere, winkelichte Stadt, gleich den übrigen Gebirgsstädten, so hat es doch den schönsten Marktplatz vielleicht in ganz Italien. Das Rathhaus, ein alterthümliches, gothisches Gebäude von Quadern mit Spitzbogenfenstern, welche von zierlichen Säulchen getragen werden, breiter Treppe und Säule, macht, trotz des modernen Uhrthürmchens, einen imposanten Eindruck; leider sind die untern Bogenhallen vermauert. Dicht daran steht im Winkel der Dom mit einer auf drei Säulen ruhenden Vorhalle. Diese Pfeiler werden von marmornen Löwen, einem Tiger und einem gesattelten Pferde getragen. Der Dom ist 1240 erbaut, und 1780 ächt jesuitisch verballhornisirt worden; nur die Absis blieb unverletzt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Salerno und Pästum.

(Fortsetzung.)

Jenseits des Sele kommt man noch mehrere Miglien weit durch unangebaute Ebenen, an deren Ende man die Tempel von Pästum erblickt, deren braune Masse sich am Azur der Berge von Ogliocastro abzeichnet. Allmählich werden diese Tempel größer, die Colonnaden treten hervor aus dem dunkeln Hintergrunde, und man erkennt griechische Denkmäler. Im Umkreise der Stadt angelangt, fühlte ich mich sehr unangenehm berührt, daß man einen Theil dieses Raumes zu einer landwirthschaftlichen Anlage gewählt hatte. Diese Anlage und die in der Nähe der Tempel erbauten Wirthshäuser schaden dem ersten Eindruck dieser schönen Ruinen sehr. Denkmale dieser Art berufen namentlich der Einsamkeit, und die Bettler, die Wirthsleute, die Custoden, die Führer, die Verkäufer von Münzen und allerlei Gegenständen aus Terra Cotta, von denen man alsbald umlagert wird, verursachen die allerunangenehmste Zerstreuung. Man hat gut sich mit Geduld waffnen, das Andringen dieser Elenden ist so arg, daß man wider Willen den Stock aufheben muß, um sie in der Entfernung zu halten, man wird jedoch von den Schaaren derselben so lange begleitet und betäubt, bis sie durch die Erfahrung überzeugt sind, daß man entschlossen ist, die qualche cosa, die sie so unverschämt begehren, in Stockprügeln auszutheilen. Bei der ersten drohenden Gebärde fliehen alle, und so findet man wie durch ein Wunder die Einsamkeit und die Freiheit wieder.

Nachdem ich endlich diese Freiheit gewonnen, eilte ich zum ersten Tempel, und erstaunte über seine kleinen Verhältnisse nicht wenig. Zweihundert Personen hätten nicht in seinem Umfange Raum, und seine kurzen und dicken Säulen stehen einander so nahe, daß drei Personen nicht nebeneinander zwischen denselben durchgehen können. Dieser

Digitized by Google

erste Tempel war der Ceres geweiht, und das Ganze ist elegant, obwohl ein wenig plump. Hier findet sich Kraft und Solidität ohne Größe, und hierin unterscheiden sich hauptsächlich die Gebäude von Pästum von den römischen Denkmälern, welche diese drei Eigenschaften in sich vereinigen.

Der Tempel Neptuns, das größte dieser Gebäude, erhebt sich mitten im Gebüsch einige hundert Schritte von dem Ceres-Tempel entfernt; beide scheinen eine Fronte eingenommen zu haben. Man hat den Tempel Neptuns mit dem Theseus-Tempel zu Athen verglichen, mit dem er allerdings manche Aehnlichkeit hat, aber es fehlt ihm die Cella, die durch eine zweite Reihe Säulen ersetzt wird. Die Capitäle der Säulen des Tempels von Pästum sind weniger geziert als die griechischen Capitäle, ihre Dimensionen minder genau und weniger elegant. Der Durchmesser der Säulen ist verschieden, sie nehmen von unten nach oben zu rasch ab, und die Zwischenräume zwischen den Säulen sind ungleich. Diese Tempel, welche man auf mehr als 800 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung hinaufsetzt und deren Erbauung man einer dorischen Colonie zuschreibt, sind in der That nichts als merkwürdige Denkmäler der Kunst in ihrer Kindheit, und man muß ein starker Enthusiast seyn, um große Schönheiten daran zu entdecken. Diese plumpen und ungleichen Säulen mit starken Riefen und Capitälen, die mehr Mühlsteinen als dem eleganten dorischen Capitäl gleichen, die nackten Friese und ein Architrav mit roh sculpirten Triglyphen — diese Säulen, die ohne Schaft, ohne Platte, ohne Basis irgend einer Art auf dem Pflaster des Tempels als dem gemeinsamen Sockel der ganzen Colonnade aufstehen, sind nichts als die Anfänge der dorischen Kunst. Von diesen Tempeln zu Pästum bis zum Theseus-Tempel und zum Parthenon, diesen vollkommensten Werken der dorischen Kunst, ist es eben so weit, als von diesen letztern Gebäuden bis zum Tempel des olympischen Jupiters, dem Meisterwerke der griechischen Architektur. Also nicht mit diesen merkwürdigsten Denkmalen der griechischen Kunst muß man sie vergleichen, sondern vielmehr dem Concordien-Tempel zu Agrigent oder dem Sisypheum von Corinth. Dieses letztere Gebäude war zu den Zeiten Strabo's schon so zerstört, daß dieser Vater der Archäologie nicht entscheiden kann, ob die stehengebliebenen Säulen zu einem Tempel oder zu einem Palast gehörten. Die Architektur des Concordien-Tempels des Sisypheums und des Tempels zu Pästum gleicht sich vollkommen: dieselben Friesen, dieselben Capitäle, dieselben dicken Säulen. Diese verschiedenen Denkmale müssen also aus einem und demselben Zeitalter seyn, der einzige Unterschied ist in der Unterhaltung: von dem Sisypheum stehen nur noch sieben Säulen, während der Concordien-Tempel und die Tempel zu Pästum noch ganz erhalten sind. Der Tempel des Neptun ist vielleicht noch am besten conservirt: alle seine Säulen sind noch an ihrem Platze, das massive Gesims, das sie tragen, ist noch unverrückt; das Karnieß und die Hohlkehle sind noch unberührt, und könnten noch das Zimmerwerk des Daches aufnehmen, das allein spurlos verschwunden ist. Nur hat es beim Einsturz einige Theile der innern Colonnade, von der es gestützt war, mit niedergerissen. Die Basilica ist aus einer spätern Zeit als die beiden Tempel, und ihre Erbauer haben augenscheinlich copirt.

Wenn man bedenkt, daß seit der Zeit, wo diese Gebäude in der Ebene aufgeführt wurden, über 2600 Jahre verflossen sind, so scheint ihre Erhaltung ans Wunderbare zu gränzen. Von der Stadt, die sie umgab, sind nur unförmliche Trümmer übrig, die unter Binsen und Buschwerk vergraben sind. Selbst die ungeheuern Mauern konnten der Zerstörung nicht widerstehen, und sind zum Theil eingestürzt, die Tempel aber stehen aufrecht, und scheinen noch einer langen Reihe von Jahren zu trotzen. Sie danken diese Erhaltung wohl nur dem Umstande, daß die Säulen nicht aus Marmor, sondern aus einem festen Travertin erbaut sind, daß ihre Baumeister nicht nach den Regeln der bessern griechischen Architekten verfuhren, und noch weniger nach den Grundsätzen Vitruvs — denn statt sieben Durchmesser Höhe haben sie nur fünf, und stehen darum auch bewunderungswürdig fest. Da sie ferner aus fünf ungeheuren übereinander gesetzten Stücken bestehen, so widerstanden sie den Erdbeben viel leichter, als wenn sie aus Einem Stück bestanden hätten. Setzt man noch hinzu, daß diese verschiedenen Stücke nicht mit Klammern von Eisen oder Bronze aneinander geschmiedet sind, daß die Giebel und Friesen der Tempel keine Sculpturen darbieten, daß sie mit Einem Worte nichts haben, was die Habsucht der Barbaren oder den raffinirten Vandalismus der Alterthümler reizen könnte, so wird wohl das Geheimniß ihrer außerordentlichen Erhaltung erklärt seyn.

Diese Erhaltung ist ohne Zweifel die erste ihrer Schönheiten. Uebrigens muß man bemerken, daß diese drei Gebäude auf Platformen erbaut sind, zu denen man auf mehrern Stufenreihen gelangte, daß sie zwischen dem Meer und den Gebirgen stehen, und ein Gemälde bilden, dessen Ganzes einen großen Eindruck macht. Betritt man den Umkreis der Stadt durch das östliche Thor, so ist der Anblick dieser Denkmäler wirklich unvergleichlich. Die Basilica stützt sich auf den großen Tempel, das elegante Profil des Ceres-Tempels zeichnet sich auf der zweiten Fläche ab, und hinter diesen Gebäuden und zwischen ihren massiven Säulen glänzt das Meer wie ein hellblauer Streifen, der von den violetten Bergen von Salerno und Amalfi wie von einer reichen Franze begränzt ist. Die Insel Capreä, in einen Purpurdampf gehüllt, bildet den letzten Theil dieser erhabenen Landschaft, die durch das unermeßliche Meer begränzt wird.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Linienschiff Friedland. Dieser Dreidecker ist seit dem Jahre 1810 auf den Werften von Cherbourg, und erhielt damals den Namen Inflexible; im Jahre 1811 wurde er König von Rom getauft; im Jahre 1814 erhielt er wieder seinen ersten Namen; im Jahre 1815 noch einmal den Namen des Königs von Rom, und nach den 100 Tagen zum drittenmal den Namen Inflexible; im Jahre 1820 gab man ihm den Namen Herzog von Bordeaux und im Jahre 1830 den Namen Friedland. Das Schiff wird nicht vor Anfang 1840 fertig werden, und die französischen Blätter meinen, es frage sich, ob er seine letzte Taufe schon bestanden habe.

Hoher Preis des Champagners. Die Trauben von Sillery und Verzenay sollen in der ersten Woche dieses Monats zu einem Preise verkauft worden seyn, der den Hectolitre auf 250 Franken bringt. Die Trauben waren noch grün, und man wußte nicht, ob die Qualität gut seyn würde. Dem obigen Preise zufolge wird den Kaufmann im Jahre 1842 die Flasche 5 Fr. 75 C. kosten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 105.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 September 1839.

Ein Tag des Dichters Lamartine.

Seiner neuesten Gedichtsammlung, aus der wir bald Einiges mittheilen werden, schickt Lamartine ein Vorwort, in Gestalt eines Briefs an einen Freund voran, worin er sein Leben auf dem Land während der Herbstmonate — der Zeit, wo er allein Muse zum Dichten finde — sehr anmuthig, jedoch nicht ohne eine gewisse selbstgefällige Eitelkeit schildert.

„Wenn das politische Jahr zu Ende ist, wenn die Kammer, die Conseils généraux des Departements, die Municipal-Conseils, die Wahlen, die Ernte, die Weinlese, das Säen mir zwei einsame und freie Monate in meinem lieben Haus in Saint-Point gönnen, wo Sie ein paar Male zu schlafen wagten unter einem Thurm, der von den Stößen des Westwinds erzittert, dann fängt mein Leben als Dichter wieder für einige Tage an. Sie wissen besser als irgend Jemand, daß es jederzeit höchstens nur den zwölften Theil meines wirklichen Lebens ausgemacht hat. Das gute Publicum glaubt, ich habe dreißig Jahre meines Lebens damit zugebracht, Reime zu fügen und die Sterne zu betrachten; aber ich habe darauf nicht dreißig Monate verwendet, und die Poesie war für mich immer nur wie das Gebet, der schönste und innigste Act des Gedankens, aber auch der kürzeste, und derjenige, der dem geschäftsvollen Tag am wenigsten Zeit entzieht. Die Poesie ist der innere Gesang. Was würden Sie von einem Menschen denken, der vom Morgen bis zum Abend sänge? Ich habe nur Verse gemacht, wie Sie singen, wenn Sie allein, im Vollgefühl der Kraft, in den einsamen Pfaden Ihrer Wälder sind. Es begleitet den Schritt und dient den Bewegungen des Herzens und Lebens als Tact. Das ist Alles.

Die Zeit dieses Singens ist für mich das Ende des Herbstes; die letzten Tage des in den Nebeln und in der unholden Wuth des Sturmes sterbenden Jahres. Die rauhe und kalte Natur wirft uns da auf unser Inneres zurück; es ist die Dämmerung des Jahres; es ist der Moment, wo die äußere Thätigkeit aufhört; aber da die innere Thätigkeit nie aufhört, muß man eben auf etwas Anderes den Ueberfluß von Kraft anwenden, die sich in verzehrende Melancholie, in Verzweiflung und Wahnsinn verwandeln würde, wenn man sie nicht in Prosa oder Versen ausathmete. Gesegnet sey der, der die Schrift erfand, dieß Gespräch des Menschen mit seinem eignen Gedanken, dieß Mittel, die Bürde der Seele zu erleichtern! Er hat viele Selbstmorde verhindert!

Zu dieser Jahrszeit stehe ich lang vor Tag auf; fünf Uhr hat noch nicht geschlagen auf der trägen und gellenden Uhr des meinen Garten beherrschenden Glockenthurms, so habe ich schon mein Bett verlassen, von Träumen erschöpft, habe meine kupferne Lampe angezündet und das Feuer von Rebenbüscheln angefacht, das mir Wärme geben muß bei meiner Nachtwache in dem kleinen gewölbten, stummen und isolirten Thurm, der einem Grabgemache gleicht, bewohnt noch von der Thätigkeit des Lebens. Ich öffne mein Fenster, ich mache ein paar Schritte auf den wurmzernagten Planken meines hölzernen Balcons. Ich betrachte den Himmel und die schwarzen Zacken der Berge, die sich scharf und genau abheben auf dem blaßblauen Winterhimmel, oder ihre Gipfel in einem schweren Nebelmeer baden; wenn der Wind geht, sehe ich den Wolken zu, wie sie hinlaufen über die letzten Sterne, welche abwechselnd glänzen und verschwinden wie Perlen des Abgrunds, welche die Woge in ihrer unsteten Bewegung bald bedeckt, bald wieder enthüllt. Die schwarzen, entblätterten Zweige der Nußbäume auf dem Kirchhof krümmen sich und ächzen unter dem Sausen der Lüfte, und der nächtliche Sturm rafft auf und scheucht vor sich her ihre todten Blätter, welche am Fuße des Thurms wie Wasserwellen rauschen und brausen. Bei einem solchen Schauspiel, zu einer solchen Stunde, in solcher Stille, mitten in dieser mitfühlenden Natur, zwischen diesen Hügeln, wo man aufgewachsen ist, wo man altern wird, zehn Schritte von dem Grabe, wo, unsrer wartend, ruht, was man am bittersten auf Erden beweint hat — ist es möglich, daß da die Seele, welche erwacht und sich in dieser Nachtluft stärkt, nicht einen allgewaltigen Schauer empfinde, daß sie sich nicht augenblicklich in diesen ganzen prächtigen und

Digitized by Google

vertraulichen Verkehr des Firmaments und der Berge, der Sterne und der Wiesen, des Winds und der Bäume mische, und daß nicht ein hastiger und strebender Gedanke vom Herzen sich emporschwinge, um zu diesen Sternen, und von diesen Sternen um zu Gott emporzusteigen? Es löst sich etwas von meinem Wesen, um sich zu vermählen mit all diesen Dingen, ein Seufzer führt mich zurück zu Allem, was ich gekannt, geliebt, verloren habe in diesem Haus und anderwärts; eine Hoffnung, kräftig und klar wie die Vorsehung in der Natur, trägt mich in den Schooß Gottes hinüber, wo Alles sich wiederfindet; Wehmuth und ein schwärmerisches Gefühl durchdringen sich in einigen Worten, die ich ganz laut ausspreche, ohne Furcht daß Jemand sie höre, außer dem Wind, der sie vor Gott bringt. Die Kälte des Morgens erfaßt mich; mein Fuß knistert auf dem Reif, ich schließe mein Fenster und kehre in meinen Thurm zurück, wo das wärmende Feuer prasselt und mein Hund mich erwartet.

Was dann thun, mein Freund, während der drei oder vier langen Stunden der Stille, die im November verstreichen zwischen dem Erwachen und dem Aufgehen des Lichts und des Tages? Alles schläft im Hause und im Hof; kaum hört man manchmal einen vom Schimmer eines Sterns getäuschten Hahn ein Krähen anheben, das er nicht vollendet und das er zu bereuen scheint, oder einen schlafenden und träumenden Stier im Stall ein tiefes Gebrüll ausstoßen, welches den Ochsenhirten weckt. Man ist sicher, daß keine häusliche Zerstreuung, kein lästiger Besuch, kein tägliches Geschäft binnen zwei oder drei Stunden Einen überrascht und beunruhigt. Man ist ruhig und voll Vertrauen zu seiner Muße, denn der Tag gehört den Menschen, die Nacht aber nur Gott.

Dieß Gefühl völliger Sicherheit ist an sich schon eine Wollust. Ich genieße es einen Augenblick mit Entzücken. Ich gehe, ich komme, ich mache meine sechs Schritte nach allen Richtungen auf den Dielen meines engen Gemachs, ich betrachte ein Paar an der Wand hängende Portraits — Bilder die tausendmal besser in meinem Herzen gemalt sind; ich spreche zu ihnen, ich spreche zu meinem Hund, der mit klugem und unruhigem Auge allen Bewegungen meines Körpers und Gedankens folgt. Manchmal falle ich auf die Knie nieder vor einem dieser theuern Andenken an die todte Vergangenheit; noch öfter schreite ich auf und ab, indem ich meine Seele zum Schöpfer erhebe und einige Stücke von Gebeten spreche, welche uns unsre Mutter in der Kindheit lehrte, und ein paar Verse aus den Psalmen des heiligen hebräischen Dichters, die ich in den Kathedralen habe singen hören, und die sich da und dort in meinem Gedächtniß finden, wie die zerstreuten Noten einer vergess'nen Melodie. Dieß gethan — und muß nicht Alles damit anfangen nnd enden? — setze ich mich an den alten Eichentisch, wo mein Vater und Großvater gesessen sind. Er ist bedeckt mit Büchern, die von ihrer und meiner Hand abgegriffen sind; ihrer alten Bibel, einem großen Petrarka in Quarto, einem Homer, einem Virgil, einem Band von Cicero's Briefen, einem zerknitterten Band Chateaubriands, Goethe's, Byrons, allen möglichen Philosophen und Dichtern, und einer kleinen Nachfolge Christi, dem philosophischen Brevier meiner frommen Mutter, das noch die Spuren ihrer Finger, da und dort auch ihrer Thränen und einige Anmerkungen von ihr enthält, und allein mehr Philosophie und Poesie in sich schließt, als alle jene Poeten und Philosophen. Unter all diesen bestaubten und durcheinander liegenden Büchern einige Blätter schönes weißes Papier, Kreide und Federn, zum Zeichnen und Schreiben einladend. Den Ellbogen auf den Tisch, und den Kopf in die Hand gestützt, voll unbestimmter Bilder, die Sinne in Ruhe, oder traurig gewiegt von dem lauten Dröhnen der Wälder, welches an meine Scheiben anschlägt und verhallt, überlasse ich mich allen meinen Träumereien, empfinde ich Alles, denke ich an Alles, nehme gedankenlos ein Zeichenstift in die Hand, zeichne ein paar sonderbare Bäume oder Schiffe auf ein weißes Blatt; die Bewegung der Gedanken kommt ins Gleichgewicht, wie das Wasser in einem zu hoch angeschwollnen Flußdett, die Bilder, die Empfindungen häufen sich, sie begehren in irgend einer Weise sich zu ergießen, und ich sage bei mir selbst: geschrieben! Weil ich keine Prosa schreiben kann, da mir die Uebung und ein Fach mangelt, schreibe ich Verse. Ich bringe einige recht süße Stunden damit zu, in jenen Metren, welche den Tact und die Bewegung der Seele ausdrücken, die Gefühle, die Ideen, die Erinnerungen, die Leiden, die Eindrücke, deren ich voll bin, auf das Papier auszuschütten; ich lese mir wiederholt selbst diese harmonischen vertraulichen Geständnisse meiner eigenen Träumerei vor; meist lasse ich sie unvollendet, und zerreiße sie wieder, nachdem ich sie geschrieben. Sie beziehen sich nur auf mich, sie könnten von Andern nicht gelesen werden; es wären vielleicht nicht die am wenigsten poetischen unter meinen Gedichten, aber was thut's? Das Kräftigste und Schönste, was der Mensch empfindet nnd denkt — sind es nicht die Bekenntnisse und Geheimnisse, die er der Liebe zuflüstert, oder die Gebete, die er mit leiser Stimme an Gott richtet? Schreibt er diese? Nein, gewiß nicht; das Auge oder das Ohr des Menschen würde sie profaniren. Das Beste, was wir im Herzen haben, tritt nie daraus hervor.

Einige jedoch dieser Morgenpoesien wurden vollendet; es sind die, die Sie kennen, die Betrachtungen, die Harmonien, Jocelyn und diese noch namenlosen Stücke, die ich Ihnen übersende. Sie wissen wie ich sie schreibe, Sie wissen wie ich sie in ihrem geringen Werth zu würdigen weiß; Sie wissen, wie unfähig ich der peinlichen Arbeit der Feile und der Selbstkritik bin. Tadeln Sie mich, aber klagen Sie mich nicht an; und für allzugroße Nachlässigkeit und Schwäche gewähren Sie mir ein Uebermaaß von Nachsicht und Erbarmen!

Die Stunden, die ich so diesen Tropfen von Poesie widmen kann, — ein wahrer Thau meiner Herbstmorgen — sind nicht lang. Die Glocke des Dorfs läutet bald das Angelus mit dem Zwielicht; man hört auf den steinigen Pfaden, die zur Kirche und zum Schloß führen, das Klappern der Holzschuhe der Bauern, das Gedöcke der Heerden, das Bellen der Schäferhunde, und das gellende Pfeifen und Knarren der Wagenräder auf dem über Nacht gefrornen Boden; das Treiben des Tages

Digitized by Google

beginnt um mich her, ergreift mich, und reißt mich bis zum Abend mit fort. Die Arbeiter kommen meine hölzerne Treppe herauf und lassen sich von mir ihr Tagewerk vorzeichnen; der Pfarrer kommt und bittet mich für seine Kranken oder für seine Schulen zu sorgen; der Maire kommt und bittet mich, ihm den verworrenen Text eines neuen Gesetzes über die Vicinalstraßen zu erklären — eines Gesetzes das ich habe machen helfen und das ich so wenig verstehe wie er. Nachbarn kommen und fordern mich auf, mit ihnen zu gehen, um den Plan eines Weges zu entwerfen, oder ein Erde abzumarken; meine Weingärtner kommen mir zu erklären, daß die Ernte schlecht gewesen, und daß ihnen nur ein paar Säcke Roggen bleiben, um ihr Weib und fünf Kinder während des langen Winters zu nähern; der Postbube kommt an mit Journalen und Briefen, die wie ein Regen von Worten auf meinen Tisch niederrauschen — Worte, die bald süß, bald bitter, noch öfter gleichgültig sind, aber die doch alle einen Gedanken, ein Wort, eine Zeile in Anspruch nehmen; meine Gäste, wenn ich welche habe, erwachen und streifen im Haus herum; Andre kommen an und binden ihre erhitzten Pferde an den Eisengittern der niedern Fenster an. Es sind dieß Pächter von unsern Gebirgen in schwarzen Sammtwämsern und Ledergamaschen; Maires von benachbarten Ortschaften; gute alte Geistliche mit ihrer Krone von weißen Haaren, von Schweiß gefeuchtet; arme Wittwen von den benachbarten Städten, die glücklich wären mit einem Plätzchen bei der Post oder beim Stempelamt, die an die Allmacht eines Mannes glauben, von dem das Journal des Hauptorts gesprochen hat, und die sich in schüchterner Ferne unter den großen Linden der Eingangsallee halten, ein paar arme Kinder an der Hand. Jedes hat sein Anliegen, seinen Traum, sein Geschäft; man muß sie anhören, dem Einen die Hand drücken, für den Andern ein Billet schreiben, Allen einige Hoffnung geben. Alles dieß geschieht, während man auf einer Ecke des mit Gedichten, mit Prosa und mit Briefen bedeckten Tisches ein Stück Roggenbrod bricht, duftend nach unsern Bergen, gewürzt mit frischer Butter, einem Stück Obst aus dem Garten oder einer Traube aus dem Weinberg. Ein frugales Dichter- und Landmanns-Frühstück, auf dessen Brosamen die Vögel auf meinem Balcon harren. Der Mittag kommt heran; ich höre meine Pferde wiehern und mit dem Huf im Sand des Hofes scharren, wie um mich zu rufen. Ich sage den Gästen des Hauses, die bis Abend bleiben, guten Morgen und Lebewohl, steige zu Pferde und galoppire fort, alle Gedanken des Morgens hinter mir lassend, um andern Sorgen des Tages nachzugehen. Ich verliere mich in die tiefen und steilen Pfade unsrer Thäler; ich erklimme und reite wieder abwärts und aufwärts unsre Berge; ich binde mein Pferd an manchen Baum, ich klopfe an manche Thüre; ich finde da und dort tausend Angelegenheiten, die mich oder Andre betreffen, und kehre erst mit der Nacht heim, nachdem ich während sechs oder sieben Stunden auf einsamen Wegen alle Strahlen der Sonne, alle Farben der vergelbenden Blätter, alle Düfte, allen fröhlichen und traurigen Lärmen unsrer großen Landschaften in solchen Herbsttagen eingesogen habe. Glücklich wenn ich bei der Heimkehr, erschöpft von Anstrengung, zufällig an einem Winkel des Kamins einen während meiner Abwesenheit angekommnen Freund finde, mit einfachem Herzen und poetischem Wort, der, nach Italien oder der Schweiz reisend, sich erinnerte, daß mein Dach nah an seinem Wege ist, und der, wie Hugo, Nodier, Quinet, Sue oder Manzoni, uns ein fernes Echo mitbringt von dem Getöse und Treiben der Welt, und mit Nachsicht ein wenig unsern ländlichen Frieden kostet!

Das, mein Freund, ist der beste Lebenstheil des Jahres für mich. Möge Gott ihn vervielfältigen, und er sey gesegnet für das wenige Salz, womit er ihn würzt; aber diese Tage fliehen dahin mit der Schnelligkeit der letzten Sonnen, welche zwischen zwei Nebeln die purpurnen Wipfel der jungen Pappeln auf unsern Wiesen vergolden.

(Schluß folgt.)

Die literarischen Löwen in England.

(Schluß.)

Es ist eben so traurig und noch lächerlicher, einen Mann zu sehen, den Andre überreden, daß er so groß sey als die Größten; das selbstgefällige Lächeln beim Lobe von den Meistern des Gesangs zu sehen, welches sagt, daß er sich selbst ähnliche Ehren vermuthe. Wenn man bedenkt, wie wenige Schriftsteller in einem Jahrhundert Jahrhunderte lang leben, so muß man staunen, wenn man beobachtet, wie viele jedes Jahr allen Zweifel an ihrer eigenen Größe aufgeben, und in dem Wahne sich wiegen, daß die Geister von ihnen erfüllt seyen und erfüllt seyn werden, wenn ein neues Jahrhundert angebrochen, und sie und ihre Schmeichler längst dahin gegangen sind, wo sie vielleicht die Armuth all unsers Wissens erkennen werden. Wahrscheinlich vergeht keine Saison in London, wo nicht einem Autor oder einer Autorin von irgend einer thörichten Person gesagt würde: er, oder sie, sey gleich Shakspeare; und es ist nur zu wahrscheinlich, daß einige schon geglaubt, was man ihnen gesagt, und daß sie in Folge hievon unter dem blieben, was sie bei angestrengtem Eifer und Fleiß hätten wirklich leisten können; während es doch fast gewiß ist, wenn solche Leute es nur einsehen könnten, daß, wenn je ein Edenbürtiger von Shakspeare erstehen sollte, dieß in einer gar nicht voraus zu vermuthenden Gestalt geschehen würde, und in einer Weise, daß die Gleichheit des Werths und Ruhms ihm selbst und der Welt ein Geheimniß bleiben wird, bis er dahin ist.

Eine weitere beinahe unvermeidliche Wirkung des literarischen Löwenwesens ist, daß es einen Autor seinen Beruf überschätzen macht, was beinahe ein ebenso unglücklicher Irrthum ist, als ihn unterschätzen. Alle Menschen, die ein Interesse an ihrer Arbeit und ihrem Schaffen haben, sind dem ausgesetzt, daß sie ihren Beruf überschätzen. Aber beinahe alle Menschen, außer populären Autoren, lassen ihr Geschäft und

Digitized by Google

die darauf bezüglichen Gedanken hinter sich, wenn sie ausgehen sich zu erholen. Der literarische Löwe dagegen hört von wenig Anderm als von Büchern, und der Art von Büchern, die ihn gerade interessirt. Er sieht sie an Wänden und auf Tischen, wo er hin kommt; alle die Ideen, die ihm zukommen, sind aus Büchern; alle Neuigkeiten betreffen Bücher — so daß es kein Wunder ist, wenn er am Ende sich einbildet, daß Bücher alle Dinge und Angelegenheiten der Welt regieren. Wenn dieser Wahn einmal in seinem Hirn sich festsetzt, so ist es aus mit allen tüchtigen Leistungen. Sein Scharfsinn in Betreff menschlicher Interessen und seine Sympathie mit menschlichen Gefühlen sind dahin. Wäre er nicht verzaubert, gefangen gewesen in dem magischen Kreis der Fashion, so hätte er sich vielleicht auch draußen umgesehen, wie es in der wirklichen Welt zugeht. Er würde bei einiger Klugheit beobachten, wie auch bei den lesenden und denkenden Classen viele Dinge an Wichtigkeit den Büchern vorgehen; wie wenig die Literatur sich messen kann an Einfluß mit den Winden des Himmels, mit innern Trieben und Regungen, mit dem Besitz von Ländereien und Jagden, mit Amts- und Berufsgeschäften, mit den Tagesneuigkeiten, mit den Haus und Familie betreffenden Gedanken und Empfindungen. Wenn er aus dem Cirkel der Hochgebildeten heraustreten könnte, würde er finden, wie der Kaufmann auf der Börse, der Krämer am Ladentisch, die Mütter in der Kinderstube, Knaben und Mädchen in der Lehre oder in Diensten leben, ohne viel an Bücher zu denken.

Manchmal ist das, wenn er zu solcher Erkenntniß kommt, die Vorbereitung dazu, daß er sich seines Berufs schämt. Ein Theil der Begierde, welche populäre Schriftsteller gegen das Ende ihrer Laufbahn zeigten, mehr als Gentlemen denn als Autoren zu gelten, kommt ohne Zweifel auf Rechnung des Wunsches in dem aristokratischen England, auf gleichem Fuß zu stehen mit ihren Bewunderern in den Eigenschaften, welche diese am meisten auszeichnen, so wie auf Rechnung der allgemein menschlichen Tendenz, was wir besitzen gering anzuschlagen gegen das, wornach wir verlangen, welche umgekehrt manche Männer von Rang antreibt, sich als Autoren, Staatsmänner oder Waidmänner auszuzeichnen, während Autoren und Gesetzgeber nach Rang trachten. Gewiß aber hat auch das Nachlassen des Enthusiasmus, die Kränkungen, welche auf eine überschwängliche Popularität folgen, einen großen Antheil an der Erzeugung des Trachtens nach einer aristokratischen Stellung und des Sichschämens an ihrem Beruf, wodurch einige Lieblinge der Salons einen Schatten über ihren eignen Ruhm werfen.

Das literarische Löwenwesen ist ein Zeichen der Zeit; es liegt in der Natur und in den Verhältnissen gewisser kleinen Seelen, es zu treiben und zu hegen, und darüber läßt sich nichts weiter sagen. Weder mit dem System noch mit ihnen muß man hadern, da der Streit doch nichts helfen würde. Indeß hat die Sache wohl auch manche Lichtseiten: Bekanntschaften, Freundschaften, Erweiterung der Kenntniß der Menschen und der Welt, neue Ansichten, Ablegung von Vorurtheilen u. s. w., und wenn manche kleine Schöngeister und schwache Denker durch das System des literarischen Löwenwesens zu Grunde gerichtet worden sind, so darf man doch auch hoffen, daß einige Wenige das Gute daran sich zu nutze gemacht, das Schlimme gemieden, und aus ihren Erfahrungen in dieser Beziehung größere Selbstständigkeit und frische geistige Quellen gewonnen haben." —

Bei uns in Deutschland ist das Löwensystem noch nicht zu solcher Höhe und Vollkommenheit ausgebildet; vielleicht leben wir ihm auch entgegen; jedenfalls enthält dieser Aufsatz manche beherzigenswerthe und fruchtbare Winke.

Lied.

Von Th. Moore.

Der Kelch soll froh um unsre Tafel kreisen;
Doch Glaubenssachen lasset hier in Ruh;
Befragt um sie nur unsre dummen Weisen
Und schickt sie unsern klugen Narren zu!

Denn dieser Augenblick ist eine Blume,
Die köstlich prangt, doch kurze Zeit nur blüht.
Befleckt sie nicht in Bacchus' Heiligthume
Mit Schulenstaub, an dem kein Herz erglüht!

Dein Glas mag roth, und blau das meine glänzen;
Doch wenn den Nektar Eine Flasche zollt,
So wollen wir dem Thoren nicht kredenzen,
Der ob des Glases Farben zänkisch grollt.

Muß denn der Held, der brav mit mir in Schlachten
Um Freiheit kämpft, für meinen Glauben glühn?
Die treuen Freunde sollt' ich laut verachten,
Die nicht vor meines Gottes Altar knien?

Das süße Ketzermädchen sollt' ich meiden,
Und suchen einen orthodoxen Kuß? —
Fluch dem Gesetz, wonach ich unterscheiden
Und Glauben, Muth und Liebe wägen muß!

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 261.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 September 1839.

Die Anlehen der Nordamerikaner in Europa.

Es ist eine in der Geschichte nicht seltene, aber doch immer wieder Erstaunen erregende Erscheinung, daß die gold- und silberreichsten Länder oft am ärmsten sind. Das spanische Amerika, das vor der Zeit seiner Entdeckung bis zu seiner Emancipation ungeheure Massen von Gold und Silber nach Europa schickte, hat nach dieser Zeit durch die Anlehen, die man den verschiedenen Staaten fast aufnöthigte, wieder einen guten Theil desselben an sich gezogen. Als die Wuth, den spanisch-amerikanischen Staaten Geld zu leihen, durch die erlittenen Verluste abgekühlt war, kam Nordamerika an die Reihe, und hat in einem Zeitraum von 10 Jahren *) etwa 150 Mill. Dollars Nominalcapital aus Europa gezogen, wofür es jetzt gegen 10 Mill. Dollars Interessen zu zahlen hat. Es fragt sich nun vor Allem: wurde das Capital, das auf eine so verschwenderische Weise nach Amerika geschickt wurde, auch zu Zwecken verwendet, welche einen sichern Gewinn gaben, und die Zinsen sichern, und welche Folgen muß das Verhältniß von Schuldner zu Gläubiger haben, wie es zwischen Amerika und Europa jetzt statt findet.

Man hat die Anlehen in Europa aufgenommen, angeblich um gegen niedrigere Zinsen, als man in Amerika zahlt, Eisenbahnen, Canäle, Dampfschiffe u. dgl. zu bauen. Allein nicht genug, daß auf die Anlehen der Staaten Anlehen der einzelnen Banken gefolgt sind, von denen sich durchaus nicht sagen läßt, daß sie auf den Bau von Eisenbahnen und Canälen verwendet wurden, so hat das Einströmen einer solchen ungeheuren, durch die Zettel der Banken noch vermehrten Masse Geld dem angeblichen Zweck der Geldaufnahme wesentlich geschadet: der Geldüberfluß trieb die Preise aller Waaren und auch den ohnehin hohen Arbeitslohn in die Höhe, und daher kam es, daß die beabsichtigten Unternehmungen mit den dazu entlehnten Summen nicht ausgeführt werden konnten, und ohne weitere Anlehen auch ferner nicht vollendet werden können, somit also, zum mindesten gesagt, keinen Ertrag abwerfen.

Auf diesem erwarteten Ertrage aber beruht hauptsächlich die Hoffnung der Interessenzahlung und der dereinstigen Rückzahlung, denn es ergeben sich starke Symptome, daß es so gut wie unmöglich seyn wird, dem Volke oder einzelnen Staaten directe Steuern aufzulegen, um die Interessen der aufgenommenen Capitalien und deren Heimzahlung zu decken. Ein Blatt, der Charleston Mercury bemerkte: „Keiner von allen Staaten, welche Schulden contrahirten, hat bis jetzt sich bemüht, solche zu zahlen; kein Staat hat noch gewagt, dem Volke directe Taxen zur Herstellung von Eisenbahnen, Canälen u. dgl. aufzulegen.“ Setzt man hinzu, daß selbst in Staaten, wie New-York und Pennsylvanien, wo noch am meisten europäischer Geist und Sinn für öffentlich eingegangene Verpflichtungen herrschte, nicht nur in öffentlichen Volksversammlungen die von den Regierungen gemachten Anlehen verworfen wurden und gegen die fernere Interessenzahlung protestirt worden, sondern daß dieselbe Gesinnung auch schon in den Repräsentantenhäusern dieser beiden Staaten nicht bloß ausgesprochen, sondern in formellen Berichterstattungen niedergelegt worden ist, so darf man wohl fragen, was in den Staaten des Westens geschehen wird, wenn New-York und Pennsylvanien sich so äußern? Wie es mit den Anlehen von Columbia, Merico, Buenos-Ayres, Chili und Peru ergangen ist, weiß jedermann, und jetzt steht die Frage, ob es in Nordamerika besser gehen wird.

Man kann leicht die größere Ordnung, die höhere Industrie und Thätigkeit der Nordamerikaner anführen, und in der That, nur diese, vereint mit dem Reichthum des Bodens, haben auch bis jetzt die Sache im Gange erhalten, ob dieß aber so fortgehen kann, wenn die Zuflüsse aus Europa mehr und mehr versiegen, ist höchst zweifelhaft. In Amerika steht den Regierungen kein Zwang gegen das Volk zu Gebot, um solche eingegangene Verbindlichkeit zu erfüllen, und mit dem Hochmuth, womit die Amerikaner auf Europäer herabsehen, wird sich noch die ge-

*) Wenige Anlehen werden viel älter seyn, wie aus der ungeheuren Vermehrung der Banken seit dem Jahre 1830 hervorgeht. Am 1 Januar 1820 waren 508 Banken in den Vereinigten Staaten; ihre Zahl stieg in den Jahren 1820 bis 1830 auf 330, in Vergleich mit dem Steigen der Volkszahl eher eine Verminderung zu nennen; aber vom 1 Januar 1830 bis December 1836 erhob sich die Zahl der Banken auf 677, und steht jetzt nahe an 800. Die unnatürliche Vermehrung des Capitals rief die Banken hervor.

Digitized by Google

meine Freude mischen, die Europäer betrogen zu haben. Es hat sich zwischen England und Amerika ein Kampf entsponnen, der für letzteres fast gewiß ungünstig enden muß: die Amerikaner bestrebten sich, ihre Hauptstapelwaare, die Baumwolle, sich von den Engländern theuer zahlen zu lassen, und die Engländer, geldreicher als die Amerikaner, arbeiteten diesem Plan möglichst entgegen. Amerika wird unterliegen, und wird sich durch die Nichtzahlung seiner in Europa gemachten Anlehen rächen. Wer wird am Ende zwischen beiden Welttheilen den Schiedsrichter machen?

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839.

(Fortsetzung.)

Auf dem Markte stehen in gemauerten Kübeln zehn riesengroße Orangenbäume, über und über mit Goldfrüchten beladen, Schatten gebend, und den Verkäufern zu Sitzen und Waarengestellen dienend. Der Platz wurde nicht einen Augenblick leer. Das Gewirr des Landvolks dauerte bis zum Ave-Maria. Die Trachten waren die der Abruzzen: die Männer tragen den zugespitzten Hut mit bunter Schnur in der Mitte, rothe Jacken und Hosen, die Frauen anliegende enge Schnürleiber (nicht den Albaneser Brustlatz), bunte, gefaltete Kattunschleier auf dem Kopf (panno) und blau und weiß gestreifte Schürzen — alle Sandalen. Ich trat in das Rathhaus. In dem ersten Saale war die Chronik der Stadt zwischen zwei Ritterfiguren auf die Wand verzeichnet; die Deutschen haben zu Karl des Großen Zeiten das alte Privernum, dessen Spuren noch jetzt in der Ebene auf der Piazza delle Regina zu erkennen sind, zerstört, worauf die Einwohner sich auf die Anhöhe flüchteten. Das Innere des Doms ist nüchtern, die Gemälde fade. Im mittleren Kirchenschiffe lag die Leiche eines vierjährigen, bildschönen Mädchens in der Bahre. Die Kerzen brannten rings herum. Das Kind lag im weißen Kleidchen mit bunten Bändern, mit einer Krone von Flittergold auf dem Haupte; die Haare waren ihm gekräuselt und mit Puder bestreut.

Ich setzte meinen Weg am nächsten Morgen fort durch das fruchtbare Thal des Amaseno, dessen Lauf ich verfolgte. Einen steilen, mit Oliven bepflanzten Berg ersteigend, gelangte ich nach dem auf dem Kegel liegenden Prossedi, einem durch ein schönes Schloß ausgezeichneten Dorfe, von dem man eine weite, reizende Aussicht in das Thal, und auf die auf den Bergen liegenden Dörfer Pisterzo, San Lorenzo und Giuliano genießt. Die Strada romana verfolgend steigt man wieder hinab, und über mehr oder minder steile Höhen an dem Berge Cacume und dem wie mit der Kelle an den Fels geworfenen Dörfchen Prattica vorüber. In dem an der Lehne der Volskergebirge liegenden Supino war an diesem Tage der San Cataldo-Jahrmarkt. Das Landvolk strömte von allen Seiten hinzu, und es war ein heiterer Anblick, die Frauen mit ihren weißen Kopftüchern, dem Mieder mit farbigen, flatternden Seidenbändern und breiten, gefälteten Seidendorten, die Bursche in ihren weißen, reinlichen Beinkleidern und Hemden hinter ihrem Liebchen auf den Eseln einhertrotten zu sehen. Ueberall tönte Scherz und Gelächter aus dem Munde der Pilgernden und den improvisirten Weinleuten auf der Straße her. Eine dieser Osterien, welche aus nichts weiter als einem schmorenden Kessel zum Backen der Fische und einem Tönnchen Wein bestand, war an dem Kirchlein von Tomacella, gegenüber einem ziemlich wüsten Schlosse der Colonna, aufgeschlagen worden. Hier rastete ich eine Weile, und sah das fröhliche Volk links abbiegen, und die bunten, geputzten Gruppen quer durch die Felder wallen, und freute mich des herrlichen Blicks auf die Ebene des Sacco, auf die dahin liegenden Aequer- und Hernikergebirge, und die auf einzelnen Kegeln ruhenden Städte Frosinone, Ferentino, das hohe Fumone und das zur Rechten liegende Veroli. Der Saccofluß, welcher nach dem Einströmen des Liri den Namen Garigliano annimmt (obwohl diese Benennungen noch öfters verwechselt werden), und eine Strecke lang den Kirchenstaat von Neapel scheidet, trennt auch die Höhenzüge der Volsker- von den Aequergebirgen. Frosinone (das alte Frusinum) liegt auf einem Vorhügel der letztern. Es ist der Sitz eines Legaten, für welchen kürzlich ein neuer Palast erbaut ward; im übrigen aber theilt es die Licht- und Schattenseiten aller umliegenden Bergstädtchen, hat, wie alle, Schmutz, finstere Straßen und elende Herberge, gleich allen willfährige, freundliche Einwohner und vortrefflichen Wein. Der schlechte, aber auch sehr schlecht, beginnt erst in den Herniker- und Sabinerbergen.

Der Wunsch, ein Trappistenkloster zu besuchen, bewog mich am folgenden Tage zu dem Umwege über Casamara. Auf der Straße nach Veroli biegt man rechts bei einer durch hohe Cypressen bemerklichen Tenuta ein, und wandelt, den Lauf eines kleinen Baches verfolgend, auf schmalen Fußsteigen durch eine öde, ziemlich uninteressante Schlucht, in welcher einzelne Hüttengruppen, wie gli Crescenzi, gli Amici verstreut liegen. Ich folgte einem alten Weinbauer, mit dem ich eine Strecke gegangen, nach dessen Haus. Er war ein gedorner Neapolitaner, hatte die Campagnen unter Murat mitgemacht, war bei der Vernichtung des Heeres bei Macerata zugegen gewesen, und hing an seinem Re Gioachino mit Leib und Seele. Interessant war es, die Gefangennehmung des letztern von ihm vortragen zu hören. Schon war die Geschichte des abenteuerlichen Königs zur Mythe geworden, hatte schon angefangen, mit der des unglücklichen Conradin zu verschmelzen und einzelne Züge von dieser aufzunehmen. So sollte unter andern nach der Erzählung des Alten Murat von einem sicilianischen Baron nach Vorzeigung seines Siegelrings erkannt und verrathen worden seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Das Turnier zu Eglinton. III.

Der Regen, welcher am Mittwoch allen Festlichkeiten der Ritter so völlig Einhalt gethan, dauerte den ganzen Donnerstag

Digitized by Google

ohne Unterbrechung fort, Niemand erwartete, daß das Turnier fortdauern würde, und Tausende begaben sich auf den Rückweg; viele Tausend Andere blieben nur, weil jedes Dampfboot, jeder Wagen und jeder Karren so gedrängt voll war, daß sie keinen Platz mehr bekommen konnten. Aber am Freitag Morgen änderte sich das Wetter, der Himmel war wolkenleer, ein angenehmer Südwind wehte, und Alles verkündete einen herrlichen Tag. Reitende Boten von Lord Eglinton brachten die Nachricht, daß um 1 Uhr Mittags eine große Darstellung stattfinden würde in die benachbarten Orte, von wo sich alsbald eine bunte Menge in Tartanhosen und blauen Mützen, die Mädchen in seidenen Gewändern, Schuhe und Strümpfe in der Hand, in Bewegung setzte, und um 12 Uhr waren wenigstens 10,000 Menschen im Park von Eglinton Castle versammelt. Der große Stand, dessen Mittelpunkt allein gegen das Wetter geschützt war, füllte sich mit den weiblichen Zuschauern, aber die mittelalterlichen Costume, die am ersten Tag in solcher Menge getragen wurden, und der Scene einen so neuen und interessanten Charakter gegeben hatten, fehlten diesen Tag fast ganz. Auf den übrigen Plätzen fehlte diese Anziehungskraft gleichfalls, und das einzige Costume, das man unter den Zuschauern bemerkte, war das hochländische. Viele Herren erschienen im gewöhnlichen Anzug, nur hatten sie die blaue Mütze statt des Hutes auf und den Plaid nachlässig über die Schulter geworfen. Es war 2 Uhr vorbei, als der Zug vom Schloß aufbrach und in einem großen Umweg nach den Schranken zog. Der unzeitige Regen hatte der Rüstung der Ritter keinen Eintrag gethan, und sie glänzten herrlich in Stahl und Gold. Lord Londonderry, dießmal ohne Parapluie, zog stolz einher als wäre „jeder Zoll ein König," während seine Krone im Sonnenschein flimmerte und sein königlicher Mantel so zierlich um ihn wogte, als um irgend einen Nachäffer der Majestät auf dem Drury-lane-Theater. Unter den Kämpfern erregte der Graf Eglinton selbst die meiste Bewunderung: er sah wirklich aus wie ein alter Ritter, schlank und stattlich, und seine herrliche Rüstung, die nahe an 2000 Pfund gekostet haben soll, erregte allgemeines Aufsehen. Lord Glenlyon und seine tapfern Hochländer ernteten gleichfalls nicht wenig Beifall, obwohl einige haarscharfe Kritiker an der Brille Se. Herrlichkeit einen Anstoß nahmen; der Marquis von Waterford, der Drachenritter, war ganz lebendig, und manches Auge wandte sich nach ihm, um den Mann zu erblicken, der einen so großen und eigenthümlichen Ruf erlangt hatte, namentlich durch sein Zusammentreffen mit einem nordischen Ritter in Norwegen.*) Dießmal ritt auch die „Königin der Schönheit" auf ihrem reich geschmückten Zelter, umgeben von ihren Ehrendamen und Pagen und Knappen im reichsten Costume mit dem Zuge, und hinter ihr kam Fratzen schneidend und schreiend der „Narr."

*) Der Marquis von Waterford ist bekanntlich durch seine tollen Streiche berühmt, fährt mit seiner Yacht bald da bald dorthin, richtet Nachts Unfug in den Städten an, und rauft sich mit der Polizei herum. Die obige Anspielung bezieht sich darauf, daß er in einer norwegischen Stadt mit seinem Unfug an den unrechten Mann kam, indem ein Nachtwächter ihm eine Sound thrashing, d. h. eine tüchtige Prügelsuppe gab.

Als der Zug vorüber war, begann das Rennen wieder in derselben Weise wie zwei Tage zuvor, die Sieger wurden mit betäubendem Beifall begrüßt, und in den ziemlich langen Pausen trat der Possenreißer auf, der aber keinen sonderlichen Beifall erntete. Nach dem Stechen ward ein Ringelrennen gehalten, das nebst andern Belustigungen *) fortdauerte bis beinahe 7 Uhr, wo der Abend kalt und unfreundlich wurde, und der größere Theil der Zuschauer sich entfernte, nachdem Lord Eglinton angekündigt hatte, daß bei günstigem Wetter das Turnier am folgenden Tag fortgesetzt werden sollte.

Als das Stechen vorüber war, wurden die Ritter und Damen nach dem Pavillon geleitet, der als Bankettzimmer ausgerüstet, völlig getrocknet war und keine Spuren der am Mittwoch eingetretenen Ueberschwemmung zeigte. Die Gesundheit der Sieger wurde in strömenden Bechern getrunken und angemessene Reden bei der Gelegenheit gehalten. An dem Balle in dem anstoßenden Pavillon, welcher erst gegen 12 Uhr begann, nahmen etwa 1000 Personen Theil.

Am Samstag Morgens war das Wetter abscheulich, der Regen fiel wieder in Strömen, der Boden um Eglinton Castle ward abermals zum Sumpfe, und Lord Eglinton ließ anzeigen, daß das Turnier zu Ende sey. Man sagt, die nächste Vorstellung ähnlicher Art werde im Laufe des nächsten Jahres von dem Marquis von Waterford auf seinem Landsitz Ford Castle in Cumberland gegeben werden.

Chronik der Reisen.

Salerno und Pästum.

(Schluß.)

Durch die Mauern der Stadt gegen die Sonne geschützt, beendete ich eine rasche Skizze dieses Bildes, und verfiel dann in Träumereien über die Züge der Pelasger, die, durch das Orakel von Dodona geleitet, nach diesem Lande Saturns kamen und hier Städte und Tempel bauten. Plötzlich wurde ich in die Gegenwart zurückgerufen durch die Stimme des Custode, den ich so eben nebst den Bettlern, seinen Genossen, beseitigt hatte. Bewaffnet mit einem langen Gewehre, kam er, um mich im Namen Se. Excellenz des Directors der Akademie in Neapel aufzufordern, die Alterthümer Sr. Majestät zu respectiren. Dieser Mangel an Respect, dessen man mich anklagte, schien mir ein so seltsames Vergehen, daß ich gar nicht daran glauben wollte, sondern den Mann und sein Gewehr zum Henker schickte und zu zeichnen fortfuhr. Nach einer halben Stunde aber kam er zurück, begleitet von Bauern, die, so gut es gehen wollte, mit Gabeln, Hauen und Stöcken bewaffnet waren; er wiederholte seine Aufforderung und breitete ein großes Bündel Erlaubnißscheine vor mir aus, die ganz in der Regel von dem Director der Akademie in Neapel unterzeichnet waren; es war ganz richtig: eine Anzahl englischer, russischer und französischer Touristen hatte die Erlaubniß erhalten, die Denkmäler von Pästum zu zeichnen. Meine Skizze war fertig; indeß auf dem classischen Boden gleich einem

*) Einem Schwerterkampf z. B. Bei diesem ward ein Hr. Jerningham an der Hand verwundet, und Blut floß, wo dann abermals ein fataler, unmittelalterlicher Zwischenfall eintrat, indem der Friedensrichter alsbald dem Spiel Einhalt that.

Digitized by Google

wilden Thiere gejagt zu werden, weil man über dem Verbrechen des Zeichnens in flagranti ertappt wird, schien mir eine so komische Situation, daß ich einen Augenblick daran dachte, sie fortzusetzen, und mich als Don quixotte der Kunst zu gebärden. Ich besann mich jedoch eines andern, schlug meine Papiere zusammen, und nahm, stets gefolgt von dem Custode und seiner kleinen Armee, die mich aus der Ferne beobachteten, meinen Weg nach dem Porticus des Neptun-Tempels und von da nach dem Meere und dem kleinen Hafen Agropoli.

Eine kleine mit Binsen und Brombeerstauden, hie und da mit Myrtengebüsch und wilden Rosenstöcken bedeckte Ebene breitet sich von den Mauern der Stadt bis ans Meer aus. Diese Ebene ist von einem Bach, der aus den Bergen von Carpaccio herabkommt, längs den Mauern der Stadt hinfließt und dann in den Dünen am Meere sich verliert, mehr inficirt als bewässert, denn er zertheilt sich in eine Menge Arme, und bildet hie und da kleine Teiche von schmutzigem stehendem Wasser, deren Ufer von Reptilien aller Art, namentlich von schwarzen Schlangen, wimmeln. Ich war abgestiegen, und sah mehemals eines dieser 4 bis 5 Fuß langen Thiere sehr rasch zwischen dem Rietgras hinschlüpfen und sich im Gebüsch verlieren. Ihre Flucht war so schnell, daß ich keine erreichen konnte. Die Meeradler und eine Art Fischadler von röthlicher Farbe, der an diesen Ufersstrichen sehr gewöhnlich ist, führen einen hitzigen Krieg gegen sie; ich war selbst Zeuge eines Kampfes zwischen einem dieser Vögel und einer Schlange, die er in seinen Krallen hielt.

Die Ebene von Pästum stößt gegen das Meer hin an Dünen, die mit großen dicken Büschen von hochgelbem Ginster bedeckt sind. Hinter diesen Dünen dehnt sich ein prächtiger Uferstrich von feinem goldartigem Sand aus. Nur ungern glaubt man, daß ein so schönes Ufer einer der ungesundesten Orte der Welt sey. Ein großer lombardischer Thurm, an der Mündung des Flusses von Pästum gebaut, ist das einzige Gebäude, das man an diesem Ufer findet. Dieser alte Thurm steht ohne Zweifel an der Stelle des ehemaligen Hafens von Possidonia, den der Sand ausgefüllt haben wird, und von dem man keine Spur mehr bemerkt. Die Bauern in der Nachbarschaft haben aus diesem Thurm einen Stall und einen Kornspeicher gemacht, in welchen letztern man auf einer außen angelegten Leiter hineinsteigt. Die Aussicht, welche man von diesem Punkt aus hat, dem einzigen, welcher die ganze Ebene beherrscht, ist bewunderungswerth, aber auch unglaublich traurig, es ist die Ruinenöde der römischen Campagna, vereint mit der gränzenlose Oede des Meeres. Auf der einen Seite umfaßt das Auge die ganze mit Hainen, Ruinen und Wäldern bedeckte Ebene von Pästum bis Eboli, auf der andern die ganze Ausdehnung des Golfes von Salerno.

Agropoli ist eine hübsche Marina, wie man die kleinen Häfen dieser Küste nennt, am Ende des Uferstriches von Pästum gelegen, nach den Bergen von Oglioastro zu. Eine merkwürdige Fischerbevölkerung haust hier, welcher einige neapolitanische Gelehrte, auf den griechischen Namen des kleinen Fleckens gestützt, einen pelasgischen Ursprung geben wollen. In den Gebräuchen, Sitten und in der Sprache der Einwohner habe ich nichts bemerkt, was diese Ansicht rechtfertigen könnte, nur war ich bei der Ankunft im Hafen Zeuge eines wunderlichen Gebrauches, der indeß auch den andern Küstenbewohnern und den Sicilianern gemeinsam seyn soll. Zwei Neuvermählte traten aus einem Häuschen, wo das Hochzeitsmahl gehalten worden war, junge Leute warfen Händevoll Getreide auf den Weg und selbst auf die Kleider der Vermählten, und einer der Geladenen, der Vater des jungen Mannes, trug eine Hammelsrippe vor ihm her, hielt sie dem jungen Menschen von Zeit zu Zeit vor und schrie laut: „Rodi quest' osso" (nage an diesem Knochen), „denn du hast heute einen genommen, der noch härter zu verdauen ist." Der Ursprung des ersten dieser Gebräuche kann alt seyn, und erinnert an die Sitte der Römer, vor den Neuvermählten Nüsse auszustreuen; der zweite trägt ganz den Charakter einer italienischen Buffoneeie.

Die gegen das Meer geneigte Ebene, welche Pästum von Agropoli trennt, und welche noch den Namen Saracenenfeld (campo saraceno) trägt — denn hier schlugen die Saracenen, als sie im Jahre 916 oder 951 (man ist über den Zeitpunkt nicht einig) Pästum verheerten, ihr Lager auf — ist wie die Dünen des Uferstriches zum Theil mit Buschwerk bedeckt, und soll nach der Behauptung der Gelehrten von Salerno der Schauplatz des bekannten seltsamen Kampfes zwischen den Bewohnern von Kroton und Possidonia oder Pästum,*) welches letztere mit den Sybariten verbunden war, gewesen seyn. Die Possidonier hatten nämlich ihre Pferde zu einer Art von Tänzen abgerichtet, und als es zwischen ihnen und den Krotoniaten zum Kampfe kam, bliesen die Trompeter der letztern die Tanzmelodien, wodurch die Reiterei der Possidonier in Unordnung kam und niedergehauen wurde.

Zu Agropoli fand ich ein kleines Pferd, das mich in weniger als einer halben Stunde mitten durch die Sümpfe und das Gestrüpp der Ebene gesund und wohl nach Pästum zurückbrachte. Hier erwartete mich mein Postillon aus Salerno mit großer Ungeduld, denn er glaubte schon, ich sey die Beute der Räuber oder der Schlangen geworden. Der Wagen war bereit, die Pferde angespannt und die Sonne begann sich zu neigen; wir fuhren also ohne Zögerung ab, und gespornt durch die doppelte Furcht vor Schlangen und vor Räubern, brauchte mein Postillon die Peitsche so kräftig, daß wir in weniger als in 4½ Stunde und stets mit denselben Pferden die Strecke zurücklegten, wozu wir am Morgen 5 Stunden gebraucht hatten.

Die Nacht war eingebrochen, als wir nach Salerno zurückkamen.

Fr. Mercey.

*) Oppidum Paestum, Graecis Possidonia appellatum Plin. lib. III cap. VI. Pästum, die Hauptstadt von Lucanien, blieb den Römern während der punischen Kriege treu und kämpfte muthig gegen Hannibal; während des Einbruchs der nordischen Völker entging sie wie durch ein Wunder der Verheerung, und hatte noch fast alle ihre Denkmäler, als sie im Anfange des 10ten Jahrhunderts durch die Saracenen von Grund aus zerstört wurde.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 105** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ein Tag des Dichters Lamartine. — Die literarischen Löwen in England.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München. In der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 262.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 September 1839.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Reise von Tiflis nach Tebris.

Aus Tiflis nach Eriwan führen drei Wege: der erste nach der Veste Gumry, der zweite durch das Thal von Dilidschan, und der dritte, ein halber Feldweg, nach Abaraupol. Mein Führer, ein Courier, der das Land kannte, entschied sich despotisch für den dritten Weg, da er der kürzere und bequemere sey. Zwei Stationen machten wir auf einem Bauerwagen; auf der dritten erklärte mir mein Herr Courier, ein geborner Grusier, daß es durchaus unmöglich sey, weiter zu fahren, daß die Reisenden ihre Equipage wohl auch weiter mitnähmen, daß aber dieß Jahr durch die frühen Regen die Wege so verdorben worden seyen, daß das Fahren nicht nur schwer, sondern unmöglich sey, und daß man also die Reise zu Pferde fortsetzen müsse. Ich liebe das Reisen zu Pferde, und nahm mit Vergnügen den Vorschlag an, da ich es für besser hielt, auf einem guten Rosse zu sitzen, als mir die Knochen auf einem russischen Bauerwagen zerschlagen zu lassen. Meine Einbildungskraft war angeregt durch die Erzählungen von der Raschheit und den guten Eigenschaften der orientalischen Pferde, und mein Führer verstärkte noch mit seinen orientalischen Phrasen meinen nordischen Enthusiasmus über die herrlichen Pferde des zauberhaften Landes der Sonne. Nicht lange blieb ich in meinem angenehmen Irrthum, denn eben als ich ein aus Tiflis mitgenommenes Stück Schweizerkäse abnagte, kam Jegor — so hieß der Courier — in mein Zimmer, und berichtete mir, daß die Pferde gesattelt seyen. „Sind sie gut?" fragte ich. — „Sehr gut," erwiederte er. Als ich meine Pfeife angezündet, mein „Schwert um meine Lenden gegürtet," trat ich hinaus, und sahe — o Schrecken! die elendesten Schindmähren, die man sich denken kann. „Das ist ein gutes Pferd?" fragte ich Jegorn.— „Ja, ein sehr gutes Pferd," erwiederte er, „es läuft einen ganz vortrefflichen Jerga." *) Wir wollen sehen, dachte ich, faßte mir ein Herz, und setzte mich auf diese personificirte Faulheit und Kraftlosigkeit.

*) Eine Art Paßgang; das Wort ist im Persischen und Tatarischen gebräuchlich.

Meine Felleisen wurden auf ein nicht minder ekelhaftes Pferd gepackt, mein Bedienter setzte sich auf eine einäugige Stute, und der Courier, mit aller seiner offenkundigen Bereitwilligkeit mir nach Kräften und Möglichkeit zu dienen, nahm für sich nicht nur das beste, sondern wirklich ein recht ordentliches Pferd. Zwischen meinen Mantelsäcken ragte als dritter Pack der Tschapar (Postbote) der Station hervor. Der Courier führte Geld für unsere Gesandtschaft in Tebris mit sich, und nahm deßhalb ein Convoi mit sich, das aus fünf Kengorli's bestand. So, neun Köpfe stark, machten wir uns auf neun Rosinanten auf den Marsch. Mit Hülfe einer tüchtigen Kosakenpeitsche, die ich mir noch in Akkai gekauft hatte, brachte ich mein Pferd doch dahin, daß es in der Verzweiflung einen kleinen Trab anschlug, der mir aber bei jedem Schritt so ungnädige Stöße versetzte, daß ich jeden Augenblick Kopf, Arm oder Beine in Gefahr glaubte. Als ich eine halbe Werst weit gekommen, wandte ich mich, um den Courier zu fragen, wie viel Werste wir bis nach der nächsten Station hätten, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich außer meinem Diener Niemand sah; die andern waren weit zurückgeblieben. Als sie endlich herangekommen waren, fragte ich Jegorn, warum sie so langsam vorwärts zögen. „Halten Sie zu Gnaden," erwiederte der Courier, „hier im Orient reitet man beim Reisen immer im Schritt; zudem, sehen Sie, habe ich zwei Säcke mit Ducaten über den Sattel gebunden, wie soll ich traben! Fürchten Sie sich nicht, wer langsam geht, kommt auch ans Ziel." Diese traditionelle Sprüchwörterweisheit traf mich wie ein Donnerschlag. Im Schritt? Jetzt begriff ich das Schreckliche meiner Lage. Ueber 700 Werste in Gesellschaft des Couriers Jegor, im Schritt reitend, zurückzulegen, das war ein schrecklicher Gedanke. Ueberzeugt jedoch, daß alle meine Einwendungen nichts helfen würden, unterwarf ich mich meinem Schicksal, und ließ meinem Pferde die Zügel, daß es nach eigenem Gefallen seinen Schritt fortgehen könnte. Der Tschapar stimmte eine Art tatarischen Gesang an, der dem Miauen einer verliebten Katze nicht unähnlich klang, Jegor rauchte seine Pfeife, und ich saß da und dachte an nichts, als an die menschliche Faulheit, an die schlechten Pferde und an das Nachtlager.

Digitized by Google

Wir legten nur 18 Werste zurück; als ich aber bis zur Station gelangt war, stieg ich nur mit Anstrengung aus dem Sattel, und schleppte mich mit Mühe in die Hütte, wo wir über Nacht bleiben sollten, so sehr hatte der Ritt auf dem schönen Paßgänger mir die Knochen zerschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839.

(Fortsetzung.)

Das Innere von Casamara mag wohl der Bitterkeit, welche sein Name verheißt, sattsam entsprechen, das Aeußere ist freundlicher, als es sich von einem Trappistenkloster erwarten ließe. Es liegt am Abhange eines Hügels zwischen bebauten Feldern und freundlichen Vignen. Die Aussicht nach dem Neapolitanischen, auf Arzino, die Vaterstadt Cicero's, nach dem auf höchster, seltsam geformter Spitze thronenden Rocca d'Arce und der Bergstadt Banco, auf die in blauem Duft schwimmenden Abruzzen, ist sogar den schönen zuzurechnen. Es war in der Mittagsstunde, als ich das Kloster erreichte, und die Pforte blieb verschlossen, bis der Convent abgespeist hatte. Erst nach halbstündigem Warten wurde ich eingelassen, und von dem Pförtner, dem einzigen, welcher die Licenz zu sprechen hat, in das Kloster geführt. Der Kreuzgang ist heiter, und wird von zierlichen Säulchen getragen; die Kirche, eine der wenigen in Italien, welche im reinen gothischen Geschmack erbaut sind, ist edel und einfach. Das Schiff ist durch eine Gitterwand gespalten. Frauen dürfen nur die äußere Hälfte betreten. Die weißgekleideten Mönche zogen paarweise singend in den Chor. Der kirchliche Gesang und das Lesen der Messe sind der einzige Gebrauch, den sie von ihrer Stimme machen dürfen — sonst kein Wort, keinen Hauch. Sogar die frühere, sinistre Begrüßung: Memento mori! ist verschwunden. Der Pförtner selber flüsterte mir heimlich und verstohlen seine Bemerkungen ins Ohr, als befürchte er, die wandelnden Mumien, die in den Zellen Träumenden aus ihrem Seelenschlaf zu wecken. Auch das tägliche Graben des eigenen Grabes existirt seiner Aussage zufolge nicht mehr. Von den Zellen habe ich nur die des Priors gesehen; sie war hell und freundlich, und hatte die oben erwähnte Aussicht auf die Abruzzen. Das Kloster nimmt die Wanderer gastfrei auf; seine Tafel soll sich häufig der im nahen Lago di Fucino gefangenen Fische erfreuen — mir wurden sie nicht zu Theil, und der gereichte Wein erregte keine sonderliche Lust, in dem unheimlichen Orte länger zu weilen.

Der Weg nach Veroli gehört zu den entsetzlichen, und eignet sich höchstens für zerknirschte Büßer zur Wallfahrtsstrecke. Er besteht aus dem Geröll der von Sturzbächen bergab geschwemmten Steine, und ist kaum zu passiren. Die Benennung des Volks „scannacapra" „Ziegenschinderei" ist bezeichnend genug. Um so erfreulicher war das Ziel der Tageswanderung, die Stadt Veroli — das alte Verulä — welche sich durch Reinlichkeit und Wohlhäbigkeit vor allen übrigen im südlichen Kirchenstaate, und namentlich im Gebirge, auszeichnet. Unter den Häusern sind mehrere palastähnliche; die steil bergauf und bergab führenden Straßen sind mit aufrecht stehenden Ziegeln gepflastert, mit Sandstein eingefaßt, und unterirdische Canäle fangen das herabströmende Wasser auf. Veroli steht in seiner Art einzig da, und sogar die Locande gehört zu den erträglicheren. Die Lage ist ausgezeichnet schön, und der Anblick der auf dem schroffen Felsabhange liegenden Stadt mit seiner zerfallenen Burg von Nordwest aus höchst malerisch. Eben so reizend ist auch die Fernsicht nach dem Volskergebirge, dem Saccothal und den einzelnen mit Dörfern und Städten gekrönten Hügeln. Die Cultur des Bodens kann nicht sorgfältiger seyn. Ich wünschte nur, daß die Tausende der Nachbeter, welche sich in Tiraden über die Trägheit des Italieners erschöpfen, nur ein Weniges sich in das Innere des Landes bemühten, um den Eifer und die Geduld zu bewundern, mit welcher der Landmann auch das geringste Stückchen Scholle bebaut, und kahle Felsen durch unüberwindlichen Fleiß in Gärten umwandelt. Er würde einräumen müssen, daß es wahrhaft staunenswerth sey, wie viel dieß geflissentlich verwahrloste Volk noch leistet; er würde anerkennen, daß der Italiener nicht nach einzelnen auf Treppen und Kirchenschwellen herumlungernden Panelauris zu beurtheilen sey. Wahrlich, in dem Volk ist ein Fonds, wie in nur wenigen.

Zwischen Weinbergen, in denen die Reben sich wieder auf florentinische Art an Maulbeerbäumen oder gekappten Ulmen hinaufranken, führt die trefflich erhaltene Strada romana nach dem alten Alatri. Die Sage läßt dessen Mauern von Saturn erbauen. Factisch ist es, daß sie zu den interessantesten cyklopischen Bauten Italiens gehören. Die gegen hundert Fuß hohe Mauer der ehemaligen Citadelle ist vollkommen erhalten, und besteht aus oblongen Quadern. Dort ist auch in der Mauer die 16 Fuß hohe Porta civica, welche, sich nach oben verjüngend, von Einem Stein bedeckt wird. Eine noch gewaltigere Steinmasse schließt die niedrige Ausfallspforte im Garten der Seminaristen, welche sich durch drei kolossale ausgemeißelte Priape auszeichnet. An dem gewöhnlichen Eingangsthor, der Porta San Pietro, ehemals Porta Vellona, ist außerhalb derselben ein fast unbemerklicher Priap, und innerhalb die Figur eines Mannes, welcher die Arme in die Seite stemmt, zu sehen. Das Volk nennt den letztern Aprile. Eine alte Sitte, deren Ursprung nicht mehr zu ermitteln ist, läßt die männlichen Einwohner am zweiten Osterfeiertagsmorgen nach jenen Basreliefs mit Steinen werfen. Diese äußere Mauer ist gleichfalls cyklopisch, obgleich von minder großen Steinen erbaut. Das Portal der Hauptkirche ist nicht uninteressant, im Uebrigen aber ist Alatri ein abschreckendes, unheimliches Nest. Die Hauptmerkwürdigkeiten in der Umgebung sind die Höhle von Collepardo und die Versenkung von Vico; die letztere soll 300 Fuß im Umfang und 100 Fuß Tiefe haben. Ein Urwald wurzelt in ihrem Schlunde, und Millionen Vögel nisten dort in ungestörter Sicherheit. Ich wollte diese aufsuchen, gelangte aber von einem Irrthum Westphals, mehr aber noch durch die Beschreibung der Einwohner, die stets von Pozzo di Collepardo

Digitized by Google

sprachen, irre geleitet, nach dreistündigem beschwerlichem Marsche jenseits des Cosafusses nach der Höhle von Collepardo; diese nimmt aber einen sehr untergeordneten Rang unter den europäischen Grotten ein, und lohnt die Mühe der Wanderung bei weitem nicht.

Von den zwei nach Ferentino führenden Wegen zieht sich der weitere durch die Ebene, der nähere unterhalb Fumone durch das Gebirge. Ich bereue es, den letzteren erwählt zu haben; er ist eben so schlecht als alle Vicinalwege, und läuft zuletzt in Ziegensteige oder vertrocknete Betten der Felsbäche aus. Ueberdieß büßte ich dergestalt das auf der großen Straße und hart am Wege in den Fels gemeißelte antike Testament ein. Ein alter, cyklopischer Unterbau am Fuße von Ferentino, auf welchem ein Casale steht, ist das einzige Sehenswürdige auf der kürzeren Straße. Die Stadtmauern des einstigen Ferentinum sind vielfach geflickt, stammen aus späterer cyklopischer Zeit, und kommen gegen die von Alatri und Norba nicht in Betracht. Andere Merkwürdigkeiten aber entbehrt der Ort. — Ich stieg am folgenden Tage von der Höhe in das weite Sacothal hernieder, welches mit den Volskergebirgen und den pontinischen Sümpfen die Provincia di Campagna e Maritima bildet, und verfolgte die an die Stelle der Via Labicana getretene Heerstraße. Die wellenartigen Hügelreihen des Thals, einzelne Wartthurmruinen, die Fernsicht über die Fläche nach Valmontone zu, und die Volskerberge mit den daran klebenden Städten, von denen Segni die bedeutendste ist, mahnen an die römische Campagna. Ich wünschte die alte Hernikerstadt Anagni zu umkreisen, und den Richtweg nach Pagliano einzuschlagen; es mißglückte mir in diesem Falle, wie in allen früheren — die römischen Gebirge leiden keine Abweichung von gebahnten Pfaden. Nachdem ich den ganzen Bergkegel von Anagni umgangen, sah ich mich dennoch genöthigt, durch Gärten und Weinberge brechend, ihn zu erklimmen, und um vieles beschwerlicher, als auf der Heerstraße. In der Stadt war alles Volk auf den Beinen; außer der Feier des Sonntags ward das Fest der Madonna und das des heil. Pancrazio begangen. Die Männer stolzirten in Scharlachwesten und blauen Jacken, das Musikcorps der Nationalgarde (la banda militare) trompetete aus Leibeskräften, alle Weinkneipen waren mit Zechenden und Schmausenden angefüllt. Die Zahl jener Keller aber ist Legion; ein Haus um das andere trug das Aushängeschild des Lorbeerbusches, und man konnte ohne Uebertreibung auf jeden Trinker auch einen Verkäufer rechnen. Anagni selber hat einen Anstrich von Wohlhabenheit, ansehnliche Häuser, und einen besonders schönen Bogen, welcher durch das Rathhaus führt. Es wohnen dort ganz hübsche Leutchen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

Gegen Ende Decembers 1831 lief der Beagle abermals in die See. „Niemals," sagt Capitän Fitzroy, „verließ ein Schiff England, das besser versorgt und zur Erfüllung des ihm vorgeschriebenen Dienstes, so wie für die Gesundheit und Bequemlichkeit der Mannschaft besser ausgerüstet war, als der Beagle." Die Nothwendigkeit, während der Fahrt durch das atlantische Meer mehrere Orte zu besuchen, theils um die Chronometer zu erproben, theils die Neugierde der Naturforscher zu befriedigen, bereicherte uns bald mit interessanten Beobachtungen. Allein die uns vorgeschriebene Zeit mahnte uns, dem Hauptschauplatz unserer Thätigkeit entgegenzueilen. Zwischen dem La Plata und Rio Colorado liegt eine niedrige, oder wie Capitän Fitzroy sie benannt, halb überschwemmte Küste, die zwar äußerst gefährlich ist, aber dabei dennoch einige ausgezeichnete Häfen darbietet. Mit Untersuchung der Gefahren und der daselbst befindlichen Zufluchtsorte begann die Arbeit. An der Spitze von Port Belgrano, einem der genannten Häfen, befindet sich eine kleine Bucht, die meilenweit zwischen Bänken von Schlamm und hohem Schilf hinläuft, bis man sich inmitten von Pampas, unter Heerden von wilden Pferden und nahe bei einer spanischen Guardia oder einem militärischen Posten befindet, dessen Officiere, umgeben von wildaussehenden Gauchos, mit größtem Staunen sahen, daß die Boote eines englischen Kriegschiffes bis zu ihrer Einsamkeit vordringen konnten. Eines Tages, als das Schiff etwa drei Meilen von der Küste entfernt war, der Bucht von San Blas gegenüber, erfüllte ein aus Nordwest kommender Wind die Luft auf einmal mit Wolken von Schmetterlingen, die sich auf eine Meile in die Breite und mehrere Meilen in die Länge ausdehnten. Hieraus ist wohl zu schließen, wie reich die scheinbar öden Pampas an Leben sind, und welchen Verheerungen ihre Fruchtbarkeit ausgesetzt ist.

Die Feende der Fuegier, als sie sich ihrem heimathlichen Boden näherten, kannte keine Gränzen; in lauten Ausrufungen äußerte sich ihre Lust, und im voraus stellten sie sich die Wonne vor, mit welcher ihre Rückkehr von ihren Freunden aufgenommen werden würde. Als aber ein Haufen kräftiger Eingeborner bei Good Success Bay erschien, häßlich bemalt und mit Thon beschmiert, wollten „York" und „Jemmy" dieselben durchaus nicht als Landsleute erkennen, und eben so wenig ihre Sprache anerkennen. Das schmerzliche Erkennen nackter Barbarei, deren sie sich seit so langer Zeit entwöhnt hatten, vereinigte sich wahrscheinlich in dem Augenblick mit ihrer alten Feindseligkeit gegen die östlichen Stämme. Wir erreichten zuerst die Heimath „Jemmy Buttons," an einer Stelle, die Woolya hieß, an der Navarin-Insel und am westesten östlich lag; wir fanden den Ort angenehm und scheinbar fruchtbar, mit grünen Abhängen und Bächen im Vordergrund; in kleiner Entfernung davon befanden sich Anhöhen und Wälder. Hier sollte für die erste Zeit der Same der Civilisation in Tierra del Fuego ausgestreut werden. „York Minstee" nahm die „Fuegia Basket" zum Weibe — die fuegischen Mädchen scheinen sämmtlich sehr jung zu heurathen — und hatte sich aus später zu erläuternden Gründen an der gleichen Stelle mit „Jemmy Button" anzusiedeln entschlossen. Ein anderer Ansiedler aber, der zu Woolya gelandet haben mußte, befand sich auch daselbst, jedoch mit ganz andern Gesinnungen, als York und Jemmy — denn was kann es Verschiedeneres geben, als die Empfindungen eines Barbaren, der seinen Landsleuten die Wohlthaten, die ihm durch die Civilisation zu Theil geworden sind, zu erzählen, und die Gesinnungen, womit sich ein civilisirter Mensch freiwillig mit Wilden zu leben entschließt? Ein junger Mann, Namens Matthew, war von einer Missionsgesellschaft zur Begleitung der Fuegier erwählt worden,

Digitized by Google

damit er, durch ihren Einfluß unterstützt, im Fall die Umstände sich günstig zeigen würden, den Versuch machen sollte, die Segnungen des Christenthums in ihrem Land einzuführen. Es wurden Hütten errichtet, und das Eigenthum der Fuegier, bestehend in Kleidern, Porcellan, Geräthschaften und Gefäßen verschiedener Art, wurde an das Ufer gebracht; zur größern Sicherheit ein Theil davon unter den jüngst errichteten Gebäuden vergraben. Von allen Seiten versammelten sich die Eingebornen, um ihrr Neugierde zu befriedigen, und zu stehlen, was sie konnten. Allein die Verwandten Jemmy's waren noch nicht erschienen. Endlich hörte man eine tiefe Stimme aus einem eine englische Meile entfernten Kahne; Jemmy wurde plötzlich aufmerksam und rief: mein Bruder! Das Boot erreichte das Ufer und Jemmy flog seinen Verwandten entgegen; allein seine Mutter schenkte ihm kaum einen Blick, so beschäftigt war sie mit ihrem Boot, mit ihren Häuten und Feuersteinen; seine Schwestern liefen davon, und sein Bruder, der ihn einige Zeit auf nicht sehr freundlicher Weise angestaret hatte, sprach darauf einige Worte, die aber der arme Jemmy nicht verstehen konnte — er hatte die Reinheit seiner Muttersprache unwiederbringlich verloren.

Da die Eingebornen friedlich gestimmt schienen, und Hr. Matthew von seinem Unternehmen nicht abstand, so hielt es Fitzroy fürs beste, die Leute sich selbst zu überlassen, und die Untersuchung des Beagle-Canals inzwischen zu vollenden. Die Entdeckung dieser Meerenge durch den Vorsmann des Beagle gehört unter die merkwürdigsten Resultate der vorigen Expedition. Der Beagle-Canal ist eine Meerenge von etwa zwei Meilen Breite, wohrl er den südlichen Theil von Tierra del Fuego durchschneidet, und sich auf eine Strecke von 120 Meilen in die Länge von Osten nach Westen mit wenig Krümmungen hinerstreckt. Er gleicht in größerem Maaßstabe dem Lochan-Thal in Schottland; auch Hr. Darwin, stets aufmerksam auf die mächtigen Veränderungen, deren Spuren die Oberfläche der Erde darbietet, bemerkt: „in späteren Zeiten wird die Aehnlichkeit vielleicht noch vollständiger werden; an einer Stelle haben wir bereits Beweise, daß sich das Land in einer Art von Klippe oder Terrasse erhebt, die aus grobem Sandstein, Schlamm und Geröll besteht.“ Der Canal ist auf beiden Seiten von Hochland begränzt, an der Nordseite erheben sich die Gebirge in ununterbrochenem Zuge von dem Rande des Wassers aus zu einer Höhe von 5000 Fuß, wo es in zackigen Spitzen endet und bis zur Höhe von 1500 Fuß von schwärzlichen Wäldern bedeckt ist. Die Meerenge theilt sich nahe an ihrem westlichen Ende in zwei Arme, wodurch dann das Ganze ein großartigeres Ansehen erhält. Nahe an 7000 Fuß hohe mit ewigem Schnee bedeckte Berge erheben sich über den nördlichen Arm, und ergießen viele Wasserfälle durch die Wälder in den engen Canal hinab.

Bei seiner Rückkehr nach Woollya sah Capitän Fitzroy, daß der Versuch einer Mission bereits weit genug getrieben worden sey. Es scheint nicht, daß die Eingebornen sich irgend eine Gewaltthätigkeit gegen Hrn. Matthew erlaubten, allein ihrr übermäßige Rohheit und ihr beständiges Betteln um Geschenke gestatteten ihm nicht zu bleiben, und erfüllte ihn mit den schmerzlichsten Besorgnissen. Da er nicht fortwährend Geschenke machen konnte, und wenig Aussicht vor sich hatte, die Stelle eines Lehrers unter ihnen einzunehmen, so schiffte er sich klugerweise, und wir brauchen es kaum beizufügen, mit Freude wiedre ein. Güte und Mitleid sind seinem Ausspruche nach gerade in Tierra del Fuego der hervortretende Charakter des weiblichen Geschlechts. So oft er aus seiner eigenen Wohnung, durch die Verfolgung der Männer vertrieben, in der Hütte eines Eingebornen eine Zufluchtsstätte suchte, theilten stets die Frauen ihre Nahrung mit ihm und schützten ihn vor Beleidigungen. „Jemmy Button“ ward durch seine Freundr und Verwandte bald beinahe seines ganzen Eigenthums beraubt. „York Minster,“ der ein starker und rascher Mann war, verlor nichts. „Fuegia Basket“ schien der Liebling Aller, und gleichsam mit Uebereinkunft Aller von jeglicher Verunglimpfung frei zu seyn.

Ueber ein Jahr war seit der Ankunft der drei jungen Fuegier zu Woollya vergangen, ehe der Beagle diese Stelle wiedre besuchte. Allein man traf die Wohnungen verlassen, weßhalb man wegen der Eigenthümer ängstlich wurde; bald jedoch wurden die Besorgnisse durch das Erscheinen eines Bootes verscheucht, in welchem sich Jemmy selbst — sed quantum mutatus ab illo — befand, nicht mehr zierlich und wohl gekleidet, sondern nackt wie seine wilden Gefährten, bloß mit einem schmalen Fell um seine Lenden, seine Haare lang und geflochten, und sein ganzes Aussehen schmutzig und erbärmlich. Mit Vergnügen bemerkten wir jedoch, daß er bloß den äußerlichen Schmuck seiner Person verloren, die ihm verliehenen schätzbaren Gaben aber stets bewahrte. Seine Kenntniß der englischen Sprache, sein anständiges Benehmen und sein dankbares Gefühl für empfangene Wohlthaten waren ganz dieselbrn geblieben. Für Capitän Fitzroy hatte er ein schönes Otterfell hergerichtet, auch für seine Freunde in England hatte er Geschenke in Bereitschaft. Er befand sich sehr wohl und war mit seinem Schicksale zufrieden. Das Erscheinen einiger feindlichen Stämme aus Nordost hatte sie gezwungen Woollya zu verlassen: eine in der Nähe liegendr Insel, die gegenwärtig auf den Karten den Namru Button-Insel führt, gewährte den Flüchtlingen einen sichern Zufluchtsort. „York Minster“ hatte lange darüber nachgedacht, in sein Vatrland im Westen zurückzukehren, und war deßhalb unaufhörlich mit Erbauung eines großen Bootes, gleich dem, das er in Rio-Janeiro gesehen hatte, beschäftigt. Sobald dieses fertig war, überredete er Jrmmy, ihn mit allen seinen Kleidern und andern Habseligkeiten zu begleiten. Sie fuhren in westlicher Richtung dem Beagle-Canal entlang, bis sie den Stamm York Minsters trafen; als Jemmy in seinem Boot in Schlaf verfiel, raubten ihm die andern Alles, was er hatte, und verschwanden. Ob diese unedle Handlung von Seite York Minsters zum voraus überlegt war, ist nicht ganz gewiß. Er war, als er nach England gebracht wurde, ein vollkommenrr Wilder, und man konnte nicht erwarten, daß sein Wesen gänzlich umgestaltet werden würde. Seinen beiden Gefährten zu Ehren aber sind wir zu dem Glauben genöthigt, daß in ihren Gemüthern und Sitten eine bleibende Verbesserung vorgegangen ist, die unmittelbar auf den wohlgemeinten Zweck, den Capitän Fitzroy im Auge hatte, hinführte. „Fuegia“ blieb bis ans Ende hübsch und schicklich gekleidet — ein Beweis, daß sie durchaus nicht geneigt war, die barbarischen Sitten wiedrr anzunehmen, und daß die nackten Unglücklichen um sie her dennoch zu viel Achtung für sie hatten, um sie dazu zu zwingen.

(Fortsetzung folgt.)

Van Amburgh. Der gewaltige Thierbändigre wird sich von Paris direct nach St. Petersburg begeben. Der Vertrag mit ihm wurde in den ersten Tagen dieses Monats geschlossen, und Van Amburgh soll für jede Abendvorstellung 1000 Rubel A. erhalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 263.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 September 1839.

Der französische und englische Handel in Peru.

Das Losreißen Amerika's vom europäischen Verbande, das noch immer seinen Gang fortgeht, führt manche seltsame Erscheinungen herbei, die ihren Grund meist in dem Umstande haben, daß die Häupter und Führer der neuen Staaten das Verhältniß selbst nicht gehörig durchschauen. Diejenigen Nordamerikaner, welche die großen Anlehen in Europa aufnahmen, ließen sich anfangs wohl nicht träumen, daß das Volk sich gegen diese Anlehen erklären würde, wie dieß jetzt wahrscheinlich geworden ist, und die Europäer, welche die Anlehen hergaben, glaubten einen vortheilhaften Handel geschlossen zu haben. In einer ähnlichen Lage befinden sich jetzt die Engländer in Peru. Sie hatten den Protector der peru-bolivianischen Conföderation, Santacruz, unter ihren besonderen Schutz genommen, so daß dieser sich sogar mit der Hoffnung schmeichelte, ein englisches Geschwader werde ihn im Kriege gegen die Chilenen unterstützen. Dadurch ließ er sich verleiten, mit dem englischen Consul einen Handelsvertrag abzuschließen, gegen den sich aber die öffentliche Meinung, sobald man einige Kunde davon erhielt, so aussprach, daß man nicht wagte, ihn officiell bekannt zu machen, und die erste sichere Nachricht davon durch die englischen Zeitungen nach Peru kam, was dort nicht wenig Aufsehen erregte. Jetzt, wo die Regierung des Protectors gestürzt ist, wird die nachfolgende nicht wagen, den Vertrag anzuerkennen.

Der französische Handel ist verhältnißmäßig unbedeutend in Peru, wie in den neuern Staaten Südamerika's überhaupt. Die Capitalien, die man hinschickt, kehren auch fast alsbald zurück, und die meisten Handelsunternehmungen nach jenen Küsten werden bei der Rückkehr der mit den Waaren dahin abgeschickten Schiffe auch liquidirt. So konnte Frankreich von der argentinischen Republik Rechenschaft verlangen, ohne seine Kaufleute einem sonderlichen Schaden auszusetzen; wenn aber England, um seinen vortheilhaften Handelsvertrag mit Peru in Ausführung bringen zu lassen, mit Krieg droht, so erleiden die englischen Kaufleute ungeheure Verluste. Sie besitzen in Peru wenigstens 20 Millionen Piaster in Schulden und in Waaren, und wenn die englische Regierung die jetzige peruanische zwingen will, den mit der vorigen abgeschlossenen Vertrag anzuerkennen und in Ausführung zu bringen, so wird diese augenblicklich Beschlag auf das englische Eigenthum legen, um sich so die Mittel zum Kriege zu verschaffen, und dieser Beschlag wird bei der gegen die Engländer herrschenden Abneigung gewiß sehr vollständig seyn. In gleichem Verhältnisse steht England zu Chili. Es kann also niemals ernstlich gegen diese Staaten Gewalt anwenden, ohne augenblicklich seinen eigenen Kaufleuten ungeheure Verluste zuzufügen. Gegen Peru steht jetzt England in dem unangenehmen Verhältnisse, daß es entweder seiner Würde etwas vergibt, wenn es den bereits abgeschlossenen Vertrag nicht in Ausführung bringt, oder daß es sich der Gefahr aussetzt, ungeheure Verluste zu erleiden, wenn es ihn in Ausführung bringen will. Es ist bei Verhandlungen mit den Staaten Amerika's eine Rücksicht auf die Volksgesinnung nöthig, wie nirgend sonst wo, weil den Regierungen durchaus die Mittel fehlen, etwas gegen die Neigungen des Volkes durchzusetzen.

Streifereien durch die Volsker-, Aequer- und Hernikergebirge im Mai 1839.

(Schluß.)

Der bergab nach Pagliano führende Weg ist seccant genug. Rechts an dem Felsen hängt Monte acuto, ein elendes Dorf. Die Gegend ist ziemlich steril und eintönig, die Verbindungsstraße ein wenigbesuchter Nebenweg. Hier und da begegnet man einer Schafheerde, deren Hirt mit Sandalen, Spitzhut und den Karabiner über der Schulter ziemlich banditenmäßig über die Hügel zieht, das ist aber auch Alles. Pagliano liegt auf der Höhe, gehört den Colonna, und war früher einer ihrer Hauptsitze. Die Befestigung spricht deutlich genug für ihre einstige Bedeutsamkeit, das Schloß selber ist unbewohnt, wird vernachlässigt und zerfällt. Für den Reisenden haben nur die schönen Fernsichten nach Olevano und Cioitella, und gegenüber nach Segni und Gavignano Bedeutung. Durch einen Eichenwald wandernd erreichte ich Abends das schone Ole-

Digitized by Google

vano, einst so berüchtigt als Räubernest, den Schauplatz unzähliger blutiger Gewaltthaten, denen zu steuern die päpstliche Regierung zu unmächtig ist. Immer noch dürfen die Gendarmen sich nicht mit Sicherheit in den Bergen zeigen, noch weniger die Spur der Uebelthäter verfolgen. Und dennoch ist auch hier der Teufel nicht so schwarz, als man ihn gewöhnlich zu malen pflegt. Die Olevaneser sind ein trotziges, keckes, stichsertiges Völkchen, wer sie aber richtig zu nehmen weiß, wird mit ihnen ganz gut fertig. Hütet man sich, ihnen auf Liebeswegen in den Weg zu treten, großprahlerisch ihre Hadsucht, oder leichtsinnig ihren Zorn zu reizen, so ist man in ihrer Mitte sicherer, als unter dem Schutze der päpstlichen Tiara zu Rom, und wird alle Tugenden eines unverbildeten Volks, Gastfreiheit und uneigennützige Anhänglichkeit unter ihnen finden. Nur die überraschenden Naturschönheiten können den Fremden hieher locken und fesseln, und so wird denn von jedem Ankömmling präsumirt, er sey Maler. Als solcher lebt und bezahlt er im Wirthshause zu festem, mäßigem Preise, als solcher wird er angeredet und noch häufiger angebettelt; denn das: Pittor' da mi bajocc'! tönt ihm, wo er geht und steht, aus hundert Kinderkehlen entgegen. Der Felskegel, auf welchem Olevano liegt, ist recht eigentlich zur Gründung einer Veste geschaffen. Von drei Seiten steigen einer Kette von spanischen Reitern gleich zackige Felskämme in geraden Linien thalwärts. Die alte Burgruine mit dem epheubewachsenen runden Thurm krönt den Gipfel. So hoch Olevano auch liegt, so verschwindet seine Höhe doch gegen das auf höchster Felsspitze thronende Civitella. Der Weg dahin führt über die den Malern wohlbekannte Serpentara, einen felsigen, umwaldeten Höhenzug, und dann steil über Klippen bergan. Dürftige Halme vermögen kaum auf den kahlen Bergabhängen zu wurzeln; die überreiche Aussicht aber auf die Gebirgszüge zur Linken, auf die Dorfschaften San Vito und die höherliegenden Capranica und Rocca di Cavi, welche mit Civitella an Höhe der Lage wetteifern, auf die großartigen Formen der Abruzzen zur Rechten, wiegt jede Mühseligkeit auf. Vor dem Thore von Civitella keimt auf steinigem Acker eine ärmliche Saat, und eine Cypresse, der einzige Baum auf der Höhe, schaut melancholisch in das Thal hernieder. Ein cyklopischer, oblonger Unterbau auf dem Gipfel erhärtet das Alterthum jenes Bergdorfes. Aus den grauen, verwitternden und zerfallenden Hungerthürmen, welche Civitella bilden, erhebt sich ein Gebäude, welches das Gepräge der Wohlhabenheit an der Stirne trägt. Es gehört einem alten Nobile, dem den Künstlern wohlbekannten Sor (römische Synkope für Signore) Vicenzo, welcher ihnen während der Sommermonate gegen geringe Vergütigung von 5 Paul täglich, gastfreundlich seine Wohnung eröffnet. Dem Geschäftslosen, von allem Umgang Entfremdeten, ist es mehr um Gesellschaft und Unterhaltung, als um Gewinn zu thun, und so finden beide Theile ihre Rechnung, denn ohne seine Vermittlung würde ein längerer Aufenthalt in Civitella unmöglich. Hier herrscht Sor Vicenzo einem souveränen Fürsten gleich, alle Einwohner huldigen seinem Reichthum, vor Allem aber seinem Brunnen, denn der Nobile ist der einzige im Ort, der sich eines solchen rühmen darf, und ohne seine Vergünstigung müssen die Bauern bis in die Ebene nach Wasser steigen. Ueberraschend ist es für den Reisenden, nach wochenlanger Wanderung durch die ärmlichen Gebirgsstädte hier wiederum einen aristokratischen, wenn gleich antiquirten Prunk zu finden; überraschender noch die unvergleichliche Aussicht aus dem Eckfenster auf den neapolitanischen Kamm der Abruzzen, auf die waldigen Schluchten, auf das durch die anmuthige Tracht seiner Bewohnerinnen berühmte Cervaro, auf Canterano, das noch höher liegende Rocca di Canterano, Affile, Rogate und einige zwanzig auf den Klippen hängende Dorfschaften. Ich pries gegen Sor Vicenzo seinen herrlichen Wohnsitz. Armselige Wirthschaft, erwiederte er fast mit Friedensrichter Schaals Worten; lauter Bettler. Ei nun, die Luft ist gut! —

Von Civitella herniedersteigend, führte mich der Weg durch einen nur allzu gelichteten Castanienwald, dessen Blätter, trotz dem, daß wir uns schon in der Mitte Mai's befanden, noch zum Theil in der Knospe schlummerten, an dem Franciscanerkloster vorüber, nach Rocca San Stefano, und nach dreistündigem, beschwerlichem Marsch, nachdem ich den Carpinofluß auf dem Rücken eines Weinbauers überschritten hatte, nach Subjaco, dem alten Sublaqueum. Die Schönheit der Stadt, ihrer hoch liegenden Burg, des Mühlenthals, der Höhlen im Felsen von San Benedetto, locken alljährlich Schwärme von Künstlern aus Rom hieher. Die wegen ihrer Trefflichkeit und Billigkeit weit und breit berühmte Locanda de' Artisti wird nie von Besuchern leer, und die sprechend getroffenen, wenn gleich humoristisch karrikirten Portraits der Dankbaren zieren die Wände derselben. Das gefällige Reproduciren des allgemein Bekannten ist jedoch nur ein Vorrecht des Künstlers, und wo bereits Diligencen die Städte verbinden, wie dieß zwischen Rom und Subjaco der Fall ist, wird es Pflicht des Touristen seine Schreibtafel zu schließen.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Reise von Tiflis nach Tebris.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage schleppte mich eine gleich schlechte Mähre über den Besobdal. Auf der Höhe desselben führt der Weg durch das sogenannte Wolfsthor, wo die emporstehenden Felsen auf beiden Seiten des Weges wirklich eine Art Thor bilden. Der Besobdal scheidet Georgien von Armenien, und wenn auch diese politische Geographie damit nicht recht übereinstimmt, so darf man bloß die Gegend selbst betrachten, um sich zu überzeugen, daß die Natur selbst diesen Bergrücken zur Gränze zwischen beiden Ländern gesetzt hat. Die blühenden Gärten Georgiens, seine üppige, allenthalben Frische athmende, glanzvolle und milde Natur verschwindet, um kahlen Ebenen Platz zu machen, die nur an einigen Stellen mit einem kaum bemerklichen, welken und farblosen Grün bedeckt und mit Steinen besäet sind. Auf dem Besobdal muß der Reisende zum letzten Male sich laben an dem Anblick der prächtigen Bäume und der üppigen Pflanzen, und dieses Abschiednehmen von ei-

Digitized by Google

ner reizenden Natur ist um so drückender, da er von ihr gerade in dem Augenblick scheiden muß, wo sie den Augen am erfreulichsten sich darstellt, wo sie im Brautschmuck erscheint, im vollen Glanze ihrer jungfräulichen Schönheit. In der That kann man sich keinen Ort denken, der durch eine lieblichere Vegetation ausgezeichnet wäre, wie der Besobdal. Die Bäume sind gleichsam absichtlich an höchst malerische Lagen hingepflanzt, obwohl man überzeugt seyn kann, daß die Hand des Menschen nie bis hieher reichte, und man muß staunen, daß die Waldung auf diesem Berge so rein ist, als hätte ein Kunstgärtner sorgsam darüber gewacht, sie in Ordnung zu halten. Ich bin überzeugt, daß keine Waldanlage bei allen Bemühungen des Menschen zu dieser Stufe von Pracht und Vollkommenheit gelangen kann, wie sie hier bloß durch die mütterliche Sorgfalt der Natur erreichte.

Wenn man von dem Besobdal herabgestiegen ist, gelangt man auf eine unermeßliche Ebene, die kahl ist wie die flache Hand, und wo das Auge durch die ewige Einförmigkeit ermüdet wird. Hie und da sieht man Berge in der Ferne, Sandhügelchen, Steine und hohes Steppengras. Der Weg schleppte sich träge hin, wie die Langeweile eines Lebens ohne Freude und ohne Kummer. Obwohl es gegen Ende Septembers ging, brannte doch die Sonne unbarmherzig; Alles um mich her war so leblos, daß sich meiner eine furchtbare Beklemmung bemächtigte; nimmt man hiezu die Zerschlagenheit in den Knochen von dem ungewohnten Ritt, die gleichgültige süße Fratze Jegors, das Brummen des Tschapars, die verschlafenen Augen der den Convoi bildenden Kengorlis und die Seufzer meines Bedienten, so begreift man, daß einem Menschen in solcher Lage übel werden kann. Ich hätte Gott weiß was für ein Gebüsch, für ein Bächlein am Wege oder für eine Wolke gegeben, aber nichts, nichts fand sich weder am Himmel noch auf der Erde. Wenn ich aber daran dachte, wie es mit den Raststätzen stand, so riß mir alle Geduld. Um mich durch irgend etwas zu zerstreuen, fragte ich Jegorn, wie der weitere Weg beschaffen sey.

„Bis nach Eriwan geht dieser schöne Weg ganz glatt fort, wie hier."

O Barbar! dachte ich, das nennst du einen schönen Weg? fühllose Creatur, dürre Seele! die außer Rindfleisch und Brod keiner Nahrung bedarf, um zu leben. Ich wurde so ärgerlich, daß ich auf die Phrase, welche mich in eine unbeschreibliche Wuth versetzt hatte, kein Wort erwiedern konnte.

Solchergestalt gelangte ich endlich nach Etschmiadsin. Dieses armenische Kloster verdient in vielen Beziehungen die größte Aufmerksamkeit, und darum will ich auch, was mir darüber bekannt wurde, mit möglichster Genauigkeit mittheilen. Es steht auf einer Ebene 15 Werste von Eriwan, und etwa 60 bis 70 vom Ararat entfernt; es ist von einer steinernen Mauer umgeben und gleicht aus der Ferne einer Veste, indem an den vier Ecken sich vier runde Thürme befinden, welche jedoch die Mauern wenig überragen. Die alterthümlich gebaute Kirche, ragt mitten in einem der Höfe großartig empor und ist durch vier viereckige, oben in Pyramiden auslaufende Kuppeln geziert. Das Innere der Kirche ist, wie das Aeußere, sehr dunkel, da wenig Licht einfällt und die Mauern eine graue Farbe haben; alles dieß gibt dem Orte nicht nur etwas Mysteriöses, das für einen dem Gebete geweihten Ort sehr passend ist, sondern auch eine in diesem drückenden Klima unentbehrliche Kühle.

Die Klostergebäude sind weitläuftig, und es wohnen darin der Patriarch, einige Archiereis und Archimandriten, und, wie man mir sagte, gegen 300 Mönche und Diener. Die zum Speisen bestimmten Zimmer sind ziemlich groß, und wenn auch einfach, doch reinlich. Das Quartier des Patriarchen und der Synode nehmen viel Raum ein. Ich kam zwei Stunden vor Untergang der Sonne nach Etschmiadsin, wo mich die dienstfertige Bruderschaft sehr dereitwillig aufnahm: in ein ungeheures Zimmer stellte man ein großes Bett mit kleinen Vorhängen, das seiner Größe und seinem gewichtigen Ansehen nach würdig gewesen wäre, das Lager des Patriarchen aller Armenier zu seyn. Der ehrwürdige Archierei Joseph würdigte mich alsbald nach meiner Ankunft seines Besuchs, und blieb gegen zwei Stunden bei mir; die Zeit verging schnell, und das Gespräch Pater Josephs war mir sehr interessant: in kurzen Worten machte er mich mit einer Menge auf das Kloster bezüglicher Dinge bekannt. Der damalige Patriarch, Ephrem, ein Greis, dem seine vorgeschrittenen Jahre nicht mehr gestatteten, die ihm durch seine Würde obliegenden Pflichten zu erfüllen, war krank, und seine Stelle in Verwaltung des Klosters und des Hirtenamts nahm Johannes, der jetzige Patriarch, ein. Pater Joseph, der mir dieß mittheilte, setzte hinzu, Johannes, der die Ankunft eines Russen im Kloster erfahren, hätte gewünscht, mich zu sehen, habe aber an diesem Tage die Vesper gehört, und ruhe jetzt aus, weßhalb er mich nicht empfangen könne, und mich bitte, am folgenden Tage nach der Frühmesse ihn zu besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Ehe wir die Meerenge von Magellan und Tierra del Fuego verlassen, wollen wir unsere Blicke noch auf diesen Landstrich überhaupt wenden, und versuchen, die Beschaffenheit des Landes und den Charakter seiner Einwohner so kurz als möglich zu beschreiben. Tierra del Fuego, oder das Feuerland, welchen Namen es von Magelhaens wegen der vielen Feuer, die er auf den Höhen leuchten sah — es waren Signalfeuer der Eingebornen — deren Ursache er jedoch nicht kannte, erhielt, ist ein gebirgiges, von vielen Armen der See durchschnittenes Land. Sein zerrissenes Ansehen und die Menge von Inseln, in die es zerfällt, nimmt in westlicher und südlicher Richtung zu. Die Küsten der Meerenge von Magellan haben, beinahe 100 Meilen von ihrem östlichen Anfang an, ein äußerst trauriges und unfruchtbares Ansehen, und bieten, wie die Ebenen Patagoniens, kaum etwas Anderes als nackte Kiesel, hie und da mit einem Flecken von Vegetation, dar. Jenseits dieser unfruchtbaren Strecke biegt sich die Meerenge gegen Süden, wo

Digitized by Google

dann ihre westliche Küste von der üppigsten Vegetation bedeckt ist; dichte Buchen und sogenannte Wintersbäume bedecken die Berge bis herab an den Meeresstrand. Sechzig Meilen weiter aufwärts, wo sich die Meerenge in nordwestlicher Richtung hinzieht, gleicht sie einem enge durch unermeßliche Gebirge gehauenen Canal. Die Fortsetzung der Cordilleren der Andeskette wendet sich hier, wovor sie gänzlich aufhört, etwas gegen Osten. Südlich von der Meerenge zwischen dem Magdalenen- und Beagle-Canal erreichen die Gebirge eine Höhe von beinahe 7000 Fuß, und sind mit ewigem Schnee bedeckt. Auf allen Seiten sieht man schneeige Gipfel, lichtblaue Gletscher und viele Wasserfälle durch die dichten Massen undurchdringlicher Wälder hervorschimmern. Wenn nicht das feuchte stürmische Klima dem durch den Anblick dieser Gegend erzeugten angenehmen Eindruck störend entgegenträte, so könnte man sich kein Land denken, das an Erhabenheit dem westlichen Theile von Tierra del Fuego an die Seite zu stellen wäre.

Die Waldbäume in den mittlern Theilen der Meerenge von Magellan erreichen eine bedeutende Größe. Die größere Gattung der immergrünen Buchen (Fagus betuloides) findet man häufig mit einem Durchmesser von vier bis fünf Fuß. Die Zwischenräume zwischen den größern Bäumen sind mit dichtem Unterholz, bestehend aus einer Art von Arbutus, Preisel- und wilden Johannisbeeren, bewachsen; auch eine Fuchsia und eine Veronica, insbesondere die letztere, wachsen mit außerordentlicher Ueppigkeit, selbst an den rauhern Stellen. Der Anblick eines solchen Reichthums von Erzeugnissen in einem Klima, das beinahe ewigen Winter erleidet, erfüllt den Fremdling mit Staunen. Sogar Papagaien halten sich in diesen Wäldern auf, und Colibris durchflattern die Obdach gewährenden Räume. So dehnen sich die den Tropenländern eigenthümlichen Vögelformen bis an die Gränzen eines Polarlandes aus. Diese Thatsache (und eine ähnliche Bemerkung bezieht sich auf die Bewohner des Meeres) schreibt Hr. Darwin der gleichförmigen, wenn auch niedrigen mittlern Temperatur des Jahres, eine Folge der mit wenigen Zwischenräumen anhaltenden Stürme, zu. Diese Gleichförmigkeit muß ohne Zweifel in Beziehung auf den Charakter des Thierreichs von bedeutendem Einflusse seyn; wie aber glauben, daß die Hauptursache der Ausbreitung tropischer Formen bis Tierra del Fuego in der Gestalt und Richtung des amerikanischen Continentes und der Cordilleren oder Andes mit ihren Parallellinien von östlichem Klima, die sich fortwährend mit namerklichen Veränderungen von den Wendekreisen zu einer bedeutenden Breite erstrecken, zu suchen sey.

Südlich von der magellanischen Meerenge befindet sich die Linie des ewigen Schnees in einer Höhe von 3500 oder 4000 Fuß über der Meeresfläche. Die Wälder erstrecken sich in großer Gleichförmigkeit bis zu einer Höhe von 1500 Fuß; zwischen diesen und dem Schnee befindet sich eine aus Torf bestehende Strecke mit kleinen Alpenpflanzen. In der ganzen Gegend befindet sich wenig ebenes Land, und überall ist die Oberfläche mit einem dicken und schlammigen Lager von Torf überzogen. Auch in den Wäldern ist der Boden mit einer langsam in Fäulniß übergehenden Masse vegetabilischen Stoffes bedeckt, der, wenn er mit Wasser befeuchtet wird, unter den Füßen nachgibt. „Die verworrene Masse hochgewachsener und umgestürzter Bäume," sagt Hr. Darwin, „mahnte mich an die Wälder innerhalb der Wendekreise; jedoch war ein Unterschied vorhanden, denn in diesen ewigen Einöden schien anstatt des Lebens der Tod der herrschende Geist zu seyn."

Die Einwohner von Tierra del Fuego haben wenig Lust, den Boden anzubauen; ihr festes und bewohnbares Land beschränkt sich auf das steinige Ufer, an welchem sie umherwandern, um Nahrung zu suchen, und wegen der steilen Beschaffenheit desselben können sie bloß in ihren Booten fortkommen. Diese sind aus in einander geflochtenen und mit Rinde bedeckten Zweigen gemacht, und obgleich klein und gebrechlich, scheuen sich die Eingebornen dennoch nicht, in ihnen eine bedeutende Strecke von der Küste hinweg zu fahren, und sogar ein Segel von Seehundshaut aufzuziehen. Das Boot ist innen mit Thon getüncht, und mitten in demselben wird immer ein brennendes Feuer unterhalten; dennoch scheint der Fuegier sonst gegen die Kälte im Allgemeinen unempfindlich zu seyn. Die Frauen tauchen im Winter wie im Sommer nach See-Eiern; ein kleines Fell über die Schultern geschlagen oder um die Hüften geschlungen bildet den ganzen Anzug beider Geschlechter; ihre entblößten Glieder sind gegen die rauhen Winde durch nichts geschützt, als daß sie mit Thon bestrichen sind. Ihre Küsten liefern ihnen Robben und verschiedene Gattungen von Schalthieren; mit ihren Schlingen und Bogen sind sie im Stande, Seevögel sogar im Flage zu erlegen. Im Fischfange scheinen sie wenige Fortschritte gemacht zu haben. Ein alter Reisender erzählt, er habe einmal ein Netz von 80 Fuß Länge in der magellanischen Meerenge gezogen, worauf die bisher auf freundschaftlichem Fuße mit ihm stehenden Eingebornen über die große Menge der auf einmal gefangenen Fische so entrüstet waren, daß sie augenblicklich einen Angriff mit Steinen auf ihn machten. Trotz der Ergiebigkeit der Küsten scheint es doch gewiß, daß die Noth sie manchmal aufs Aeußerste treibt. In strengen Wintern, wenn sie vom Hunger gequält werden, opfern sie die ältesten Weiber, ihres Stammes — indem sie den Kopf des Opfers über ein von grünem Holz gemachtes Feuer halten und dasselbe ersticken. Sie verzehren auch ihre Kriegsgefangenen, und diese kannibalischen Sitten erstrecken sich, wie man mit allem Grund glauben kann, nordwestwärts unter den Insularstämmen bis zum Chonos-Archipel.

Es fehlt in der magellanischen Meerenge oder an den südlichen Gestaden von Tierra del Fuego nicht an guten Häfen, wo man sich im Ueberflusse mit gutem Wasser und Nahrungsmitteln versehen kann. Es war in dem hydrographischen Memorandum sehr eingeschärft, daß je nawirthbarer die Gegend, von desto größerem Werth ein bekannter Hafen als Zufluchtsstätte wäre, und der so eingeprägte Grundsatz ward durch die Capitäne King und Fitzroy pünktlich in Ausführung gebracht. In Zukunft wird der Schrecken vor dem Cap Horn und der magellanischen Meerenge sich schnell verlieren, und vielleicht wird auch das Land allmählich einen weniger abschreckenden Charakter annehmen, denn wie ungerecht würden wir das Klima der brittischen Inseln beurtheilen, wenn wir es bloß nach den Angaben von dem erlittenen Ungemache der Seeleute, die zwischen die Klippen von St. Georgs-Canal getrieben wurden, schätzen wollte. Die große Heftigkeit und Unregelmäßigkeit der Ebbe und Fluth in der Meerenge hat bisher für die Schifffahrt in derselben viele Gefahr geboten; nun aber kennt man dieselbe, und der Seemann weiß, wie er sie zu seinem Vortheile vermeiden oder zu seinem Vortheile benutzen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tonbadour de Born. Man beabsichtigt, diesem „letzten Repräsentanten der südfranzösischen Nationalität" eine Statue zu errichten, und zwar, wie es scheint, in Toulouse. Der Bildhauer David ist damit beauftragt. (Echo du Monde Savant vom 7 September.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 264.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 September 1839.

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittischen Association" zu Birmingham.

Mathematische und physikalische Section.

Ein Geistlicher, Namens H. Lloyd, las eine Mittheilung „über die beste Stellung dreier Magnete in ihrer gegenseitigen Einwirkung auf einander." Bei der Anordnung eines magnetischen Observatoriums ist es höchst wichtig, die relative Stellung der magnetischen Instrumente in der Art anzuordnen, daß ihre gegenseitige Einwirkung entweder ganz null ist, oder sich leicht berechnen läßt, da im entgegengesetzten Falle die Resultate der Beobachtungen nothwendig mehr oder minder falsch seyn müssen.

*

Derselbe H. Lloyd berichtete über ein tragbares Observatorium, das, unter andern Vorbereitungen zu der demnächstigen antarktischen Expedition, Capitän J. Roß einrichtete. Dasselbe kann entweder drei kleine, besondere Zimmer bilden oder ein großes. Die erstere Einrichtung ist besonders wünschenswerth an Stellen, wo die Inclination der Nadel nahe an 90° beträgt (also in der Nähe der magnetischen Pole), die Horizontalrichtung sich demnach nur schwach zeigt, und die störende Einwirkung der Magnete auf einander groß ist. Die verschiedenen Theile sind mit Kupferklammern an einander befestigt, und das Ganze so eingerichtet, daß es, zusammengelegt, nur sehr wenig Raum einnimmt, und schnell und sicher aufgerichtet werden kann.

*

Professor Bache schried einen (ganz kurzen oder nicht völlig mitgetheilten) Brief „über den Stand der meteorologischen Wissenschaften in Nordamerika," worin er sich namentlich über die Unregelmäßigkeit seiner Regenmesser beklagte. Auch der Präsident bemerkte, daß das Instrument in seiner jetzigen Form noch sehr mangelhaft sey. Meteorologische Beobachtungen scheinen überhaupt bei der Gesellschaft sehr in Gunst zu stehen, wie sich namentlich aus den freigebigen Verwilligungen für meteorologische Beobachtungen ergab, wo z. B. zum Ankauf meteorologischer und magnetischer Instrumente für die neuen magnetischen Observatorien 400 Pf. und sonst noch kleinere Summen für einzelne meteorologische Beobachtungen ausgeworfen wurden. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Bericht über den Anemometer (Windmesser) des Hrn. Follet Osley geschenkt, worin Beobachtungen über einige Stürme in England am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahres mitgetheilt wurden. Auch hier will man die Bemerkung gemacht haben, daß der Sturm ein fortschreitender Wirbelwind sey, auf den die Nähe der Erde wenig oder keinen Einfluß übe. Indeß hütete sich der Berichterstatter wohl, aus diesen vereinzelten Beobachtungen allgemeine Schlüsse zu ziehen, wozu es jedenfalls noch zu früh seyn dürfte.

*

Bekannt ist die Ansicht vieler Geologen, daß nicht nur das Innere der Erde in einem flüssigen Zustande, sondern auch, daß in einer frühern Periode unseres Erdkörpers auch das Aeußere in einem gleichen Zustande gewesen sey. Ein Hr. Hopkins las ein Memoire vor über die geringste Dicke der Erdkruste. Der Gegenstand umfaßt natürlich die ganze Geschichte der Erdrinde, für welche gegenwärtig die Geologen das Material mit ungeheurer Mühe zusammenschleppen, ohne daß bis jetzt noch einer den Muth gefaßt hat, dasselbe zu einem wahren Kosmorama zu gestalten.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Reise von Tiflis nach Tebris.

(Fortsetzung.)

Als Pater Joseph sich entfernt hatte, brachte man mir im Namen des Patriarchen ein gutes Abendessen, das aus verschiedenen Fischen, Caviar, Hammelfleisch, Käse, Trauben, Melonen und andern Früchten bestand; hiezu kam noch eine Bouteille vortrefflichen Schirasweines, den der Patriarch vermuthlich von dem armenischen Archierei in Dschulfa bei Isfahan erhielt, der einen sehr guten Keller haben soll. Nachdem ich solchergestalt meinen Hunger und Durst gestillt, streckte ich

Digitized by Google

mich auf das für mich bereitete patriarchalische Bett, das jedoch seinem äußern Ansehen nicht ganz entsprach: sein innerer Werth bestand in einem über die Maßen zarten Federbett, wobei man, nach dem Gesetz der Schwere, bald die nackten, nur von einem leichten Flaum bedeckten Bretter fühlte, und in einer Unzahl jener Thierchen, welche in einer ewigen, unversöhnlichen Fehde mit dem schlaflustigen Menschen leben. Aus diesen wichtigen Gründen zog ich es vor ein Licht anzuzünden, und holte die Reisen Chardins zum Lesen herbei, um zu sehen, was er über Etschmiadsin sage, und ob es ihm gelungen sey, hier besser zu schlafen, als ich. Das Erste, was mir auffiel, waren die Klagen des gelehrten Reisenden, wo er sagt: „Mit Mühe schleppte ich mich nach Eriwan, halbtodt vor Kälte und heftig erkrankt, was die Reise höchst beschwerlich machte, und in Etschmiadsin hätten mich die Flöhe fast gefressen." Dieser Zeuge tröstete mich einigermaßen; ich stellte mir den armen Chardin vor, krank, von Frost geschüttelt, gleich mir gequält, und mir wurde leichter dabei. Wie wahr sind doch seine Schilderungen! Dank der Unveränderlichkeit des Orients und der Treue der Schilderungen des verständigen Kaufmanns — ist seine Reise jetzt nach zwei Jahrhunderten noch die „neueste Reise in Persien."

Am Morgen ging ich in die Frühmesse. Die Kirche war von einer Menge Lampen erleuchtet, die in der Mitte der Decke und an den Seiten in symmetrischen Gruppen aufgehängt waren, so daß jede Gruppe eine Art Lustre bildete. Eine Menge Mönche fanden sich ein in schwarzen Kutten und in spitzigen Kapuzen, welche denen unsrer Nonnen einigermaßen ähnlich sahen. Der armenische Gottesdienst hat bekanntlich Vieles mit dem griechischen gemeinsam. Die Frühmesse dauerte über zwei Stunden; der Gesang der Armenier ist sehr unharmonisch und zum Theil widerlich, weil sie alle durch die Nase singen, als könnten sie den Mund nicht öffnen. Man kann sich vorstellen, daß dieß nicht sehr angenehm klingt. Nichtsdestoweniger und obwohl ich nichts von dem Gottesdienste verstand, war es mir doch sehr angenehm, mich mitten in Asien in einer christlichen Kirche zu befinden: die Bilder, die Kreuze, die Räucherung, Alles wie bei den Russen. Nach Beendigung der Frühmesse ging ich zum Patriarchen Johannes, an dem ich einen ergrauten, aber noch ziemlich rüstigen Greis von mehr als 60 Jahren fand. Er saß nach persischer Sitte auf dem Teppich, für mich aber war ein Stuhl hingestellt; die Wohnung des Patriarchen war groß und im asiatischen Geschmack ausgeschmückt, d. h. mit guten Teppichen belegt, und an den Mauern viele Vergoldungen angebracht. Unsere Unterredung wurde durch einen Dolmetscher, den Secretär der Synode, geführt. Der Fragen über Europa überhaupt und über Rußland insbesondere waren kein Ende. Johannes sprach mit Entzücken von dem Glück, dessen das Kloster und überhaupt alle Armenier seit der Zeit genössen, wo Etschmiadsin und Nachitschewan unter russischer Herrschaft stünden. „Früher waren wir nie ruhig und die Perser suchten uns stets zu bedrücken, jetzt aber beunruhigt uns Niemand, im Gegentheil, wir genießen die besondere Gnade des Kaisers, der uns sogar mehrere Orden verliehen hat." Mit diesen Worten zeigte Johannes nach dem auf seiner Brust glänzenden Stern des Alexander-Newski-Ordens, und wies auf einige Archiereis, die mit dem St. Wladimir- oder dem St. Annen-Orden decorirt waren. Man reichte uns Kaffee in kleinen, mit Filigranarbeit verzierten Tassen, und hierauf eine Wasserpfeife; da ich deren nicht gewohnt war, benahm ich mich bei dem Rauchen so ungeschickt, daß ein Theil des Wassers zugleich mit dem Rauch mir in den Mund und in die Kehle kam, was jedoch außer mir Niemand bemerkte. — Ich bezahlte meine Unkenntniß in der Rauchhydraulik mit einigen Stunden Uebelkeit, welches mir das mit Tabaksrauch gesättigte Wasser verursachte.

Hierauf verabschiedete ich mich von Johannes, der mich aufforderte, Alles im Kloster in Augenschein zu nehmen, was ich den Abend zuvor nicht gesehen hatte. Das hätte ich wohl auch ohne seine Aufforderung gethan. Nachstehendes ist das Resultat meiner Reise durch das Kloster, und der von glaubwürdigen Leuten eingezogenen Erkundigungen.

Etschmiadsin bedeutet auf armenisch das „Herabsteigen des Eingebornen Sohns." Die Türken nennen es Jutsch Klis, d. h. die drei Kirchen. Die Gründung des Klosters reicht in die Regierung von Tiridates, im Jahre 300 nach Chr., hinauf, sein Erbauer war der Märtyrer Gregor, der Armenien mit dem Lichte des christlichen Glaubens erleuchtete. Freilich wurde damals nicht der ganze jetzige Bau vollendet, denn mehrere Theile tragen den Stempel viel späterer Zeiten. Früher gehörten zu Etschmiadsin eine Menge der umliegenden Dörfer; ihre Zahl hat aber jetzt sehr abgenommen, dennoch ist das Kloster noch reich, sowohl durch die zahlreichen Gaben der Frommen, als die zu seinem Vortheile bebauten Felder. Die Mönche gestehen es nicht ein, und klagen fortwährend über ihre Armuth; ich glaube aber, daß diese alberne Gewohnheit den heiligen Vätern aus der alten, bei ihnen noch wohl im Andenken stehenden Zeit der Perserherrschaft anklebt, wo sie sich bemühen mußten, ihr Besitzthum zu verbergen, damit es nicht dem Sardar zu Eriwan in die Augen leuchte. Wie dem seyn mag, ich bin überzeugt, und Viele theilen meine Ansicht, daß Etschmiadsin weit entfernt ist, an den Mitteln zu seinem Unterhalt Mangel zu leiden, wie einige leichtgläubige Leute behaupten.

In Etschmiadsin wurden, nach Chardins Zeugniß, ehemals zwei Nägel vom Kreuze Christi aufbewahrt, von denen jedoch jetzt Niemand mehr etwas weiß; dagegen zeigt man unter andern die Lanzenspitze, womit Jesus am Kreuze durchbohrt wurde. Die Kirche ist reich an Gebeinen der Heiligen, unter denen sich auch die des heiligen Gregors, des Begründers des Klosters, befinden. Nicht weit von den Gebäuden desselben findet sich ein Brunnen mit wunderthätigem Wasser, das, den Angaben der Armenier zufolge, gegen Heuschrecken schützt. Der Glaube an die wunderthätige Kraft des Wassers ist so groß, daß man aus fernen Gegenden herkommt, um es zu holen, und da, wo die Heuschrecken erscheinen, werden die Felder damit besprengt, worauf die Heuschrecke davon fliegt.

Die abergläubischen Meinungen der Armenier sind ziemlich seltsam, und sie beharren fest darauf, obgleich sie zum Theil durch entschiedene Thatsachen widerlegt werden; unter die Zahl

Digitized by Google

derselben gehört besonders der Glaube der Armenier, daß bis jetzt Niemand den Ararat bestiegen habe, noch besteigen könne, daß Viele diesen Gott widerstrebenden Entschluß zur Ausführung zu bringen versucht, daß aber die Vorsehung dieses noch keinem Sterblichen gestattet habe; Viele hatten eine gewisse Höhe erreicht, seyen aber dann durch Schlaf am Weitersteigen verhindert worden, und an demselben Orte, von wo sie aufgebrochen, wieder erwacht, indem sie auf wunderbare Weise im Traume hinabgetragen worden seyen. Sie sind auch überzeugt, daß Noahs Arche noch auf der Höhe des Ararat steht, und halten dieß für eine der Hauptursachen, weßhalb der Höchste dem Menschen nicht gestatte, den heiligen Berg zu ersteigen. Dieser Aberglaube scheint nun seit dem Ersteigen des Ararat durch Parrot, der auf dem Gipfel war, und dort keine Arche sah, hinreichend widerlegt; nichtsdestoweniger gilt es in ganz Georgien und Armenien für eine ausgemachte Sache, daß Parrot nicht auf der Höhe des Ararat war: allerdings, sagen sie, hat er eine gewisse Höhe erreicht, hier aber erschien ihm der Schutzengel des Berges mit einem feurigen Schwert, und zerhieb ihn in zwei Hälften, welche unter Donnergetöse zu den Füßen des Berges hinabgeschleudert wurden. Dieß sah ein alter Mann, der in der Nähe des Berges lebt, ein redlicher Mensch ist und niemals lügt, mit eigenen Augen, und den Donner hörten viele Armenier, die zu der Zeit am Fuße des Berges standen. Zwar waren später schlaue Abgeordnete des Professors, Schüler des Arius, des Papstes und Walturs (Voltaire's) da, welche dem Vorstand des Dorfes Etschmiadsin und seinen Gefährten ein schriftliches Zeugniß, daß Parrot wirklich den Gipfel des heiligen Berges erstiegen habe, abverlangten, aber — die Armenier gaben sich nicht dazu her! — der Vorsteher ist kein Narr, er weigerte sich rund weg, trotz einer Million Rubel, welche die Abgeordneten des Dorpater Professors für die Ausstellung des lügenhaften Attestates anboten, und rettete durch seine Festigkeit den Ararat vor der Verhöhnung der Feilusufen (Philosophen, Gelehrte). — Wenn man die Million Rubel in Erwägung zieht, so möchte man wohl an der Wahrhaftigkeit der ganzen Erzählung zweifeln, aber der armenische Kaufmann, der mir auf meinem Rückwege von Persien diese nähern Umstände mittheilte, entfernte vollständig alle kritischen Zweifel durch die Erwähnung eines mir unbekannten, allen Armeniern aber wohl bekannten Umstandes, daß nämlich Parrot den Stein der Weisen entdeckt habe und Gold machen könne. Der Vorsteher von Etschmiadsin, der den russischen Rubeln nicht Feind ist, hätte sich vielleicht auch durch die Million des Dorpater Feilusufen verführen lassen, aber er fürchtete, nicht ohne Grund den Teufel. Viele Umstände, welche den Aufenthalt Parrots und seiner Gefährten in der Umgegend von Etschmiadsin begleiteten, überzeugten die dortigen Einwohner, daß der gelehrte Professor ein Astrolog, ein Zauberer und ein arger Herenmeister sey, der nach der Sonne säbe wie nach einem Zinnteller, ohne auch nur mit den Augen zu blinzeln, jede Nacht in den Sternen lese und nach Gefallen Regen und schönes Wetter hervorbringen könne. Nach der Versicherung meines armenischen Kaufmanns hat Jedermann bei ihm ein Zauberinstrument gesehen, das aus einer langen, schmalen Büchse bestand, worin eine mit einem unheimlichen, weißen, erstaunlich unruhigen und ausnehmend mächtigen Dinge gefüllte Röhre eingeschlossen war. Parrot hielt unaufhörlich Rath mit derselben. Einmal beim hellsten, trockensten Wetter eilte Parrot, der mit den ihn begleitenden Armeniern aus irgend einem Grunde unzufrieden war, voll Zorn zu seinem Zauberkistchen, flüsterte der unheimlichen, in der Röhre eingeschlossenen Kraft etwas zu, bedeckte dann schnell das hinterlistige Werkzeug und sagte zu seinen Gefährten: „wir wollen fort, in zwei Stunden wird es hier stark regnen;" dann wandte er sich zu den Armeniern und setzte hinzu: „ich brauche euch weiter nicht, lebt wohl und bleibt nur zurück." Jene gingen, die Armenier blieben, setzten sich in aller Ruhe am Fuße des Berges im Kreise nieder, rauchten ihre Pfeifen und lachten dabei unter sich über den Zorn und die Vorhersagung des Professors. Woher soll Regen kommen? Gott sey Dank, so schönes Wetter hatten wir im ganzen Jahre nicht. Aber wer sollte es glauben? die Armenier schliefen an Ort und Stelle ein ohne die mindeste Chianet (Hinterlist) zu besorgen, als plötzlich ein furchtbares Gewitter über sie ausbrach, — Regen, Hagel von der Größe eines Straußeneies, Donner, Blitz und Sturmwind, und zwar ein solcher Sturm, daß nach den Worten des Erzählers den unglücklichen Armeniern der Bart haarweise nach allen vier Weltgegenden ausgerissen wurde. Nur mit der größten Mühe retteten sie sich nach Hause, bis auf die Haut durchnäßt, ermattet und bis zum Tod erschrocken durch das in diesen Gegenden beispiellose Ungewitter, welches durch das Kistchen des rachsüchtigen Professors aufgeregt worden war. „Wie hätte," rief mein Erzähler aus, „nach diesem Vorfall der Vorsteher von Etschmiadsin sich duech die Million locken lassen können. Nein, er ist ein verständiger Mann, er kennt die Welt und sein Bart ist mit Ehren weiß geworden, er wird seine Seele nicht mit solchem Gelde beflecken! — Was aber das Ersteigen des Ararat betrifft, das ist bosch! bosch! (eitles Geschwätz)!" Vergebens sagt man den Armeniern, daß Parrot wirklich und wahrhaftig den Ararat bestiegen, daß er hierüber in Petersburg habe ein Buch drucken lassen; sie erwiedern: „bosch, bosch! alles das Gedruckte ist erlogen."

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen die Klagen von Byron, Wallis und Cordova, so wie die harten Verluste früherer Reisenden, welche drei oder vier Monate lang zu kämpfen hatten, bis sie die Fahrt durch die Meerenge vollendeten. Zur Zeit hydrographischer Unkenntniß war die Durchfahrt durch die Meerenge das Werk des Zufalls, und wie natürlich gab es Augenblicke, wo das Schicksal sich günstig zeigte. So

Digitized by Google

erreichte Magellan, der auf seinem ihm gänzlich unbekannten Wege mit größter Vorsicht vorwärts ging, in drei Wochen das stille Weltmeer. Sir Francis Drake vollendete seine Durchfahrt in siebzehn Tagen; allein wir haben einen noch weit stärkern Fall, der beweist, daß über jene unruhige See eben sowohl günstige als schlimme Winde wehen. Im Jahre 1690 fuhr der Caper Welfare am 10 Februar in die magellanische Meerenge ein und gelangte erst am 21 Mai in das stille Weltmeer. Dieser Aufenthalt von drei Monaten und zwölf Tagen wurde durch beständige entgegengesetzte Winde im westlichen Theile der Meerenge herbeigeführt. Wäre dem Capitän jenes Schiffes die Durchfahrt durch den Magdalenen-Canal bekannt gewesen, so wäre es wahrscheinlich mit weniger Mühseligkeit davon gekommen. Dasselbe Schiff fuhr auf seiner Rückfahrt von Westen her am 5 December in die Meerenge ein und hatte sie am 12 hinter sich; vollendete demnach die Durchfahrt in sieben Tagen, wovon es vier Tage am Bachelor-Flusse vor Anker lag, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Da eine so äußerst schnelle Fahrt durch die magellanische Meerenge unserer Meinung nach noch nicht vorgekommen ist, so haben wir das Tagebuch der Reise Welfare's (ein nicht veröffentlichtes Document, das aber in Beziehung auf die damaligen nautischen Kenntnisse sehr werthvoll ist) sorgfältig durchlesen, und finden, daß das Schiff von der Zeit an, wo es in die Höhe des Cap Victoria an dem westlichen Anfange der Meerenge gelangte, bis zu dem Augenblick, wo es die Engen passirt hatte und bis ins atlantische Meer vorgedrungen war, sich acht und sechzig Stunden unter Segel befand. Dieses Beispiel einer günstigen Reise durch die Meerenge gibt uns den Muth, Capitän Fitzroy's Frage: „Würde nicht die Dampfschifffahrt in diesen engen Gewässern, die viele günstige Häfen und Ueberfluß an Brennmaterial darbieten, ein günstiges Resultat versprechen?" bejahend zu beantworten. Wenn wir die Thätigkeit, mit welcher die brittischen Dampfschiffe an den östlichen Küsten Südamerika's hinfahren, und ihre beabsichtigte Fahrt an den westlichen Küsten erwägen, so erscheint es uns auf keinen Fall unwahrscheinlich, daß in kurzer Zeit die Fischereien in den magellanischen Gewässern durch Dampfschiffe geführt, und die Verbindung mit den entgegengesetzten Weltmeeren durch dieselben erleichtert werden wird.

In dem Capitän Fitzroy's Instructionen beigefügten hydrographischen Memorandum, auf das wir uns schon mehreremale bezogen haben, wird bemerkt: „Der Name, welcher einem Platze durch dessen ersten Entdecker beigelegt wird, sollte von allen Nationen insgesammt heilig gehalten werden; auch würde es bei neuen Entdeckungen wohlthätig seyn, den Namen so einzurichten, daß er einen Begriff von der Beschaffenheit des Platzes gäbe. Ein strenges Festhalten an dieser Vorschrift würde eine genauere und entscheidendere Bekanntschaft mit den Entdeckungen frührer Seefahrer erfordern, als solche von Offizieren im aktiven Dienst erreichbar ist. Wir übersehen deßhalb eine solche Verletzung bei geringern Fällen, und machen blaß auf eine oder zwei Unterlassungen oder Versehen in Capitän Fitzroy's Karten aufmerksam, bei denen eine Verbesserung erforderlich scheint. Die Namen, welche von Magalhaens der ganzen von ihm entdeckten Meerenge beigelegt wurden, müssen vor Allem unverletzt bleiben. Beim Herausfahren aus der Meerenge gab er dem Vorgebirge zu seiner Linken den Namen Cabo Deseado, das ersehnte Cap — ein unter den damaligen Umständen sehr bezeichnender Name. Cabo Deseado hat im Vordergrund einen Felsen, der nach den Berichten neuerer Seefahrer einer der Nadeln der Insel Wight gleicht; es war demnach offenbar dasselbe Hochland, das in der Folge den Namen Cap Pilaers erhielt. Dieser letztere Name nimmt in den neuern Karten die Stelle des von Magelhaens festgesetzten Namens ein, und die Benennung Deseado wurde auf ein Cap übertragen, das 20 Meilen südöstlich von der Mündung der Meerenge liegt, ein Cap, das Magelhaens gar nicht erblickte, und das eben so wenig irgend ein Seefahrer je zu sehen wünschte. Wenn es wahr ist, daß Hr. Francis Drake, welcher der Elisabeth-Insel in der Meerenge ihren Namen gab, zu derselben Zeit auch den Inseln, die jetzt St. Magdalena und St. Martha heißen, die Namen St. Bartholomew und St. George gegeben hat, so müssen diese frühern Namen wieder angenommen werden. Es ist dieß übrigens ein Punkt, auf den wir gerade keinen Nachdruck legen, nur müssen wir mit aller Strenge dagegen auftreten, daß auf den Karten der classische Name Setebos aufgegeben worden ist, der von Noval einer der westlichen Spitzen von Staatenland (wahrscheinlich dem Cap Anthony) beigelegt wurde. Auch ist Setebos eine aus der Sprache der Eingebornen hervorgegangene Benennung, denn Setebos bedeutet einen patagonischen Dämon, wenn wir den Worten Pigafetta's, von welchem Shakspeare den Namen erfuhr, Glauben schenken dürfen.

Im Februar 1833 fuhr der Beagle in den Berkeley-Sund in den Falklands-Inseln ein. „Der Anblick dieser Inseln," sagt Capitän Fitzroy, „überraschte mich etwas; anstatt eines niedrigen, flachen und unfruchtbaren Landes, wie Patagonien, oder einer hohen waldigen Gegend, wie Tierra del Fuego, sahen wir die Gipfel felsigter Berge in einer Höhe von 1000 Fuß, die sich durch weite Strecken düstern Moorlandes, das von keinem einzigen Baume belebt war, hinzogen." So traurig und unfreundlich diese Inseln aussehen, so waren sie doch lange Zeit der Gegenstand des Streites unter Nationen. Sie wurden im Jahre 1592 von John Davis entdeckt, und beinahe ein Jahrhundert später unter dem Namen Hawkins-Maidenland bekannt. Ihren gegenwärtigen Namen erhielten sie von Capitän Strong, der im Jahre 1690 den Canal, der die beiden Inseln trennt, passirte. Auch damals wurde die Bemerkung gemacht: „daß wenn das Land nicht gänzlich von allem Wald entblößt wäre, dasselbe eine sehr schöne Pflanzung bilden würde. Sie trägt einen englischen Namen, hat gutes Gras und eine große Masse von Land- und Seevögeln." Ihre Wichtigkeit wurde jedoch lange nicht geachtet, bis Spanien, Frankreich und England, durch Eifersucht getrieben, beinahe zu derselben Zeit (unmittelbar nach dem Jahre 1766) auf der östlichen Insel Niederlassungen errichteten. Allein diese nutzlosen Colonien wurden bald wieder aufgegeben. Die von der Republik Buenos-Ayres im Jahre 1820 auf die Falklands-Inseln gemachten Ansprüche hatten einen unglücklichen Ausgang. Ein Ansiedler auf der Insel, Namens Vernet, zog sich bei Ausübung der Autorität, die er seiner Ansicht nach von der Republik herleitete, die Unzufriedenheit des Capitän Silas Duncan, Commandanten der nordamerikanischen Fregatte Lexington, zu, der die Niederlassung von Grund aus zerstörte und Hrn. Vernet mit Gewalt von der Insel wegführte. Hierauf befahl die brittische Regierung, welche gegen die Ansprüche von Buenos-Ayres förmlich protestirt hatte, die brittische Flagge sollte wieder aufgezogen werden, und seit dem Jahre 1834 befindet sich ein mit der gehörigen Autorität versehener Officier auf der Insel.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 265.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 September 1839.

Die Abgeschlossenheit des Engländers. *)

Ein Hauptzug im Charakter des Engländers, auf welchem nicht bloß die conventionellen, sondern auch die politischen Formen seiner Nation großentheils beruhen, besteht in der Bereitwilligkeit, mit welcher er sich jedem, der in der Gesellschaft höher gestellt ist, als er, unterordnet, aber auch zugleich von allen unter ihm Gestellten mit unerbittlicher Strenge diejenige Aufmerksamkeit fordert, welche er durch seinen Stand, sein Vermögen, seine Verwandtschaft, oder auch nur durch seine Besuche in der höheren Gesellschaft anzusprechen berechtigt ist. Diese Rangordnung ist für den Engländer nicht bloß eine conventionelle Form, sondern ein Gesetz, das kein Mensch ungestraft umgehen darf, und es kommt hierdurch eine Art von Disciplin in die Gesellschaft, wie sie kein anderes Land — mit Ausnahme von China — aufzuweisen hat. Nicht bloß bietet die in Rauch und Nebel gehüllte Insel Großbritannien ihren reichen, üppigen, verschwenderischen Bewohnern jede Art sinnlichen und geistigen Genusses; es zerarbeiten sich nicht allein Handwerker, Fabricanten, Künstler, Schriftsteller und Staatsmänner, um die durch jegliche Befriedigung abgespannten Nerven immer wieder von neuem zu reizen, sondern es besitzen die durch Reichthum, Macht oder Talent Ausgezeichneten noch überdieß den in seiner Art einzigen Vortheil, daß kein weniger Glücklicher sich zu ihnen drängt, um ihnen den Platz streitig zu machen, auf dem sie nicht etwa sitzen, sondern mit ausgestreckten Gliedern in wollüstiger Gemächlichkeit ruhen dürfen.

Es ist etwas Herrliches um die Gemüthsruhe eines Engländers aus den höheren Ständen! Daher wird sie auch von den auf dem Continent vielfaltig herumreisenden Kaufleuten, Fabricanten und Metzgern so sehr affectirt, obwohl es leichter ist, einen englischen Edelmann von einem Kaufmann zu unterscheiden, als einen Streithengst von einem Maulesel. Hiezu braucht er nicht etwa, wie dieß bei deutschen Edelleuten nöthig ist, den Mund aufzuthun, sondern es ist schon etwas in seiner Art zu schweigen, was den Mann von elegantem Weltton verräth. *) Sein Gang, seine Haltung, sein Blick, und noch mehr, sein Sacktuch, seine Stiefel und seine Handschuhe beweisen den Mann von Geburt. Englische Parvenus täuschen daher höchstens deutsche Gastwirthe und Ceremonienmeister an kleineren Höfen, zu Hause weiß sie jeder ordentliche Bediente von gebornen „Gentlemen" zu unterscheiden.

Diese Absonderung, fern davon Neid oder Eifersucht zu erregen, ist den Engländern aller Classen so zur Gewohnheit geworden, daß eine allgemeine Vermischung der Gesellschaft den niederen und selbst untersten Ständen gewiß eben so unerträglich wäre, als den höheren. Jeder Engländer sucht Freiheit und Beweglichkeit nur innerhalb seines eigenen Kreises; an das Uebertreten denken nur ohne vom Stachel des Ehrgeizes angespornte Talente, an das Herabziehen Niemand. Hiedurch kommt Homogeneität und Dauerhaftigkeit nicht nur in die Gesellschaft, sondern auch in die Politik, statt daß z. B. in Frankreich, in den Salons wie in den Kammern, Alles wild durcheinander läuft, und es läßt sich begreifen, wie ein kleiner, hauptsächlich auf Geburt und Familienansehen gestützter Nationalconvent, mit größter Ruhe und Gemächlichkeit die große Staatsmaschine lenken kann, während fortwährend Millionen aller niederen Classen vor seinen Thüren lärmen.

Ueberhaupt stellt man sich die Engländer, in Frankreich wie in Deutschland, ganz anders vor, als sie wirklich sind. So z. B. glauben unsere Professoren, Spießbürger und liberalen Volksrepräsentanten, wenn sie ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, und darin von den englischen Gewerbsvereinen, Volksversammlungen und Petitionen um allgemeine Wahlfreiheit lesen, es sey sogleich auf den Umsturz der Verfassung und auf Gleichstellung der arbeitenden Classen mit den bevorzugten Ständen abgesehen, während die bescheidenen Anführer bei solchen öffentlichen Feierlichkeiten — die einzigen, welche die englische Hochkirche gestattet — doch nur an Pounds Shillings, Pence und Farthings, das heißt an etwas Mate-

*) Aus einem demnächst erscheinenden „Sittenbuch Englands."

*) Lady Bury behauptet in einem ihrer Romane „Love," es dürfe sich eine Dame von Geburt, selbst wenn sie in Lumpen eingehüllt wäre, nur zeigen, um Frauen eines niederen Standes ehrerbietig zurücktreten zu machen.

Digitized by Google

rielles, wie z. B. die Abschaffung einer Taxe oder eines gehässigen Monopols, die Aufhebung der Zehnten, an ein Armengesetz u. dgl. denken, und über ihr vorgestecktes Ziel selten auch nur mit Worten hinausschweifen. Eben darum aber, daß sie etwas Bestimmtes und Erreichbares wollen, und hiebei nicht durch die Verschiedenartigkeit ihrer Interessen unter sich getheilt sind, erhalten sie es auch in der Regel, während in andern Ländern ganze Verfassungen auf einmal errungen werden, um nachher in speciellen Punkten wieder verloren zu gehen.

Es geht den Engländern mit der Politik wie mit der Religion. Es gibt zwar unter ihnen auch Freigeister, Spötter und sogenannte Philosophen (Philosophers); es gehen diese aber deßwegen doch Sonntags regelmäßig in die Kirche, und so zieht denn auch der Radicale, welcher eben aus der Volksversammlung kömmt, beim Begegnen eines Lords ehrerbietig den Hut ab. Wer da meint, es ärgere sich ein englischer Bürger, wenn ein reicher Adeliger vorüberfährt, und ihm den Staub ins Gesicht treibt, der irrt sich sehr. „There goes my Lord Thunderclap," denkt er im Stillen, „who is a clear advantage of twenty thousand pounds a year to the tradespeople,"*) oder „What a beautiful creature Lady Littleheart is! no wonder Lord Littleheart indulges her in the most extravagant fashions! She is worth five thousand pounds to the Milliner alone, — and wears nothing but British manufactures!"**) So unterhält sich der englische Krämer in Gedanken mit seiner Noblesse, und dankt, wenn er Sonntags in die Predigt geht, dem lieben Herrgott, daß es noch einen Lord Donnerschlag und eine Lady Kleinherz gibt.

Uebrigens würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, es sey die Person des Krämers oder des Kaufmanns auf immer von jedem Antheil an der höheren Gesellschaft ausgeschlossen. Es ist nur sein Stand, der Umstand, daß er Krämer ist, und mit bloßen Händen in seinem Laden steht, der die Scheidewand zwischen ihm und dem Gentleman bildet. Sobald er genug erworben hat, um sein Geschäft aufgeben und weiße Handschuhe tragen zu können, so findet er, wenn er sonst ein gebildeter Mensch ist, keine weitere Opposition in der Gesellschaft. Er kann unter so geänderten Umständen sogar dem Könige vorgestellt werden und eine Einladung zum Drawing-room seines Fürsten erhalten; nur versteht es sich von selbst, daß ein Mann nicht zu gleicher Zeit der Gesellschaft und einem Gewerbe angehören kann, weil das sonst die Ordnung stören würde, von welcher die Engländer das Gedeihen des öffentlichen wie des Privatlebens unzertrennlich halten.

*) Da fährt Mylord Donnerschlag hin, welcher jährlich zwanzigtausend Pfund unter die Leute bringt.

**) Was für ein herrliches Geschöpf doch Mylady Kleinherz ist! Was Wunder, da Mylord Kleinherz ihr immer die verschwenderischsten Moden erlaubt! der Putzhändlerin allein bringt sie jährlich fünftausend baare Pfund ein! — Und trägt nichts als englisches Fabricat!

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Reise von Tiflis nach Tebris.

(Fortsetzung.)

Auf einer Reise durch Armenien stößt man mit jedem Schritt auf irgend einen Ort, der durch ein großes, historisches Ereigniß bezeichnet seyn soll. Hier schlugen die Armenier den Belus, dort feierte Semiramis ihre Hochzeit mit einem armenischen Könige; eines wie das andere ist eine gräuliche Großsprecherei. Die Armenier behaupten, der Ort, wo die Kirche von Etschmiadsin steht, sey derselbe, wo Noah nach seinem Austritt aus der Arche Gott das erste Opfer dargebracht habe. Eben so zeigen sie die Stelle, wo Noah die Rebe pflanzte, und schreiben diesem Umstande die Güte der bei Eriwan, Etschmiadsin und in der Umgegend wachsenden Trauben zu. Die Nähe von Etschmiadsin und Eriwan beim Ararat thut der Erhaltung dieser abergläubischen Meinungen Vorschub, und der Wunsch der Armenier, wichtige historische Erinnerungen an ihr Vaterland anzuknüpfen, veranlaßt sie, auf alle Weise dergleichen den Gemüthern einzuprägen: sie finden darin eine Art Entschädigung für den entschwundenen Ruhm ihres Vaterlandes. Auch haben diese abergläubischen Meinungen einen gewissen Reiz: an Ort und Stelle erzählt, versetzen sie uns in entlegene Jahrhunderte; die großen Umwälzungen des Erdballs und ruhmvolle Thaten längst vergangener Zeit steigen in unserer Einbildungskraft wieder empor. Die kalte Beurtheilung zerstört zwar diese phantastischen Gebilde, aber die augenblickliche Bezauberung war da, der augenblickliche Schlag des Herzens erwärmte die vielgestaltende Einbildungskraft, und das ist genug. Ich gestehe, als ich den Ararat betrachtete und den Erzählungen des alten Mönchs zuhörte, war ich für einen Augenblick der Gegenwart entrückt, diese dunkelte vor meinen Augen, um den zauberischen Phantasmagorien einer geheimnißvollen Vergangenheit Raum zu geben.

Etschmiadsin ist auch noch durch einen besondern Umstand merkwürdig: alle sieben Jahre wird dort unter großen Ceremonien das heilige Oel gekocht, welches an alle armenischen Kirchen und Klöster versendet wird. Außerhalb der Mauern des Klosters stehen zwei Kirchen, deren Architektur nichts besonders Anziehendes darbietet, außer dem hohen Alter, dessen Stempel sie an sich tragen.

Nachdem ich in Etschmiadsin ungefähr vier und zwanzig Stunden geblieben war, brach ich von da nach Eriwan auf, wo ich gleichfalls einige Zeit bleiben mußte, um die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Ich habe aber in Wahrheit wenig darüber zu sagen. Die Zeit der Gründung von Eriwan ist mit einem dichten Schleier bedeckt: viele Gelehrte wollten sie genau bestimmen, aber ihre Arbeiten waren nicht mit dem erwünschten Erfolge gekrönt. Vermuthungen, willkürliche Annahmen, das ist bis jetzt Alles, was über die Erbauung von Eriwan geschrieben und gesprochen wurde. Einige Schriftsteller behaupten, Eriwan sey dieselbe Stadt, welche bei Ptolomäus Terwa heißt. Ich weiß nicht, auf was sich diese Annahme gründet, der Gleichklang beider Namen ist aber kein hin-

Digitized by Google

reichender Grund, diese Annahme für richtig zu halten. Eben so wenig kann man glauben, Eriwan sey das alte Wagarschabad, welche Ansicht von Malte Brun ausgesprochen wird; denn nach dem Zeugniß armenischer Geschichtschreiber wurde Etschmiadsin in Wagarschabad gebaut, und da Eriwan, wie oben schon erwähnt, 15 Werste von Etschmiadsin liegt, so kann man doch nicht annehmen, daß Wagarschabad eine so ungeheure Ausdehnung gehabt habe. Gleich wenig begründet ist die Annahme, Eriwan sey das alte Artarata, oder Artariasata, wo die armenischen Könige residirten; doch wie dem auch seyn mag, Eriwan ist von allen Schriftstellern als eine der ältesten Städte Asiens anerkannt. Die Stadt liegt wie in einer Grube, und ist von allen Seiten von mehr oder minder bedeutenden Anhöhen umgeben. Die Straßen sind eng und krumm, die Häuser zwischen einer Menge Gärten, welche den größten Theil der Stadt einnehmen, zerstreut. Die Festung ist ziemlich groß, von einem Graben und einer hohen, aus Stein und Thon aufgeführten Mauer umgeben; an andern Stellen haben die Befestigungen ein ziemlich regelmäßiges Ansehen. Im Laufe der letzten Jahrhunderte besaß Eriwan einen glänzenden Kriegsruf, denn es galt längere Zeit für uneinnehmbar, bis es endlich von den Russen erobert wurde. Es ist zu hoffen, daß unter der Vorsorge der russischen Regierung die Festung wieder in bessern Stand gesetzt werden und in künftiger Zeit ihren Ruf rechtfertigen wird.

Unter die merkwürdigen Gebäude in Eriwan gehört die Wohnung des ehemaligen Sardars am Rande der Schlucht, in welcher die Sanga schäumend dahin fließt. Die Aussicht aus den Fenstern dieses Hauses ist staunenerregend. Unterhalb braust die Sanga, über diese ist eine steinerne Brücke geschlagen, jenseits des Flusses blüht und duftet der ungeheure Garten des Sardars, weiterhin rechts erscheinen die Spitzen der Kirchen von Etschmiadsin, links der prachtvolle Ararat, ein silberhaariger Greis, der einst auf seinem Schneegipfel den Behälter trug, worin die Pflanzschule alles Lebenden auf dieser Erde verschlossen lag. — In dem Hause des Sardars ist auch der bekannte Spiegelsaal, wovon jedoch weit mehr gesprochen wird, als er verdient. Die Mauern und die Decke sind mit Spiegelstückchen von verschiedener Form bedeckt, was sich nicht übel ausnimmt, aber auch keine besondere Kunst zeigt. Uebrigens ist in diesem Gebäude außer diesem Saal fast nichts Asiatisches übrig: an die Stelle der pomphaften orientalischen Geschmacklosigkeit ist europäische Einfachheit und Formenreinheit getreten.

In Eriwan fiel mir das bleichgelbe Aussehen der Einwohner auf, die fast alle wie Schatten einhergingen; die Ursache davon ist ein bösartiges Fieber, welches sich in Eriwan so festgesetzt hat, daß es im Sommer gar nicht mehr vom Platze weicht und die ganze Bevölkerung schüttelt. Im Herbst läßt seine Heftigkeit nach. Bei meiner Ankunft in Eriwan traf ich noch die Folgen seiner Herrschaft. Das Klima von Eriwan ist mörderisch, im Sommer ist die Hitze unerträglich und die Luft unglaublich schwül. Eine schlimme Zugabe zu dem ungünstigen Klima sind auch noch die schmackhaften, saftigen Früchte verschiedener Art, namentlich die Melonen, welche im Ueberfluß wachsen und außerordentlich schädlich sind. — Ich bin überzeugt, daß man in Eriwan sehr guten Wein erzielen könnte, weil die hiesige Traube vortrefflich ist, aber die Einheimischen verstehen den Weinbau nicht, und ihre Erzeugnisse können sich keines angenehmen Geschmacks rühmen, weßhalb die wohlhabenderen Leute kachetinischen Wein kommen lassen. In Eriwan wohnen viele Tataren und Armenier, die Anzahl der Russen aber beschränkt sich auf die Garnison der Festung; die Russen beklagen sich allgemein über das Klima, die Eingebornen aber ertragen dasselbe mit großem Gleichmuth.

Die Stadt kann nicht mit schönen Gebäuden stolziren, denn zwei Moscheen ausgenommen, bemerkte ich nichts, das mir auch nur ein wenig in die Augen gestochen hätte; die armenische Kirche ist weder schön noch groß, die Bazare ziemlich geraumig, aber sie scheinen mir, ich weiß nicht warum, vielleicht in Folge des Fiebers, nicht sehr belebt. Im Allgemeinen muß ich gestehen, daß Eriwan mir sehr schläfrig vorkam, und die Lebenszeichen waren so schwach, daß es mir war, als befände ich mich in einer durch eine lange Blokade ausgehungerten Stadt. Und noch jetzt, wenn ich an Eriwan denke, wird es mir entsetzlich schwül, und ich fühle gleichsam die drückenden Strahlen der eriwan'schen Sonne. Deßhalb wird der Leser begreifen, wie ich erfreut war, als das Postpferd mit seinem ausgedienten Rücken mich wieder aus Eriwan hinaustrug. Freilich gewann ich in Wahrheit nicht viel, weil ich aus der schwülen Stadt in eine glühende Steppe hinauskam; aber so ist die Art des Menschen, daß er von jedem Wechsel Besserung hofft, wenn ihm die Gegenwart langweilig geworden ist. So tröstete ich mich auch mit dem Gedanken, daß ich durch Vorwärtsgehen endlich einen angenehmeren Aufenthalt erreichen würde. Dieser Gedanke hielt mich aufrecht auf dem entsetzlich langweiligen Wege nach Nachitschewan. Was den langsamern Ritt betrifft, so hatte ich mich bereits an die Philosophie meines Tschapars: wer langsam geht, kommt auch zum Ziel, gewöhnt; ich begann zu fühlen, daß im Orient die Faulheit mit dem Sauerstoff in der Luft verbreitet ist, und daß ich mich alles Ernstes für unglücklich halten könnte, wenn man mich nöthigte, zweihundert Schritte weit so schnell und so geschäftig zu gehen, wie die Leute im gebildeten Europa.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Die Versuche zur Colonisirung der östlichen Falklands-Insel hatten die gute Wirkung, dieselbe mit Vieh zu besetzen. Große Heerden von Hornvieh, Schweinen, Pferden laufen jetzt auf den überreichen Weiden derselben. Die Schweine und Pferde wurden wenig beunruhigt; das Hornvieh aber, welches das aus den Pampas von Buenos-Ayres übertreffen soll, wurde von den Gauchos oder Bauern (größtentheils Verbrechern) von dem gegenüberliegenden festen Land, unter Festsetzung brittischer Autorität, auf eine höchst verschwenderische Weise geschlachtet.

Digitized by Google

Die Küsten sind reich an Fischen; auch Torf und anderes Brennmaterial ist hinreichend vorhanden; Kartoffeln und andere Gewächse gedeihen trefflich, und manchmal gelangt sogar der Weizen zur Reife. Bei solcher Ertragsfähigkeit und solchen Heerden von schönem Vieh wären die Falklands-Inseln offenbar zum Unterhalt einer betriebsamen Colonie vollkommen geeignet. Capitän Fitzroy ist der Meinung, ihre Lage wäre für eine Strafanstalt vorzüglich, allein in dieser Beziehung wäre vielleicht Staatenland oder Tierra del Fuego vorzuziehen. Dort würde die Beschaffenheit des Landes die Stelle der Mauern, Riegel und Fesseln vertreten. Ein warmes Dach würde die wilden Gemüther ohne Hülfe von Schildwachen zusammenhalten. Man kann keinen größern Mißgriff machen, als eine Strafcolonie unter einem gemäßigten Himmelsstrich, wo das Leben eines Landstreichers so viel Vergnügen verspricht, zu errichten; sogar auf den Falklands-Inseln, wo das Wetter gewöhnlich stürmisch und kalt ist, können die Gauchos unter freiem Himmel schlafen. Andererseits gibt es keinen entschiedenern und wirksamern und zugleich die moralischen Gefühle weniger verletzenden Mahner, als die bestimmte Nothwendigkeit, für persönliche Behaglichkeit zu sorgen.

Als der Beagle im Jahre 1834 die Küste Patagoniens berührte und an der Mündung des Flusses Santa Cruz Anker warf, beschloß Capitän Fitzroy, diesen schönen Strom bis zu seiner Quelle hin zu untersuchen. Die heftige Strömung desselben legte jedoch diesem Unternehmen äußerst viele Schwierigkeiten in den Weg; die Ruder waren von gar keinem Nutzen, und die Leute gezwungen, die Boote an Steicken weiter zu ziehen. Sie hielten so lange aus, bis sie ungefähr 180 Meilen von der See vorgedrungen waren und die Andes völlig im Gesichte hatten. Da aber ihre Lebensmittel beinahe zu Ende waren und die Einförmigkeit des Landes wenig Lohn für ihre Mühen versprach, so traten sie den Rückweg an; die nächsten Gewässer des stillen Weltmeeres waren, der Berechnung nach, etwa 80 Meilen entfernt. Der Fluß nahm, so weit man denselben befuhr, wenig ab; er war meistentheils 5 bis 400 englischer Ellen breit und in der Mitte 17 Fuß tief. Das Wasser desselben war von hellblauer Farbe, und floß in seinem ganzen Laufe mit der auffallenden Schnelle von 4 bis 6 Knoten in der Stunde. Von seinem Thale sagt Hr. Darwin: „Wenn ich Raum genug hätte, wollte ich beweisen, daß Südamerika hier früher durch eine Meerenge abgeschnitten war, welche, wie die magellanische Meerenge, das atlantische und stille Weltmeer verband.“ Die Heerden von Guanacoes, von dem Puma gefolgt, die Strauße und die über diese unfruchtbaren mit rauhem Gestein bedeckten Ebenen hinfliegenden Condors sind von keiner Bedeutung. Hrn. Darwins Bericht über diese Ebene verdient mehr Aufmerksamkeit.

Er bemerkt unter Anderem: „In Europa sind Niederschläge der neuern Epochen meistens in kleinen Bassins oder in kleinen muldenförmig gestalteten Becken angehäuft. In Südamerika aber sind die ganzen Ebenen Patagoniens, welche in einer Länge von 700 Meilen auf der einen Seite von der Andeskette, auf der andern von den Küsten des atlantischen Meeres begränzt sind, auf diese Art gebildet. Im Norden (1300 Meilen von der magellanischen Meerenge) haben wir die Ablagerungen in den Pampas, welche, obgleich in der Zusammensetzung sehr verschieden, derselben Epoche angehören, wie die Bedeckung der Oberfläche in den Ebenen von Patagonien.“

Nach der Theorie Hrn. Darwins ist der ganze südamerikanische Continent in einer, d. h. in geologischer Hinsicht ganz neuen Periode, wenigstens in den oben angegebenen Gränzen, aus dem Schooße des Oceans hervorgegangen. Das Gemisch von Thon und Mergel, woraus der Boden der Pampas besteht, betrachtet er als die schlammigen Anhäufungen oder Ablagerungen eines Armes der See, worin die Ebbe und Fluth wechselten, wovon der breite, aber seichte La Plata gegenwärtig ein kleines Bild bietet. Weiter südlich in Patagonien haben nicht sehr langsam fließende Gewässer die breiten Thäler oder Ebenen mit einem fruchtbaren Niederschlage überzogen: die Ebenen Patagoniens waren von den Cordilleras abwärts bis zum atlantischen Meer einmal Seebett. Die Wellen warfen das rauhe Gestein darüber, dessen Bestandtheile von den Cordilleras herabgefallen waren, und legten bloß einen weißlichen Niederschlag zwischen die Steine und den dabei angehäuften Sand. Wenn die See langsam zurückwich, oder je mehr das Land hervortrat, bezeichneten stets die Wellen die weitesten Gränzen ihres Einflusses durch eine Linie von Gestein, so daß während die Erhebung des Landes gleichförmig vor sich ging, eben so die allmähliche Bildung eines gleichförmig abschüssigen Kieselagers erfolgte. Daß aber das gleichförmige Erheben des Landes oft durch Pausen unterbrochen wurde, während welcher das Wasser das Gestade anfraß und Klippen bildete, geht klar aus dem Umstande hervor, daß die Ebenen Patagoniens sechs oder sieben Terrassen genau von demselben Bau und denselben Bestandtheilen, aber von verschiedener Höhe zeigen; diese verschiedenen Höhen, welche so viele Perioden gleichmäßiger Thätigkeit des Wassers bezeichnen, und durch Entfernungen von 6 bis 700 Meilen von einander getrennt sind, liefern den Beweis von der großen Ausdehnung der unterirdischen Gewalt, welche das Erheben der Küsten regelte. Etwa 100 Meilen von den Cordilleren waren die Ebenen am Flusse Santa Cruz mit einem ungeheuren Strom von Lava bedeckt, der gegen die Gebirge hin an Dicke zunahm, so daß sie im Durchschnitt wahrscheinlich nicht weniger als 3000 Fuß ergeben würde. Wir bemerken noch, daß der Sand, das Geröll und die Seemuscheln eine weite Strecke nördlich zwischen den Pampas und Cordilleren in der Breite von Conception ausfüllen. Dieselbe Strecke ist auch mit vulcanischer Asche dicht bestreut.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz der ehemaligen französischen Ligue. Hr. Teulet hat vorgeschlagen, die Correspondenz der Ligueurs mit dem spanischen Hofe von 1589 bis 1598, von der Thronbesteigung Heinrichs IV bis zum Friedensschluß unter den Auspicien der Gesellschaft für französische Geschichte herauszugeben. Die Originale dieser Correspondenz liegen in der Bibliothek von Simancas. (Echo du Monde Savant vom 7 September.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 106 u. 107** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Freie und Sklaven.** Historische Tragödie in fünf Acten von William Ball. — **Ein Tag des Dichters Lamartine.** (Schluß.) — **Traum einer griechischen Jungfrau von den seligen Inseln.** Von Thomas Moore.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 106 u. 107.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

22 September 1839.

Freie und Sklaven.

Historische Tragödie in fünf Acten.

Von William Ball.

Eine englische Zeitschrift gibt Auszüge aus dieser Tragödie und spendet ihr große, nach den Proben zu urtheilen, allerdings nicht unverdiente Lobsprüche. Wir geben hier die Proben und das Urtheil.

An dieser historischen Tragödie ist mehr Kraft, mehr Pathos mehr ächte Poesie und ein besserer Sinn für das Dramatische als in irgend einem ähnlichen Versuch, der uns seit langer Zeit zu Gesicht gekommen. Als Muster eines poetischen und doch natürlichen, belebten und leidenschaftlichen Dialogs, und doch ganz frei von Schwulst, sind einige Scenen beinahe vollkommen zu nennen. Auch zeigt sich darin eine rasche und zarte Auffassung der Charaktere, Gefühl für die Natur und ein ausgezeichnetes Talent der Schilderung, wodurch wir an Philipp Van Artevelde erinnert werden — bei weitem die trefflichste Dichtung der jüngsten Zeiten. Diese Erinnerung wurde in uns nicht geweckt durch Nachahmung, die sich im vorliegenden Werk fände, sondern durch eine gewisse Verwandtschaft des Geistes und Gefühls, und einen, beiden gemeinsamen vorherrschenden Ton gedankenschwerer Anmuth. Balls Styl ist ganz verschieden von dem Taylors; er hat seine eigne Manier, die scharf bezeichnet ist, und am Ende ist das oft mißbrauchte Wort: Manier in Einem Sinn doch nur ein anderer Ausdruck für Originalität. In Philipp Van Artevelde wirft sich der Dichter auf die umfassenden, ungeordneten Schätze der alten Chronisten, namentlich Froissarts, der die ganze dramatische Geschichte des Sohns des Bierbrauers von Gent, des poetischsten Demagogen, mit wunderbarer Fülle und mit allem romantischen, beinahe zauberhaften Effect erzählt. Ball dagegen hat nach der gedrängteren und ernsteren Erzählung der alten römischen Historiker gedichtet, und er scheint eben so glücklich ihren Geist, ihre Gedrängtheit und Strenge gefaßt zu haben, als Taylor die Manier und den Geist der Chronisten. Was die sanfteren Gefühle und Motive betrifft, so hat er sich hierin an sein eignes Herz gehalten, da die klassischen Historiker dergleichen ihren fragmentarischen Berichten nicht einverleiben, während Froissart dem Dichter Artevelde's auch in dieser Beziehung das Meiste an die Hand gab, oder wenigstens Situationen und Stellungen eröffnete, aus welchen Gefühl und Pathos mit Nothwendigkeit flossen, wie der Bach aus der Quelle.

Der Held von Balls Tragödie ist Spartakus, der freigeborne Hirte von Thracien, der Gefangne und Sklave der erobernden Römer, Gladiator in Capua, der, zuerst nur an der Spitze von dreißig empörten Gladiatoren, welche ihrem Herrn, Lentulus, entflohen waren, und dann den Befehl über die Sklaven übernehmend, die überall gegen die Grausamkeit und Unterdrückung ihrer Herren aufstanden, große Siege auf offnem Feld über die römischen Heere davon trug, zwei ihrer Consuln tödtete, und eine Zeitlang die Republik in ihren Grundfesten erschütterte. In den Hauptsachen hält er sich treu an die römischen Historiker, und seine Episoden von Liebe und ehelicher Zärtlichkeit sind so einfach und untergeordnet, daß selbst der strenge Genius Alfieri's damit zufrieden seyn könnte. Der Rückzug des Spartakus und seiner Bande auf den Gipfel des Vesuvs, ihr nächtliches Herabrücken, ihr Sieg über die Römer, welche den Fuß des Berges umstellten und bewachten — das Alles ist getreu nach der Geschichte, und erhebt sich zu einer hohen Stufe dramatischer Poesie; die sorgfältige Achtsamkeit auf Localitäten und Scene tragen auffallend zur Verstärkung des Effects bei.

Das Drama beginnt im Hause Pansa's in der nahen Stadt Pompeji, wo Spartakus, der das Joch noch nicht abgeworfen, unter den Sklaven einige Freunde hat, die mit Ungeduld den entscheidenden Schritt erwarten. Der folgende Dialog wird dem Leser die Verwicklung verstehen helfen und ihn zugleich durch seine innige Poesie erfreuen. Diejenigen, die den Lauf des Flusses Sarno auf seiner romantischen Bahn verfolgt

Digitized by Google

haben, werden die Musik seiner Wasser wieder zu hören glauben, wenn sie die köstliche Rhapsodie der Rhea lesen.

Fausta.

Was hast du, Rhea, sprich!
Zweimal hast du von meinem Abendwerk
Mich abgelenkt und meinen teuneigen
Gedanken, durch Zuwinken und durch Lächeln,
Die ich gern unbeachtet ließ', ja die ich
Beachte nur, um dir unsanfte Worte,
Verdruß dir zu ersparen, die solch Spiel,
Wie du es müßig gern zu treiben pflegst,
Dir, Mädchen, zuziehn kann. Vergißt du denn?
Dieß ist nicht Thracien, Gallien, nicht die Wälder
Und Thäler, unsrer Väter traute Heimath —
Unsrer erschlagnen, unvergess'nen Väter!

Rhea.

Wohl weiß ich, Fausta, daß wir sind in Banden,
Und wenn sie schwer sind, so ist's meine Seege,
Sie möglichst leicht zu machen. Doch im Hause
Des Pansa, unsres guten Herrn —

Fausta.

Still, Rhea!
Die Güte unsers Herrn ist, daß er minder
Schlimm ist als seinesgleichen — weiter nichts.
Was! kannst du Sklavin seyn und doch zufrieden?

Rhea.

Das sag' ich nicht; ich hass' die Fesseln auch.
Gern wär' ich frei, um ungefragt zu greifen
Nach Allem, was ich wünsche, lüg' es auch
In eines Königs Schooß, und würd's vom Neid
Bewacht mit Augen, die kein Schlaf besucht.
Gern wärf' ich ab dieß kurze, grobe Kleid
Und schritt' in Purpur und in Edelsteinen,
Die Rom, wär' es in Banden, könnten lösen;
In Willen ständen hundert Sklaven mir,
Lauschend auf meinen Wink und ihm gehorchend.

Fausta.

Und deinen Tisch und deinen Schlaf gefährdend!
Tyrannin möcht'st du seyn und Sklaven haben?

Rhea.

Nein, nicht Tyrannin; aber Sklaven möcht'
Ich haben, zu befeid'gen, dienstbeflissen,
Tausend Bedürfnisse, die dann gewiß
Ich hätte, ob ich gleich sie jetzt nicht kenne.
O wonnigee Gedanke! der mich heben
Macht, wenn ich mal' in meiner Phantasie
Die Dienste all, die ich begehren würde,
Wenn solcherlei Bedürfnisse ich lernte.
Dann ging' ich nicht, ein Bad zu nehmen, hin,
Wo unser Sarno, zu des alten Berges
Füßen, ein heimlich Plätzchen sich gemacht,
Die spath'ge Höhle, wo das Licht ein Gast,
Nicht Herr zu seyn scheint; wo die Myrtenbüsche,
Die Bäume machen den stets glatten Teich
Zu ruhiger Einsamkeit Mysterienort.
Nicht dort mehr, nein, in einer Marmorwanne
Mit waemem Wasser dehnt' ich mich im Bad.
Anschauend üpp'ge Wände, oder, aufsteh'nd
Ließ ich vom Kopf zu Fuß von Sklavinnen
Mit Salben, köstlichen, des Orients
Mich übergießen, welche jeden Sinn
Mit träumerischer Süßigkeit berauschten,
Und mir Elisiums Genüsse schenkten.

Fausta.

Verrathen wollt'st du deine Schönheit einem
Schwarm Feinde, die dir dienen und dich hassen?

Rhea.

O Fausta! still! Dienen ist ja nicht Hassen.

Fausta.

Es ist's bei mir.

Rhea.

Ich hatte das vergessen.

Fausta.

Ein glücklich Weib war ich, glückliche Mutter;
Und frei und friedlich war mein einsam Haus:
Zur Sklavin machte mich der Krieg; du weißt,
Daß Knechtschaft oder Schande bietet an
Rom den besiegten Frauen; Männern gibt's
Den Tod, und Fesseln schlimmer als der Tod.
Ich hatte einen Gatten — nur die Götter
Fänden, die Welt durchspähend, seines Gleichen;
Kein Wort nennt seinen Werth und meine Liebe;
Wo ist er?

Rhea.

Todt?

Fausta.

O schlimmer noch! entehrt!
Ich hatte eine Tochter — und ich lebe —
Die Mutter, Rhea, lebt — nun, Dank den Göttern,
Für ihren Tod zu sagen — einen Sohn
Hatt' ich —

Rhea.

Nicht mehr; die Fülle deiner Schmerzen —

Fausta.

Ich sag', ich habe einen edeln Sohn,
Jung, tapfer, glücklich, frei.

Rhea.

Das ist ein Trost doch.

Fausta.

Der Trost, sein Kind nicht anerkennen dürfen!

Rhea.

Nicht anerkennen?

Fausta.

Nein! damit sein Glück
Nicht, angesteckt von meinem Loose, welke,
Daß mir mein Sohn nicht fluche!

Digitized by Google

Rhea.

O halt' inne,
Solche Gedanken stören die Vernunft die.
Weise bist du, doch in dem Kampf des Lebens
Hast eine Wunde du davongetragen
Welche nicht heilt.

Fausta.

Und nimmer hellen wird.

Rhea.

Und wenn des Schicksals Tücke reizt die alten
Narben des früheren Kummers, ist es bitter
Für dich und unerträglich. Drum lass' ändern
Uns das Gespräch; klug ist es stets, zu meiden
Der schmerzlichen Gedanken innern Krieg.
Hör' jetzt mich, und ich bitt' dich, achtsam an.
Ich komm' von Einem, der ein kecker Werber
Ist, nicht um deine Schönheit, nein! die dunkle
Gabe, die du besitzst, dämmernd von fern
Zu schaun Ereignisse der künft'gen Zeit,
Eh' sie ans Licht geboren sind. Ich zittre
Im Innern, wenn ich davon spreche.

Fausta.

Ist er
Ein Theater, der meinen Beistand sucht?

Rhea.

Ja, und er muß recht gut gekannt dich haben.
Mindstens sagt er, gebunden hab' dieß Netz
Einst deine Rabenlocken, als du Jungfrau.

Fausta.

Welch Band ist dieß? Schnell, Rhea, gib es mir!
Oh, allen Sternen Dank, so ist es's doch!

Rhea.

Wer ist es denn?

Fausta.

Wo ist er, sag' mir's, wo?

In der nächsten Scene tritt der Held auf, und der Ton des Dichters steigert sich bis zur Erhabenheit. In jedem Wort liegt eine wilde und ernste Größe:

Dritter Act. Erste Scene. Ein Orangengarten. Fausta tritt auf.

Fausta.

Die Stund' ist passend; Dunkelheit verbirgt
Schamröth' und Ketten. Nicht beschämt möcht' ich
Entgegentreten meinem Gatten.

(Spartakus tritt auf.)

Spartakus.

Fausta!

Fausta.

Wer ruft?

Spartakus.

Ich!

Fausta.

Spartakus!

Spartakus.

Mein edles Weib! (Sie begrüßen sich.)
Ein freier Mann umarmt dich jetzt.

Fausta.

Du frei!
Durch Dienste, Lösegeld, Manumission?

Spartakus.

Durch nichts von dem. An Bajä's goldner Küste
Ist ein Gefängniß, heißt: die hundert Zellen,
Da ward ich eingesperrt mit vielen Andern.
Ein Paß, dem Luftzug freigelassen, führte
Zu einer Klippe, welche schwindelnd ragte
Hoch über'm sand'gen Strand, von den zahmlosen
Wellen umspühlt, die höhnisch, dünkte mich's,
Mir zuscheien': Sklave, Sklave! Mein Genosse
Befreite mich mit Müh' von meinen Ketten,
Ich bahnte mit Gewalt hinaus den Weg mir
Und stand über dem schwindelnd steilen Abgrund.
Im tollen Muthe der Verzweiflung klomm
Ich dort herab, erreichte unversehret
Den Rand der Fluth, der plaudernden, die freundlich
Mich dann zur Freiheit trug.

Fausta.

Und wann war dieß?

Spartakus.

Schon lange Zeit, denn das Geschick hat mich
Seither getrieben durch verschiedne Wechsel,
Verbergen mußt' ich mich, bis sich verloren
Die Spuren und Einnurungen der Fesseln.
Soldat war ich — Bewohner dann der Berge —
Anders zwar werden's meine Feinde nennen;
Und nicht ganz Unrecht haben sie, sie machten
Zu dem mich, was ich war.

Fausta.

Nicht was du bist.
Mit Freuden, denk' ich, Bessres hast du noch
Mir zu berichten.

Spartakus.

Drängte nicht die Zeit,
Viel wüßt' ich noch. Doch eine Stunde kommt,
Wo harmlos plaudernd wir die Wonne kosten,
Welche der Mühsal Duldung, das Bewußtseyn
Siegen zu seyn im Würfelspiel des Todes,
Dem Leben eines Tapfren schenkt. Genug jetzt,
Daß ein freiwill'ger Gast zurück ich kehre
Zum Ort wo Sklaven, Schuld und Kummer wohnen.

Fausta.

Wie sagst du, Spartakus? Ein will'ger Gast
Kannst du nicht seyn, wo Schmach und Sünde hausen.

Spartakus.

In Capua hält ein Mann, heißt Lentulus,
Ein ganz fühlloser Böswicht, eine Schule

Digitized by Google

Gladiatoren, und wird ſtündlich fetter
Vom Blut, das ſie vergießen. Krieges Wuth
Hat, oder Hunger, zu den Seinen ſie
Gemacht, als ſeine Sklaven und Leibeignen.
Einer davon war ich; und unſer Loos
Der Waffen Kunſt zu lernen und zu fechten,
Zu ſtreben in dem Cirkus, wo die Leute —
(Mein Fluch verſenkt ſie in der Erde Tiefen!)
Sich drängen an den Tagen hoher Freuden;
Oder zu fallen, wenn ein Schurke von
Patricier, eines Weibes willen, das
Viel Hohn und Spott ihm eintrug und viel Gold,
Oder um Vater oder Sohn, des Standes
Schandfleck, befiehlt ein Gladiatorenſpiel,
Und ſagt: „Laſſ' kämpfen fünzig Paare, zwanzig
Laſſ ſterben, zwanzig, ſag' ich. Alle Koſten
Sind mein, und guter Lentulus, für deine
Dienſtfertigkeit will ich dich gut bezahlen.
Doch ſey'n es tapfre, ſchöne, tücht'ge Männer;
Nicht Burſche will ich, die von ſelbſt ſchon ſtärben,
Die halb ſchon Aas vor Alter oder Krankheit
Dem Tod verfallen ſind. Weg, weg mit ſolchen;
Nein ſtattliche, geſunde, kräft'ge Männer,
Spannvoll von Muth und Leben, denn an ſolchen
Verrichtet Speer und Schwert und Dreizack Thaten,
Die uns zum Ruhm gereichen, Lentulus.
Drachmen gab mir das Glück, und wie du ſiehſt,
Weiß ich auf edle Art ſie zu verwenden.

Fauſta.

Du, Spartakus, gehörſt doch nicht zu denen,
Die ein Gewerbe treiben mit dem Tod
In öffentlichen Schulen, in der Arena
Oder bei feſtlichen Mahlzeiten, wo
Der reiche Römer beim Bankett ſich dehnt,
Den griech'ſchen Wein ſchlürft und mit Gäſten ſpaßt,
Indeß die Tapfern ſterben.

Spartakus.

Ja, ich bin
Ein ſolcher, und die Welt mit ſtarkem Arm
Drängt noch zu thun mich, was ich ſelber haſſe.

Fauſta.

Es kann nicht, darf nicht ſeyn! Ha! ſollen dieſe
Hunde von Rom, aller Genüſſe ſatt,
Mit rother Freud' ſich kitzeln, während du
In Todesgefahr ſchwebſt unter Waffenſtößen
Und Blutvergießen und Verzweiflungsflüchen?
Ich lieb' dich mehr als alle Ding' auf Erden,
Doch eh hieß' ich durchs eigne Schwert dich ſterben,
Als kaufen mit ſo tiefer Schmach das Leben.

Spartakus.

Recht ſprichſt du, Fauſta, und ich ſtärbe auch,
Lebt' ich nicht für die Rache und für dich!
Hab' ich Unbilden nicht, daran zu denken?
Kann ich nicht jedes Uebel heilen mit
Der Hoffnung, die verfluchten Römer noch
Beren'n den Tag zu machen, welcher mich
Verzweifelnd, kinder-, heimath-los gemacht?

Fauſta.

Oh! deine Mittel, kühner Thracier! ſind
Wie nichts! Rom iſt ein Rieſe, den die Götter
In ihrem Zorn geſandt in dieſe Welt
Von Stand, ſie zu zertreten.

Spartakus.

Du ſprichſt nicht,
Wie ſprechen dich zu hören ich gewünſcht;
Doch hör' mich an, und wenn ich dir geſagt
Hab' meine Hoffnungen, dann ruf' du an
Den mächt'gen Dämon deines Hauſes, und
Da er dir Weisheit leiht, vorauszuſchaun
Die Looſe, die das Schickſal beingt den Menſchen,
Benütze dieß dein ſchauerliches Vorrecht,
Mein Schickſal auf der Erde zu erſchaun.
Daß ich muß ſtreben, kannſt du mir nicht hehlen;
Das wiſſen Alle, doch das Wie, und Wann,
Wofür, das möcht' ich wiſſen.

Fauſta.

Fahre fort;
Es haben deine Worte, deine Sache
Ergriffen meine Seele, und erweckt
Gleichwie ein Zauber, die geheimnißvolle
Macht, die auf mich durch die Geburt vererbt.
Schau' in den Wolken, den beweglichen
Wirken die Unſichtbaren, und ich ſehe
Die Werke, die ſie bilden. Eh zu Ende
Deine Erzählung, wird das gräßliche
Geſicht in ſeiner Fülle vor mir ſtehn,
Denn weit und weiter öffnen ſchon die Thore,
Die ewigen, der Zukunft ſich, — heraus
Treten ſchon auf die Bühne Tauſende
In buntbewegter, rieſenhafter Handlung.
Schnell, ſchnell! dein Leben kommt ſchon auf die Bühne!

Spartakus.

Du weißt was ich gelitten, was gewagt,
Und was gethan, weil mir die Götter dich
Zu lieben gaben, Kinder und ein Haus.
O frohe Zeiten, lang ſeyd ihr dahin!
Ich bin ein Weib ganz wenn ich an ſie denke. —
Mein Fleiß, mein Blut und meine Redlichkeit
Ward mir mit Banden, Schlägen, Hohn vergolten,
Und Jammer und Entehrung meines Hauſes.
Was folgt? daß ich hab' eine ſchwere Schuld,
Ein Leben voller Unbill, und ich habe
Gelobt ſie bis aufs Letzte zu bezahlen.
Noch bin ich müde nicht, hat gleich die Welt
Geſucht mich müd' zu machen; treffen kann
Mein Arm noch, und mein Herz hat noch Erinnrung.

Digitized by Google

Meine Erzählung jetzt; die Gladiatoren
Haben zu ihrem Hauptmann mich gewählt;
Wir haben, unsre Fesseln zu zerbrechen
Geschworen, und zu leben, oder zu sterben
Den Tod von Kriegern und von freien Männern.

Fausta

(dreht sich wild im Kreise herum und spricht in prophetischer Muthbegeisterung).

Still! die Priestergeister der Wahrheit nahn;
Bei den Ketten der Furcht fassen an sie den Wahn,
Zerreißen sein nächtlich Kleid; zu mir dringen
Die Blitze des Stahls bei der Kühnen Ringen.
Gekämpft ist der Krieg, gewonnen der Sieg;
Gekreisch füllt die Luft, vorbei rennt die Schaar,
Und den Käfig lernt kennen der römische Aar.

Still! die Priestergeister der Wahrheit sind zur Hand!
Sie schrei'n deinen Namen, einen Schrecken allem Land;
Städte und Heere verschwinden; doch dein Speer
Deutet voran und Tausende hinter ihm her!
Gekämpft ist der Krieg, gewonnen der Sieg;
Den Himmel Rauch und düstre Flammen färben,
Und römische Krieger müssen wie Sklaven sterben!

Still! denn die Priestergeister der Wahrheit sind da!
Und wieder ist der Gott der Schlachten nah.
Consuln, Prätoren fallen. Ihre Schmach
Geht lang noch, finstre, dem Römernamen nach.
Gekämpft ist der Krieg, und dein ist der Sieg;
Der Tod streift edlem Knecht die Fesseln ab
Und biegt des Sieges Palmen in dem Grab.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag des Dichters Lamartine.

(Schluß.)

Eines Morgens verkündigt das Journal, daß die Kammern auf die Mitte oder Ende des Decembers einberufen sind. Von diesem Tage an schwindet alle Freude des häuslichen Herdes und aller Friede; man muß Zurüstungen und Vorbereitungen treffen für dieß lange häusliche Interregnum, welches die Folge der Abwesenheit von einem ländlichen Haushalt ist, muß für die Bedürfnisse von Saint-Point sorgen, und für die eines lästigen, sechsmonatlichen Aufenthalts in Paris.

Ich weiß wohl, daß man mir entgegen hält: warum gehst du denn? hängt es nicht von dir ab, dich in deinem dichterischen Stillleben abzuschließen und die politische Welt für dich arbeiten und sich abmühen zu lassen? Ja, ich weiß, daß man mir dieß entgegenhält; aber ich antworte nicht; ich bemitleide diejenigen, die so sprechen. Wenn ich mich zu meinem Vergnügen oder aus Eitelkeit in die Politik mischte, hätte man Recht; aber wenn ich mich darein mische aus Pflicht, wie jeder Passagier bei einem argen Sturm mit Hand anlegt, so hat man unrecht; lieber würde ich auf dem Verdeck der Sonne entgegen singen, aber man muß die Raaen erklettern, ein Reff ergreifen oder das Segel entrollen. Die sociale Arbeit ist die tägliche und pflichtmäßige Arbeit jedes Menschen, der an den Gefahren oder Wohlthaten der Gesellschaft Antheil hat. Man macht sich eine sonderbare Idee von der Politik in unserm Lande und zu unserer Zeit. Ach mein Gott, es handelt sich nicht im mindesten darum, daß Sie oder ich wissen, welchen armseligen und vergänglichen Individuen einige Jahre der Macht gehören werden. Was trägt es für die Zukunft aus, daß dieß oder jenes Jahr der Regierung eines kleinen Landes, das Frankreich heißt, durch das Consulat dieses oder jenes Landes bezeichnet sey; das ist nur Sache ihrer Ruhmsüchtelei, Sache des Kalenders. Aber es handelt sich darum, zu wissen, ob die sociale Welt auf ihrer endlosen Bahn vor- oder rückwärts schreiten wird; ob die Erziehung des menschlichen Geschlechts durch die Freiheit geschehen wird, oder duech den Despotismus, der sie bisher so übel geleitet; ob die Gesetzgebungen der Ausdruck des Rechts und der Pflicht Aller, oder der Tyrannei einiger Weniger seyn sollen; ob man die Menschheit wird lehren können, sich mehr durch die Tugend als durch die Gewalt beherrschen; ob man endlich in den politischen Verhältnissen der Menschen unter einander und der Nationen jenes göttliche Princip der Bruderliebe einführen wird, das vom Himmel auf die Erde gekommen ist, um alle Arten der Knechtschaft zu vernichten und alle Arten der Zucht zu heiligen; ob man den legalen Mord abstellen, ob man allmählich aus dem Gesetzbuch der Nationen jenen Mord in Massen, den man Krieg nennt, vertilgen wird; ob die Menschen sich endlich regieren werden wie Familien, statt sich abzupferchen wie Heerden; ob die heilige Freiheit der Gewissen endlich wachsen wird mit der Aufklärung der Vernunft, vervielfältigt durch das Wort, und ob Gott, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr sich darin abspiegelnd, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr angebetet werden wird in Werken und Worten, im Geist und in der Wahrheit.

Das ist die Politik wie wir sie verstehen, Sie, ich, viele andre und beinahe jene gesammte Jugend, die in Stürmen geboren ist, unter Kämpfen heranwächst, und die den Instinct der großen Dinge in sich zu haben scheint, welche allmählich nach göttlicher Fügung sich erfüllen müssen. Glauben Sie, daß es in einer solchen Epoche und solchen Problemen gegenüber ehrenvoll und tugendhaft sey, sich bei Seite zu halten unter der kleinen Schaar von Zweiflern und mit Montaigne zu sagen: was weiß ich? oder wie der Egoist: was geht's mich an?

Nein. Wenn der göttliche Richter uns am Ende unseres kurzen Lebenstages hienieden unsrem Gewissen gegenüber stellt, wird unsere Bescheidenheit, unsere Schwäche, keine Entschuldigung seyn für unsere Unthätigkeit. Wir mögen ihm immerhin antworten: wir waren nichts, wir vermochten nichts, wir waren nur ein Sandkorn; er wird uns erwiedern: ich hatte zu deiner Zeit die beiden Schaalen einer Wage vor dich hingelegt, worin die Geschicke der Menschheit gewogen wurden; in der einen

Digitized by Google

war das Gute, in der andern das Böse. Du warst nur ein Sandkorn, ja, aber wer sagte dir, daß nicht ein Sandkorn hätte können die Wage auf meine Seite sich neigen machen? du hattest einen Verstand um zu erkennen, ein Gewissen um zu wählen, du hättest das Sandkorn in die eine oder andre Schaale werfen sollen; du hast es in keine gelegt; die Winde mögen es dahinraffen — es hat weder dir noch deinen Brüdern gedient.

Ich will mir, mein Freund, sterbend nicht diesen traurigen Vorwurf des Egoismus zu machen haben, und daher schließe ich jetzt in der Eile diese abgerissenen Sätze und sage Ihnen Lebewohl!"

So schön und liebenswürdig hierin Vieles klingt, wollen doch die französischen Kritiker an Lamartine in der neuesten Zeit kein großes Gefallen haben; sie setzen gar Manches an ihm aus. So sagt ein sehr geistreicher und wohlmeinender Beurtheiler in Beziehung auf die neuesten Gedichte und die Vorrede unter Anderem:

„Die einleitenden Blätter sind an sich eine poetische und lebendige Skizze seines gemüthlichen Lebens in Saint-Point. Er weiht Einen in Alles ein, und man hätte ihm nur zu danken für so viel Anmuth und liebenswürdige Zutraulichkeit, wenn er nicht davon sich entfernte, um in Betreff der Literatur und der Poesie gewisse Anschauungsweisen hinzuwerfen, die man unmöglich kann gelten lassen in Beziehung auf die Kunst überhaupt, noch auch in Bezug auf sein eignes Talent, denn das führte zum Untergang. Vor wenigen Monaten, als in der Discussion der Adresse Thiers ein etwas anmaßendes Wort entschlüpfte, welches Herrn von Lamartine auf der Bank, wo er bisher still gesessen, unangenehm berührte, erhob sich der edle Redner, und bat mit innerer Bewegung, man möchte doch wenigstens ihm und denen, die sich von dem Hader der Viertelstunde fern hielten, die Würde dieses Schweigens vergönnen. Ohne eine gleiche Autorität zu besitzen, sollte es denn nicht denen gestattet seyn, die nichts sind und seyn wollen, als Literaten und Dichter, die so der Welt in ihrer Weise zu dienen und ihre descheidene Rolle auszufüllen glauben, die sich um so mehr daran halten, als der Anblick der dermaligen Intriguen sie anekelt, sollte es ihnen nicht gestattet seyn, ihn zu bitten, er möge ihnen doch wenigstens die Würde ihres Schweigens in der Politik gönnen? Wie? sollte es kein Mittleres dazwischen geben, seine Wünsche auf die Kammer zu richten, und: zu der Schaar der Egoisten zu gehören? Man sollte seine Rolle nicht ausfüllen können, wenn man sich nicht in seine stille Behaglichkeit, sondern in seinen Beruf als Schriftsteller und Dichter einschließt, wenn man statt jeder Tribune seinen Lehrstuhl der Philosophie, der Geschichte oder auch der Beredsamkeit behauptet? die Politik, deren Programm Herr von Lamartine in der Vorrede gibt, ist schön und wünschenswerth, und ich möchte nichts sagen, was auch nur Eine Seele in dieser Hinsicht entmuthigen könnte. Aber um sie möglich zu machen, dazu ist gerade erforderlich, daß man sie nicht für so leicht, so nahe, so allgemein anerkannt halte. Herr von Lamartine schließt poetisch sein Vorwort mit einer Berufung auf Gott, wie Scipio die Römer sich nach aufs Capitol zog; er schildert, wie der göttliche Richter am jüngsten Tage in der Wage einerseits die Reime des Poeten, andrerseits seine sociale Thätigkeit lege; man erräth leicht, auf welche Seite sie sich neigt. Aber es ist immer sehr gefährlich, Gott reden zu lassen; man könnte ebenso gut und ohne größere Keckheit annehmen, daß er Einem Rechenschaft abfordern werde von dem eigenthümlichen Talent, das er ihm anvertraut; wenn es eine Verschiedenheit der Gaben unter den Menschen gibt, so kann es auch eine Mannichfaltigkeit der Berufe und Aemter geben, und dieß scheint besonders einleuchtend, wo das Zeichen davon so glänzend und augenfällig ist, wie im Fall Lamartine's.

Wir tadeln übrigens keineswegs den berühmten Dichter wegen seiner Theilnahme an den politischen Dingen; wir übernehmen nur die Vertheidigung seiner von ihm geschmähten literarischen und poetischen Thätigkeit. Das politische Interesse selbst, wohlverstanden, sollte ihm eine solche Sprache untersagen. Wir müßten uns sehr täuschen, wenn nicht diese Art, sein Talent zu behandeln, wenn man vorzugsweise durch es groß ist, diese Leichtigkeit, seinen Ruf so wohlfeil zu halten, wo dieser so groß und wohlverdient ist, wenig geeignet wäre, den speciellen politischen Männern, unter welchen er seinen Platz einnehmen dürfte, einen ungünstigen Begriff beibrächte.

Wir hätten auf die Vorrede kein so großes Gewicht gelegt, wenn die Sammlung selbst durchaus damit contrastirte. Nun aber gibt Lamartine seinen Bewundrern Grund zur Besorgniß, er werde sich immer weniger Zeit nehmen für die sorgfältige und künstlerische Ausstattung seiner Muse, um sie in anderem Gewand als in der Morgentoilette des Gedankens auftreten zu lassen; er entschuldigt sich, er resignirt sich deßhalb leichter und schneller als wir. Die förmliche Folge davon wäre, daß die Kritik nichts mehr mit ihm zu schaffen hätte; denn das heißt eigentlich sie abweisen."

Der Kritiker macht aufmerksam auf die Metamorphose, die im Ganzen mit Lamartine vorgegangen, wie er seit der Juliusrevolution ein Andrer geworden sey, in ähnlicher Weise wie Lamennais. Die Reise in den Orient wird als ein Wendepunkt bezeichnet, noch deutlicher aber trat der Humanitaire im Jocelyn, besonders der Vorrede, hervor. Dabei wird bemerkt, daß diese Umwandlung gerade das Gegentheil sey von der der englischen Dichter von der Seeschule, welche aus schwärmerischen Pantisokratisten — Conservative und Tories wurden.

„Jocelyn schien eine neue Manier des Dichters ankündigen zu wollen; es war ein Versuch in der Gattung der Compositionen; die Fabel, obgleich leicht erfunden, war doch rührend, sie lieh sich den reichsten Eigenschaften des Dichters und führte ihn ohne Gewaltsamkeit zu verjüngten Tönen hinüber. Dieser erste Anfang war schön; aber hat ihm die Folge entsprochen? Sie besteht freilich erst aus einem einzigen Gedicht, aber dieß Eine Gedicht hat Alles vereitelt. Und da schon die Reise in den Orient, trotz einiger bewundernswerthen Stellen eine allzu lange und offene Nachlässigkeit gewesen war; da die Vorrede zum Jocelyn einige nicht zu rechtfertigende literarische Behaup-

Digitized by Google

tungen enthielt, welche die neuere Praxis des Dichters in helleres Licht setzt, da der jetzt erschienene Band mehr und mehr diese Verschleuderungen eines herrlichen Talents zeigt, so ist es Zeit, es zu sagen; beim dritten Krähen des Hahns hat man das Recht, dem geliebtesten Dichter zuzurufen: er verzichte auf seinen Ruhm!" — — — „Wie behandelt der Dichter die Verse, die er uns so verschwenderisch zuwirft! Man möchte wünschen, er glaubte mehr; oder er schiene mehr zu glauben an die Zukunft seiner Poesie; er rechnet ja so sehr in allen andern Dingen auf die Zukunft! Und dann, was auch die Zukunft und der Lohn sey, gilt nicht auch in der Kunst was in der Moral: daß man immer sein Bestes thun soll? Und dieß ist nicht bloß eine Vergleichung, sondern eine positive Behauptung; die Kunst ist für den Künstler ein Theil seines Gewissens und seiner Moral." — —

„Ich hätte im Einzelnen Vieles zu rügen, und ich könnte zu den Conceptionen, wie im Styl und Rhythmus, jenen seltsamen Einfluß, jenen unerwarteten, beinahe vollständigen Triumph der Fehler der sogenannten materialistischen Schule über den Dichter nachweisen, der durch seinen Instinct davon am weitesten entfernt war, und seiner Einsicht und Ueberzeugung nach lange Zeit der entschiedenste Gegner schien; ein um so seltsamerer Triumph, als die Schule selbst schon beinahe überwunden schien; aber ich will dieß unterlassen. Ich will nur sagen, wenn man eine Leier, und eine solche Leier, hat, warum sie muthwillig zerbrechen, oder sie entstellen, indem man sie ins Unendliche erweitern will. Die erste Leier Lamartine's hatte — Manche sagen: Eine — ich aber glaube: mehrere, wohlzusammenstimmende Saiten; sie war beschränkt; um so besser! Was hat er gethan? Ehrgeizig und nachlässig zugleich hat er Saiten jeder Art hinzufügen wollen; aus einer Leier hat er ein Ungeheuer von Maschine gemacht, das nicht mehr ihm gehört, dem er mit den Fingern, dem Arm, mit dem Ellbogen sogar alle möglichen Töne auspreßt, aber ohne Harmonie unter sich, und ohne Melodie. Oh! wenn man eine hat, so behalte und bewahre man seine Leier!"

Der Aufsatz schließt:

„Was den poetischen Genius Lamartine's betrifft, der, trotz so vieler Abirrungen in neueren Zeiten, doch nie mächtiger in seinen Würfen und in seiner Quelle war, so ist es an ihm, zu entscheiden, ob wir durch diesen Allarmruf einen Schiffbruch signalisiren oder ihn verhindern. In allen Fällen, indem wir die peinliche Rolle übernehmen, das Stehenbleiben, den Fall und das Nachlassen vor Erreichung des Ziels bei so vielen von uns bewunderten Geistern zu rügen, versichern wir, und man möge es glauben, daß wir es durchaus mit keinem Gefühl der Genugthuung oder des Triumphes thun. Ach, ihr Ruin (wenn es zum Ruin kommt) ist ja auch der unsrige, wie ihr so oft von uns geweissagter Triumph unser Stolz und unsre Freude gewesen wäre. Der Scharfblick des Kritikers sah sich gebunden an ihr Geschick als treue Dichter und verehrte Schriftsteller; unsre besten Besitzthümer waren an Bord ihres Ruhmes eingeschifft, und man fühlt sich selbst großentheils untergehen bei ihrem Schiffbruch."

Traum einer griechischen Jungfrau von den seligen Inseln.

An ihren Geliebten.

War's Mondschein oder war's die Morgensonne,
Wer rief aus meinem Arm dich, meine Wonne?
Noch strömte mir in schmachtend süßer Ruh
Entzückung eines sel'gen Geistes zu;
Auf meinem Hauche noch der Seufzer bebte,
Dein Name noch auf meiner Zunge schwebte,
Da hört' ich deine Lyra leis' und lind
Von Liebe lispeln mit dem sanften Wind.
Schnell drückt' an meine Brust ich jetzt die Leyer,
Und, noch entglüht von deines Kusses Feuer,
So küßt' ich sie; da glänzt' auf jeder Saite
Ein thauig Zeichen meiner Wonn und Freude.
Dann rührt' ich sanft die Lyra; schnell entklang
Aus ihren Tönen solch ein süßer Sang,
Der jenen Saiten nur allein entrauschet,
Die sich in heißer Küsse Thau berauschet.
O, Liebe, wonnig wird die Ruh' erquicken,
Die lieblich schmeichelnd folgt auf dein Entzücken,
Und sanft wie Dämmrung ausstreut in die Brust
Die milden Spuren der entschwundnen Lust!

Wie ich so lag in wollustsüßer Ruh,
Deückt' sanft der Schlummer mir die Augen zu;
Die Lyra fühlt' auf meinen Schooß ich gleiten,
Und als die Finger auf den Silbersaiten
Hinstreiften, tönt' ein süßes Wiegenlied,
Deß Zauberklang mir holdes Glück beschied.
Mein Thron, diesen Traum vergeß' ich nicht!
Zwei Knaben sah ich bei des Mondes Licht
Mit Liebesblicken aus der Höh' sich neigen
Und still zu meiner Laube niedersteigen,
Den Geistern gleich, die in Amathas Quelle
Mit ihren Schwingen ruhn bei Tageshelle,
Doch Nachts sich aus dem warmen Bade wieder
Erheben, um zu kühlen ihre Glieder.

Auf meinen Stirn fühlt' ich sie Seufzer hauchen,
Dann stiegen leise sie durch meine Augen
In meine Brust hernieder nach und nach,
Wo meine Seel' in süßen Banden lag.
Sie rührten dran, und schnell die Fessel sprang,
Und aufwärts sich die freie Seele schwang.

Digitized by Google

Als Führer nun die kleinen Geister flogen
Durch lichte Pfade mir voran und sogen
Den Sternenthau, Ambrosialäftchen ein,
Der Seelen Labsal in der Götter Reihn.

Du weißt, Geliebter, über Wolken lieget
Das Geisterreich, wenn nicht der Barde trüget.
In diesem Lande rollt ein Aethermeer
Voll lichter Inseln, wo der Seelen Heer,
Die diese mühbeladne Welt verließen,
In ew'gen Lauben Himmelsruh' genießen;
Selbst jene Scheibe, deren Strahlenpracht
So oft dich führt in meinen Arm zur Nacht,
Ist eine Liebesinsel, wunderschön,
Die glänzend schwimmt in jenen luft'gen Seen.
Dorthin nun flogen wir; auf ihrer Thalen
Lag mild ein Tag mit silberhellen Strahlen;
Auf Lilienbetten sah ich ringsum ruhn
Die sel'gen Geister von dem irdschen Thun.
Hier traf ich auch in lieblich kühlem Schatten
Die Jungfraun, welche teen geliebt einst hatten;
Noch fand hier Lehr' und Schutz und Liebeslust
Leontion an ihres Meisters Brust;
Und Pythia ließ zum Lohn in ihren Armen
Ihn, der als Göttin sie verehrt, erwarmen;
Nicht fühlt' auch in Aspasia's Liebesblick
Hier Sokrates sein häuslich Mißgeschick;
Theano spielte, die so zärtlich war,
In ihres Samiers reichgelocktem Haar,
Der endlich liebumstrickt ihr angehörte
Und Weisheit nur durch ihre Lippen lehrte.

O Samier, was auch dein hoher Geist
Von den geheimen Zahlen uns verheißt,
Die Eins, aus Zwein gebildet, die sich lieben,
Ist stets die schönste Himmelszahl geblieben!

Doch denk', mein Theon, wie vor Wonn' ich bebte,
Als an der Quelle, die das Thal belebte,
Mein Aug' erblickte aus des Mondes Reich
Ein Wesen, ach! in Allem dir so gleich,
Daß rasch, — von meiner Treue nur getrieben —
Ich dieß umarmen mußt' und innig lieben.
Doch braucht die Seele nicht des Wortes Schall,
Um fern zu tragen ihre Wünsche all;
Ein Wink genügt, wie ihn sich Geister geben,
Ein Trieb, wie ihn nur fühlt des Himmels Leben,
Und schneller, als ein Meteor wir sehn,
Von Seel' zu Seele fliegen die Ideen.
Wie du, so lächelte des Jünglings Bild,
Doch nicht wie du, wenn leidenschaftlich wild
Du tiefe Röthe lockst auf meine Wangen
Durch ein dich nur beschämendes Verlangen.
Sein Lächeln war ein geistig milder Blick,
Der reuvoll zum Vergangnen schaut zurück,
Doch freudvoll glänzt, wie wenn im glüh'nden Herzen
Du deine Lust bezähmst mit süßen Schmerzen,
Und deine Seel', aus ihrem Wahn befreit,
Im Aug' die strahlt mit keuscher Heiterkeit.

Wie himmlisch ist die Wonne, wenn sich finden
Verwandte Geister und sich süß verbinden!
Der Gott aus Elis, dessen treue Welle
Durch Sicilien strömt mit liebentbrannter Schnelle,
Trägt Blumenkränz' und Zweige, stolz entzückt,
Womit olymp'sche Jungfraun ihn geschmückt,
Als Opfer sie zu den krystallnen Füßen
Der Arethusa liebend auszugießen.
Wenn mit der Quellenbraut er sich verbindet,
Denk, welch Entzücken dann die Fluth empfindet;
Sie schmelzen in einander, bis ein Kuß
Die Wellen eint in einen Wonnefluß!
So wars — —

Doch, Theon, du ermüdest hier;
Mein süßer Traum macht keine Freude dir.
O, könnt' ich deine Lippen jetzt erreichen,
Dich wollt' ich küssen zum geduld'gen Schweigen,
Und lächelnd müßtest du den Sagen glauben
Von Sternenthälern und Planetenlauben,
Die meine Seele, durch dich hocherhoben,
In ihrem Schlummer zierlich hat gewoben.
Doch nein, nichts mehr! — Sobald das Morgenlicht
Sich auf Ilissos Wellen schmelzend bricht,
Da flieg' ich hin an deine treue Brust
Und künde mehr dir noch zu größrer Lust.
Wird dann mein Bild sich noch zu matt bewähren,
Soll deine Lippe mehr, als Traum mich lehren.

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redaction: Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 266.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 September 1839.

Dampfschifffahrt nach Indien ums Cap der guten Hoffnung.

Am Sonnabend den 7 Sept. fuhr von London ein großer Ostindienfahrer, Namens Vernon, ab, um eine Reise anzutreten, die in der Geschichte der Schifffahrt Epoche machen wird. Die Reisen von und nach Indien, welche meist 4 — 6 Monate einnahm, dauerte so entsetzlich lang nur in Folge von Windstillen, Strömungen und widrigen Winden in der einen Breite; während das Schiff, wenn es aus eigener Kraft die Mittel besessen hätte, oft nur wenige Meilen weit vorwärts zu kommen, eine Strömung oder eine Windstille vermeiden, oder wenn es den einen Passatwind verlor, in den andern hinein kommen konnte. Diesem großen Uebelstande sollte durch eine neue Verbindung von Dampf- und Segelkraft abgeholfen werden.

Der Vernon ist nach einem ganz neuen System gebaut, weil eine sehr geringe Dampfkraft in Anwendung gebracht werden sollte, da der nöthige Raum für die Maschinen und die Kohlen bisher als ein unübersteigliches Hinderniß für lange Fahrten angesehen worden war; mit dem Raum von 150 Tonnen ist jetzt für alles gesorgt. Der Vernon ist 170 Fuß lang, 36 F. breit, nur 22 Fuß tief und geht bloß 15½ Fuß tief im Wasser: dabei hat er tausend Tonnen Waaren am Bord. Die Dampfmaschine ist nur von 30 Pferdekraft, und diese ist so angebracht, daß der Kessel und die Maschine zwischen den Verdecken stehen, und nicht in den Schiffsraum hinabgehen; sie nehmen nur etwa 10 Fuß Breite ein, und es bleibt somit auf beiden Seiten Raum genug für Cajüten. Da der Kessel einen Ueberzug von einem Stoff hat, der die Wärme nicht leitet, so ist man in seiner unmittelbaren Nähe nicht durch Hitze belästigt, und dieser Ueberzug hat auch noch den wichtigen Vortheil, den Kohlenverbrauch um ein Drittheil zu vermindern. Ohne in die Einzelnheiten der Einrichtung einzugehen, wollen wir nur bemerken, daß man den Wellbaum mit den Ruderschaufeln vermittelst der Raatakeln *) augenblicklich ganz wegheben kann, daß vermittelst eines besondern Apparats sich kein Salz an den Kesseln ansetzt, daß die ganze Dampfmaschine nur zwei Personen erfordert, und daß sie zugleich nach einer neuen Methode, das Seewasser trinkbar zu machen, täglich etwa dreißig Gallonen frisches Wasser liefert, welche Masse leicht auf das Dreifache gebracht werden kann, wenn man mehr Kohlen verwenden will. Das Schiff fuhr nach Gravesend gegen einen sehr starken Wind vier Knoten in der Stunde, wobei zu bemerken, daß die Räder höchstens 28 Drehungen in der Minute machen können; man hofft die Fahrt nach Indien um 25 Tage oder etwa um den fünften Theil abzukürzen. Mehrere Seeofficiere, welche das Schiff besichtigt hatten, und anwesend waren, wie es gegen Wind und Strömung kämpfte, drückten ihre Hoffnung aus, daß die Linienschiffe bald auf ähnliche Weise ausgerüstet werden würden.

*) Eine Art Windezeug, wobei die Raaen als Stützpunkte dienen.

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittischen Association" zu Birmingham.

Mathematische und physikalische Section.

Professor Daubeny zeigte das Modell eines Apparates, vermittelst dessen er „die Intensität des Sonnenlichtes zu verschiedenen Zeiten des Tages und in verschiedenen Theilen der Erde genau numerisch zu bestimmen hoffte." Dieß führte natürlich zu der neuen Entdeckung Daguerre's, worüber Taylor, der bekanntlich eine ähnliche Erfindung gemacht hatte, und Forbes, welcher der Darstellung von Daguerre's Methode selbst anwohnte, mancherlei Bemerkungen beifügten, die jedoch alle darauf hinausgingen, daß diese Entdeckung um so mehr noch in der Kindheit sey, als unsere jetzigen Kenntnisse in der Chemie und Optik zur Erklärung des complicirten Processes nicht hinreichten.

*

Mit dem eben erwähnten Gegenstand hing auch eine Abhandlung Dr. And. Ure's zusammen „über Photometrie, oder die Art und Weise, das zerstreute Tageslicht zu jeder Zeit und an jedem Orte zu vergleichen und zu messen." Er bemerkt in dieser Beziehung: „wenn Lichter von verschiedener Stärke einerlei Farbenton haben, so können sie in ihrer relati-

Digitized by Google

ven Stärke gemessen werden durch die Tiefe der Schatten, die sie, wenn ein dunkler Körper dazwischen steht, auf eine weiße Wand werfen. Das Licht der Oellampen, Talglichter oder Wachskerzen hat die gleiche gelbliche Färbung, und kann verglichen werden, wenn man verschiedene Lichter in solchen Entfernungen von der Mauer stellt, daß die von demselben Gegenstand geworfenen Schatten gleich stark werden. Da die Lichter im Verhältnisse zum Quadrat ihrer Entfernungen an Stärke abnehmen, so darf man nur diese verschiedenen Entfernungen quadriren, um das genaue Maaß der relativen Stärke der Lichter zu haben."

*

Derselbe Ure theilte „Proben über den Flüssigkeitszustand und die Klebrigkeit verschiedener Flüssigkeiten bei gleicher Temperatur, und derselben Flüssigkeiten bei verschiedener Temperatur" mit. Ueber die Veranlassung und Bedeutung dieses Gegenstandes bemerkt er Folgendes: „Ich war beauftragt, die neu patentirte Lampe eines Hrn. Parker zu untersuchen, worin das Oel von dem Lampenlicht auf 200 bis 250° F. erhitzt wird, ehe es an den Docht kommt; es war also wünschenswerth, den Grad der Flüssigkeit zu bestimmen, den Oele bei einer gewissen Höhe der Temperatur erhalten. Das Licht der genannten Lampe, wenn es mit dem zähen, sehr wohlfeilen, aber fast geruchlosen Thran von Wallfischen aus der Südsee genährt wird, ist reiner und weißer als das Licht der besten mechanischen Lampe, wenn diese auch mit dem besten Pflanzen- oder Wallrathöl gespeist wird. Dieser Vorzug hat seinen Grund theils in der Form des Kamins, und daß das Oel mit dem Niveau des untern Theils der Flamme gleich steht, theils aber auch in der hohen Temperatur der Flüssigkeit des Oels, wodurch es schneller vollständig verbrennt, als dieß bei kaltem und zähem Oele der Fall seyn könnte." Diese Beobachtungen und die daran geknüpften Versuche müssen in Zukunft für die Construction der Lampen sehr bedeutend werden.

*

Hr. Russell, der sich hauptsächlich mit meteorologischen Gegenstanden beschäftigt, legte einen Bericht vor, den eine zur Untersuchung der Natur der Wellen niedergesetzte Commission abgestattet hatte. So sehr ein solcher Gegenstand, wie die Welle, einer nähern Untersuchung Trotz zu bieten scheint, so ist man doch zu einigen annehmlichen Resultaten gediehen. Er theilt die Wellen in zwei Hauptclassen ab, die wir mit ihrem englischen Namen wieder geben wollen, da wohl schwerlich schon ein deutscher Kunstausdruck dafür vorhanden ist, nämlich in die great solitary Wave auch primary wave of translation genannt, und in die oscillatory wave, wahrscheinlich gleichbedeutend mit einer später erwähnten posterior wave of replacement. Ohne auf die nähern Angaben über die Art der Wellenbewegung einzugehen, machen wir nur auf die praktische Richtung der Untersuchung aufmerksam; der zweite Gegenstand derselben war nämlich das Verhältniß zwischen der Wellenbewegung und dem Widerstand des Wassers gegen die Bewegung schwimmender Körper. Die dritte Frage war sodann, welche Form muß man einem Schiffe geben, so daß es mit der größten Geschwindigkeit oder dem mindesten Kraftaufwand vorwärts kommt. Die Antwort war, daß das Vordertheil des Schiffs dem Umriß der großen wave of translation, das Hintertheil dem Umriß der nachfolgenden wave of replacement gleichen müsse. Ein großes Dampfboot, der Feuerkönig, ist nach diesen Grundsätzen gebaut worden, und gilt für das schnellste Schiff von ganz England. — Die Untersuchung über die Fluthwelle längs der Ufer von England führte noch zu keinem irgend erklecklichen Resultat.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Reise von Tiflis nach Tebris.

(Fortsetzung.)

Wir erreichten Nachitschewan; — hier herrscht schon wieder Zweifel über die Frage, wann und von wem wurde die Stadt erbaut? Einige Schriftsteller sehen in derselben das alte Naruana, dessen Ptolemäus gedenkt; Maltebrun läßt in seiner Geographie gewissermaßen diesen Vorschlag gelten, der auch wirklich etwas für sich hat, immerhin aber eine bloße Vermuthung bleibt. Ueberhaupt muß man sagen, daß wir über die Geographie und noch mehr über die Geschichte Armeniens durchaus nichts Genügendes haben. Dieses Land ist wie vergessen, die gelehrten Forscher bekümmern sich fast gar nicht darum, als hätten sie sich das Wort gegeben, alles, was auf dieses höchst merkwürdige Land Bezug hat, im Dunkel zu lassen: die, welche etwas über Armenien sagen müssen, helfen sich entweder mit Scherzen, oder machen die Sache mit Gemeinplätzen ab, die nichts aufklären, und keinen richtigen Begriff weder von dem frühern, noch von dem jetzigen Zustande des Landes geben. Maltebrun, der so viel Bände über Geographie schrieb, speiste die ganze armenische Provinz mit 42 Zeilen ab! Wie es beliebt; aber dieß ist so wenig, daß es so gut wie nichts ist. Er erzählt mit großer Genauigkeit, daß die alten Bewohner der Dsungarei sich durch blaue Augen und rothe Bärte auszeichneten, gedenkt des Jahres, wo die Rosenessenz erfunden wurde, sagt aber kein Wort davon, wann Eriwan, Etschmiadsin u. s. w. erbaut wurden, und eben so wenig eine Sylbe von den historischen Erinnerungen Armeniens. Die Ursachen, weßhalb Armenien von den Schriftstellern so vergessen ist, sind sehr einfach: die Quellen, woraus man die zur Schilderung dieses Landes nöthigen Materialien schöpfen könnte, sind nicht gesammelt, nicht in Ordnung gebracht, sondern außerordentlich zerstreut. Die Arbeit, welche den künftigen Geschichtsschreiber Armeniens erwartet, ist ungeheuer, und erfordert außer einem unermüdlichen Fleiß einen sichern Blick, um sich nicht in dem Labyrinthe zu verirren. Zum Beweise des oben Gesagten darf man nur bemerken, daß bis jetzt noch im Strabo sich über Armenien eine Menge unerklärter Stellen findet, mit deren Erklärung sich gleichfalls Niemand befassen zu wollen scheint. Wir wollen hoffen, daß mit der Zeit dieser Mangel ausgefüllt werden wird, und daß unsere Nachkommen im Stande seyn werden, auf einer Reise durch Armenien mit größerer Genauigkeit und Um-

Digitized by Google

ständlichkeit von einem Lande zu sprechen, als wir sündhafte Reisende des 19ten Jahrhunderts. Doch wie wenden uns wieder zu Nachitschewan.

Bei meiner Ankunft in der Stadt stieg ich bei Eksan Khan ab, an den ich vom Gouverneur der armenischen Provinz einen Brief hatte. Eksan Khan hat den Rang eines Obersten in russischen Diensten, und die innere Verwaltung des Kreises von Nachitschewan steht unter seiner Aufsicht. Er war eben auf der Falkenjagd, als ich in seinem Hause ankam, seine Leute aber führten mich, sobald sie in mir einen Russen erkannten, in ein Zimmer in dem zur Aufnahme von Fremden bestimmten Flügel des Hauses. Das Zimmer war hübsch verziert, und es waren dabei einige Abweichungen von asiatischem Geschmack zu erkennen. Nach einiger Zeit erschien der Herr des Hauses, bezeugte mir in gebrochenem Russisch sein Vergnügen, mich bei sich zu sehen, und bemerkte mir sodann, daß auf den Abend eine Einladung von Seite des Polizeimeisters der Stadt erfolgt sey, wo die ganze Gesellschaft von Nachitschewan sich einfinden werde; zugleich forderte er mich auf, ihn dorthin zu begleiten, indem der Polizeimeister durch meinen Besuch gewiß sehr erfreut seyn werde. Da ich zu sehen wünschte, wie die Gesellschaft in Nachitschewan ihre Zeit hinbringe, so willigte ich mit Vergnügen in den Vorschlag.

Sobald es dunkelte, wurden zwei Pferde, eines für den Khan, das andere für mich an den Auftritt vor dem Hause geführt, und eine zahlreiche Dienerschaft wartete auf unsern Abgang. Sobald wir zu Pferde saßen und vorwärts ritten, brach ein Theil der Nukers (Diener) des Khan mit uns auf: einige derselben gingen voraus und trugen unsere Pfeifen, andere auf beiden Seiten, ein Theil endlich hinter uns drein. Vom Hause Eksan Khans an führt der Weg ziemlich lange durch Trümmerhaufen und Feld und nur kurz durch die Stadt selbst, da diese nicht sehr groß ist. Vor dem Hause des Polizeimeisters spielte eine disharmonische asiatische Musik, wovon der Khan ein großer Freund ist. Als wir in die Zimmer getreten waren, uns niedergesetzt hatten und unsere Pfeifen rauchten, erschien eine Art Tänzer, der anfangs das Publicum durch mannichfache Verdrehungen belustigte. Beim Schluß des Tanzes befahlen ihm einige der anwesenden Khane sich in die Mitte des Zimmers zu stellen und den Rücken zu biegen: kaum hatte er dieß gethan, so regnete es Schläge mit den Gerten auf ihn, und die Fratzen, die er aus Schmerz machte, belustigten die Herrn Khane ausnehmend. Als diese Kurzweil zu Ende war, gab jeder Zuschauer dem Tänzer ein Stück Geld. Ich gestehe, daß eine so rohe Belustigung auf Leute, die an Vergnügungen so widerlicher Art nicht gewöhnt sind, einen höchst unangenehmen Eindruck macht, und ich war sehr froh, als nach Beendigung dieser Cerimonie der Hausherr uns in ein anderes Zimmer zum Kartenspiel einlud. Eksan Khan spielt gern Karte, versteht aber nur Ein Spiel, und zwar ein höchst einfaches und ziemlich langweiliges, das bei Tataren und Persern im Gebrauch ist, und Asnas heißt. Ich will nicht auseinander setzen, worin dieß Spiel besteht, und bemerke bloß, daß man mich an den Spieltisch setzte und ich das Lehrgeld sehr wohlfeil bezahlte. Nach dem Kartenspiel wurden wir mit einem Abendessen und gutem kachetinischem Wein bewirthet, worauf wir nach Hause gingen.

Eksan Khan, der sich der Gnade des Kaisers erfreut, ist bemüht, sich europäische Sitten anzueignen. In seinem Hause ist der Gebrauch von Messern und Gabeln eingeführt, und die Speisen sind bei ihm nicht ganz asiatisch.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Das Geröll des niedrigern Absatzes der Ebene Patagoniens ist mit Muscheln der gegenwärtig in der benachbarten See gewöhnlichen Gattungen vermischt, aber in der sandigen Unterlage findet man Muschrin erloschener Gattungen nebst Austern von außerordentlicher Größe. In dem Kies entdeckte Hr. Darwin die Knochen eines vorweltlichen Llama, das von derselben Größe wie ein Kamel gewesen seyn muß. Amerika erzeugte in früheeer Zeit, wie Afrika gegenwärtig, viele Thiergattungen von bedeutender Größe, allein sie sind auf eine unerklärbare Weise zu Grunde gegangen, und liegen in großen Massen in dem angeschwemmten Boden der Pampas begraben. Ueberreste des Megatheriums, eines ungeheuren Mastodon, des Toxodon, eines seltsamen Thieres von der Größe des Hippopotamus, so wie von andern bis jetzt noch namenlosen Geschöpfen wurden von Hrn. Darwin gesammelt, und werden von ihm in einem eigenen Werke näher beleuchtet werden.

Die westliche Seite des südlichen Theiles des südamerikanischen Continentes bietet den größtmöglichen Contrast mit der östlichen Seite. Die offenen, trockenen Ebenen von Patagonien haben das ganze Jahr hindurch hellen freundlichen Himmel, und sind im Sommer sengend heiß. Jenseits der Gebirge aber, die westlich sie begränzen, gewinnt der Schauplatz ein ganz anderes Aussehen. Der schmale Streifen der westlichen Küste ist von vielen Oeffnungen durchbrochen, welche ganz durch die Cordilleren dringen, die hier eine Höhe von 700 Fuß erreichen. Die Verzweigungen dieser Einschnitte enden in ungeheure Gletscher, wovon einer eine Ausdehnung von 21 Meilen in die Länge hatte. Zwischen dem ewigen Schnee und den Armen der verzweigten Gletscher erheben sich undurchdringliche Wälder. Die beständigen Regen, die einem ewig trüben Himmel entströmen, haben die Inseln und Gebirgsseiten mit einer dichten Masse von Vegetation bedeckt. Gegen Süden gleicht sie der Vegetation von Tierra del Fuego, gegen Chiloe hin aber werden die Wälder ohne Vergleich schöner, und die trübselige Buche macht Pflanzen von tropischem Charakter Platz. Gegen Norden erleidet das Klima bemerkenswerthe Modificationen. Bei Valdivia haben die Wälder eine lichtere Farbe. Der aus Europa eingeführte Apfelbaum hat sich an den dortigen Boden gewöhnt, und über die Hochebenen an den Quellen des Rio-Negro hin verbreitet, so daß die Indianer diese Gegend das Apfelland nennen. Jenseits Valdivia werden die Wälder an der Küste nach und nach etwas dünner, an den Seiten der Cordilleren aber dehnen sich die Araucaria-Wälder, deren Früchte für die

Digitized by Google

Indianer ein Hauptnahrungsmittel sind, nördlich bis zum Vulcan von Antuco aus. Durch das nördliche Chili hin verschwinden die Wälder auf beiden Seiten der Cordilleren gänzlich, nur einige einzeln zerstreute Bäume an der östlichen Seite deuten auf den bevorstehenden Wechsel. In Peru wiederum ist die Sache gerade das Gegentheil von dem, was in der Provinz von Patagonien vorkommt. Auf der westlichen Seite der Gebirgskette liegt die Wüste, auf der östlichen die gränzenlosen und undurchdringlichen Wälder. An der Küste von Peru fällt gar kein Regen; in dem Thale von Maynas, an der andern Seite der Cordilleren, hört der Regen gar nie auf, und eine Stelle desselben soll jeden Tag des Jahres hindurch von Sturm und Gewitter heimgesucht werden.

Die Bewohner von Chiloe, mehr als vierzigtausend an der Zahl, sind im Allgemeinen ein Gemisch spanischen und indianischen Blutes. Die zehn oder eilftausend von ihnen, welche indianische Namen haben, sind in ihren Gesichtern und ihrem Benehmen von denen spanischer Abkunft meist nicht zu unterscheiden. Der Menschenfreund genießt hier das seltene Schauspiel einer ursprünglich wilden Nation, die sich auf eine gleiche (wenn gleich auch niedere) Stufe von Civilisation mit ihren europäischen Eroberern geschwungen hat. Sie sind insgesammt Christen, obgleich sie insgeheim immer einigen barbarischen Aberglauben bewahren. Bei ihrer Gelehrigkeit, Geduld und Arbeitsamkeit könnten sie unter der Leitung einer aufgeklärten Regierung bald eine tüchtige Bevölkerung werden. In Beziehung auf ihre Aehnlichkeit mit den Eingebornen von Tierra del Fuego bemerkt Hr. Darwin: „Alles, was ich gesehen habe, überzeugt mich von der engen Verwandtschaft der verschiedenen Stämme, welche nichtsdestoweniger ganz verschiedene Sprachen sprechen;“ d. h. wie wir annehmen; sie tönen dem Ohr als durchaus verschieden, die wirklichen Verschiedenheiten der Sprache können aber nur von denen gründlich angegeben werden, die fähig sind, sie mit Rücksicht auf ihren grammatikalischen Bau zu vergleichen.

Die Indianer auf dem mehr nördlich gelegenen Festlande gehören zu der araucanischen Nation, die sich durch den heimmigen Widerstand, den sie den Angriffen der Spanier entgegensetzten, so vielen Ruhm erwarb. Sie sind noch immer ununterjocht, und abgesehen von ihrem stolzen Benehmen noch immer im Besitz einer großen Strecke des schönsten Landes von Südamerika, in welchem das üppige Klima von Chiloe mit dem heitern Klima von Chili verbunden ist. Hr. Darwin sagt von ihnen: „Diese Indianer sind ein schön gebauter Menschenschlag; ihre Backenknochen sind sehr hervorstehend, und im Allgemeinen gleichen sie der großen amerikanischen Familie, zu der sie gehören, nur ihre Physiognomie schien mir etwas verschieden von der aller der Stämme, die ich schon gesehen hatte. Ihr Ausdruck ist besonders ernst, sogar finster, und zeigt einen Charakter, den man als eheliche Offenheit oder stolze Entschiedenheit auslegen kann. Das lange, schwarze Haar, die starken gesuchten Züge und die dunkle Gesichtsfarbe erinnerten mich an die alten Bildnisse Jakob des Ersten.“ III. Bd. S. 568.

Im Mai 1835 ging der Challenger, eine englische Fregatte, bei Tneupel, an der araucanischen Küste, durch Schiffbruch zu Grunde. Bei dieser Gelegenheit, erzählt Capitän Fitzroy (welcher der gescheiterten Mannschaft eifrig Hülfe leistete), erschienen die Indianer in großer Anzahl am Ufer alle zu Pferde, und halfen sowohl die Flöße herausziehen, als auch die Leute ans Land bringen. „Besonders die indianischen Weiber stürzten in die wüthende Brandung, und leisteten mit ihren Lassos wesentliche Hülfe; einige nahmen die Knaben hinter sich auf den Sattel und brachten sie ans Land; andere banden ihre Lassos an die Flöße.“ Capitän Seymour vom Challenger erhielt von dem Kaziken eine junge Kuh zum Geschenk, und drückte dabei sein Bedauern aus, daß er in seiner Lage nichts dagegen anbieten könne, worauf der Häuptling mit einer heftigen Ausrufung zu verstehen gab, daß er nie daran denken würde, von Menschen, die sich im Unglück befinden, irgend etwas anzunehmen. Die Araucanier sind gut gekleidet; ihre Ponchos oder Mäntel sind von dunkelblauem, wollenem, von ihnen selbst verfertigtem Zeuge gemacht. Die Kaziken schmücken sich mit silbernen Sporen, ihre Pferde mit einem silbernen Gebiß und Kopfschmuck. Die Frauen sind nach altperuanischer Art mit Perlen, goldenen Stecknadeln und großen Schmuckgehängen von Messing und Gold gziert. Capitän Fitzroy schildert eine so geschmückte Frau mit folgenden Worten: „Sie war eine hübsch aussehende junge Frau, die Tochter eines Kaziken, welche mit mehreren ihres Stammes gekommen war, um die gescheiterten weißen Männer zu sehen. Ihr Pferd war ein schönes Thier, und sah so wild aus wie sie selbst.“

Den Angaben über die Untersuchungen der Küsten Chili's wollen wir hier keine Stelle einräumen; allein nach dem, was wir von den entgegengesetzten Küsten gesagt haben, müssen wir nachweisen, wo die westlichen Küsten von Südamerika Anzeigen liefern, daß der Continent in einer neuern geologischen Periode aus dem Ocean emporgestiegen. Hr. Darwin hat hier mit sehr vielem Glück die Configuration der Oberfläche aufgefaßt, welche auf die Befestigung seiner Elevationstheorie sich beziehen. Die Cordilleren bezeichnen die Lage der großen Spalte in der Rinde der Erde, durch welche Felsarten von vulcanischer Formation in die Höhe geworfen wurden. Die allgemeine Zunahme dieser Gebirgsmasse gegen den Wendekreis hin, die mit den vermehrten unterirdischen Kräften im Verhältniß ist, steht auch im Verhältniß zu der größern Breite des durch letztern erhobenen Continentes. Aber das Aufsteigen des Landes erfolgte, wie Hr. Darwin bemerkt, allmählich Tierra del Fuego ist ein theilweise überschwemmtes, von großen Meerengen durchschnittenes Gebirgsland, das gegen Süden, und besonders gegen Westen, eine Menge von Gipfeln zeigt, die jetzt als Inseln erscheinen. Etwas nördlich liefert der Otway ein Beispiel von unterbrochener Verbindung, und von einer Meerenge, die erst vor kurzem durch das Erheben des Landes zu einem See geworden ist. Ferner waren die patagonischen Ebenen alle von der See bedeckt, und wurden in späterer Zeit durch Meerengen in der Richtung von Osten nach Westen, wie Tierra del Fuego, getheilt. An der westlichen Seite der Cordilleren unterscheiden sich die Inseln von der magellanischen Meerenge bis Chiloe von jenen an der westlichen Seite von Tierra del Fuego dadurch, daß sie so sehr in die Höhe gestiegen sind, daß außer den tiefsten Canälen Alles in trockenes Land verwandelt wurde; sie erweitern und vereinfachen (wenn wir uns so ausdrücken können) sonach die insulare Gestaltung. Wenn Patagonien etwas tiefer in die See versenkt wäre, so würde es Tierra del Fuego gleichen. Wenn mit Chili dieselbe Operation vorgegangen wäre, so würde man sogar auch bei diesem Land Aehnlichkeit mit dem aus Inseln bestehenden Theil des patagonischen Gebietes finden; auch zeigen die darin aufgefundenen Ueberreste von Seethieren sowohl als ihre Configuration, daß die chilenischen Thäler wirklich Jahrhunderte lang unter Wasser gestanden sind.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 267.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 September 1839.

Das Giftthal in Java.

Wir haben schon im Jahre 1837 (s. Nr. 86) eine Bemerkung über dieses Thal mitgetheilt, und führen jetzt aus dem Journal of the Royal Asiat. Society Nr. VII. eine bestimmtere Angabe nach.

Es gibt sehr wenig Volksmeinungen, so ausschweifend und unglaublich sie auch seyn mögen, denen nicht ein gewisser Grad von Wahrheit zum Grunde liegt. Hiezu gehört der berühmte Giftbaum in Java; der Giftbaum ist allerdings eine Fabel, aber das Giftthal, Guwo Upas, ist eine furchtbare Wirklichkeit. Es liegt in der Nähe von Patur. Ein Hr. Loudon, begleitet von einem Holländer, Namens Daendels, besuchte dasselbe im Julius 1830. Seine Erzählung ist folgende: „Hr. Daendels ließ von der Hauptstraße nach dem Thale einen Fußweg machen, den wir, als wir am Fuße des Berges unsere Pferde abgegeben, mit Anstrengung hinanstiegen. Wenige Schritte vom Thal empfanden wir einen starken, Ekel und Uebelkeit erregenden, erstickenden Geruch; aber am Rande des Thales fühlten wir uns wieder frei. Wir waren jetzt über die furchtbare Scene vor uns in Erstaunen verloren. Das Thal scheint etwa eine halbe Meile im Umfange zu haben, ist oval, 30 bis 35 Fuß tief, der Boden flach, ohne Vegetation, nur hie und da lagen einige große Steine, das Ganze aber war mit Skeletten von Menschen, Tigern, Schweinen, Rothwild, Pferden und allen Arten von vierfüßigen Thieren und Vögeln bedeckt; man sah weder Dampf noch eine Oeffnung am Boden, der von hartem Sande zu seyn schien. Die Seiten des Thals sind von oben bis unten mit Vegetation, Bäumen, Stauden u. s. w. bedeckt. Wir zündeten unsere Cigarren an, und stiegen bis auf 18′ den Boden hinab, wo wir zwar noch frei athmen konnten, doch aber den Uebelkeit und Ekel erregenden Geruch empfanden. Wir schickten einen Hund hinein, der nach vierzehn Secunden niederfiel, sich nicht mehr erhob, doch aber noch achtzehn Minuten fortathmete; ein zweiter Hund lief dem ersteren nach, fiel nach zehn Secunden nieder, rührte sich nicht mehr, athmete aber noch sieben Minuten. Ein Stück Geflügel, das wir hineinwarfen, starb nach anderthalb Minuten, ein zweites, noch ehe es auf den Boden kam. Während dieser Proben fiel ein starker Regen, aber das Schauspiel vor uns nahm unsere Aufmerksamkeit dermaßen in Anspruch, daß wir nicht darauf achteten. Nach zwei Stunden verließen wir dieses Thal des Todes.“ Dieß ist H. Londons Erzählung. Der Berichterstatter darüber, Oberst Sykes, schreibt diese Erscheinungen einem ausströmenden kohlensauren Gas zu, in ähnlicher Art, wie dieß in der berühmten Grotta del Cane bei Neapel, wiewohl in geringerem Grade, statt findet.

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Reise von Tiflis nach Tebris.

(Fortsetzung.)

Da ich nur sehr kurze Zeit in Nachitschewan blieb, so konnte ich nicht die ganze Stadt in Augenschein nehmen, woran ich jedoch, wie mir die guten Leute sagten, nicht viel verlor, da Nachitschewan durchaus nichts Merkwürdiges darbietet. Die Stadt ist klein, unschön und voller Ruinen, das ist alles. Auf der Südseite der Stadt zeigt man, wie mir erzählt wurde, ein antediluvianisches Grab; ich gestehe jedoch, daß ich keine sonderliche Lust hatte, hinzugehen, da sogar diejenigen, welche davon erzählten, selbst nicht recht an die Sage von einem so alten Denkmal glauben wollten. Ueberdem war ich zu faul. Warum soll man gehen, wenn man liegen kann? Warum die Glieder in Bewegung setzen, wenn man auch ohne das, halbausgestreckt auf dem weichen Sopha und Keif machend, d. h. nichts thuend, in der Welt glücklich seyn kann? Das Leben ist so kurz, warum dasselbe durch Gehen verlieren, denn jede Bewegung des Fußes heißt dem Nichtsthun, das auch ein Glück ist, eine Secunde stehlen. — O wann werde ich mich auf die reizenden Teppiche von Tebris werfen? wann werde ich mich in die unbeschreibliche Ueppigkeit reicher Flaumkissen versenken? Wann werde ich die Augen schließen, damit ein leichter Wind die von Rosenduft erfüllte Kühlung mir zufächle, und der Gesang der Nachtigallen von Iran zu meinen Ohren dringe? Wann

Digitized by Google

werde ich auf dem Teppich des Nichtsthuns sitzend, die Füße des Genusses an mich ziehend und den Kalian orientalischer Weichlichkeit rauchend, den Rauch irdischen Glücks in langem Strome in die blaue Luft persischer Nächte hinblasen?

Der Kreis von Nachitschiwan, der bis zum Tractat vom Jahre 1828 ein besonderes Khanat bildete, ist jetzt in den Verband der armenischen Provinz getreten; unmittelbarer Befehlshaber derselben ist Ekfan Khan, von dem eben die Rede war; bei ihm befindet sich ein russischer Stabsofficier zur Aushülfe. Hier wie in Eriwan segnet man die russische Regierung, welche das Land von der lästigen Herrschaft der Perser befreite; davon braucht man indeß gar nicht zu sprechen, weil jeder Wohldenkende ohne besondere Beweisgründe einsieht, was die armenische Provinz bei der Vertauschung der persischen Herrschaft mit der russischen gewonnen hat.

Aus Nachitschewan brach ich auf, um abermals über Steppen hinzuwandern bis an die Stelle, wo man den Arares überschreitet. Ehe ich dahin kam, sah ich zur Seite die Veste Abbas-Abad, welche vor 25 Jahren von Abbas Mirza nach dem Plane eines französischen Ingenieurs in seinem Dienste erbaut wurde.

Am 1 October um 6 Uhr Abends stand ich am Ufer des Arares in der Quarantaine von Dschulfa, sagte dem russischen Gebiete Lebewohl, und trat in ein großes, mißgestaltetes Boot, wo schon meine Habseligkeiten untergebracht waren. Einige Tataren, russische Unterthanen, führten die Ruder, und bald stießen wir ab vom russischen Ufer. Der Arares ist nicht sehr breit aber ausnehmend reißend, und im Frühjahr und Herbst, namentlich aber im Frühjahr, starkem Austreten unterworfen; das Wasser ist trüb, weil das Bett großentheils aus Thon besteht. Man muß gestehen, daß die Quarantaine von Dschulfa, der letzte Punkt auf russischem Boden, für den, der nach Persien geht, eine ziemlich klägliche Rolle spielt. Einige aus Kieselerde aufgeführte Gebäude, worin die Reisenden und ihr Gepäck untergebracht und geräuchert werden, und eine ähnliche Spelunke, welche dem Aufseher, dem Feldscheer, der den Dienst des Doctors verrichtet, und einigen Soldaten zur Wohnung dient, das ist Alles. Das nächste Dorf, Dschulfa, liegt 7 Werste von der Quarantaine, und rings umher ist eine kahle, einförmige, mit kleinen Steinen, Sand und Steppengras bedeckte Fläche, — ein höchst prosaisches Gemälde.

Ein Stoß, — das Boot ist am Ufer, dem persischen Ufer, das kein angenehmeres Bild als das russische darbietet. In der Nähe des Flusses finden sich durchaus keine Gebäude. Als ich die Gränze von Iran betrat, fragte mich Niemand nach meinem Passe, Niemand wollte wissen, wer ich sey, woher ich komme, wohin ich gehe, was der Zweck meiner Reise sey; das ist hier nicht Mode. Ich muß gestehen, daß dieser erste Eindruck, als ich zum ersten Male die Bekanntschaft mit Persien machte, mir nicht zu seinem Vortheile sprach. Es ist eine Unordnung, vielleicht noch etwas Schlimmeres.

Die erste Station, wohin ich kam, war das Dorf Gerger, welches 15 Werste vom Arares entfernt liegt. Die Sonne war schon untergegangen, als ich dahin gelangte, und darum beschloß ich, alsbald mein Lager im Hause des Kedchuda (Dorfschulzen) zu nehmen. Der Empfang war sehr freundlich und munter: kaum war ich ins Zimmer getreten, so erschienen Pillaus, Eierkuchen, Melonen, Trauben und Pfeifen. Der Wirth lief geschäftig aus einer Ecke in die andere, und trotz meiner Versicherung, daß ich satt sey, brachte er mir immer noch neue Teller mit Speisen. Mein Quartier war ziemlich reinlich, der Boden mit Teppichen belegt, und im Kamine prasselte trockenes Steppengras. — Das Dorf selbst hat durchaus nichts Merkwürdiges.

(Schluß folgt.)

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittischen Association" zu Birmingham

Mathematische und physikalische Section.

Ein Hr. Nasmyth zeigte der Versammlung einen pneumatischen Spiegel von Tafelglas (plate glass pneumatic speculum), den er erfunden. Das Glas hatte drei Fuß, drei Zoll im Durchmesser und $\frac{3}{16}$ Zoll Dicke; es wurde auf eine concave Form von Gußeisen gelegt, und in Wachs befestigt, um es luftdicht zu machen. Nun zog Hr. Nasmyth die Luft hinter dem Spiegel vermittelst eines Sperrhahns heraus, worauf die Oberfläche des Glases alsbald concav wurde, und je nachdem man mehr oder weniger Luft herauszog, konnte man den Focus nach Gefallen ändern; Hr. Nasmyth sprach seine Ueberzeugung aus, man könne auf diese Weise das Glas biegen, bis es breche. Hr. Forbes erklärte, wenn das Glas bräche, würde er sehr begierig seyn, den Bruch zu untersuchen, da eine brechende Kraft, die so regelmäßig drücke, wie die atmosphärische Luft, sich auf keine andere Weise erhalten ließe, und eine Untersuchung des Bruches wahrscheinlich über die Aggregation und Elasticität der kleinsten Theile (Atome) des Glases Aufklärung geben würde, vielleicht auch in der Geologie neue Ansichten erwecken könnte.

*

Professor Whewell theilte Beobachtungen über die Fluth mit, welche ihm von dem russischen Admiral Lütke zugekommen waren. Diesen Angaben zufolge war im Eismeere östlich von Nowaja-Semlja wenig oder gar keine Fluth bemerklich, und in den von russischen Seefahrern wiederholt befahrenen Meeren an der Küste von Kamtschatka, so wie an der Nordwestküste von Nordamerika, stellte sich eine tägliche Ungleichheit heraus. — Die weiteren Verhandlungen über die Fluth, welche sich namentlich auf ein Memoire des Capitäns Fitzroy, das der Reise desselben angehängt ist, und auf einen Bericht über die Verwendung der zu Fluthbeobachtungen bestimmten Summe beziehen, müssen wir theils weil sie zu weitläufig und bloß theoretisch sind, theils weil sie noch zu keinem sichern Schlusse führen, übergehen, und erwähnen nur noch einige darin erwähnte Thatsachen. Die Fluthwelle im atlantischen Ocean pflanzt sich höchst wahrscheinlich von Norden nach Süden fort, während sie vom Cap der guten Hoffnung bis in die Tiefe des Guineagolfs von Süden nach Norden strömt, und zwar, so viel man wissen will,

Digitized by Google

in Zeit von vier Stunden. Capitän Fitzroy glaubt, im atlantischen Meere oscillirten die Wasser seitwärts nach den östlichen und westlichen Ufern dieser Oceane, und dieß erzeuge die Fluth. Diese Annahme würde den Umstand erklären, daß die Fluth längs der ganzen Westküste Amerika's zu gleicher Zeit *) eintrit, so wie daß in dem mittlern Theile des Oceans keine Fluth zu ersehen ist. Es ergibt sich nämlich der sehr auffallende Umstand, daß in der Mitte des stillen Meeres in der Nähe der Südsee-Inseln keine Fluth stattfindet. Diesen letztern Umstand glaubt jedoch Hr. Russell dadurch zu erklären, daß die Corallenriffe im stillen Meere die Fluthwelle brächen. Professor Whewell bemerkte, wenn einmal die Erscheinungen, welche die Fluth im atlantischen und stillen Meere darbietet, hinreichend durch Beobachtungen hergestellt seyen, und dann die Ansichten Capitän Fitzroy's über das Oscilliren der Gewässer sich bestätigten, so falle die Aufgabe, dieses hydrodynamische Problem wenigstens annähernd zu lösen, an die Mathematiker. Ob aber die Einwirkung der Sonne und des Mondes auf das Meer jenes angenommene Oscilliren erkläre, diese Frage möchte sehr schwer zu lösen seyn.

Ein Hr. Addison legte meteorologische Beobachtungen vor, die er in den Jahren 1835 bis 1838 zu Great Malvern gemacht hatte. Dieser Ort, der in Worcestershire ist, liegt 500 Fuß hoch, und es zeigt sich in geringen Entfernungen oft ein sehr bedeutender Temperaturunterschied, indem nämlich die niedrigeren Localitäten oft viel kälter als die höheren sind, so daß es z. B. im Thale bei einer Temperatur von 24° F. (— 3½° R.) regnete. Hr. Addison bemerkte, er habe mehrmals, wenn er von der Höhe weniger als eine Viertelmeile (engl.) weit herabgegangen sey, den Thermometer um 17° F. (7½° R.) fallen sehen. Auf Befragen eines angesehenen Meteorologen, Prof. Stevelly's, fügte er hinzu, daß der Fall sich ereignet habe, wenn er in eine Wolke gekommen sey. Prof. Stevelly entgegnete, dieß erkläre die Sache; er selbst habe dieß mehrmals beobachtet, aber immer nur beim Aufwärtssteigen; die Falle, wo die niedrigere Gegend kälter sey, als die höher gelegene, entsprächen dem Zeitpunkt, wo der Thau fällt. — Ein Hr. Jul. Jeffreys fügte aus seinen Beobachtungen, die er schon im Jahre 1824 im Himalaya gemacht, einige interessante Angaben bei; er hatte dieselben auf Bergen von 16,300 Fuß bis 4000, und in Thälern von 14,000 Fuß Höhe bis 3000 angestellt. Er fand durchgängig, daß der tägliche Wechsel auf den Höhen gering sey, und nur 4 bis 5, selten mehr mehr als 12° F. ausmache, während er in den Thälern gewöhnlich 30, oft 40 und selbst bis 48° betragen habe. Das Minimum der Temperatur im Thale sey oft geringer als das auf der Höhe, das Maximum derselben stets bedeutend größer. Die mittlere Temperatur des Thals war freilich immer höher, als die des benachbarten Berges, das Minimum stets niedriger, so wie das Maximum stets höher, wenn der Unterschied zwischen Berg und Thal nicht über 2000 bis 2500 Fuß betrug. Er sah in einem Thale, das 6500 Fuß über dem Meere lag, das Thermometer in der Nacht von 88° auf 40° F. (22° auf 3½° R.) fallen; auf dem um 1500 Fuß höhern Berg fiel es nur auf 50 und stieg am Tage wenig über 60° Fahrenheit.

*) Andere wollen jedoch behaupten, sie gehe von Acapulco nach der magellanischen Meerenge fort, und zwar in Zeit von 12 Stunden.

Chronik der Reisen.

Die Fahrten der Schiffe Adventure und Beagle.

Zweite Abtheilung.

(Schluß.)

Wenn man den Blick auf die Karte Südamerika's von Arrowsmith wirft, welche der Erzählung des Capitän Fitzroy beigefügt ist, so wird man sehen, daß die Alluvialebenen am La Plata, die sich gegen Norden durch das Land Gran Chaco und zwischen den Flüssen Guapay und Itonoma hinziehen, in ununterbrochener, wenn gleich schmaler Verbindung mit den Alluvialebenen am Marañon stehen. Wir machen auf diesen Umstand aufmerksam, weil es uns scheint, daß das Daseyn eines großen Armes der See, der das erhabene Land Brasiliens inselförmig umschloß, und dessen oscillirende Strömungen die Niederschläge nie fortschwemmten, zur Erklärung der ausgedehnten und gleichmäßigen Vertheilung des Bodens der Pampas von Wichtigkeit ist. Ueberdieß ist bestimmt, daß das große Marañon-Thal einst von der See bedeckt war. An den Ufern des Huallaga, einem seiner Hauptarme am östlichen Fuße der Cordilleren, 2000 englische Meilen vom atlantischen und nur 200 Meilen von den Gewässern des stillen Weltmeeres, bestehen die Berge gänzlich aus Korallen und riesenhaften Ammoniten.

Die unterirdischen Kräfte, welche den amerikanischen Continent aus der Tiefe gehoben haben, sind noch immer in Thätigkeit. Als der Beagle im Februar 1835 von Chiloe nordwärts segelte, sah man den feuerspeienden Berg von Osorno in einer Entfernung von 80 Meilen im Ausbruche; dünne Streifen röthlicher glühender Lava strahlten an seinen Seiten, auch fühlte man Stöße an Bord des Schiffes, als wenn das Kettentau anliefe. Die bei diesen Erscheinungen erweckte Furcht wurde leider bei der Ankunft des Schiffes zu Conception bestätigt. Diese Stadt war am Morgen des 20 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört worden. In wenigen Minuten waren die Mauern der Erde gleich, und drei darauf folgende ungeheure durch die Erschütterung erzeugte Wellen schossen über die Ufer der Bai hin und vollendeten die durch die Stöße begonnene Zerstörung. Die Richtung der Stöße kam nach der Annahme Hrn. Darwins von Südwesten, allein die einzelnen Umstände, worauf er seine Meinung gründet, veranlassen uns eher zu dem Schluß, der Druck sey aus der entgegengesetzten Richtung, nämlich aus Nordost, gekommen. Zu den sichre bewährten Angaben über dieses Erdbeben gehört der durch genaue Messungen von Capitän Fitzroy erhobene Umstand, daß das Land im Allgemeinen durch die Erschütterung sich gehoben habe, unter die interessantesten und wichtigsten; die Erhebung des Landes belief sich an einigen Stellen bis auf acht Fuß. Es ist jedoch zu vermuthen, daß das auf diese Weise erhobene Land sich beinahe wiederum bis zu seinem frühern Niveau gesenkt habe, so daß der fortwährende Gewinn des Landes über die See ein langsamerer Proceß ist, als man aus einer flüchtigen Untersuchung der Wirkungen dieser Erdbeben schließen sollte.

Digitized by Google

Ehe wir die Küsten von Südamerika verlassen, können wir nicht umhin, mit Vergnügen auf den wohlthätigen Anstoß aufmerksam zu machen, der durch die Energie von Engländern den auf beiden Seiten des Continents entstehenden Republiken gegeben wurde. Viele Beispiele ihrer Alles durchdringenden Thätigkeit finden sich in der Erzählung des Capitän Fitzroy. Sie verbessern den Landbau am Urugnay, pflanzen Gärten in den Pampas und an den Höhen von Tandil, südlich von Buenos-Ayres, und betreiben den ganzen Küstenhandel. Bei Aufsuchung der Robben verachten sie die Stürme in der magellanischen Meerenge; sie durchfahren die engen Canäle von Tierra del Fuego und den nordwestlich angränzenden Archipel. In Chili haben sie die Kupfererze, die von den eingebornen Negierten und Metallurgisten stets als Schlacken weggeworfen wurden, zu gutem Metall umgearbeitet. Auf der großen Hochebene von Cerro de Pasco in Peru haben sie durch die Entdeckung und Unterweisung im Gebrauche der Kohlen wesentlich zur größern Wohlfahrt des Volkes beigetragen. Zwei bemerkenswerthe Beispiele von ihrem kühnen Geiste haben sich in neuerer Zeit ergeben, und verdienen hier angeführt zu werden. Nicht fern von Arika, an der Küste von Bolivia, liegt ein angenehmes großes Thal, das aber wegen Mangel an Wasser unfruchtbar und öde ist. Eine Gesellschaft englischer, zu Arika ansässiger Kaufleute hat es unternommen, in dieses Thal einen nie versiegenden Strom von einem der höchsten Punkte der Cordilleren zu leiten. Sie haben deßhalb einen mehr als 14,000 Fuß hohen Bergrücken durchgraben, und durch denselben einen in den Gletscheren entspringenden Strom geleitet. Obgleich dieses großartige Werk noch nicht vollendet ist, so ist doch an dem günstigen Erfolge desselben nicht mehr zu zweifeln, und dessen Einfluß kann als Beispiel nicht hoch genug geschätzt werden. Der zweite Fall ist in seiner Art noch außerordentlicher. Der große Titicaca-See in den bolivischen Anden — so berühmt in der Geschichte der Inkas — war bisher noch nie anders als in kleinen Booten befahren worden, obwohl sich ein fruchtbares Land und eine zahlreiche Bevölkerung eines um denselben befinden. Da derselbe innerhalb der Gebirge mehr als 11,000 Fuß über der Meeresfläche und von Wäldern entfernt liegt, so war an den Bau eines wirklichen Schiffes an seinen Ufern kaum zu denken. Nichtsdestoweniger setzte sich ein Engländer, der früher Schiffszimmermann gewesen war, über alle diese Schwierigkeiten weg. Er verarbeitete sich das Bauholz in dem sieben Meilen entfernten Wald, setzte dasselbe am Ufer des Sees zusammen, ließ das Schiff vom Stapel, und fährt nun zur großen Verwunderung der Einwohner, der Spanier wie der Indianer, in einem schönen Schooner von 70 Tonnen.

Der Beagle berührte auf seiner Fahrt durch das stille Weltmeer Taheiti sowohl wegen wissenschaftlicher Zwecke, als auch um die Königin Pomaré zur Bezahlung einer Entschädigungssumme wegen einer innerhalb ihres Gebietes in den Niedern Inseln begangenen Seeräuberei aufzufordern. Die Forderung wurde sogleich erfüllt; auch machten diese Inselbewohner durch ihre Gelehrigkeit, Gutmüthigkeit und Redlichkeit einen sehr günstigen Eindruck auf ihre Besucher. Capitän Fitzroy und Hr. Darwin sprechen einstimmig die Missionäre von den von Kotzebue und andern gegen sie gerichteten Anklagen frei, und stellen beide die Eingebornen als vergnügte, an ihre Lehrer anhängliche Menschen dar. Trotz der glänzenden und etwas verführerischen frühern Beschreibungen von Taheiti sind wir doch zu der Meinung veranlaßt, daß die Moralität auf dieser Insel sich bedeutend verbessert habe. Menschenmorde, Kindertödtungen und systematische Ruchlosigkeiten haben gänzlich aufgehört, und selbst das christliche Laster der Trunkenheit ist strenge verboten worden. Dieß sind bestimmte Thatsachen, und können nicht wohl widersprochen werden. Wo die Missionäre der Versuchung politischer Einmischung widerstanden und nicht von bloßem Seeleneifer geleitet wurden, ist es unbegreiflich, wie sie irgend etwas Anderes als Gutes wirken können. Allein die Gefahr, daß sie über die Gränzen ihrer geistlichen Obliegenheiten hinausgehen, ist erst neuerdings und auf eine sehr unglückliche Weise in Taheiti selbst ans Licht getreten. Es scheint, daß drei oder vier französische römisch-katholische Missionäre von den Sandwich-Inseln dahin kamen. Hr. Pritchard, der protestantische Missionär, gab der Königin sogleich den Rath, sie abzuweisen, worauf sie alsbald gezwungen wurden, sich wieder einzuschiffen. Bald darauf benutzte der daselbst befindliche französische Consul, Hr. Moerenhout, die Gelegenheit der Landung eines französischen Kriegsschiffes an der Insel, um als Genugthuung für den angethanen Schimpf eine bedeutende Geldsumme zu verlangen, welche die machtlose Königin zu erlegen gezwungen war.

Bei der zweiten Expedition des Beagle waren chronometrische Beobachtungen der Hauptzweck. Am Bord des Schiffes befanden sich zwei und dreißig Chronometer; auch war für Feststellung derselben, in Fällen, wo der klimatische Wechsel diese Vorsicht zu erheischen schien, gesorgt. Die Reihe der auf solche Weise nach und nach gemessenen Entfernungen um den Erdball betrug anstatt genau 24 Stunden, 24 Stunden 33 Secunden. Dieser Irrthum ist, wie Capitän Fitzroy vermuthet, dem Magnetismus, oder der Elektricität, oder irgend einer andern verborgenen Einwirkung auf die Chronometer, die in Einer Richtung um die Erde geführt wurden, zuzuschreiben. Uns scheint dieses ohne Hülfe irgend einer geheimnißvollen Einwirkung erklärbar zu seyn. Die Entfernungen, die zu einander addirt werden, sind häufig nur Mitteldurchschnitte, und somit annähernde Schätzungen. Der Irrthum von 33 Secunden im Resultat ist im Vergleich zu mehrern in den nähern Angaben enthaltenen Versehen in der That sehr klein, und es ist wirklich ein großer wissenschaftlicher Triumph, wenn man fähig ist, bestimmt darzuthun, daß auf einer fünfjährigen Reise der Umfang der durch Chronometer gemessenen Erdkugel bloß um $\frac{1}{360}$ von der Wirklichkeit differirte.

In Erreichung ihrer wissenschaftlichen Zwecke war die Reise des Beagle nicht nur erfolgreich, sondern sie hatte auch das Verdienst, zu beweisen, daß bei einem langen und sehr anstrengenden Dienste, selbst in den schlimmsten Meeren, die Gesundheit und der gute Zustand der Mannschaft durch richtige Behandlung sicher gestellt werden kann. Es ist nicht schwer, dieses Ausbleiben von Krankheiten zu erklären. Capitän Fitzroy's Werk athmet einen ganz gesunden Geist. Nichts wirkt unter schwierigen Umständen kräftiger auf die Constitution, als die Heiterkeit des Geistes, und dieß ist eine Wohlthat, die am Bord eines Schiffes von niemand Anderem, als vom commandirenden Officier ausgehen kann. Er hat sein Werk für das Publicum mit demselben unbefangenen Geist abgefaßt, mit dem er auch seine hydrographischen Arbeiten ausführte, denn er gab beträchtliche Summen von seinem eigenen Vermögen aus, um die Untersuchung der Küste von Peru so vollständig als möglich durchzuführen, wodurch, wie er bemerkt, „der Dienst nicht litt," und wofür, wie wir bemerken zu müssen glauben, das Publicum sich ihm sehr verpflichtet fühlen muß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 268.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 September 1839.

Albanien und die Albaneser.

(Mit einer Karte.)

Die Albaneser sind, das kann man jetzt wohl ohne Uebertreibung sagen, das älteste und auch das aufstrebendste Volk in dem großen Lande zwischen dem schwarzen und adriatischen Meere. Ihre Sprache ist ein Zweig der alten illyrischen; zwar mannichfach mit Alt- und Neugriechisch, mit altem Latein und neuem Italienisch, endlich auch, wie sich von selbst versteht, mit Türkisch und Slawisch versetzt, hat es doch nicht nur seine eigenthümliche Structur, sondern auch einen sehr bedeutenden Rest eigenthümlicher Worte aus dem Sturme der Zeiten gerettet: unter etwa viertehalb tausend Wörtern ihrer Sprache, die man aufgezeichnet hat, sind ungefähr 200 türkische, 400 griechische, 650 lateinische und 60 slawische; gewiß, wenn man die Geschichte dieses Volkes in Betracht zieht, ein unbedeutender Beisatz zu dem alten rein illyrischen Stamm. Namentlich ist der Beisatz von slawischen Wörtern so schwach und so neuer Art, daß man schon daraus einen Hauptgrund ableiten möchte gegen die neue Annahme vieler Slawisten, welche behaupten, daß Krain und Illyrien seit uralten Zeiten von Slawen bewohnt gewesen, und daß diese keine neuen Eindringlinge in diesen Provinzen seyen. Viel eher möchte man eine große Stammverwandtschaft der Albanesen mit den Deutschen hervorheben, denn unter jenen vierthalbtausend Wörtern finden sich nicht weniger als 500 rein germanische, was sich kaum anders erklären läßt, als daß der illyrische Stamm mit dem deutschen viel näher als mit dem slawischen verwandt war.*) In wie weit sich illyrische Reste in den Sprachen der halbromanisirten nomadischen Wlachen in Macedonien und Thessalien erhalten haben, muß erst eine künftige, nähere Erforschung derselben ausweisen; höchst wahrscheinlich ist aber, daß zwar der romanische Zusatz wohl viel stärker als im Albanesischen ist, ein starker illyrischer Stamm sich aber doch erhalten hat. Ihr Name Wlachen, den ihnen auch die neuen Griechen geben, ist slawisch-deutschen Ursprungs, indem die Slawen wie die Deutschen die romanisch redenden Völker im Süden mit dem allgemeinen Namen Wälsche bezeichneten.*) Aber die Griechen nennen sie auch Möstodaker, um den Ursprung zu bezeichnen, den sie ihnen wohl nicht ohne Grund beilegen, denn kaum läßt sich bezweifeln, daß sie die Nachkömmlinge der mit den Resten der alten Landeseingedornen verschmolzenen Römercolonien sind. Leake erklärt sie in seinen Researches in Greece geradezu für einen Zweig derselben Nation, zu der auch die Albanesen gehören, und welche in der alten Zeit nicht nur an der untern Donau, sondern auch in den Gebirgen Thraciens hauste. Wir wissen keinen Namen für sie, als den der Alt-Illyrier, da das in neuerer Zeit Illyrier genannte Volk slawischer Herkunft ist, und mit Wlachen und Albanesen auch nicht die entfernteste Verwandtschaft hat.

Eine herrschende Rolle haben Albanesen und die ihnen stammverwandten Wlachen nie in der Geschichte gespielt, daß sie aber in neuerer Zeit, nämlich seit dem zwölften, und namentlich seit dem vierzehnten Jahrhundert, zu immer größerer Bedeutung herangereift sind, ist nicht zu verkennen. Ehe wir jedoch den Gang ihrer Geschichte verfolgen, wollen wir auf ihren Namen einige Aufmerksamkeit wenden. Schon Ptolemäus erwähnt der Albanier und einer Stadt Albanopolis, welcher letztere Name indeß sicherlich auf fremde Einwirkung hindeutet. Im zwölften Jahrhundert findet man die Stadt wieder unter den Namen Albanon, Arbanon oder Elbanon erwähnt, und die Wichtigkeit dieser Stadt, welche die Päße nach den Ebenen am westlichen Meere beherrschte, das Ansehen, welches ihre Bewohner und die benachbarten Stämme über die andern Illyrier errangen, mochte wohl die Ursache seyn, weßhalb die Griechen des oströmischen Reichs mit dem Namen Albanoi, Albanetes oder Arbanetes, alle Bewohner dieser Gebirge bezeichneten,

*) Es muß als ein Beispiel von krasser Unwissenheit gerügt werden, wenn das Brockhaus'sche Conversationslexikon immer noch Montenegriner und Albanesee als Ein Volk hinstellt. Wenn man auch von der Sprache ganz absieht, die ohnehin diese Behauptung als völlig lächerlich erscheinen läßt, so könnte schon die flüchtigste Kenntniß der Geschichte den Ungrund dieser Behauptung gezeigt haben.

*) Siehe über den Namen „Wlachen" Nr. 298 v. vor. J.

Digitized by Google

welche die gleiche Sprache redeten. Von ihnen kam der Name zu den Italienern, und durch diese an die übrigen Europäer. Auch der Name Arnauten, womit die Türken die Bewohner Albaniens bezeichnen, ist wahrscheinlich nur eine Corruption des Namens Arbanetes. Viele wollen den Namen Albanien mit Gebirgsbewohner erklären, wie noch jetzt die Hochschotten Albanich heißen, indem allerdings Alb, Alpen ein uraltes Wort für „Gebirge" ist; dem sey wie ihm wolle, die jetzigen Albanesen kennen diesen Namen nicht, und nennen sich in ihrer Sprache Schkipetar, von Schkipe, der Fels, das Felsengebirge, ihr Land aber Schkiperi, das Felsenland. Die Wlachen selbst nennen sich Remanu (Römer); jedenfalls aber ist zu bemerken, daß wenn wir hier Wlachen und Albanesen in Verbindung bringen, nur von den südlichen Wlachen die Rede seyn kann, welche in Macedonien, Epirus und Thessalien, namentlich am Pindus und Olymp, wohnen, und von den nördlichen Wlachen seit dem Ende des 13ten Jahrhunderts theils durch die Slaven, theils durch die Politik des konstantinopolitanischen Hofes getrennt wurden. Bei den Türken und Albanesen heißen die Wlachen Griechenlands schlechtweg Tzuban, die Hirten, nach dem Gewerbe, womit sie sich beschäftigen; ob sie aber nicht, namentlich in Thessalien und Epirus, manchmal mit den Albanesen verschmolzen sind oder auch verwechselt werden, vermögen wir nicht anzugeben.

Erwägt man, daß wir das Volk der Schkipetaren und die mit ihnen stammverwandten Wlachen noch jetzt in den Sitzen finden, welche ein von den Griechen als Barbaren bezeichnetes Volk schon in jenen ältesten Zeiten bewohnte; erwägt man, daß die Sprache dieses Volks, eben so wie das Land selbst, sichtlich die Spuren trägt, welche eine lange Verbindung mit Altgriechen, Römern, Neugriechen, Slawen und Türken hinterlassen mußte, so können wir nicht umhin, anzunehmen, daß dieß der Kern eines alten eingebornen Volkes ist, das zwar nie durch feinere Sitten, durch Liebe zu Künsten und Wissenschaften, sondern vielmehr durch Rohheit und Härte sich auszeichnete, dagegen aber auch durch alle Tugenden eines rohen Volks, durch Tapferkeit, durch Ausdauer, Gastfreundschaft und, wo sie nicht durch ihre Unterdrücker verdorben waren, auch durch Redlichkeit und Zuverlässigkeit sich hervorthat, wie denn noch jetzt ihre Treue für eingegangene Verpflichtungen bekannt ist, so daß fast alle Paschas und Häuptlinge des türkischen Reichs albanesische Truppen in ihrem Solde haben.

Die albanische Bevölkerung wird nördlich von den montenegrinischen Slawen, südlich von den Griechen, östlich von der griechisch-slawischen Bevölkerung Macedoniens und Bosniens eingeschlossen, ohne feste Gränzen, indem namentlich im Südosten die griechische und albanesische Bevölkerung (welche letztere ohnehin durch ganz Livadien ausgebreitet ist) sich mannichfach vermengen. Auch im Osten nach Macedonien hin läßt sich die Gränze um so weniger genau angeben, als hier wie westwärts am Seegestade die Männer neben dem Albanesischen auch Griechisch sprechen, und nur in der Familie die alte Sprache der Schkipetaren noch im alleinigen Gebrauch ist. Die jetzigen Hauptstämme der Schkipetaren sind: die Ngege (Gheg, gr. *Γκηγκίδες*), die Toske, Liape *) und Tzami. Die Ngege nehmen die nördlichen Striche ein bis Kavaia und dem Skumbiflus; **) ihre bedeutendsten Städte sind Dultzun (Dulcigno auf ital.), Skodre (Scutari), Ales oder Lesch (Alessio), Dures (Durazzo), Tirane und Dibre. — Die Toske bewohnen die großen Ebenen von Mizakia und Malakastra, welche sich von den Bergen bei Durazzo bis Berat (sync. von Beligead) und Avlona erstrecken, nebst den Bergen an der Südseite dieser Ebenen bis Liopesi, Tepelen und Klissura, welche sämmtlich an der Vojussa (ital. Viosa, vor Alters Avus) liegen; ostwärts erstrecken sie sich bis in den District von Koritza, der schon eines der Thäler von Obermacedonien einnimmt. Ihre Hauptorte sind Berat und Jlbessan, das erstere nach Skodre der wichtigste Ort in Albanien, das zweite aller Wahrscheinlichkeit nach das alte Aldanopolis. — Die Liape, welche sich selbst unter den Albanesen durch ihre Armuth, ihre Unreinlichkeit und ihre Raubsucht auszeichnen, bewohnen die wilden Gebirge zwischen Toskeri (dem Land der Toske) und dem Meer bis gegen Delvino hin. — Die Tzami nehmen das Land südlich von dem Flusse Kalama (ehemals Thyamis) ein; das Land heißt bei den Albanesen Dai, bei den Griechen Tzamuria und erstreckt sich landeinwärts fast bis an die Ebenen um Joannina. Die Hauptorte sind Suli, Paramythia, Liuarati, Margariti, Parga und Aghia.

Außer diesen Hauptabtheilungen müssen noch einige kleinere aufgeführt werden, welche sich von den erstern losgemacht haben, vielleicht auch nie einen Theil derselben bildeten, nämlich 1) Parakalamo, der Uferstrich Korfu gegenüber mit den Städten Filates, Kalbaki und Konispoli; 2) Delvino mit seiner reichen, ehemals von der Stadt Phönice abhängigen Ebene; 3) Deropui (griech. Drinupolis, wahrscheinlich Adrianopolis) umfaßt Argyrokastro, Kardhiki und Libokhovo; 4) Zagoria mehrere Dörfer in den Gebirgen zwischen Libokhovo und Premedi; 5) die Lintzi bewohnen die Berge nördlich von Zagoria und östlich vom Deropulflusse; der District Reze umfaßt die Berge auf dem entgegengesetzten Ufer desselben Flusses; man kann seine Bewohner zu den Liape rechnen. 7) Khimara am Westabhang der akrokeraunischen Gebirge; 8) die Kara-Murata bewohnen am Fuße des großen Berges Nemertzka, am Rande der Ebene von Koritza, einige große Dörfer. Sie stoßen nordwärts an den District von 9) Premedi oder Permeti, einer großen Stadt am Fuße des Nemertzka; der District erstreckt sich auch auf die Ostseite des Thals und heißt Dangli. Oestlich von diesem liegt endlich 10) Kolonia, dessen District einen Theil der Pindushette, und die Städte Skrapari, Biskuki u. s. w. einnimmt.

Dieß sind nach den „Researches in Greece" von Leake, der fast der einzige brauchbare Führer ist, die größern und kleinern Abtheilungen des Volks der Schkipetaren. Der südöstliche

*) Gr. *Λιάπαδες*; Leake fragt, ob dieß die alten Lapithen seyen.

**) Der alte Genusus nach Leake, Travels in Northern Greece III. pag. 240. An diesen muß man sich hauptsächlich in Betreff antiquarischer Dinge halten, wenn wie gleich Kürze halber ihn nicht immer citiren können. Pouqueville ist, wie ihm namentlich auch Urquhart zur Genüge nachgewiesen hat, höchst unzuverlässig.

Digitized by Google

Theil des Landes gilt als neue albanesische Eroberung, wir werden aber sogleich sehen, daß es nur eine Wiedereroberung alten Besitzthums ist.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Baron Korfs Erinnerungen an Persien.

Reise von Tiflis nach Tebris.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen zog ich weiter, und nachdem ich 5 Agadschen oder etwa 35 Werste zurückgelegt hatte, blieb ich in dem Städtchen Marand, in welchem die Gelehrten die alte Stadt Morunda sehen wollen. Der Weg ist eben, aber eben darum auch uninteressant; nur selten sieht man rechts und links kleine Dörfer, jenseits derselben aber ist die Ebene von mehr oder minder entfernten Bergen eingeschlossen. Nach Marand kam ich ziemlich früh, und trotz meiner Müdigkeit ging ich aus, um Bekanntschaft mit den krummen, unreinlichen Straßen des Städtchens zu machen. Marand liegt in der Ebene. Von Südosten her erstreckt sich eine kleine Bergkette, die ich für einen Seitenausläufer des Elburs halte. Das Städtchen ist ziemlich groß und hat eine Menge Gärten: die schlanken Pappeln, die dichtbelaubten Rüstern und die nie fehlende Weinrebe, die sich bald um einen Pfirsichbaum schlingt, bald um einen Aprikosenbaum, bald zwischen hohen Gartenbeeten hinkriecht, diese freie, und nicht vom Gärtner in Fesseln geschlagene Natur reizte auch mich, obwohl ich die Reise nicht unternahm, um mich von den Reizen Persiens verlocken zu lassen. Auf mich hat, ich gestehe es, ein ausschweifendes Lob, möge es nun wen oder was immer betreffen, stets einen üblen Eindruck gemacht, und darum betrachtete ich auch Persien mit keinem günstigen Auge, sondern mit einer vorgefaßten Meinung; freilich muß man sagen, daß gar viele von den Herren Reisenden aus dem Lande eine Art von irdischem Paradies gemacht haben.

Am folgenden Tage brach ich zwei Stunden vor Sonnenaufgang auf, und machte mich noch halbschlaftrunken auf den Weg nach Tebris. Ich hatte 18 Agadschen zu machen, durfte also nicht säumen. Der Weg führte anfangs 3 Werste weit den Bergen, die ich von Marand aus gesehen, parallel, wendet sich dann perpendicular gegen diese, und wir hatten gegen vier Stunden lang eine Thalschlucht hinaufzureiten, in welcher ein kleiner Bach schäumt, der tiefer unten in den Araxes fällt. Die Aussichten sind schön: nachlässig an den Bergen hingestreute Dörfer bieten dem Auge malerische Landschaften dar. Wenn man aus der Thalschlucht herauskommt, liegt rechts das große Dorf Sofian, dessen Benennung zu verschiedenen Vermuthungen über das, was es früher war, Veranlassung gab; ich gestehe aber, daß ich es für hinreichend halte, das Alterthum der Städte abzuhandeln, und es besser wäre, die Genealogie der Dörfer in Ruhe zu lassen.

Sofian war für mich merkwürdig, weil ich von hier aus Tebris sah: es stellte sich mir als ein dunkler Streifen dar, der weithin sich ausdehnte. Es waren etwa noch 25 Werste bis dahin, die Sonne brannte unbarmherzig, und mir war heiß. Die Reitpferde waren ermattet, die Lastpferde blieben zurück, trotz der Thätigkeit des Tschapars, der die mageren Schindmähren eifrig vorwärts trieb. Ich sagte eben, es sey mir heiß gewesen; wie kann aber ein Bewohner des Nordens, der drei Viertheile des Jahres hindurch in Pelz gehüllt ist, begreifen, was eine persische Sonne heißt! Der heißeste Julustag in Petersburg ist kaum einem kühlen Octobertage Persiens gleich. Langsam ging unser Zug vorwärts; Tebris sahen wir schon lange, aber dahin war es noch weit. Die Auskunft, welche die Bauern am Wege ertheilten, war sehr verschieden. Wie weit ist es noch nach Tebris? Zwei kleine Agadschen, war die Antwort. Ein zweiter kommt, und nun sind es drei gute Agadschen und eine halbe. Der Tschapar, der die Entfernung besser als irgend Jemand in der Welt kennen will, meint, es seyen von dem oder dem Grabhügel aus, den man von der oder der Anhöhe aus erblicke, noch anderthalb Agadschen. Was halfen mich alle diese Berechnungen und Vertröstungen; ich wollte trinken, und kein Tropfen Wasser war zu haben! Ein Durst, den man nicht löschen kann, ist eine furchtbare Qual; indeß hatte mich das Schicksal doch nicht ganz verstoßen: rechts vom Wege sah ich über Hals und Kopf einen Perser über das Feld herlaufen, der mit zwei ungeheuren Wassermelonen beladen war. Als er uns nahe gekommen, verbeugte er sich tief, und bot mir mit demüthiger Gebärde seine Wassermelonen als Peischkesch (Geschenk) an. Man kann sich vorstellen, daß ich mit Begierde nach einer derselben griff, um meine Seele zu erfrischen. Solche Geschenke sind in Persien sehr im Gebrauch; man erwartet aber feellich hiefür ein Gegengeschenk an Geld. Ich war kaum eine kleine Strecke weiter geritten, so erhielt ich ein neues Geschenk: ein anderer Perser, durch das Beispiel des erstern ermuntert, trieb mir einen ungeheuren Hammel vor das Pferd hin. Solche Scenen erneuerten sich oft, unterhielten mich anfangs, und ich lachte von ganzem Herzen, nach und nach aber ärgerten sie mich ungemein.

So gelangte ich endlich bis zu dem Bach, der drei Werste von Tebris fließt. Eine große, steinerne Brücke führt hinüber, aber nichtsdestoweniger zieht jedermann vor, durch die Furt zu setzen, weil ungeheure, unförmliche Steine auf der Brücke liegen, und man riskirt, seinen oder seines Pferdes Hals oder auch beide zu brechen. In diesem Bache stillte ich meinen Durst mit dem ekelhaftesten Wasser, dankte aber Gott auch dafür. Als ich in der Vorstadt von Tebris angelangt war, stutzte ich über einen furchtbaren Gestank, der mir in die Nase fuhr: ich kam an dem Schlachthause vorüber.

Durch die krummen und engen Gassen der Hauptstadt Abbas Mirza's, der ersten Stadt von Adserbeidschan, dem alten Atropatene, zog ich nach dem armenischen Quartier in die Wohnung der russischen Gesandtschaft, wo ich ganz begriff, was es heißt, Landsleute im fremden Lande zu finden, denn in meiner Freude umarmte ich Leute, die ich nie gesehen, als wären es meine nächsten Blutsverwandten.

Digitized by Google

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittischen Association" zu Birmingham

Chemische und mineralogische Section.

Der Präsident dieser Section eröffnete die Versammlung mit einer Rede über die neuern Fortschritte der Chemie, wovon der organische Theil in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Chemiker hauptsächlich in Anspruch nehme, und wegen der wichtigen Resultate auch wahrscheinlich noch geraume Zeit in Anspruch nehmen werde. Keine einzelne Wissenschaft steht dem Laien so fremd, wie diese, und wir müssen uns deßhalb auf einige wenige Punkte beschränken. — Unter den neuern Erfindungen hob der Präsident besonders die Entdeckung eines neuen Metalls, Lantan genannt, hervor, die man Hrn. Hermann Meyer *) in Berlin verdanke. Dieß ist der 55ste Grundstoff (Element), den wir kennen.

*

Die Noth ist so oft die Mutter der Entdeckungen und Erfindungen gewesen, so auch in der Chemie. Schwefelsäure, wovon eine so ungeheure Menge verbraucht wird, wurde bisher namentlich aus dem sicilianischen Schwefel genommen; da aber durch neuere Maaßregeln der neapolitanischen Regierung die Schwefelausfuhr aus Sicilien wesentlich vermindert wurde, so spornte dieß den Forschungsgeist der chemischen Fabriken, und man erfand mehrere neue Verfahrungsarten, die Schwefelsäure in Verbindung mit der Sodafabrication zu gewinnen. Eine der interessantesten ist das Verfahren, um aus dem Rückstand bei der Sodabereitung den Schwefel wieder herauszuziehen, was nicht nur an sich eine große Ersparniß ist, sondern auch den Gestank bei dem gewöhnlichen Sodaproceß vermindert oder ganz aufhebt.

*

Ein Hr. Mallet in Dublin macht mit Hrn. Davy schon seit zwei Jahren Proben über die Einwirkung des Wassers auf Eisen, und verlangte dazu von der Gesellschaft die Fortsetzung der ihm bisher verwilligten Beisteuer, die ihm auch, wiewohl in einer etwas geringern Summe, bewilligt wurde. Der Gegenstand ist namentlich für Dampfschiffe von großer Bedeutung, da die Einwirkung des Seewassers auf Schmiede- und Gußeisen hauptsächlich der Gegenstand der Untersuchungen ist.

*

Der Franzose Baron Eugene du Mesnil gab eine Beschreibung der von ihm schon vor mehrern Jahren erfundenen Sicherheitslampe für Minenarbeiter. Die Anwesenden schienen wenig Werth darauf zu legen, indem Davy's bekannte Sicherheitslampe bei gehöriger Vorsicht allen Anforderungen Genüge leiste. Der Gegenstand führte auf ein Mittel, um Verunglückten nach einer Explosion Hülfe zu bringen. Es bleibt nämlich nach einem solchen Vorfall ein sogenannter after-damp (Nachdunst) oder Kohlensäure in der Atmosphäre zurück, die oft mehr Menschenleben kostet, als die eigentliche Explosion und Hülfeleistung verhindert, da die Explosion häufig den Sauerstoff in der Luft nicht ganz verzehrt, diese aber doch nicht eingeathmet werden kann, weil 5 bis 10 Proc. Kohlensäure darin sich befinden. Durch Ausziehen dieser Kohlensäure könnte man die Luft unschädlich machen, und Professor Graham, der diese Auseinandersetzung lieferte, schlug zu diesem Behuf ein Mittel vor, nämlich ein Kissen etwa einen Zoll dick mit gelöschtem Kalk und gestoßenem Glaubersalz zu gleichen Theilen zu füllen, indem diese Mischung den Sauerstoff in sehr hohem Grade anziehe, und wenn man die Luft durch ein solches Kissen hindurch einathme, könne man wohl mit Sicherheit nach einer Explosion in ein Bergwerk hinabsteigen, um den Verunglückten Beistand zu leisten.

*) Dieß ist falsch, indem bekanntlich ein Schwede, Hr. Mosander, der Entdecker ist.

Miscellen.

Preis für die beste französische Geschichte. Wir haben in einem frühern Artikel (s. Nr. 270) erwähnt, daß ein Preis für die beste französische Geschichte ausgesetzt worden sey. Gründer dieses Preises ist ein Hr. Napoleon Gobert, und der Preis beträgt nicht weniger als 10.000 Fr. jährliche Rente. Die Akademie wurde beauftragt, diesen Preis dem ausgezeichnetsten im Laufe des Jahres erschienenen Werke zuzuerkennen; der Preisträger sollte die ganze Dotation erhalten, bis ein anerkannt besseres Buch die Akademie bestimme, einem neuen Concurrenten den Preis zuzuerkennen. Vor einigen Monaten wurde die Akademie aufgefordert, das ihr von Baron Gobert zugesprochene Recht zum erstenmal auszuüben. Statt den ganzen Preis Einem Werke zuzuerkennen, theilte sie ihn unter vier, welche ihr von den vorgelegten die preiswürdigsten schienen. Diese vier Werke sind: „Geschichte der Franzosen der verschiedenen Stände," von Aleris Monteil; „Geschichte des französischen Rechts," von Laferrière; „Geschichte der Municipalität von Rheims," von Hrn. Varin, und „Geschichte des heiligen Ludwig," von Graf Villeneuve-Trans. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat diese Entscheidung nicht bestätigt, indem Hr. Gobert große Werke habe hervorrufen, und Leute von Talent habe ermuntern wollen, auf einer mühseligen Bahn zu verharren, indem er ihnen einen ihrer langen Arbeit angemessenen Preis zusicherte. (Echo du Monde Savant vom 11 September.)

*

Ungeheure römische Vase. Eine römische Vase von ungeheurer Größe in terra cotta wurde am 28 August d. J. bei den Nachgrabungen auf dem Terrain der alten Kathedrale von Arras gefunden, und ins Museum dieser Stadt gebracht. (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 108** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Cardinal Richelieu.** Aus Alfred de Vignys Cinq-Mars. — **Freie und Sklaven.** (Fortsetzung.)

Zu den Pränumerat dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Albanien.)

Digitized by Google

Nr. 108.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 September 1839.

Der Cardinal Richelieu.

Aus Alfred de Vigny's Cinq-Mars.

Der berühmte Roman A. de Vigny's, welcher mit der romantischen Schule ihren Triumph erringen half und als eine der gediegensten Productionen dieser Richtung gilt, ist in Deutschland weniger bekannt, als er es zu seyn verdiente. Mag immerhin die Theorie des Romans, nach welcher er gearbeitet ist, die Idee des historischen Romans, die er in sich ausprägt, nicht die richtige und haltbare seyn, sofern die Geschichte selbst zum Roman umgestaltet, oder vielleicht richtiger, als romantische Begebenheit behandelt und ausgemalt wird, statt daß diese sie nur den Hintergrund und die Färbung für eine einzelne, sey es nun frei erfundene oder aus den Ueberlieferungen der Geschichte selbst herausgegriffene, in sich abgeschlossene Begebenheit bildete: so ist doch die Behandlung des Stoffes so anziehend, die Schilderungen so lebendig und anschaulich, die Charaktere so kunstreich aufgefaßt und durchgeführt, und der Styl, die Sprache so edel und gebildet, daß man das deutsche Publicum wohl dringend einladen darf, sich den Genuß der Lectüre dieses Buchs zu verschaffen. Wir theilen hier zur Probe einige Abschnitte mit, in welchen der merkwürdige Mann in verschiedenen Situationen geschildert ist, in dessen Händen damals das Geschick Frankreichs ruhte, der aber doch, gegenüber selbst einem so schwachen König wie Louis XIII, immer ängstlich bedacht seyn mußte, wie er die Zügel der Herrschaft in den Händen behalte.

Das Cabinet.

In der Stadt Narbonne verfolgen wir, um den Mann zu finden, der hier herrscht, eine ungleiche finstre Straße, steigen die Stufen des alten bischöflichen Hauses hinan, und treten in den ersten, größten Saal. — Der Saal war sehr lang, aber erhellt von einer Reihe hoher Spitzbogenfenster, bei welchen nur der obere Theil noch die blauen, gelben und rothen Gläser behalten hatte, die ein mysteriöses Licht in dem Gemach verbreiteten. Eine ungeheuer große runde Tafel füllte es auf der Seite, wo der große Kamin sich befand, der Breite nach ganz aus; um diesen Tisch herum, bedeckt mit einem bunten Teppich und voll von Papieren und Portefeuilles, saßen, über ihre Federn hingebeugt, acht Secretäre, beschäftigt, Briefe abzuschreiben, die man ihnen von einem kleinern Tisch herüber reichte. Andre stehende Personen ordneten die Papiere ein in den Fächern einer Bibliothek, welche von schwarz gebundnen Büchern noch nicht ganz voll war, und schritten vorsichtig auf dem Fußteppich hin, womit der Saal belegt war.

Trotz der größern Anzahl der hier versammelten Personen hätte man das Summen des Flugs einer Fliege gehört. Das einzige Geräusch, das sich erhob, war das Kritzeln der Federn, die rasch über das Papier hinflogen, und eine hohe, feine Stimme, welche dictirte, und manchmal vom Husten unterbrochen wurde. Sie kam von einem gewaltigen Lehnstuhl her, mit großen Armen, der am Feuer stand, das trotz der Wärme der Jahrszeit und des Landes angezündet war. Es war ein Lehnstuhl, worin man gern einschläft. Aber der Mann, der darin saß, schlief nicht. Er hatte eine große Stirne und wenige, sehr weiße Haare, große, sanfte Augen, ein blasses, langes und schmales Gesicht, dem ein kleiner weißer Bart und Spitzbart jenen Ausdruck von Feinheit gaben, welchen man an allen Portraits aus dem Jahrhundert Louis XIII bemerkt. Ein Mund beinahe ohne Lippen — und wir sind genöthigt zu gestehen, daß der Doctor Lavater dieß als einen Zug nicht zu bezweifelnder Bosheit ansieht — ein zusammengekniffner Mund war eingefaßt von zwei kleinen, grauen Schnauzbärtchen und einem Royal, einer damals modischen Zierde, welche in ihrer Form ganz einem Komma glich. Der Greis hatte auf dem Kopf ein rothes Käppchen und war in einen großen Schlafrock gehüllt, trug purpurseidne Strümpfe und war kein Andrer als Armand Duplessis, Cardinal de Richelieu.

Ganz in seiner Nähe, um den kleinern Tisch herum, von welchem die Rede gewesen, saßen vier junge Leute von fünfzehn bis zwanzig Jahren; es waren Pagen oder Domestiken, nach dem Ausdruck jener Zeit, der damals bezeichnete: Vertraute, Freunde des Hauses. Dieser Brauch war ein Ueberrest

Digitized by Google

vom feudalistischen Patronat, der noch in unsern Sitten geblieben. Die jüngern Söhne von Edelleuten aus den besten Familien nahmen Dienst und Sold bei den großen Herren, waren ihnen unter allen Umständen ergeben und forderten auf das Verlangen ihrer Herren den ersten Besten zum Zweikampf heraus. Die Pagen, von welchen wir sprachen, setzten die Briefe auf, deren wesentlichen Inhalt ihnen der Cardinal angegeben, und gaben sie, nachdem der Meister einen Blick darauf geworfen, den Secretären, welche sie ins Reine schrieben. Der alte Herzog seinerseits schrieb auf seinem Knie geheime Noten auf kleine Papiere, die er beinahe in alle Pakete hinein schob, eh' er sie mit eigner Hand siegelte.

Er schrieb einige Augenblicke, als er in einem Spiegel, ihm gegenüber, sah, daß der jüngste seiner Pagen einige Zeilen schrieb auf ein Blatt Papier von viel kleinerem Format als das ministerielle Papier hatte; er schrieb eilig ein paar Worte darauf und versteckte es dann unter dem großen Blatt, das er, zu seinem großen Leidwesen vollschreiben mußte; aber im Rücken des Cardinals sitzend, hoffte er, die Schwierigkeit, welche es jenen kostete, sich umzukehren, würde bewirken, daß er die List nicht merke, die er mit ziemlicher Gewandtheit zu bewerkstelligen schien. Plötzlich richtete Richelieu trocken das Wort an ihn und sagte: Kommt hieher, Monsieur Olivier. — Diese paar Worte waren ein Donnerschlag für den armen Jungen, der noch nicht sechzehn Jahre alt schien. Doch stand er sehr schnell auf und trat vor den Minister hin, mit gestreckten Armen und gesenkten Hauptes.

Die andern Pagen und die Secretäre rührten sich so wenig als Soldaten, wenn einer von ihnen von einer Kugel getroffen fällt, so sehr waren sie an dergleichen Aufrufe gewohnt. Dieser jedoch kündigte sich lebhafter an, als sonst der Fall war. — Was schreibt Ihr da? — Monseigneur, was Euer Eminenz mir vorschreibt. — Was? — Monseigneur, den Brief an D. Juan de Braganza. — Keine Umschweife, Monsieur, Ihr treibt andere Dinge. — Monseigneur, versetzte jetzt der Page mit Thränen im Auge, es war ein Billet an eine meiner Cousinen. — Laßt mich sehen. — Jetzt ergriff ihn ein Zittern am ganzen Leib, er mußte sich an dem Kamin halten, und sagte: das ist unmöglich. — Mein Herr Graf Olivier d'Entraigues, sagte der Minister, ohne die geringste Aufregung zu verrathen, Ihr seyd nicht mehr in meinen Diensten. — Und der Page ging hinaus; er wußte, daß er nichts zu antworten hatte; er schob sein Billet in die Tasche, öffnete die Flügelthüre nur so weit, daß sie ihn hindurchließ, und schlüpfte hinaus wie ein Vogel aus seinem Käfig.

Der Minister fuhr fort auf seinem Knie Noten zu entwerfen.

Die Secretäre verdoppelten ihr Stillschweigen und ihren Eifer, als die Thüre sich rasch aufthat, und man zwischen den beiden offnen Flügeln einen Kapuziner stehen sah, der, mit auf der Brust gekreuzten Armen sich verbeugend, ein Almosen, oder den Befehl sich zurückzuziehen, zu erwarten schien. Er hatte eine gebräunte Haut, von den Blattern arg verwüstet, ziemlich sanfte, aber ein wenig schielende Augen, die immer bedeckt waren von den mitten auf der Stirn zusammenstoßenden Brauen; einen Mund, dessen Lächeln schlau, boshaft und unheilverkündend war; einen platten und rothen Bart, und die Tracht vom Orden des heiligen Franciscus in ihrer ganzen Strenge, mit Sandalen und nackten Füßen, die sehr unwürdig der Ehre schienen, auf einem Teppich abgetrocknet zu werden.

Diese Person, so wie sie war, schien in dem ganzen Saal eine große Sensation zu veranlassen; denn sämmtliche Schreiber, ohne den angefangenen Satz, Zeile oder Wort zu beendigen, standen auf und gingen zu der Thüre hinaus, wo er noch immer stand, die Einen im Vorübergehen ihn grüßend, die Andern den Kopf wegwendend; die jungen Pagen sich die Nase zuhaltend, aber hinter seinem Rücken, denn sie schienen ihn doch insgeheim zu fürchten. Nachdem Alles vorbeigezogen, trat er endlich ein, eine tiefe Verbeugung machend, weil die Thüre noch offen war; aber sobald sie geschlossen, schritt er ohne Umstände vorwärts und setzte sich neben den Cardinal, der an der entstandenen Bewegung ihn erkannt hatte, ihm eine trockene und stumme Verbeugung mit dem Kopf machte, ihn fest ins Auge faßte, als erwartete er eine Neuigkeit zu hören, und sich nicht enthalten konnte, die Augbrauen zusammenzuziehen, wie beim Anblick einer Spinne oder eines andern ekelhaften Thiers.

Der Cardinal hatte dieser Gebärde des Verdrusses nicht widerstehen können, weil er sich durch die Anwesenheit seines Agenten genöthigt sah, sich in eine jener tiefen und peinlichen Unterredungen einzulassen, von welchen er sich während einiger Tage zu erholen gesucht hatte in einer Gegend, deren reine Luft ihm wohlthätig war, und deren friedliche Stille die Schmerzen seiner Krankheit etwas erleichtert hatte. Sie hatte sich in ein langsames Fieber verwandelt, aber die fieberlosen Zwischenzeiten waren lang genug, daß er, während er nicht daran litt, vergessen konnte, es werde sich wieder einstellen. So gab er denn seiner bisher unermüdlichen Einbildungskraft ein wenig Rast, und erwartete ohne Ungeduld, zum erstenmal vielleicht in seinem ganzen Leben, die Rückkehr der Eilboten, die er nach allen Richtungen ausgesandt hatte, wie Strahlen einer Sonne, die allein Frankreich Leben und Bewegung schenkte. Er hatte den jetzigen Besuch nicht erwartet, und der Anblick eines jener Menschen, die er, nach seinem eignen Ausdruck, im Verbrechen abhärtete, machte ihm all die gewohnten Unruhen seines Lebens wieder gegenwärtiger, ohne ganz die Wolke der Melancholie zu zerstreuen, welche seine Gedanken überschattet hatte.

Der Anfang der Unterredung trug ganz die düstre Farbe seiner letzten Träumereien; bald aber wurde er lebhafter und kraftiger als je, als die Kraft seines Geistes gezwungen in die wirkliche Welt zurückkehrte.

Sein Vertrauter sah, daß er zuerst das Schweigen brechen müsse und that es in folgender derber Weise:

„Nun, Monseigneur, an was denkt Ihr? — Ach, Joseph, an was sollen wir Alle, wie wir sind, denken, als an unsere künftige Seligkeit in einem bessern Leben als dieses ist? Ich denke, seit mehreren Tagen, darüber nach, daß die menschlichen Angelegenheiten mich allzusehr von jenem einzigen Gedanken abgezogen haben, und ich bereue, einige Augenblicke der Muße auf so profane Werke verwendet zu haben, wie meine Tragö-

Digitized by Google

dien Europe und Mirame, trotz des Ruhms, den sie mir schon bei unsern feinsten Geistern eingebracht haben, — ein Ruhm, der sich in die Zukunft verbreiten wird.

Der Pater Joseph, voll von Dingen, die er vorzubringen hatte, war anfangs erstaunt über diesen Eingang; aber er kannte seinen Herrn zu gut, um es sich merken zu lassen, und da er wohl wußte, wie er ihn auf andre Ideen führen konnte, ging er jetzt ohne Bedenken auf die seinigen ein.

Ihr Verdienst ist doch sehr groß, sagte er mit einer Miene des Bedauerns, und Frankreich wird darüber seufzen, daß auf diese unsterblichen Werke nicht ähnliche andere Productionen gefolgt sind.

Ja, mein lieber Joseph, umsonst haben Manner wie Boisrobert, Claveret, Colletet, Corneille, und besonders der berühmte Mairet diese Tragödien als die schönsten gepriesen, welche die Vergangenheit und Gegenwart aufführen gesehen: ich mache sie mir doch, das schwöre ich Euch, als eine wahre Todsünde zum Vorwurf, und ich beschäftige mich in meinen Mußestunden nur mit meiner Methode der Controversen und mit dem Buch über die Vollkommenheit des Christen. Ich bedenke, daß ich fünfzig Jahre habe und eine Krankheit, die einen nicht verschont. — Das sind Berechnungen, die Eure Feinde eben so pünktlich anstellen als Euer Eminenz, sagte der Pater, dem diese Unterredung verdrießlich zu werden anfing, und der nur schnell davon loskommen wollte. —

Die Röthe stieg dem Cardinal ins Gesicht.

Ich weiß es, ich weiß es wohl, sagte er, ich kenne die Schwärze ihrer Gesinnungen und ich mache mich auf Alles gefaßt; aber was gibt es denn Neues? — Wir waren schon übereingekommen, Monseigneur, Mademoiselle d'Hauteford zu ersetzen; wir haben sie entfernt, wie Mademoiselle de la Fayette, das ist recht gut, aber ihr Platz ist noch nicht wieder ausgefüllt und der König.... — Nun? — Der König hat Ideen, die er noch nie sonst gehabt hat. — Wirklich? und die nicht von mir kommen! das geht schön! sagte der Minister mit Ironie. — Aber warum auch, Monseigneur, die Stelle eines Günstlings sechs Tage erledigt lassen? das ist nicht klug, erlaubt mir, daß ich es ausspreche. — Er hat Ideen, Ideen, wiederholte Richelieu mit einer Art von Erstaunen; und was für denn? — Er hat davon gesprochen, die Königin Mutter zurückzurufen, versetzte der Capuziner mit leiser Stimme, sie von Köln zurückzurufen. — Marie von Medicis, schrie der Cardinal und schlug mit beiden Händen auf die Lehnen seines Armstuhls. Nein! beim lebendigen Gott, sie soll nicht wieder den Boden Frankreichs betreten, von dem ich sie Schritt für Schritt verjagt habe! England hat nicht gewagt, die von mir Verbannte zu beherbergen, Holland hat gefürchtet, unter ihr in Trümmer zu gehen, und mein Königreich sollte sie aufnehmen? Nein, nein! diese Idee konnte ihm nicht von selbst kommen! Meine Feindin zurückrufen, seine Mutter zurückrufen — welche Treulosigkeit! nein, er hätte nie daran zu denken gewagt... dann, nachdem er einen Augenblick tief nachgesonnen, heftete er einen durchdringenden Blick, noch voll vom Feuer seines Zorns, auf den Pater Joseph und fuhr fort: aber in welchen Ausdrücken hat er denn seinen Wunsch ausgesprochen? Sagt mir genau die Worte. — Er hat ganz offen und in Gegenwart von Monsieur gesagt: Ich fühle wohl, daß eine der ersten Pflichten eines Christen die ist, ein guter Sohn zu seyn, und ich werde dem Murren meines Gewissens nicht lange widerstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Freie und Sklaven.

(Fortsetzung.)

In der Stelle, die wir zunächst mittheilen, erscheint der thracische Hirte als der Sieger über die Römer. Er hat das Heer Pulchers zerstreut, und der menschliche Pansa, der dem Festus (dem unerkannten Sohn des Spartakus), ein Vater gewesen, und ihn mit seiner einzigen Tochter, Fulvia, verlobt hat, ist der Gefangne der Insurgenten.

Spartakus.

Pansa, du glaubst, fürcht' ich, von mir das Schlimme
Was Lügner von mir sagen. Darum bitt' ich
Um ein geduldig Ohr dich, ein'ge Stücke
Eines leidvollen Lebens anzuhören.
Denn sehr wünscht' ich, daß der großmüth'ge Freund
Du bleibst, der du dem Festus bist gewesen,
Und, wenn ich sicher dich nach Haus gesandt,
Mein Thun mit Milde deutest und wo möglich
Seyst etwas weniger mein Feind.

Pansa.

Ich bin
Nicht dein, doch ewig deiner Sache Feind;
Weil sie erschüttert hat, zerstöret, das Glück,
Das röm'sche Weisheit, röm'sche Genügkeit
Hat himmelhoch gebaut.

Spartakus.

Du irrest sehr'
Doch höre mich. In Thraciens Hirtenland
Bin ich geboren, hab' ein Hirtenleben
Gelebt im Frieden und in Niedrigkeit
Und sah der Meinen glückliche Gesichter.
Gefangen ward ich in muthwill'gem Krieg,
Vertheid'gend unser armes Dorf; in Rom
Ziert' ich einen Triumph und ward beehrt
Mit schmutzigen Handwerker Hohn und Streichen,
Die Schwertes fert'gen, welche sie zu schwingen
Nicht wagen.

Pansa.

Du verleumdest sie, sie wagen
Wohl Alles; ihre Sitten und Vertragen
Darüber ließ' viel sagen sich; zugeben
Will ich, sie sind oft bittre ungezogen,
Ich wollt', sie wüßten recht die Hand zu brauchen!

Spartakus.

Oder des Himmels Fluch vertilgte sie'

Pansa.

Anstecken soll mich deine Galle nicht,
Erzähle weiter, ist es gleich nichts Neues;

Digitized by Google

Derlei geschieht wohl, denn in Rom verkauft
Man oft nach Kriegen hunderttausend Sklaven.

Spartakus.

Ein Frevel und ein Fluch ist Sklaverei.
Eines Elenden Knecht war ich, dem seines
Mitmenschen Leben Waare war, die täglich
Um Sümmchen Goldes er verschacherte.
Todt schlug den Schaft ich und entkam den Fesseln,
Das Andre weißt du. Meines Sklavenloses
Genossen sehnten sich nach einem Feind,
Der gegen Rom aufstünd' und allen Feinden
Von dieser Stadt, aus welchem Grund sie's wären,
Beistand und Schutz verliehe. Dieses Land —
Von lauter Unterdrückten ist's bewohnt;
Ihr Schweiß und dieses Bodens Fruchtbarkeit
Schafft ihnen weder Brod, noch Kleidung, noch
Obdach für sich und ihre Kinder. Ich
Durchwanderte die Ebnen und die Berge,
Die lachendäpp'gen Thäler; und von Elend
Ward Zeug' ich, das die Hoffnung selbst nicht länger
Täuschend hinhalten konnte; und da sagt' ich:
Das sind die Mittel, womit wohl ein Mann
Von Tausenden die Ketten kann zersprengen,
Ja, womit er zertrümmern oder lähmen
Kann eines Reiches Stärke, das gegründet
Auf Ungerechtigkeit.

Pansa.

Ich kann nicht einsehn
Dieses Gedankens Tugend oder Weisheit.
Tödtet den Körper man, von einer Krankheit
Ihn zu befrei'n? Ein Uebel heilend, willst du
Roms unermeßliches, wohlthät'ges Leben,
Das Wunder aller künft'gen Zeit, vergiften?

Spartakus.

Ist Roms Gesundheit meine? oder weil
Rom groß ist, soll ich knie'n und ihren Fuß,
Den tödtlichen, auf meinen Sklavennacken
Setzen und flehn: O schone! Noch erkennen
Die Herren Roms in ihrer dreifachen
Verschanzung von Behaglichkeit, Last, Macht,
Das Droh'nde nicht des Feinds den sie verachten.
Denn Eure Sklaven hassen Euch, obgleich sie
Sich grinsend schmiegen, Eure ungeheuern
Bauwerke bauen, Eure Felder schaffen,
Euch Gästen ebnen, Aquäducte führen,
Durchgraben dichte Berge, oder Wälder
Dem Fels aufzwingen, bloß der Schönheit wegen;
Dann Eure Bäder und Fischteiche graben
Und — sterben, der Mühsal, des Hungers Opfer,
Oder der rohen Peitsche; und als letzten
Dienst, geben sie ihr Fleisch zum Fischefüttern,
So daß die Mahlzeit ihrer Herrn vergiftet
Durchs Uebermaß der Ueppigkeit noch wird.
Sind solche Menschen heilsam einem Reich?

Pansa.

Dergleichen kommt wohl ausnahmsweise vor;
In einem stolzen, kriegerischen Staat
Wird's immer einige Tyrannen geben, —
Wird's Männer geben, die Gewalt mißbrauchend —
Das Glück verderbt gar Manche, —

Spartakus.

O ja! Alle!

Pansa.

Dieß ist viel wahrer als ich wünschen konnte;
Wie übersehn es.

Spartakus.

Das sind Eure Großen;
Indessen hat der ehrbare Handwerker,
Oder wer sich durch Müh' und Fleiß errungen
Ein spärlich Gütchen, Alles zu beflechten
Von diesen römischen Emporkömmlingen,
Die, heiß von Lüsten, von Verachtung kalt,
In ihres Stolz's und Reichthums Stärke kommen,
Den schwachen Nachbar zu beschädigen;
Die kommen mit des Unrechts kräft'gen Rechten
Zu greifen nach dem Wenigen, was noch
Die Feindschaft dieser Welt übrig gelassen,
Und wo sie Niedrigkeit und Maagel fanden,
Oeffnen dem Haß sie und der Schuld das Thor.

Pansa.

Gräßlich ist deine Schilderung, wenn wahr.

Spartakus.

Noth und Entehrung flößen ein dem Heere
Die Hassestraume, deren wir bedürfen,
Und die Rom fürchten sollte. Unsre Reih'n
Wimmeln von solchen, welche Euer Wahnsinn
Von Arbeit und von Nahrung trieb hinweg
Zu Müßiggang und Hunger und Verbrechen.
Denn fremde Sklaven, rothgestreimt vom Peitschen,
Verrichten die Geschäfte freier Armuth,
Die Hoffnung stehlend, die vor Schuld sie schützte.
Nicht mehr der Sklaven Sache ist die unsre;
Der unbeschäftigte Landbauer läßt
Sein fahles Feld im Stich, der Hirte tritt
Die Heerde ab dem Sklaven; der Handwerker
Läßt das Gewerb, bei dem er Hungers stirbt,
Aus Eisenkäf'gen brechen die Gefangnen,
Und schaaren sich um mich und fordern Dienste;
Männer, die lachen zu dem Frost, dem Sturm,
Die Kleider, Waffen selbst sich fert'gen können,
Mit Nahrung froh, wie man sie Hunden reicht,
Die schlafen, wär' der Tod ihr Bettgenoß auch.

Pansa.

Heillose Schurken, wahrlich, ich bezeug' es!
(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 269.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 September 1839.

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittischen Association" zu Birmingham.

Statistische Section.

Der Erzpriester der Statistik in England, Hr. G. R. Porter, macht den Vorschlag zu einer systematischen Sammlung von Nachrichten über die jährlichen Erträgnisse des Ackerbaues, ein Vorschlag, der zwar von mehreren Seiten wegen seiner Schwierigkeit und Umständlichkeit angefochten wurde, indeß manche beachtenswerthe Seiten enthält. Wir theilen aus dem Auszuge, den das Athenäum liefert, wieder einen Auszug mit, um in möglichster Kürze eine Uebersicht des Planes und seiner möglichen wichtigen Ergebnisse zu liefern.

„Unter allen Gegenständen des materiellen Interesses ist die Nahrung des Volks der wichtigste, und dennoch sind wir in England über diesen Gegenstand so unwissend, daß wir kein authentisches Document über den Umfang des angebauten Landes in irgend einer Grafschaft Englands besitzen, und doch sollten wir nicht nur den Umfang des angebauten und anbaufähigen Landes im ganzen Reiche, sondern auch die verschiedenen Arten des Anbaues kennen, ferner die Ertragsfähigkeit des Bodens, das Verhaltniß der zur Reproduction nöthigen Producte, die Zahl der verschiedenen Arten von Hausthieren, das Verhältniß ihrer Vermehrung, die zum Unterhalt des Volks verwendete Anzahl, die Zahl der an die Gewerbe gelieferten Thierhäute, die Zahl der geschornen Schafe und eine Menge anderer Dinge, die sich hier nicht einzeln aufzählen lassen. Die Masse der für den Unterhalt des Volks nöthigen Lebensmittel zu kennen, ist nicht minder nöthig, als zu wissen, wie viel von manchen Handelsartikeln, deren man in den Manufacturen bedarf, jährlich erzeugt wird. Man theilt den Kaufleuten in London möglichst bald und möglichst genau mit, wie es mit der Indigoernte in Bengalen steht, und diese Mittheilung äußert durch ihren Einfluß auf den Marktpreis eine augenblickliche Wirkung auf Verminderung oder Vermehrung des Verbrauchs. Ein Gleiches ist der Fall hinsichtlich des Hopfenerzeugnisses in diesem Lande; das Excisamt, das mit der Erhebung der Hopfensteuer beauftragt ist, kennt den Umfang des zum Hopfenbau bestimmten Landes ganz genau. In Belgien und Holland werden alle möglichen Erkundigungen mit der größten Genauigkeit durch besondere Leute, meistens Grundeigenthümer, eingezogen, die von denselben Wählern gewählt werden, wie die Repräsentanten des Volks. Auch in verschiedenen Theilen von Frankreich, z. B. im Euredepartement, werden hierüber genaue Notizen gesammelt.

„Eine völlig organisirte Einrichtung zur Sammlung dieser Notizen würde in England nicht unbedeutende Kosten machen. Die Zahl der Kirchspiele im Königreich beträgt über 14,000, und für jedes derselben, mit Ausnahme der städtischen Kirchspiele, müßte ein bezahlter Agent aufgestellt werden. Wohl unterrichtete und wohl bezahlte Personen müßten das Ganze in Ordnung bringen, und die völlige Einrichtung würde 20 bis 30,000 Pf. St. kosten.

„Dieß ist allerdings eine bedeutende Ausgabe, und es ist deßhalb nöthig, auf die Vortheile aufmerksam zu machen, die daraus entspringen würden. Es ist jetzt eine wohl bekannte Thatsache, daß die Ernte von 1837 sehr mangelhaft war, so daß ehe die von 1838 eingeheimst war, der große Ueberschuß der beiden vorhergehenden Ernten aufgezehrt war, und zwar in einem höhern Grade, als irgend einmal in der neuern Zeit; hätte man nicht zu dem unter Königs Schloß liegenden fremden Getreide seine Zuflucht nehmen können, so wäre die Noth groß geworden, ehe die Ernte von 1838 auf den Markt hätte gebracht werden können. Das Publicum war so wenig hierüber unterrichtet, daß der Preis, statt durch ein allmähliches Steigen eine Warnung zu geben, und so den wahrhaft verschwenderischen Verbrauch des kostspieligsten Korns, des Weizens zu hemmen, während der Monate August, September und October 1837 von 60 Sh. auf 51 Sh. der Quarter fiel, und erst im Mai 1838 wieder so hoch stieg als vor der Ernte von 1838. In der dritten Woche August 1837 stieg der Durchschnittspreis auf den Punkt, wo die Einfuhr fremden Getreides gegen den Nominalzoll von 1 Sh. per Quarter gestattet ist. Es wäre unmöglich, den Verlust, den das Land nur wahrend dieses einzigen Jahrs erlitt, mit einiger Genauigkeit zu berech-

Digitized by Google

nen, aber er muß groß genug gewesen seyn, daß das Interesse daraus die ganze Maschinerie zur Sammlung der nöthigen statistischen Angaben über den Ackerbau für alle Zeiten zahlen würde. Wenn die bedeutenden Ankäufe fremden Getreides, welche im Herbst 1838 plötzlich gemacht wurden, und die Preise auf eine unmäßige Höhe trieben, allmählich und ruhig, ohne die Speculation zu reizen, gemacht worden wären, so würde die Ersparniß ungeheuer gewesen seyn, wie man aus nachfolgender Angabe entnehmen kann. Wäre im Jahre 1838 im Durchschnitt derselbe Zoll für Roggen- und Weizenmehl erhoben worden, wie er im Jahre 1837 erhoben wurde, so würde dieser Zoll über 2 Mill. Pfd. Sterl. betragen haben, wovon der vierte Theil, als Capital angelegt, hinreichend gewesen wäre, um alle die jährlichen statistischen Erkundigungen im ganzen Lande zu bezahlen. Doch dieß, so wie die mögliche Ersparniß an den Korneinkäufen selbst, sind verhältnißmäßig eine unbedeutende Sprache im Vergleich mit dem Vortheil, den eine systematische und umfassende Untersuchung der Nation dadurch gewähren würde, daß sie auf eine lange Reihe von Jahren hinaus vor Mangel geschützt wäre. Bekanntlich werden die Verbesserungen im Ackerbau, die im einen Theile des Königreichs gemacht werden, im andern nicht auch in Anwendung gebracht, und man hat nicht mit Unrecht behauptet, wenn ganz England angebaut wäre, wie die Grafschaften von Northumberland und Lincoln, so würde die doppelte Menge Nahrungsmittel wie jetzt erzeugt werden. Der Grund liegt wesentlich darin, daß die Ergebnisse neuer Methoden nicht allgemein bekannt werden, was durch solche statistische Notizensammlungen in vollem Maaße erreicht würde." Viele schenkten dem Plan ihren Beifall, und Hr. Porter wäre auch der Mann, mit Unterstützung der Regierung ein solches Unternehmen zu leiten.

Albanien und die Albaneser.

(Fortsetzung.)

In alten Zeiten reichte das Volk der Schkipetaren bis zum ambracischen Golf, dem jetzigen Golf von Arta; dieß erklärt wenigstens Skylax in seinem Periplus für die Nordwestgränze Griechenlands, und Thucydides nennt die Amphilochi, welche in den Bergen oberhalb Ambrakia wohnten, Barbaren; sie sprachen also nicht griechisch, sondern wahrscheinlich schkipetarisch oder albanesisch, d. h. dieselbe Sprache, welche in ganz Epirus, Macedonien und Thessalien herrschte, ehe die Sprache und Civilisation Griechenlands sich über dieselben verbreitete. In Epirus fand dieß aber nie in demselben Umfang statt, wie in Thessalien und Macedonien, wahrscheinlich weil das rauhe Gebirgsland den eingebornen Stämmen stets eine sichere Zuflucht gegen fremde Eindringlinge gewährte. Indeß ist doch ein großer Theil von Epirus oder Albanien mit Trümmern griechischer Colonialstädte bedeckt. Auffallend ist es, wie diese Ueberreste von Norden nach Süden zunehmen. In Ales oder Lesch (alt: Lissus oder Elissus) finden sich unsees Wissens keine, auch in Iszmid oder Ischim, welches Vaudoncourt für das alte Pistus erklärt, werden keine erwähnt, dagegen ist Dyrrhachium, das alte Epidamnos, eine korynthisch-corcyräische Colonie, und weiter gegen Süden führt Leake ihrer eine große Zahl auf. Mit Einem Wort: griechische Sitten, griechische Sprache und griechisches Leben drang von Süden nach Norden vorwärts, so lange die Griechen frei und mächtig waren; als die Macedonier ihre Kraft gebrochen hatten, hörte dieses Aussenden von Colonien mehr und mehr auf. Unter Pyrrhus scheint zuerst das rauhe Volk auf den Schauplatz der Welt getreten zu seyn; einige Zeit später finden wir den König Gentius und seine Gemahlin Teuta im Kriege gegen die Römer, vor deren Macht sie bald weichen mußten, um in dem großen Kampf zwischen Rom und Macedonien eine untergeordnete Rolle zu spielen. Von da an beginnt die Unterwerfung unter die Römer, und die Vermischung ihrer alten Sprache mit römischen Worten, denn der romanische Zusatz in derselben schreibt sich nicht aus spaterer Zeit her, wie der Umstand zeigt, daß das römische c vor e und i noch wie k, und nicht zischend, wie im neuromanischen gesprochen wird. Aus der Römerzeit finden sich, wie natürlich, eine Menge Denkmäler, namentlich wurde Epidamnos unter dem Namen Dyrrhachium zur römischen Colonialstadt, denn dahin ging die Ueberfahrt aus Brundusium, und von da aus führte die sogenannte Via Egnatia über Clodiana,*) Hiscampis, Lychnidus (Ochrida), Heraclea Lyncestes (in Obermacedonien), Edessa, Pella, Thessalonica ꝛc. nach Byzanz. Apollonia, gleichfalls ursprünglich eine korinthisch-corcyräische Colonie (jetzt Polina?) war damals ein Sitz der Wissenschaften; kurz das Land war zur römischen Provinz umgeschaffen, aber in dem rauhen Gebirgsland erhielt sich die alte Sprache und das alte Volk.

In der Zeit, wo deutsche Völker das weströmische Reich stürzten und das oströmische dem Untergange nahe brachten, verschwanden natürlicher Weise mehr und mehr die römischen Städte und die von den Römern unterhaltenen Bildungsanstalten, aber völlig vernichtet wurden sie erst durch den Einbruch der slawischen Völker im 7ten, 8ten und 9ten Jahrhundert. Um das Jahr 870 war Achris (Ochrida, das alte Lychnidus) die Residenz eines Bulgarenfürsten, und bulgarische Städte entstanden im Lande der Schkipetaren. Wie lange ihre Herrschaft dauerte, wissen wir nicht, wahrscheinlich aber bis zum Fall des Bulgarenreichs im Jahre 1018. Dieß ist eine für das ganze Land im Süden der Donau höchst wichtige Periode, denn von nun an treten auf einmal die Reste der alten Bevölkerung dieser Länder wieder auf: wir hören nicht nur von Albaniern oder Arbaniten, sondern auch die Wlachen zeigen sich allenthalben in ihren alten Sitzen. Anna Comnena erwähnt ihrer in Griechenland, so wie in Thracien und Mysien, indem ein Theil der griechischen Truppen aus Wlachen bestand, die vermuthlich aus Haß gegen ihre ehemaligen Dränger sich anwerben ließen. Dieß Verhältniß änderte sich indeß bald, und die Wlachen bildeten vereint mit den Bulgaren das zweite bulgarische Reich. Zwar fiel nach der Mitte des 13ten Jahr-

*) Vaudoncourt erklärt dieß für das jetzige Croia, allein man sieht keinen Grund ein, weßhalb der Weg von Dyrrhachium nach

Digitized by Google

hunderts auch dieses, mehr durch die List als die Macht der Griechen, die Verbindung der nördlichen mit den südlichen Wlachen ward durch die engere Vereinigung der slawischen Stämme im serbischen Königreiche zerrissen, und die letztern abermals unterdrückt, aber die Albanesen selbst kamen nicht mehr unter slawische Herrschaft, und ihre eigene Geschichte beginnt mit der Zertrümmerung des griechischen Reichs durch die Franken im Jahre 1204.

Damals gründete der Comnene Michael Angelus das sogenannte Despotat von Arta, das Akarnanien, Aetolien und das südliche Epirus umfaßte, und bis zur Eroberung durch die Türken im Jahre 1431 mit kurzen Unterbrechungen ein besonderer Staat blieb, der mit den Albanesen, mit den Franken in Morea, so wie mit den Königen von Neapel und den griechischen Kaisern in mannichfachen, bald freundlichen, bald feindlichen Beziehungen stand. Das schwache Despotat konnte den Albanesern nicht gefährlich werden, darum schlossen sie sich meistens an dieses gegen die griechischen Kaiser und die Franken auf Morea und in Athen an, und traten so allmählich selbstständig auf den Schauplatz. Der Geschichtschreiber Georgius Akropolita berichtet, daß im Jahre 1251 Albanon der Hauptort einer Präfectur (ὑγεμονία) unter der Verwaltung eines Prätors war, den Theodor Lascaris II, Kaiser von Nicäa,*) geschickt hatte, um Ordnung in diesen Provinzen herzustellen; die Albanesen aber zogen das Bündniß mit dem Despoten von Arta vor, und der Prätor (Georgius Akropolita, der Geschichtschreiber, selbst) mußte sich bald entfernen. Von nun an nimmt die Wichtigkeit der Albanesen mit jedem Jahre zu: noch vor Ablauf des 13ten Jahrhunderts waren sie im Besitze Dyrrhachiums so wie der Küstenländer bis gegen Avlona hin, und zwar in erklärter Unabhangigkeit von den griechischen Kaisern und im Bunde mit Karl, König von Neapel, der damals Corfu und einige Punkte auf der Küste selbst, in der Nahe von Avlona, besaß. Belgrad oder Berat war aber damals noch in den Handen der griechischen Kaiser, die mehrmals sich genöthigt sahen, wegen der von ihnen unternommenen Raubzüge und der Unterstützung, die sie ihren Feinden leisteten, gegen sie zu ziehen, doch ohne einen andern, als einen temporaren Erfolg zu erringen.

Bereits hatten auch die auf einmal zu unruhiger Thatigkeit erwachten Albanesen angefangen, jedem, der sie zahlte, als Soldtruppen zu dienen; so standen sie im Jahre 1327 dem jungen Andronikus Palälogus gegen seinen Großvater bei, und Manuel Kantakuzenos ward im Jahre 1349 im Despotat eine Anzahl Albanesen, um die aufrührerischen Archonten Morea's zu unterdrücken, — das erste Auftreten der Albanesen im innern Griechenland. Damals schon herrschten die Griechen im Lande südwärts der Donau nur dem Namen nach; auch führten sie ihre Kriege nicht mehr mit griechischen Truppen, sondern mit Slaven, Türken**) und Albanesen, die von nun an ein volles Jahrhundert lang auf den Trummern des griechischen Reichs um die Herrschaft kämpfen.

Um diese Zeit hatte der gewaltige Slavenfürst Stephan der Große nicht nur einen Theil von Thracien und fast ganz Macedonien, sondern auch Thessalien und alles Land bis an den Meerbusen von Korinth eingenommen und nannte sich Kaiser von Romanien. Der Tod machte seinen Entwürfen ein Ende, sein Reich zerfiel in mehrere Theile; seine Söhne und Verwandten setzten zwar seine Plane fort und brachen in das östliche Thracien ein, allein Urchan, der Osmanensultan, hatte sich durch kluge Benützung der Wirren im griechischen Reiche zum Meister von Kallipolis (Gallipoli) gemacht, und führte nun über diese Brücke seine Schaaren nach Europa herüber. Nicht gegen die kraftlosen Griechen, sondern gegen die mächtigen Serbenhaupter waren seine Züge gerichtet, und bald erlagen sie in blutiger Schlacht an der Maritza. Den Kampf aber, den die Slawen nicht mehr fortführen konnten, nahmen bald die Albanesen auf.

Obwohl von den griechischen Kaisern wiederholt zurückgeschlagen, wenn sie in früheren Raubzügen in die Ebenen von Thessalien und Akarnanien eindrangen, fuhren sie dennoch fort, in diese Gegenden Einfalle zu machen, und bildeten allmählich in diesen durch den Krieg verödeten Gegenden neue Niederlassungen; als vollends zwischen den Häusern Kantakuzenos und Palälogus der Kampf um den elenden Thron von Konstantinopel ausbrach, gab es gar kein Mittel mehr, das unruhige, trotzige Nomadenvolk zur Ruhe zu bringen. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts schlugen sie den Despoten von Joannina oder Arta am Aspropotamos, beim Dorfe Achelous, gänzlich, obgleich er türkische Miethstruppen bei sich hatte; Guini de Spata, einer ihrer berühmtesten Anführer, eroberte das ganze Despotat, und ein anderer, Namens Balza oder Balsch, machte sich zum Meister von ganz Nordalbanien bis nach Macedonien hinein. Stephan der Große that ihnen einigermaßen Einhalt, aber nach seinem Tode eroberten sie die ganze Landstrecke zwischen dem Drin und den Mündungen des Cattaro mit den Städten Scutari, Dulcigno, Trebigne u. s. w., die auch seitdem in ihrer Gewalt geblirben sind. Indessen blieben Serben und Albanesen nicht lange Feinde, denn beide hatten gleichviel von den Türken zu fürchten. Sobald die letzten nichts mehr von dem großen Stephan zu besorgen hatten, stellten sie sich zum Kampfe für das Christenthum auf die Seite der Slawen und Ungarn, erlitten aber mit ihnen im Jahre 1389 *) die furchtbare Niederlage bei Kossovo, welche die Herrschaft der Türken in Europa befestigte.

(Fortsetzung folgt.)

Lychnitis oder Lychnidus einen solchen Umweg hätte machen sollen.

*) Während der Herrschaft der Franken in Konstantinopel.

**) Der Kaiser Andronikus Palälogus II, durch die Raubzüge der Albanesen erbittert, führte im Jahre 1258 eine Schaar türkischer Miethstruppen gegen sie, und drang auch wirklich mit derselben bis ins Herz der albanischen Gebirge ein; eben so bediente er sich ihrer gegen die Serben. So führten diese drei Völker schon gegen einander Krieg, als noch immer unter dem Namen des griechischen Kaisereichs gehandelt wurde.

*) Phranzes berichtet von einer Niederlage, die sie im J. 1383 bei Berat in ihrem eigenen Lande erlitten haben sollen. Hammer in seiner Geschichte des osmanischen Reichs weiß aber nichts davon.

Digitized by Google

Die Karawanenstraße nach Mekka durch die Wüste.

Unter dem Namen Quinze jour au Sinai haben die HH. A. Dumas und A. Dauzats ihre Impressions de Voyage herausgegeben, die, wenn auch manierirt, doch manches treue Bild enthalten. Wir heben fürs erste ein Bruchstück aus, das die Karawanenstraße nach Mekka schildert, auf der sie sich dem Sinai näherten. „Die große Straße war von einer weißen Linie gebleichter Knochen bezeichnet; dieser seltsame Umstand weckte meine ganze Aufmerksamkeit. Ich rief meinen Führer, der meine Frage nicht abwartete, sondern sie schon in meinem sichtlichen Erstaunen las. Das Dromedar, sagte er, indem er an meine Seite ritt und ohne weitere Vorrede seine Erzählung begann, ist kein so unruhiges, ungestümes Thier, wie das Pferd. Es setzt seinen Marsch fort, ohne anzuhalten, ohne zu fressen, ohne zu trinken; kein Zeichen verräth sein Unwohlseyn, seinen Hunger oder seine Erschöpfung. Der Araber, der auf so große Entfernung das Gebrüll eines Löwen, das Wiehern eines Pferdes oder das Geräusch von Menschen vernimmt, hört von seinem Haghin nichts als den raschen oder langsamen Athem; nie stößt es einen Laut der Klage aus. Aber wenn die Natur durch Leiden überwunden ist, wenn Entbehrungen seine Kraft erschöpft haben und das Leben hinschwindet, dann kniet das Dromedar nieder, streckt seinen Hals aus und schließt die Augen. Sein Herr weiß dann, daß Alles vorbei ist: er steigt ab, und ohne einen Versuch, es wieder zum Aufstehen zu bringen — denn er weiß, daß es nie aus List oder Faulheit sich niederlegt — nimmt er den Sattel ab, legt ihn einem andern Dromedar auf, und verläßt dasjenige, das nicht mehr im Stande ist ihn zu begleiten. Wenn die Nacht einbricht, kommen die Schakals und Hyänen, durch den Geruch angelockt, herbei, und zerreißen das arme Thier, bis nur noch die Knochen übrig sind. Wir sind jetzt auf der großen Straße von Cairo nach Mekka; zweimal des Jahres ziehen Karawanen auf derselben hin und zurück, und diese Knochen sind so zahlreich und werden so unaufhörlich wieder ersetzt, daß die Stürme der Wüste sie nie ganz zerstreuen können; diese Knochen können einen Reisenden ohne Führer nach den Oasen und Brunnen leiten, wo der Araber Schatten und Wasser findet, und würden ihn endlich bis zum Grabe des Propheten führen. Es sind dieß die Knochen der Dromedare, die in der Wüste umkommen, aber es sind auch kleinere Knochen darunter, von Gläubigen, die, dem Gebot des Propheten folgsam, die Pilgerfahrt nach Mekka machen wollten, aber von den Sorgen und Vergnügungen dieser Welt abgehalten, sie zu spät unternahmen, und nun im Himmel enden müssen. Mancher ist in Schlaf verfallen, wenn er die Augen hätte offen haben sollen, ist von seinem Thiere gestürzt und hat den Hals gebrochen; rechnet man hiezu die Pest, welche oft die Karawanen lichtet, den Samum, der ihnen den Tod bringen kann, so begreift man leicht, wie diese Wegweiser in hinreichender Menge sich finden können, um den Kindern die von ihren Vätern eingeschlagene Straße zu zeigen.

Miscellen.

Fluthbeobachtungen in Frankreich. Der Marineminister, Admiral Duperré, hat befohlen, daß die Beobachtungen über die Fluth, welche bisher in den verschiedenen Häfen ohne Zusammenhang vorgenommen wurden, in ein System gebracht, und von einem Ingenieurgeographen der Marine inspicirt und revidirt werden sollen. Diese Fluthbeobachtungen haben nicht nur für die Seefahrer ein Interesse, sondern auch für die Leitung der Uferbauten an den Mündungen der Flüsse, und endlich auch für die Wissenschaft, denn aus der Kenntniß der Oscillationen des Meeres kann man mit merkwürdiger Genauigkeit auf die Tiefe des Oceans auch fern vom Ufer schließen. Das Wechselverhältniß zwischen der Fluth und der Tiefe des Oceans ist so stark, daß wenn diese Tiefe nur um ein Hundertheil abweicht, die Fluth 12 Minuten später in Brest eintreten würde. (Echo du Monde Savant vom 14 September.)

Vandalismus in Frankreich. Ein Hr. Rey, der sich viel mit alter französischer Geschichte, namentlich auch Kunstgeschichte, abgibt, hat auf seinen Reisen durch Frankreich eine Menge alter Ornamente, Sculpturen, Gemälde, gemalte Gläser u. dgl., die früher vorhanden waren, entweder gar nicht mehr oder zerstört gefunden. Im Zorneseifer darüber las er in der „Gesellschaft zur Erhaltung der Denkmäler in Frankreich" den Plan zu einer „Geschichte des Vandalismus in Frankreich" vor. Er will die Verheerungen von den Cottereaux und Routiers *) des 12ten Jahrhunderts an bis zur Praguerie unter Karl VII, namentlich aber die des 15ten und 18ten Jahrhunderts schildern, weil hier die Verheerungen nicht aus Unwissenheit hervorgingen, sondern aus einer überlegten Wuth gegen die alten Denkmäler der Kunst und der Geschichte. (Echo du Monde Savant vom 11 Septembre.)

Landschildkröten im Jardin des Plantes zu Paris. Seit einiger Zeit befinden sich daselbst zwei große Landschildkröten aus der Insel Bourbon. Sie sind beinahe so groß als die Meerschildkröte aus der Insel Ascension, die vor vier Monaten in der mit Seinewasser gefüllten Kufe, worin man sie zu erhalten hoffte, starb. (ibid.)

Vertheilung von Kunstdenkmälern an die Departements in Frankreich. Man beschäftigt sich gegenwärtig im Palais des Beaux-arts zu Paris mit der Ausscheidung einer gewissen Anzahl alter Denkmäler, welche den Departements entrissen worden waren, und ihnen wieder zurückgegeben werden sollen. (Echo du Monde Savant vom 7 September.)

Ansichten der Türkei. In der königlichen Bibliothek zu Paris ist ein ungeheures Portefeuille, welches die reichste Sammlung von Karten, Plänen, Zeichnungen, Kupferstichen u. s. w. der wichtigsten Städte der Türkei, des Bosporus, von den Dardanellen, dem Marmorameer und seinem zauberischen Ufer, dem schwarzen Meer und Konstantinopel enthalten. (ibid.)

Die Bronzethüren an der Madelainekirche in Paris. Ein Hr. Triquety war mit dieser Arbeit beauftragt, und er hat die Sujets seiner Sculpturen, wie billig, aus der Bibel entnommen und die zehn Gebote bildlich dargestellt. Oben auf der großen Friese steht Moses, wie er dem Volke die Gesetztafeln zeigt, rechts und links sind die beiden ersten Gebote bildlich ausgeführt, und die acht übrigen füllen in je vier Abtheilungen die beiden Flügelthüren. (ibid.)

*) Große Räuberbanden, die auch in Kriegsdienste traten, die Vorläufer der großen Compagnien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 270.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 September 1839.

Eine Judenhochzeit in Smyrna.

(Aus einem Briefe Baptistin Poujoulats. Revue de Paris. 8 Sept.)

Ich hätte, da ich nicht gerne frühere Reisende wiederhole, aus Smyrna nichts zu berichten, wäre ich nicht Zeuge einer jüdischen Hochzeit gewesen. Vor Allem muß ich bemerken, daß es unter den Juden von Smyrna Heurathsmäkler gibt, welche vollkommen genau wissen, in welchen Häusern heurathsfähige Töchter sind, und welche Familien zusammenpassen können. Zum Lohne für ihre Unterhandlungen erhalten sie fünf Procent vom Heurathsgut des jungen Mannes und eben so viel von dem des Mädchens. Die ehelichen Verbindungen werden unter den Juden im Orient sehr frühzeitig geschlossen. „Das beste Alter," sagt der Talmud, „ist dreizehn Jahre, das gute Alter 18 Jahre. Wer mit 20 Jahren noch keine Frau nehmen will, soll von Gerichts wegen dazu gezwungen werden." Die jüdischen Gesetze gleichen in dieser Beziehung den lacedämonischen, welche das ehelose Leben für ehrlos erklärten. In Smyrna wird das häusliche Glück der jüdischen Familien allgemein bewundert, Jeder rühmt die Tugenden der Frauen dieses Volks: der Ehebruch gilt als das größte Verbrechen, kein Vorwand, keine Leidenschaft kann ihm Verzeihung verschaffen, und alle Blitze eines Gottes, welcher straft bis ins dritte und vierte Glied, sind dagegen gerichtet. Die exemplarische Aufführung der jüdischen Frauen hat ohne Zweifel ihre Quelle in den moralischen Gesinnungen, die ihnen von Jugend auf eingeprägt werden; indeß muß auch der Gebrauch, sie zu verheurathen, sobald sie mannbar geworden sind, zur Reinheit ihrer Sitten beitragen. Die Ehescheidung ist nur in dem Fall gestattet, wo die Frau ihre ehelichen Pflichten vergißt, oder wenn sie zehn Jahre ohne Kinder bleibt. Die Hochzeitsfeier geschieht nie in der Synagoge, und bei den Juden ist auch die Ehe, genau betrachtet, kein religiöser Act.

Ein jüdischer Cicerone hatte mich eingeladen, einer Hochzeitsfeier beizuwohnen, und mir Eintritt zu derselben verschafft. Nachdem wir durch mehrere sehr schweigsame Straßen des jüdischen Quartiers gekommen waren, erreichten wir das Haus des Bräutigams, das von außen ein elendes Ansehen hatte, im Innern aber einem Palaste glich. Wir befanden uns in einem großen, mit auffallender Reinlichkeit gehaltenen Saale: ein schöner Lustre hing von der Decke herab, und an den Wänden liefen scharlachrothe Diwans umher, auf denen mehr als zweihundert Juden saßen, und unter langsamem Schütteln des Kopfes in der Sprache Davids die Gesänge wiederholten, die einst auf dem Berge Moriah erklangen. „Glücklich ist der, der den Herrn fürchtet, und in seinen Wegen wandelt! Er lebt von der Arbeit seiner Hände, und wird des Glücks theilhaftig werden; sein Weib wird seyn gleich einem fruchtbaren Weinstock, seine Kinder, wie junge Olivenbäume, die seine Feste zieren; so wird gesegnet seyn der Mann, der den Herrn fürchtet. Möge Jehova von den Zinnen Sions herab auf ihn seine Wohlthaten ausstreuen, und ihm die Herrlichkeit Jerusalems zeigen. Möge er die Kinder seiner Kinder und den Frieden in Israel schauen!"

Während diese Worte gesungen wurden, trat ein Greis mit einem weißen Bart in den Saal: es war ein Rabbiner. Alle Anwesenden beugten sich achtungsvoll vor ihm. Er setzte sich in die Ecke eines Diwans, den Ehrenplatz im Orient, und alle kamen, um ihm die rechte Hand zu küssen. Bald jedoch setzte sich die Menge mit dem Rabbiner in Bewegung, um sich nach dem Hause der Braut zu begeben. Der junge Bräutigam befand sich mitten im Zuge, und zwei Greise führten ihn an der Hand. Das Singen von Psalmen hörte in der Straße nicht auf und dauerte fort bis zum Hause des jungen Mädchens. Hier sahen wir ein Zimmer, das für die Frauen, und eins, das für die Männer bestimmt war. Die Braut, von Kopf bis zu den Füßen mit einem langen, weißen, goldgestickten Schleier bedeckt, saß auf einer erhöhten Estrade, einen Kreis von bejahrten Frauen und jungen Mädchen um sich her. Zur Seite auf einem Tisch stand ein silbernes Gefäß, worin jeder seine Gabe niederlegte. Der junge Mann gab seinerseits eine silberne Schüssel im Kreise der Frauen herum, und alle gaben ihm ein Stück Geld. Hierauf beschränkte sich die Cerimonie des ersten Tages.

Am folgenden Tage war das Haus der Braut mit Menschen angefüllt; der junge Mann, begleitet von zwei Greisen, trat in das Zimmer der Braut, die noch immer verschleiert

Digitized by Google

war, steckte ihr den Trauring an den Finger, und sprach dabei die lauten Worte: „Sey mir geweiht durch diesen Ring nach dem Gesetze Moses und Israels!“ Dann reichte einer dem Rabbiner ein Glas mit Wein, das dieser austrank, und dann auf einer Silberplatte zerbrach. Dieß ist vorgeschrieben, um die Freude durch einen leichten Unfall zu mäßigen, denn seit der Zerstörung Jerusalems glauben die Juden kein Vergnügen ohne bittere Beimischung genießen zu können. Als das Glas zerbrochen war, ließen hundert Stimmen den Saal von frommen Gesängen ertönen. Griechische Musiker mit Geigen, Hackbrettern, Flöten und kleinen Guitarren vermengten mit den Gesängen des königlichen Propheten eine Melodie, die gewiß Niemand leicht errathen würde, — die der Pariserinne!

Die dritte und letzte Cerimonie ist die kürzeste; die Braut begab sich, gefolgt von mehreren Frauen, in das Haus des jungen Mannes. Beide stellten sich dort neben einander auf, der Rabbiner breitete einen großen, weißen Schleier über sie aus, und las den Heurathsvertrag mit lauter Stimme. Dann trat das Mädchen, von zwei Frauen geführt, mit kurzen Schritten in die bräutliche Kammer; hier schnitten ihr zwei Matronen die Haare ab, oder flochten sie so, daß man sie nicht mehr sieht, denn eine jüdische Frau im Orient darf nach der Heurath keinem Fremden mehr ihre Haare zeigen. Bei den meisten Völkern des Orients heurathen sich junge Leute, ohne sich jemals gesehen zu haben. Diese Sitte herrscht auch bei den Juden.

Albanien und die Albaneser.

(Fortsetzung.)

Wir haben schon oben erwähnt, daß der Hauptkampf der Türken nicht gegen die kraftlosen Griechen, sondern gegen die kraftvollen Slaven und Albanesen gerichtet war, gegen jene im Norden, gegen diese hauptsächlich im Süden. Der Krieg, der in Achaia, Livadien und Böotien, so wie fast in ganz Morea seit fast einem Jahrhundert gewüthet hatte, verödete diese Länder so sehr, daß man in jener Zeit in Morea etwa 150,000 Einwohner rechnete, und in Attika und Boötien sah es eher noch schlimmer aus. Da begannen die albanesischen Colonisirungen. Schon Manuel Cantakuzenos, der im Jahre 1349 zuerst Albanesen als Miethstruppen nach Morea geführt, wies ihnen zum Lohne die verheerten Ländereien an; auch sein Vater hatte aus dem nördlichen Theile Albaniens, der ihm durch seine Heurath mit der Tochter Stephans des Großen zugefallen, eine bedeutende Anzahl Menschen ebendaselbst angesiedelt. Im J. 1391 findet man diese Colonien schon so mächtig, daß sie ein zahlreiches Heer ins Feld stellen konnten. In den letzten Jahrzehnten des 14ten Jahrhunderts wurden abermals 10,000 Albanesen mit Weibern, Kindern und Heerden ins Land geführt. Ein fränkischer Häuptling auf Morea, der Vostizza und Korinth besaß, Namens Rainerio Acciajoli, brachte die Errichtung albanesischer Militärcolonien in Attika, Boötien, Argolis und in der Gegend von Korinth völlig in ein System, wenige Jahrzehnte später findet man diese Gegenden durchaus von Albanesen bevölkert, und sie sind es allein, die den türkischen Heeren unter Bajazet und Murad einen ernstlichen Widerstand entgegensetzten.

So seltsam es klingen mag, so ist es doch wahr, die Türken kamen zum Schutze der Griechen gegen die Serben, Bulgaren und Albanesen nach Europa, freilich mit eigennützigen Absichten, und die Griechen hatten den Schutz theuer zu bezahlen, aber dennoch ist es richtig, und dieses Verhältniß allein erklärt manche sonst unbegreifliche Erscheinungen. Die Sache ist noch bis in die neuesten Zeiten wahr geblieben, und Urquhart, der gewiß eine durchdringende Kenntniß dieser Verhältnisse sich erworben hat, sprach es ohne Umschweif aus, daß die Griechen durch die Türken vor dem gewaltsamen Umsichgreifen der Albanesen geschützt wurden. Freilich gingen, in der Enge zwischen einem solchen Feind und einem solchen Beschützer, die Griechen um so sicherer unter. Hundert Jahre waren seit der ersten Ansiedlung der Albanesen auf Morea verflossen, und schon erfüllten sie mit ihren Zelten, Heerden und Hütten die Alpenhöhen und Triften des gebirgigen Morea, aber sie wurden von den griechischen Archonten mit Ungerechtigkeit und Verachtung behandelt, weil man das Hirtenvolk für zu schwach hielt, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber der Fall von Konstantinopel, die Erbärmlichkeit der in Morea herrschenden paläologischen Fürsten und die Tapferkeit ihres Landsmannes Skanderbeg, der eben damals in ihrem Heimathlande die Ketten der Türken zerbrochen hatte, weckten auch in den Albanesen Morea's den Wunsch nach Unabhängigkeit, und bald verbreitete sich der Aufstand über die ganze Halbinsel. Die Griechen wurden, wo man sie fand, niedergemacht oder in die Sklaverei geschleppt und die Vertilgung der moreotischen Griechen stand nahe bevor; da wandten sie sich an den türkischen Sultan, der das Land freilich lieber in den Händen dieser Schwächlinge als der kraftvollen Albanesen sehen wollte, und ein Heer gegen sie schickte, das nach blutigem Widerstand die Albanesen zur Unterwerfung zwang, jedoch auf die seltsame Friedensbedingung hin, daß sie „die eroberten Städte, Flecken und Dörfer behalten, und mit ihren Leuten colonisiren dürften.“ Dieß bezeichnet klar den Stand der Dinge in Morea.

Wie oben erwähnt, hatte damals Georg Castriota, bekannter unter dem Namen Skanderbeg, das türkische Joch abgeworfen, und behauptete sich im Norden Albaniens von 1443 bis 1467 gegen alle Heere der Türken, während sein Schwiegervater, Arianita Topia, den Süden Albaniens schirmte. Ihre Kämpfe gegen die ungeheuren türkischen Heere gränzen ans Fabelhafte, und selbst nach Scanderbegs Tode hielten sich die Albanesen noch geraume Zeit gegen die Uebermacht; die Vertheidigung von Scutari ist ihre letzte, aber auch ihre glänzendste Waffenthat gegen die Turken, und man möchte es bezeichnend für das Schicksal ihres Landes nennen, daß sie, nahe daran, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen zu werden, durch den Frieden der Venetianer im Jahre 1478 vor dieser Schmach bewahrt wurden, indem ein Artikel desselben die Uebergabe dieses Platzes verordnete, dessen Vertheidigung ein venetianischer General geleitet hatte. Albanien war nun zwar eine türkische Provinz, aber

Digitized by Google

die späteren Feldzüge, welche noch mehrere Sultane, wie Bajazet II, Soliman der Große und Amurat III gegen sie, manchmal mit ziemlich zweifelhaftem Erfolg, unternahmen, zeigen, daß das Land niemals völlig unterjocht war, und man kann wohl sagen, daß die Pforte niemals einen Pascha in Albanien ernennen konnte, der nicht ein gedorner Albaneser war, und durch seine eigenen Verbindungen und seine eigene Macht sich bereits großen Einfluß im Lande erworben hatte.

Die Eroberung hat freilich in Albanien große Aenderungen zur Folge gehabt, namentlich trat ein Religionswechsel ein. Unter Scanderbeg war Albanien noch christlich, und in der Mitte des 17ten Jahrhunderts scheint der Islam noch keine großen Fortschritte gemacht zu haben, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß man bei den damaligen Planen zur Verjagung der Türken aus Europa auf die Mitwirkung des christlichen Volks der Albanesen rechnete. Jetzt aber wird die Zahl der Christen und der Moslems sich so ziemlich die Wage halten; indeß ist es augenscheinlich, daß die Albanesen, welche die Religion wechselten, sich nur dadurch befähigen wollten, türkische Staatswürden zu erlangen, wie denn auch wirklich sehr viele ausgezeichnete Türken, so z. B. selbst die Familie Köprili, geborne Albanesen waren. Glaubenseifer trieb sie nicht, denn sie stehen wegen der Nachlässigkeit, womit sie religiöse Uebungen erfüllen, in schlechtem Geruche bei den Türken, und der Verkehr mit den christlichen Albanesen ist keineswegs aufgegeben: sie heurathen christliche Frauen, und von den aus solchen Ehen hervorgegangenen Kindern gehen die Knaben in die Moschee, die Mädchen in die Kirche; der Mann ißt mit seiner Familie an Einem Tisch, ohne einen Anstoß daran zu nehmen, daß ein Theil derselben Speisen genießt, die seine Religion für unrein erklärt.

Vornehme und Geringe drangten sich, von ihrem Thatigkeitsgeist getrieben, in den Kriegsdienst der Türken; ihre Energie, ihr Unternehmungsgeist, ihre Abhärtung machte die Vornehmeren oft zum Gegenstande des Neides und des Hasses der Türken, aber die niederen Classen fanden allenthalben willige Aufnahme. Der Nordalbanier, dessen Land aus fruchtbaren Ebenen besteht, ist ein gewandter Reiter, der ächte Charakter der Nation ist aber in den rauhen Bergen und engen Thälern des südlichen Albaniens zu suchen. Hier bildet das ganze Volk, dessen Ungeschicklichkeit zu Pferde sprüchwörtlich geworden ist, ein irreguläres Fußvolk, das abgehärtetste und behendeste, das man finden kann. Hier führen sie stets Krieg mit einander, treten in den Dienst irgend eines mächtigen albanesischen Häuptlings, oder suchen in andern Theilen des Reichs ihren Unterhalt als Miethstruppen. In dieser Eigenschaft sind sie seit Jahrhunderten, noch mehr aber seit dem Verfalle der Janitscharen, im ganzen Reiche zerstreut, und gewiß ist eine Anzahl wichtiger Stellen in ihren Händen, die mit der verhältnißmäßig geringen Zahl ihres Volks in gar keinem Verhältniß steht. So sind sie unter dem Namen von Türken zu einer Macht und Bedeutung herangereift, welche erst in der Zukunft, wenn das türkische Reich immer tiefer sinkt, gehörig erkannt werden wird.

Im Norden führten die Albanesen von jeher Krieg mit den Montenegrinern, der selten lange unterbrochen wurde, im Süden wurden sie nur durch die Türken abgehalten, über die unkriegerischen Griechen herzufallen. Unter den Armatolis waren damals noch die wenigsten Griechen, die meisten Albanesen. Was diese für Griechenland werden würden, zeigte die erste Unternehmung der Russen in Griechenland, als sie im J. 1770 den Aufstand der Moreoten anfachten. Damals waren die Türken schon sehr gesunken, ihre Hauptmacht zudem gegen die Russen an der Donau beschäftigt; da sandte man die Albanesen gegen Griechenland, die denn auch ihrem Hasse gegen die Griechen und ihrer Mordlust vollen Lauf ließen. Neun Jahre lang hausten sie ohne Zaum und Zügel auf Morea, wo alles, was nicht in die entlegenen Gebirgspässe oder auf die Inseln sich retten konnte, unter ihrem Mordschwert fiel. Zu eben der Zeit hatte Ali von Tepelen seine blutige Laufbahn begonnen, und da diese nicht nur den Stand der Dinge in Albanien, und namentlich die geringe Macht der Pforte zeigt, sondern auch Albanien in seinen Grundtiefen aufregte, und den jetzigen Zustand der Dinge hauptsächlich herbeiführte, so wollen wir einen flüchtigen Blick auf dieselbe werfen.

Albanien genoß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie im Ganzen genommen immer, einer halben Unabhängigkeit: jeder District, oft jede Stadt, jeder größere Flecken bildete eine Art Republik, in der die Reichen herrschten unter dem Namen von Agas oder Beys. Stets unter einander uneins, waren sie nur in Einem Punkte gleichen Sinnes, nämlich darin, die Türken nicht zu sehr im Lande Herr werden zu lassen. Veli Bey, Ali's Vater, aus dem rein albanischen Stamme der Tosliden, wurde mehrmals aus seinem Erbbesitzthum Tepelen vertrieben, mußte das Klephten- oder Räuberhandwerk ergreifen, starb im Jahre 1759 aus Gram, und hinterließ, wie Ali sich spater ausdrückte, seinem Sohne nichts als eine Höhle und einige Felder. Nachdem er anfangs mehrfaches Unglück erfahren, gelang es ihm doch endlich sich in Tepelen wieder festzusetzen, und von hier breitete er nun seine Besitzungen aus. Er hatte die Tochter Kapelans, Pascha's von Delvino, geheurathet, und hoffte durch diesen empor zu kommen, allein Kapelan ließ sich mit Rußland in Intriguen ein, und ward enthauptet (1770). Ali bekam das Paschalik nicht, wie er gehofft hatte, dagegen wurde er für den Eifer, den er im Dienst der Pforte zeigte, mit dem Gouvernement von Trikkala in Thessalien belohnt, und erhielt das Amt eines Derwendschi Baschi oder Oberaufsehers der Straßen, in welcher Eigenschaft er für die Sicherheit derselben zu sorgen hatte. Diese Stellung, deren Entstehung wir weiter unten angeben wollen, führte ihn zu der Macht, die er später errang, indem er in den mannichfachsten Verkehr mit den Klephten und Armatolen trat, die, theils Griechen, theils Wlachen und Albanesen, auf mannichfache Weise sich ihm dienstbar erweisen mußten. Die Macht, die er durch seine Verbindung mit diesen kriegerischen Schaaren erlangte, setzte ihn in den Stand, der Pforte Dienste zu leisten und den Tiran zu erkaufen, so daß man allem seinem Treiben ruhig zusah, und er im Jahre 1790 sich bereits im Besitze von ganz Südalbanien, vom Gebirge

Digitized by Google

Tomoros bis zum Golf von Arta befand; nur der Kanton von Delvino, dessen Pascha in den Bergen blokirt war, und Suli widerstanden ihm noch. Allein auch diese fielen nach und nach, und nun suchte sich Ali Pascha seiner bisherigen Werkzeuge, der Klephten und Armatolis, zu entledigen, allein an diesen fand er seinen Untergang, denn als die Pforte endlich im J. 1820 Gewalt gegen ihn brauchte, traten sie auf die Seite der Türken, und so ward seine Macht schnell gebrochen. Zwar trat ein Wechsel ein, als einige den Armatolis verhaßte türkische Heerführer auf den Schauplatz traten, und die Tapferkeit der Kapitanis zwang die Türken zum Rückzug (im Jahre 1821). Aber Ali's wiederholte Treulosigkeit bewog sie doch endlich zum Abfall, und nun mußte er sich ergeben; sein Schicksal ist bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittischen Association" zu Birmingham

Zoologie und Botanik.

Ein Hr. Lankaster las ein Memoire über die Bildung des Holzgewebes. Die Pflanzengewede werden der Bequemlichkeit halber in fünf Arten getheilt, alle aber lassen sich auf die einfache Zelle zurückführen. Wie sie aus der einfachen Zelle gebildet werden, ist eine noch unentschiedene Frage, namentlich hinsichtlich des Holzgewebes. Du Petit Thouars glaubt, die Holzfaser bilde sich aus den Knospen und Blättern, und senke sich von diesen aus hinab zwischen die Rinde und das Holz. Gegen diese Ansicht ist das Memoire hauptsächlich gerichtet. Einer der Hauptgründe gegen dieselbe ist die Bildung der Auswüchse an den Bäumen, die anfänglich aus Zellengewede bestehen, sich allmählich verhärten und endlich Schichten von verdrehten Holzfasern bilden; sie haben eine eigene Rinde, die im Frühjahr mit Saft gefüllt ist, und enthalten concentrische Kreise von Holzgewede, die ihr jährliches Wachsthum anzeigen. Viele davon treiben Knospen und auch einige Blätter, bei weitem die Mehrzahl aber weder das eine noch das andere. Hr. Babington bemerkte, er freue sich, daß diese Baumauswüchse allmählich Aufmerksamkeit erregten; er halte sie für einen bedeutenden Beweis, daß die Theorie Du Petit Thouars' unrichtig sey; wenn das Holz eine niedersteigende Faserformation der Blätter wäre, so müßte der Stamm eines geimpften Baumes Holz bilden, das dem eingeimpften Zweige entspräche, was nicht der Fall sey.

*

Ein Hr. Forbes und ein Hr. John Goodsir theilten das Resultat ihrer zoologischen Forschungen auf den Orkney- und Shetland-Inseln mit. Wir heben nur zwei Gegenstände davon aus: das Geschlecht Holothuria (Seeblase) ist an den Shetland-Inseln ungemein reich, und der König dieses Geschlechts ist eine ungeheure Art, welche sie Holothuria grandis nannten. Dieses prächtige Thier ist, ausgestreckt, volle zwei Fuß lang, von dunkler Purpurfarbe, mit zehn dreieckigen, zweigartigen Fühlhörnern, welche purpurroth und weiß gefleckt sind; zwischen den Reihen von Saugern ist der Körper fast glatt. Merkwürdiger Weise finden sich auf den Orkneys keine Holothurien, dagegen fand sich dort eine Thierpflanze (Zoophyt) von der Familie der Kammpolypen (Tubulariadæ), die als Art und als Geschlecht neu und die größte bekannte Form ihres Stammes ist. Dieses schöne Thier ist etwa 4 Zoll lang, und sein Stamm hat einen halben Zoll im Durchmesser. Dieser Stamm ist rund, fest, biegsam, bewegt sich nach dem Willen des Thieres, und läßt sich einigermaßen zusammenziehen. Er ist durchscheinend, von röthlich weißer Farbe, und mit braunen, paarweise geordneten und der Länge nach laufenden Linien gezeichnet. Wenn das Thier noch jung ist, ist der Stamm kürzer und in eine zarte, braune, hornartige Röhre eingeschlossen, welche, wenn das Thier größer wird, allmählich abstirbt. Der untere Theil des Stammes ist breiter als der obere und wurzelt vermittelst fasernartiger, horniger Wurzeln im Sand. Hr. Forbes nannte dieses Thier nach Ellis, dem bekannten, englischen Naturforscher, Ellisia, gegen welchen Namen jedoch Einsprache erhoben wurde, indem bereits eine Pflanzengattung so heiße. Professor Jones fragte, ob Hr. Forbes hinsichtlich des allmählichen Absterbens der Röhre der Ellisia seiner Sache gewiß sey, da dieser Umstand ganz außergewöhnlich und nähere Untersuchung verdiene.

*

Ein Herr Webb Hall setzte in einem Schreiben seine Ansichten und Erfahrungen über das Wachsthum des Weizens auseinander. Da wir in die nähern Angaben über die Art und Behandlung des Bodens nicht eingehen können, so führen wir aus dem ganzen Schreiben nur folgende Stelle an: „Um der Vergleichung willen ist es nothwendig zu bemerken, wie lange gewöhnlich der Weizen im Boden liegt, bis er zur völligen Reife gelangt ist: im Durchschnitt kann man annehmen, daß er in der Mitte Octobers ausgesäet und in der Mitte Augusts eingeheimst wird; dieß ist eine Periode von 10 Monaten, aber 12 und selbst 13 Monate sind nichts Ungewöhnliches. Bei dem gewöhnlichen Winterweizen kann die Zeit vom December bis August als die kürzeste Periode des Wachsthums angesehen werden. Beobachtungen über die Fortschritte der Pflanzen unter verschiedenen Umständen und bei einer besonders sorgfältigen Auswahl des Samens führten zu der Ueberzeugung, daß bei gewissen Bodenverhältnissen und bei günstiger Lage viel von dieser Zeit erspart werden könne, und das Resultat hat gezeigt, daß ein Zeitraum von etwas mehr als fünf Monaten hinreichte, um eine reichliche Ernte von einem Weizen zu liefern, der am 2 März ausgesäet und am 15 August geschnitten wurde. Dieß ist kein vereinzelter Fall, auch ist es nicht das Ergebniß einer besondern Jahreszeit." Hierüber entspann sich eine lebhafte Unterredung, in welcher Hr. Webb Hall unter Anderm bemerkte, daß auf einem einzigen Weizenfeld in England sich 150 verschiedene Arten von Weizen befänden, und daß in Spanien über 200 Arten gebaut würden.

Die mineralogische Galerie im Jardin des Plantes. In dieser ungeheuren Galerie wird gegenwärtig das mineralogische Cabinet aufgestellt, in die Mitte derselben aber soll eine prächtige Statue Guviers aus weißem Marmor kommen. (Echo du Monde Savant vom 11 September.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 271.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 September 1839.

Der Friedhof von Bologna.

(Aus E. Czerwigs italienischen Skizzen.)

Der in Italien noch immer heimische, den Bewohnern angeborne Kunstsinn, welcher sich insbesondre dem öffentlichen Leben zuwendet, und vorzugsweise die zu kirchlichen Zwecken gewidmeten Gebäude, die Kirchen, Capellen, Baptisterien u. s. w., mit seinen Schöpfungen verherrlicht, erstreckt sich bis auf die Wohnungen der Todten, und gestaltet die düstere Grabesstätte zu einem heiteren Tempel der Kunst. Wohl finden sich auch in andern Ländern auf den Gottesäckern kostbare und trefflich ausgeführte Denkmale, theuern Hingeschiedenen von den trauernden Hinterlassenen gewidmet; aber daß der ganze Friedhof nach einem künstlerischen Plane angelegt, und als ein architektonisches, mit den edelsten Gebilden der Malerei und Bildhauerei geschmücktes Kunstwerk ausgeführt wurde, diese Idee, im großartigen Style verwirklicht, darf Italien bisher allein für sich in Anspruch nehmen. Von dem berühmten Kirchhofe von Pisa, der, ein für die Kunstgeschichte unschätzbares Mausoleum, die besterhaltenen und ältesten Denkmale italienischer so wie antiker Kunst auf unsere Tage gebracht hat, bis zu der unserem Zeitalter angehörigen Errichtung der Friedhöfe von Brescia, Udine, und des eben in der Anlage begriffenen von Mailand, welcher der größte von allen zu werden verspricht, hat sich das Streben bewährt, die Ruhe der Todten mit heiteren Gebilden der Kunst zu verschönern, um den traurigen Eindruck der Vergänglichkeit alles Irdischen durch die herrlichen Schöpfungen des über das Erdenleben hinaus dauernden menschlichen Geistes zu mildern und zu verhüllen.

Die großartigste und sehenswürdigste Anlage unter allen ähnlichen dieser Art ist aber der Friedhof von Bologna, welcher, eine wahre Todtenstadt, eine Nekropolis im Sinne der Alten, in seinem umfassenden Umkreise von 3400 Metern — nebst den eigentlichen, vielfach abgetheilten Grabstätten — Kirchen, Capellen, Säulenhallen und Corridore, mit größtentheils meisterhaft ausgeführten Denkmalen, Statuen und Büsten angefüllt, umschließt. Es wurden hiezu, bezeichnend genug, die weitläufigen Gebäude und Grundstücke eines ehemaligen Carthäuserklosters, der Certosa von Bologna, wie der Friedhof auch noch gegenwärtig genannt wird, verwendet. Der Friedhof erhebt sich unweit der Stadt Bologna am Abhange eines Vorsprunges der Apenninen an der Stelle, wo seit dem J. 1333 ein Kloster, dem strengen Orden des heiligen Bruno gewidmet, stand, welches später, um das J. 1450, durch die Freigebigkeit des Papstes Nicolaus V reich ausgestattet wurde und zu hohem Ansehen gelangte. Im Verlaufe der spätern Jahrhunderte hatte es allmählich einen solchen Ruf erhalten, daß man es als eines der prachtvollsten Klöster rühmte, welches sowohl durch den Umfang seiner Gebäude, als durch die Annehmlichkeit seiner Lage und die trefflichen Werke berühmter Künstler, womit das Kloster ausgeschmückt war, die Bewunderung der Fremden auf sich zog. Im Beginne der Revolutionsepoche zu Ende des vorigen Jahrhunderts ward das Kloster aufgehoben und sein Gebäude zu Militärquartieren benützt; wahrscheinlich wäre dieses ehrwürdige Denkmal der edelsten Kunstperiode Italiens, im Gefolge der Privatspeculation, allmählicher Zerstörung anheim gefallen, hätte nicht ein weiser und vaterländischer Beschluß diese Anlage zum Friedhof der Gemeinde von Bologna bestimmt.

Eine weite, fruchtbare Ebene, mit üppigen Feldern bedeckt, umschließt den Friedhof, an dessen Mauern sich das Flüßchen, der kleine Reno, hinschlängelt. Der Wanderer, welcher aus der Stadt dahin pilgert, genießt nach allen Seiten hin die Aussicht auf eine heitere Landschaft und freundliche Hügel, die, mit prunkenden Gebäuden und lieblichen Landhäusern bedeckt, zur Rechten und Linken sich in geringer Entfernung erheben.

Die den Friedhof einschließenden Mauern wurden von den Carthäusern im Jahre 1603 erbaut; es öffnet sich aber die der Straße zugewendete Seite derselben mittelst eines im J. 1802 angebrachten prächtigen Gitters von Eisen, welches, aus drei Abtheilungen bestehend, von vier großen Pilastern gestützt wird. Auf diesen Pilastern ruhen eben so viele vom Bildhauer Gio Putti verfertigte Statuen. Die beiden grandiosern Gebilde stellen Frauen vor, welche in weite, von Kopf bis zum Fuße reichende Gewänder gehüllt, in einer den Schmerz ausdrückenden geneigten Stellung über den an den Leib gedrückten Todtenurnen Thränen vergießen. In den zwei andern Statuen sind Genien in Jünglingsgestalt abgebildet, wovon der eine, den

Digitized by Google

rechten Arm auf einen Grabstein gestützt, trauernd die Hand an den Kopf lehnt, während der andere schmerzvoll seinen Kopf in die beiden Hände sinken läßt, welche auf einem Denksteine ruhen. Auf den Grabsteinen ist das Wappen der Stadt Bologna in Basrelief angebracht. Dieses prachtvolle Gitter erschließt dem Blicke die großartigste Abtheilung des Friedhofes, da es in gleicher Richtung mit dem großen Gange angebracht ist, welcher den Gottesacker und das Chiostro del Monumenti in zwei Theile theilt, und die Perspective auf die große von Ercole Gasperini erbaute Tribune, genannt Capella dei Suffragi, gewährt; diese Ansicht gestaltet sich noch imposanter durch die nach der Zeichnung des Giuseppe Tubertini erbaute architektonische Decoration, welche dem Eingangsgitter gegenüber das Chiostro mit dem Gottesacker verbindet. Die Erbauung des Chiostro (die Hallen und Säulengänge für die Grabdenkmale enthaltend) führt bis auf das J. 1588 zurück; der Porticato aber, welcher den Gottesacker umschließt, wurde erst in der neuesten Zeit angelegt, und ist noch nicht vollendet. Es lag in dem ursprünglichen Plane, den majestätischen Anblick, den der Friedhof von diesem Gitter aus gewährt, mittelst eines geraden, quer über die Felder anzulegenden Weges bis zur Heerstraße, der Via Flaminia, reichen zu lassen; die Ausführung dieses gigantischen Unternehmens wird aber vielleicht den Ruhm eines künftigen Zeitalters bilden.

In diesem weiten Todtenfelde ruhen alle erwachsenen Stadtbewohner, welche nicht etwa einen Anspruch auf eine abgesonderte Ruhestätte haben, eine Familiengruft erbten oder so viel hinterließen, um sich die Ehre eines Grabsteines zu erkaufen. Der große Gang in der Mitte theilt das Todtenfeld in zwei Abtheilungen zur Rechten und zur Linken ab, wovon die eine für die Männer und die andere für die Frauen bestimmt ist. Breite Fußpfade und Hecken umschließen diese Felder, auf welchen sich zwei Kreuze, von Säulen getragen und von trauernden Cypressen umschattet, erheben. Die offenen Hallen (das Porticato) des Chiostro begränzen ein anderes großes Viereck, welches, ebenfalls von jenem Gange in zwei Hälften getheilt, zur Begräbnißstätte der Kinder unter sieben Jahren dient. Immergrüne Hecken friedigen diesen gleichfalls mit Cypressen gezierten Grund ein.

Den Eingang zu dem Friedhofe bildet ein großer, mit Säulengängen umgebener Hof nahe an der Kirche, zu welchem man durch eine breite, mit hohen pyramidalischen Pappeln besetzte Allee gelangt, die bis zu dem geräumigen im J. 1768 nach der Zeichnung des Giovanni Giacomo Dotti erbauten Vestibul reicht. Im Hofe selbst sind die Wohnungen der Caplane, des Aufsehers und der Beamten des Friedhofs, sammt dem Todtenamte und andern Gemächern angebracht. Sämmtliche Beamte tragen die städtische Uniform, die kirchliche Verwaltung der Anstalt aber wird von Vorschriften geregelt, welche S. Em. der würdige Erzbischof von Bologna, Cardinal Carlo Oppizzoni, der Sprößling eines Mailänder altadeligen Geschlechtes, im J. 1816 erließ, nachdem er aus ehrenvoller Gefangenschaft im fremden Lande zurückgekehrt war.

(Schluß folgt.)

Albanien und die Albaneser.

(Fortsetzung.)

Ali Pascha's Herrschaft hatte die nothwendige Folge, den kriegerischen Geist der Albanesen zu erhöhen, denn abgesehen von der beständigen Thätigkeit, worin sie durch seine fortwährenden Kriege erhalten wurden, hatte er im Laufe seiner Regierung auch eine große Anzahl Menschen aus ihrem Grundbesitz vertrieben, die nun eine Entschadigung im Kriegsdienste fanden. Als Ali's Macht zusammenbrach, begann gerade der Aufstand in Griechenland, und gab den Armatolen und Klephten willkommene Beschäftigung; die einen fochten auf der Seite der Griechen, die andern traten in türkischen Sold. Man hat die Armatolen und Klephten im Allgemeinen für Griechen gehalten, es läßt sich aber ohne Mühe nachweisen, daß die Mehrzahl derselben Albanesen und Wlachen waren, wenn sie gleich meist auch griechisch redeten, denn dieser letztere Umstand dietet füe die Abstammung und selbst für oder gegen die bewahrte Volksthümlichkeit durchaus keinen Beweis, denn wir wissen zum Beispiel aus sichern geschichtlichen Quellen, daß im 15ten Jahrhundert in Morea das Tzakonische, die romanische Lingua Franca, das Slawische, das Albanesische, das Aradische und Türkische gesprochen wurde, und daß doch das Romäische oder Neugriechische die allgemeine Vermittelungssprache war, ohne daß deßwegen die Neugriechen zahlreicher als alle andern zusammen genommen gewesen wären.

Die Entstehung der Klephten und Armatolis geht, wie es scheint, in ein verhältnißmäßig hohes Alter hinauf, denn wie die Wlachen vor den eindrechenden Slawenhorden in die Gebirge flüchteten, so die Bewohner Thessaliens und Griechenlands voe den eindrechenden Türken. Dort wurden sie Klephten (Räuber), und wenn ihre Zahl sich mehrte und sie den Bewohnern der Ebenen und den türkischen Gouverneuren furchtbar wurden, so trat man in Unterhandlungen mit ihnen, und sie übernahmen es, als bewaffnete Milizen (armatoli) gegen Sold oder sonstige Vortheile für die Sicherheit der Straßen zu sorgen, oder auch man ließ ihnen ihre Freiheit und ihr Waffenrecht gegen einen mäßigen Tribut an die Pforte. Der bekannte Rizo-Nerulos leitet ihren Ursprung, wohl mit dem meisten Rechte, von den Kämpfen Skanderbegs mit den Türken her, hauptsächlich darum, weil in ihren Liedern seiner häufig mit dem größten Lobe gedacht ist.*) Die erste urkundliche Anerkennung wurde den Agraphioten schon von Mohammed II zu Theil. Agrapha umfaßt die Gebirge, welche die Gränzscheide zwischen Thessalien und Böotien bilden, und man zählte im Jahre 1820 in 85 Dörfer 50,000 Einwohner. Der rauhe Strich scheint sich von den Slawen so ziemlich frei gehalten zu haben,

*) Rizo Nerulos hat in seiner geschichtlichen Darstellung über die Armatolis allerdings manche arge Irrthümer begangen, namentlich den, daß er Skanderbeg für einen Griechen erklärt, und überhaupt zwischen den christlichen Albanesen und den Griechen keinen Unterschied macht; auch ist wirklich die Errichtung der Armatolis etwas älter als Skanderbeg, allein Skanderbegs Kampf mit der Pforte gab doch dem System seine Ausdehnung, vorzüglich in Albanien und Thessalien.

Digitized by Google

denn die Namen sind sämmtlich griechisch oder albanesisch. Wie das Verhältniß der griechischen und albanesischen Bevölkerung ist, wissen wir nicht genau, ein Schluß läßt sich aber aus dem Umstande ziehen, daß ein christlicher Kapitanos mit 200, und ein mohammedanisch-albanesischer mit 300 Mann die Ordnung aufrecht erhielt. Dieses Armatolensystem breitete sich von hier bis tief nach Macedonien hinein aus, und die Nähe der Albanesen, so wie die Zahl der wandernd in diesen Gebirgen umherziehenden Wlachen läßt vermuthen, daß die Mehrzahl Nichtgriechen waren. Der District, über den ein Kapitanos*) gebot, bildete eine Art erblichen Lehens, das vom Vater auf den Sohn überging; da somit ein Unmündiger im Besitze der Kapitanie seyn konnte, so war ein Anführer der bewaffneten Schaar nöthig, und dieß war der Protopalikar,**) den die Truppe selbst wählte. Es ist ein Irrthum, zu glauben, in diesen Palikaren oder Armatolis habe sich reines, griechisches Blut erhalten, da sie allerdings nicht gerne mit Fremden sich vermischten; die wahre Scheidewand aber war die Religion, denn die Armatolen waren Christen, und auch dieß deutet auf ihren Ursprung unter Skanderbeg hin, der bekanntlich den Islam, in dem er erzogen worden war, wieder abschwor, um so die Kluft zwischen ihm und den Türken zu erweitern.

Wir glauben uns demnach berechtigt, die Armatolen wesentlich den Albanesen zu vindiciren, wenn gleich viele derselben ihre Muttersprache vergessen, und ganz das Romaische oder Neugriechische angenommen haben mögen. Die politische Wichtigkeit der Armatolen datirt sich von dem Zeitpunkt an, wo die Pforte sich genöthigt sah, sich ihrer gegen die aufrührerischen kleinen türkischen Lehensträger, die Timarioten, in Macedonien und Albanien, zu bedienen. Hiedurch kamen sie indeß in mannichfache feindliche Berührungen mit den benachbarten Paschas, und eine fast ununterbrochene Reihe kleiner Kriege war die Folge, in welchen sich eine der Pforte, wenn auch nicht feindselige, doch von ihr unabhängige Kriegsmacht heranbildete. Von Seite der Paschas herrschte die Absicht vor, den Rechten der Armatolen Schranken zu setzen, von Seite der Armatolen die, ihre Unabhängigkeit gegen die Paschas zu vertheidigen und zu erweitern. Schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erkannte die Pforte, daß die Paschas der Armatolis nicht mehr Meister würden, und suchte ihre Macht zu brechen durch die Ernennung eines Derwendschi-Baschi, oder Aufsehers der Straßen und Pässe. Der Derwendschi-Baschi schickte einzelne Derwen-Agas in die Gebirge, wo die Armatolen und Klephten hausten (κλεφτοχωρια), um ihren Fortschritten ein Ziel zu setzen. Aber diese Maßregel führte zu keinem Resultate: die moslemitischen Albanesen, welche die Pforte zu Paschas, Derwendschi-Baschis und Agas ernannte, nährten einen unversöhnlichen Haß gegen die christlich gebliebenen Armatolen, und der Kampf steigerte sich immer mehr.

Ali Pascha Tepelenli brachte diesen Stand der Dinge zu einer gewissen Reife: vor ihm hatten in dem unaufhörlichen Kriege beide Theile ihre Kräfte geschwächt, und die Pforte konnte ziemlich ruhig zusehen, aber Ali's Verfahren gab der Sache eine andere Wendung. Er besiegte zwar einen Theil der Armatolen durch List und Waffengewalt, die andern aber vertheidigten ihre Unabhängigkeit nur um so hartnäckiger. Ali wollte sich ihrer in seinen Planen gegen die Pforte bedienen, und zog manche in sein Interesse, während die Pforte ihrerseits sich der Armatolis gegen Ali Pascha bedienen wollte, und ihnen immer neue Concessionen machte. Kurze Zeit vor der Revolution zählte man 17 große Kapitanis, 10 in Thessalien und Livadien, 4 in Aetolien, Akarnanien und Südalbanien, und 3 in Macedonien. Bei weitem die Mehrzahl bestand aus Albanesen oder Wlachen, aber sie standen den Griechen nahe durch die Religion, welche sie mit diesen gegen ihre mohammedanischen Landsleute verband. Der Antheil, den diese Armatolis, deren die Hetairia sich bemächtigt hatte, an der griechischen Revolution nahmen, ist bekannt. Ali Pascha, von der Pforte bedroht, warf sich im Jahre 1820 ihnen in die Arme; ihre Zahl betrug damals über 12,000 Mann. Sie waren es, welche den Kampf mit den Türken begannen und fortführten, von ihnen versahen sich auch die Türken nichts Anderes, aber an einen Aufstand der Griechen dachte damals kein Türke;*) in der Wallachei waren die Wlachen aufgestanden, und eben diese Völkerschaft erhob sich unter der Anführung von Zongas und andern Wlachenhäuptern, gleich den albanesischen Armatolis, gegen die Türken im Süden, und führten den Kampf durch, fanden aber darin größtentheils ihren Untergang, indem sie mit ihren von der Pforte aufgebotenen mohammedanischen Stammgenossen zusammenstießen. Die griechische Revolution hat den ganzen Bestand des Armatolenwesens geändert, und sie werden jetzt auch gewiß in kurzem allmählich verschwinden, denn ihre frühere Stellung hat nun keinen Sinn mehr.

Die Armatolen, welche man so sehr als die Begründer der griechischen Freiheit und die Bewahrer der griechischen Nationalität gerühmt hat, sind, wie aus dieser Auseinandersetzung hervorgeht, nur zum geringsten Theile Griechen; es sind abgefallene Söhne Albaniens, welche mit der in ihrem Heimathlande herrschenden Ordnung der Dinge und mit der herrschenden Religion sich in Widerspruch gesetzt hatten, auf diese Weise in eine fremde Richtung geführt und zu Vorfechtern eines Volkes wurden, dem sie sonst immer feindlich gegenüber standen. Man kann auch mit gleichem Grund sagen, der Kampf zwischen den türkischen Paschas und den christlichen Armatolis habe sich

*) Bei den Sulioten Polemarch genannt, bei den Bewohnern des Pindus Kephalades. Diese griechische Benennung anstatt der romanischen „Kapitanos," darf nicht auf griechischen Ursprung der Völkerschaften schließen lassen, denn über die albanesische Abkunft der Sulioten kann kein Zweifel herrschen; darum beweist auch der neugriechische Name Armatoli nichts, denn dieser war hauptsächlich nur bei den Türken und Griechen im Gebrauch.

**) Auch das Wort Palikar ist zu beachten, welches gewiß nicht griechischen Ursprungs, sondern slawisch oder albanesisch ist; die Endung ar scheint auf letzteres zu deuten, um so mehr als sich kaum eine entsprechende slawische Wurzel möchte auffinden lassen.

*) Urquhart erzählt in dieser Beziehung einen sehr bezeichnenden Vorfall (S. I. p. 67 der Uebersetzung).

Digitized by Google

auf Griechenland ausgedehnt, und größtentheils mit der Vernichtung der letztern geendet, während Griechenland durch das Einschreiten der europäischen Mächte gerettet wurde. In dieser Beziehung hat Fallmerayer Recht, die Revolution in Griechenland keine griechische, sondern eine schkipetarische zu nennen, weil alle wahrhaft glänzenden und nachwirkenden Thaten während derselben von Schkipetaren ausgeführt wurden. Für das eigentliche Albanien, so wie für dessen Verhältniß zu der Türkei hatte der Kampf ganz eigenthümliche Folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittischen Association" zu Birmingham.

Geologische Section.

Der Präsident brachte in dieser Section vor Allem die Anlage topographischer Museen für geologische Gegenstände in Anregung, und Hr. Greenough erwähnte lobend das Bureau des Mines zu Paris, wo die mineralogischen Proben aus jedem Departement von Frankreich besonders aufbewahrt werden, keine ähnliche Sammlung finde sich in Großbritannien, nicht einmal im brittischen Museum. Eben so nothwendig wäre es, die verschiedenen organischen Ueberreste gleichfalls topographisch zu ordnen. Der Marquis von Northampton bemerkte, gegenwärtig sey im brittischen Museum zu solchen Aufstellungen kein Raum, diesem Uebel aber und dem Mangel einer ähnlichen Sammlung wie in Frankreich, werde in wenigen Jahren abgeholfen seyn.

*

Hr. Lyell, der bekannte Geologe, brachte eine merkwürdige Erscheinung in den Kreidelagern bei Norwich zur Sprache, nämlich röhrenartige Höhlungen, die mit Kies und Sand gefüllt sind. Diese Höhlungen, welche die Form umgekehrter Kegel haben, wechseln von wenigen Zollen bis zu 8 Ellen in der Breite und darüber, und in der Tiefe von wenigen Fuß bis auf sechzig ab. Die Materialien, womit diese Röhren gefüllt sind, bestehen aus Sand, Lehm, hie und da auch aus eisenhaltigem Sandstein, aber unordentlich durcheinander, während die Kreidelager selbst damit schichtenweise bedeckt sind. Es wurde bemerkt, daß ähnliche Oeffnungen sich auch in andern Formationen z. B. im grünen Sande zeigten. Dr. Buckland machte darauf aufmerksam, daß in Frankreich solche Spalten in der Kreide sehr häufig seyen, und dort den Namen Puits-naturel hätten. Lyell war der Ansicht, diese röhrenartigen Oeffnungen seyen durch Quellen entstanden, deren Wasser mit Kohlensäure geschwängert gewesen und die aufwärts durch die Kreide gedrungen seyen; später als diese Quellen aufgehört und das Regenwasser den Kies durchdrungen habe, seyen Sand und Thontheile herabgeschwemmt worden und hätten die Höhlungen ausgefüllt. Die Erklärung fand man nicht ganz genügend, und namentlich bemerkte Dr. Buckland, der Kiesschutt, welcher die Kreide bedecke, habe sich wohl unter dem Meere angehäuft und wahrscheinlich erst später zu trockenem Lande erhoben.

*

Der District von Birmingham, dessen Umgebungen bekanntlich reich an Kohlen- und Eisenbergwerken sind, zieht fortwährend die Aufmerksamkeit der englischen Geologen auf sich, und es wurden von Hrn. Strickland mehrere Punkte aufgestellt, deren Beantwortung die Frage lösen soll, ob einst der District von Birmingham von der See bedeckt gewesen und zu welcher Zeit; denn die Hauptpunkte sind, ob der Kiesschutt (das Gerölle) Seemuscheln enthalte, und ob diese zu noch vorhandenen oder zu erloschenen Arten gehören.

*

Hr. de la Beche legte der Versammlung eine geologische Karte von Cornwallis und Devon vor, welche allgemeine Bewunderung erregte.

*

Hr. Lyell berichtete über die Entdeckung der Knochen von Säugethieren im Muschelsande (cray) bei Newburn in Suffolk, und zwar wurden Knochen von Leoparden, Bären und einem andern Thiere entdeckt, das zu den Widerkäuern gehörte. In derselben Sandgrube sind Fischzähne ungemein häufig. Lyell bemerkte indeß, es fänden sich in dem rothen Muschelsand zu Newburn viele senkrechte Stellen, die bis auf 20 Fuß tief hinabgingen, und mit Gerölle (detritus) angefüllt seyen, wonach die Knochen auch einer spätern Zeit angehören könnten. — Sodann erwähnt Hr. Lyell der Entdeckung eines Zahnes von einem Opossum in dem sogenannten Londoner Thone zu Kyson. Bei näherer Untersuchung fand man auch Kinnbacken und Zähne eines Vierhänders, aus dem Geschlechte Macacus, wobei er bemerkt, dieß sey das erste Beispiel von fossilen Ueberresten eines Quadrumanen in einer Ablagerung aus der cocenischen Periode.*) Cuvier hatte früher einen Didelphis (Beutelthier) aus dem cocenischen Süßwassergyps im Pariser Bassin beschrieben. Lyell verbreitete sich über diese Entdeckungen und über die Ansichten von der progressiven Entwicklung der Säugethiere in den verschiedenen Abschnitten der Tertiärepoche. Das Vorkommen eines Quadrumenen in einem Gebilde der cocenischen Periode geben den Beweis, daß die dem Menschen am nächsten kommende Thierclasse nicht auf die der Schöpfung des Menschengeschlechts unmittelbar vorangehende Aera beschränkt sey, wie viele glaubten.

*) Ueber diesen Ausdruck siehe Lyells Geologie. III. 1. p. 11 der Uebersetzung.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 109** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Hymnus einer delphischen Jungfrau am Grabe ihrer Mutter. — Der Cardinal Richelieu.** (Fortsetzung.) — **Freie und Sklaven.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 109.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

28 September 1839.

Hymnus einer delphischen Jungfrau.

Am Grabe ihrer Mutter.

Nach Th. Moore.

Οὐκ ἔθανες, μῆτερ, μετέβης δ' ἐς ἀμείμονα χῶρον,
Καὶ παίεις μακάρων νήσους θαλίαις ἐνὶ πολλαῖς.
Agathias.

Verloren, ewig ach! verloren! — Nimmer
Strahlt Hesperos mehr unserm thau'gen Pfad,
Wo oft des Tages letzter Abendschimmer
Wie frieeten an Krissas Felsgestad!
Nicht wandern wir mit heil'gem Hochgefühle
Nach Tempes Thale mehr, noch pflücken wir
Bei Winters Frost und Sommers heißer Schwüle
Dort Loebeerkränze zu des Tempels Zier.
Du lenktest meiner Seele reges Streben,
Daß sie erglüht' am Busen der Natur;
Du lehrtest mich, in jedes Lüftchens Beben
Zu fühlen eines Gottesodems Spur,
All' deine Blick' und Worte hegt zur Stunde
Noch meines frommen Herzens stiller Raum! —
Ich seh' erheben im bethauten Grunde
Dich einen umgestürzten Lorbeerbaum;
Du sagest dann: „Auf diesen Zweig hier blicke
„Der einst zu heil'gem Dienst gepflanzet war;
„Jetzt weint er noch im herben Mißgeschicke,
„Doch soll er blühn am delphischen Altar!
„So hebt einst, wenn auch in den irdschen Sinnen
„Der Geist gesunken liegt auf ein'ge Zeit,
„Ihn eine unsichtbare Hand von hinnen,
Daß dort er blüh' in ewger Seligkeit!"

Gleichwie des Himmels reinster Schnee hernieder
Sich leis' ergießt und Alles rings verklärt;
So ward durch deine Worte, deine Lieder
Mir erst der Wahrheit milder Glanz gewähret.
Du sanfte Tröst'rin meiner Jugendleiden,
Du Spielgefährtin meiner Jugendlust,
Umschwebt mich nicht dein Schatten, mich zu leiten,
Weht deine Seele nicht in meiner Brust?
Ja, gleichwie bei des Phöbos Abendglanze,
Wann auf dem heil'gen Berge frohgemuth
Wir Chorgesänge tönten, und zum Tanze
Uns reihten um Kastalis Silberfluth;
Wie damals auf dein innigstes Verlangen
Mein Blick der kindlichreinste sollte seyn,
Wie meine Saiten als die schönsten klangen,
Mein Fuß am leichtsten schwebt' in bunten Reihn;
So fühl' ich jetzt auch noch dein zärtlich Walten;
Dein Auge lächelt himmlisch mild mir zu;
Du ordnest zierlich meines Kleides Falten
Und meine irren Tritte lenkest du!
Und wenn des Festes Hymnenchor ich leite,
Dann schwebt dein Geist, um mich besorgt und bang,
Auch zwischen meiner Lipp' und Lyrasaite,
Und einigt sie zum reinsten Wohnklang!
Nie ströme, Pleistos, deine Silberwelle,
Die leise weinend hier vorüber fließt,
Auf dieses Grabes heil'ge Ruhestelle,
Das meinem Herzen himmlisch theuer ist!

A. Fürstenhaupt.

Der Cardinal Richelieu.

(Fortsetzung.)

Christ! Gewissen! Das sind nicht seine Ausdrücke; das ist der Pater Caussin, sein Beichtvater, der mich verräth, rief der Cardinal. Treuloser Jesuit! ich habe dir deine Intrigue mit der de la Fayette verziehen, aber deine geheimen Einflüsterungen und Rathschläge lasse ich dir nicht hingehen. Ich werde diesen Beichtvater fortjagen lassen, Joseph; er ist ein Feind des

Digitized by Google

Staats, ich sehe es klar. Aber ich bin auch seit einigen Tagen sehr nachlässig gewesen; ich habe die Ankunft des kleinen d'Effiat*) nicht genug beschleunigt, der ohne Zweifel seine Bestimmung erfüllen wird; er ist hübsch und geistreich, sagt man. Ach, welch ein Fehler! ich hätte wahrhaftig selbst eine tüchtige Ungnade verdient. Beim König diesen Fuchs von Jesuiten lassen, ohne ihm meine geheimen Instructionen gegeben, ohne ein Unterpfand seiner treuen Erfüllung meiner Befehle in Händen zu haben! Welche Vergeßlichkeit! Joseph, nehmt eine Feder und schreibt geschwind dieß für den nächsten Beichtvater, den wir besser wählen wollen. Ich denke an Pater Sirmond. — Der Pater Joseph setzte sich an den großen Tisch, bereit zu schreiben, und der Cardinal dictirte ihm folgende Pflichten ganz neuer Art, die er bald darauf dem König zuzustellen wagte, welcher sie in Empfang nahm, respectirte und auswendig lernte, wie die Gebete der Kirche. Sie sind uns geblieben, als ein Staunen erregendes Zeichen der Herrschaft, die ein Mann durch die Zeit, durch Ränke und durch Keckheit an sich zu reißen vermag.

I. Ein Fürst muß einen ersten Minister, und dieser erste Minister muß drei Eigenschaften haben 1) daß er keine andere Leidenschaft habe, als die, seinem Fürsten zu dienen, 2) daß er gewandt und treu, 3) daß er ein Geistlicher sey.

II. Ein Fürst muß seinen ersten Minister aufs vollkommenste lieben.

III. Er darf seinen ersten Minister nie wechseln.

IV. Er muß ihm Alles sagen.

V. Er muß ihm freien Zutritt zu seiner Person gestatten.

VI. Er muß ihm unbeschränkte Macht über das Volk einräumen.

VII. Er muß ihm große Ehren und große Güter verleihen.

VIII. Ein Fürst hat keinen kostbarern Schatz als seinen ersten Minister.

IX. Ein Fürst muß dem, was man gegen seinen ersten Minister sagt, keinen Glauben schenken, und nicht gern zuhören, wenn man über ihn lästert.

X. Ein Fürst muß seinem ersten Minister Alles sagen, was man gegen ihn gesagt hat, selbst wenn man vom Fürsten die Geheimhaltung ausdrücklich ausbedingt hätte.

XI. Ein Fürst muß nicht nur das Wohl seines Staates, sondern auch seinen ersten Minister allen seinen Verwandten vorziehen.

So lauteten die Vorschriften des Gottes von Frankreich, weniger erstaunlich noch als die schreckliche Naivetät, mit welcher er selbst seine Befehle der Nachwelt vermachte, als wenn auch sie an ihn glauben müßte!

Während er seine Instruction dictirte, die er von einem kleinen Stück Papier, von seiner Hand beschrieben, ablas, schien sich seiner bei jedem Wort eine tiefe Traurigkeit zu bemächtigen, und als er zu Ende war, sank er in seinen Lehnstuhl zurück, die Arme gekreuzt und den Kopf auf die Brust herabhängend.

Der Pater Joseph, sein Schreiben unterbrechend, stand auf und fragte ihn, ob er sich unwohl fühle, worauf er ihn aus tiefster Brust folgende traurige und merkwürdige Worte aussprechen hörte: welch tiefer Verdruß! welche endlose Unruhen! Wenn der Ehrgeizige mich sähe, er flöhe in die Wüste. Was ist meine Macht? ein armseliger Abglanz der königlichen Gewalt; und welche Arbeiten, um an meinen Stern diesen ewig schwankenden Strahl zu fesseln! Seit zwanzig Jahren versuche ich es vergebens. Ich verstehe diesen Menschen nicht! Er wagt nicht mir zu entfliehen, aber man nimmt ihn mir weg, er entschlüpft mir unter den Händen... Was hätte ich nicht schon geleistet mit erblichen Rechten, wenn ich solche gehabt hätte! Aber so viele Berechnungen verschwenden müssen, um sich im Gleichgewicht zu halten! Was bleibt dann vom Genie übrig für Unternehmungen? Ich habe Europa in meiner Hand, und ich selbst hänge an einem zitternden Haare. Wofür richte ich meine Blicke auf die Weltkarten, wenn alle meine Interessen in seinem engen Cabinet verschlossen sind? Seine sechs Schuhe Raum machen mir mehr Mühe und Verdruß zu regieren, als die ganze Erde. Das ist es um einen ersten Minister! Jetzt beneide man mich noch um meine Wachen!

Seine Züge waren so entstellt, daß man einen gefährlichen Zufall besorgen konnte, und es ergriff ihn ein langer, heftiger Husten, der mit einem leichten Blutauswurf endigte. Er sah, daß der Pater Joseph erschrocken eine auf dem Tisch stehende goldene Glocke fassen wollte; und mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings aufstehend, hielt er ihn zurück und sagte:

Es ist nichts, Joseph; ich überlasse mich manchmal so der Muthlosigkeit. Aber diese Augenblicke sind kurz und ich bin nachher kräftiger als zuvor. Meine Gesundheit betreffend, so weiß ich vollkommen, wie es damit steht. Aber davon handelt es sich nicht. Was habt Ihr in Paris gemacht? Ich bin zufrieden, den König in Bearn angekommen zu sehen, wie ich es wünschte. Wir werden ihn besser bewachen. Was habt Ihr ihm in der Aussicht gezeigt, um ihn zur Reise zu vermögen? — Eine Schlacht bei Perpignan. — Nun wohl, das ist nicht übel. Ha, wir können ihm ja eine veranstalten, diese Kurzweil ist so gut wie eine andre. Aber die junge Königin, die junge Königin, was spricht sie? — Sie ist noch wüthend über Euch; — die Entdeckung ihres Briefwechsels; das Verhör, das Ihr sie erstehen ließet.... — Bah! ein Madrigal und eine augenblickliche Unterwürfigkeit werden sie vergessen machen, daß ich sie vom Haus Oesterreich und vom Land ihres Buckingham getrennt habe. Aber was macht sie? — Neue Intriguen mit Monsieur. Aber da alle ihre Vertrauten auf unserer Seite sind, habe ich hier die Berichte von Tag zu Tag. — Ich werde mir nicht die Mühe nehmen, sie zu lesen; so lang der Herzog von Bouillon in Italien ist, fürchte ich von daher nichts; sie kann mit Gaston am Feuerherd kleine Verschwörungen ersinnen; er bleibt immer bei den wohlwollenden Absichten und Planen stehen, die er bisweilen hat, und richtet nichts gut ins Werk, als seine Reisen aus dem Königreich; dreimal hat er solche gemacht, und ich werde ihm Gelegenheit zur vierten schaffen, wenn er will; er ist nicht den Pistolenschuß werth, den du dem Grafen von Soissons beibringen ließest. Der arme Graf hatte indeß eben so wenig Energie.

*) So heißt der eigentliche, unglückliche Held des Romans.

Digitized by Google

Hirr fing der Cardinal, in seinem Lehnstuhl sich zurecht setzend, ganz munter, zumal für einen Staatsmann, zu lachen an.

Ich werde mein Lebenlang lachen über ihren Streich in Amiens; da hatten mich die beiden in der Hand. Jeder hatte wohl fünfhundert Edelleute um sich, bis an die Zähne bewaffnet, und alle bereit, mich aus der Welt zu schaffen, wie Concini; aber der große Vitry war nicht da; sie ließen mich eine Stunde lang ganz ruhig mit ihnen von der Jagd und vom Fronleichnamsfest schwatzen, und weder der Eine noch der Andre hatte den Muth, all' diesen Gurgelschneidern ein Zeichen zu geben. Wir haben nachher durch Chavigny erfahren, daß sie seit zwei Monaten auf diesen glücklichen Augenblick warteten. Ich, wahrhaftig, ich merkte gar nichts, außer daß der kleine Spitzbube, der Abbé de Gondi, so um mich herum schnüffelte, und aussah, als ob er etwas im Aermel verbärge; das veranlaßte mich, in den Wagen zu steigen. — Da fällt mir ein, Monseigneur, die Königin will ihn zum Coadjutor machen. — Sie ist toll, er wird sie zu Grunde richten, wenn sie sich an ihn hängt; er ist ein mißrathener Musketier, ein Teufel in der Soutane; lest seine Geschichte Fiesco's, da findet Ihr ihn selbst. Er wird und soll nichts werden, so lange ich lebe. — Ei, was! Ihr urtheilt so richtig, und laßt jetzt einen andern Ehrgeizigen seines Alters kommen? — Welcher Unterschied! das wird eine Puppe seyn, mein Freund, eine wahre Puppe, dieser junge Cinq-Mars; er wird an nichts denken als an seinen Halskragen und seinen Reiherbusch; dafür bürgt mir sein zierlicher Wuchs und seine Haltung; und ich weiß, daß er sanft und schwach ist; deßwegen habe ich ihn seinem ältern Bruder vorgezogen — er wird thun, was wir wollen. — Ach, Monseigneur, sagte der Pater mit einer Miene des Zweifels, ich habe den Leuten nie getraut, deren äußere Formen so ruhig sind; die innere Flamme ist dann nur um so gefährlicher. Erinnert Ihr Euch des Marschalls d'Effiat, seines Vaters? — Noch einmal, er ist ein bloßes Kind, und ich werde ihn erziehen, während dieser Gondi schon ein vollendeter Factionsmann ist, ein Wagehals, den nichts zurückhält; er hat sich erfrecht, mir Madame de la Meilleraie streitig zu machen, begreift Ihr das? ist das glaublich? mir? der kleine Kerl von Abbé, der kein anderes Verdienst hat, als ein boshaftes, ziemlich lebhaftes Geplauder und eine cavaliersmäßige Haltung. Zum Glück hat der Gemahl selbst Sorge getragen, ihn zu entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Freie und Sklaven.

(Schluß.)

Die unmittelbaren Ursachen von Spartakus' Untergang war die Eifersucht, welche zwischen den thracischen und den gallischen Sklaven ausbrach, und die Insubordination des ganzen Haufens, der zu frisch erst der Fesseln entledigt war, um sich auf eine, freier Männer würdige, Weise benehmen zu können. Ball zeichnet die Meuterei im Lager mit Meisterhand. — Zum Schluß geben wir noch einen Theil der letzten Scene. Hier hat sich der Dichter eine poetische Freiheit mit der Geschichte erlaubt, denn Spartakus kehrte nicht auf den Vesuv zurück, sondern fiel im Gefecht bei Rhegium, an der äußersten Gränze Calabriens, wo Crassus 40,000 der Aufrührer niedermachte. Nach einem alten Bericht hätte Spartakus damals schon den Heroismus des alten englischen Kriegers ausgeübt, der in der Chevy-Jagd verherrlicht wird, indem er kniend fortgekämpft hätte, als ihm die Füße abgehauen, oder so verwundet waren, daß sie ihn nicht mehr tragen konnten, und endlich auf Haufen todter Römer seinen Geist aufgegeben, die sein Schwert erlegt hatte. Obgleich auf andre Weise, fällt er doch auch in der Tragödie als ein Held. Der Schluß der Scene ist wunderbar schön gedacht. Es verbreitet sich ein Gemisch von Schrecken, Schauer und Geheimniß über die Fichtengipfel und den mitternächtlichen Abgrund, das wir selten in einem Drama übertroffen gefunden haben.

Siebente Scene. Höhle im Vesuv. Auf einer Seite ein Abgrund. Spartakus tritt auf, und Pansa, eine Lampe tragend.

Pansa.

Nicht viel hab' ich als Wirth zu bieten dir.
Doch alles ist es, was ich kann erschwingen
Mit meinem besten Willen für den Mann,
Der einen Platz hat, edler als Paläste,
In meiner Brust.

Spartakus.

Genug ist's für die kurze
Zeit, welche ich bei dir verweilen werde.

Pansa.

Nicht so; lang sollst du bleiben. Laß' das Licht hier;
Hier gähnt ein Abgrund; nähere dich ihm nicht.

Spartakus.

Ha! welche Stimme?

(Pansa fährt erschrocken auf und beseht)

Pansa.

Es war keine Stimme!
Willst einen alten Mann zu todt du ängsten?

Spartakus.

Pansa, bedenken wir mein Loos zusammen.
Für mich — bin ich gleich tapfer, klug und stark
(Und frisch sind die Beweise), würden auch
Heil meine Wunden, hab' ich gleich dieß Leben
Nur halb durchmessen erst — ich sterbe gern.
Der Zeit Unbill entgeh' ich so zur Hälfte.
Ich wanke dann im Alter nicht umher
Mit einem Stab, Hülf' und — Verachtung heischend
Bei Andern, muß nicht in der Krankheit Schmerz
Und Schwäche, Unterdrückung wehrlos sehn.
Erleben muß ich's dann nicht, zu vergessen
Die Wonne des verachtungsvollen Hasses,
Womit den Stutz ich von Tyrannen sah,
Nicht, was das Schlimmste, öden Geists und Herzens,
Leben in feiger Niederträchtigkeit,
Voll Furcht, im großen Spiel des Zufalls und

Digitized by Google

Der Hoffnung einzusetzen dieses Lehrn,
Das endlich Alle doch verlassen müssen.

Pansa.

Du sollst nicht sterben; ich schwöre du sollst leben;
Ich fechte selbst für dich, wenn's nöthig wird.
Du bist so herrlich wie der Morgenstern,
Rom soll sich selbst nicht schänden, dich erschlagend,
Wenn ich, ein Römer, kann den Streich abwenden.

Spartakus.

Glücklich war ich in meiner Freunde Wahl,
Du ehrenhafter Mann, und das ist viel
In dieser dunkeln Welt; doch, ach! auch Alles!
Mein Leben und mein Mühen sind versunken
Vor der Verringerung von Klugheit und Reichthum.
Das lange Dunkel einer Sonnenfinsterung
Senkt wieder sich auf die Gekrochten,
Und wird gleich ihre Sache hundertmal
Verfochten werden auf Schlachtfeldern noch,
Verfochten, bis sie endlich siegreich bleibt:
Wird doch mein Name sie nicht aufrecht halten,
Und ich werd' nicht davon die Palme tragen,
Den Lorbeer nicht, nach welchem ich getrachtet,
Das ist des Todes Dorn! Leiblichen Schmerz,
Den tragen kann irgend ein Mensch, veracht' ich.

Pansa.

Ich wiederhol's, davon will ich nichts hören;
Die Stille läßt mich hoffen, daß wir sicher,
Ruh' eine Weile hier. Ich geh' nach Nahrung.

Spartakus.

Pansa, leb'wohl!

Pansa.

Ich sage nicht: leb'wohl!
Ich haff' das Wort, Die Götter sind gerecht. (Geht ab.)

Spartakus.

Wie rasch sein Schritt ist auf dem Felsenweg,
Gewohnheit macht ihn, ob's gleich Nacht ist, sicher
Drauf wandeln. — Horch! was ist das? ein Getöse,
Bei dem mir Schlimmes ahnt.
(Er legt sich nieder und horcht; dann steht er wieder auf.)
Ich hör' ein fernes
Stampfen von vielen Füßen; ja, ich sehe
Die rothen Fackeln durch die Bäume glänzen;
Verfolger sind's und hieher kommen sie!
„Du kannst nicht fechten mehr, doch kannst du sterben!"
Das war, glaub' ich, das Wort des Lentulus.
Eil', Spartakus! Wie glücklich dieser Abgrund!
Ein edler Tod durch meinen eignen Willen
Verhilft zu einem unentehrten Grab mir.
Nachgebn wär' der Tod, und wär' der Spott
Der mir Verhaßten, so bleib' ich auch ferner
Der störende Gedanke ihres Tags
Und ihrer Träume Schreckbild. Zittern macht
Mein Nam' die Kinder, ihre Weiber bleich,
Wenn ich nicht mehr bin; aber ach! die Frucht
Des Uebels allen, das ich that, ist hin!
Und wird, wo ich stand, keine Lücke seyn?
Die Frage kommt zu spät! meine Stund' ist nah,
Und ein harthrz'ger Gläub'ger ist das Schicksal.
Jetzt, du abgründ'ge Nacht, mög' deine Tiefe
Bis zu der Erde Kern sich schaurig dehnen,
So sollst du dienen meinem Haß, und sollst
Dem schnöden Rom, dem zitternden, ein Vermächtniß
Der Furcht nachlassen und Unheimlichkeit.
(Er springt in den Abgrund.)

Pansa, Festus, Fausta und Fulvia, mit Fackeln, eilen herbei.

Festus.

Vater, du bist gerettet!

Pansa.

Noch beschützen
Die Götter dich!

Fausta.

Sprich, Spartakus, o sprich!
Oder ich sterbe!

Fulvia.

Alles rings durchsucht;
Vielleicht ist weggegangen er, vielleicht
Entschlief er auch, todtmüde wie er war.

Pansa (beiseite).

Ja, und für immer, fürcht' ich.

Fulvia.

Sprich!

Fausta.

Sprich!

Pansa.

Sprich!

Festus.

War das ein Echo, oder des Vaters Stimme?

Fulvia.

Ich glaub' hinter den Fichten gibt er Antwort.

Pansa

(den Festus bei Seite ziehend und in den Abgrund deutend).
Ich fürcht', o Festus, daß er ruht hier unten!

In andern Tagen, sagt der Beurtheiler, würde ein Erzeugniß wie dieses unfehlbar seinem Verfasser einen Namen verschafft haben, und wir hegen einige Hoffnung, daß selbst in dieser geschäftigen, von Büchern überschwemmten, unpoetischen Zeit der Dichter nicht ganz den Lohn verlieren wird, den er so reichlich verdient, und daß die traurigen Worte Dante's, die er zu seinem Motto gewählt hat,

E tornero con le man vote al petto

sich nicht in jedem Sinn bei ihm erfüllen werden!

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 272.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 September 1839.

Auszüge aus dem „Sittenbuche" Englands.*)

Die Tataren in England.

Die englischen Frauen übernehmen die Versorgung der Mädchen, wie ihre Ehemänner die der Knaben; d. h. sie nehmen es auf sich, ihren Töchtern zahlreiche Heirathsangelegenheiten zu verschaffen, und verschwenden, mit wahrhaft mütterlicher Großmuth, oft ihr halbes Vermögen auf den Aufwand einer einzigen Saison in der Hauptstadt. Es bleiben sogar viele von ihnen ihr ganzes Leben lang auf dem Lande, um nur zur Zeit, wo ihre Töchter das zwanzigste oder einundzwanzigste Jahr zurückgelegt, in London erscheinen zu können. Dergleichen auf dem Lande erzogene Mädchen bedürfen aber der größten Sorgfalt, um ihr von der Natur empfangliches Herz, das durch das Lesen der neueren englischen Romane stets noch verwundbarer und empfänglicher wird, gegen die Künste der Tataren zu verwahren.

Tataren (Tartars) heißen nämlich in der englischen Gesellschaftssprache die jüngeren Söhne der ersten Familien, welche statt des Titels und des großen Vermögens ihrer Väter, nur eine jährliche Rente von zwei- bis dreihundert Pfund Sterling zu erwarten haben, womit sie höchstens auf dem Continent, nie aber in England, ein Haus machen können, wenn sie nicht durch eine zweckmäßige Heurath diesen ihnen angebornen Fehler wieder gut zu machen wissen. Früher hieß man derlei Individuen auch detrimentals (Zurückgesetzte), obwohl man dabei gewöhnlich noch großmüthig hinzusetzte: he is respectably connected, das heißt, er ist zwar nicht selbst respectabel, besitzt aber doch respectable Verwandte, und machte es jeder Mutter zur Pflicht, darauf Acht zu haben, daß sich zwischen ihnen und ihren Töchtern kein Liebesverhältniß entspinne. Letzteres ist seither noch mehr die Obliegenheit der Mütter geworden, denn seitdem die Whigs ans Ruder kamen — und der Himmel weiß, wann sich dieses Ungeziefer, das sogar im königlichen Palaste sich eingenistet hat, wieder vertrieben werden wird — sind die zwei großen Versorgungsanstalten für jüngere Söhne, die königliche Armee und die königliche Marine, den Tataren weniger zugänglich; indessen kann ein Krieg in Asien auch hierin Vieles verändern.

Empfehlungsbriefe.

Unter allen gesellschaftlichen Absurditäten ist die Sitte, Recommondationsbriefe persönlich abzugeben, die dummste. Man stelle sich einen jungen Mann vor, welcher einem alten Herrn ein sogenanntes Empfehlungsschreiben überreicht; wie unendlich langweilig und lästig sind nicht die ersten drei oder vier Minuten, während welcher der alte Herr den Brief liest, besonders wenn er nicht gleich seine Augengläser bei der Hand hat, oder diese angelaufen sind, oder wenn der Brief von einem Professor herrührt, dessen gelehrte Handschrift eben so undeutlich ist, als die gewöhnliche Reihenfolge seiner Gedanken. Ich wenigstens würde eben so gerne vor einem Polizeiagenten stehen, der, meinen Paß in der Hand, mich vom Kopf bis zum Fuß betrachtet, um zu sehen, ob mein Aeußeres mit dem Signalement übereinstimmt.

Die Engländer, welche jeder Verletzung ihrer persönlichen Würde auf geschickte Art vorzubeugen wissen, haben daher diesen lächerlichen Gebrauch schon längst unter sich aufgegeben. Der Fremde, welcher mit Empfehlungsbriefen versehen ist, sendet diese mit seiner Karte an ihre respectiven Adressen, und erwartet sodann ruhig den Besuch seiner neuen Bekannten. Hiedurch werden letztere von dem Stande und den Umständen des Fremden in Kenntniß gesetzt und auf seinen Empfang vorbereitet, und haben sodann die Wahl, ihn entweder persönlich aufzusuchen und zu sich zu bitten, — was nota bene immer dadurch geschieht, daß man ihn zum Mittagessen einladet, und nicht zu einer insipiden Theegesellschaft, — oder sie können auch bloß die Karte des Fremden mit der ihrigen erwiedern, und ihm hiedurch auf eine höfliche Art zu verstehen geben, daß man ihn zwar sehr hochschätzt, aber seine nähere Bekanntschaft nicht sehr erbaulich findet.

*) S. Nr. 265.

Digitized by Google

Albanien und die Albaneser.

(Fortsetzung.)

Im Anfang der Revolution und bevor sich der Charakter derselben gehörig ausgebildet, sahen die Albanesen zuerst nur den thatsächlichen Widerstand gegen die Türken, und waren geneigt, gemeinsame Sache mit den Griechen zu machen; sobald sie aber erkannten, daß die Bewegung vom griechischen Volke mit ausgehe, verließen sie sofort das übereilte Bündniß. Die christlichen Armatolen zwar hatten sich zu weit gewagt, um noch zurückgehen zu können, andere aber sind bekanntlich der griechischen Sache bald untreu geworden, wie Gogo, Kontelibas, Varnakiotis und Andere. Die übrigen Albanesen wandten ihre Waffen gegen die Griechen in Epirus, trieben diese über den Makronoros zurück, und unterwarfen sich der Pforte, machten sich aber die griechische Revolution auf jede Weise zu Nutze; Urquharts Werk enthält hierüber folgende beachtenswerthe Stelle: „Mit albanesischer Arglist vereitelten sie jede Maaßregel der Pforte, dem griechischen Kampfe ein Ende zu machen; Missolunghi hätte bei verschiedenen Gelegenheiten genommen werden können, aber die Speculation warf zu guten Gewinn ab, und sie nannten die Stadt ihren Saraf oder Bankier. Sie richteten sich so ein, daß sie jeden Plan des Großwessirs durchkreuzten, und endlich, nachdem sie auf drei Monate Sold im voraus empfangen hatten, verließen 8000 Mann Jussuff Pascha bei Lutraki, nach einem Versuch die Kriegskasse zu rauben. Bei dieser Gelegenheit rief die Pforte, wenn gleich höchst ungern, Mehemed Ali zu Hülfe." Urquhart berechnet, daß die griechische Revolution der Pforte 10 Mill. Pf. St. baares Geld an wirklichen Ausgaben oder verlorenen Einnahmen gekostet habe, wovon die Albanesen wenigstens dritthalb Millionen als Sold bezogen. Hiezu kommt noch, daß die Pforte die Albanesen hauptsächlich im Kriege gegen Griechenland verwendete, weil sie hoffte, daß dadurch Albanien geschwächt werden würde, nun ist aber der ganze Plan mißlungen, und nicht nur Griechenland nicht wieder unterjocht, sondern Albanien selbst noch widerspänstiger geworden.

Dieser Stand der Dinge erklärt es, wie kurze Zeit nachher das Schicksal des türkischen Reiches von der Besiegung des Aufstandes in Albanien abhing, und weßhalb man so furchtbare Mittel, wie die Niedermetzlung der albanesischen Beys bei Monastir ergriff, um sich aus der drohenden Lage zu retten. Die Verachtung, in welche die Pforte wegen ihres Unglücks gegen Griechenland gefallen war, machte den Eintritt in ihren Kriegsdienst unpopulär, auf der andern Seite wußte die große Zahl derjenigen, welche seit Ali Pascha's wilder Herrschaft und seit dem Beginn der griechischen Revolution das Waffenhandwerk ergriffen hatten, und auf einmal undeschäftigt waren, nicht, was sie anfangen sollten, und berieth sich über allerlei Plane, wovon einer dahin ging, sämmtliche Griechen in Albanien fortzuschleppen und als Sklaven zu verkaufen. Die griechischen Truppen standen nämlich damals drohend an der Gränze, und hinderten sie, Sold und Beute auf dem Kriegsschauplatz an der Donau zu suchen. Indeß traten bald Anführer auf, um welche sie sich sammelten, und der Ausbruch blieb noch einige Zeit verschoben.

Urquhart hat uns einen Blick in den Abgrund türkischer Intriguen und in den so hoffnungslosen Zustand des türkischen Reichs thun lassen, so wie in die Rolle, welche Albanien dabei spielte. Nach der Schlacht bei Navarin berief die Pforte den bekannten Reschid Mehemed Pascha zur Würde eines Rumili Walessi, oder Oberstatthalters der südlichen Türkei, um mit allem, was er Truppen in Rumelien und Albanien zusammenraffen könne, den Theil des griechischen Festlandes zu erobern, über welchen die Entscheidung der Londoner Conferenz noch ungewiß war, den aber die Griechen besetzt hatten. Alles war umsonst: der Geist der Feindseligkeit unter den Albanesen erhob sich immer lauter und heftiger; sie waren durch die Emancipation Griechenlands erbittert, und verachteten den Sultan, dessen Ansehen fast vernichtet war, namentlich durch die Furcht vor einem nahen Kriege mit Rußland. Es mißlang dem Pascha völlig, Truppen gegen Griechenland in Bewegung zu setzen, und gehöhnt und beschimpft mußte Reschid abziehen. Er ward abgesetzt, aber das Vordringen der Russen rief ihn wieder auf den Schauplatz. Arslan Bey, Pascha von Zeituni, hatte die Fahne des Aufstandes erhoben; Mustapha Pascha von Scodra, den man wohl den erblichen Pascha von Nordalbanien nennen konnte, hatte sich während des Kriegs mit den Russen eingelassen, die ihm mit einem Fürstenthum Albanien schmeichelten, und ihn dadurch bewogen, sie ungehindert den Balkan überschreiten zu lassen. Als er sich nach Abschluß des Vertrags von Adrianopel getäuscht sah, stand er auf dem Punkte noch auf eigene Faust gegen die Russen aufzubrechen, und nur mit Mühe hielt ihn die Pforte ab. Aber er und die übrigen mit ihm verbündeten Häuptlinge begriffen nun, daß sie sich gegen die langsame, aber sichere Rache der Pforte zu wahren hatten. Der Pascha von Bagdad, Daud, ward mit in den Bund gezogen, und Mehemed Ali schürte das Feuer durch Bestechungen — das Reich sollte von allen Seiten zugleich angegriffen werden. So standen die Sachen, als Reschid Pascha gegen Albanien aufbrach.

In diesem Lande gab es damals drei Partien, wenn man sie so nennen kann. Im Norden stand Mustapha, Pascha von Scodra, der sein Paschalik einem Siege seines Großvaters über den Großwessir verdankte und an der Spitze der Nordalbanesen, der Ghegs, sich befand, die eben so kriegerisch wie die Südalbanesen, aber noch halsstarriger und nicht daran gewöhnt sind, unter den Türken Dienste zu nehmen. Seine Stellung gegen die Pforte haben wir oben schon bezeichnet, und ihm konnte also nicht gleichgültig seyn, ob Südalbanien sich der Pforte vollkommen füge und seine harten Krieger sich in die regulären Truppen aufnehmen lassen. Seliktar Poda, Pascha von Janina, und Arslan Bey, Gouverneur von Zeituni, standen der Pforte feindlich gegenüber; sie gehörten zu den Resten der Partei Ali Pascha's, und verdankten ihr Ansehen großentheils den Reichthümern, die ihnen bei Ali Pascha's Untergang zugefallen waren. Gegen sie trat Veli Bey auf, der sich Janina's bemächtigte, aber der Streit zwischen ihm und Seliktar Poda war rein persönlicher Art, da Blutrache zwischen ihnen stand. Im Grund

Digitized by Google

wollten beide nichts als den Sold der Pforte, allein sie waren gleich entrüstet über die Bemühung des Sultans, ihnen innerhalb ihrer heimischen Berge einen Zwang aufzulegen, und besonders darüber, daß er sie zwingen wollte, in die regulären Regimenter zu treten und Beinkleider zu tragen.

Arslan Bey und seine Anhänger, 4000 an der Zahl, hatten in Thessalien gräulich gehaust. Reschid Pascha ergriff diese Gelegenheit, sich zum Beschützer der ackerbauenden Bevölkerung aufzuwerfen und erklärte Arslan Bey in die Reichsacht, — ein gefährlicher Schritt, denn jetzt mußte er Arslan Bey besiegen oder ganz Rumelien den Albanesen preisgeben. Seliktar Poda hatte Arslan Bey zum Aufstand angereizt, verließ ihn aber als die Sache gerade am günstigsten zu stehen schien: nun wurde dieser besorgt, und naherte sich Veli Bey, der ihn mit dem Großwesir aussöhnen zu wollen versprach. So folgten sie einer Einladung des Letztern nach Monastir, und als sie dort mit einem starken Gefolge angekommen waren, wurden sie bei einem angeblich ihnen zu Ehren veranstalteten, militärischen Schauspiel niedergemacht. Nun folgte rasch nach einander auch die Demüthigung Seliktar Poda's und hierauf die Mustapha Pascha's von Skodra, der mit 30,000 Ghegs gegen den Großwesir auszog, nachdem er die Südalbanesen einzeln hatte vorher überwältigen lassen.

Der Gang des Feldzugs zeigte deutlich, daß die Verzweigungen der albanesischen Insurrection ganz Macedonien und einen großen Theil von Rumelien umfaßt hatten, und daß es die höchste Zeit war, wenn nicht allgemeiner Aufruhr die Auflösung des türkischen Reichs herbei führen sollte. Aber nun war die zweite, noch größere Schwierigkeit zu beseitigen: der albanesische Thätigkeitsgeist mußte beschäftigt werden, oder er wandte sich bei der nächsten Gelegenheit wieder gegen die Pforte. Das einzige Ziel, das Reschid Pascha sich stecken konnte, war Mehemed Ali's Bezwingung, denn dieß war die Vorbedingung zur Wiederherstellung der Macht des türkischen Reichs, dessen innerste Grundlagen Mehemed Ali durch sein Gold und seine Intriguen untergrub. Aber Mehemed Ali durchschaute ihn: er erkannte, daß die Pforte, vom Krieg gegen Griechenland befreit, im erneuerten, vollständigen Besitz Albaniens, dieser Pflanzschule von Soldaten, und nach Bezwingung des Aufruhrs und der Anarchie, die sein Gold und seine List verlängert hatte, um den letzten Rest der Kräfte des Reichs aufzuzehren — er erkannte, daß der Sturm nun ihn treffen müsse, und eilte den Schlag abzuwenden, indem er den Kampfplatz ins Herz der Türkei verlegte. Aber der Großwesir brauchte wenigstens ein Jahr, um Albanien nach den heftigen Erschütterungen in Ordnung zu bringen, um Truppen auszuheben und zu organisiren; Mehemed Ali benützte diese Zeit, und Syrien war verloren, ehe noch Reschid ein Regiment abschicken konnte. Ehe er noch halb gerüstet war, wurde er berufen, geschlagene und entmuthigte Truppen zu befehligen und seine neu ausgehobene Mannschaft dem Feinde entgegen zu führen; seinen Fahnen folgten indeß Tausende der eben erst unterworfenen Albanesen, und als er an der Spitze seiner Schaaren in Konstantinopel einzog, lebten Muth und Hoffnung wieder auf. Aber die Erwartungen, die man hegte, wurden nicht befriedigt, und nach einem kurzen Glücksschimmer ging die Schlacht von Koniah verloren, und Reschid fiel in die Hand des Feindes. *)

Wir sind auf diese Ereignisse etwas umständlicher eingegangen, weil sie zeigen, von welcher Wichtigkeit Albanien im Systeme des türkischen Reichs ist: so wie die Sachen einmal stehen, kann die Pforte aus dem europäischen Theile ihrer Besitzungen, mit Ausnahme Albaniens, nur wenige Soldaten beziehen: sie kann keine Slawen und keine Griechen anwerben, aber von den Albaniern folgen Christen wie Mohammedaner ihren Fahnen. Als der Pascha von Skodra im Jahre 1284 ein Heer gegen Griechenland führte, bestand dasselbe aus Mohammedanern und Christen, so das letztere überwogen; sie folgen meist ihren Clanhäuptlingen mit blinder Anhänglichkeit, und sind diese gewonnen, so kann man auch auf ihre Leute mit Sicherheit rechnen. Wird, wie es allen Anschein hat, Albanien wieder aufgeregt, brechen diese harten Krieger aus ihren Felsschluchten hervor, geleitet von schlauen, höchst gewandten Anführern, woran kein Mangel ist, dann kann man wohl sagen, hat für das Reich der Türken in Europa die letzte Stunde geschlagen, und keine Macht der Erde kann die gänzliche Auflösung des Reichs mehr aufhalten.

(Schluß folgt.)

Der Friedhof von Bologna.

(Schluß.)

Die Kirche des Friedhofes, dem heil. Hieronymus geweiht, ist reich an alten Gemälden, Statuen, vergoldeten Stucco-Arbeiten, kostbarem Marmor und edlen Steinen. Ihre Mauern scheinen noch dieselben zu seyn, welche die Carthäuser in der Mitte des 14ten Jahrhunderts aufrichteten, und die von dem Bischofe von Bologna Giovanni de Naso aus Gallarate (in der Provinz Mailand) eingeweiht wurden. Die Architektur trägt, in schönen Verhältnissen, den Charakter des deutschen Styls, wie er zu Anfang des 15ten Jahrhunderts herrschte, an sich; eine besondere Erwähnung in dieser Kirche aber verdienen die Stände des Chors, die mit den berühmten eingelegten Arbeiten und Schnitzwerken prangen, welche der Bologneser Biagio Marchi im J. 1538 und Giovanni Battista Natali in Gemeinschaft mit Antonio Levati im Jahre 1612 ausgeführt haben.

Aus diesem herrlichen Tempel tritt man in andere Sanctuarien, wo einst die Mönche ihren besonderen Gottesdienst hielten, und welche gegenwartig zur Aufbewahrung einer Sammlung von Gemälden aus aufgehobenen Kirchen dienen.

Zu jener Abtheilung des Gebäudes, welche die Grabmonumente enthält, gelangt man durch ein dem Vestibul gegenüber befindliches Thor. Man tritt durch dasselbe zuerst in die Aula, worin die der frühesten Zeit, bis zum Ende des 13ten Jahr-

*) Es ist für die augenblicklichen Verhältnisse merkwürdig, daß schon Reschid Pascha in Unterhandlungen mit Ibrahim getreten seyn soll, um nach Konstantinopel zu marschiren, und den Seraskier Chosrew Pascha abzusetzen.

Digitized by Google

hunderts, angehörigen Monumente aufgestellt sind; hierauf folgen so viele Säle, als seitdem Jahrhunderte verliefen, jeder mit den Denkmälern seiner Epoche, und durch den Saal, worin die Väter ruhen, schreitet man dem letzten zu, der für unser Geschlecht bestimmt ist.

Die Carthäuser brachten, nach der strengen Regel ihres Ordens, ihr Leben meist in ihren abgeschlossenen Zellen zu, deren jede mit einem Gärtchen versehen war. Man vereinigte nun mehrere dieser isolirten Wohnungen, und erhielt dadurch einige regelmäßige Säle mit besonderen Gottesäckern, welche für die Geistlichen, die Nonnen, die Zöglinge der Waisenhäuser, für die Soldaten, die öffentlichen Beamten und die Bewohner der zur Stadt gehörigen Landgemeinden bestimmt sind. In einem anderen dieser Säle bewahrt man die Ueberreste der früheren Kirchhöfe; zahlreich sieht man daselbst in symmetrischer Ordnung die Gebeine und Schädel der Verstorbenen mit ihren Namen — worunter mehrere berühmte — bezeichnet, aufgestellt.

Noch stehen unserem Besuche andere geräumige Säle, gleichen Zwecken gewidmet, offen, welche durch weite Gänge und Hallen mit einander in Verbindung gesetzt sind. Der große Saal der Gräber, „delle Tombe" genannt, ward im J. 1816 nach der Zeichnung des Architekten Venturoli zu diesem Gebrauche hergestellt; in demselben sind an den Wänden, den Zellen eines Bienenstockes ähnlich, übereinander geschichtete Behältnisse angebracht, in welche die Särge von außen eingeschoben werden. Es gewährt daher dieser Saal einen Anblick, wie die Colombarien der Alten, in denen die Aschenkrüge der Verstorbenen aufbewahrt wurden. Ein anderer mit einem Vestibul versehener Saal, „delle Catacombe" genannt, erhielt kürzlich nach der Angabe des gegenwärtigen Baumeisters der Anstalt, Marchesini, seine Vollendung. Der Bestattung berühmter Männer ist ein dritter von Tubertini erbauter Saal gewidmet, während die Herstellung eines vierten im Werke begriffen ist. Die „Aula della Pieta" erhielt ihren Namen von den Bildwerken des Angelo Gabriello Pio, welche den todten Christus im Schooße der trauernden Mutter, und einen heil. Franciscus, der zu der Betrachtung des bittern Schmerzes der Gottesgebärerin einladet, darstellen. Mitten in diesem Saale ist eine, nach der sinnreichen Erfindung des erwähnten Venturoli im Jahre 1816 erbaute Stiege mit vier Stufenreihen angebracht, über welche man zu den nach Art der Katakomben eingerichteten Grüften hinabsteigt.

Hiemit sind, nebst dem bereits genannten eigentlichen Gottesacker und dem „Chiostro dei Monumenti," die Haupttheile dieses in der Welt einzigen Friedhofes angedeutet, zu welchem man von der Stadt Bologna aus durch eine ununterbrochene Reihe von Säulengängen (dem Porticato) gelangt; eben so ist auch die innere Verbindung in dem weitläuftigen Gebäude auf eine Weise angelegt, daß man die ganze Anstalt mit allen ihren verschiedenartigen Abtheilungen in einer fortlaufenden Reihe von bedeckten Gängen besichtigen und durchschreiten kann.

Der Säulengang des Chiostro, jener des Gottesackers, die inneren Säle und die offenen Hallen (loggini) sind mit Gräbern angefüllt, die sich in zwei Classen abtheilen. Die erste besteht aus prächtigen, großentheils den alten Adelsgeschlechtern gehörigen, Grabmonumenten: diese wurden an den Wänden, den Bogenöffnungen gegenüber, errichtet. Einige hievon sind gemalt, andere in Marmor, die meisten in Scagliola gearbeitet, und fast alle, ausgezeichnet in Erfindung und Ausführung, von lebenden Künstlern Bologna's verfertigt; nicht wenige ehren das Andenken von Personen, die sich durch Tugend, Ehrenstellen und Gelehrsamkeit im Leben auszeichneten. Der zweiten bescheideneren Classe reihen sich die engen Behältnisse in den Sälen oder an der äußern Begränzung der Säulengänge an, welche nur eben der für einen Leichnam nöthigen Erde und einem einfachen Grabsteine Raum gewähren.

Wie sich alle Künste freundlich die Hand reichen, um aus dieser Stätte des Todes ein Mausolenm des Jahrhunderts zu bilden, so durfte auch die Kunst des Wortes nicht fehlen, welche, an der Pforte irdischer Vergänglichkeit, das Andenken vergehender Geschlechter den kommenden Zeiten, wie es sich ziemt, in kurzem, klarem und würdevollem Ausdrucke überliefert. Die Inschriften des Epigraphisten Schiassi, des gelehrten Professors der Alterthumskunde, welcher die Sprachen des alten und des neuen Latiums mit gleicher Gewandtheit schreibt, gehören, ihrer Classicität wegen, zu den seltenen Vorzügen des Friedhofes von Bologna, und ihr Verfasser, ein würdiger Nacheiferer Morcellis und Lanzi's, theilt nur mit dem k. k. Hofepigraphisten, Dr. Labus aus Brescia, den europäischen Ruf eines der ersten Lapidaristen der Mitwelt.

Dieß sind die Umrisse zur Beschreibung des großartigen Museums der Vergangenheit, das uns Bologna's Friedhof darbietet; sie würdig zu beschließen, scheint nichts geeigneter, als die Erinnerung an jenen Tag, welchen die Kirche dem Andenken der Verstorbenen weiht. Dann regt sich plötzliches Leben in der sonst so stillen Todtenstadt; die Gräber scheinen aufgethan, und zahlreich pilgern die überlebenden Freunde und Verwandten dahin, der Vorausgegangenen an dem Grabe, das ihre Hülle umschließt, betend zu gedenken. Von tausend Kerzen magisch beleuchtet, treten längs den Säulenhallen die Denkmäler gleich Altären in ihren schärfsten Umrissen hervor, und gewähren, mit den in frommer Andacht vertieften oder feierlich über das weite Todtenfeld dahin schreitenden Besuchern, den Anblick eines endlosen von dem Bogen des Himmels überwölbten Gotteshauses, in welchem die lebende Menschheit, der Vergangenen in Wehmuth gedenkend, sich ernst und würdig zum gleichen Schicksale in naher Zukunft vorbereitet.

Signalinstrument für Dampfschiffe. Capitän George Smith von der englischen Marine hat ein Instrument erfunden, das von der Annäherung und Richtung eines Dampfschiffes bei nebligem Wetter Nachricht gibt. Es besteht in einem Gong, woran ein Hammer angebracht ist, der durch einen sehr einfachen Mechanismus eine gewisse Anzahl Schläge auf den Gong gibt, je nach der Richtung, welche das Schiff einschlägt. Die Lage, die Richtung und die Nähe eines Schiffes können genau und deutlich jedem herankommenden Schiff angezeigt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 273.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 September 1839.

Eine Fernsicht in der Brianza.

(Aus C. Cyorniys italienischen Skizzen.)

Mit vollem Rechte nennen die Länderbeschreiber Italien den Garten von Europa, mit nicht minderem die Lombardie den Garten Italiens und das höchst anmuthige Hügelland der Brianza den Garten der Lombardie. Woher kommt es, daß diese von den Einheimischen viel besuchte Gegend im Auslande noch nicht den ihrer reizenden Lage unstreitig gebührenden Ruf erlangt hat? Dieß mag in einer zweifachen Ursache seinen Grund haben, in einer nationellen und in einer localen. Der Italiener gibt sich mit feuriger Seele dem vollen Eindrucke des Augenblickes hin, er bemüht sich nicht, ihn festzuhalten, und überläßt es jedem Andern, sich ihn auf gleiche Weise zu verschaffen; der Deutsche hingegen genießt nicht sowohl für sich, als für seine Freunde, Bekannten und die lesende Welt, welcher er mit umständlicher Treue von dem Genossenen Rechenschaft ablegt, nicht ohne am geeigneten Orte geschichtliche, antiquarische, naturhistorische und andere derlei Bemerkungen und Citate einzuflechten — kurz der Italiener genießt, der Deutsche beschreibt. Ebenso verfehlt der Umstand seine Wirkung nicht, daß die Brianza bis zur neuesten Zeit von keiner der Hauptstraßen berührt ward, auf welchen die länderdurcheilenden Touristen nach der von den Reisehandbüchern vorgezeichneten Marschroute die Schönheiten unsrer Halbinsel aufsuchen. Dieß wird freilich nun anders werden, da die großartige Militärstraße, welche in nicht ferner Zeit die Haupteinbruchstation nach Italien werden dürfte, den schönsten Theil jenes Hügellandes durchschneidet.

Wie bekannt, fällt die Hochterrasse der Alpen nach einem kurzen Uebergange sanft sich verflächender Hügel, die meist in der Richtung von Norden nach Süden streichen, in die lombardische Ebene ab, welcher Uebergang in der beschränkten Ausdehnung von der untern Basis des Comersees zwischen Como und Lecco bis zu dem nach Monza reichenden Winkel den etwa 15 italienische Meilen in der Länge und Breite umfassenden Landstrich der Brianza bildet. Vielfach verzweigte Höhenzüge, von Osten nach Westen sich neigend und verkürzend, füllen diesen Landstrich aus, und verlieren sich in das Mailänder Flachland, in welches einer der mittlern Höhenzüge, in einen kegelförmigen Hügel auslaufend, weiter als die andern hervortritt. Dieser auf drei Seiten gegen die Ebene zu abfallende Hügel, „Montevecchia" genannt, trägt auf seiner Spitze ein Oertchen mit einer Wallfahrtskirche, von deren Plateau man eine der umfassendsten und lieblichsten Fernsichten genießt. So weit das Auge reicht, schweift der freie Blick über die unermeßliche Ebene Oberitaliens von der französischen Granze, wo der Appennin sich von den Alpen trennt, bis wo die Erdkrümmung gegen die Romagna zu den Horizont begränzt, und findet irrend seinen Ruhepunkt nur an den eisbedeckten Alpenwänden, die in unabsehbarer Linie und immer wechselnden Formen mit den weit hingestreckten Appenninen das erhabene Landgemälde schließen. Zunächst sieht man zu seinen Füßen das reichste, fruchtbarste und cultivirteste Land Europa's, die Lombardie mit ihrer Ebene, ihren Hügeln und Bergen, ausgebreitet; alles, was dieses von der Natur mit jeglichem Reize und Vorzuge ausgestattete Gartenland der Bewunderung des Besuchers würdig macht, seine anmuthige Lage, die Ueppigkeit des unerschöpflichen Bodens, der die mannichfachsten Erzeugnisse hervorrufende Anbau durch die wärmende Sonne und die kluge Benützung des Wasserreichthums zum höchsten Flore gebracht, die Wohnungen der dicht gedrängten, verständigen und emsigen Bevölkerung, alles dieß vermag man mit Einem Blicke zu umfassen. Wir sind in der zweiten Hälfte des Monats October; während jenseits der Berge die erschöpfte Natur bereits von der schweren Mühe der ihr abgerungenen Erzeugung auszuruhen beginnt, wirkt hier, wie im leichten Spiele, ihre nimmer ruhende Schöpfungskraft fort, und zaubert uns, nur im Wechsel der mannichfachen von ihr gespendeten Früchte sich erholend, im Spätherbste einen neuen Frühling hervor. Die zahllosen, Berg und Feld zum Walde umgestaltenden Maulbeerbäume prangen eben im saftigen Grün ihres zweiten Blätterschmuckes, durch welche nur hie und da ein lichter Wiesengrund oder die schwarze Gartenerde des neubestellten Ackers verstohlen durchblickt; dazwischen ranken sich in endlosen Reihen die hellen Rebenzüge, von der Traubenfülle strotzend, über Feld und Thal bis zu den Spitzen der Hügel hin, auf deren Kämmen das glänzende Laub der Castanien-

Digitized by Google

bäume sich zum Busche zusammendrängt, während in Höhe und Fläche riesige Wallnußbäume mit ihren ausgebreiteten dunkeln Blätterkronen die lebendige Färbung der Landschaft erhöhen. Und dieses mildfreundliche Bild erhält erst seinen wahren behaglichen Charakter durch die tausend und tausend Wohnungen, welche, als Wahrzeichen menschlicher Herrschaft in den weiten Raum gesäet, dem Blick von allen Seiten gastlich entgegenwinken. Wer nennt sie alle die unzähligen Häusergruppen, Oertchen, Dörfer und Gemeinden, welche vom fernsten Horizonte her, dicht gedrängt gleich den hellen Perlen des Morgenthaues von der Frühsonne beleuchtet, aus dem grünen Meere emportauchen! Ueberall blicken die Spuren menschlichen, von der gütigen Natur überreich gesegneten Fleißes und ruhigen Genusses entgegen. Ein Ort reicht durch seine zerstreuten Häusermassen dem andern freundlich die Hand, allenthalben erheben sich aus der üppigen Umgebung, leicht und luftig emporsteigend, die schlanken, zierlichen Kirchthürme, vornehm bequem dehnen sich auf den Rücken der Höhen und in weiter Feldmark die prachtvollen Villen der Grundherren aus, und bescheiden bergen sich hinter das dunkle Laub die farblosen Wohnungen der Landbauer, eben jetzt mit der hellgelben Frucht der eingebrachten Maisernte ausstaffirt. Noch in weiter Ferne, wo die dichte Luftschichte schon das Land verhüllt, verwandelt sich, läßt man den Blick verweilend haften, der Nebelstreif allgemach in eine belebte, farbenreiche Landschaft, ein heller Punkt tritt nach dem andern, als froher Gruß von fernem Orte her gesendet, aus dem Dunkel hervor, und noch dort, wo das Bild dem matten Auge sich entrückt, zeigt im Dämmerlichte ein nach dem Himmel strebender Thurm, wohin dein letzter Blick sich richten soll.

Aber nicht nur die ländlichen Wohnungen breiten sich nach allen Abstufungen auf der weiten Matte aus; aus der Mitte der Häusergruppen, da wo sie, einander näher rückend, zu einem dichten Kerne sich zusammendrängen, ragen die volk- und geldreichen Städte, einst die Beherrscher und noch immer die Eigenthümer des Landes prunkend hervor. Die Mehrzahl der lombardischen Städte, ihrer sieben, bieten sich dem Auge dar, mannichfache Erinnerungen in der Brust des Beschauers anregend. Zu den Füßen liegt die Stadt des Hügellandes, Monza. Weiterhin erhebt sich aus dem Häusermeere von Mailand der freundlich behaglichen Hauptstadt Oberitaliens, der alle Gebäude weit überragende Riesendom, mit St. Peter das großartigste und kostbarste Denkmal moderner Kunst und Willenskraft. Verlassen wir die Hauptstadt, welche die Mitte unsrer Landschaft — ihres einstigen Gebieters — ziert, so gewahren wir in gleicher Richtung, doch mehr im Hintergrunde, die Thürme der alten, longobardischen Königsstadt Pavia, im Mittelalter die thurmreichste aller Städte,*) nun als die tessinesische Minerva der Sitz der lombardischen Gelehrsamkeit. Näher zur Linken liegen als Hauptorte eines fetten, auf das höchste angebauten, wiesenreichen Gebietes, dessen Erzeugniß — der Parmesankäse — unter fremden Namen in allen Ländern Europa's bekannt und gesucht ist, die beiden Städte Lodi und Crema, und über ihnen hinaus ragt am Horizonte der Torrazzo von Cremona, eines der sieben Thurmwunder Italiens *) empor. Die Runde beschließend, winkt im Osten von einem der nahen Vorberge jenseits der Adda die älteste Stadt Oberitaliens, im Dunkel vergangener Jahrtausende von den Orobern erbaut, das hügelkrönende Bergamo einladend herüber. So weit aber auch das Auge über die lombardischen Gefilde schweift, so wird doch der freie Blick nicht durch die von Menschenhand gezeichnete Landesgränze eingeengt. Denn selbst jenseits des Tessins erblickt man als achte Stadt das früher lombardische Novara, ja es glänzt noch weit im Westen, vom Strahl der hellen Morgensonne erleuchtet, über dem Nebeldunste, als ob sie zwischen Erd' und Himmel schwebte, die Fürstengruft des sardinischen Königshauses, das auf einem Berge nächst Turin gelegene prachtvolle Stift der Superga.

*) Im eilften und zwölften Jahrhundert herrschte die Mode, Thürme an den Häusern, sowohl zur Vertheidigung als zur Zierde anzubringen, und man zählte damals in Pavia deren 525.

Albanien und die Albaneser.

(Schluß.)

Man hat bis jetzt die Wichtigkeit Albaniens unterschätzt; man sah in demselben nichts als eine ewig unruhige türkische Provinz, und verkannte, daß sie die einzige europäische Provinz sey, die dem Reiche noch eine nachhaltige Kraft verleihen könne. Selbst seine numerische Stärke hat man auf eine lächerliche Weise unbeachtet gelassen. Das Conversationslexikon und seine Nachbeter gibt die Zahl seiner Einwohner auf 300,000 Menschen an, während die bloße Aufzählung der Bevölkerung in den bedeutenderen Städten schon die Hälfte dieser Zahl gibt, und Mustapha Pascha allein 30,000 Ghegs und Mirditen — eine Unterabtheilung der ersten, deren Zahl freilich übertrieben auf 250,000 Seelen angegeben wird, **) — gegen den Großwessier ins Feld führte. Man dürfte die Anzahl der Einwohner mit einer Million wohl kaum viel zu hoch anschlagen, und unter diesen sind wenigstens drei Viertheile ächte Albanesen. Rechnet man hiezu noch die 500,000 Wlachen in Albanien, Thessalien, Macedonien und Rumelien, die durch ihre Stammverwandtschaft immer zu den Albanesen hingezogen seyn werden, die allenthalben zerstreuten Ansiedlungen der Albanesen bis tief in Thracien hinein, wo man häufig selbst auf den Karten ein Arnaut-Kiöi (Arnautendorf) findet, die 400,000 Albanesen im Königreich Griechenland, die noch bis auf diesen Tag nicht das Romäische, sondern das Schkypi reden, so darf man das Ganze wohl ohne alle Uebertreibung auf zwei Millionen anschlagen, und daß sie sich vor allen andern Bewohnern des türkischen Reichs durch kriegerischen Sinn auszeichnen, bedarf

*) Der St. Marco in Venedig, der Ghirlandajo am Dome zu Modena, die schiefen Thürme Asinelli und Garisenda, ferner ein Thurm in Florenz, und der bekannte in Pisa bilden mit dem obigen die sette rinomate torri dell' Italia.

**) Ihre Hauptstadt ist Croia; sie sind katholisch, und ihre Priester üben einen überwiegenden Einfluß über sie aus.

Digitized by Google

wohl keines Beweises.*) Die Schilderung ihrer Kriegsweise gleicht auffallend der der Hochschotten des vorigen Jahrhunderts, mit denen sie überhaupt auch in ihren Clanverfassungen manche Aehnlichkeit haben; noch im letzten Kampfe mit dem Großwessier warfen die Ghegs ihre abgeschossenen Gewehre auf den Rücken, und drangen mit der blanken Klinge auf ihre Gegner ein. Man kann den Serben Tapferkeit nicht absprechen, aber gewiß ist, daß die Albanesen im Allgemeinen mehr soldatischen Muth zeigen. Ihnen fehlt ein Anführer, und wenn in der jetzigen Krise der Türkei ein Mann von Muth und politischer Umsicht an ihre Spitze treten sollte, so gehört Thessalien und Macedonien dem alten Stamme, wie einst vor 2000 Jahren, ehe das Griechenthum in diese Länder eindrang.

Bis jetzt haben sich die Albanesen nie durch Bildung ausgezeichnet, eine natürliche Folge ihrer politischen Lage: Cultur wurde ihnen gebracht von Griechen, von Römern, von Türken, aber es war stets eine fremde Cultur und noch dazu im Gewande fremder Sprache: im Volke konnte dieß demnach nicht wurzeln. Rechnet man hiezu den innern Zustand Albaniens selbst, in ewige Kriege nach innen und außen verwickelt, so begreift es sich leicht, daß keine eigenthümliche Cultur so leicht sich entwickeln konnte. Sie ist eine Frucht politischer Freiheit und Selbstständigkeit, und diese hat Albanien stets nur kurze Zeit, und nie unbestritten besessen. Jetzt geht vielleicht mitten unter den Stürmen des zusammenbrechenden türkischen Reichs eine neue Zeit für sie auf. Nicht mehr wird die Macht der Türken Macedonien und Thessalien vor ihren Einbrüchen schützen können, bald werden sie sich über die üppigen Thäler und Triften dieser Länder ergießen, und wie man durch das Einströmen der Albanesen in Athen selbst genöthigt war, albanesische Tribunale in der neuen Hauptstadt Griechenlands zu errichten, so wird auch in Thessalien und Macedonien albanesisches Leben sich entfalten, und an die Stelle der abziehenden Türken wird bald der Albanese als Gebieter, als Soldat, wie als Hirt und Ackerbauer treten. Hier liegt die Zukunft des albanesischen Volks. Manche glauben, das Griechische, als die gebildetere Sprache, werde das rohe Albanesische verdrängen und überwaltigen, und Griechenland werde wieder griechisch reden, wie vor alter Zeit, aber diese Erwartung möchte schwerlich in Erfüllung gehen: auf der einen Seite sind die Griechen zu schwach an Zahl, und somit möchte ihnen kaum gelingen, was seiner Zeit den Römern und dem griechisch-römischen Reich nicht gelungen ist, andererseits wird die Einwanderung von Albanesen in Griechenland schwerlich aufhören, und dann muß das Gewicht der Zahl am Ende für sie entscheiden. Fallmerayer sagt bei Gelegenheit der systematischen Colonisirung durch den oben erwähnten Rainerio Acciajoli am Ende des 14ten Jahrhunderts: er dehnte das albanesische Colonisationssystem auch über Attika und Böotien aus, wo sich dieses Volk bis auf den heutigen Tag rein und unvermischt erhalten hat, etliche Dörfer in Böotien und die beiden Städte Theben und Athen ausgenommen, deren Bevölkerung beim Ausbruche des letzten Aufstandes ein Gemisch aus allen vier Himmelsgegenden war, in welchem jedoch das albanesische Blut als wesentlicher und in den untern Classen überwiegender Bestandtheil hervorragte. Im gegenwärtigen Augenblick ist Athen, die Hauptstadt des neuen Königreichs, noch viel albanesischer, als vor dem Aufstande, weil die albanesische Bevölkerung nach Austreibung der verhaßten und gefürchteten Osmanlis jetzt in großen Haufen vom Lande in die Stadt eingedrungen ist." Griechenland ist, von allen Formen abgesehen, nichts als eine noch unvollständige Colonie Albaniens, die aber durch Zuziehung neuer Colonisten jeden Augenblick vervollständigt werden kann. Da man Fallmerayer stets bezichtigt, daß er in seinen Angaben hinsichtlich des Untergangs der alten Griechen, so wie des Ueberwiegens der Albanesen übertreibe, so wollen wir aus den Researches in Greece von Leake, den gewiß Niemand einer Abneigung gegen das Hellenenthum bezichtigen wird, eine Stelle ausheben. „Die bedeutendsten albanischen Colonien sind die in Griechenland und Morea; sie nehmen die meisten Dörfer in Böotien, Attika und Argolis ein, und haben in den gebirgigen Strichen von Elis und Lakonia zwei kleine Districte ganz eingenommen. Die Albanier Griechenlands behielten ihre Nationalkleidung, vergaßen aber allmählich ihre Nationalsprache, und ihre Züge sind durch Vermischung mit den Griechen schon so verwischt, daß die illyrische Physiognomie kaum mehr zu erkennen ist. Die Insel Hydra, die blühendste Handelsgenossenschaft in Griechenland, ist von einer albanesischen Colonie aus Argolis eingenommen worden aber sie sind von den andern Eingebornen des Archipels kaum mehr zu unterscheiden. Die Bauern Attika's sind die, welche die stärksten Züge ihres Ursprungs behaupten, und noch am meisten ihre Muttersprache sprechen, welche bei den Albaniern Morea's großentheils verschwunden ist." Darüber ist nur zu bemerken, daß das Romaisch-Griechische eine Art Lingua Francæ für diese Länder ist, und daß die Männer nicht bloß in Moreæ und auf Hydra, sondern auch im eigentlichen Schkipetarenlande selbst, in Albanien, dasselbe sprechen, namentlich an den Küsten, wo es ihnen für den Verkehr hauptsächlich nothwendig ist. Auf Hydra selbst, dessen männliche Bevölkerung sammtlich griechisch spricht, wird in den Familien durchaus nur schkipetarisch gesprochen. In Attika und Böotien aber hat das Landvolk das Romäische noch nicht einmal so weit gelernt, um sich dem Fremden verständlich zu machen. Alle Umstände lassen vermuthen, daß seit Ausbruch der griechischen Revolution sich die Schkipetarenbevölkerung Griechenlands noch vermehrt hat, und wie wird es in Zukunft gehen, da die türkische Regierung Griechenland nicht mehr vor den rauhen Söhnen Albaniens schützen kann?

Im Osten scheint der Ausbreitung des Schkipetarenstammes kein wesentliches Hinderniß im Wege zu stehen, denn schon hat er die gegen Macedonien sich öffnenden Bergthaler eingenommen, und wird bei erster Gelegenheit mehr in die Ebenen hinabsteigen. Ein bedeutenderes Hinderniß steht ihm in Norden und Nordosten von den Bosniern und Montenegrinern entgegen. Die Ghegs selbst, die von Berat bis an die Gränzen

*) Nicht nur die Türkei, auch Neapel selbst hat in neuerer Zeit albanesische Truppen im Solde gehabt, und bekanntlich finden sich auf der Ostküste von Neapel noch mehrere nicht unbedeutende albanesische Colonien; auch in Sicilien sind einige.

Digitized by Google

von Bosnien und Montenegro hin wohnen, reden zwar noch einen Dialekt des Schkypi, aber sie sind stark mit slawischem Blute gemischt; hier tragen Christen — meist Lateiner — wie die Mohammedaner Waffen, und halten sich das Gleichgewicht, aber das Volk ist viel stumpfer und viel minder intelligent als die Südalbanesen. Indeß ist das Land im Allgemeinen wenig bekannt; in manchen Districten, wie z. B. in dem von Antivari, leben Albanesen und Slawen in einzelnen Dörfern neben einander. Ein besonderer Haß der Slawen und Albanesen scheint sich nicht kund zu geben, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil beide oft genug feindlich gegen die Pforte auftraten, und kein Theil dem andern zu wehe thun wollte. Nur gegen die ganz christlich gebliebenen Montenegriner gab sich, namentlich unter den vornehmern Albanesen, eine stärkere Abneigung kund, und seit der Zeit, wo Rußlands Einfluß unter den slawischen Bevölkerungen der Türkei mehr und mehr sich kund gab, finden wir blutige Kampfe der Paschas von Skodra mit den Montenegrinern aufgezeichnet. Wie die Verhältnisse dort noch sich entwickeln werden, läßt sich auf keine Weise voraussehen. Die Hauptangriffe gegen Montenegro fanden indeß, wie früher so auch in den neueren Zeiten, nicht von Süden, d. h. von Albanien her statt, sondern von der Herzegowina aus, und wenn der Pascha von Scutari feindlich gegen sie auftrat, so endete der Kampf gewöhnlich ohne große Entscheidung.*) Die Albanesen und Türken richteten im Gebirge nichts gegen die Montenegriner aus, und die letztern konnten in der Ebene nichts unternehmen, ohne durch die feindliche Reiterei überwältigt zu werden.

Diese Stellung der Albanesen ist für die Zukunft von großer Bedeutung: im Süden, nämlich von Griechenland her, wo ihre Landsleute überwiegen, haben sie nichts zu fürchten, in Thessalien und Macedonien haben bisher nur die Türken ihre Ausbreitung gehindert, im Norden werden die christlichen Slawen Montenegro's ihnen aus Mangel an Reiterei nie etwas anhaben, und nur ihre Stellung gegen die Bosnier könnte schwierig werden. Aber mit den Einflußreichsten dieses Volkes sind sie durch die Religion verbunden, und durch gleiches Interesse gegen die Pforte und gegen auswärtige Mächte. Alles läßt demnach erwarten, daß sie fortschreiten werden auf der Bahn politischer Macht, und die Schule, welche ein großer Theil ihrer Anführer unter den türkischen Staatsmännern gemacht hat, wird sie schnell vorwärts führen, wenn die Stunde der Zertrümmerung des türkischen Reichs schlägt, an welcher Mehemed Ali so emsig wie je arbeitet.

*) Im Jahre 1796 indeß wurde Mahmud, Pascha von Skodra, total geschlagen, und blieb selbst auf dem Platze.

Aphoristische Bemerkungen aus den Verhandlungen der „brittischen Association" zu Birmingham

Mechanische Section.

Ein Hr. Hawkins berichtete über Holzpflasterung, wobei aber das Holz in verticaler Richtung gestellt werden müsse. Die Sache hat in neuerer Zeit ein bedeutendes Interesse gewonnen, indem seit einem Jahre 12 Patente darauf genommen wurden. „Ich habe," sagt derselbe, „in den Jahren 1827 bis 1831 in Wien die Wirkung beobachtet, welche ein starkes Fahren über ein Holzpflaster in einer der Hauptdurchfahrten hervorbrachte, und bemerkte, daß es weniger leidet, als irgend ein anderes Pflaster. Nachfragen, die ich über ein Holzpflaster in der Hauptstraße von New-York anstellte, gaben dasselbe Resultat. Ich glaube deßhalb, daß Straßen, die aus gesundem Holz in verticaler Richtung gestellt, gebaut sind, so eben gemacht werden könnten, daß Dampfwagen darauf so sicher und fast eben so schnell fahren, und daß Pferde auf derselben die gleiche Last ziehen könnten, wie auf Eisenbahnen. Die Regeln, die man dabei beobachten muß, sind, daß das Holz aus dem Herz gesunder Baume, namentlich Lärchen und andern harzhaltigen Pinien, genommen, daß die Blöcke sehr genau geschnitten werden und völlig aneinanderpassen, und daß die Tiefe der Blöcke wenigstens anderthalbmal so groß als ihre Breite sey.

Hr. Scott Russell las eine Abhandlung „über das am meisten ökonomische Verhältniß der Dampfkraft zum Tonnengehalt in Dampfschiffen." Diese Frage bietet viele Schwierigkeiten. Wenn man viel Waaren laden will, was gewöhnlich der Fall ist, so macht man die Maschine klein, damit sie wenig Raum einnehme. Nach dem Grundsatz, daß ein geringes Verhältniß von Dampfkraft zum Tonnengehalt nützlicher sey, ist man lange verfahren. Bei Fällen, wo Geschwindigkeit absolut nothwendig war, hat man freilich die Maschine größer gemacht, jedoch gefunden, daß der vermehrte Kohlenverbrauch mit dem Gewinn an Geschwindigkeit nicht im Verhaltniß stand, so sehr, daß man mit dem vierfachen Kohlenaufwand kaum die doppelte Geschwindigkeit erzielte. Demnach glaubte man besser zu thun, aus Sparsamkeit ein geringes Verhältniß der Dampfkraft zum Tonnengehalt anzunehmen. Dagegen hat Dr. Lardner, der bekanntlich um die Dampfschifffahrt sich viele Verdienste erworben hat, durch die Untersuchung der Register mehrerer Dampfboote von verschiedenen Gesellschaften über den Kohlenverbrauch gefunden, daß sie im Ganzen durch Anwendung hoher Dampfkraft und großer Schnelligkeit gewonnen hatten. Hr. Russel kam auf den allgemeinen Satz hinaus, „daß bei der Dampfschifffahrt auf offener See, wo man widrigen Winden ausgesetzt ist, ein gewisser Grad von großer Geschwindigkeit und hoher Dampfkraft sich mit weniger Aufwand an Kohlen und von Raum erreichen läßt, als eine geringere Geschwindigkeit mit weniger Dampfkraft." Hr. Russel bemerkt ausdrücklich, daß dieß nur bei langen Seereisen gelte, in Fällen aber, wo man keinen widrigen Wind zu befahren habe, sey eine erhöhte Dampfkraft in der Regel nur eine vermehrte Ausgabe.

Dr. Lardner theilte einen Bericht über seine Untersuchungen mit, welchen Widerstand die atmosphärische Luft und die Friction dem Fortgang der Wagen auf den Eisenbahnen entgegensetzt. Seine Ansichten, die manchen Widerspruch fanden, scheinen indeß noch nicht recht zur Reife gediehen, ein allgemeines Resultat finden wir wenigstens nicht mitgetheilt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat September und Intelligenzblatt Nr. 9.)

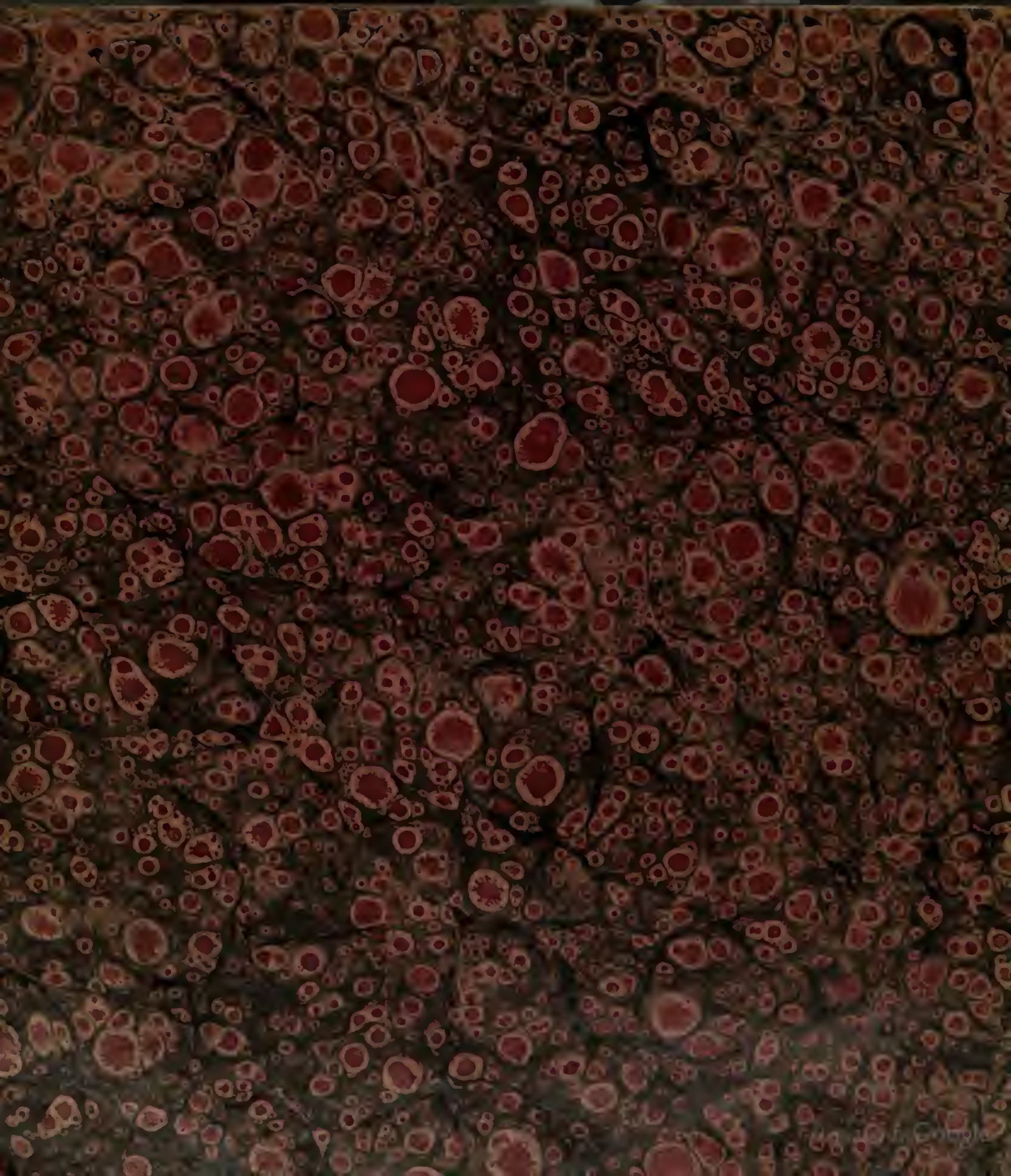
Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 939 164

AP
30
.A88
[V.12]
no.182-
273
1839
Jul-Sep

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google